



Im Dämmerlicht.

Frei nach dem Englischen von Gräfin T. A. S.
(Nachdruck verboten.)

Es nebelte — der kalte graue Nebel eines Dezembertages lag auf den ärmlichen Häusern von Wattinglow. Gerade vor einigen Minuten hatte der Zug in London an der abgelegenen kleinen Station gehalten und war dann weiter gefahren, seine Passagiere in belebtere, interessantere Gegenden führend.

Der Wirt des kleinen Gasthauses „Zur Krone“ seufzte hinter seinem Schenktisch und band seine reine Schürze wieder ab, welche er jeden Abend vorband für den Fall, daß Gäste aus London mit dem Zuge kommen könnten. Aber das „fliegende Wunder“ war auch heute wieder weiter gefahren, ohne anscheinend einen Gast gebracht zu haben.

Als die Eisenbahn gebaut wurde, hatte Mr. Laslins aus Bristol gehofft, durch die Eröffnung eines Gasthauses in Wattinglow gute Geschäfte zu machen, aber ach, es war nur selten, daß sich ein Mensch herüber verirrete, und dieses verächtliche Unternehmen verbitterte das Gemüt des Mannes.

„Ich wiederhole nochmals, wie ich es schon oft gesagt habe,“ brummte der Wirt seiner Ehehälfte zu, welche im Nebenzimmer die Kinder zu Bett brachte, „in diesem elenden Loch ist nichts, was die Menschen anlockt! Es hat keinen Handel, keine schöne Gegend, es hat nicht einmal einen großen Landstich, der die Neugierde der Reisenden reizt. Und heute —“

Sein Gespräch wurde unterbrochen durch eine Erscheinung, welche in die offene Tür trat. Es war ein junger Mann in einem dicken braunen Mantel, der ihm bis auf die Hüfte reichte. Der Mantel war nicht zugeknöpft, und man sah ein

schweres blau und weiß gestreiftes Halstuch, welches ganz lose um den Hals des Mannes geschlungen war. Das Gesicht war edel und feingeschnitten, mit flugen Augen und hellbraunem Haar. — Er trug eine Reisetasche in der rechten Hand, und in der linken hatte er eine Zigarre. Hinter ihm stand ein Gepäckschlepper, oder richtiger gesagt, der Gepäckschlepper von Wattinglow mit einer Karre, auf welcher mehrere Gepäckstücke sich befanden.

Der Wirt sprang

erstaunt und dienstfertig auf den unerwarteten Gast zu. Der junge Mann blickte ihn forschend an und fragte mit wohl-lautender Stimme:

„Können Sie mir etwas Näheres über den Ort hier in der Nähe sagen, der Abbot's Tarn heißt?“

Mr. Laslins trat einen Schritt zurück und legte die Hand an die Stirne. Wollte der Mann den Weg dorthin wirklich wissen, vor allen Dingen, den Weg nach Abbot's Tarn?

„Es gibt einen Ort, dieses Namens, Sir — ein Haus, welches so heißt — vielleicht sieben Meilen von hier.“

„Sieben Meilen von hier! Ach!“ Der Herr warf einen Blick auf sein Gepäck und schien durch diese Nachricht sehr enttäuscht. „Es ist sonderbar,“ sagte er, „daß niemand hier ist, mich abzuholen!“

Der Wirt sah ihn an, als ob er glaubte, er habe den Verstand verloren.

„Erwarten Sie denn jemanden aus Abbot's Tarn, Sir?“ fragte er spöttisch und erstaunt zugleich.

„Nun, Menschen, die sieben Meilen von der Station entfernt wohnen, lassen gewöhnlich ihre Gäste abholen — wenigstens in Australien ist das so Sitte. Wie es hier zu Lande ist, weiß ich nicht.“

Nach einer kleinen Pause fragte der Wirt ganz erstaunt: „Hatten Sie die Absicht, dort zu bleiben, Sir?“

„Ja, ich bin dort eingeladen, denn ich bin Mr. Gwynne's Nefte.“

Dieses Faktum war so überwältigend, daß er keines weiteren Kommentars bedurfte, Mr. Laslins wartete nur darauf, was der Fremde ihm nun wohl mitteilen würde.

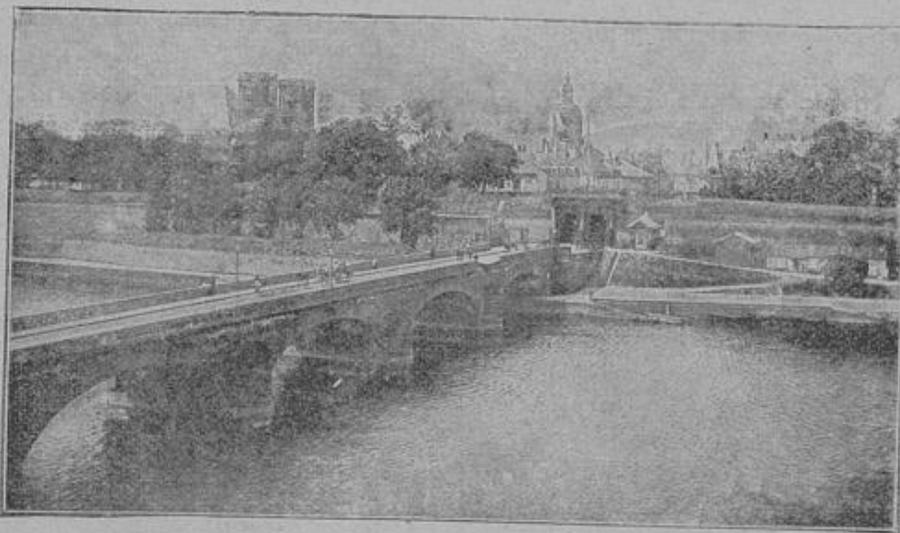
„Wie ist denn der Weg?“ fragte Mr. Gwynne's Nefte unmutig und stellte seine Reisetasche auf die Bank.

„Während der ersten fünf Meilen gut, Sir.“

„Und dann?“

„Dann wird er sehr schlecht, denn die letzten Meilen führen über Gwynne's Eigentum.“

Diese Nachrichten lauteten nicht sehr verlockend. Andrew Gwynne ging zur Türe und blickte hinaus, ein tiefer Schneeschmutz bedeckte den Weg, ein kalter Regen fiel hernieder mit Eistüpfchen vermengt. Aber im Westen waren die Wolken heller und das war dem jungen Mann ein Zeichen, daß in zwei Stunden der Mond aufgehen würde.



Die Moselbrücke in Diedenhofen.

„Können Sie mir ein Fuhrwerk besorgen?“ fragte er.
 Keine Antwort erfolgte. Er blickte sich um, der Wirt drehte verlegen eine Serviette um seine Hand.
 „Haben Sie nicht irgend einen Wagen?“ wiederholte der junge Mann seine Frage.

„Ja, Sir.“ Wieder Schweigen. Aber ich fürchte, Sir — —“
 Lange Pause.

„Nun, was — ist das Pferd tot?“
 „Nein, Sir, ich fürchte nur, der Mann wird heute Abend nicht nach Abbot's Tarn fahren wollen, — und wenn Sie ihn kniefällig darum bitten!“

„Weshalb nicht?“
 „Es spukt dort, Sir.“
 „O, ist das alles? Die Wege sind nicht unpassierbar?“
 „Nein, Sir, das glaube ich nicht.“

„Nun, wenn der Kutscher so ängstlich ist, werde ich wohl reiten müssen. Würden Sie mir wohl ein Pferd anvertrauen bis morgen?“

„O ja, — das tue ich! Aber an Ihrer Stelle, Sir, würde ich auch bis morgen warten.“

„Das kann ich nicht, ich muß noch heute hin. Mr. Gwynne erwartet mich. Er hat anscheinend eine Abhaltung bekommen, sonst hätte er mich sicher abholen lassen.“

Der Wirt lächelte verstohlen hinter seiner Hand und wechselte mit dem Gepäcträger einen vielsagenden Blick.

„Seit drei Jahren wohne ich schon hier und noch nie hat Mr. Gwynne jemanden abholen lassen. Sie sind der Erste, der nach dem Weg gefragt hat. Er wohnt dort ganz allein mit einem halb närrischen alten Mann und dessen Frau, die ihm den Haushalt führt. Die Lieferanten legen die bestellten Sachen in einen kleinen Kasten am Parktor und der alte Kutscher holt sie dort ab. Es ist allgemein bekannt, daß es dort nicht geheuer ist, Sir. Der Pfarrer hat den Geist auch gesehen, er wird es Ihnen wohl erzählen, wenn Sie ihn danach fragen.“

„Anbrech lachte. In den Kolonien hatte er schon viel von dem Aberglauben der Engländer gehört.“

„Geben Sie mir ein gutes, heißes Mahl,“ sagte er, „und dann möchte ich in zwei Stunden ein Pferd haben. Was haben Sie? Hammelfotelett und Salat? — Ausgezeichnet! Das Feuer brennt gut, ich will es mir hier schon gemütlich machen.“

Mr. Laslins blickte mitleidig auf den unvernünftigen jungen Mann, der alle Traditionen mißachtete, aber er bereute sich, das Gepäd herein zu schaffen, das Feuer nachzuliegen, und bald sah der junge Mann vor dem dampfenden, gut gebackten Mahle.

„Und welcher Geist geht bei meinem Onkel in Abbot's Tarn umher?“ fragte er, als er mit dem Essen fertig, sich eine Zigarre anzündete.

Der Wirt erzählte es ihm nur zu gern. Es war der Geist einer gewissen Lady Sybil Gwynne aus früheren Zeiten. Ihre Geschichte war eine sehr rührende, aber nicht ungewöhnliche. Sie war verlobt mit einem benachbarten Ritter — Sir Miles Luch — und pflegte jeden Abend in der Dämmerung den breiten Fahrweg auf und nieder zu gehen, um ihren Geliebten dort zu treffen. Eines Abends kam er nicht, und sie wartete vergebens. Er war von Begegnern erschossen worden, als er über eine abgelegene Weide ging. Lady Sybil war ein einfaches Mädchen, so wie sie in damaliger Zeit waren. Sie konnte es gar nicht begreifen und fassen, daß der arme Sir Miles nicht mehr zu ihr kommen konnte, die Nachricht hatte ihren Verstand getrübt und bis zu ihrem Tode, der zwei Jahre später erfolgte, ging sie allabendlich in den Park und blieb am Tor stehen, um ihren Geliebten zu erwarten. Jeden Abend kam sie mit der ruhigen Versicherung zurück: „Er konnte heute nicht kommen, er wird morraen da sein,“ und als sie langsam dahinsiechte und starb, wanderte ihr Geist, nach dem Glauben der Leute, noch allabendlich denselben Weg, schwebte hin und her im Nebel oder man sah ihn in undeutlichen Umrissen am Tore stehen, das weiße Gesicht zum Wege gewandt. Wenn man sie sah, trug sie stets ein gelbes Profatkleid und einen dunklen Schal um die Schultern. Mehrere Leute wollten sie bestimmt gesehen haben, so auch der Pfarrer, an welchem sie in der Dämmerung vorbei geschwebt war in ihren wassenden Gewändern. Niemand wollte abends in die Nähe von Abbot's Tarn gehen, das war sicher, und der junge Gwynne war entzückt, so bald schon eine so fest geglaubte Legende seines Vaterlandes zu hören. Er war schon acht Tage in England und hatte sich bemüht, möglichst viele Eigentümlichkeiten seiner lieben Landsleute kennen zu lernen. Während seines Aufenthaltes in den Kolonien hatte er nie von solchen Spukgeschichten gehört. Sein Vater hatte ihm wohl früher von der Familie der Gwynne erzählt, aber dieser war nun schon lange tot

und Mrs. Gwynne war eine Australierin, welche sich nicht für die Familie ihres Mannes interessierte.

Als Anbrech im Sattel saß, fühlte er großes Verlangen nach einem Abenteuer, und als er den ihm vom Wirt genau beschriebenen Weg ritt, beschäftigten sich seine Gedanken unablässig mit der Familie Gwynne, welche seinen Vater wegen seiner Heirat nicht hatte anerkennen wollen. Er erinnerte sich, nie etwas Gutes von den Gwynne's gehört zu haben. Während der letzten Generationen war ihre Geschichte stets tragisch gewesen. Es waren zwei Brüder, Francis und Anbrech. Sie hatten das Unglück, sich in dasselbe Mädchen zu verlieben, Mona Galdane. Da diese Francis den Vorzug gab, wanderte Anbrech nach Australien aus, wo er lebte, heiratete und starb. Wie Mona Galdane Francis vorziehen konnte, begriff niemand. Der Mann ihrer Wahl war unansehnlich, mürrisch und immer kränklich. Die Güter der Gwynne's waren durch die Extrabagatzen seines Vaters sehr herunter gekommen, und er mußte sein ganzes Sinnen und Trachten danach richten, die Schulden abzutragen. Er kündigte ihr an, daß er noch nicht heiraten könne, und die schöne Mona wartete zehn Jahre geduldig auf ihn. Ihre Jugendfrische und Schönheit schwanden dahin, und als sie endlich verheiratet waren, starb sie schon nach 12 Monaten.

So sparsam Francis Gwynne bis jetzt gelebt hatte, so eigentümlich wurde er nun, und man zweifelte an seinem richtigen Verstand. Er hatte den Körper seiner Frau einbalsamieren und ihn in einen durchsichtigen Kristallharn legen lassen. Dieser stand auf einer kostbaren Estrade in einem Zimmer des alten Hauses, und in diesem Zimmer schlief er. Nach dem Tode seiner Frau wurde er noch unnahbarer und menschenscheuer; er ging nie aus dem Haus und sah niemanden, nun war er ein alter Mann, älter als seine Jahre.

Vor sechs Monaten, als Anbrech's Mutter gestorben war, hatte dieser seinem eigentümlichen Onkel Mitteilung gemacht und zu seinem Staunen erhielt er von diesem eine umgehende Antwort, dahin lautend, daß er sofort nach England zurückkommen solle, da er einziger Erbe sei und sein Onkel ihn kennen lernen wollte. Als Antwort auf diese Aufforderung nun ritt der junge Mann durch die kalte Dezembernacht nach Abbot's Tarn und war ganz darauf gefaßt, seinen Onkel noch eigentümlicher zu finden, als ihn die Leute beschrieben hatten.

Nach drei oder vier Meilen wurde die Gegend hübscher und interessanter. Der Weg schlängelte sich an dichtbewaldeten Hügeln entlang, und die hohen Bäume mit den dünnen Ästen sahen im Mondenschein ganz gespenstig aus. Der junge Australier, welcher gewohnt war, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht im Sattel zu sein, genoh den Mitt außerordentlich und bedauerte die Menschen, die sich durch ihre törichte Furcht abhalten ließen, diesen Weg abends zu gehen. Keiner Menschenseele war er begegnet. Die letzten zwei Meilen waren, wie Mr. Laslins es schon angekündigt hatte, sehr schlecht; der Fahrweg war in einem entsetzlichen Zustand und voller Eis. Das Pferd ging sehr ungeschickt und unsicher, so daß es jetzt zitterte und ganz bedeckt mit Schweiß war, als Anbrech das Parktor von Abbot's Tarn erreicht hatte.

Anbrech war genötigt, abzustiegen, um es zu öffnen, und da es ihm nicht mehr der Mühe wert schien, wieder aufzusteigen, führte er das Pferd am Zügel den dunklen Weg entlang. Er dachte nicht mehr an die Legende von Sybil Gwynne — seine Gedanken beschäftigten sich mit wichtigeren Dingen — als er plötzlich ein eigentümliches Geräusch in den dichten Gebüsch neben sich hörte, das Anaden der Zweige unter einem leichten Fuß. Das Pferd stutzte und scheute. Anbrech beruhigte es und glaubte, das Geräusch rühre von einem jagenden Hund oder einem Wiesel her. Das Rascheln dauerte fort, es schien, als schleiche jemand im Schatten der Bäume neben ihm her und hielt mit ihm Schritt. — Das erschreckte Pferd stutzte wieder und machte einen Satz bis auf die andere Seite des Weges. „Ruhig, Du Vieh! Was soll das heißen? — Ach, ruhig!“ rief der junge Mann, der seine ganze Aufmerksamkeit jetzt auf das Pferd richten mußte.

Als er sich einmal umblickte, schrak er betroffen zurück. Auf dem Wege, vielleicht zwölf Schritte von ihm entfernt, stand der Geist Lady Sybil's. Im Mondenschein glänzte ihr gelbes Profatkleid. Ein dunkler Schal war um ihren Kopf geschlungen und ihre bleichen zarten Gesichtszüge waren deutlich sichtbar. Einen Augenblick sah sie ihn star an, wie er meinte, im nächsten ging sie weiter und verschwand langsam in der undurchdringlichen Finsternis des dichten Gebüsches.

Kalter Schweiß stand auf des jungen Gwynne's Stirne und ein Schauer überlief ihn. Doch dann lachte er über seine Furcht und suchte seinen Gleichmut und seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen. Was für ein auffallender Fall von Selbsttäuschung! Nur weil er die Geschichte Lady Sybil's

kannte, hatte er sich eingebildet, sie zu sehen. — Ja, und das Pferd! Dieses glaubte doch nicht an übernatürliche Dinge! Nein, es mußte eine wirkliche Person gewesen sein — ein menschliches Wesen, welches er für eine Erscheinung gehalten hatte — jemand, der ihm sicher sagen konnte, ob dieser Weg zum Hause führte. Er ging schneller und rief:

„Hallo, Madame, verzeihen Sie! Gätten Sie die Güte, mir zu sagen —“

Seine Stimme verhallte, keine Antwort erfolgte und kein Laut unterbrach die Stille der Nacht. Ein unheimliches Gefühl beschlich ihn.

Er konnte doch nicht annehmen, daß eine Dame in einem Goldbrokatkleid zwischen 9 und 10 Uhr an einem kalten Winterabend hier allein spazieren ging, noch dazu auf diesem verurteilten Wege; an einen Geist glaubte er auch nicht recht — er wußte selbst nicht, was er von der Sache halten sollte. — Er verlangte danach in dieser Einsamkeit endlich ein menschliches Gesicht zu sehen, eine menschliche Stimme zu hören. Vergerlich über sich selbst zog er das unruhige Pferd an der Stelle vorbei, wo die Frau oder der Geist verschwunden war, sich hin und wieder umblidend, ob sich die Erscheinung nochmals zeige.

Endlich hatte er das Haus erreicht — ein viereckiges, niedriges Gebäude, so weit er es im Mondschein beurteilen konnte. Kein Fenster war erleuchtet, Totenstille herrschte überall, man hätte denken können, es wäre unbewohnt. Ambrey schellte mehrmals an der Haustüre und nach längerer Zeit sah er einen kleinen Lichtstreifen oberhalb der Türe, dann wurden die schweren Riegel fortgezogen, die Türe geöffnet, und Ambrey blickte in eine große Halle; auf dem Tische brannte nur ein kleiner Kerzenstummel und ein älterer Mann in einer schädigen Livree betrachtete den jungen Mann forschend.

„Ich bin Mr. Gwynne's Neffe. Erwartet man mich nicht?“ fragte Ambrey ein wenig ungeduldig.

„O — Mr. Gwynne — ja! Treten Sie näher, Sir!“ sagte der Diener unfreundlich. „Wir erwarteten Sie erst morgen früh.“ Mr. Gwynne glaubte, daß sie in Wattinglow übernachten würden.

„Nein, ich kam direkt hierhin, weil ich glaubte, mein Onkel erwartete mich. Ich habe ein Pferd hier. Wohin soll ich es bringen?“

„Ja, hm, — das weiß ich selbst nicht. Binden Sie es nur einige Augenblicke an, ich will sehen, ob ich ihm etwas Futter holen kann. Wir haben selbst keine Pferde, aber Ställe genug.“

Ambrey trat ein, eine kleine Tasche trug er in der Hand. — Eine feuchte dumpfe Luft umsping ihn in der Halle. Der Diener, es war der alte Rutter, nahm die Kerze und leuchtete ihm mit schlürfenden Schritten voran. Nachdem sie einige Gänge passiert hatten, blieb er stehen, öffnete eine Türe und machte Ambrey ein Zeichen, einzutreten.

„Ich will meinem Herrn sagen, daß Sie da sind,“ bemerkte er und ging fort.

Das Zimmer, in welchem der junge Mann sich befand, war ein großes, holzgetäfeltes Wohnzimmer. Die Einrichtung zeigte noch die Spuren früherer Schönheit. Eine Lampe stand auf dem Tisch und ein mächtiges Feuer brannte im Kamin. Ambrey empfand nach dem langen, kalten Ritt die Wärme wohlthuend.

Er ging an den Kamin, wärmte sich die Hände und wartete geduldig ab, was sich jetzt zunächst ereignen würde. Plötzlich wurde die Türe aufgestoßen und eine alte Frau trat ein, welche ein Tablett trug. Sie hatte eine große, altmodische Haube auf dem Kopf, ein freundliches Gesicht und nickte Ambrey lächelnd zu. — Sie stellte dann eine Taubenpastete, eine Hammelkeule, Brot, Butter und Käse auf den Tisch und daneben eine Flasche Wein.

Der verlockende Anblick dieser Stärkungen erfreute das Herz des jungen Mannes ganz ungemein, und trotzdem er schon in Wattinglow zu Abend gegessen hatte, setzte er sich mit erneutem Appetit zu Tisch.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte Rutter zurück und meldete in einem mürrischen Tone, daß sein Herr zu ermüdet sei, um seinen Neffen zu empfangen, er bäte ihn aber, es sich gemächlich zu machen.

„Gut!“ sagte Ambrey mit Wohlbehagen seinen Burgunder schlürfend. „Darf ich hier rauchen?“

„Ich denke doch, Sir.“

Der junge Mann entnahm seinem Zigarrenetui eine Zigarre, zündete sie an und lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück.

„Die kalte Reise hat ein gutes Ende genommen!“ sagte er schmunzelnd.

Rutter, der Holz in den Kamin legte, erwiderte nichts.

„Ist die Gesundheit meines Onkels schlecht?“ fragte Ambrey.

„Er hat nie gewußt, was es heißt, gesund sein, Sir.“

„Ach, wie traurig!“ sagte Ambrey mitleidig. „Aber, meinen Sie nicht auch, daß es besser für ihn wäre, er käme mehr unter Menschen? Weshalb lebt er immer in diesem einsamen Hause?“

Der Mann blickte Ambrey ärgerlich an und sagte mürrisch: „Es geht mich nichts an, was mein Herr tut.“

„Gewiß nicht —“, antwortete Ambrey. „Sie können mir aber etwas Höflicher antworten!“

Rutter erwiderte nichts. Er nahm das Ohrgeschloß und verließ das Zimmer.

Eine tiefe Stille herrschte jetzt ringsumher. Man hörte keine Schritte, kein Türemschlagen, keine Stimmen, ein stilles Haus als dieses gab es wohl wirklich kaum. Das Knistern des Feuers im Kamin war das einzige Geräusch, welches man hörte. Ambrey's Augen schlossen sich langsam, und er fiel in tiefen Schlummer.

Das Knaken eines Schlüssels im Türschloß weckte ihn auf. Er erhob sich schnell. Er konnte doch nicht geträumt haben! In der Wand ihm gegenüber bewegte sich etwas — eine kleine Tapetentür, welche er noch nicht bemerkt hatte, wurde geöffnet, und in derselben stand Lady Sybil in ihrem Brokatkleid!

Einen Augenblick blieb sie unbeweglich stehen, dann schloß sich die Türe wieder und die Erscheinung war verschwunden. Wachte oder träumte er? Seine Nerven waren sehr erregt. Er sprang auf und betastete die Stelle der Wand, an welcher die Türe sich geöffnet hatte. Es war alles fest und unbeweglich, nirgends war ein geheimes Schloß zu entdecken. Dasselbe Verlangen nach menschlicher Gesellschaft, wie er es vorhin draußen gehabt, besiel ihn, er klingelte.

Als Rutter erschien, war er zu stolz, um ihm etwas von der Erscheinung zu sagen. Er blickte nur auf seine Uhr, und da es schon spät war, fragte er nach seinem Schlafzimmer.

Er wurde eine große Treppe hinaufgeführt, welche ebenso wenig beleuchtet war wie alles im Hause. Es schien in Abbot's Tarn keine Sitte zu sein, die Korridore und Treppen zu beleuchten. Das klackernde Kerzchen Rutter's war das einzige Licht, was sie hatten.

In seinem Schlafzimmer war es desto heller und gemütlicher und ein lustiges Feuer brannte in dem großen Kamin.

Ambrey schämte sich, so kindisch zu sein, aber als Rutter gegangen war, inspizierte er alle Ecken und Winkel des Zimmers. Er fürchtete eine schlaflose Nacht zu haben, aber kaum war er im Bett, so überwältigte ihn doch die Müdigkeit, und er schlief ein, um erst wieder zu erwachen, als die fahle Winter Sonne schon am Himmel stand.

Hastig sprang er aus dem Bett und eilte an das Fenster. Sein Zimmer lag auf der Rückseite des Hauses, und er erblickte einen großen Garten, in dessen Mitte — o wie verlockend — ein großer See lag, welcher fast zugefroren war. Hätte er nur seine Schlittschuhe! Er nahm sich vor, nach Wattinglow zu reiten und sie zu holen.

Auf diese Weise brachte er seine Zeit an diesem einsamen Ort gut unter. Er kleidete sich schnell an. Mit Mühe suchte er dann den Weg in das Wohnzimmer und würde diesen wahrscheinlich nicht gefunden haben, wenn ihm nicht Mrs. Rutter, welche gerade die Halle segte, ihn nicht gezeigt hätte.

Ein sehr üppiges Frühstück erwartete ihn, welchem er auch alle Ehre angedeihen ließ. Dann rief er Rutter und fragte, wann sein Onkel ihn zu sehen wünsche. Dieser sagte ihm, daß Mr. Gwynne erst mittags aufstände und ihn nicht vor vier Uhr nachmittags empfangen könne.

Ambrey hatte also vollauf Zeit, nach Wattinglow zu reiten und seine Schlittschuhe zu holen, sowie sein übriges Gepäck. Er bestellte sein Pferd und sich eine Zigarre anzündend, ging er noch ein wenig in den Garten an den See. Hier bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß auf dem Eis schon Schlittschuh gelaufen war und er wunderte sich, daß die Landleute sich an einen so verrufenen Ort wagten, um sich zu vergnügen. „Aber vielleicht,“ so überlegte er, „wohnen auch Gutsbesitzer in der Gegend, welche nicht an diese törichten Ammenmärchen glauben!“

Er ging dann auf das Eis; es war durchsichtig wie Glas und fest wie Eisen; am Ufertrand entlang stehend entdeckte er unter einem überhängenden Weidenstrauch einen Stuhl, auf welchem ein paar Schlittschuhe lagen. Die hatte sicher jemand vergessen! Er konnte der Versuchung nicht widerstehen; schnell setzte er sich, um die Schlittschuhe anzuschliffen, aber sie waren viel zu klein. Wie töricht, daß er das nicht gleich gesehen! Sie paßten vielleicht einem Kind! — Er legte sie ärgerlich wieder bei Seite, erhob sich und ging zum Hause zurück. (Schluß folgt.)



Königin Sophie von Schweden.



König Oskar II. von Schweden.

Ein holländisches Riesenprojekt.

(Nachdruck verboten.)

Eine der schwersten Katastrophen, von denen wohl jemals in historischen Zeiten ein europäisches Küstenland heimgesucht wurde, ist jene gewesen, als im 12. Jahrhundert die sturmflutgeschwellten Wogen der Nordsee sich in den damaligen Binnensee zwischen Nord-Holland und Friesland ergossen und das umliegende Tiefland überschwemmend eine neue See,

die Zuider-See, d. h. Südbsee in ihrer jetzigen Gestalt und Größe schufen. Nach genauer Schätzung sind damals rund 3000 Quadratkilometer Kulturland, also eine Fläche so groß wie das Herzogtum Braunschweig mit zahlreichen blühenden Ortschaften und Anwesen von den Wellen verschlungen worden. Wie eine zweite Sündflut brach das Unheil herein, und Tausende Menschen fanden dabei ein nasses Grab. Wo früher in saftigem Grün unabsehbar die Weidenflächen sich hinzogen, wo unzähliges Vieh weidete und saubere holländische Bäuerinnen die blankerputzten Milcheimer am Schulterjoch tragend behäbig zur Weid schritten, da wälzt jetzt die unendliche See ihre kalten Wogen, und noch heutzutage kommt es vor, daß fernab von der Küste mitten in der Wasserwüste der heruntergelassenen Anker der Fischerboote sich festhält hinter dem zerbröckelten Gemäuer der einstigen menschlichen Wohnstätten. — Ein Bineta in holländischer See. — Erst durch die hochgelegenen Sand- und Heideflächen, welche von Amsterdam aus in weiten Bogen um die Zuidersee sich bis nach Friesland hin erstrecken, wurde den vordringenden Fluten Halt geboten.

Zwischen die See nun und diese braune Heidefläche schiebt sich als Ueberbleibsel der verfunkenen Herrlichkeit ein schma-

ler Küstenraum von grünen Viehweiden, die von unererschöpflicher Fruchtbarkeit sind, und alljährlich ohne irgend welche Nachhilfe und Pflege von Menschenhand ein kostbares Futter in überreicher Fülle erzeugen. Das zahlreich aufgetriebene Vieh wadet buchstäblich im Graße. Die anstehende See hat grünlich-leimige Färbung des Rheinwassers und stellt sich, aus der Ferne gesehen, dem erstaunten Auge dar als Fortsetzung des von zahlreichem Vieh belebten Weidelandes, in welchem die unzähligen Schaumkämme wie weiße Klüfte von dem grau-grünen Hintergrunde sich abheben. In diesem ge-

segneten Landstriche lernt man den Viehreichtum Hollands kennen, und zwar nicht bloß der Menge, sondern auch der Qualität nach. Hier findet man auch die Antwort auf die Frage, woher die berühmten Amsterdamer Beefsteaks stammen, die, was Zartheit des Fleisches und Schmackhaftigkeit betrifft, ihres Gleichen nicht finden. Das köstliche Futter der Seeweiden in Verbindung mit der Seeluft erzeugen das kostbare Fiset, wie es mit künstlicher Mast- und Stallfütterung nicht zu erzielen ist. Die Eigentümer verpachten die Weiden meist an Viehhändler. Diese besorgen den Auftrieb und betreiben von hier aus einen zwanghaften Handel in Fettvieh nach dem In- und Auslande, besonders nach England. In solcher Art, zum Verwerfen die Weiden mühe- los sichere und hohe Renten ab.

Was Wunder, daß der auf gewinnbringende Geschäfte vor Jahren stark erpichte Holländer schon längst auf den Gedanken kam, diese erziehbigen Weidegründe in größerem Umfange der räuberischen See wieder zu entreißen, und sie der Kultur, dem Vaterlande und nicht zuletzt auch dem eigenen Interesse dienstbar zu machen. Hier lag fast dicht vor den Toren Amsterdams ein Operationsfeld für den unternehmenden Ingenieur und Finanzmann, das reichen Gewinn versprach. Als



König Gustav V. von Schweden und Königin Viktoria von Schweden.

daher nach den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts für Holland friedliche und ruhige Zeiten anbrachen, fand der Gedanke immer weiteren Anklang und wurde schließlich in die Tat umgesetzt, indem eine Gesellschaft sich bildete, welche unter Aufwendung von großen Kosten eine Untersuchung des Meeresgrundes durch Bohrungen vornehmen ließ. Auf Grund dieser Untersuchungen kam man zu dem Plane, die Zuider-See durch Deich und Schleusen von der Nordsee zu trennen, sie im Rahmen ihres alten Bettes einzudämmen und als Binnensee bestehen zu lassen, während das auf solche Weise gegen den Einbruch von Sturmfluten gesicherte Friesland hinter den Deichen trocken, gelegt und in Kultur genommen werden sollte.

ist, auf seiner landwärtsgekehrten Böschung eine zweigleisige Eisenbahn aufzunehmen, beträgt 30 Kilometer. Um dem gewaltigen Bogenanprall der Nordsee zu widerstehen, muß er in mächtigen Abmessungen und so hoch angelegt werden, daß die höchsten Sturmfluten an ihm sich brechen. Auf diesen Abschlußdeich entfallen 9 Jahre Bauzeit und 30 Millionen Gulden = 50 Millionen Mark Kosten. Westlich neben dem Deiche sind in 5 Systemen 30 Schleusen mit einer Gesamtdurchlaßöffnung von 300 Meter angeordnet, um die Vorflut herzustellen für die Entwässerung und die 14 die Zuider-See mündenden Flüsse, von denen der Vissel der bedeutendste ist. Außerdem dienen noch zwei weitere Schleusen der Schifffahrt. Die Schleusenanlagen sind auf 14 Millionen Mark ver-



Der Präsident Theodore Roosevelt mit seiner Familie in der Sommerresidenz Sagamore Hill. Von links nach rechts: Mr. Hermit; Mr. Quentin; Präsident Roosevelt; Mr. Theodore (der älteste Sohn, stehend), Mr. Archibald (der jüngste Sohn, an der Erde sitzend); Mrs. Roosevelt; Miss Ethel.

In diesem Umfange und mit seinen ungeheuren Schwierigkeiten und Kosten überstieg das Projekt die Kräfte privater Unternehmung. Daher beschloß die Regierung nach eingehender längerer Prüfung des Planes und Beseitigung aller entgegenstehenden Bedenken das Werk selbst in die Hand zu nehmen, und mit allgemeinen Mitteln zum Nutzen der Gesamtheit auszuführen. Die Kammern gaben dazu ihre Genehmigung. In dem neuesten Bauprogramm, das bei einem Gesamtveranschlagung von rund 200 Millionen holl. Gulden (1 G. = 1,70 Mk.) eine Ausführungszeit von 33 Jahren vorsieht, steht naturgemäß an erster Stelle der Bau eines Abschlußdeiches quer durch die See von Nord-Holland bis Friesland. Die Länge dieses Seedeiches, der auch bestimmt

anschlagt. Nach Fertigstellung des Abflußdeiches und der Schleusenanlagen wird die Eindeichung des alten Seebettes und damit die Absperrung der übersluteten Kulturlächen im Westen, Süden und Osten desselben in Angriff genommen. Zu dem Zwecke sind für 4 Abschnitte rund 170 Kilometer Seedeiche zu bauen, die zwar in ihren Querdimensionen nicht so stark zu sein brauchen, als der Hauptabschlußdeich, aber doch wegen ihrer großen Längenausdehnung ein gewaltiges und schwieriges Stück Arbeit darstellen. Sobald ein Abschnitt, genannt „Polder“ eingedeicht ist, wird er durch Dampfschöpfwerke trocken gelegt und mit Ring- und Querkanälen ausgestattet, die für die Schifffahrt und zur Entwässerung dienen. Auf die Fertigstellung von vier solcher „Poldern“, die ein

Gesamtareal von mehr als 200 000 Hektar bestes Kulturland umfassen und nach einander in Angriff genommen werden, entfallen zusammen 24 Jahre Bauzeit und rund 250 Millionen Mark Kosten.

Die Volderdeiche sind so angeordnet, daß der Seeweg von der Nordsee und dem Rhein bzw. Düssel nach Amsterdam ungehindert bestehen bleibt, und in den Ringkanälen werden die jetzigen Küstenstädte, wenn demnächst die See aus ihren Häfen und vor ihren Toren verschwindet, eine direkte Wasserbindung unter einander, wie auch mit der See und mit Amsterdam besitzen. Da die Fischerei, welche jetzt alljährlich 3—4 Millionen Mark einbringt, eine starke Einbuße erleidet, ist in dem Kostenanschlag auch eine angemessene Entschädigung der Fischer vorgesehen, um sie in den Stand zu setzen, ihr Gewerbe nach der offenen Nordsee zu verlegen.

Wenn man am Strande steht und die endlose Wasserfläche vor sich liegen sieht, so ist man versucht, das Unternehmen nicht bloß für schwierig und kühn, sondern für ganz unmöglich zu halten.

Indem das holländische Volk dieses Werk vollbringt, durch welches die anbaufähige Bodenfläche des Königreiches um ein Siebtel ihrer jetzigen Größe vermehrt wird, legt es Zeugnis ab von einem Unternehmungsgeist, der die Bewunderung der Mit- und Nachwelt herausfordert. Es steht in Wahrheit da als ein Mehrer des Reiches in friedlicher Kulturarbeit und gibt anderen Staaten ein anspornendes Beispiel, sich auf dem Gebiete der inneren Landeskultur von dem kleinen Volke an Tatkraft nicht übertreffen zu lassen.

Die Automobilfahrt.

Von Hanns Gisbert.

(Nachdruck verboten.)

Frau Eliza Johnson oder Mrs. Eliza Johnson, wie sie sich trotz ihrer reindeutschen Abstammung gerne nennen läßt, um ihre Muttersprache mit dem Akzent einer Engländerin radebrechen zu können, was ihr nach Aussage aller Verehrer entzückend gelingt, rüstet sich zu ihrer alljährlichen Reise nach Karlsbad.

Eine schöne „junge Witwe“ — Eliza Johnson ist es schon seit längerer Zeit, allermindestens seit den zehn Jahren, die sie in der süddeutschen Residenz wohnt — muß doch etwas Zerstreuung und Abwechslung haben und vor allen Dingen etwas für ihre Gesundheit und ihre Figur tun. Und Karlsbad ist so vorzüglich dafür und nebenbei so amüsan.

Eliza gerät allemal in Ekstase, wenn sie darauf zu reden kommt: „Einfach großartig! Und rrrreißig amüsan, wirklich zu nett!“ Dabei die Menge von Verehrern, die sie allemal dort trifft und mit denen sie Ausfahrten und Spazierritte unternimmt. „Da sind ein paar Berliner Kommerzienräte und ein General Wiamb!“ — Sie sichert kokett in ihr feines Spitzenkleidlein und wirft vielsagende Blicke zum Himmel. „Aber ich gebe meine Freireiheit nicht mehr auf, um keinen Preis, um nichts in der Welt!“

Eliza Johnsons Ehe mit dem alten gichtbrüchigen, englischen Obersten, der an Wiesbadens heißen Quellen Linderung seiner Leiden gesucht und statt dessen eine junge, vergnügungssüchtige Gattin gefunden hatte, war keine glückliche gewesen. Trotzdem tat General Wiamb wohl daran, die Grundzüge der schönen jungen Witwe auf keine harte Probe zu stellen. Frauenherzen sind Käse!

Die Vorbereitungen zur Karlsbader Reise waren großartig. Fünf Hüte im kunstvoll konstruierten Hutkoffer, für die Reise das schlichte Matrosenhütchen, das mit dem kleidsamen, bequemen Tamoshenda während der Fahrt vertauscht werden konnte. Ebenso viele elegante Toiletten, Träume von Duft und Spitzen, außer den einfachen Straßen- und Brunnenkleidchen, rauschende Seiden- und duftige Spitzenjupons, dabei kokette Blüschchen, in denen sie „fast siebzehnjährig“ ausah.

Ueber ihr Alter schwieg Eliza sich übrigens bei den intimsten Bekannten beharrlich aus. Boshafte Menschen rechneten sich ja ein ganz erkleckliches Sämmchen zusammen; aber bestimmtes wußte niemand. Frau Schmitt, Elizas Hausgenossin hätte aus der Schule schwätzen können; aber Frau Schmitt war diskret, sehr diskret. Wohl sah sie mit Erstaunen, was Perlenzähne, dunkle Stecklöcher und Crème-puder im Verein mit geschickter Pinselführung, Brillanten und elegante Toiletten aus einer Ruine zu machen vermochten; aber sie verriet nichts von den Geheimnissen der törichtten, kleinen Frau, die das Prestige der Jugend nicht aufgeben wollte. Sie wußte, warum.

Eliza Johnson ist zwar fest entschlossen, ihre Freiheit zu bewahren — sie wiederholt es häufig genug. Aber wer kann

es einer allein stehenden jungen Frau verargen, wenn sich glänzende Zukunftspläne in ihre Träume einschleichen? Und Eliza träumt wunderschön während der langen Bahnfahrt nach Karlsbad, während sie im kleidsamen roten Tamoshenda mit blizenden Augen und Brillanten die Blicke der mitreisenden Männerwelt auf ihre zierliche Erscheinung mit dem pikanten Köpfchen lenkt. Sie träumt von Verehrern und Bewunderern, von verwegenen Huldbigungen und tieferen Gefühlen. Das macht das Blut lebhafter durch ihre Wangen strömen, ihre Augen dunkler leuchten; die granatroten Lippen öffnen sich erwartungsvoll und lassen die weißen Zähne durchschimmern und für Augenblicke ist Eliza wirklich das, was sie so gerne sein wollte — eine hübsche, kleine Frau.

In früheren Jahren hatte Eliza sich gerne zu Pferde gezeigt; aber jetzt reitet sie nicht mehr gerne; es greift sie doch sehr an und läßt sie die Last alle der Jahre empfinden, in denen sie so zart und jugendlich war. Wozu auch? General Wiamb scheint unverbesserlicher Junggeselle zu sein und Baron Voorst — in Elizas Träumen spielt ein behaglicher unterkieferter Holländer eine Hauptrolle — reitet nicht! Karlsbad war in diesem Jahre auf der höchsten Höhe des Luxus und der Eleganz. Mrs. Johnson rradebredete ihre Muttersprache denn je; denn Old England war Trumpf. König Eduard und sein vornehmes Gefolge waren Gäste des Weltbades und insolgedessen wimmelte es im romantischen Teplale von Erquiliten an Erscheinungen und Toiletten, von Lords und Marquis, von Prinzen und Fürsten und deren schönen und distinguierten Damen. „Rrrreizend, entzückend!“ fand Eliza ihre Pseudo-Landsmänninnen; aber sie hielt sich vorfichtig aus ihrer Nähe. Denn es ist bedeutend leichter, mit vorgebrochenem Unterkiefer sehr gebrochenes Deutsch zu schnurren, als gutes Englisch zu sprechen, wenn man eine junge Witwe ist, deren Wiege in einem kleinen thüringischen Städtchen gestanden hat.

Baron Voorst war Holländer, der fließend Deutsch sprach. Bei ihm war sie sicher; auch sonst fühlte sie sich so geborgen in seinem Schutze; ob er sie zum Theater oder kleinen Soupers begleitete, ob sie bei Brupp ihr Frühstück einnahmen, oder ob er mit ihr schöne Radtouren unternahm, wozu die herrliche Gegend mit den wohlgepflegten Chaussees die beste Gelegenheit bot. Auch anderer Kavaliere suchten, angezogen von ihrem amüsanten Geplauder und ihren lebendigen schwarzen Augen ihre Nähe, und sie wies keinen Verehrer zurück; denn Bewunderung war der Tropfen Sekt, der ihrem Blute nötig war, um ihr Temperament zur vollen Kraftentfaltung zu bringen. Aber bei alledem, ob sie mit General Wiamb politisierte, mit dem dicken Kommerzienrat promenierte, oder mit den österreichischen Offizieren rauchte, ließ sie das Opfer ihrer Eroberungslüste, Baron Voorst, nicht aus den Augen, und sie schiedens keinen Abend, ohne Pläne für den nächsten Tag getroffen zu haben.

Frisch wie eine Rosenknospe — Eliza war Malerin und wußte das matte Weiß des Elfenbeins mit dem zarten Rot des Pfirsichs zu verbinden, ohne die Natur überbieten zu wollen — empfing sie mit der Pünktlichkeit eines Königs ihren Freund, um Ausflüge in die wunderschöne Natur in seiner angenehmen Gesellschaft zu machen. Es wandelt sich so angenehm in der Gesellschaft eines Millionärs; ob er nun Picknicks im Walde veranstaltet, ob er zu Wagenpartieen einlädt oder exquisite Soupers im Hotel gibt. Konnte es nicht immer so bleiben?

Das heißt, Eliza dachte nicht daran, sich wieder zu verheiraten. Täglich sagte sie zu ihren Verehrern: „Meine Freireiheit gebe ich nicht auf.“

Eliza Johnson hatte alle ihre Hüte vor ihren Verehrern Revue passieren lassen; da sah sie sich zu einer Neuanschaffung genötigt: ein Automobilhut! Baron Voorst hatte sein Automobil herbeordert und Eliza rüstete sich, würdig neben dem Sportsmann erscheinen zu können. Um keinen Preis hätte sie eingestanden, daß ihr Fuß noch nie ein „moto-car“ bestiegen hatte; ihre Toilette sollte das Zweckmäßigste und Chicste sein, was Karlsbad aufzuweisen hatte. Eine Lederkappe mit Schirmschirm und Brille, ein heller Wachstuchmantel und ein schühender Radenschleier wurden verschrieben und vor dem Spiegel anprobiert. Chic machte das Kostüm sein und zweckmäßig auch; aber kleidsam war's nicht. Unter der frohschäumigen Brille hervor konnte man keine koketten, dankbaren Blicke nach dem galanten Beschützer werfen; man bot keinen reizenden Anblick, wenn man sich halb ängstlich, halb verächtlich bei gefährlichen Partieen an ihn klammern wollte. Wie ganz anders wirkte man im feinen Modostüm, das den elegant chaussierten Kinderfuß, die zierlichen Gelenke, die elastische jugendliche Gestalt zur vollen Geltung

brachte und das zierliche dunkle Köpfchen mit dem zu jedem Schritt stets bereiten schwarzen Augenpaar freiließ.

Senkend hüllte sich Eliza in ihre Vermummung; was bleibt einem übrig, als sich den Gesetzen der tyrannischen Mode zu fügen? Wenigstens entschädigte sie sich durch eine entzückende jugendliche Toilette unter dem weiten faltigen Paletot, als Baron Voorst sie zur ersten Tour abholen kam; man konnte nicht wissen, wohin das Geschick einem vielleicht führen würde; ob sich nicht ein kleines Fest an diese erste Ausfahrt anreihen würde!

Elizas erste Gefühle waren keine besonders angenehmen; das Schwanken und Stöhnen der Maschine verursachten ihr Uebelkeit, so lange man im Orte langsam fahren mußte; auch fand sie es übertrieben ängstlich, daß Voorst auf dem Vorder-sitz neben dem Chauffeur Platz nahm und sie allein im Rückwagen fahren ließ; er ließ sich aber nicht zurückhalten. Eine Dame, die sich seinem Schutze anvertraut habe, überlasse er nicht einem noch so gewissenhaften Führer, wenn diesem eine Gegend vollständig unbekannt sei. Als der Wagen aber die letzten Häuser hinter sich gelassen hatte, und die fast menschenleere Chaussee freies Feld für eine schwindelnd schnelle Fahrt gewährte, als der Weg bald durch das enge, bewaldete Tephthal, bald über romantische Bergtrassen an herrlichen Ausblicken vorbei führte, kannte Eliza sich kaum vor Entzücken. Schneller, schneller und weiter, weiter — war ihr einziger Wunsch. Schließlich mußte man doch in einem einsamen Bergdörfchen Halt machen, um einen kleinen Imbiß einzunehmen. Gerne ließ sich Eliza von dem galanten Holländer bedienen und schlürfte auch ein Gläschen des prickelnden Tranks aus der goldköpfigen Flasche, die Baron Voorst den Taschen seines Autos entnahm; aber bald drängte sie zur Heimkehr. Kein Augenblick der genüßreichen Fahrt sollte ihr entgehen, sie wußte den Baron auch zu überreden, die Leitung des Wagens jetzt dem Chauffeur, der das Terrain doch nun kenne, allein zu überlassen und neben ihr Platz zu nehmen. Schöner war die Morgenfahrt gewesen, als noch einige zartduftige Nebel das Landschaftsbild verschleierten, als jetzt, wo die Sonne ihre volle Kraft entfaltete; aber Elizas Entzücken stieg noch um ein Bedeutendes, als sie jetzt über das weite Bergplateau in schwindelnder Schnelligkeit dahinjauzte, Seite an Seite mit dem dicken gemütlichen Holländer, der ihr den Begriff von Reichtum und Luxus verförperte. Wenn sie erst Baronin Voorst wäre, würde sie nur mehr das Auto benutzen und das bisher so geliebte „Bicycle“ in die Kumpellammer verweisen!

Jäh führte die Straße vom Berge jetzt hernieder zu dem kleinen böhmischen Dörfchen, das am Fuße des Berges lag. Rasend schnell flog der Wagen über die mit hohen Bäumen bestandene menschenleere Chaussee. Eliza war nie besonders poetisch veranlagt gewesen; aber der feurige Trank und das Glücksgefühl hoben sie über sich heraus.

Da lautete der Wagen in unvorschriftsmäßiger Schnelligkeit um die Ecke, bog unten in die Dorfstraße ein und jauchte weiter, einem ländlichen Gefährt ausweichend, da — ein Schrei aus einem halben Duzend entsetzter Kehlen — hinter dem Fuhrwerk hervor kam ein kleines Mädchen mit blondem Haar und bloßen Knöcheln, daß das dahin rasende Automobil im nächsten Augenblick überfahren haben mußte. Mit Gedankenschnelligkeit hatte sich Baron Voorst nach vorne geworfen und riß an der Lenkstange, während der Chauffeur bemerkte, daß der Wagen dicht vor dem kleinen Mädchen hielt, einen Augenblick zurückschlug und dann in der vollen Wucht der ungeheuren Geschwindigkeit mit mächtigem Rucke nach vorne schlug und dann wieder glücklich zurück.

Das kleine Mädchen hatte sich schleunigst und lauthenlend aus dem Bereich des gefährlichen Untiers gebracht; aber seine Rettung hatte ein anderes unschuldiges Opfer gefordert — Eliza. Der furchtbare Ruck hatte die Ahnungslose hoch im Bogen aus dem Wagen geschleudert zum Entsetzen der erschreckten Zuschauer, die nichts tun konnten, den lebensgefährlichen Sturz zu mildern. Ehe Baron Voorst abgesprungen war, hatte das Schicksal aber schon zu ihren Gunsten entschieden. Weich und sanft hatte es die durch den Ruck durch die Luft völlig Betäubte gebettet auf einem kräftig duftenden, dunkel goldgelben — Düngerhaufen. Ein're Schritte weiter lag die Automobillampe und das braune Ledertoupet; ferne wehte der Schleier lustig im Winde. Seines dunkeln Lederschmuckes beraubt, bot dieses unglückliche Opfer der Menschenliebe seines Verehrers einen traurigen Anblick. Wie skalpiert lag es da mit totahulichem bleichen Gesicht, nur auf den Wangen das unnatürliche künstliche, sich scharf abzeichnende Rot, mit weit geöffnetem, zahnlosen Munde. Unter den Bemühungen der Bauernweiber schlug sie die Augen auf; aber nur, um sie schauernd wieder zu schließen. Ein Blick

in das ungläubige, halb entsetzte, halb wider Willen lächelnde Angesicht des Barons hatte sie erkennen lassen, daß der glänzende Zukunftsraum zu Ende geträumt sei. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist wirklich nur ein Schritt!

Zum Ueberflus erschien jetzt noch eine elegante Reiterkavalkade. König Eduard mit seinem Cortège. Die schöne Fürstin Esterhazy blickte neugierig und — lächelnd herüber, als sie von dem Unfall erfuhr. Arme, junge Witwe!

Die Verzweiflung gab Eliza Kräfte. Mit Gewandtheit wußte sie das in der Mitte durchgebrochene Gebiß, das neben der Schutzbrille ein friedliches Dasein geführt hatte, in den Mund zu bringen, unbekümmert um den daran haftenden Staub und Schmutz. Während Voorst sich distret zurückzog, reinigten die Frauen Gewand und Mantel von den Spuren des ungewollten Rittes durch die Lüste, der auf solch weichem Lager geendet hatte, freilich ohne die penetranten ländlichen Wohlgerüche daraus vertreiben zu können.

Baron Voorsts Benehmen war das eines vollendeten Kavalliers; er erschöpfte sich in tausend Entschuldigungen und übertraf sich an Aufmerksamkeiten gegen die unglückliche Frau, die — den Tod im Herzen, neben ihm lag. Jetzt dankt sie dem gütigen Geschick für die frohschängige Brille und den unkleidbaren Schleier, der Auge und Antlitz vor dem Begleiter verborg. Neugierlich half ihr ihre gewandte Sicherheit über die peinliche Situation hinweg. Mein Gott! es war ihr ja nichts gechehen! Sie empfand ja keinen Schmerz; kein Glied tat ihr weh. Ein ungewolltes Abenteuer, sonst nichts! Aber auf ihrer Seele brannte das Feuer der Blamage. Nie wieder würde sie dem erlebten Zukünftigen vor die Augen treten können, nie wieder . . . Oh!

Sie hat ihn nicht wiedergesehen. Am anderen Morgen reiste sie ab. Sie kann auch Karlsbad nicht wiedersehen, wo man mit Fingern auf sie zeigen würde. Aber die Fahrt von dort nach ihrer Heimat dauert lang. Unterwegs hat die Sachlage eine kleine Veränderung zu ihren Gunsten erfahren. Als sie nach einigen Tagen der Quarantäne ihre Bekannten wieder ansucht, weiß sie deren erstaunte Fragen über ihre plötzliche Heimkehr durch geheimnisvolle Andeutungen zu parieren. Sie unterläßt nicht, hinzuzufügen: „Ich habe ihm ja immer gesagt, meine Frrreierheit gebe ich nicht auf.“ . . .

Ein Automobil besteigt Eliza Johnson aber nicht wieder.



Ein Andreas Hofer-Denkmal, wie es in Wien zur Ausstellung gelangt. Das Modell ist eine Schöpfung des Bildhauers Josef Parschall in Wien.



Unsere Bilder.



— Die Moselbrücke in Driedenhofen, welche unser Bild Seite 1 zeigt, war jüngst der Schauplatz einer Katastrophe. Während der Erweiterungsbauten stürzte ein Brückenbogen ein. Acht Arbeiter wurden in die Tiefe gerissen, von denen sechs, mehr oder weniger schwer verletzt, gerettet werden konnten, während zwei unter Betonmassen im Fluß begraben liegen.

— König Oskar II. von Schweden †. (Vergl. das Bild Seite 4.) Am 8. Dezember v. J. starb nach kurzer Krankheit König Oskar II. von Schweden. Er war geboren am 21. Januar 1829 zu Stockholm als dritter Sohn des Königs Oskar I. und der Königin Josefine. Als Prinz Oskar am 18. September 1872, nach dem Tode seines ältesten Bruders, des Königs Karl XV., den Thron von Schweden und Norwegen bestieg, jubelte ihm die Bevölkerung rückhaltlos zu. Eine der ersten wohlthuenden Reformen, welche er aus eigener Initiative durchführen ließ, war die 1873 proklamierte Freiheit des Gottesdienstes für alle der Staatskirche nicht angehörenden Konfessionen. Für die Verbreitung der Aufklärung in seinem Reiche hat Oskar II. den größten Teil seiner Privatmittel geopfert. Es gab fast kein einziges Gebiet der Kunst und Wissenschaft, das in Schweden die Unterstützung des Königs Oskar II. nicht gefunden hätte. Von Bedeutung für die Charakteristik Oskars II. sind seine bei verschiedenen Anlässen gehaltenen Reden, in welchen er seine Ansichten über das Ziel der Königswürde, über die Bedeutung von Aufklärung und Kultur, über Kunst, Wissenschaft und Presse entwickelte. Seine Lieder „Aus der Chronik der schwedischen Flotte“ verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Diese Gedichte, welche dem Geiste nach an die Lieder der alten skandinavischen Skalden erinnern, wies Oskar Frederik (unter dem Pseudonym ließ Oskar II. seine literarischen Werke erscheinen), einen achtbaren Platz unter den Dichtern Schwedens an. Gegen die Bestrebungen der radikalen norwegischen Störtingsmehrheit, die auf die Lösung der Verbindung zwischen Norwegen und Schweden abzielten, bewahrte König Oskar stets eine feste, aber verständliche Haltung zur Aufrechterhaltung der Union, in der er sich durchaus nicht erschüttern ließ. Schließlich mußte er doch den Stürmern nachgeben und am 26. October 1905 auf Norwegen verzichten, das sich als selbständiges Königreich proklamierte. Das war für Oskar II. ein harter Schlag; er hat ihn mit Würde getragen. — Der neue König hat den Namen Gustav V. angenommen. Er ist am 16. Juli 1858 im Schloß Drottningholm geboren und mit der am 7. August 1862 geborenen Prinzessin Viktoria von Baden vermählt. Dieser Ehe sind drei Söhne entsprossen. Er ist, neben zahlreichen anderen militärischen Ehrungen, Chef des kgl. preussischen Gren.-Regts. zu Pferde. Möge der neue König dieselben Bahnen wandeln, die sein verewigter Vater eingeschlagen hat, zum Wohle des schwedischen Volkes und seiner Nachbarn.



Zur Unterhaltung.



— Immer zerstreut. Professorsgattin: „Du Karl, ich glaube, es ist ein Einbrecher im Vorzimmer!“ — Professor: „Sage ihm, er soll später wiederkommen, — habe jetzt keine Zeit!“

— Scharfblick. A.: „Ist Dein Freund Max schon eingerichtet?“ — B.: „Und wie! . . . So kann nur einer eingerichtet sein, der alles schuldig ist!“

— Der Proteuvapa. Sohn eines Geschäftsfreundes: „Ihr Töchterchen, Herr Goldberger, sieht Ihnen aber gar nicht ähnlich!“ — „Aber ihre Mitgift wird mir sehen sehr ähnlich!“

— Der Komponist Bertou, Professor am Pariser Konservatorium zur Zeit, als Cherubini Direktor war, kam regelmäßig zu spät in die Stunde. Als bei seinem Begräbnis der Leidensfondant nicht zur angelegten Zeit die Kirche passierte und die Leidtragenden schon längere Zeit auf das Eintreffen des Zuges gewartet hatten, wandte sich Cherubini ungeduldig werdend mit folgenden Worten zu Auber: „Dieser Teufelskerl von Bertou, immer zu spät!“

— Das musikalische Fräulein. „Sind Sie musikalisch, mein Fräulein?“ fragte bei Tisch ein überlästiger junger Mann seine Nachbarin, die eben eine sehr heiße Suppe aus. — „Ja, mein Herr,“ erwiderte die Gefragte, „ich bläse, wie Sie sehen, die Suppe.“



Rätzelecke.



Bezierbild.



Ach, dort ist ja der Herr Lehrer.

Ergänzungs-Aufgabe.

he, A—i, He—, W—, S—, —g.

An Stelle der Striche sind Buchstaben zu setzen, und zwar jedesmal die gleiche Anzahl, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben bezeichnen im Zusammenhang gelesen eine sportliche Bezeichnung.

Buchstabenrätsel.

Mit a bin ich von weiblichem Geschlecht,
Man ruft mich allerorts so, recht und falsch!
Mit u war ich als Stamm von großer Tapferkeit;
Von aller Welt gefürchtet — ein Schrecken war mir Zeit!
Mit e verpeist man mich zuletzt,
Als Haustier werd' ich hochgeschätzt.

Somonum.

Ihr Leser mein,
Wer mag ich sein?
Bald schwarz, bald weiß,
Bald kalt, bald heiß,
Im fernen Land
Am Donaustrand.

Rätsel-Distichon.

Unter den Meisterfingern ist auch mein Name zu finden,
Meister der Töne bin ich, ändert zwei Zeichen man um.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.



Im Dämmerlicht.

Frei nach dem Englischen von Gräfin L. A. S.
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Die sämtlichen Einwohner Wattinghow's betrachteten voller Neugierde den australischen Helden, der im Finstern nach Abbot's Tarn geritten und lebend von dort zurückgekehrt war. Ambrey wußte gar nicht, wie er den Fragen des Wirtes, ob er den Geist gesehen hätte, ausweichen sollte.

„Weshalb sollte ich mich fürchten, wenn ich etwas sah?“ fragte er. „Der Geist ist ein Mitglied meiner Familie und würde sicher ganz freundlich mit mir sein, hoffe ich.“

Die guten Leute, welche ihm zuhörten, fürchteten, daß eine so gleichgültige Behandlung dieser wichtigen Angelegenheit eine Strafe nach sich ziehen würde.

Er bewog den Fuhrwerksbesitzer, ihn und sein Gepäck nach Abbot's Tarn zurückzufahren, da es jetzt ja heller Tag war. Um vier Uhr langte er mit seinen Kisten und Kasten zu Hause an und folgte Mutter in die Bibliothek, um seinen Onkel zu begrüßen.

Sie gingen durch ein dunkles, sehr heißes Vorzimmer, dann unter einer dicken Portiere her, durch einen von allen Seiten gegen Zugluft geschützten Gang. Wieder zog Mutter eine Portiere hinter dem jungen Manne zu und dieser stand vor Francis Gwynne. Er sah eine zusammen geschrumpfte Gestalt in einem Sessel am Kamin sitzen — der Kopf hatte viel Ähnlichkeit mit einem Totenschädel, so fest war die trockene, braune Haut darüber gespannt. Ein schlecht gepflegter schwarzer Bart und Schnurrbart bedeckte den unteren Teil des Gesichtes, die Wangen waren ganz eingefallen und zwei tiefliegende schwarze Augen blickten ruhelos aus ihren Höhlen.

Dieses sonderbare Individuum war mit einem kostbaren Schlafrock aus Brokat bekleidet und lehnte im Sessel, von seidenen Kissen gestützt. Er richtete seine Augen auf seinen Neffen und sprach dann mit leiser, matter Stimme:

„Also Du bist Ambrey's Sohn? Du siehst Deinen Vater nicht ähnlich.“

„Nein — ich glaube nicht,“ sagte Ambrey ein wenig verwirrt.

„Ich freue mich darüber! Es ist mir dann weniger schmerzlich, Dich anzublicken. Du bist ein hübscher, junger Mann!“ erwiderte der Kranke seufzend. „Wie alt bist Du?“

„Fünfundwanzig Jahre.“

„Ah — es kommt mir schon länger vor! Ich tat Deinem

Vater ein Unrecht, als wir beide noch jung waren. Nun ist er tot, obgleich er immer gesund und kräftig war, und ich, der ich all mein Leben lang elend und schwach war, lebe noch.“

„Es tut mir wirklich leid, daß Ihre Gesundheit so schlecht ist,“ sagte Ambrey bedauernd. Der Anblick des kranken Mannes rührte ihn.

„Ich war immer krank,“ entgegnete Francis Gwynne. „Niemand weiß, was ich gelitten habe. Deshalb haßte ich auch Deinen Vater. Ich war so häßlich und er so hübsch, jedermann zog ihn mir vor.“

„Und doch,“ lächelte Ambrey, „bekamen Sie den besten Teil; Ihre Frau zog Sie ihm vor!“

Ein böses Lächeln huschte um seine Lippen — ein verächtliches spöttisches Grinsen.

„Oh, tat sie es wirklich?“ sagte er. „Mein Vater erzählte es so und jeder glaubte es.“

Das Lächeln schwand, Entsetzen und Schrecken malten sich in seinen Zügen.

„Sprich nicht mit mir davon!“ höhnte er. „Es tötet mich. Es ist schlimm genug, nur daran zu denken. Ich sage Dir, ich will nicht davon sprechen — ich will nicht! Laß mich in Frieden sterben!“

„Gewiß,“ sagte Ambrey. „Was vergangen, ist vergangen und Sie können sich wohl denken, daß mir viel an dem Leben des einzigen Verwandten, den ich auf der Welt habe, liegt. Lassen Sie uns von etwas anderem sprechen.“

„Du bist mein Erbe,“ begann der Onkel wieder nach einer kleinen Pause, „nach meinem Tode bekommst du alles. Ich denke mir, daß du alles hier verändern wirst. Aber jetzt bin ich noch hier der Herr. Ich will hier, so lange ich lebe, nie einen fremden Menschen sehen; dich wollte ich nur kennen lernen, um zu wissen, weß' Geistes Kind du bist. Du bist mein Erbe.“

Ambrey blickte verstohlen in dem großen, schönen Zimmer umher, in welchem sie saßen. Plötzlich blieben seine Blicke auf einem in Lebensgröße gemalten Porträt haften — es war ein Gemälde von Sir Godfrey Knetter. — Das Porträt stellte ein junges Mädchen dar in einem Goldbrokatkleid mit dunkeln Haaren, niedriger Stirn und sanften blauen Augen. Er kannte das Gesicht — er kannte das Kleid. Ein plötzlicher Schrecken ergriff ihn. Er träumte doch nicht, er hatte das Original dieses Porträts gesehen!

„Betrachten Sie Lady Sybil?“ fragte Francis Gwynne. „Das ist entschieden das Beste der Familienbilder. Die Leute erzählen sich, ihr Geist ginge in der großen Allee im Park um. Fürchtest du dich vor Geistern, Ambrey?“



Königin-Witwe Karola von Sachsen †.

„Nein, Sir — ich glaube nicht, daß ich furchtsam bin.“
„Das ist gut! Wie du hinblickst! Bewunderst du deine Ahn-
frau so?“

„Ganz außerordentlich! Sie ist reizend! Es ist gerade der
Typus, den ich liebe.“ — Der Kranke blickte ihn erfreut an.
„Sorgen die Mutter's gut für dich?“ fragte er dann.
„Sehr gut, ich danke Ihnen.“

„Hast du alles, was du brauchst? Sage nur alle deine
Wünsche. Im Keller ist viel guter Wein. Tue ganz so,
als seiest du hier zu Hause.“ — „Sie sind sehr gütig!“

„Komme morgen nachmittag um diese Zeit wieder zu mir.
Jetzt bin ich müde, Aufregung greift mich immer an. Mor-
gen wollen wir länger mit einander sprechen. Ich weiß, daß
du es hier entsetzlich langweilig finden wirst, aber ich hätte
gern, daß du versuchtest, es hier wenigstens acht Tage aus-
zuhalten. Willst du?“

Ambrey versprach es, aber sein Herz sank. Mußte er jeden
Abend allein im Eßzimmer sitzen und die geheimnisvolle
Wand anblicken, aus der jeden Augenblick der Geist kommen
konnte? Sollte er nie eine andere Stimme hören, als die
Mr. und Mrs. Mutter's? Eine solche Existenz erschien ihm
unerträglich. Aber was sollte er tun?“

Wenn sein Onkel nur wäre wie andere Menschen! Könnte
er nur auf die Jagd gehen oder Schlittschuh laufen — irgend
was tun, um die Zeit zu vertreiben! Aber beständige Ein-
samkeit, als einzige Abwechslung der Besuch am Abend in
dem Krankenzimmer des alten Sünders, der offenbar eine
schwere Schuld auf dem Gewissen hatte — das war eine
schreckliche Aussicht!

Es dunkelte früh, in der Halle war es schon ganz finster.
Er suchte den Weg in das Eßzimmer, zündete sich eine Zi-
garre an und dachte nach.

Als er sein Abendbrot eingenommen und Mutter den Tisch
abgeräumt hatte, meinte er die Einsamkeit nicht länger er-
tragen zu können. Das stille Haus, das leere Zimmer er-
schienen ihm entsetzlich. Was in aller Welt sollte er nur tun
bis zum Schlafengehen? Er ging an das Fenster und zog den
Vorhang zurück. — Da lag der zugefrorene See im Monden-
schein vor ihm. Ein Gedanke durchzuckte ihn plötzlich. Er
wollte beim Mondenschein Schlittschuh laufen; nur um Be-
wegung zu haben — nur aus diesem stillen Haus heraus!
Er holte seine Schlittschuhe und eilte zum See. Was lag
daran, wenn er auch dem Familiengespenst begegnete? Er
konnte nichts daran ändern, es war ihm auch egal. — Da ihm
Abbot's Tarn einst gehören sollte, mußte er auch den Geist
mit in den Kauf nehmen. — „Ah!“

Ein unfreiwilliges Zurückschrecken — ein lauter Ausruf.
Er lief zu dem Weidenbüsch und dort bei dem Buchenstuhl
stand Lady Sybil, als ob sie gerade aus dem Rahmen des
Bildes gestiegen wäre!

Ambrey zögerte einen Augenblick. Im vollen Licht des
Mondes konnte man deutlich sehen, daß der Geist ebenso er-
schrocken war, wie Ambrey.

„Das ist ja sonderbar — unglaublich!“ rief er. „Das kann
ja kein Geist sein!“

So sprechend, trat er einen Schritt näher und berührte
die Erscheinung. Man hörte einen unterdrückten Schrei und
im nächsten Augenblick hielt er die Erscheinung fest — ein er-
schrockenes, zitterndes Mädchen, welches sich aus seinen Hän-
den zu befreien suchte.

„Lassen Sie mich los — lassen Sie mich los!“ schrie sie.
„Nicht eher, bis Sie mir sagen, wer Sie sind! Wie kom-
men Sie dazu, sich in dieser Weise zu verkleiden?“

„Ich bin Sybil Gwynne. Oh, lassen Sie mich los! Oh!“ —
in Tränen ausbrechend — „bitte, lassen Sie mich gehen!“

„Sybil Gwynne! Was soll das bedeuten? Ich habe nicht
die Absicht, Ihnen etwas zu tun, aber ich hätte die größte
Lust, Sie für diesen Betrug zu bestrafen. Was soll dies
alles bedeuten?“

„O, erschrecken Sie mich nicht so!“ sagte das Mädchen bit-
tend. „Bitte — bitte, tun Sie es nicht! Was habe ich denn
getan? Weshalb sind Sie so böse auf mich? Wie roh und
unfreundlich Sie sind! Ich hasse Sie!“

Er blickte in ihr hübsches, von Tränen überströmtes Ge-
sichtchen.

„Ich weiß nicht, was ich von Ihnen halten soll!“ sagte er.
„Wer sind Sie? Wo kommen Sie her?“

„Ich sagte es Ihnen ja schon. Ich bin Sybil! — Mr.
Gwynne's Tochter.“

„Was! meines Onkels? Er hat gar keine Tochter.“

„Und doch hat er eine; ich bin seine Tochter. — Ich habe
immer hier gewohnt.“

„Und Sie benutzen Ihre Zeit dazu, die Leute zu erschrecken!
Eine nette Beschäftigung für eine junge Dame!“

„Das tue ich garnicht! Noch nie in meinem Leben tat ich
so etwas!“

„O bitte! Waren Sie es nicht, die gestern Abend vor mir
auf den Weg sprang und mein Pferd erschreckte?“

Das Mädchen lachte unter Tränen.
„Sie erschreckten mich!“ rief sie. „Ich rannte so schnell ich
konnte! Ich sollte die Briefe für Goody holen und ich äng-
stigte mich, als ich Sie sah!“

„Und wie kommen Sie dazu, ein solches Kleid zu tragen?“

„Ich trage es Papa zu Gefallen. Er findet, ich sehe dann
der Ahnfrau ähnlich, deren Bild in der Bibliothek hängt,
deshalb soll ich mich so anziehen. Mein Kleid ist genau nach
dem Porträt gemacht.“

Ambrey konnte sich noch nicht von seinem Staunen erholen.
War das wahr? Und wenn, weshalb hatte man ihm die
Existenz von Francis Gwynne's Tochter verheimlicht? Aber
das Mädchen sah so unschuldig aus, daß Ambrey ihm glaubte.

„Wenn alles, was Sie mir sagten, wahr ist, dann sind Sie
ja meine Koufine,“ sagte er langsam.

„Das sagte Papa auch.“

„Weshalb kamen Sie denn gestern nicht zu mir? Es war
nicht nett von Ihnen, daß Sie mich ganz allein ließen!“

Sie schwieg und senkte den Kopf.

„Ich war so erschrocken,“ murmelte sie, ich — ich war zu
schüchtern — ich habe noch nie einen Fremden gesehen. Papa
sagte mir, ich solle zu Ihnen gehen, um Sie zu unterhalten,
aber ich wagte es nicht. — Endlich ging ich, aber da schliefen
Sie und ich lief zurück.“

„Nun, das ist sonderbar,“ war alles, was Ambrey sagen
konnte, er war zu erstaunt.

Zwei dunkelblaue Augen, in welchen noch Tränen schim-
merten, blickten ihn an.

„Sind Sie noch böse auf mich?“ fragte sie ängstlich.
Der junge Mann lachte.

„Fürchten Sie sich noch vor mir?“ fragte er.

„Nein,“ sagte Miß Gwynne zögernd; „ich, ich glaube
nicht, aber, bitte seien Sie nicht mehr böse.“

„Böse? Sicher nicht! Ich freue mich zu sehr über die Ent-
deckung Ihrer Existenz! — „Wie wird es hier mit Ihnen
jezt anders werden!“ rief er jubelnd. „Wie vergnügt wollen
wir zusammen sein! Wir müssen uns gut kennen lernen.
Namen Sie hierhin, um Schlittschuh zu laufen?“

Sie nickte.

„Ich fürchtete, Sie würden mich sehen, wenn ich Tags über
hier liefe,“ sagte sie verlegen; „deshalb wartete ich, bis es
dunkel wurde.“

„Lassen Sie mich Ihnen Ihre Schlittschuhe anschnallen,“
bat er.

Das Mädchen setzte sich und beobachtete aufmerksam, wie
er die Riemen festschnallte. Seine eigenen Schlittschuhe hatte
er auch bald an; er reichte ihr die Hände. Zusammen glit-
ten sie über das Eis. Wie herrlich ging es, wie flogen sie da-
her! Die Welt und das Leben erschienen jezt Ambrey in einem
ganz anderen Lichte! Mit einer solchen Gefährtin war es
nirgendwo öde, da konnte man es schon aushalten! —

Als Sybil ihre erste Schüchternheit überwunden hatte,
wurde sie mittheilbar und vergnügt und es war elf Uhr, als
sie endlich die Schlittschuhe abschnallten und nach Hause
gingen. Mrs. Mutter stand mit ängstlichem Gesicht, eine
Kerze in der Hand, an der Haustüre.

„Miß Sybil, meine Liebe! Das hätte ich wissen sollen, daß
Sie mit Ihrem Vetter zusammen waren! Ich habe mich so
geängstigt! Sie sagten mir doch, nur eine halbe Stunde fort-
bleiben zu wollen.“

„Sagte ich das?“ fragte Sybil ganz in Gedanken und nahm
ihren Pelztragen ab. Beim hellen Kerzenlicht sah sie fast
noch hübscher aus, als vorhin draußen im Mondschein, ihre
Wangen waren zart geröthet, sie war schlank und grazios
gebaut. „Eine entzückende Gefährtin,“ dachte Ambrey, als er
sie betrachtete.

„Gute Nacht, Vetter!“ sagte sie jezt. „Schlafen Sie gut!“

„Frühstücken Sie auch morgen früh mit mir?“ sagte er
schnell.

Sie nickte lächelnd und lief davon, ihn mit feinen Gedan-
ken allein lassend. Und lange dachte er über diese uner-
wartete und erfreuliche Wendung der Dinge nach.

Es war am folgenden Tag um vier Uhr nachmittags, als
Ambrey und Sybil von einem Spaziergang zurückkehrten.
Sie hatten diesen recht von Herzen genossen und die Welt
war ihnen doppelt so schön erschienen.

Große Zweige Stechpalmen und Misteln brachten sie mit,
um das Haus zum bevorstehenden Weihnachtsfest damit zu
schmücken. Lange und ernst hatten sie miteinander gesprochen

und sich vorgenommen, ihr möglichstes zu tun, Francis Gwynne zu einer Aenderung seiner Lebensweise zu bewegen.

Andrey merkte, daß seine junge Nousine eine ausgezeichnete Erziehung von ihrem Vater erhalten hatte, trotzdem sie so einsam gelebt und noch nie über die Grenzen des Bartes hinausgekommen war. Ihre Neugierde, von dem Leben in der Welt da draußen zu hören, war groß und Andrey's Erzählungen und Schilderungen folgte sie mit dem lebhaftesten Interesse. Sie gab dann auch hier und da ein Urteil ab, und dieses war meistens richtig und treffend.

Ihren Mantel in der Halle ablegend, ging sie von Andrey gefolgt, in das Zimmer ihres Vaters. Sie schoben die schwere Portiere bei Seite und traten leise ein.

Francis Gwynne sah in seinem Sessel, den Blick auf das Feuer gerichtet.

„Papa!“ rief Sybil zaghaft. Er antwortete nicht. Sie eilte zu ihm und berührte seinen Arm. Der Körper schwankte und fiel gleich zurück an die Lehne des Sessels.

Andrey trat schnell näher; Sybil stieß einen Schreckensschrei aus.

Der Herr von Abbot's Tarn war tot — wie auch der herbeigerufene Rutter feststellte. Noch vor einer Stunde hatte er gelebt, als sein alter, treuer Diener ihn gebeten hatte, nicht in gewissen Akten und Papieren zu lesen, weil deren Durchsicht ihn zu sehr aufregen würde. Die Aufregung, seinen Neffen wiederzusehen, die Unterhaltung mit ihm über alte Erinnerungen, die Lesung seines Testaments war anscheinend zu viel für ihn gewesen.

Das Testament hielt er in der Hand und außerdem ein Heft, welches wie folgt benannt war:

„Die Bekenntnisse von Francis Gwynne.“

„Nach seinem Tode von seinem Neffen Andrey Gwynne zu öffnen.“

Andrey nahm Sybil in seine Arme, küßte und tröstete sie, wie man ein Kind tröstet. Er versprach ihr, sie nicht verlassen und immer — immer für sie sorgen zu wollen; er würde stets ihr Freund bleiben und sich bemühen, alle ihre Wünsche zu erfüllen. Ihr Vater war tot und an seine Stelle trat nun dieser junge Better, dessen liebevolle Worte ihr ein Trost in ihrem Kummer waren. Und wie ein gehorchames Kind folgte sie seinen Anordnungen.

Die Lage, in welcher der junge Mann sich befand, war eine sehr schwierige, denn es fand sich nach der Beerdigung, daß in dem Testament der Tochter des Verstorbenen nicht gedacht war, sondern der Verstorbenen hatte nur kurz bestimmt, Andrey solle sie unter seinen Schutz nehmen und ihr Vormund sein. — Die Besitzungen, alles, was auch dem Verstorbenen persönlich gehört hatte, war Andrey vermacht, so daß das schöne, hilflose Mädchen lediglich auf seine Güte angewiesen war.

In geschäftlicher und schneller Weise traf Andrey alle Anordnungen. Er hatte eine Verwandte von mütterlicher Seite — eine alte Jungfer, welche in London lebte. Unter ihren Schutz sollte Sybil einige Zeit gestellt werden, damit sie Welt und Menschen kennen lernte. Währenddessen war Andrey damit beschäftigt, sein Erbe zu ordnen, erforderliche Neu- und Umbauten vorzunehmen und das alte Haus wieder behaglich und bewohnbar zu machen.

Die zu Papier gebrachten Bekenntnisse erklärten auch den Grund des eigentümlichen Lebens von Francis Gwynne. Nach der Eröffnung des Testaments sollte Andrey sie lesen und dann verbrennen.

Sie enthielten einen entsetzlichen Bericht der geheimen Leiden und Sünden eines verdorbenen Gemütes. Körperliche Ungehaltigkeit ist oft der Grund eines boshaften Charakters und dies war der Fall bei dem unglücklichen Schreiber dieser Bekenntnisse. Er war häßlich, verwachsen und kränklich; sein jüngerer Bruder dagegen hübsch, gut gebaut und kräftig. In seiner wütenden Eifersucht hätte er ihn am liebsten ermordet, wenn sich ihm nicht plötzlich eine Gelegenheit geboten hätte, sein Leben, seine ganze Existenz zu verderben und zu zerstören.

Francis liebte Mona Haldane, wußte aber, daß er ihr nur Abneigung einflößte, ihre Liebe gehörte Andrey. Beider Herzen zu brechen war nun das Streben des unglücklichen Mannes und er erreichte es, indem er dem armen Mädchen Angst und Schrecken einjagte. Feigheit war eine schwache Seite in Mona's Charakter und das nutzte er aus. Androhung von Racheakten und dergleichen zerstörten den Frieden des Mädchens. Sie hatte eine entsetzliche Angst vor Francis und eine abergläubische Furcht hielt sie ab, ihrem Geliebten ihre Sorgen, ihren Kummer anzuvertrauen. Jeder Tag ihres Lebens wurde ihr zur Qual, bis ihr Tyrann ihr endlich das Versprechen abrang, daß sie nur ihn heiraten

würde und Andrey ganz frei gäbe. Er schwur ihr, daß er, möge kommen, was da wolle, es zu verhindern wissen werde, daß sie das Weib eines andern würde, und, um das Leben des Geliebten zu retten, opferte das arme Mädchen ihr eigenes. — Aber sie konnte die entsetzliche Ehe mit Francis nicht ertragen, langsam sickte sie dahin und starb bei der Geburt der kleinen Sybil.

Nach dem Tode Mona's war der Geist des unglücklichen Mannes eine zeitlang gänzlich umnachtet, wie der alte Rutter sagte. Liebe, Gewissensbisse, Enttäuschung, daß zermarterten sein Gehirn und in seinem Wahnsinn beschloß er, die Existenz der kleinen Sybil geheim zu halten und den Leichnam seiner Frau im Hause aufgebahrt zu bewahren. — Mit der Zeit wurde sein Geist wieder klarer. Er gestattete, daß die Ueberreste der armen Mona in der Familiengruft beigelegt wurden, aber seine Tochter hielt er nach wie vor ängstlich von der Welt und den Menschen zurück.

Es schien, als wollte er seinem Bruder eine späte Genugthuung leisten, indem er ihm alles testamentarisch vermachte und ihm die Sorge für Mona's Kind anvertraute; dieses wurde aber vereitelt durch den Tod des jungen und rüstigen Mannes, während der arme Kranke sein mühseliges Dasein noch weiter schleppen mußte. Da ließ er den Sohn seines verstorbenen Bruders kommen und setzte ihn zum Erben ein. Sybil's Existenz erwähnte er nicht; sie würden sich schon zufällig treffen. Und daß sie sich begegnet waren, hatte er nicht mehr erlebt.

Wenn sein Geist, wie es nach dem Glauben der Leute die „Gewohnheit“ der Gwynne's war, nach einem Jahr wieder in Abbot's Tarn erschienen wäre, würde ihn das, was er gesehen hätte, gewiß befriedigt haben. Es war am Weihnachtseste, als Sybil als Andrey's geliebtes Weib und die Herrin von Abbot's Tarn zurückkehrte. In Kleidung und Lebensart war sie eine andere geworden, aber ihr Gemüt war noch so rein und unverdorben wie bei ihrer ersten Begegnung mit ihrem Better. Das finstere alte Haus wurde wieder der Welt geöffnet, die Ställe gefüllt und der Park und die Gärten mit den seltensten Sträuchern bepflanzt.

Beständig kamen Gäste nach Batinglow, um nach Abbot's Tarn zu fahren und der einst so gefürchtete Weg wurde nun fast täglich benutzt, und der Wald hallte wieder von dem Rollen der Wagen, dem Wiehern der Pferde und den fröhlichen Stimmen der Menschen. — Der Kranke Mr. Gwynne und sein sonderbares Leben, die Geschichte von Lady Sybil und ihrem Brotatleid gehörten bald der Vergessenheit an und das Landvolk erzählte es sich nur noch als Legende aus verlassenen Zeiten.



Die erste chinesische Studentin (x) an einer deutschen Universität.

Lotte!

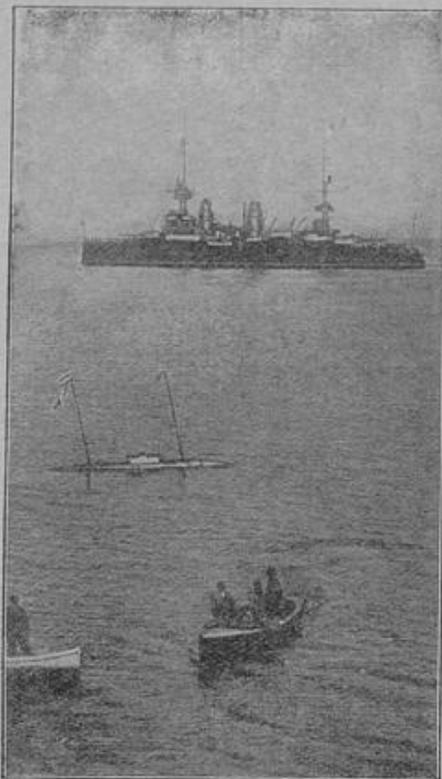
Novelle von Marissa Borges.
(Nachdruck verboten.)

Wie ihre Eltern auf den Gedanken gekommen waren, sie einfach Charlott oder kurzweg „Lotte“ zu nennen, war vielen ein Rätsel. Die alte, aber gänzlich verarmte Adelsfamilie des Freiherrn von Wehler zählte unter ihren Ahnen die ausserlesensten Namen; die jetzige junge Freifrau Ina von Wehler war sehr wählerisch bei der Benennung ihrer kleinen Mädchen gewesen und hatte die älteste Gerta Beatrix und die zweite Eleonore genannt. In ihrer Jugend hatte sie gern Romane gelesen, daher machte es ihr jetzt eine Freude, die Namen der Heldinnen, die früher ihr Interesse so lebhaft erregten, auf ihre kleinen Lieblinge zu übertragen. Aber weder Vater noch Mutter freuten sich über die Antunft dieses kleinen Erdenbürgers.

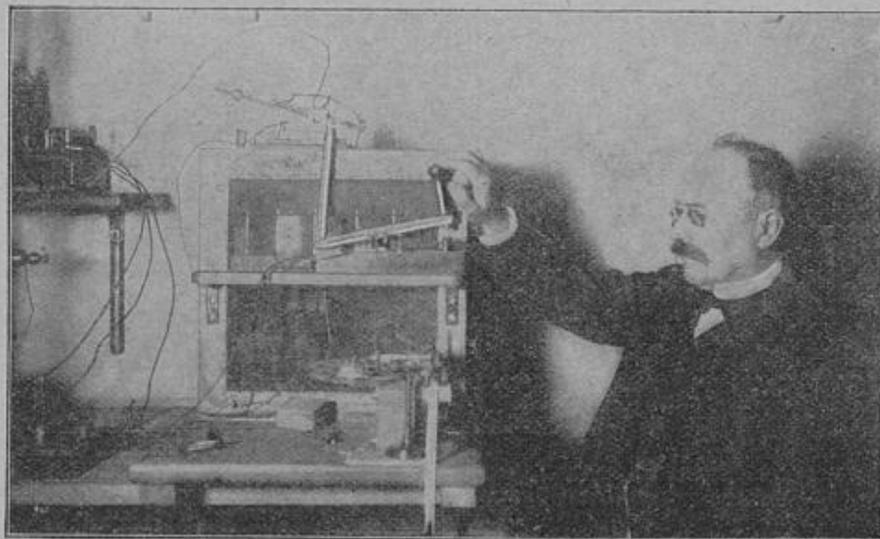
Gerta und Eleonore waren schon herangewachsen und standen im Alter von acht und neun Jahren. Ihre alte Kinderwärterin war schon längst entslassen, dafür aber eine französische Gouvernante engagiert, die ihren kleinen Jöglingen neben der Wissenschaft auch den gehörigen „Chic“ leizubringen hatte. Ja, wenn ein Sohn und Erbe das Licht der Welt erblickt hätte, so hätte gewiß die größte Freude geherrscht; aber ein kleines Mädchen, das gar nicht begehrt wurde und niemand haben wollte, war Eltern und Geschwistern doch eine drückende, fast unerträgliche Last.

Seit langen, langen Jahren hatte die junge Frau von Wehler vergebens gehofft, ihrem Gatten den ersehnten Stammhalter schenken zu können, zwei vermögenslose Mädchen in einer Familie waren doch genug, aber Gerta und Nora waren hübsche Kinder mit lachenden Augen und goldblonden Locken. Jetzt, nachdem sie jahrelang vergebens gezoft hatte, kam wieder ein kleines Mädchen. Die junge Frau wandte mit Tränen in den Augen ihr Antlitz der Wand zu und wollte nicht einmal einen einzigen Blick dem armen kleinen Wesen gönnen, dem sie das Leben geschenkt hatte, und der Freiherr schloß sich mit finster drohender Stirn in sein Arbeitszimmer ein und war so heftig erregt, daß niemand der Schloßbewohner es wagte, sich ihm zu naßen. Doch

in den Augen der meisten Freunden und auch Bekannten der freiherrlichen Familie hatten diese gar keinen Grund, mit dem Geschick zu hadern. Beide waren noch ziemlich jung; die Freifrau zählte kaum dreißig, ihr Gatte noch nicht vierzig Jahre, und das Glück, das ihnen jetzt versagt war, konnte die Zukunft noch bringen. Auch war es eine höchst romantische Ehe gewesen, aus den Kinderjahren her datierte schon ihre gegenseitige Liebe und viele Freunde schüttelten wohl bedenklich ihren Kopf, als das



Eine neue Errungenschaft der Technik: Fernbewegung durch Elektrizität. Das Verfolgen eines Panzerschiffes durch ein unbemanntes, vom Lande aus durch elektrische Wellen gesteuertes Torpedoboot. (Siehe Text.)



Eine neue Errungenschaft der Technik. Ein Apparat zur Fernbewegung, Telekino genannt, mittels dessen ein Torpedoboot vom Lande aus gesteuert werden kann.

junge Paar den Bund fürs Leben schloß und sich eine eigene Häuslichkeit gründete, denn jetzt trat der Ernst des Lebens an sie heran und der Kampf ums Dasein rückte in den Vordergrund.

Freilich besaß der Freiherr ein ganz kleines Landgut, doch war dasselbe leider mit enormen Schulden belastet; von den Gläubigern hart gedrängt, konnte er nur mit Aufgebot aller seiner Kräfte sich im Besitz desselben erhalten. Ina hingegen war gänzlich mittellos, dafür aber hing sie mit der zärtlichsten Liebe an ihrem Gatten und ersetzte ihm dadurch reichlich, was ihr an Glücksgütern mangelte. Wie sie aber ihr Leben fristeten und wovon sie lebten, war vielen ein Rätsel.

Da trat plötzlich ein ganz unerwarteter Wechsel in ihrem Leben ein. Das kleine Landgut grenzte unmittelbar an das wertvolle und weit ausgedehnte Besitztum des unermeßlich reichen Grafen von Rafffeld, der schon seit seinen Jugend- und Univeritätsjahren mit dem stets heiteren Freiherrn von Wehler die innigste Freundschaft geschlossen hatte. Da raubte an einem Tage der unerbitterliche Tod dem mit irdischen Glücksgütern so reich gesegneten Grafen die junge lebensfrohe Gattin und seine beiden hoffnungsvollen Knaben — der bedauernswerte Mann stand gänzlich umgewandelt und wie ein lebensmüder Greis am frisch aufgeworfenen Hügel, der sein Liebste barg. Schon von Kindheit an zur Melancholie geneigt, wirkte dieser vernichtende Schlag verort auf sein Gemüt ein, daß er eine unbeflegbare Abneigung gegen sein väterliches Schloß und die ganze Gegend empfand, wo er an der Seite seiner Gattin ein so glückliches Leben geführt hatte.

So überließ er sein ganzes irdisches Hab und Gut, die Besitzung mit ihren Vorwerken und Pachthöfen, den Ertrag der vielen und reich gelegenen Ländereien und fast sein ganzes kolossales Vermögen seinem Jugendfreunde, dem armen Freiherrn von Wehler, mit der Bestimmung, daß es stets vom Vater auf den Sohn übertragen werden sollte. Jedoch die Töchter schloß der finstere Sonderling von der Erbschaft aus, zweifellos, weil ihm das Glück nur Söhne und keine Töchter beschied hatte. Sollte der Freiherr ohne männliche Nachkommen sterben, so wollte er, der Graf von Rafffeld selbst, den nächsten Eigentümer des Schlosses be-

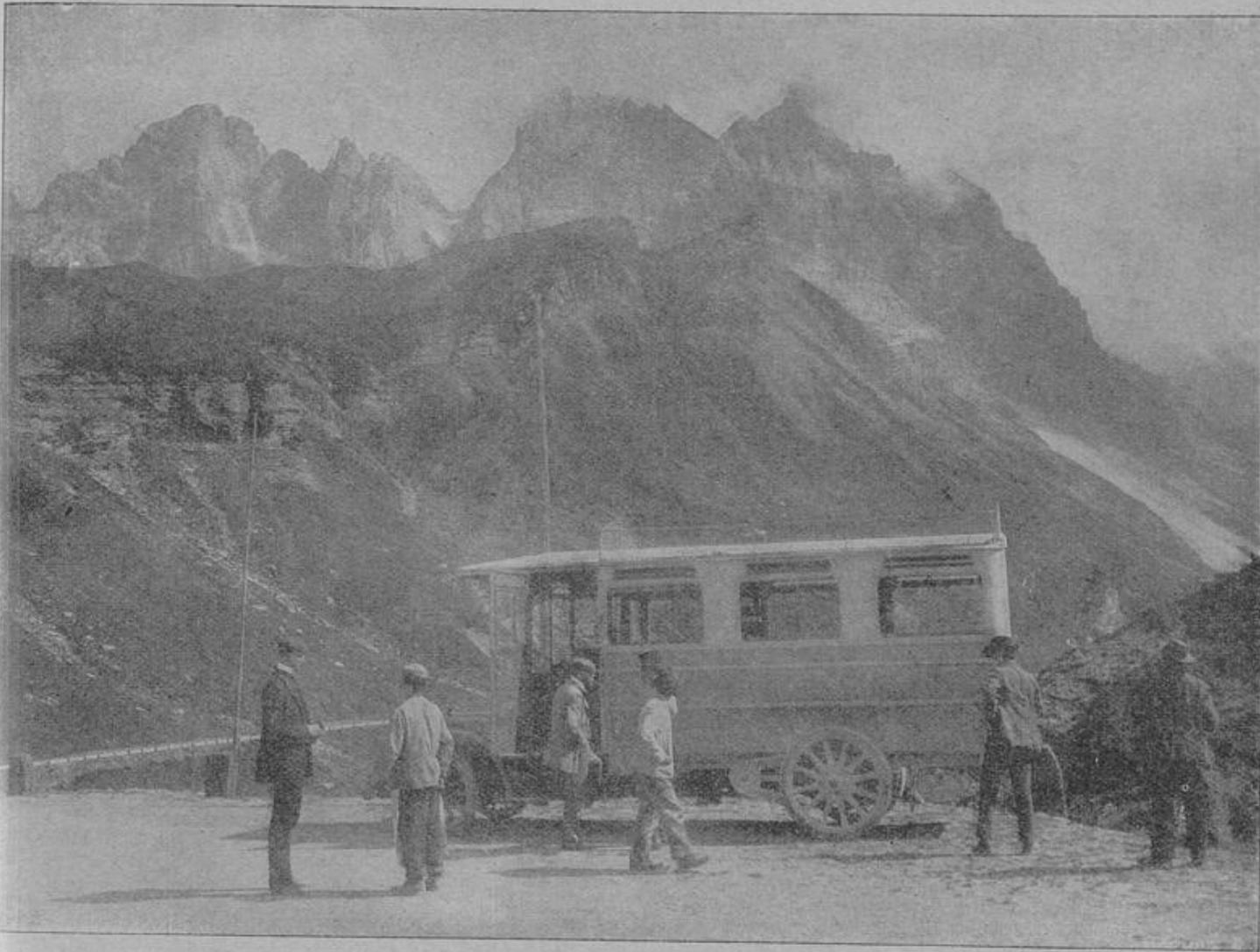
bestimmen. Jetzt schien das Glück der freiherrlichen Familie ganz vollkommen. Noch ehe Gerta zwei Jahre und Nora kaum 9 Monate zählte, hatten sie für ihren Bedarf eine Wärterin, eine französische Nonne und eine Schar von Kindermädchen. Anstatt, wie früher bemitleidet, wurden die Eltern jetzt von allen Seiten beglückwünscht; die beiden goldlockigen Kinder wuchsen in einem Glanz und umgeben von Luxus auf, als hätten sie nie in ärmlichen Verhältnissen atmen müssen. Und dennoch entstand nach

und nach eine Leere im Schlosse, die selbst die hingebendste Liebe der Gattin nicht auszufüllen vermochte, denn außer Gerta und Nora hörte man keine Kinderstimme in den prächtigen Räumen. Ein Knabe wurde zwar geboren, aber er atmete kaum und starb; erst jetzt lernten die Gatten verstehen wie schwer der Verlust dieses Sohnes für sie ins Gewicht fiel.

Nun dachte der Freiherr ernstlich daran, die Zukunft seiner Gattin und der beiden kleinen Mädchen sicher zu stellen, und zwar kam ihm der Gedanke, bei einer Lebensversicherung sein Leben hoch zu versichern. Aber unglücklicher Weise hatte er gerade eine heftige Lungenentzündung überstanden, und da er außerdem mit einem Herzleiden behaftet war, wollte man ihn entweder in die Lebensversicherung gar nicht aufnehmen, oder andere forderten so enorm hohe jährliche Beiträge, daß er den Betrag weder zahlen wollte, noch konnte.

zurück und lasse der Lebensversicherungsgesellschaft nicht den großen Profit."

Das lautete ganz verständig. Wenn der Freiherr jährlich nur 3000 Mark zurücklegte, so hatte er in einer Zeit von 20 Jahren die Summe, für welche die Versicherung den hohen Beitrag verlangte, ja, er hatte sogar mehr, da er doch mit Zinsen und Zinseszinsen rechnen konnte. So schien die Sache zur Befriedigung geregelt. Hatte er doch in früheren Jahren mit ganz geringen Einkünften rechnen müssen, so wäre es ihm jetzt eine Kleinigkeit gewesen, einen Teil seiner enormen Einnahmen zurückzulegen. Aber seit fast vier Jahren hatte er alles verbraucht, ohne nach seiner Meinung verschwenderisch zu sein; so wurde es ihm schwer, den Anfang von seinen Ersparnissen zu machen. Täglich faßte er zwar den Voratz, aber nie kam er zur Ausführung, und seine Gattin, die ihm blind vertraute, glaubte, das für sie und die Kinder zurück-



Automobil-Omnibus am Rolle Pass (1984 Meter hoch) auf der Fahrt nach San Martino di Castrozza. Der 30pferdige Wagen hat ein Gewicht von 67 Kilogramm. Im Hintergrund die Rola-Gruppe. (Südtirol.)

„Es ist lächerlich,“ äußerte er seiner Gemahlin gegenüber, „ich bin kaum 30 Jahre alt und kann noch 40 leben, warum sollte ich so hohe Summen jährlich der Lebensversicherung geben!“

Frau von Wehler pflichtete ihrem Gatten vollkommen bei, jedoch im Interesse der kleinen Mädchen machte sie den Vorschlag, sein Leben weniger hoch zu versichern, da doch somit der jährliche Beitrag ein geringer sei. Aber der Freiherr schüttelte verstimmt sein Haupt.

„Ich tue nicht gerne eine Sache zur Hälfte,“ versetzte er mißmutig, „entweder muß ich den hohen Preis zahlen und erlange damit die Veruhigung, daß Du mit den Kleinen nach meinem Tode nichts von dem Luxus entbehrest, der Euch hier umgibt, oder ich lege von jetzt an ein Vermögen für Euch

gelegte Kapital trüge bereits Zinsen, während in Wirklichkeit der Grund noch nicht dazu gelegt war.

Da wurde nach einem Zeitraum von acht Jahren das Kinderzimmer plötzlich wieder neu hergerichtet und die alte Wärterin wieder zurückgerufen. Die beiden Gatten bauten fest auf ihr Glück und sprachen schon jetzt mit einer solchen unerschütterlichen Gewißheit von ihrem Sohne und Erben, als ob nur Knaben geboren würden. Keine Kosten wurden zur Vorbereitung des Empfanges für den Erben gescheut und die überglückliche Mutter schien wieder frisch und verjüngt, gerade wie in den Tagen, da Gerta geboren wurde.

Aber der so sehnsüchtig erwartete Knabe erschien nicht — nur ein kleines, dunkeläugiges Mädchen, mit dunklem, fast bräunlichen Teint, das niemand haben wollte und niemand

begehrie. Es waren schon zwei Töchter vorhanden, um später in die Gesellschaft eingeführt zu werden, ein Knabe würde das Schloß und die ganze Besetzung geerbt haben, aber ein drittes Mädchen verringerte nur das Kapital, das, wie die Mutter glaubte, für sie und die kleinen Mädchen zurückgelegt sei. Aber dennoch hätte sie vielleicht den kleinen Eindringling geliebt, doch sie sah den verzweifeltsten Blick im Antlitz ihres Gatten und hörte dann leise zwischen den Jägern hervorgehobene Wort „verloren!“

Sie liebte ihn noch mit demselben jugendlichen Feuer von ehemals, da ihre ganz bescheidene Häuslichkeit, an seiner Seite einem Paradiese gleich; als sie daher den Schmerz, in seinen Jügen las, wandte sie ihr Antlitz zur Wand und hatte keinen liebevollen mütterlichen Blick für das arme kleine Wesen.

In seinem Arbeitszimmer saß nun der Freiherr in finstrem Sinnen versunken. Wenn er plötzlich abgerufen wurde — und viele Glieder seiner Familie waren am Herzschlag unerwartet gestorben — so blieben seine Gattin und seine Kinder gänzlich mittellos zurück; dieses Bewußtsein folterte ihn mit den schwersten Gewissensbissen. Von Grund seines Herzens bereute er jetzt seine Unentschlossenheit, die Bedingungen der Lebensversicherung nicht angenommen zu haben, und dann gab er wohl in der unvernünftigen Weise seiner neugeborenen Tochter Schuld an seinem Unglück.

Freunde und Nachbarn, die bei der Kunde des großen Familienereignisses herbeieilten, um die Eltern zu beglückwünschen, merkten bald, daß von dem kleinen Mädchen nicht geredet werden dürfe, selbst Gertrud und Nora sprachen nie von ihrem Schwesterlein, und hätte nicht in späteren Tagen die treue, alte Wärterin das in Spitzen und Seide eingehüllte Wesen ins Freie getragen, so würden manche benachbarte Familien von der Existenz dieses dritten Sproßlings kaum eine Ahnung gehabt haben.

So war der Verdruß und Kummer der ersten acht Tage vergangen, da erschien der alte greise Pfarrer im Schloß, um die Eltern zu ermahnen, das Kindlein taufen zu lassen. Der alte Herr hatte sein ganzes Leben hindurch als Seelsorger segensreich in seiner Gemeinde gewirkt; da er dem früheren Besitzer des Schlosses, dem Grafen Rasfeld, stets als treuer Freund zur Seite gestanden hatte, so wollte er auch dem neuen Eigentümer seinen Beistand nicht entziehen. Aber die junge Freifrau schien die einfache Frage absichtlich überhören zu wollen, sie machte einige gleichgültige Bemerkungen und lenkte das Gespräch auf ganz andere Dinge. Jedoch der treue Diener Gottes war nicht der Mann, der sich leicht von seiner Pflicht abbringen ließ; darum setzte er die junge Frau fest ins Auge und wiederholte seine Frage: „Ist es nicht Zeit, daß Ihre Tochter getauft wird? Sie ist doch schon über eine Woche alt.“

„Wahrscheinlich“, lautete die ruhige Antwort.

Er hatte stets die junge Freifrau sehr hoch gehalten, denn er hielt sie für eine liebende, zärtliche Mutter und dabei für ein Muster aller Hausfrauen. Noch vor wenigen Wochen hatte er ihr wohlwollend zugeschaut, wie sie mit ihren Kindern gespielt, sie geherzt und geküßt hatte; die kleinen goldlockigen Mädchen hatten sich arg an die Mutter geschmiegt, daß das verwöhnteste Auge des Vaters kaum ein besseres Modell gefunden haben würde.

„Soll ich lieber mit dem Freiherrn die Sache besprechen?“ fuhr der Pfarrer ernst und eindringlich fort.

„O nein, nein, ganz entschieden nicht,“ entgegnete die Gefragte jetzt lebhaft; „es würde meinen Mann zu sehr erregen. Sie meinen es gewiß gut, Herr Pfarrer,“ fügte sie dann milder hinzu, „aber Sie berühren mit rauher Hand einen sehr wunden Punkt.“

„Soll denn die Kleine etwa ohne Namen durch die Welt gehen? Bedenken Sie wohl, die Tochter christlicher Eltern sollte nicht so lange ungetauft bleiben.“

Die junge Mutter wandte sich jetzt ungeduldig ab. „Tausen Sie das Kind, wann Sie wollen,“ gab sie unwirsch zurück; „schon morgen, wenn es nicht anders sein kann, nur verschonen Sie meinen Gatten damit.“

„Welchen Namen haben Sie für Ihre Tochter bestimmt?“ fuhr der greise Herr beharrlich fort, „nach Ihren Aeußerungen zu schließen, sehe ich voraus, daß weder der Vater, noch Verwandte der feierlichen Handlung beizuhören werden.“

„Ganz gewiß nicht!“

„Wollen Sie auch nicht für Taufpaten sorgen, soll Ihr Kind wie ein Kind armer Leute getauft werden, welches beliebige Taufzeugen hat, wie sie sich gerade einfänden?“

„Machen Sie es, wie es Ihnen beliebt.“

„Und der Name?“

„Ist mir gleichgültig.“

„Sie können Ihrem jüngsten Töchterchen Ihren eigenen Namen geben.“

„Meinen Namen Ina!“ rief die Freifrau sichtlich erschrocken, „nein, ganz gewiß nicht; sie darf keinen Namen unserer Familie tragen. Nennen Sie das Kind Anna, Maria, Ida oder wie es Ihnen beliebt.“

Einen Augenblick sah der greise Pfarrer die erregte Frau vorwurfsvoll an, dann traten ihr die Tränen in die Augen, und sie fügte milder hinzu: „Dolores würde am besten für sie passen, denn sie ist unser Schmerzenskind und extra in die Welt gekommen, um uns ins Verderben zu stürzen. Ich überlasse alles Ihnen, Herr Pfarrer, wenn Ihr Gewissen Sie drängt, das Kind zu taufen, so tun Sie es, wann Sie wollen, und geben Sie ihm einen Namen, welchen Sie wollen, wir werden uns nicht einmischen.“

Seufzend und mit schwerem Herzen ging der Pfarrer heim, um seiner Schwester das Resultat seiner Unterredung mitzuteilen.

„Armes, kleines Ding,“ flüsterte leise das alte Fräulein, „das Kind ist so schlimm dran, wie eine Waise.“

„Wenn ich jünger wäre, so wollte ich die Erziehung des Kindes selbst übernehmen, aber jetzt sind meine Tage gezählt, auch würde mein Eingreifen in die Rechte der Eltern nur störend auf das eheliche Glück des Freiherrn einwirken.“

„Das geht nicht,“ gab die Schwester sinnend zu; „aber mir blutet das Herz beim Gedanken an das arme kleine Wesen; wie soll es heißen?“

Der Pfarrer wiederholte die Worte der Freifrau.

„Nenne sie Charlotte“, schlug die Schwester vor; „Frau von Wehler hat eine Stiefschwester dieses Namens; wer weiß, vielleicht gefällt es der alten Tante, dem Kinde ihren Namen zu geben.“

„Hat sie noch eine Schwester? Ich hörte nie davon.“

„Ja, ihre Stiefschwester ist aber bedeutend älter als sie, und ich fürchte, die beiden stehen nicht auf freundschaftlichem Fuße.“

„Dann wird dieser Name der Mutter gar nicht zusagen, fürchte ich,“ meinte nachdenklich der alte Herr.

„Bedenke aber, daß er der Tante gefallen könnte; wer weiß, ob das arme Kind nicht dort eine Heimat finden könnte.“

Fortsetzung folgt.



Ein Briefträger, der mit 80 Jahren noch seinen Dienst verrichtet. (Briefträger Döring in Berlin.)



Für die Frauenwelt.



(Nachdruck verboten.)

Das Decken des Tisches gehört zu den kleinen täglichen Dingen, in denen das Frauenleben so reich ist. Es scheint etwas so Einfaches, Unwesentliches zu sein, und doch hängt sehr viel davon ab, wie es geschieht. Wo nachlässig, übereilt und ohne Nachdenken der Tisch gedeckt wird, da fehlt während des Essens bald dieses, bald jenes, die Schelle ist in steter Bewegung nach dem dienstbaren Geiste, oder wo ein solcher nicht vorhanden, ist die Hausfrau selbst gezwungen, fortwährend zwischen Speisezimmer und Küche unterwegs zu sein, das Vergessene zu holen, — nach dem alten Spruch, „was du nicht im Kopfe hast, mußt du in den Beinen haben“, — so daß sie, die des Tages Last und Hitze am Kochherde getragen, nicht zum ruhigen Genuß kommt, sondern nur kalte Schale und getalgte Happen kriegt.

Nicht allein soll Sorgfalt, Umsicht und Akkuratess beim Decken des Tisches walten, auch der Schönheits Sinn soll sich dabei betätigen. Auch das Auge will berücksichtigt sein. So wie ein Blumenstrauch Herz und Sinn weit mehr erfreut, wenn er in einer schönen Vase steht, als in einem Scherben, so mundet eine Mahlzeit viel besser auf sauberem Tischzeug und mit blanken Geräten genossen, als mit den gegenteiligen und von einem Tischtuche, welches einer Landkarte gleicht und die Uebersicht sämtlicher Küchensettel der Woche gibt.

Blindes, flediges Tafelgerät wird die schönheitsliebende Frau nicht dulden. Sie wird für spiegelblanke Gläser, dito Porzellan sorgen und auf dem Tische kein Stück leiden, an dem sich eine ausgebrochene Stelle befindet und sei sie noch so winzig; Deckel ohne Griff, Tassen ohne Henkel sind für sie unter keinen Umständen tischfähig.

Jedes Gedeck sei zierlich arrangiert. Der gedeckte Tisch, — wohl gemerkt haben wir hier stets den täglichen Familientisch und nicht die Ausnahmetafel für Gäste im Auge, — also der gedeckte Tisch soll stets den Eindruck der Sorglichkeit und Lust und Liebe machen, mit dem er hergerichtet ist. Es wirkt höchst verstimmend, wenn auf den ersten Blick die nervös-haltende Hand erkenntlich ist, die im letzten Augenblick das Tischgerät unordentlich hingepoltet und das Tisch Tuch schief aufgelegt hat. Auch diese Arbeit beansprucht ihre Zeit, um ordentlich, akkurat, nett und zierlich gemacht zu werden. Man darf mit Recht annehmen, daß der gedeckte Tisch auf verschiedene Eigenschaften der Hausfrau Schlüsse zuläßt.

Schließlich möchte ich noch an ein Wichtiges erinnern — an frische Blumen! Auf keinem Götisch sollten sie fehlen!

Das Vorlesen im Familientreise.

Die Pflichten des Erwerbs und der Geselligkeit lassen in großen Städten nicht viel Zeit zur Vertiefung des Familienlebens übrig. Außer den Mahlzeiten gibt der Tag kaum eine Mußestunde her, welche Eltern und Kinder zu gemeinsamem Ausruhen und Gedankenaustauschen vereint. Einzelne Familien bringen es aber trotz alledem fertig, was mir als das beste geistige Band zwischen Vater, Mutter und heranwachsenden Kindern erscheint: sie halten ein Stündchen nach dem Abendbrot für gemeinsame Lektüre frei. — Traute Stunden, deren Erinnerung den aus dem Vaterhaus scheidenden Kindern ins fernste Leben nachzieht und den alternen Eltern als etwas Köstliches und Rührendes verbleibt, wenn die lustige Schar längst in alle Winde geflogen ist, die sich jetzt, ernst und andachtsvoll lauschend, das Licht des erwachenden Denkens auf den lieben Gesichtern, um den Familientisch reibt! Weder die Gymnasien, noch unsere höheren Mädchenschulen haben Zeit, die im Unterricht angeführten und besprochenen Literaturwerke den jungen Geistern auch durch Lektüre bekannt zu machen; kaum unsere alten Volksepen und einige wenige unserer klassischen Meisterdramen kommen da im Laufe der Jahre an die Reihe und zu ihrem Recht. Nun gibt sich zwar die heißhungrige Leselust unserer Jugend in den seltensten Fällen mit dieser vorge schnittenen Schulkost zufrieden; in keinem Alter wird so gern, so viel, mit so glänzenden Augen und warmen Herzen gelesen. — Aber gerade, weil die Jugend so lebhaft Partei nimmt, ist es so köstlich, wenn die Eltern sich mit ihr zur kleinen Gemeinde zusammintun, wenn sie ihre Begeisterung mitgenießen und sich zugleich durch eine methodische Wahl der Lektüre die Herrschaft über die jungen Geister sichern.

Ein besonderer Gewinn aus diesen Vorlesungen im Familienkreise erwächst der Frau des Hauses. Die vielbeschäftigte, sorgenbeladene Mutter gibt sich leider zu oft damit zufrieden, unter den kleinlichen Mühen und Plagen des Hauswesens die geistigen Bestrebungen, die auch sie in ihrer Jugend entzückten, ganz zu begraben. — Daher kommt es, daß die Söhne und Töchter im Bewußtsein ihrer jungen Schulweisheit den Ton der tiefen, liebevollen Verehrung gegen die Mutter, der mir allein als das Erkennungszeichen eines glücklichen, wahrhaft vornehmen Hauses gilt, so oft nicht mehr finden. — Ich glaube aber, eine bessere Gelegenheit, mit der geistigen Entwicklung der Jugend Schritt zu halten, Urteil und Geschmac frisch zu bewahren, über die Kleinlichkeiten des Tages sich zu erheben, kann das Hausmütterchen nicht finden, als die einer gemeinsamen Familienlektüre.



Für die Kinderwelt.



Die grüne Ballbame. Das ist etwas für kleine Mädchen! Vielleicht habt ihr schon einmal „Onkel Theodor“ im Ladenfenster gesehen, dem ein ganzer Wald von grünen Haaren aus seinem Nahlkopf herauswuchs? In ähnlicher Weise, nur sehr viel niedlicher, kann man eine Ballbame in grünem Kleide herstellen, die bei einer Klein-Mädchen-Gesellschaft hübsch mit im Kreise sitzen kann. Also hört zu: Für 10 Pfg. Kreisenamen weicht ihr in lauwarmem Wasser auf einem tiefen Teller ungefähr eine Stunde lang ein, bevor ihr ihn gebrauchen wollt. Inzwischen überzieht ihr eine alte Bierflasche oder Tintenflasche mit einer doppelten Lage gestrichter Lappen — alte Strümpfe leisten sehr gute Dienste hierbei. Auf den Kork der Flasche befestigt ihr ein Puppenköpfchen und zwei Porzellanarme; die Lappen bindet ihr mit einer dünnen Schnur um den Flaschenhals fest. Aus Draht biegt ihr nun eine Art Schleppe, bezieht die Form auch mit einem gestrichelten Lappen, halt die Drahtenden in der „Taille“ der Flasche fest, und befestigt die Schleppe mit ein paar Stichen. Den etwa eine Stunde lang aufgeweichten Kreisenamen streicht ihr dann mit einem Messer oder Löffelstiel recht hübsch gleichmäßig über den recht naß gemachten Ueberzug, stellt die Flasche auf einen Teller und feuchtet sie mindestens zweimal täglich an. Nach 24 Stunden schon zeigen sich grüne Spitzchen und nach acht Tagen ist eine allerliebste Ballbame im grünen Kleide mit Schleppe fertig!

Beim Honigbrotessen. Wer von euch hat wohl schon einmal, wenn Mama ihm des Morgens das Milchbrötchen mit schönem goldgelbem Honig bestrich, witzbegierig sich von Papa oder Mama etwas vom Honig, seiner Bereitung und seinen verschiedenen Arten erzählen lassen? Daß die fleißigen kleinen Biendchen ihn im Sommer aus mancherlei Blüten zusammengetragen und in ihre Zellen, die sie sich in ihren Häusern, den Bienenkörben, aus Wachs erbaut haben, einbringen, das wissen wohl die meisten von euch. Aber daß man an der Farbe und dem Geschmac des Honigs ganz genau wissen kann, aus welchen Blüten die fleißigen kleinen Arbeiter ihn geholt haben, das ist doch lustig, nicht wahr? Wenn der Honig sehr weich und süß ist, so denkt daran, daß er aus Linden- und Akazienblüten stammt, die ihr doch sicher alle kennt, und die im Juni und Juli so prachtvoll blühen und duften. Gelb und etwas körnig ist der Honig, den die Biendchen aus den bunten Widen, die die Klübe so gerne fressen, herauslangen, und am allerhöchsten und würzigsten schmeckt der Honig aus den roten roten Heideglöckchen: der Heidehonig. Der sieht auch bräunlich aus, und ist der häufigste. — Seht einmal, was für interessante Dinge so ein Honigbrot erzählen kann!



Nützliches fürs Haus.



— Einen guten farblosen Kitt erhält man durch Auflösen weißer Gelatine in Essigsäure (10 Pfg.). Die Flüssigkeit, ungefähr so dick wie Fischleim, wird auf die Bruchstellen kalt aufgetragen, die Stücke werden angepaßt; Ueberquellendes wird sauber mit dem Federmesser entfernt. Der gekittete Gegenstand muß dann 14 Tage, besser noch etwas länger, ruhig stehen, ehe er gebraucht wird. Ein Bierkrug, der täglich benutzt wurde, hat sehr gut gehalten, bis nach langer Zeit nicht das gekittete Stück, sondern ein neues ausgebrochen wurde.



Unsere Bilder.



— Königin-Witwe Karola von Sachsen †. (Siehe Bild Seite 9). Am 15. Dezember ist die Königin-Witwe Karola von Sachsen, die Gemahlin des Königs Albert nach 33jähriger Wittwenschaft ihrem Gemahl im Tode nachgefolgt. Lautere Herzensgüte und echte Menschenfreundlichkeit hat das stille Waisen der Königin allzeit ausgezeichnet. An der Trauer des sächsischen Königshauses und Volkes um die edle Fürstin, die zugleich die letzte des alten Königsgeschlechtes Waisa gewesen ist, nahm die ganze deutsche Nation innigen Anteil. Die Verstorbene war am 5. Aug. 1833 als Tochter des Prinzen Gustav Waisa und der Prinzessin Luise von Baden geboren. Sie wurde am 7. November 1852 in die katholische Kirche aufgenommen und vermählte sich am 19. Juni 1858 mit dem am 19. Juni 1902 verstorbenen König Albert von Sachsen.

— Die erste chinesische Studentin an einer deutschen Universität (vergl. das Bild Seite 11) ist Fräulein Li-Tsu-Zung, eine 17jährige Chinesin, welche an der Berliner Universität Literaturgeschichte studiert. Die junge Studentin aus China erhielt ihre Vorbildung auf einer höheren Mädchenschule in China. Sie ist die Tochter eines chinesischen Arztes und spricht fließend deutsch.

— Eine neue Errungenschaft der Technik. (Vergl. die Bilder Seite 12.) Eine Erfindung von ungeheurer Bedeutung ist dem Franzosen Branly gelungen — die Konstruktion eines elektrischen Fernbewegers, eines Apparates, der in irgend einem Zimmer aufgestellt, durch elektrische Wellen Arbeitsdienste an einem weit entfernten Gegenstand leisten kann. Mit Hilfe dieser Erfindung gelang es bereits, ein Kriegsschiff durch ein unbemanntes Torpedoboot verfolgen zu lassen, und zwar so vortrefflich, daß das große Schiff sich dem vom Lande aus gesteuerten Torpedoboot nicht entziehen konnte. Das Torpedoboot war natürlich mit einem besonderen Apparat versehen, der die elektrischen Wellen auffing und sie zur Arbeitsleistung verwendete.

— Der Automobil-Omnibus. Er ist noch recht jung, wenn auch die Idee nicht neu ist. Die ersten durch Explosionsmotore betriebenen Fahrzeuge waren kleine Wagen für zwei Personen, und die alten Motorzweiräder seligen Andenkens. Die Automobile hatten im Anfang Motore, die viel zu schwach waren, um ein größeres Gefährt vorwärts zu bewegen, und 14 PS.-Wagen waren schon Rennmaschinen, die man wohl mit derselben Ehrfurcht betrachtete, wie heute die 100- und mehrpferdestarken Rennmonstren. Als dann die Motore stärker gebaut wurden, kam auch die Frage des Automobil-Omnibusses ins Rollen. London war wohl die erste Stadt, die Autobusse in ihrem Reichthum sah; dann kamen Berlin, Wien und zuletzt, auch Paris. Mit dem Gebrauch des Automobil-Omnibusses auf den geraden Straßen der Großstadt war seine Verwendung keineswegs erschöpft. In verkehrsarmen Gegenden wurden Automobil-Omnibus-Linien geschaffen, die in den meisten Fällen die altbewährte Postkutsche verdrängten. Die österreichische Regierung gewährt solchen Unternehmungen ihre weiteste Unterstützung, und auch die deutschen Behörden lassen zurzeit Erhebungen über die sehr zahlreichen Automobilverbindungen im Deutschen Reich anstellen. Daß selbst große Steigungen für die Automobil-Omnibusse kein Hindernis mehr sind, zeigt die neue Linie, von der wir auf Seite 13 ein Bild bringen.

— Briefträger Döring. (Vergl. das Bild Seite 14.) Der Berliner Briefträger Döring feierte seinen 80. Geburtstag. Der noch rüstige, alte Mann hat im Durchschnitt täglich 65 Touren zu vier Treppen zu bewältigen, also 260 Treppen zu ersteigen. Sein Dienst beginnt im Sommer und im Winter um 6 Uhr morgens und endet um 8 Uhr abends. Trotzdem ihm Erleichterungen des Dienstes angeboten wurden, wollte der pflichtgetreue Mann von einer solchen Rücksicht auf sein Alter nichts wissen und verlangt ebenso behandelt zu werden, wie alle seine Kollegen.



Zur Unterhaltung.



— Aus der Geographie-Stunde eines Prinzen. Lehrer: „Wie nennt man das Meer zwischen Ostasien und dem westlichen Amerika?“ — (Prinz schweigt.) — Lehrer: „Durchlaucht denken ganz richtig an: Es ist der stille Ozean!“



Rätsellecke.



Besiehbild.



Wo ist der Gänsejunge?

Gleichklang.

Siehst du geschäftig bei den Linnen
Die Waldsrau dort?
Geht nach der Arbeit sie von hinnen
Gilt sie zum Wort.
Was schreit und rast der Künstler drinnen?
Geschieht ein Wort?
Er will nur Gold und Ruhm gewinnen
Mit seinem Wort!
Warum des Wuchers Tränen rinnen?
Es kam ihm fort,
Was doch erfüllt sein ganzes Sinnen,
Von Gold ein Wort!

Charade.

Auf Erster wird gelangt, das Zweite ist am Baum;
Das Ganze — schwere Massen — such' in des Schiffes Raum.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Ergänzungs-Aufgabe: Ruße, Adel, Herr, Weg, Saß,
Tag. — Ruderregatta.
Buchstaben-Rätsel: Hanne Hunne, Henne.
Homonym: Ofen.
Rätsel-Distichon: Pognet — Wagner.
Rebus: Jägerlatein.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle,
Druck und Verlag des Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Lotte!

Novelle von Klarissa Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

So wurde das Kind „Charlotte“ getauft. Die Schwester des Pfarrers und die alte treue Wärterin waren die Taufzeugen, aber weder der Vater, noch die Schwestern mit ihrer französischen Gouvernante waren zugegen. Nach der feierlichen Handlung küßte die alte Dame den Täufling und flüsterte leise:

„Es ist gar nicht mehr so dunkel und häßlich wie vor einigen Tagen, es sollte mich gar nicht wundern, wenn es später noch ein ganz schönes Kind würde.“

„Sie wird die Schönste der ganzen Familie werden,“ gab die Wärterin zuversichtlich zurück, „aber das arme kleine Ding würden die Eltern auch dann nicht lieb haben.“

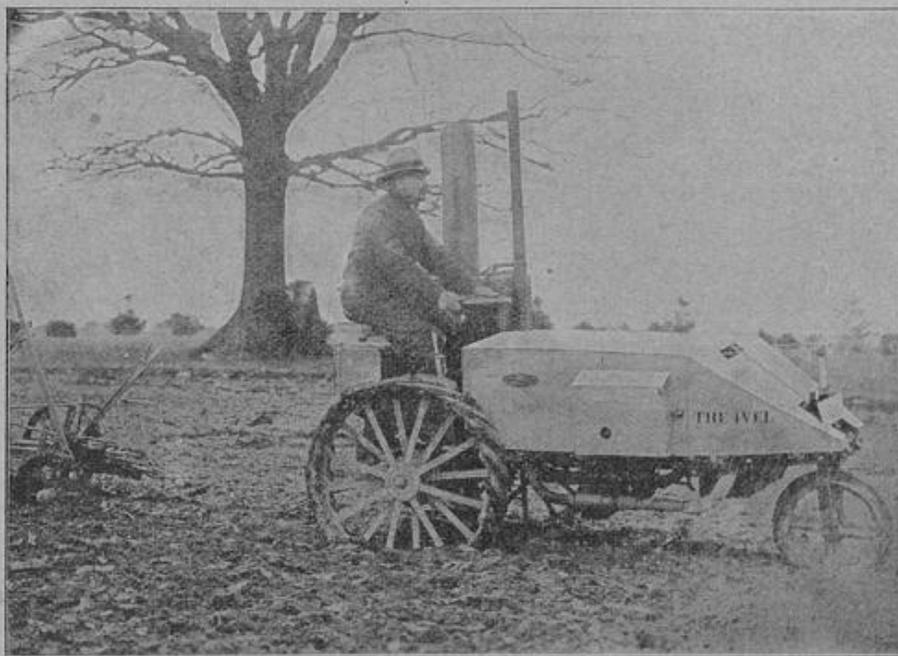
So vergingen die Jahre, seitdem Lotte von Wohler ihren unwillkommenen Einzug in die Welt gehalten hatte, bis plötzlich das lange, gefürchtete Unglück über die Familie hereinbrach. Mit den Ersparnissen hatte der Freiherr noch nie einen Anfang gemacht, „es ist so viel besser,“ versicherte er seiner Gemahlin, „den beiden Mädchen auch jeden Vorteil in der gesellschaftlichen Stellung zu geben, denn mit ihrer leiblichen Schönheit werden sie zweifellos bald und auch sehr gut sich verheiraten.“

Natürlich fanden diese Worte ein Echo im Herzen der glücklichen Mutter, die sich auch in der irrigen Meinung befand, das für sie zurückgeleitete Kapital vergrößere sich von Jahr zu Jahr. Sie war stolz auf Gerta und Nora, die mit ihren lachenden blauen Augen sie an ihre eigene Jugendzeit erinnerten und mit außerordentlicher Befriedigung führte sie die Mädchen in die Welt ein und freute

sich über die ungeteilte Bewunderung, die ihnen gezollt wurde. Jedoch der heiß. Wunsch erfüllte sich nicht. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, daß die jungen Damen, die wie Fürstinnen gekleidet waren, keinen Heller ihr Eigen nannten, und die wenigen Liebesgaber, die sich fanden, waren selbst ohne bedeutendes Vermögen und sagten den Eltern nicht zu.

So hatte man drei Jahre hindurch ein Leben geführt, in dem eine Festlichkeit die andere verdrängte, bis endlich der Krach kam. Freiherr von Wohler starb plötzlich am Herzschlag; sein Ende kam gänzlich unvorbereitet. Seine Gattin und Töchter waren starr vor Schrecken und Entsetzen. In einem Testamente bewachte er seiner Gattin Ina die ganze Hinterlassenschaft, aber ach, diese bestand nur in Schulden. Die unglückliche Witwe wollte gern alle ihre Schätze hingeben, um das Andenken ihres Gatten von jedem Flecken zu reinigen und die Gläubiger zu befriedigen. Sie verkaufte ihre Juwelen, ihre Reit- und Wagenpferde und alle kostbaren Luxusgegenstände, womit ihr Gatte sie in überschwänglichem Maße überschüttet hatte, um teilweise die angehäuften Schulden zu decken. Auch erklärte sie sich bereit, ohne Geld in der Tasche mit ihren Kindern das Schloß zu verlassen, wenn sie nur gewußt hätte, wohin sie hätte gehen sollen. Doch der alte Anwalt und treue Freund des Freiherrn von Wohler Herr Gatterott, gab den guten Rat, so lange im Schlosse zu bleiben, bis der eigentliche Besitzer, der verheiratete Graf von Nagfeld, nähere Bestimmungen über sein rechtmäßiges Eigentum treffe.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Er sei zu alt, schrieb der alte Herr, um nach Deutschland zurückzukehren, auch sei er reich genug und verlange für sich keinen irdischen Beifall, auch würde die frühere Heimat ihn zu sehr an die traurigsten Tage seines Le-



Das Automobil in der Landwirtschaft: Ein Motorpflug. Als Ersatz für die teuren und schwerfälligen Dampfplüge hat man neuerdings Pflüge gebaut, die als Motormwagen konstruiert sind und an Stelle des vorderen Mäderpaares den Pflug tragen.

bens erinnern. Frau von Wehler sollte mit ihren Töchtern ruhig auf dem Schlosse weiter leben; er wolle alle Schulden des Gatten bezahlen, aber nicht die Rechte auf den Besitz des Schlosses aufgeben. Frau von Wehler müsse bereit sein, mit ihren Töchtern das Schloß zu räumen, sobald er neue Bestimmungen treffe.

Mit diesem Briefe ging der Anwalt Harterott nach dem Schlosse, um mit seiner Klientin die nächsten Schritte für die Zukunft zu beraten.

„Ich muß gestehen,“ sagte er überlegend, nachdem er den Brief vorgelesen und alle Einzelheiten genau begründet und besprochen hatte, „ich würde mich freuen, Ihnen die Gewißheit zu geben, daß Sie noch recht lange auf dem Schlosse weilen können; andererseits aber kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Verbleiben nur von kurzer Dauer sein wird. Ich kann Ihnen nur raten, sofort eine Aenderung in Ihrem Leben eintreten zu lassen; sie steht Ihnen über kurz oder lang doch bevor, und besser ist es, einen unangenehmen Schritt zu beschleunigen, als stets mit Schrecken an die Ausführung desselben zu denken.“

„Ich halte es für besser, Mama bleibt hier“, warf Fräulein Gerta schnell ein, „jedenfalls ist doch für unsere nächste Zukunft gesorgt.“

Der alte Anwalt blickte mit wehmütigem Blick auf das hübsche Kind herab; wie sehr glich sie in ihrem Charakter ihrem schwachen energielosen Vater, der auch jede unangenehme Stunde so weit wie möglich hinauschieben wollte.

„Und dann,“ fügte die Witwe leise hinzu, „werden die lieben Mädchen sich doch bald verheiraten; hier von diesem alten Schlosse aus werden sie eher Gelegenheit haben, als wenn wir nach einem fremden Orte ziehen.“

Die jungen Damen erzürten und schlugen verwirrt die Augen zu Boden; sie bezweifelten gar nicht die Worte der Mutter, die in ihrem Herzen ein lautes Echo fanden.

„Wer wird das Schloß erben, wenn der alte Graf von Rahfeld stirbt?“ fragte plötzlich eine feine klare Stimme. Ueberrascht blickte der Anwalt nach der entfernteren Ecke, woher der Ton kam, und bemerkte dort ein bleiches, hochaufgeschossenes Mädchen mit einem schmalen Gesichtchen, großen dunklen Augen, die jetzt ängstlich forschend an den Lippen des alten Herrn hingen.

„Lotte, schweig,“ gebot streng die Mutter.

„Lauf in den Garten, Kind; was hast Du hier zu tun, Niemand begehrt Dich!“ fügte Gerta beißend hinzu.

„Wir haben Sorge genug und alles Unglück verdanken wir Dir,“ warf auch Nora ein. Aber der alte Herr hatte Mitleid mit dem armen verstörten Kinde, er zog es freundlich an sich heran und streichelte die schmalen, mageren Finger, dann antwortete er:

„Diese Frage kann jetzt noch niemand beantworten, mein liebes Kind. Hätte der Graf in Amerika wieder geheiratet, so würde sein Sohn sein Erbe sein, jetzt aber kann er sein Besitztum vermachen, wem er will. Wahrscheinlich macht er ein Waisen- und Krankenhaus aus diesem Schlosse.“

„Das wäre höchst lächerlich,“ rief die Freifrau entsetzt.

Herr Harterott sagte nichts; hier halfen seine Worte, hier mußte gehandelt werden. Ehe er die Heimreise antrat, hielt er eine lange Unterredung mit dem greisen Pfarrer und dessen hochbejahrter und sehr erfahrenen Schwester. Dann schrieb er dem Grafen von Rahfeld einen ausführlichen Brief, nahm im Namen der Gräfin das gemachte Anerbieten an und erzählte dann von dem armen, vernachlässigten Kinde und seinen Sorgen. Der alte Graf war über diesen Bericht erschüttert; er versprach bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres die Kosten der Erziehung zu tragen und bestimmte dazu eine jährliche Summe von 3000 Mark.

Die Freifrau sowohl wie beide Schwestern hätten allzuerst das Geld für sich behalten und das Kind inzwischen wild aufwachsen und umher laufen lassen, aber Herr Harterott war ein kluger Weltmann und ließ das Geld nicht aus seinen Händen. Er wählte eine der besten Erziehungsanstalten in Genf, das Accazienhaus unter der Leitung der sanften, geistreichen Mademoiselle Turwin, der er die Erziehung seiner einzigen Tochter Meta auch anvertraut hatte, und brachte dann selbst das arme, vereinsamte Kind nach seiner neuen Heimat. Accazienhaus war auch der geeignetste Platz für das arme Mädchen, das noch niemals Liebe in seinem Herzen empfangen hatte. Hier machte ihr niemand den Vorwurf, daß sie nur ein Mädchen und kein Knabe sei, hier war sie mit frohen, glücklichen Kindern und dieser Wechsel in ihrem Leben bewirkte eine Veränderung an Geist und Körper, wie sie schöner nicht gedacht werden konnte. Selbst Frau von Wehler mußte diese wesentlichen Fortschritte anerkennen,

denn Lotchen sollte ihre Ferienzeit im Schlosse zubringen, aber dennoch hatte sie weder ein freundliches Wort, noch einen liebevollen Blick für ihre jüngste Tochter, die sie noch immer als die Ursache ihres Unglücks ansah, und sie verschwendete ihre ganze Liebe auf Gerta und Nora. So sah Lotchen denn mit einer gewissen Angst der Ferienzeit entgegen und freute sich, wenn dieselbe sich ihrem Ende nahte. Nur einmal hatte ihre Tante Charlotte sie zu einer herrlichen Rheintour eingeladen, das waren freudenvolle Tage gewesen, die ihr unbergänglich in der Erinnerung blieben. Ein andermal hatte Herr Harterott sie eingeladen; sie hatte mit seiner Tochter Meta innige Freundschaft geschlossen, und beide Mädchen verlebten auf einem Hochlande eine so herrliche Ferienzeit, daß sie den übrigen Pensionsfreundinnen nicht genug erzählen konnten.

Es war ein heißer Julitag. Seit dem plötzlichen Tode des Freiherrn v. Wehler waren sieben Jahre vergangen und sein jüngstes Kind sah jetzt, das schöne, edel geformte Haupt in die Hand gestützt, in wehmütigen Gedanken verunken, am Fenster seines eigenen trauten Stübchens und schaute traumverloren in den duftenden Rosengarten hinab. Die älteren Pensionärinnen der Mademoiselle Turwin hatten je ihr eigenes kleines Zimmer und Lotchen v. Wehler dachte jetzt mit Schmerz daran, daß die Tage ihrer glücklichen Schulzeit schon morgen zu Ende seien und sie für immer das Accazienhaus verlassen müsse. Viele Zöglinge waren schon abgereist, die letzten der Selektta blieben nur noch eine Nacht in dem glücklichen Heim, wo sie die schönsten Tage ihres Lebens verbracht hatten. Wie traurig und öde lag die Zukunft vor ihr! Sie mußte zu ihrer Mutter und den Schwestern zurück, und dort würde sie täglich daran erinnern, daß ihre Existenz ein Unglück und sie überhaupt im Leben überflüssig sei.

„Viel lieber möchte ich Lehrerin werden und mir mein Brot selbst verdienen,“ schluchzte das unglückliche Kind, „aber meine Mutter erlaubt es nicht, sie meint, es schade meinen Schwestern, wenn ich diese unangeordnete Stellung einnehme. O, ich möchte viel lieber eine Waisenkind sein, dann würde ich doch wenigstens meiner Familie ohne meine Absicht keinen Schaden zufügen. Ja, wenn ich Gerta oder Nora wäre; ein jeder liebt sie; sie sind doch aber auch nur Mädchen, gerade wie ich, allein niemand macht ihnen einen Vorwurf daraus. Dabei sind sie so schön — gerade so schön, wie Mutter es in ihrer Jugend war. Vielleicht würde sie mich auch lieben, wenn ich blondes Haar und blaue Augen hätte, aber ich bin brünett, und die Mutter liebt diese dunklen Augen nicht.“

Freilich, wenn Lotchen wünschte blond zu werden, so war dieser Wunsch gewiß hoffnungslos, aber das ungeliebte Kind hatte sich dennoch zu einer herrlichen Menschenblüte entfaltet, und die Prophezeiung der alten Wärterin an ihrem Taufstage hatte sich glänzend erfüllt, denn selten sah man tiefere, seelenvollere Augen, als diese dunklen Sterne, und die edlen durchgeistigten Züge übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Sie trug ein schlichtes, hellgraues Sommerkleid, saß zu einfach für die ganze Umgebung, in der sie sieben Jahre so glücklich gelebt hatte. Aber sie wählte mit Vorliebe die einfachsten Toiletten und die Freundinnen verglichen sie scherzend mit einer verzauberten Prinzessin, die erst durch ihren Bräutigam in die Wirklichkeit des Lebens zurückberufen werden müsse.

Es waren zwei Gefühle, die hauptsächlich sich in ihrem Herzen ausprägten. Dankbarkeit gegen diejenigen, die ihr Güte und Freundlichkeit erwiesen hatten, und ein unbefriedigbares Verlangen nach Liebe. Gern und freudig hätte sie alles dahingegeben, Jugend, Gesundheit, Kraft und Jahre ihres Lebens für einen liebevollen Blick ihrer Mutter, mit denen sie doch die Schwestern so reichlich überschüttete. Ein freundliches Wort oder eine erwiesene Wohlthat vergaß dieses arme Kind, das so sichtlich des Glückes Stiefkind war, niemals. Als ihre alte, treue Wärterin starb, vergoß sie bittere Tränen, ebenso beim Tode des greisen Pfarrers und seiner hochbetagten Schwester, und fester klammerte sie sich an die wenigen Freunde an, die ihr geblieben waren. Mit kindlicher Liebe hing sie an Herrn Harterott, seiner Gattin und Meta, ebenso sehr an allen Bewohnern des Accazienhauses, die sie nun morgen für immer verlassen mußte. Den tiefsten Dank aber fühlte sie in ihrem Herzen gegen den unbekanntem Grafen von Rahfeld, dem sie ihre ganze Erziehung und die zurückgelegten sieben glücklichen Jahre verdankte. Wie traurig würde sich ohne seinen Beistand ihr Leben gestalten haben! Ungeliebt, unernannt, ohne Unterricht wäre sie aufgewachsen, sogar die Kinder der ärmsten Tagelöhner hätten ein glücklicheres Dasein geführt als sie.

Einmal, sie war damals noch ein unerfahrenes Mädchen und hatte kaum drei Monate im Accazienhause verlebt, hatte sie in kindlicher Weise ihrem unbekanntem Wohlthäter einen Dankesbrief geschrieben. Herr Harterott lächelte, als er ihn in Empfang nahm und versprach, ihn abzulenden. Nach einigen Monaten reiste er wieder nach Genf, brachte dem kleinen Lottchen Grüße von dem alten Herrn und erzählte ihr, wie sehr er sich gefreut habe, daß sie jetzt so glücklich sei.

Es war wohl ein unausgesprochenes Einverständnis, denn weder der Anwalt noch Lottchen erwähnten dieses kleine Ereignis im Schlosse. Mutter und Schwester sahen ja ihren Wohlthäter doch nur als den Zerstörer ihres Glückes an.

„Lottchen, Lottchen! Was machst Du denn hier ganz allein? Mutter ist unten im Salon, Mademoiselle sagte mir, ich würde Dich hier finden!“ mit diesem Ausrufe begrüßte Meta ihre Freundin Charlotte.

Zwei weiche Arme schmiegt sich um den Hals der Träumenden und Meta Harterott, die schon vor einem Jahre das Pensionat verlassen und jetzt unbemerkt das Zimmer ihrer Freundin betreten hatte, drückte einen innigen Kuß auf die Stirn ihrer Freundin. Auch Meta war zur lieblichen Jungfrau herangeblüht und wollte jetzt schon nach wenigen Monaten ihre eigene Häuslichkeit gründen.

„O Meta, ist Deine Mama wirklich gekommen, um mir Lebewohl zu sagen? Wie gut seid Ihr doch!“

Meta schlug vergnügt die Hände ineinander.

„Mutter sagt gar nicht gern Adieu, sie ist aus einem ganz anderen Grund hier.“ scherzte die Freundin heiter. „Aber so eile doch, mein Kind, ich glaube gar, Du hast geweint?“

„Ich konnte nicht anders, ich mußte weinen.“

Meta verstand ihre Freundin; liebevoll beugte sie sich zu der Freundin herab und küßte sie zärtlich, ihr reise zuflüsternd: „Ich freue mich, daß ich Deine Mutter und Schwester nicht kenne, ich würde sie hassen.“

„O, Meta!“

„Ja, Lotte, sie machen Dich so unglücklich, Du weißt wohl, ich kann nie ein Geheimnis bewahren, ich warnte meine Mutter und sagte, ich würde es doch ausplaudern. So höre, mein Vater besuchte Deine Mutter, und sie willigte ein, daß Du vier Wochen bei uns bleibst.“

„Wirklich?“

„Ganz gewiß; ich glaube zwar, es ist meinem Vater schwer geworden, der stolzen Freifrau diese Erlaubnis abzurufen, denn sie fürchtet, wir lieben Dir zu viel freien Willen und machten Dich vergnügungssüchtig. Aber mein Vater gab das Versprechen, Dich ganz streng zu halten und kein genußreiches Leben mit Dir zu führen.“

Wer aber im nächsten Augenblick die zärtliche Begrüßung gesehen hätte, würde gemeint haben, Frau Harterott sah nach langen Trennungsjahren ihr eigenes Kind wieder.

„Mein liebes Kind,“ jubelte sie, als sich die erste Freude des Wiedersehens gelegt hatte, „bist Du denn wirklich schon 18 Jahre? Wie schön und groß bist Du geworden! dabei so anspruchslos und lieblich, nicht wahr, Mademoiselle?“

Mademoiselle lächelte befriedigt: So thet war ihr Döbling und sie freute sich über das ihr gespendete Lob.

„Lottchen ist unser liebes Kind; aber es ist hohe Zeit, daß sie meine Anstalt verläßt, obgleich ich sie ungern entlasse, aber sie studierte zu fleißig, ich fürchtete schon für ihre Gesundheit.“

„O, die Trennung wird mir so schwer,“ sagte Lottchen.

„Wir wollen Dich schon glücklich machen und Du sollst gar keine Zeit zum Klagen haben,“ versetzte die mütterliche Freundin. „Es ist aber jetzt viel zu heiß in der Stadt, darum haben wir uns entschlossen, vier Wochen nach Nordernay zu ziehen; ihr beiden Mädchen könnt dann nach Herzenslust am Ufer umherstreifen und kleine Bootfahrten machen. Meta soll sich noch vor der Hochzeit, die schon im Oktober sein soll, ein wenig kräftigen.“

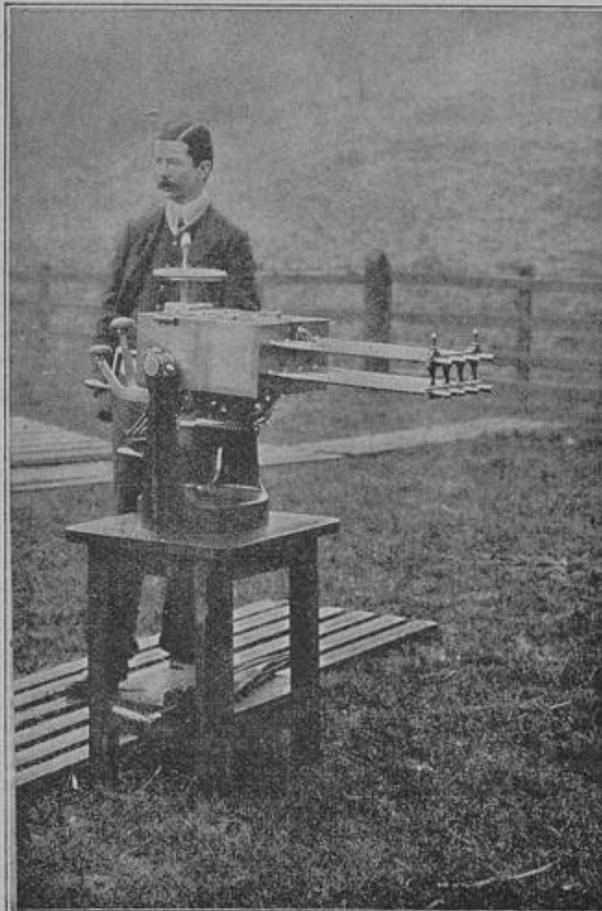
„Schon so bald?“ fragte Mademoiselle.

„Ja, Arthur will nicht warten, wiewohl der Oktober mir gar nicht paßt, ich möchte lieber jetzt im Sommer heiraten, doch Papa meinte, ich solle warten, bis ich mein 19. Lebensjahr vollendet habe.“

„Meta, Meta, Du bist noch dieselbe Schwägerin wie früher, warnte Mademoiselle, lächelnd mit dem Finger drohend, „liebt Herr Alsborg diese rege, lebhaft Unterhaltung?“

Herr Alsborg war ein junger, strebsamer Jurist; Meta hatte ihn im Hause ihres Vaters kennen und lieben gelernt und schon in wenigen Monaten sollte das junge Paar fürs Leben vereint werden.

Fortsetzung folgt.



Ein neues englisches Maschinengewehr mit seinem Erfinder, dem englischen Major Higgerold.

Die Tierfreundin.

Von Hanna Teylaß.

(Nachdruck verboten.)

Schon ein paar Häuser vor dem Kleinmannschen Besitztum begann die Steigung der Straße, die ziemlich unvermittelt zu dem höher gelegenen Teile der Stadt führte, an dessen Ende der Güterbahnhof lag. Das war ein riesiger Verkehr mit Frachtfuhrwerk, ein Räderraseln, ein Peitschentallen und Gufeklappern den ganzen Tag, ein ohrenbetäubender Lärm, aus dem ab und zu das anfeuernde Rufen und Schimpfen der Fuhrleute drang. Eine lang ersehnte Erbschaft hatte den Amtsgerichtsrat Kleinmann zum Besitzer des stattlichen Hauses mit dem schönen, herrschaftlichen Garten gemacht, und er hatte sich glücklich geschätzt, seiner verwöhnten Frau nach der Misere einer engen Mietwohnung diese reiche vornehme Besizung bieten zu können. Aber er hatte nicht mit der Lage und ihren Nerven gerechnet. Im Sommer ging es noch an, da konnte sie sich in den großen, schattigen Garten mit seinen Lauben und Plätschen zurückziehen. Da hielt das schwere, massive Haus den Lärm der Straße ab, und Frau Regine konnte ungestört und ohne von der Hitze allzu sehr belästigt zu werden, ihren Neigungen und Liebhabereien leben. Ein Zimmer des umfangreichen Gartenhauses hatte sie sich zur Bibliothek eingerichtet, dort saß sie und webte sie und führte ihre weitgreifende Korrespondenz, zu der sie als Präsidentin des Tierclubvereins verpflichtet war. Kleinmanns hatten keine Kinder, und Frau Regine mit ihrem zarten Gemüt, das über einen zertretenen Wurm in Tränen zerfließen konnte, mit ihrer Energie, die durchaus einen ernsthaften Lebenszweck haben wollte, war glücklich in dieser Tätigkeit, eine befriedigende Aufgabe gefunden zu haben. Ihr beständiger Begleiter war Hektor, ein alter häßlicher Hund,

war eine das Auge beleidigende Wandtafel, den sie einst in kalten Wintertagen halb verhungert und halb erfroren aufgefunden und dem Leben wiedergewonnen hatte. Diese Wohltat vergalt ihr das arme, alte Tier mit rührender Anhänglichkeit und Treue, um so mehr, als sie die einzige Person war, die sich mit ihm beschäftigte. Der Rat war durch seinen Beruf viel abwesend und die Diensthöten wechselten oft unter einer Herrin, die viel auf Akkuratheit und Ordnung gab und sehr durch ihre stark angegriffenen Nerven litt. Deshalb war es für das Haus eine Erleichterung, wenn die schönen Sommer Tage anbrachen, welche sie meistens im Freien zubrachte und selbst die Mahlzeiten dort zinnahm. Freilich war es für das Zweitmädchen sehr anstrengend, mit dem schwarzen Taburet voll Porzellan und Gläser immer den weiten Weg durch den Hof und Garten zurückzulegen, und sie schwebte in großer Aufregung, es möge irgend etwas dabei zerbrochen werden; denn das wurde unerbitterlich vom Lohne abgezogen. Aber noch immerhin lieber das ertragen, als das beständige Nörgeln und Tadeln, wenn Frau Regine im Hause weilte, und jeden Augenblick die Schwelle in Bewegung setzte, um Befehle zu erteilen oder ihren Unwillen über irgend eine Ungehörigkeit zu erteilen, die Mägde blieben dann nicht an ihrer Arbeit und belamen nachträglich den schärfsten Beweis, wenn nicht alles zur rechten Zeit fertig war. Obwohl Frau Kleinmann viel in höheren Sphären lebte, hatte sie einen ausgeprochenen Sinn für Ordnung und Akkuratheit, und da sie selbst nicht das geringste leistete, hatten die beiden



Eine eigenartige Ruhmeshalle in China. (Vergl. Text.)

Mägde einen sehr schweren Stand, in dem großen Hause mit den vielen Zimmern, die mit unnützem Plunder vollgefüllt waren, vor Tageswert zur Zufriedenheit der Herrin auszuführen. Frau Regine sorgte dafür, daß sie zettig gemacht wurden. Sie erwachte früh um 5 Uhr, pflichttreu in allem, was sie tat; dann schickte sie die Diensthöten nach und gespannt lauschte sie auf deren Schritte im Wohnzimmer, wo sie den Hausschlüssel abholen mußten. Dann gab sie sich einem mühen, erquickenden Morgenschlummer hin und erwachte um 10 Uhr um Frühstück, das ihr Mann lange vor ihr eingenommen

hatte, da er sich durch einen frühen Spaziergang durch die erwachende Natur zu seiner Tätigkeit auf dem Amte zu stärken liebte. Während er seinen Beruf aufs gewissenhafteste ausübte, schritt seine Frau durch die Reihe der Prunkgemäuer, mit prüfendem Finger über Tischplatten und Stuhlbeinen, über Vertikales und Biergegenstände wachend, in alle Ecken und Winkel spähend, ob die vorgeschriebene tägliche Reinigung auch gründlich genug ausgefallen sei, und welche, wenn nicht alles in Ordnung war! Dann gesteuerte die scharfe Stimme in den höchsten Tönen durch das Haus, und die beiden Schuldigen schritten gesenkten Hauptes einher, während ihre Herrin auf der Chaiselongue die durch die Aufregung erlittene Migraine austoben ließ. Ihr treuer Doktor ließ sich dann zu ihren Füßen nieder, und mit gerügten Mienen betrachtete sie ihn in seiner ganzen Höflichkeit; ohne sie wäre er längst dem Tode verfallen. Sogar ihr Mann hatte gefunden, für den elenden Köcher sei eine wohlgezielte



Von der Puppen-Ausstellung des Vereins „Frauen-Fürsorge“ in Düsseldorf: Die Biebermeier-Bude.

Kugel die beste Lösung; ihr weiches Herz drohte zu brechen, wenn sie daran dachte, vor welch entsetzlichem Los sie das gute Tier bewahrt hatte. Mit dankbarem Blick schaute der Treue zu ihr auf, und sie fühlte in ihrem weichen Herzen die Befriedigung, die eine edle Tat gewährt. Manchmal schlief sie dann selbstzufrieden ein oder fand in einer leichten Ruhe und Zerstreuung; manchmal aber wurde der Kopfschmerz unerträglich durch beständige Anforderungen an die vielgeplagte Hausfrau.

Da mußte der Küchensettel festgestellt werden, da hatte der Herr Rat Wünsche über fehlende Knöpfe an seinen Kleidungsstücken, da kamen Bettelweiber und Kinder — und sie bezahlte doch an sämtliche Wohlthätigkeitsvereine so reichliche Beiträge, — da schallte das Fluchen und Schreien der Fuhrleute zu ihr herein, und trauernden Blickes stand sie am Fenster, voll Mitleid mit den armen Pferden, die so überanstrengt und gequält wurden.

Ein Glück war es, wenn Besuch kam, und die Gedanken Frau Regines eine andere Wendung nahmen; dann empfing

lichen Bekannten gegenüber; aber ihr Lieblingsplan war ein Altersasyl für Hunde und Pferde.

Leider war es in letzter Zeit wieder recht kühl und regnerisch gewesen und Regine meßr aufs Haus angewiesen. Sie hatte in Vereinsangelegenheiten wichtige Korrespondenzen zu führen und sich eine stille Stunde dazu ausgesucht; aber keine Ruhe war zu finden. Erst war sie durch den Besuch von ein paar Damen gestört worden, die für eine Ferienkolonie zu Gunsten schwächlicher Kinder aus der Armenschule kollektierten — zu lächerlich, solcher Leute Kinder wachsen doch wie Unkraut auf! — dann hatte sie an einigen schwarzen Kuchentischen auf der Visitenkartenschale entdeckt, daß Kästchen gestern die Lampe hatte blaten lassen, und daß die Tischbeine nicht gründlich abgestaubt waren, und das freche Ding hatte ihr auf ihre Vorhaltungen noch Widerworte gegeben; wenn man bis 11 Uhr spülen mußte, sei man morgens auch mal müde. Kleinmanns nahmen erst spät ihre reichliche Abendmahlzeit ein, wenn der Rat aus der „Erholung“ kam, und Frau Regine fand die Einteilung



Die Aufbahrung der verstorbenen Königin-Witwe Carola von Sachsen in der Hofkirche zu Dresden.

den Rat eine liebenswürdige Gattin, und es setzte nur gelinden Tadel, wenn die Teller nicht heiß, der Wein nicht kühl genug, wenn die Speisen nicht ganz nach Wunsch geraten, wenn das Servieren nicht elegant und schnell genug von statten ging. Frau Kleinmann hielt viel auf die Defors. Mädchen mußte immer in weißem Häubchen und weißen Handschuhen servieren, und für jede Speise neue Teller bringen, auch für die Rufen. Da hieß es sich spülen, immer zur rechten Zeit die steile Treppe herauf- oder herunterzutragen, ohne etwas zu zerbrechen.

Schade, daß die schöne Zeit, die man ganz im Garten zubringen konnte, so kurz war! Dann war Frau Regine immer weit besserer Laune und widmete sich mehr ihren äußeren Pflichten; in letzter Zeit hatte sie sich auch als entschiedene Gegnerin der Vivisektion bekannt und deshalb mit berühmten Geistesgrößen korrespondiert, sogar einen eigenhändigen Brief der berühmten Wilma Parloochi, jehigen Fürstin Wvoff bekommen. Das gab ihr ein Relief, den spießbürger-

sehr praktisch, weil das ein Grund war, die Mägde länger zu beschäftigen. Endlich hatte sie sich so weit gesammelt, daß sie sich wieder ihrem Vorhaben widmen konnte, da wurde sie durch ein schreckliches Schreien und Toben auf der Straße gestört. Ein schwerbedenenes mageres Pferd trennte sich vergebens an, seinen Karren die Anhöhe heranzuziehen, auszuweichen, weil keine Kräfte durchaus nicht ausreichten; der angetrunzene Fuhrmann sahien das aber nicht einzusehen, sondern spornete das unglückliche Tier durch Schreien und Kluden, schließlich sogar durch Peitschenhiebe zu größerer Anstrengung an; Frau Regine riß das Fenster auf und rief ihm zu, sie werde ihn seinem Herrn anzeigen. Nichts nupte. Der rohe Mensch knallte auf das arme Tier ruhig weiter! Da halfen ein paar des Regens kommende Soldaten aufmüßig an der Rückseite des Wagens weiterdrücken, bis die Anhöhe erreicht war.

Als der Rat nach Hause kam, fand er seine Gattin tränenüberströmt in nervösem Schluchzen an einem Blatt schreibend,

ein „Engel“ unterzeichnet „Tib's“. Der Rat kannte diese Liebhaberei seiner Gattin. „Eine für viele“, „ein Bürger“ oder „ein Tierfreund“ hatte schon öfters geharnischte Eingekaufte losgelassen, aber so aliiert, wie heute, hatte er sie noch nie gefunden. Diese elenden Tierquälerei! Dieser Abschaum der Menschheit, diese Grausamkeit und Rohheit! Erst gestern wieder hatte sie einen armen Hund an einen Karren gespannt gesehen und heute wieder diese brutale Roheit. Und Frau Regine schmolz in Tränen des Mitleids mit dem armen Tier.

Der Rat war, obwohl in seiner äußeren Art etwas barsch und rauh, innerlich einer der gutmütigsten Menschen unter der Sonne. Sein Herz schmolz vor Mitleid mit der angegriffenen Gattin, und er redete ihr milde und beruhigend zu, gerührt von ihrem weichen Gemüt.

Da ertönte draußen ein dumpfer Fall, begleitet von einem Klirren und Krachen, als ob ein Haufen Porzellan zusammenfiel. Mit einem Satz war Regine Kleinmann aus dem Zimmer und an der Treppe, woher das Unheil verkündende Geräusch erklang. Eben erhob sich Mätchen mit einem unterdrückten Wehelauf vom Boden; sie war mit samt dem schweren Tablett voll Porzellan und Glas die steile Treppe heruntergefallen, und hatte sich Hand und Gesicht an den Glassplittern zerschunden. Mühsam richtete sie sich auf, schmerzlich nach dem durch den Fall verletzten Rücken greifend, da wurde sie durch eine Flut von Scheltworten überschüttet. Wie eine Bombe stürzte die sanfte Tierfreundin mit dem weichen Herzen auf die Unglückliche los, mit vor Wut verzerrten Zügen und grellender Stimme: „Diese boshafte Person! Diese gemeine Rache! Weil ich ihr heute einen sonstigen Tadel gesagt, diese Niederträchtigkeit! Aber jedes Stück soll sie mir bezahlen, jedes Stück! Keinen Pfennig Lohn bekommt sie!“

Und so ging es fort mit unbeschreiblicher Zungenfertigkeit, bis der Rat kam, die Gattin fortzuführen. Diese Szene verlebte sein feines Gefühl auf's tiefste; er hätte alles drum gegeben, wenn er Regine nicht so gesehen hätte.

Unten richtete sich Mätchen langsam vollends auf und wusch sich das Blut ab, das unaufhaltsam von Stirn und Hand troff. Drogen aber tönte noch immer die schrille Stimme: „Jedes Stück bezahlen, keinen Lohn.“

Hauptmann Knurr, Feldwebel Wichtig und Gefreiter Flink.

Von Johann Tenge, Düsseldorf.

(Nachdruck verboten.)

Feldwebel Wichtig war sehr böse, als der Unteroffizier vom Dienst ihm am Montag Morgen meldete, daß ein Mann über Urlaub geblieben sei. „Da wird der Hauptmann wieder außer sich sein,“ sagte er. Es ist zum Verzweifeln mit den Leuten!“

Die Kompanie trat zum Exerzieren im kriegstarken Bataillon auf dem Kompanie-Appellplatz an. Auf allen Gesichtern lag die bange Frage: „Was wird es nun mit dem Weihnachtsurlaub geben?“ Die Mannschaften wußten, daß der Kompaniechef die Urlaubsüberschreitungen am meisten hasste, und in dieser Beziehung mit unnachlässiger Strenge verging. Die Korporalschaftsführer sahen heute morgen den Anzug ihrer Leute noch genauer nach als sonst, keiner wollte gern den Vizeabteiler markieren.

„Der Hauptmann kommt!“ riefen ein Dutzend Namen.

„Stillgestanden! Augen rechts!“ Feldwebel Wichtig meldete die Kompanie und die Urlaubsüberschreitung. Hundert Augenpaare blickten ängstlich drin, und als der Herr Hauptmann die brisigen Augenbraunen zusammenzog, das „elbische Gesicht“ machte, da wußten die Leute Bescheid. Ade Weihnachtsurlaub! Der Kompaniechef ritt vor die Front, stützte die linke Hand auf den Oberschenkel und kommandierte kurz und mit grellender Stimme: „Augen gerade aus!“ Wie am Windfaden gezogen, flogen die Gesichter herum. Die Mannschaften wollten ihrem Hauptmann zeigen, daß sie bemüht waren, die Missetat eines einzelnen durch besondere Strammheit beim Exerzieren wieder zu sühnen. Aber, Hauptmann Knurr sprach kein Wort. Wenn er zornig war, bekam man von ihm nur kurze Sätze zu hören. Einen Augenblick ließ er seine drohenden Augen hin und herwandern. Dann richtete er sich etwas im Sattel hoch und sagte: „Ein Lämmel ist über Urlaub geblieben. Ihr kennt ihn. — Meinen Grund-

satz kennt Ihr auch: „Einer für alle, und alle für einen.“ Von heute ab gibt es auf drei Monate keinen Urlaub mehr, Unteroffiziere sind eingeschlossen. Müht Euch!“

Die Mannschaften sahen sich verstohlen an. Was sie gefürchtet hatten, war eingetreten: Der Weihnachtsurlaub war t. u. s. ch. Nun hatten sie schon nach Hause geschrieben und jetzt war die Freude jäh vernichtet. Das tat weh. Was konnten sie denn dafür, wenn einer über Urlaub geblieben war? Kein garnichts! Der Kerl hatte doch keinem im voraus seine Absicht verraten. Wie sollten sie nun so etwas verhindern? Unmöglich! Das war ein neuer Grundsatz: Einer für alle und alle für einen. Sie hatten sich doch so gut aufgeführt. Stets waren sie bestrebt gewesen, die besten bei allem zu sein. Und nun so? Eine solche Strafe erbitterte sehr. Nun ließ sie der Kompaniechef auch noch mit angezogenem Gewehr im Tritt marschieren. Ruhten sie so gequält werden, wenn einer nicht taugte? Jetzt machte nicht allein der Hauptmann, sondern sogar der jüngste Rekrut ein finsternes Gesicht.

Nach dem Exerzieren wurde ein großes Gefecht angezettelt. Als die Schützenlinien schon eine Zeitlang auf einen 800 bis 1000 Meter entfernten Gegner gefeuert hatten, kam plötzlich der Adjutant des Herrn Generals, der mit dem Herrn Oberst und nach mehreren Offizieren am linken Wäldchen Posten gefaßt hatte und das Gefecht beobachtete, herangesprengt.

„Befehl vom Herrn General: „Die Chargen sind abgeschossen“, rief er schon von weitem.

Die Offiziere und Unteroffiziere traten zurück. Der Gefreite Flink rief aus der Schützenlinie mit lauter Stimme: „Stopfen!“ „Die Kompanie hört auf mein Kommando! Zugführer, Züge übernehmen und Gruppenführer einteilen!“ Alles klappte wie am Schnürchen. „Auf das alte Ziel weiter feuern!“ kommandierte Flink dann. Das Knallen ging wieder los.

Nach kurzer Zeit kam der Adjutant wieder angesprengt.

„Wer führt die Kompanie?“ rief er.

„Hier,“ antwortete Flink.

„Gut, passen Sie nur weiter so auf.“

„Aha“, dachte Flink, „da kommt sicher noch eine Ueberweisung.“

Eifrig beobachtete er mit seinen Entfernungsschähern das vorliegende Gelände. „Nichts! In der rechten Flanke tauchte plötzlich auf ca. 600 Meter Kavallerie auf.“

„Stopfen!“ Auch, alles war still. Es war eine Freude, wie die Leute ihrem jungen Kompanie-Führer gehorchten. Selten hatte es so geklappt.

„Der rechte Flügelzug auf die vorreitende Kavallerie halb-rechts, die anderen Züge auf das alte Ziel weiter feuern!“ ertönte das Kommando Flink's.

Der Zugführer des rechten Flügelzuges ließ die Gewehre der Richtung entsprechend halten, bestimmte Visier und Feuerart und schon nach einigen Sekunden knatterte das Schnellfeuer den Reitern entgegen. Die Kavallerie war abgeschlagen. Der Zug nahm die alte Richtung wieder ein und feuerte auf die Infanterieziele weiter.

Der Adjutant kam zum dritten Male angesprengt. „Der Herr General möchte einen Sprung von 50 Meter sehen,“ teilte er dem Gefreiten Flink mit.

„Sprung!“ — Wieder wie abgeschritten. Alles war still und lauschte. — „Auf, marsch marsch!“ erschallte das Kommando des Gefreiten Flink über die Reihe. Seinem Namen Ehre machend, war er den anderen weit voraus. Jetzt hatte er sich aber anscheinend sehr verschätzt. 50 Meter sollten es nur sein und wohl 100 Meter hatten sie durchlaufen. Selbst der Herr General schien von Ferne wahrgenommen zu haben, daß sein Befehl nicht richtig ausgeführt worden war. Nicht heranreitend fragte er den Gefreiten: „Warum haben Sie meinen Befehl nicht beachtet und sind noch einmal soweit vorgelaufen?“

Die sämtlichen Offiziere, darunter auch Hauptmann Knurr, standen in der Nähe.

„Auf 50 Meter hinlegen lassen, wäre noch so gewesen, Herr General,“ antwortete Flink mit sickerer Stimme.

„So — o, aber warum denn, mein Sohn?“

„Weil auf 50 Meter eine Vertiefung ist. Hätte ich an der Stelle hinlegen kommandiert, so würde kein Mann haben schiessen können, während an dieser Hügelkette vollständig freies Schußfeld ist.“

„Gut!“ sagte der Herr General.

Dann ritt er eine Strecke fort und versammelte die Offiziere um sich herum zur Kritik.

Als diese zu Ende war, winkte Hauptmann Knurr mit dem Säbel und deutete nach der Chaussee hin. Feldwebel Wichtig übernahm jetzt das Kommando und führte die Kompanie der bezeichneten Stelle zu.

„Ob's jetzt wieder im Tritt bis zur Kaserne geht?“ dachten die Leute. Sie hatten sich doch heute morgen nach Kräften angestrengt.

An der Chaussee erwartete sie Hauptmann Knurr und ließ die Kompanie halten. Erwartungsvoll saßen ihn die Leute an. Er machte wieder das „eiserne Gesicht“.

„Stillgestanden!“ kommandierte Hauptmann Knurr plötzlich. Er redete sich im Sattel hoch und sagte kurz: „Von morgen ab gibt's wieder Urlaub! Müßt Euch!“



Für die Kinderwelt.



Das Zwergmüschchen.

Von E. Sylva.

Vor vielen Jahren lebten im Riesengebirge ein Schneider und ein Musikant. Beide waren arme Schluder und hatten zahlreiche Kinder zu ernähren. Der Schneider trug seine Not ohne Murren und Seufzen, war gottesfürchtig und arbeitsam, der Musikant aber ließ den lieben Gott einen guten Mann sein und verbubelte das verdiente Geld.

Da trug es sich zu, daß im Lande eine große Hungersnot herrschte und das Ciend überall zu Gaste war. Dem Schneider ging es so schlecht, daß er nicht wußte, wo ein und wo aus. Da die Kleinen immer dringlicher nach Brot verlangten, so ließ er verzweifelt in den Wald, um den Jammer nicht mehr ansehen zu müssen. Voll Mattigkeit warf er sich ins Gras und schloß ein. Als er erwachte, war es Mitternacht; der Mond warf seine Silberstrahlen auf die Tannen und auf das Waldbächlein, in welchem sich das Schilf flüsternd die Geheimnisse der Wassernixen erzählte. Der Schneider rieb sich die Augen und sah um sich. Da lag vor ihm eine Waldwiese, von welcher lautes Gejummel herüberschallte. Vorsichtig ging er näher und erstaunte nicht wenig, als er eine ganze Gesellschaft Zwergmännlein erblickte, welche sich mit allerlei Spielen belustigten. Unter anderem warfen sie ihre Mützen in die Höhe und suchten sie im Fallen zu ergreifen. Da der Schneider bei Gelegenheit gehört hatte, daß derjenige, welcher eine solche Mütze auffange, zu großem Reichtum gelangen könne, so faßte er den Entschluß, sein Glück zu versuchen. Behutsam kroch er durch das hohe Waldgras dem Spielplatz zu und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es dauerte nicht lange, so fiel eine Mütze gerade vor seinem Haupte nieder, und mit Blitzschnelle ergriff er sie und sprang auf. Im Nu waren sämtliche Zwerge verschwunden, außer dem Besitzer des geraubten Müschchens, welcher laut jammernd um Auslieferung seines Eigentums bat. Doch unser Schneider war schlau genug, nicht einzuwilligen, und verlangte, vor den Zwergkönig geführt zu werden. Beide begaben sich nun in die Mitte der Wiese, wo der Kleine dreimal auf den Boden stampfte. Als bald öffnete sich eine Tür, von welcher eine Treppe hinunterführte. Als sie diese überschritten, gelangten sie in einen großen Saal, welcher von Gold und Edelsteinen funkelte. Der König saß auf einem Throne, welcher von lauter Gold gefertigt war. Um ihn wimmelte es von Zwergen. Bei dem Eintritt des Schneiders verfinsterten sich aller Mienen, und der König gebot ihm streng, die Mütze herauszugeben; doch umsonst, unser Schneider verlangte so viel Gold, wie er mit sich tragen könne, und der König mußte zuletzt einwilligen, da der Besitzer des Geraubten immer lauter um sein Eigentum jammerte. Man füllte dann dem Schneider die Sack mit Gold und Edelsteinen, worauf ihn ein Zwerg hinausleitete.

Der Schneider war nun aller Not enthoben, baute sich ein schönes Haus und lebte fromm und rechtschaffen wie früher. Den Musikanten verdroß die Sache gewaltig und mit Neid sah er den Reichtum seines Nachbarn, obwohl ihm dieser manchen guten Dienst leistete. Nicht lanee, so entschloß er sich, auch ein solches Müschchen zu ergreifen. Zu diesem Zwecke begab er sich um Mitternacht auf die Waldwiese, wo die Zwerge bereits im Müschenwerfen begriffen waren. Gleich dem Schneider kroch er hinzu und wartete auf günstige Gelegenheit. Er sollte nicht lange lauern. Ein Müschchen fiel in seiner Nähe nieder und wurde ihm leicht zur Beute. Un-

geduldig verlangte er vor den Herrscher geführt zu werden, was ihm der beraubte Zwerg nicht abschlagen konnte, da er sonst sein Müschchen nicht erhalten haben würde. Durch denselben Gang, den der Schneider überschritten, gelangten sie vor dem König, welcher ihn finster betrachtete. Der Musikant versprach, für einen Wagen Gold die Mütze auszulösen und harrete der Antwort des Königs. Dieser wurde freundlich, versprach dem Musikanten seinen Wunsch zu erfüllen und lud ihn zur Tafel ein. Man bewirtete ihn aufs köstlichste und setzte ihm die feinsten Weine vor, welche letzteren unser Musikant so zusprach, daß er bald gewaltig zu schnarzen anhub. Als er erwachte, lag er auf der Waldwiese, und die liebe Sonne schien ihm ins Gesicht. Allmählich befiel er sich auf seine Erlebnisse und begann den ihm gespielten Streich zu merken. Statt des Zwergmüschchens hatte er seine alte Schirmkappe auf dem Haupte und von dem Goldwagen war weit und breit nichts zu sehen. Ingrimig begab er sich nach Hause, nahm seine Geige und ging in die Dorfschenke, wo er auch bald bei einem guten Schoppen sein Abenteuer vergaß.

Der Schneider aber war glücklich und zufrieden, und wenn er nicht starb, lebt er heute noch.

*

Kessel, Kage, Maus.

Vier Bohnen werden zusammengelegt, welche der „Kessel“ heißen; daneben zwei andere, diese heißen die „Kage“; dann eine allein, das ist die „Maus“. Nun wird eine Bohne in zwei Hälften geteilt und damit gewürfelt. Kommen beide auf den Bauch (die äußere Seite) zu liegen, so ist das der Kessel, und der Werfende bekommt den Kessel, jene vier Bohnen; liegen die beiden Bohnen aber auf dem Rücken, auf der inneren flachen Seite, so ist es die Kage, und er hat dadurch zwei Bohnen, die Kage des anderen, gewonnen. Fallen die Würfelbohnen ungleich, eine auf den Rücken und die andere auf den Bauch, so ist das die Maus und gewinnt eine Bohne. Wird etwas gewonnen, was nicht mehr da, sondern schon gewonnen ist, z. B. der Kessel, so müssen in diesem Falle dem anderen die vier Bohnen ausbezahlt werden.

*

Die schwarze Kunst.

Zwei Knaben bereben sich, wer der Künstler sein soll. Dieser geht so lange in eine andere Stube. Der andere bleibt bei der Gesellschaft, welche sich einen Gegenstand merkt. Nun wird der „Künstler“ hereingerufen und von dem zweiten Knaben, der auf einen Gegenstand der Stube zeigt, gefragt: „Ist es dies?“ Der erste verneint es. Nun fragt der zweite weiter. Wenn er aber einen schwarzen Gegenstand zeigt, so ist der gemerkte der darauf folgende. Deshalb muß der Helfershelfer nach einem schwarzen Gegenstand natürlich den gemerkten zeigen. Wer dieses Stücken nicht kennt, errät es nicht so leicht.

*

Zum Schnellsprechen.

1. Rollende Räder rasseln den Mülli herunter. — 2. Värtige Brauer braunes bayerisches Bier. — 3. Konstantinopolitanischer Dudelsackpfeifer. — 4. Die Kage tritt die Treppe krumm.

Unmögliches.

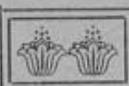
Anna (auf der Straße): „Bitte, Else, besuche mich doch recht bald!“

Else: „Ich komme, sobald als möglich.“

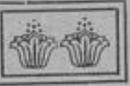
Anna: „Ach bitte, komme doch noch etwas früher.“

Rechen-Aufgabe.

Der Name eines berühmten Amerikaners besteht aus acht Buchstaben und läßt sich mit Hilfe der folgenden Anaben bestimmen: Setzt man statt der Buchstaben des Alphabets die entsprechenden Zahlen, also 1 statt a, 2 statt b usw., so ist die Summe der acht Zahlen — 80. Die erste Zahl ist sechsmal so groß als die dritte. Die Summe der dritten und vierten Zahl ist gleich der Summe der dritten und achten. Die erste Zahl ist halb so groß als die Summe der dritten und sechsten. Die Summe der zweiten und dritten Zahl ist dreimal so groß als die erste Zahl. Die fünfte Zahl ist gleich der Summe der dritten und siebenten Zahl. Die Summe der zweiten und siebenten Zahl ist gleich der Summe der vierten und achten Zahl. — Welcher berühmte Amerikaner ist gemeint?



Unsere Bilder.



— Ein neues Maschinengewehr, dem eine einfache Handhabung nachgerühmt wird, ist nach den in England gemachten Versuchen imstande, 1800 Schüsse in der Minute abzugeben. Unser Bild Seite 19 zeigt den Erfinder des neuen Maschinengewehres, Major Figgelrod, mit seiner Maschine beschäftigt.

— Eine eigenartige Ruhmeshalle in China. Auch die Chinesen setzen ihren Selben Denkmäler und Statuen, und nicht genug mit der Errichtung eines einfachen Denkmals, erweisen sie den verstorbenen Selben auch noch religiöse Verehrung. Es liegt dies in der Natur der chinesischen Religion begründet, die sich im wesentlichen noch heute auf dem Ahnenkultus, der Verehrung der Verstorbenen, aufbaut. Diese Religion ist entstanden aus dem Glauben, daß die toten Vorfahren oder Selben zu schützenden Gottheiten werden. Nach der Ueberzeugung der Chinesen bedürfen diese Geister zu ihrem ferneren Leben indessen Speise und Trank, wie die sterblichen Menschen, und deshalb setzen sie auch den Statuen Speise und Trank vor. Auch den in der Ruhmeshalle zu Kanton befindlichen Denkmälern der verstorbenen Selben werden religiöse Ehren erwiesen, ihnen stets außerlesene Delikatessen und Reiswein in die vor ihnen aufgestellten Geyäse geschüttet. Meistens finden diese Speisen und Getränke auch dankbare Abnehmer. Der „Tempel der 50 Genien“ in Kanton in China ist zu einer Art Ruhmeshalle ausgebaut, die die Statuen von 50 berühmten Männern Chinas beherbergt. (Vergl. Bild Seite 20.)

— Eine Ausstellung von Puppen und Puppentrachten veranstaltete der Verein „Frauenfürsorge“ in Düsseldorf unter dem Protektorate der Prinzessin Adolf von Schaumburg-Lippe in den Räumen der Düsseldorfer Tonhalle. Die Ausstellung gewann an Reiz dadurch, daß die Damen des Vereins selbst auch die Trachten der ihrer Obhut anvertrauten Puppen anlegten. Unser Bild Seite 20 zeigt die reizende Piedermeierabteilung.

— Die Aufbahrung der verstorbenen Königin-Witwe Carola von Sachsen. In voriger Nummer haben wir des Todes der Königin-Witwe Carola von Sachsen in Wort und Bild berichtet. Unser heutiges Bild Seite 21 zeigt die Aufbahrung der Leiche in der Hofkirche zu Dresden. An den Beisetzungsfeierlichkeiten nahmen Prinz Friedrich Leopold von Preußen als Vertreter des Kaisers Wilhelm und Erzherzog Karl von Oesterreich als Vertreter des Kaisers von Oesterreich teil.



Zur Unterhaltung.



— Ein Schmeichler. Mutter: „Sie sehen, meine Tochter stottert ein wenig!“ — Leutnant: „O, das hört sich ja aber reizend an — so eine Art Echo!“

— Erster Gedanke. „... Möchtest Du wohl eine Prinzessin sein, Emma?“ — „Ach nein! ... Weißt Du, deren Alter steht ja in jedem Kalender!“

— Der kleine Hans betrachtet aufmerksam seine Mama, während sie Klavier spielt. „Wovon sind die Dinger da gemacht, Mama?“ — „Welche Dinger?“ — „Wo man darauf schlägt, wenn man Musik macht, die da!“ — „Das sind Tasten, Hans, die man aus Bein — aus Elfenbein anfertigt.“ — „Bein?“ Hans verfällt in tiefes Nachdenken. Endlich meint er: „Die schwarzen Tasten sind dann wohl aus Hegerbein, Mama?“

— Aus der Schule. Knabe (liest): „Wenn ein Mensch um eins von seinen Gütern kommt, so betrübt ihn das oftmals sehr.“ — Lehrer: „Galt an — bei diesem Satze wollen wir etwas stehen bleiben. (Zu einem anderen Knaben): Sag mir, Karl, warum betrübt es einen Menschen wohl, wenn er um eins von seinen Gütern kommt?“ — Karl: „Weil er dann nichts zu essen bekommt. Meine Mutter sagt immer: „Wer erbt um eins kommt — der kriegt nichts mehr.“

— Franz: „Du, Papa, die Frau Lehrerin hatte heute Spitzen am Kragen.“ — Vater: „Und ich habe manchmal Franzen am Kragen.“

— Die kleine Anna (zur Mutter): „Mama, laß das Rasiermesser liegen; Papa hat gesagt, das ist nichts für Kinder!“



Rätsellecke.



Rezierbild.

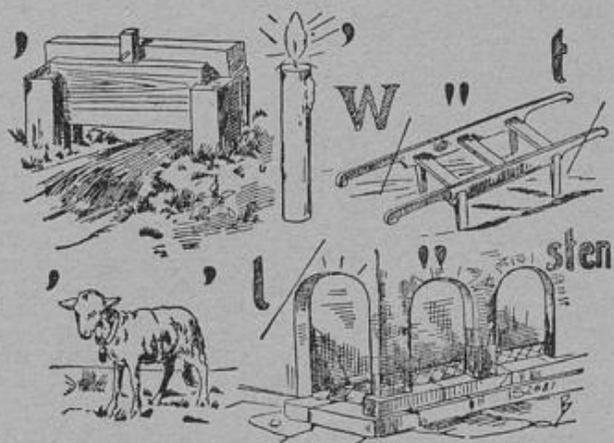


Zeit wart' ich schon eine volle Stunde. — Wo mag mein Freund nur stecken?

Biersüßige Charade.

Die ersten haben einen Platz errungen
In jener unerschrock'nen Forscher Reih'.
Die kühn in fremden Breiten vorgebrungen.
Um neuen Galt der Wissenschaft zu leih'n.
Es lassen einem Körnchen sich vergleichen
Die letzten und sind von geringem Wert,
Den aber hoch, wie jenes, sie erreichen,
Wenn große Mengen ihrer Art beiebert.
Das zeigt sich in dem reichen Fluß der Spende,
Als ganzes einem Fürsten dargebracht;
Es bieten zarte, so wie rauhe Hände
Sie willig ihm als Stütze seiner Macht.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Gleichklang: Rolle.

Charade: Ballast.

Rebus: Warenhaussteuer.



Lotte!

Novelle von Marissa Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Arthur selbst ist sehr still und schweigsam, aber er hört mir gern zu“, versetzte schelmisch die jugendliche Braut, „er freut sich, wenn ich munter und vergnügt bin.“

„Ein geduldiger Mann, dem ich meine volle Anerkennung zolle“, lächelte Mademoiselle; als dann die beiden jungen Damen das Zimmer verließen, fuhr sie zu Frau Hartrott gewendet fort: „Sie können gar nicht denken, wie sehr ich mich für unser gutes Lottchen freue; das arme Kind hat so wenig Freude in seinem Leben; ich verstehe einfach die Mutter und Schwestern nicht, die das arme Kind tatsächlich hassen.“

„Ich kann diese Herzlosigkeit selbst nicht begreifen“, versetzte die Angeredete, „aber mein Gatte beurteilt die Familie weniger hart, er sagt, sie habe viel, viel Unglück geduldet.“

Die Reise nach Norderney war herrlich und genussreich. Herr Hartrott war schon seit einigen Tagen dort und hatte in der Nähe des Strandes ein reizendes Logis gemietet. Lottchen hatte noch nie in ihrem Leben das Meer gesehen; die schaumgekrönten, nimmer rastenden Wogen fesselten ihre ganze Aufmerksamkeit und erweckten ihr lebhaftes Interesse.

„Ich habe noch niemals eine so großartige Schönheit gesehen“, rief sie oft entzückt, „o Frau Hartrott, wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie mich hierher brachten.“

Der alte Anwalt freute sich ebenso sehr über die herzliche Freude seines Lieblings, deren Leben er so gern anders gestaltet hätte. Als er spät am Abend in seinem Zimmer war, wandte er sich mit den überraschenden Worten an seine Gattin: „Sie ahnt gar nichts, wenn Du es ihr nicht sagst Anny!“

Frau Hartrott lächelte. „Ich werde nichts verraten, wenn ich nur Deiner und auch Metas Verschwiegenheit sicher wäre.“

Meta kann kein Geheimnis bewahren.

„Daher freue ich mich, daß Alsberg so vernünftig war, ihr

nichts zu sagen; obgleich ich kaum glaube, daß er ihr etwas verschweigen kann.“

„Alsberg ist Jurist und alle Juristen müssen Geheimnisse bewahren können. Ich kann ihm getrost unsere Meta anvertrauen, wiewohl er sehr gut weiß, daß ihr hübsches Köpfchen keine Geheimnisse bewahren kann.“

„Ja, er wird sie glücklich machen. — Was denkst Du von Lottchen?“

„Sie ist ein liebes gutes Kind.“

„Findest Du sie hübsch?“

„Hübsch? Nein, aber eigenartig und anziehend.“

„Oh, das ist sehr schade.“

„Nun, Anny, hast Du schon wieder romantische Ideen? Es wird Dir gar nichts nützen, denn Lottchen ist für eine Liebesaffäre wenig aufgelegt. Sie wird gewiß ebenso wenig heiraten, wie ihre Schwestern.“

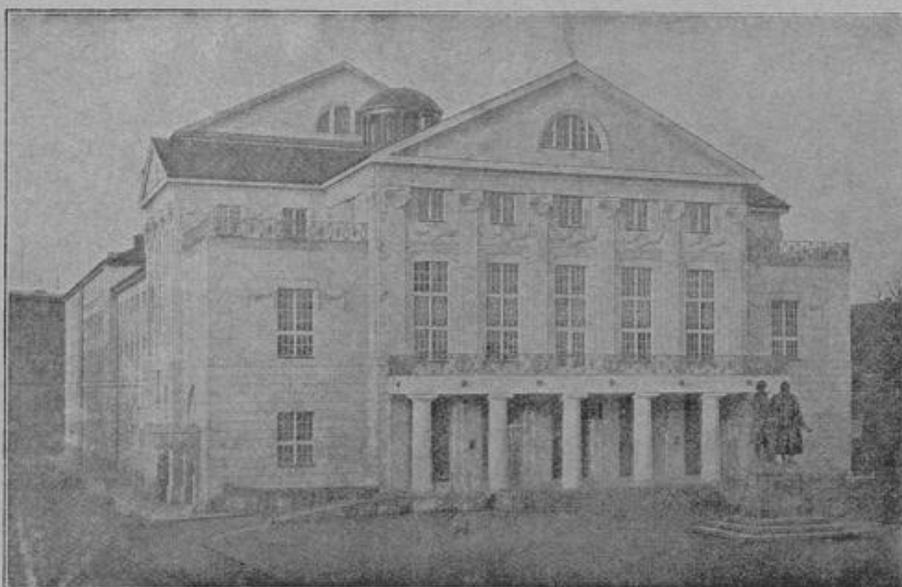
„Ist das Dein Ernst?“

„Vollkommen, Anny. Ich glaube, Lottchen hat in ihrem ganzen Leben noch nie mit einem jungen Mann gesprochen, und wenn Gelegenheit dazu vorhanden ist, wird sie kaum wissen, was sie zu sagen hat.“

Während dieses Gespräches fand im Zimmer der beiden jungen Damen eine ganz andere Unterredung statt. Lottchen von Wesler lehnte ihr Haupt gegen die Schulter ihrer Freundin und betrachtete mit dieser Metas Schätze. Sie bestanden nur aus Photographieen in verschiedenen Größen, und alle stellten ein und dieselbe Person dar. Es war ein großer, breitschultriger Mann mit dunklem Vollbart und

ernst - freundlichen Zügen. Er konnte fast dreißig Jahre zählen wiewohl sein großer Bart ihn älter erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war. Die ganze Erscheinung deutete auf Energie und eiserne Willenskraft, dabei ein Zug von Herzengüte, daß die Eltern das Glück und die Zukunft ihres Kindes getrost in die Hände dieses Mannes legen konnten.

„Diese Bilder sind nicht gut“, sagte Meta wohl schon zum zehnten Male. „Du mußt bedenken, Lottchen, Arthur ist ein schöner



Das neue Hoftheater in Weimar, welches auf dem Boden des früheren alten Theaters, an dem noch Goethe und Schiller gewirkt haben, sich erhebt.

Mann." — Ja," versetzte die Freundin leise, "liebst Du ihn sehr?"

"Natürlich! Wie kannst Du nur daran zweifeln?"

"Wie fühlst Du Dich wohl?"

"Lottchen, was meinst Du eigentlich?"

Das junge Mädchen schüttelte das Haupt und lachte herzlich. "Ich weiß es selbst nicht," gestand sie dann offen; "aber Du bist die erste Braut, die ich in meinem Leben gesehen habe. Natürlich las ich oft genug von Liebenden in Büchern und wunderte mich dann, wie ihre Gefühle sein würden."

"Das wirst Du am besten lernen, wenn Du in gleicher Lage bist, Lottchen."

"O, das hoffe ich nicht!"

"Sonderbares Kind; glaubst Du denn, es sei ein Unrecht, wenn Du Dich verlobest?"

"Nein, das nicht, aber —"

"Da ist gar kein Aber. Lottchen, was denkst Du, ich besteho darauf, es zu wissen."

"Ich denke mir, es ist sehr traurig," erwiderte die Angeordnete sinnend, "man liebt vielleicht mit der ganzen Kraft seines Herzens und wird nicht wieder geliebt."

Meta blühte die Sprecherin ganz verwirrt an. "Dies kann doch im Ernst nicht Deine Meinung sein," versetzte sie sinnend, "Du würdest doch nicht einen Mann lieben, der Deine Liebe nicht zu würdigen und zu erwidern wüßte."

Lottchen schüttelte traurig ihr Haupt. "Ich glaube kaum, daß die Liebe errungen werden kann, man kann sie auch nicht gewinnen, sie muß ganz von selbst kommen."

"Nun, Du wirst schon erfahren, daß sie von selbst kommt."

Doch Lottchen schüttelte noch energischer das Haupt. "Unsere Familie hat wenig Glück," sagte sie dann wehmützlich. "Meine Schwestern wollten schon seit Jahren gern heiraten, aber bis jetzt haben sie noch niemanden gefunden, der sie aufrichtig liebt und ich fürchte, unsere ganze Familie ist wenig glücklich gewesen."

"Waren Deine Eltern nicht glücklich?"

"Ja — aber das Unglück folgte später. Du weißt es ja, wie gern sie einen Sohn haben wollten."

Meta wurde schlättrig. "Gute Nacht, Lottchen," sagte sie, "denke nur an etwas recht Schönes. Du darfst nicht vergessen, daß der erste Traum in einem fremden Hause sehr oft in Erfüllung geht."

Aber Lottchen konnte nicht schlafen. Noch stundenlang lag sie wachend auf ihrem Lager und es war nur natürlich, daß die Unterhaltung ihrer Freundin sie heftig erregt hatte. Sie sehnte sich nach Liebe, sie hatte so wenig Liebe in ihrem Leben empfangen und doch strebte ihr ganzes Herz danach.

Beide Mädchen standen fast im gleichen Alter, es war ein Unterschied von kaum neun Monaten. Aber Meta hatte eine glückliche Kindheit gehabt. Eltern, die sie zärtlich liebten, und jetzt sollte sie bald ein neues, noch schöneres Heim haben. Lotte hatte gar nichts; nur von dem überfüllten Glücksbecher anderer fielen einige Tropfen auf sie herab. Ihr Lebenspfad war einsam und öde und führte sie durch Disteln und Dornen, während Metas Zukunft hell, sonnig und mit Rosen bestreut lag. Ja, Meta war ein Glückskind, aber sie selbst durfte dieses Glück nur aus der Ferne schauen.

"Sie verdient es, denn sie ist so gut," dachte das einsame, verlassene Kind, als endlich ihre müden Lieder sich zu einem kurzen Schlasse schlossen, "aber ach, wie gerne möchte auch ich geliebt werden. Wenn ich meiner Mutter und meinen Schwestern nicht mehr lästig zu fallen brauchte, so würden sie mich vielleicht auch lieben."

8.

"Grüß Gott, Arthur, da bin ich! Wie gut, daß Du selbst kommst und mich empfängst!"

"Willkommen, Guido. Man braucht gar nicht zu fragen, wie es Dir geht, ich glaube sogar, Du bist noch größer geworden, welche breite Schultern, dieser stattliche Bart!" meinte der junge Jurist, der sich plötzlich neben seinem Freunde Guido Refler mit einem Gefühle von Unbehagen Klein und unbedeutend fühlte.

Die beiden jungen Männer, die sich am Hafenplatz in Hamburg so begrüßten und einander mit fragenden messenden Blicken anschauten, bildeten wohl in ihrer kürzeren Erscheinung einen auffallenden Gegensatz, der aber keineswegs ihre Gefühle beeinflusste.

"Nochmals willkommen!" rief wieder Arthur, in dem das Original von Metas verschiedenen Photographieen wieder zu erkennen war, indem er seinen Arm durch den seines Freundes schob und langsam dem nahen Hotel zuzulendete. "Von allen Aufmerksamkeiten, die mir nach meiner Verlobung mit Meta erwiesen wurden, hat mich am meisten gereut, daß Du das schon vor vier Jahren gegebene Versprechen einlösest

und über den Ozean gekommen bist, um meiner Hochzeit beizuwohnen."

"Nun, Du weißt doch, alter Freund," erwiderte der Amerikaner mit komischem Lächeln, "ein Versprechen ist ein Versprechen und muß gehalten werden. Ich gab es Dir schon vor vier Jahren und glaubte ganz sicher, es nie einlösen zu können, denn Du lebst nur für Deine Alten in Deiner ständigen Studierstube, ohne daran zu denken, Dir eine Heilige zu wählen."

"Meta ist keine Heilige," lächelte der junge Jurist, "sie ist ein liebes, unschuldiges Kind mit einem lieblichen Gesichtchen und einem zärtlich liebenden Herzen. Beim ersten Blick geriet ich mich in sie verliebt, und da mich ihre Eltern schon länger als zehn Jahre kannten, so legten sie mir kein Hindernis in den Weg, obgleich ich glaube, daß Frau Harterott mir zürnt, weil ich ihr das einzige Kind raube."

Ein lastiges Lächeln umschwebte die Lippen des Fremden. "Dann muß Frau Harterott eine Ausnahme von allen Müttern machen," wandte er ein. "Im gewöhnlichen Leben lassen sich die Mütter gern ihrer Töchter berauben, wenn gutstimmte Liebhaber diesen Raub ausüben."

"Ich denke wohl, Dein Herz ist noch ebenso verhärtet, wie früher, Guido, Du hast noch weniger Vertrauen zu dem schönen Geschlechte, wie Du es früher hattest."

"Noch viel weniger. Die meisten Frauen berechnen einen Mann, wenn er reich ist, und verachten ihn in Armut. Lieber alter Junge, sieh mich nicht so tragikomisch an; ich glaube Dir ja gern, Deine Meta macht eine rühmliche Ausnahme."

"Nun, ich möchte Dich gern vom Gegenheil überzeugen, nicht alle Frauen sind so berechnend, wie Du es meinst, gib mir nur Gelegenheit, und Du wirst die Wahrheit meiner Worte bald einsehen. Uebrigens habe ich Dein Geheimnis streng gewahrt, selbst Meta hat keine Ahnung davon."

"Sie hat doch nicht etwa eine jüngere Schwester?" fiel der Fremde dem Sprecher ins Wort, "Du sagtest mir doch, Meta sei das einzige Kind."

"So ist's auch, aber habe nur ein wenig Geduld. Ich habe den Harterotts Dein Geheimnis nicht verschwiegen und sie wissen auch, daß Du vor vier Jahren mein Lebensretter wurddest, als ich beim Baden dem Ertrinken nahe war. Da sie nun mein kostbares Leben so hoch schätzen, so freuen sie sich darauf, Deine Belanntschaft zu machen. Ich weiß auch, Dein Aufenthalt hier in Deutschland wird nur von kurzer Dauer sein, ich helfe Dir nur in der Ausführung Deiner Mission, die Du erfüllen mußt."

Guido Refler sah seinen Freund betroffen an. "Ich glaube, Du weißt mehr von meiner Mission, als ich ahne, und hast Dir ganz gewiß schon einen ganzen Roman zurecht gelegt, der dem besten Schriftsteller Ehre machen würde. Nun, mein fürsorglicher Mentor, was hast Du also für mich getan oder entdeckt?"

"Ich weiß, daß die junge Dame, die Du suchst, eine intime Freundin meiner Meta ist, Du wirst bald ihre persönliche Bekanntschaft machen."

"Du irrst Dich, Arthur, mein alter Freund gab mir die ausdrückliche Weisung, ein Pensionat in Genf aufzusuchen, dort würde ich das Kind finden. Wenn sie mündig sei und die Zufriedenheit ihrer Lehrer und Lehrerinnen erworben habe, soll ihr ein Kapital von 50 000 Mark ausgehändigt werden. Er wollte ihr diese Summe nicht testamentarisch vermachen, aus Furcht, ihre Mutter würde das Geld für sich behalten. Er schien überhaupt von der ganzen Familie von Wehler eine schlechte Meinung zu haben, da das jüngste Kind wie ein modernes Achenbrödel gehalten werde."

"Wirst Du den Auftrag persönlich ausführen?"

"Ich muß es, wiewohl es meinem Willen widerstrebt. Jede aufregende Szene, besonders mit jungen Damen, ist mir peinlich; wie in aller Welt soll ich beurteilen können, ob sie würdig ist oder nicht? Ich hat den alten Herrn, in einem Testament die junge Dame zu berücksichtigen, aber er wollte es entschieden nicht. Es hat auch gar keine Eile und ich kann mir genügend Zeit lassen, er wünschte nur, ich solle das Kind kennen lernen. Wenn er von ihr sprach, sagte er immer nur, 'das Kind', wiewohl sie jetzt schon eine herangewachsene Dame sein muß."

"Dieses 'Kind' ist doch Fräulein Charlotte von Wehler?"

"Ja. Mein Freund war der rechtmäßige Besitzer des alten Schlosses und ich glaube, die Wehlers haben noch keine Ahnung davon, daß der alte Graf schon lange tot ist. Du weißt, daß ich sein Erbe bin, und als sein Adoptivsohn muß ich den Namen Raffeld annehmen, sobald ich mein Erbe antrete. Auch unter diesem Namen erwartet mich die Freiin v. Wehler und mein wahrer Name Refler ist gar nicht bekannt. Mein alter Freund hatte eine ganz besondere Zuneigung zu der

kleinen Charlotte gefaßt, die ihm vor langen Jahren ein Briefchen sandte, das ihn wirklich tief erschütterte."

"Nun, Du sollst sie selbst kennen lernen, denn sie weilt in unserem Hause, auch auf der Hochzeit am 1. Oktober wirst Du mit ihr zusammentreffen; es bietet sich Dir also hinreichende Gelegenheit, zu beurteilen, ob sie „würdig“ ist, oder nicht."

"Wenn Charlotte von Wehler ein armes, unterdrücktes Mädchen ist, sie soll das Geld haben, gleichviel ob sie würdig ist, oder nicht," grübelte der Amerikaner, „aber es wird ihr keinen Segen bringen, denn die Mutter wird ihr jeden Pfennig nehmen. Aber vielleicht haben die Harterotts ihr das Geheimnis verraten und schüchtern damit das arme Kind dermaßen ein, daß es kaum wagen wird, vor mir die Lippen zu öffnen."

"Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Herr Wehler," empfing Frau Harterott ihren Gast, „wir rechnen es Ihnen hoch an, daß Sie von Amerika herüberkamen, um der Hochzeit unserer Kinder beizuwohnen."

"Arthur Alsborg ist mir ein zu lieber Freund, um ihm ein gegebenes Wort nicht zu halten. Vor vier Jahren versprach ich ihm, seine Hochzeit mit feiern zu helfen, aber ich wartete so lange auf seine Verlobungsanzeige, daß ich schon glaubte, mein Versprechen nie einlösen zu können."

Auch die beiden jungen Damen begrüßten den Gast mit größerer Freundlichkeit. Das frische, lebensfrohe Antlitz der jungen Braut gefiel ihm ungemein, aber der trübsinnige Ausdruck in den dunklen Augen ihrer Freundin fesselte ihn. Lottchen erschien ihm wie ein unschuldiges, unglückliches Kind, das erst durch die Hilfe anderer Menschen neue Reize für das Leben finden werde.

"Gefällt es Ihnen hier?" wandte sich der Amerikaner der bleichen jungen Dame zu; Frau Harterott hatte die jungen Damen verlassen, Arthur und Meta gingen eine Stunde spazieren, während Herr Wehler mit Lottchen in geringer Entfernung folgte.

"Es ist ganz herrlich, den nimmer rastenden Wogen möchte ich stets zusehen; aber ich bin hier erst seit drei Tagen, doch täglich gefällt mir die See besser."

"Sie steigen noch in dem Alter, in dem Ihnen alles gut gefällt," versetzte er sarkastisch. „Sie sind noch viel zu jung, um überjättigt zu sein."

"Lottchen sah den Sprecher mit ihren blinkenden dunklen Augen sinnig an, das zynische Lächeln mißfiel ihr gänzlich. „Ich hoffe, ich werde nie zu alt sein, um die Schönheit der Natur zu bewundern," sagte sie kühl, „wenigstens will ich tun, was in meinen Kräften liegt, um mir die Freude daran zu bewahren."

Gustav Wehler lachte. „Ich wollte Sie gar nicht beleidigen," versicherte er, „aber mein Freund sprach von Ihnen als einer treuen Freundin dieses Hauses, dennoch sind Sie erst seit drei Tagen hier?"

"Ja, Meta und ich waren schon in der Schule treue Freundinnen, — Ach!" rief sie dann plötzlich wie träumend aus, „hätte ich doch immer in der Schule bleiben können!"

"Dann wären Sie ja eine ganz gelehrte junge Dame geworden! Könnte Ihr Wunsch denn nicht erfüllt werden?"

Lottchen schüttelte traurig das Haupt. „Nein," gestand sie offen, „ich wußte, daß ich aus der Pension fort mußte, sobald ich mein 18. Lebensjahr vollendet hatte. Ich sah daher stets mit Schrecken meinem Geburtstag entgegen, weil mich dieser Tag der Trennungszeit stets näher brachte."

"Sie sind die erste junge Dame, die ich kennen lerne, die sich nicht nach der Beendigung ihrer Schulzeit sehnte."

"Vielleicht haben Sie noch nicht viele junge Damen kennen gelernt," gab Lottchen ganz ruhig zurück.

Herr Wehlers Stolz war verletzt. In Amerika und auf seinen vielen und weiten Reisen hatte es ihm nie an Bekanntschaft junger Damen gefehlt; viele Mütter heiratsfähiger Töchter hielten ihn für die beste Partie des Landes, und manche schöne Kofette hatte versucht, ihn in ihre Netze zu ziehen, und jetzt diese Worte aus dem Munde eines jungen Mädchens zu hören, das kaum die Schule verlassen hatte, war gewiß wenig schmeichelhaft.

"Warum denken Sie so von mir!" fragte er daher.

"Ich weiß es selbst kaum," gestand das junge Mädchen erötend, „aber Herr Alsborg sagte uns, Sie seien Naturforscher — daher kam mir vielleicht der Gedanke."

Unter solchen Gesprächen waren sie in der Nähe des Hauses angekommen; Meta Harterott erinnerte sich ihrer Gäste, sie erwartete dieselben auf der Terrasse; gemeinschaftlich betraten alle das Haus.

"Nun?" begann Arthur fragend, und folgte seinem Freunde ins Zimmer. „Du hattest doch heute die beste Gelegenheit, Deine Mission zu erfüllen. „Ist Fräulein Lottchen „würdig," das Vermächtnis zu empfangen?"

„Sie hat eine scharfe Zunge."

Der junge Jurist sah den Freund ungläubig an.

„Mein lieber Freund, Du träumst wohl," versetzte er. „Meta kennt sie seit sieben Jahren und sagt, sie sei ein gutes Fr. d."

„Mir gefällt sie gar nicht."

„Dir gefallen niemals junge Damen, hat sie Dich beleidigt?"

„Sie ist eine kleine Kofette."

Arthur Alsborg brach in helles Lachen aus, ohne zu bedenken, daß er die schlechte Laune seines Freundes dadurch verschlimmerte. „Lotte eine Kofette! Guido, Du träumst wohl," rief er belustigt.

„Im Gegenteil, ich bin vollständig wach und nüchtern."

Einen Augenblick sah der Freund dem Amerikaner tief in die Augen, mit dem er plötzlich tiefes Mitleid fühlte. „Guido," sagte er dann langsam, „ich fürchte, Dein Reichthum ist Dein Unglück."

„Warum?"

„Du wirst mißtrauisch gegen Deinen Nebenmenschen. Du glaubst vielleicht, das arme Kind, das noch nie zuvor in seinem Leben mit einem jungen Herrn gesprochen hat, wolle Dich wie eine Sirene in ihre Netze ziehen. Wir sind zu lange gute Freunde gewesen, um meine Worte zu mißdeuten; aber glaube mir, weder Meta noch Lottchen von Wehler haben eine Ahnung davon, daß Du ein reicher Mann bist."

Guido fühlte sich getroffen. „Verzeih mir," bat er leise, „aber ich habe schon traurige Erfahrungen gemacht."

Es waren herrliche Sommertage, die im Fluge dahinschwanden. Herr Wehler weilte schon 14 Tage im Kreise seiner Freunde, aber noch immer wollte es ihm nicht gelingen, Lottchen von Wehler näher zu treten, denn wie ein verschüchtertes Vögelchen suchte sie immer seine Nähe zu fliehen. Vergebens suchte er nach einer Gelegenheit zur Unterhaltung, endlich schien ihm das Glück zu lächeln. Meta Harterott wollte mit ihrer Freundin und dem jungen Amerikaner einen kleinen Ausflug machen — Arthur war wieder abgereist — als unerwartet Besuch eintraf, und sie als Tochter des Hauses die Mutter in der Unterhaltung unterstützen mußte. Lottchen hat, den Spaziergang bis zum nächsten Tage zu verschieben, allem wieder Meta noch der Amerikaner wollten davon hören, und so mußte sie wider Willen mit ihm den Gang antreten. Doch entschloß sie sich, während des Spazierganges so wenig wie möglich zu reden und alle an sie gerichteten Fragen kurz und einseitig zu beantworten. Aber sie war nicht auf eine Antwort vorbereitet, als er plötzlich ganz offen fragte: „Was habe ich Ihnen getan, Fräulein von Wehler, daß Sie mich hassen?" „Sie verhöhnen unsere deutschen Sitten und Gebräuche, aber auch als Amerikaner dürfen Sie über die Gewohnheiten anderer Nationen, durchaus nicht spotten."

„Sie irren, Fräulein von Wehler, ich verachte weder Ihre Sitten, noch bin ich ein Amerikaner. Ich bin ein Deutscher und stolz auf meine Nation; wissen Sie auch, daß Graf von Maßfeld mein väterlicher, bester Freund war?"

„Er war Ihr Freund?" Sie sprachen von der Vergangenheit. Wenn er jetzt nicht mehr Ihr Freund ist, so muß es Ihre Schuld sein, denn der alte Herr war viel zu gut, um einen Freund zu vergessen."

„Sie sind ein sonderbares Kind, Fräulein Lottchen. Sie ereifern sich, einen Mann zu verteidigen, den Sie noch nie gesehen haben. Ihre Hochachtung für den Grafen kann aber nicht größer sein, als die meinige, denn ich liebte und achtete ihn mehr, als irgend einen Menschen auf Erden."

„Lieben Sie ihn jetzt nicht mehr?"

„Er ist tot. Vor vielen Monaten stand ich trauernd an seinem Grabe."

Lottchens dunkle Augen füllten sich mit Tränen. „Tot?" wiederholte sie fast tonlos, „und ich wußte es nicht? Ich hoffte immer, ihn noch einmal im Leben sehen zu können, um ihm zu danken."

„Wofür? Er kann nicht viel für Sie getan haben, da er Sie nicht persönlich kannte."

„Er ließ mich erziehen und machte mich dadurch selbständig. Sie lachen gewiß über meine Idee, meine Mutter und meine Schwestern tun es auch, aber sobald ich nur großjährig bin, reise ich nach Amerika oder nach Australien und bahne mir in der Fremde meinen eigenen Lebensweg."

Herr Wehler lachte belustigt. „Ihre Idee ist wirklich amüsant," versicherte er, „aber warum wandten Sie sich nicht früher an den Grafen von Maßfeld und baton ihn um seinen Beistand, denn wie ich wohl weiß, finden Sie bei Ihrer Mutter wenig Anhalt?"

„Ich mag nicht betteln; Graf Maßfeld war sehr großmüthig gegen mich und gab mir eine gute Erziehung. Seit länger als Jahresfrist erwarten wir auf dem Schlosse seinen Erben,



Die erste Reichstags-Stenographin:
Frau Mathilde Zahle (Kopenhagen).



Max Bruch, Komponist.
Zu seinem 70. Geburtstag.

aber bis jetzt ist er noch nicht gekommen, kennen Sie ihn?
— „Ja, er ist mein Freund.“ — „Oh, ich könnte ihn hassen, denn er sieht gewiß mit Verachtung auf uns herab, weil wir arm sind, aber wir sind eine stolze Familie trotz unserer Armut.“

„Sie urteilen hart über ihn, besonders da Sie ihn noch nicht gesehen haben.“

„Sie kennen ihn persönlich; wie sieht er aus, ist er lebenswürdig — ich meine, ist er ein Mann, den man als Freund schätzen könnte? Sie verstehen doch, was ich meine, Herr Kessler?“

Der Amerikaner schüttelte sein Haupt. „Nein“, gestand er offen.

„Ist er Ihr Freund? Erzählen Sie mir doch von ihm.“

„Fräulein Lottchen, es ist mir fast unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich kenne den jungen Mann seit seiner frühesten Jugend, er liebte und verehrte den Grafen von Nassfeld hoch, war strebsam und fleißig bei seinen Studien, hatte nur wenige Freunde, aber diesen war er treu ergeben.“

„Das gefällt mir“, sagte Lottchen in ihrer schlichten, einfachen Weise.

„Sprach er nie mit Ihnen von seinen Zukunftsplänen — von uns, oder von seiner Absicht, selbst Besitz vom Schlosse zu nehmen?“

Der Amerikaner blickte gedankenvoll vor sich hin, doch ehe er antworten konnte, kam Meta Harterott ihnen entgegen.

„Fräulein von Wehler hat eine so lebhaftige Unterhaltung angeregt“, sagte Herr Kessler ernst, „daß ich den Flug der Zeit nicht achtete — doch wie ich sehe, sind wir schon dem Hause wieder nahe.“

„Wir wollen nicht mehr von diesem Thema sprechen, Herr Kessler“, bat Lottchen, „Meta, setze Du den Spaziergang mit ihm fort, er ist Dein Gast, aber nicht der meinige.“ mit diesen Worten kehrte sie allein in das Haus zurück.

„Haben Sie Lotte beleidigt?“ forschte Meta im Flüstertone.

„Absichtlich nicht, aber sie ist ein sonderbares Kind, sie strebt nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit.“

Meta seufzte. „Wir lieben sie alle so sehr und Mutter möchte sie so gern an Kindesstatt adoptieren, aber wir dürfen ihr nicht einmal diesen Vorschlag machen.“

„Warum nicht?“

„O, Herr Kessler, ich merke wohl, das Vorurteil der meisten deutschen Adelsfamilien ist Ihnen vollständig fremd. Mein Vater ist nur ein einfacher Jurist und

stammt aus einer einfachen Bürgersfamilie ab. Lottchen hingegen ist die Tochter des altadeligen Geschlechts der Freiherrn von Wehler, das seinen Stammesbaum Jahrhunderte hindurch aufzählen kann. Ich glaube auch, die stolze Freifrau von Wehler hält es für sehr anmaßend, daß wir ihre Tochter bei uns zum Besuch haben, aber der Gedanke, Lottchen zu adoptieren, würde ihr kaum denkbar sein.“

„Fräulein Lottchen“, begann Herr Kessler am Abend desselben Tages, als er allein mit ihr auf der Terrasse stand, „glauben Sie nicht, daß wir uns jetzt lange genug gezankt haben?“

„Wir haben uns doch gar nicht gezankt!“

„Nun, geärgert, beleidigt, wir waren verschiedener Meinung — nennen Sie es, wie Sie wollen, aber ich bleibe nur kurze Zeit hier glauben Sie nicht, daß wir die wenigen Tage in Freundschaft leben könnten?“

Lottchen sah den Sprecher zu zifeln an.

„Lassen Sie uns Frieden und Freundschaft schließen“, bat der Amerikaner weiter.

„Wünschen Sie es ernstlich?“

„Ja!“

Lottchen streckte ihm jetzt bereitwillig ihre kleine Hand entgegen, als hätte sie mit einer Freundin einen Friedensbund geschlossen.

„Es sei“, sagte sie leise, „aber versuchen Sie nicht, mich von meinem Plan abzubringen, denn ich verlange von Herzen danach, sobald wie möglich mein Brot zu verdienen.“

„Ich verspreche es, Fräulein Lottchen, muß aber gleichzeitig gestehen, daß ich die Ausführung Ihrer Lieblingsidee stark bezweifle.“

„Es wird mir gelingen, vorausgesetzt, daß ich gesund bleibe“, versicherte das junge Mädchen.

Der junge Mann blickte ernst und freundlich auf sie herab. „Ist es nur der Wunsch nach Selbstständigkeit oder gefällt Ihnen das Leben in Ihrer alten Heimat nicht?“ fragte er dann.

„Nein, ich würde Deutschland nie verlassen, wenn ich nicht hoffte, im Ausland meine Kenntnisse besser zu verwerten. Wenn für meine Mutter und die Schwestern besorgt ist, nehme ich im Auslande eine Stelle als Erziehlerin oder Stütze der Hausfrau an.“

„Was würden Sie tun, wenn Sie hier in Deutschland ganz frei und unabhängig wären, wenn Ihnen zum Beispiel ein Kapital vermacht würde.“

Lottchen sah den Sprecher fast entsetzt an. „Das ist nicht denkbar“, sagte sie dann.



Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. G. Hinzpeter f.
Der Erzieher unseres Kaisers.

„Graf Kapfeld könnte es vor seinem Tode doch getan haben!“

„O nein, er ließ mich erziehen, aber er schrieb Herrn Garterott, mehr dürfte ich nicht erwarten, und darüber freute ich mich.“

„Worüber freuten Sie sich?“

Ein wehmütiges Lächeln hielt um die Lippen des Mädchens. „Meine Mutter und Schwestern würden es nicht gern geliehen haben,“ versetzte sie dann.

„Das konnte den Ihrigen doch eher eine Freude sein.“

„Nein. Alles, was ich bekomme, glauben sie, wird ihnen ntzogen.“

„Das ist ungerecht.“

„Meine Erziehung hat aber sehr viel Geld gekostet,“ fügte Lottchen jetzt gleichsam entschuldigend hinzu, „und wenn

Im Nichtraucherabteil.

Ein Reiseerlebnis von A. von Hendeck-Crone.

(Nachdruck verboten.)

Irngard von Stanten war fest entschlossen, wenn sie einmal reisen dürfte, nicht im Damenabteil zu fahren.

Mit kleinen Kindern und alten Frauen in einem engen Raume eingeschlossen sein, kein Fenster öffnen dürfen und Schreikonzerte anhören müssen, das war nichts für sie. In den anderen Abteilen hatte sie mehr Aussicht auf nette Gesellschaft. Man las so viel in Büchern von interessanten Reisebekanntschaften — vielleicht wollte es das Glück, daß sie auch eine machte. Ihr Spiegel sagte ihr ja täglich, daß sie ganz niedlich sei — warum sollte sie also nicht auf ein



Großfürst-Thronfolger Alexej (Rußland).



Kronprinz Humbert (Italien).

meine Mutter das Geld gehabt hätte, so hätte sie mit meinen Schwestern jedes Jahr eine schöne Reise machen können.“

„Aber das Geld gehörte ihr doch nicht.“

„Das ist kein Unterschied. Wenn ich reich wäre, so würde ich meiner Mutter das Geld für meine Ausbildung zurückzahlen.“

„Wollten Sie deshalb nach Amerika auswandern, um dort ihr Geld zu verdienen?“

„Ja, erst dann würde ich recht glücklich sein, jetzt habe ich das Gefühl, als hätte ich meine Mutter beraubt.“

„Nun, Fräulein Lottchen,“ tröstete Herr Keffler zuversichtlich, „ich glaube, Sie können Ihren Wunsch erfüllen, ohne ins Ausland zu gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer oder eine kleine Eroberung hoffen? Natürlich, alles in den vornehmsten, mädchenhaften Grenzen, aber doch einmal aus dem Alltagsgenre heraustretend, nur der Macht ihrer Persönlichkeit geltend! Es mußte reizend sein, nur ganz um seiner selbst willen jemand zu gefallen, ohne daß Namen, Stellung des Vaters und Vermögen irgend welchen Einfluß ausübten.

Und heute durfte sie endlich allein reisen, sie war glücklich. Ein heimliches Vorgefühl sagte ihr, daß es nun kommen würde und müsse, daß sie am Vorabend großer Ereignisse stände! Und so stieg sie in Frankfurt in ein Nichtraucherabteil des D-Zuges nach Nürnberg, obwohl ihr der Schaffner mit der größten Selbstverständlichkeit der Welt das vollständig leere Damenabteil geöffnet hatte und ihre Abwehr dagegen mit einem mißbilligenden Blick begleitet hatte. Tut nichts, auf Schaffnermeinungen kann man keine Rücksichten

nehmen, wenn man entschlossen ist, aus der Sürde der vorgezeichneten Gewohnheiten zu brechen und ein Abenteuer zu erleben.

Die Baronesse von Stanten stieg also ins Nichtraucherabteil. Auf den gelbgrünen Velourspolstern saßen schon ein junger und ein alter Mann — wohlverstanden, die Baronesse dachte „Mann“, denn sie unterschied sehr fein zwischen Mann und Herr, und da sie ihre beiden Abteilsgenossen auf Handlungstouristen taxierte, fiel es ihr natürlich nicht schwer, sogleich die richtige Bezeichnung zu finden.

Der ältere half ihr freundlich beim Unterbringen von Reisetasche und Schirm und sie dankte ihm ebenfalls freundlich dafür. Dann aber, um eine etwaige Gesprächsanknüpfung zu vermeiden, vertiefte sie sich eifrig in ein mitgenommenes Buch.

Allmählich jedoch ließ dieser Eifer nach, und nur noch scheinbar beschäftigt sie sich mit Lesen. Was sie da hörte, interessierte sie doch als Evasochter. Der jüngere der Männer hatte sich nämlich als Reisender in Band, Federn und Spitzen entpuppt und gab im Gespräch mit seinem Gefährten einen wahren Modebericht heraus.

Plötzlich tippte er auf den Hut, den seine Nachbarin abgenommen hatte und neben sich gelegt hatte.

„Sehen Sie, das ist ein Modell von der Elise Schwalbe, Berlin, Leipzigerstraße!“ erklärte er sicher.

Ueberracht und belustigt ließ Irmgard ihr Buch sinken, und unwillkürlich antwortete sie: „Das stimmt.“ Die vornehme Zurückhaltung, deren sie sich besleißigen wollte, war ganz vergessen.

„Ich taxiere ihn auf fünfzig Mark,“ fuhr der Reisende fort.

Sie war noch mehr überrascht und belustigt. „Stimmt ebenfalls,“ gab sie lächelnd zu.

„Na sehen Sie, Fräulein, ich weiß ja, die Schwalbe verkauft ihre Sachen zu billig. Für diese Qualität Band und Samt und für die Goldfadenfedern ist das ein wahrer Spottpreis.“

„Nun, ich finde fünfzig Mark gerade genug. Nur weil es ein Modell sein sollte, habe ich so viel gezahlt.“

Der Reisende lachte hell auf. „Ein Modell? Na ja, was hängt man dem Publikum nicht alles als Modell auf! Was denken Sie denn, Fräulein, was ein ordentliches Modell kostet? In Paris bekommt man für tausend Franken nichts Rechtes; die werden mit drei- bis viertausend Franken bezahlt. Unter vier- bis fünfhundert Mark gibt es doch überhaupt keinen anständigen Damenhut. Sehen Sie, in Berlin sieht man ja ganz nette Sachen, aber kommen Sie mal nach Frankfurt, da lohnt es zu verkaufen. Die Kommerzrätin N. trägt Hüte für viertausend Mark, die Frau Bankier S. für zwei- bis dreitausend, und so könnte ich Ihnen noch ein paar Duzend feine Damen nennen.“

Die junge Dame schüttelte in höchstem Erstaunen den hübschen Blondkopf, der sich bis dahin von solchen Anforderungen an die Bezeichnung „sein“ noch nie etwas hatte träumen lassen.

„Aber wie kommen denn solche Hutpreise heraus? Da müssen doch wenigstens Agraffen von echten Steinen darauf sein?“

„Bewahre!“ belehrte sie ihr Nachbar, „nur anständige Federn, echte Spitzen und wirklich feine Blumen. . . Sehen Sie — er wies auf ein kleines Köstchen über sich im Handneß — „darin sind für dreitausend Mark Federn, gerade zehn Stück. Ich will sie Ihnen mal zeigen.“

Er holte den Koffer herunter, zeigte die Federn, und einmal ins Erzählen gekommen, sprach er lebhaft weiter.

„Da bringen wir nur unsere übriggebliebenen Muster vom vergangenen Jahre zum Verkauf. Keine Stücke geben da überhaupt nicht,“ meinte er geringschätzig.

„Aber München ist doch äußerst modern!“

„Auch München nicht. Alles Sachen zweiter Klasse, die dort gebraucht werden; die feinen Münchener Damen laufen außerhalb. Aber dann gehe ich weiter nach Italien und Aegypten. Das lohnt, da wird man was los. In Mailand treffe ich meine Frau, die von dort aus die Reise mit mir macht. Sie hat sich dafür ein paar Modelkleider bei Gerson gekauft. Die sollten Sie sehen, Fräulein; großartig, sage ich Ihnen!“

Irmgard schwirrte der Kopf, und es wurde ihr unbehaglich. Sie in eingehender Unterhaltung mit Kommis Voyageurs! Und immer als „Fräulein“ angeredet, glattweg Fräulein, wie eine Ladenmamsell oder ein Büfettmädchen! Reizende Errungenschaften ihrer Nichtraucherabteil-Wünsche! Aber natürlich, ein Mann, dessen Frau Modelle aus den

ersten Berliner Häusern trug und mit ihm Italien und Aegypten bereiste, konnte die Besitzerin eines Fünzigmarkhutes nicht besonders hoch schätzen, das lag auf der Hand.

Sie mußte heimlich vor sich lachen. Aber das Buch nahm sie nun doch nicht mehr zur Hand, sondern hörte weiter auf die Beschreibungen, die der Redselige aus seinem bewegten Reiseleben und seiner Modepraxis mitteilte, und als die beiden „Männer“ in Würzburg ausstiegen, verabschiedete sie sich sogar mit einer gewissen Liebeshwürdigkeit von ihnen, an der die Befriedigung über ihren Abzug auch einen kleinen Anteil hatte. Sie fing nun gleich wieder an, auf neue und bessere Gesellschaft zu hoffen. Aber es schien niemand einsteigen zu wollen.

Da im letzten Augenblick — der Zug setzte sich schon in Bewegung — stürzte ein Herr in ihr Abteil. Sie blidte ihn prüfend an. Wieder ein Mann und wieder ein Handlungstourist, nach seinem Musterkoffer zu schließen.

Abseuerlich! Von der Gattung hatte sie nun gerade genug. War dies überhaupt nur ein Zug für Handlungstouristen? Reisten keine andere Leute mit oder hatte sie nur solch ausgesuchtes Pech? Die Unterhaltung vorher hatte sie ja interessiert, aber nun wieder ähnliches hören sollen — nein, das ging doch über ihre Geduld. Sie nahm ihr Buch und versuchte zu lesen, was freilich bei der schlechten Beleuchtung ein sehr zweifelhaftes Vergnügen war.

Der Ankömmling ordnete sehr umständlich sein Handgepäck und sprach dabei immer mit sich selber.

„Dieser elende Pikkolo! Fünf Mark habe ich ihm gegeben, damit er mir noch Essen an den Zug brächte, und nicht einen trockenen Semmel habe ich bekommen. Scheußlich, wie mich der Hunger plagt, ganz unerträglich! Ein paar Obsteigen verbiente der Bengel.“

Als er mit dem Unterbringen seines Gepäcks und seinem Selbstgespräch fertig war, setzte er sich Irmgard gegenüber und starrte sie unverwandt an, was sie trotz der Vertiefung in ihr Buch recht wohl fühlte.

Bald darauf kam der Schaffner die Fahrkarten nachsehen, und sogleich fragte der Neueingestiegene: „Sie, Schaffner, was ist die nächste Station, kann ich da etwas zu essen bekommen?“

„Dös schon,“ war die freundliche Antwort, „aber Zeit zum Aussteigen haben's in Nizingen nicht.“

„Dann besorgen Sie mir etwas. Sie können's ja leichter,“ meinte der junge Mann. „Da ist Geld. Wenn's nur ein Paar Knackwürste und a Maß Bier sind.“

Knackwürste! Eine Maß Bier! Das junge Mädchen schauderte. Sie war so empfindlich, so feinsüßig für alle Formen, besonders in Bezug auf das Essen, und nun sollte sie zusehen müssen, wenn ihr Gegenüber nachher die Würste aus den Fingern verzehrte und dazu Bier trank. In diesem Augenblicke erwünschte sie lebhaft ihre Abenteuerlust, aber nun war es zu spät, in die verlassenen Bahnen der vorgeschriebenen Wohlstandigkeit einzubiegen.

Ihr Gegenüber hatte sich behaglich zurückgelehnt und betrachtete sie weiter. Auf einmal sagte er ganz unermittelt:

„Fräulein, Sie werden sich die Augen verderben; die Beleuchtung ist zu schlecht fürs Lesen.“

Das hatte Irmgard auch schon gefunden, aber dieser Mensch brauchte sich nicht darum zu kümmern, und daher erwiderte sie kühl ablehnend: „Mir genügt sie vollkommen.“

„Na, Sie müssen's ja wissen,“ meinte er freundlich.

Dann herrichte für eine Zeit Stille im Abteil, bis der junge Mann wieder anfing:

„Wissen Sie auch, Fräulein, was ein rechtschaffener Hunger ist?“

Nun gab Irmgard den Widerstand auf. Es war nun heute einmal ihr Los, mit Handlungstouristen Bekanntschaft zu schließen. Zudem schmerzten sie wirklich ihre Augen. Sich schlafend stellen war vielleicht auch nicht rätlich — und schließlich geschah ihr ganz recht!

Lächelnd blidte sie zu ihrem Gegenüber auf: „So eigentlich nicht, aber ich habe es mir immer einmal gewünscht.“

„Dun Sie das lieber nicht, es ist ein abscheuliches Gefühl. Den ganzen Tag bin ich heute in Geschäften in Würzburg herumgelaufen und hab' dabei nicht nach der Uhr gesehen. Als ich dann fertig war, mußte ich auf die Bahn, und nun läßt mich der Schlingel aus dem Hotel noch im Stich, der mir mein Mittagessen bringen sollte. Ich bin schon wütend und hungerig.“ Er fuhr sich aufgeregt durch das kurzgeschnitene Haar. „Es war heute überhaupt ein übler Tag; dagegen gestern, ich sag' Ihnen, ein desto feinerer! Ich bin nämlich in Würzburg gut bekannt und habe einen Masken-

ball mitgemacht. Den ganzen Abend bin ich mit einer Spanierin zusammen gewesen. Sie kannte mich gut, aber glauben Sie, ich wäre dahinter gekommen, wie sie hieß? Nicht die Möglichkeit. Als die Kleine fort war, habe ich noch mit Freunden zusammen gefessen. . . Und nun heute morgen der Bruntmschädel! Kaum aufstehen konnte ich. Nach dem Kaffee habe ich dann aber noch eine Flasche Rotböhne getrunken, und da war der ganze Kerl wieder beieinander, so daß ich doch noch meine Geschäfte abmachen konnte. . .

Der Nebestrom wurde durch das Halten des Zuges unterbrochen, und bald darauf erschien der Schaffner mit einem belegten Brötchen und einer Maß Bier.

„Mehr konnte ich in der Eile nicht bekommen,“ entschuldigte er sich. „Nachwürste gab's leider nicht.“

Zrmgard atmete erleichtert auf. Wenn ihr Gegenüber jetzt nur seinen Mund zum Essen und Trinken brauchen wollte.

Das tat er denn auch, und für eine Weile herrschte Stille und auf beiden Seiten Wohlbehagen in dem engen Raume. Dann, als der junge Mann fertig war, meinte er aufleuchtend:

„So, nun bin ich wieder Mensch und fange an zu leben. Ja, was ich sagen wollte: mit den Geschäften ist in Würzburg nicht viel los. Sehen Sie, ich reise in Kleiderstoffen, aber nach Bayern bringen wir nie unsere neuesten Muster.“

Seine Zuhörerin mußte lächeln. Genau dasselbe hatte der andere Reisende auch gesagt.

„Ja, Sie lächeln, aber so ein Kleid wie Sie tragen, kriegt man zum Beispiel in Würzburg nicht gemacht. Das ist sicher Frankfurter Schneiderarbeit. Dort sind nämlich die besten Damenschneider. Berlin hat kaum solch gute.“

Nun mußte Zrmgard doch lachen. Diese Reisenden zeigten wirklich einen guten Blick, denn ihr Kleid war in der Tat Frankfurter Arbeit. Famos — auf der nächsten Station würde nun wohl noch ein Schuhreisender einsteigen, der ihren Stiefeln die amerikanische Nacharbeit ansah und ein Pelzjüngling, der ihre Stundstola auf den Leipziger Ursprung tagierte!

„Sie lachen, Fräulein. Nicht wahr, ich hab's getroffen? Ja, ja, die Frankfurter Arbeit erkennt man. Wo kommen Sie eigentlich her, wenn ich fragen darf?“

„Vom Rhein,“ antwortete sie kurz.

„O, den kenn' ich auch. In Koblenz habe ich sogar einen Onkel, einen sehr feinen Herrn. Wenn man bei dem im Hause ist, muß man immer im schwarzen Rock erscheinen und sich sehr gebildet benehmen. . . Hier folgte ein tiefer Seufzer, durch den all die Sorgen des gebildeten Benehmens bebten. „Und die Frau Tante schleppt mich immer auf Familienkränzchen und da sind denn eine Menge Fräuleins, von denen ich eine heiraten soll. . . Nein, das paßt mir nicht! Ich bewege mich gern frei; ich mag lieber so 'ne sogenannte Hemdsärmelgemütlichkeit und Geselligkeit. Sind Sie vielleicht auch aus Koblenz und kennen den Herrn Pfarer Schwarzenbach?“

Zrmgard hatte ihren Spaß! Ja, nach Hemdsärmelgemütlichkeit sah der junge Mann aus, trotz seiner modischen Eleganz. Vielleicht dachte er, sie wäre auch eines der Fräuleins aus den Familienkränzchen, die er heiraten sollte.

„Nein, ich bin nicht aus Koblenz“ — sie lächelte — „aber ich kenne es recht gut.“

„Und wohin reisen sie jetzt?“ forschte er weiter.

„Nach Nürnberg.“

„Ach, das ist hübsch! Da fahre ich auch hin. Logieren Sie vielleicht auch im Deutschen Kaiser? Ich wohne da immer gut und kann Ihnen leicht auch ein Zimmer besorgen.“

„Ich gehe zu Bekannten,“ erwiderte sie, jetzt wieder kühlend werdend.

„Na, sicher zu „ner alten Patriziersfamilie!“ Die sind in Nürnberg höllisch steifsteiner; das wird Ihnen nach dem rheinischen Ton wenig gefallen. Uebrigens, könnten wir uns in Nürnberg nicht mal sehen? Wenn Ihnen die Bekannten zu langweilig und förmlich sind, wäre es doch nett, wenn wir uns mal zusammen vergnügten.“

Was sagte der Mensch? Das junge Mädchen traute ihren Ohren nicht recht. Sie fand im Augenblicke keine passende Antwort und starrte ihn nur entsetzt an. Aber der fuhr unbeirrt fort:

„Ja, sehen Sie, Fräulein, ich bin ein offener, ehrlicher Kerl. Ihr liebes, hübsches Gesicht hat mir gleich gefallen, und ich möchte Sie gern näher kennen lernen. Wenn wir mal so miteinander ins Theater oder Konzert gingen, vielleicht gefiele ich Ihnen dann auch? Eine schlechte Partie bin ich nicht, ich verdiene sehr schön.“

Das war nun doch zu arg! Zrmgard's Geduld und Fassung versagten. Sie sah den gemütlichen, jungen Mann nur an, aber mit einem Blick, in dem alle sieben Säden ihrer freiränlichen Krone lagen und ihn blutig durchbohrten.

Er hute genug.

„Nun denn nicht,“ murmelte er entschuldigend. „Es war ja nicht böse gemeint, und schließlich ist's ja keine Beleidigung, jemand zu gefallen. Schade, wirklich sehr schade, daß Sie nicht mögen.“

Die Lichter von Nürnberg waren inzwischen aufgetaucht, und jetzt lief der Zug in den Bahnhof ein. Das junge Mädchen spähte eifrig am Fenster nach ihren Bekannten. Gott sei Dank — da stand die Freundin mit ihrem Manne, sie war in Sicherheit. Sie hatte ihr Abenteuer gehabt, ihr ersehntes Abenteuer. Ein Spaß war es aber nicht gewesen. . . Als sie nachher beim Abendessen im gemütlichen Kreise bei ihren Gastfreunden saß, erzählte sie ihre Erlebnisse.

„Ein unverschämter Patron!“ rief der Hausherr entrüstet. „Aber seine Frau meinte lachend: „Wie kannst Du Dich bellegen, Zrmgard, Du hast doch vollkommen Deinen Zweck erreicht. Ohne den Glanz Deines Namens, ohne den Rang der väterlichen Stellung und den goldenen Hintergrund hast Du einem Manne den Kopf verdreht und einen regelrechten Heiratsantrag bekommen. Was willst Du mehr?“

„Du hast freilich recht. . .“ Zrmgard lachte halb verlegen, halb belustigt. „Es ist ja alles so gekommen, wie ich es mir mit meinen Wünschen ausgemalt habe, aber. . . Weißt Du, meine Handlungsreisenden haben auf mich abgefärbt, ich sage jetzt in ihrem Jargon: es kommt nun doch darauf an, wo und wie das Kleid, die Hüte und. . . der Heiratsantrag gemacht werden.“



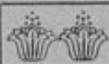
Der österreichische „Hauptmann von Köpenid“. (Leopold Goldschmidt.)

Nützliches fürs Haus.

— Das schönste Silberputzmittel ist gewöhnlicher Kiencuß, der in jeder Drogeriehandlung zu haben ist. Man taucht ein Lederläppchen in den trockenen Ruß, reibt damit vorsichtig den zu putzenden Gegenstand, und sofort tritt der schönste Silberglanz zu Tage und alle Flecken und gelben Stellen verschwinden. Bei Sachen, die viele Verzierungen haben, nehme man hernach eine weiche Bürste, um etwaige Spuren des Kiencußes zu entfernen, gewöhnlich genügt ein weiches Tuch zum Nachreiben.

— Lebertran nimmt sich sehr leicht, wenn er mit einer heißen Flüssigkeit, Kaffee, Milch, Fleischbrühe vermischt wird, welche den unangenehmen Geschmack völlig verdeckt.

— Zur Erhaltung der Goldfische. Das Absterben der Fische in Behältern soll dadurch verhütet werden, daß man Pflänzchen von Wasserlinsen, die sich auf jedem stehenden Wasser finden, in die Gefäße bringt.



Unsere Bilder.



— Das neue Hoftheater in Weimar (vgl. das Bild Seite 25), welches am 11. Januar eingeweiht wurde, erhebt sich auf der Stelle des alten Hoftheaters, das am 16. Februar 1907 geschlossen wurde, nachdem die Spuren des Brandes, der das Theater schwer beschädigt hatte, notdürftig beseitigt worden waren. Das neue Theater ist in den strengen Formen des klassizistischen Stils erbaut und mit vorzüglichen technischen Einrichtungen ausgestattet. Es enthält 1050 Sitzplätze, um 400 mehr als das alte. Die neue Front und das berühmte Doppeldenkmal Goethes und Schillers wurden stark zurückgerückt, so daß der Theaterplatz jetzt größer erscheint.

— Die erste staatliche Reichstags-Stenographin. (Vgl. das Bild Seite 28.) Frau Mathilde Zahle in Kopenhagen wurde als dänische Reichstagsstenographin vom dänischen Staate angestellt.

— Max Bruch, Professor an der Hochschule für Musik in Berlin, (vergl. das Bild Seite 28), feierte am 6. Januar in voller Frische seinen 70. Geburtstag. Prof. Bruch ist in Köln als Sohn eines Polizeiaffessors geboren. Seit 1889 ist er in Berlin als Mitglied des Direktoriums der Hochschule für Musik tätig. Bruch hat zahlreiche Werke von Bedeutung geschaffen, so die weltlichen Oratorien „Schön Ellen“, „Odysseus“, „Achilleus“, „Das Lied von der Glode“ u. a.

— Geheimrat Dr. G. Hinzpeter, der Erzieher Kaiser Wilhelms II. (vergl. das Bild Seite 28), ist am 29. Dezember in Bielefeld gestorben. Am 9. Oktober vorigen Jahres konnte er seinen 80. Geburtstag feiern. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt Bielefeld besucht hatte, studierte Hinzpeter von 1845 bis 1850 in Halle und Berlin Philologie und Theologie. Später gewann ihn der damalige Kronprinz von Preußen als Erzieher seines ältesten Sohnes, des Prinzen Wilhelm. Den Erzieherposten hat G. bis zum Jahre 1877 bekleidet. Dann zog er sich als Geh. Regierungsrat nach Bielefeld zurück. An seinem Leichenbegängnis hat Kaiser Wilhelm persönlich teilgenommen.

— Zwei Thronfolger. (Vgl. die Abbildungen Seite 29). zehn Jahre nach der Vermählung Zar Nikolaus II. mit Prinzessin Alix von Hessen, am 30. Juli 1904 wurde dem russischen Kaiserpaare der lang ersehnte Sohn und Thronerbe geboren, der den Namen Alexej erhielt. In der strengen Abgeschlossenheit von Peterhof oder Zarstoj-Selo, in der die Zarenfamilie seit dem Ausbruch der Unruhen zu weilen liebt, ist der kleine Thronfolger aufgewachsen. Ob jene große Partei, welche von ihm dereinst „Reformen“ für den gewaltigen Staat des Autokratismus erhofft, damit recht behält, kann nur die Zukunft lehren. — Im Gegensatz zu diesem Fürstentum lebt der ein Vierteljahr später geborene italienische Thronfolger in einer Atmosphäre, die fern von aller politischen Unruhe ist. Stilles Glück und Frieden umgeben den Kronprinz Humbert, den am 15. September 1904 geborenen Sohn des Königs Viktor Emanuel III. und der Königin Helena, geb. Prinzessin von Montenegro. In Peterhof wie in Rom wacht zärtlichste Elternsorge über einen Thronfolger, der hier wie dort drei ältere Schwestern zu Gespielen hat.

— Der österreichische „Hauptmann von Köpenik.“ (Vgl. das Bild Seite 31). Leopold Goldschmidt, ein ehemaliger österreichischer Militärbeamter, erschien in der Uniform eines österreichischen Offiziers im Artilleriedepot des Wiener Arsenal und erklärte, zur Kasernenrevision beauftragt zu sein. Der Zufall wollte es, daß tatsächlich eine Kasernenrevision angemeldet war. Deshalb wurden ihm auch die Schlüssel zum Kasenzimmer des Regiments übergeben, wo er am hellen Tage in aller Ruhe den Einbruch verübte und sich 25000 Mark aneignete. Der größte Teil des Geldes wurde bei seiner Verhaftung in Freising in Bayern noch vorgefunden.



Zur Unterhaltung.



— **Merkwürdige Frage.** Herr Müller sieht seinen Freund, den Zigarrenreisenden Meier, wie dieser gerade die städtische Badeanstalt verläßt: „Was haben Sie denn hier gemacht?“ „Na, Zigarren verkauft! . . . Was dachten Sie denn?“



Rätselcke.



Begierbild.



Wollen Sie nicht mal meine Mama begrüßen? Dort steht sie und schaut uns zu.

Zitaten-Rätsel.

1. Vom Eise befreit sind Strom und Bäche.
2. Bis zum Himmel sprizet der dampfende Wisch.
3. Da fällt von des Altars Rand Ein Handschuh von schöner Hand.
4. Ein ehrenwerter Meister, gewandt in Rat und Tat.
5. Kein Mensch muß müssen.

Aus jedem der obigen fünf Dichterstellen ist ein Wort zu entnehmen. Wer die richtigen fünf Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ein bekanntes Sprichwort entsteht. Welches Sprichwort ist gemeint?

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Viersilbige Charade: Peterspennig.
Rebus: Ehrlich währt am längsten.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorf'schen Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Lotte!

Novelle von Marissa Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

4.

Nach dieser Unterredung schien zwischen den beiden jungen Leuten Friede zu herrschen, wenigstens begegnete Herr Nebler der jungen Dame nur mit Höflichkeit. Auch Lottchen hatte die kleinen Neckereien längst wieder vergessen. Arthur versicherte seinem Freunde im Vertrauen, er habe seine Mission längst erfüllt, er könne der jungen Dame getrost das vom Grafen Rapsfeld hinterlassene Kapital einhändigen, sie sei der Erbschaft würdig, doch Guido Nebler schüttelte traurig sein Haupt.

„Das Kind würde weder Nutzen noch Segen davon haben, denn es lieferte der Mutter jeden Pfennig aus,“ versicherte er. „Das Blut lodet mir in den Adern, wenn ich bedenke, wie sehr das arme Kind von den Ihrigen zurückgesetzt ist. Ich halte das Benehmen einfach für unnatürlich und unerklärlich.“

„Ich hingegen finde es höchst sonderbar, daß sie Dir gegenüber geklagt hat.“

„Sie klagt nicht; im Gegenteil lobt sie die Mutter und die Schwestern, aber ich gehe doch mit offenen Augen durch die Welt und kann mir leicht selbst ein Urteil bilden.“

„Schon gut, sobald Du nach dem Schlosse kommst, wird sich mit einem Schlage das Los des vernachlässigten Mädchens ändern.“

„Still, kein Wort von Deinem Plane; lieber überlasse ich der stolzen Frau von Wehler die ganze Erbschaft und reise so bald als möglich nach Amerika zurück.“

„Aber du heiratest doch eine der andern Töchter!“

„D!“

„Wohlan, überlassen wir Lottchens Schicksal der Zukunft, doch höre, morgen erwarten wir die alte Tante Charlotte, so wird nämlich das alte 70jährige Fräulein weit und breit genannt. Sie hat ihr Patentkind, Lottchen von Wehler, in

ihr altes Herz geschlossen, da sie immer exzentrisch ist, will sie hier ihren Liebling überraschen.“

„Was sagen die Harterotts dazu?“

Herr Harterott verwaltet das Vermögen des alten reichen Fräuleins, und ich glaube, er spielt mit ihr unter einer Decke und freut sich der Überraschung, besonders weil er hofft, Lottchen könne bei der alten Dame eine Heimat finden, die sie als Kind nie kennen lernte.“

„Wo ist Lottchen jetzt?“

„Bei Frau Harterott; das arme Kind weinte sich heute schon die Augen rot, denn Frau von Wehler verlangt Ende dieser Woche ihre Rückkehr, da der „reiche Erbe aus Amerika“ erwartet wird.“

„Das befremdet mich, ich hätte eher geglaubt, man ließe sie gerade in diesen Tagen in dem Hintergrund.“

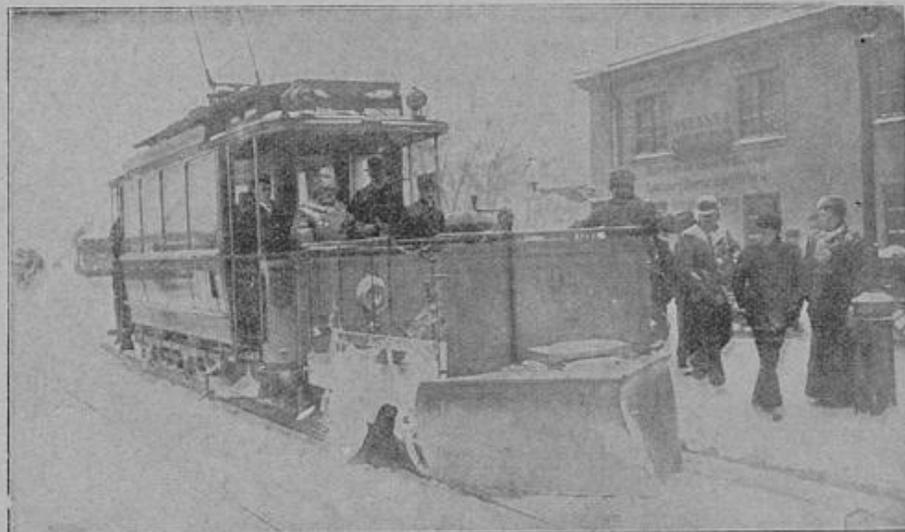
„Das wäre zweifellos, wenn Lottchen der Familie entbehrlich wäre. Aber ihre fleißigen und geschickten Finger müssen der Mutter die Hauben, den Schwestern die Garderobe anfertigen. Sie muß die Dienerschaft beaufsichtigen, den Haushalt leiten, kurz, sobald Besuch im Schlosse, ist Lottchen unentbehrlich. Ich wundere mich, daß sie es geduldig tut und schon so oft während ihrer Ferienzeit getan hat; ich hätte mich längst widersetzt.“

Als Meta Harterott am Abend das Zimmer ihrer Freundin betrat, lag dieselbe noch immer auf dem Sofa und klagte über heftigen Kopfschmerz. Das lange, dunkle Haar hing wie ein Mantel aufgelöst über ihre Schultern, auch wollte sie weder Toilette machen, noch am Abendessen teilnehmen.

„O Lottchen, Mutter erwartet Dich bestimmt; wir haben heute noch einen besonderen Gast, aber ich darf ja nichts

verraten,“ fügte sie dann schnell hinzu, „aber beeile dich, meine Liebe, ich verlass dich nicht eher, als bis du zum Essen fertig bist.“

Jedoch Lottchen blieb ruhig auf dem Sofa liegen. Entweder war ihr Kopfschmerz so heftig, daß sie sich nicht bewegen konnte, oder sie wollte nicht. Sie ließ es ruhig geschehen, daß Meta ihr das Haar ordnete, ein hellblaues Kleid aus dem Schranke nahm, sie wie ein Kind allentlos ankleidete



Eine praktische Neuerung im Straßenbahnwesen in Schweden.
Ein Schneepflug als Vorspann für Straßenbahnwagen.

und ihr frische weiße Rosen im Gürtel befestigte. „Ich werde wie ein Gespenst aussehen,“ stöhnte Lottchen, „dieses ist das häßlichste Kleid, das ich jemals hatte, daher trage ich es nie.“

Aber Meta beharrte auf ihrem Willen, sie befestigte verschiedene Schleifen, und schon nach einigen Minuten rief sie triumphierend aus: „Jetzt betrachte Dich im Spiegel.“

Lottchen glaubte zuerst eine fremde Dame zu sehen; das Haar war nach der neuesten Mode reizend um den Kopf geordnet, das lichtblaue Kleid stand ihr vorzüglich und hob den eigenartigen Reiz ihres Antlitzes noch mehr hervor.

„Du siehst ganz entzückend aus,“ rief Meta enthusiastisch, „wie schade, daß weder Mademoiselle noch unsere Freundinnen in Genf Dich jetzt sehen können, sie würden Dich nicht mehr wie ein Kind betrachten.“

Beide jungen Mädchen gingen Arm in Arm in den Speisesaal, nur Herr Kehler war anwesend, doch schon im nächsten Augenblick öffnete sich wieder die Tür und eine alte Dame in schwerem, schwarzem Seidenkleide rauschte in den Saal. Es mochte wohl ein Einverständnis sein, denn schnell verließ Meta das Gemach und auch Herr Kehler war aus demselben verschwunden. Mit einem Freudenschrei eilte Lottchen in die Arme ihrer alten Tante, auf deren Besuch sie gar nicht vorbereitet gewesen war; einer plötzlichen Eingebung folgend, barg sie ihr Haupt an der Brust ihrer mütterlichen Freundin und weinte bitterlich. Wie lange sie mit Tante Charlotte allein gewesen war, oder welche Trostworte sie beruhigt hatten wußte sie später gar nicht mehr, doch die eine frohe Gewißheit belebte ihre Seele, daß sie jetzt ein treues Herz gefunden hatte und sie nie mehr das Gefühl einer Heimatlosen empfinden würde, selbst wenn ihre Mutter und Schwestern sie nicht mehr im Schloß duldeten.

Lottchen erwachte am anderen Morgen mit sehr gemischten Gefühlen; Freude und Dankbarkeit empfand sie gegen Tante Charlotte, die sie jetzt wie eine Mutter liebte, in deren Hause sie stets ein Heim finden würde, hingegen Schmerz und Trauer bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung von ihren Freunden; denn schon am nächsten Tage sollte sie zu den Ihrigen zurückkehren. Sie kleidete sich rasch an und ging nach der Meeresküste, um mit ihren Gedanken allein zu sein. Würde sie jemals wieder so glücklich sein, wie sie hier gewesen war? Sie würde gewiß Herrn und Frau Harterott noch häufig besuchen, auch Meta in ihrer Häuslichkeit sehen — aber plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, das ernste, freundliche Antlitz des Amerikaners würde sie nie wieder sehen. Er würde gewiß bald wieder in seiner Heimat anlangen und dort das unbedeutende schlichterne Mädchen vergessen, in dessen Herzen sich sein Bildnis so fest eingepägt hatte.

„Woran denken Sie, Fräulein Lottchen?“ fragte plötzlich Herrn Kehlers Stimme an ihrer Seite.

„Ich denke an morgen,“ gestand Lottchen einfach. „Ich war hier so glücklich, doch meine Zeit ist hier vorüber; morgen um diese Zeit denke ich nur noch an die Freuden der Vergangenheit.“

„Bedauern Sie, nach Hause zu gehen?“

„Ja.“

„Oh! Wenn Sie aber nur nach dem Schlosse zurückkehrten um Vorbereitungen für eine längere Trennung zu treffen — Sie sprachen doch davon, eine Stelle im Auslande anzunehmen — würde es Ihnen dann leichter ums Herz sein?“ Lottchen nickte zustimmend.

„Seien Sie nicht so wortfarg, es scheint, als mißgönnten Sie mir ein Wort,“ entgegnete er, „wissen Sie nicht, daß ich mit Ihnen reden wollte?“

„Mit mir?“ fragte das junge Mädchen erstaunt.

„Ja, mit Ihnen; ich wollte Ihnen ein Geheimnis sagen.“

„Oh, ich kann Geheimnisse bewahren,“ versicherte Lottchen.

„Als ich vor mehreren Wochen Amerika verließ, war mein Herz ganz frei, und ich glaubte, es sei so hart und fest, daß ich es niemals verlieren würde. Ich hatte mich aber geirrt,“ fuhr der Sprecher dann langsam fort, „mein Freund Arthur brachte mich hierher und, ohne es zu ahnen, verlor ich mein Herz hoffnungslos, ohne Aussicht, die Liebe wieder zu gewinnen, die ich suche.“

Lottchen wurde leichenblau. „Sie brechen doch nicht von Meta?“ fragte sie ängstlich und im Flüstertone. „Sie ist so lieb und gut, aber sie liebt doch nur ihren Bräutigam, und — Sie wußten doch, daß sie nicht mehr frei war.“

„Ich spreche gar nicht von Fräulein Harterott; ich liebe sie wie meine Schwester, aber selbst wenn Arthur nicht ihre Liebe gewonnen hätte, würde ich sie doch nicht bitten, meine

Gattin zu werden. Lottchen, verstehen Sie mich denn gar nicht, Ich verlor mein Herz an dieses kleine dunkeläugige Mädchen, dessen Sinn freilich nur nach Freiheit und Unabhängigkeit strebt. Jetzt wissen Sie mein Geheimnis, was haben Sie mir darauf zu sagen?“

Lottchen erschraf heftig, ihre Glieder zitterten konvulsivisch — sie würde zu Boden gefallen sein, wenn sein starker Arm sie nicht gestützt hätte.

„Seien Sie doch nicht so furchtsam, mein kleiner Liebling,“ flüsterte er ihr zärtlich zu. „Sie haben doch gar nichts getan, um sich selbst einen Vorwurf zu machen. Es ist auch nicht Ihre Schuld, daß ich, ohne es selbst zu ahnen, mein Herz so schnell verlor, und Sie sind gewiß so unschuldig daran, wie ein Kind. Aber Lotte, ich liebe Sie, ich möchte Sie behüten und beschirmen und vor allen rauhen Stürmen des Lebens bewahren. Können Sie denn den Gedanken nach Unabhängigkeit gar nicht aufgeben und anstatt nach Amerika zu wandern, als mein liebes trautes Weib in der Heimat bleiben?“

„Aber —“ stammelte verlegen das junge Mädchen, doch Herr Kehler ließ sie nicht zu Worte kommen und fuhr eindringlich fort:

„Aber Sie dachten noch gar nicht an eine Heimat, nicht wahr? Ich überraschte Sie, ist es nicht so, meine Lotte? Sagen Sie mir, ob ich hoffen darf, Geliebte, ich will ja gern warten!“

Da schlug Lottchen ihre dunklen Augen zu ihm auf, ein glückliches Lächeln verklärte ihre bleichen Wangen. „Wissen Sie auch, weshalb ich heute so traurig war?“ fragte sie unter Tränen lächelnd, „es war der Gedanke, Sie nie wieder zu sehen, und da kamen Sie gerade zu mir.“

„Wissen Sie auch, was das bedeutet, Lotte?“

„Nein,“ gestand sie offen.

„Sie lieben mich schon jetzt ein wenig, aber immer hinreichend genug, um mir zu versprechen, mich mit der Zeit mehr und mehr zu lieben.“

Dann standen sie beide Hand in Hand, wie ein paar glückliche Kinder und gedachten der Zukunft, die so rosig vor ihnen lag.

„Willst Du mir versprechen, in sechs Wochen oder gar noch früher meine Gattin zu werden?“ flüsterte er ihr zu.

„Schon so bald!“ gab sie ebenso leise zurück, „aber —“

„Was ist es, Geliebte?“

„Meta Harterott sagte mir, es sei für einen unbemittelten Mann sehr kostspielig, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Bist Du auch ganz sicher, daß ich Dir nicht zur Last fallen werde? Ich würde mich wenig darum kümmern, wenn wir auch noch so arm wären,“ fuhr sie dann mit leuchtenden Augen fort, „aber wenn wir verheiratet sind und Du Deinen Schritt bedauern würdest, so würde mir das Herz brechen.“

„Das wirst Du nie erleben, mein Kind, es bleibt also dabei, in drei oder vier Wochen besuche ich Deine Mutter, bespreche mit ihr unser Lebensglück und bitte um ihren Segen zu unserem Bunde; glaubst Du, sie wird uns ihre Einwilligung verweigern?“

„Sie wird mir sehr zürnen.“

„Wenn sie zürnt, so ist es mit mir; aber warum sollte sie es tun? Sie kann doch unmöglich einen triftigen Grund haben, mir Deine Hand zu verweigern.“

„Sie wünscht, daß meine Schwestern zuerst heiraten.“

„Nun gut, dann müssen sich Deine Schwestern beeilen. Lotte, mein Herzenskind, ich möchte es in die ganze Welt hinausschreien, daß Du jetzt mein eigen bist, aber da Deine Mutter unser Geheimnis zuerst wissen muß, ich ihr dasselbe aber gern persönlich sagen möchte, so müssen wir es noch eine kurze Zeit geheim halten.“

„Das ist auch viel schöner — aber —“

„Was fürchtest Du nun? Du zitterst ja wie Espenlaub, ist Dir der Gedanke so entsetzlich, Dein Leben an das meine zu fetten?“

„Nein, aber ich möchte Dich nur etwas fragen, Guido.“

„Frage immerhin, Lotte.“

„Kann meine Mutter uns trennen?“

Der junge Mann blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Ich glaube, sie kann ihre Zustimmung verweigern, bis Du großjährig bist, aber sie wird es nicht tun,“ sagte er dann. „Meine Beziehungen zu dem verstorbenen Grafen Rakfeld werden zu meinen Gunsten sprechen; wenn wir uns aufrichtig lieben, kann uns keine Macht der Welt trennen. Unsere Verbindung kann hinausgeschoben werden, aber meine Liebe zu Dir wird nie erkalten.“

„Guibo,“ bat Lottchen nach einer kurzen Pause, willst Du mir schreiben, wenn ich fort bin?“ Er zögerte einen Augenblick.

„Ja,“ sagte er dann bestimmt, „und Du mußt auch meine Briefe beantworten. Bedenke aber, Lotte, wenn Deine Mutter oder Schwestern unfreundlich gegen Dich sind oder irgend Sorge oder Not Dich drückt, so mußt ich es sofort wissen, dann komme ich zu Dir oder Du gehst nach der Residenz zu Tante Charlotte. Ich dulde nicht mehr, daß meine zukünftige Gattin ein böses Wort hören soll. Du bist jetzt mein eigen und keine Macht der Erde kann uns trennen, wenn wir uns treu bleiben.“

Er küßte sie zärtlich, hielt ihre beiden Hände gefaßt und flüsterte ihr leise Liebesworte zu. Dann hörten sie hinter sich Schritte und sie erschrafen wie Kinder, die auf verbotenen Wege ertappt werden, als Meta Harterott und Arthur hinter ihnen standen.

5.

Die Aufregung der Frau v. Wehler und ihrer beiden Töchter bei der Nachricht, daß jetzt bald der lang erwartete Erbe aus Amerika eintreffen werde, war kaum zu beschreiben. Ein nie gekanntes Gefühl von Glück und Freude, gemischt in banger Besorgnis, hielt ihr Sinnen und Denken vollständig gefangen. Dit konnten sie kaum ihre Gefühle beherrschen, denn der junge Amerikaner war der rechtmäßige Eigentümer des Schlosses und der ganzen Besitzungen, die sie seit siebenundzwanzig Jahren als ihr rechtmäßiges Eigentum betrachtet hatten. Es stand in seiner Macht, die stolze Familie in ihrem gewohnten Glanz zu lassen, oder sie an den Bettelstab zu bringen; er konnte ihr eine hohe jährliche Rente anweisen, oder nach Belieben seine Hand von ihr abziehen.

„Er kann uns doch nicht ins Unglück stoßen,“ klagte Frau von Wehler am Tage nach Lottchens Ankunft, als sie mit ihren drei Töchtern um den Frühstückstisch saß. „Es wäre herzlos, mich in meinem Alter ohne genügende Mittel in die Welt hinauszustoßen. Es ist auch eine Kleinigkeit für einen Mann in seiner Stellung und mit seinem Vermögen, für unsere Existenz weiter zu sorgen.“

„Er denkt vielleicht, genug getan zu haben, da er sieben Jahre lang uns das Schloß und alle Einkünfte der Ländereien überlassen hat, meinte Nora nachdenklich. „Wir dürfen auch nicht klagen, wenn er von jetzt an unsere Mittel einschränkt.“

„Das wird er nicht tun,“ warf Grete zuversichtlich dazwischen, denn sie pflegte gern das Leben von der heitersten Seite anzusehen, er ist noch jung, frei und unabhängig, und gäbe es Besseres für ihn, als eine von uns zu heiraten?“

Ein heller Hoffnungsstrahl überflog das Antlitz der Mutter. „Das würde wirklich für ihn das Beste sein,“ fügte sie mit solch ernster Miene hinzu, als hinge von dieser Entscheidung das Lebensglück des jungen Mannes und nicht das ihrer Töchter ab, „denn unsere Stellung hier in der Nachbarschaft würde ihm die Kreise in der gesellschaftlichen Welt öffnen.“

„Seine Stellung als Schlossherr würde ihm zweifellos jeden Weg bahnen,“ fiel Lottchen schnell ein, „ein reicher, gebildeter Mann findet schon allein seinen Weg in die gesellschaftlichen Kreise.“

Alle drei sahen unwillig die Sprecherin an. Es war sonderbar, sobald die Mutter oder Schwestern Rat und Hilfe brauchten, wandten sie sich an Lottchen, die mit ihrem klaren Verstand stets das Richtige traf, aber ungefragt selbst eine Meinung zu äußern, duldeten sie bei ihr nicht.

„Was weißt Du davon, Du bist noch niemals in unserem Kreise gewesen, Du einfältiges Kind,“ herrschte Nora sie an.

„Du hast wiehürgerliche Ansichten, wie die Harterotts, Lotte, wie kann man es auch von Dir anders erwarten,“ wandte Gerta erärrnt ein. „Du verstehst nur bürgerliche Sitten und Gebräuche und hast keine Ahnung von Etikette und gesellschaftlichen Umgangsformen.“

„Ein Kind in Deinem Alter sollte überhaupt schweigen,“ fügte die Mutter stirnrunzelnd hinzu, „ich zittere schon bei dem Gedanken, Dich unseren Freunden vorzustellen. Deine unfeinen Manieren, besonders aber Deine Taktlosigkeit entehren den stolzen Namen von Wehler.“

„Mache Dir doch keine unnützen Sorgen, Mutter,“ versetzte das Mädchen ruhig. „Du brauchst mich gar nicht vorzustellen: ich hat ja schon gestern, mich wieder abreisen zu lassen.“

„Sprich keinen Unsinn, Lotte,“ rief die Kreisfrau jetzt ernstlich erärrnt, „aber Du hast wohl Dein Frühstück beendet

und es ist besser, Du vollendest jetzt Noras Kleid, sonst wird es nie fertig.“

Am folgenden Tage brachte die Frühpost zwei Briefe für Lottchen. Glücklicher Weise hatten die Mutter und Schwestern das Schlafzimmer noch nicht verlassen, und so hatte das junge Mädchen hinreichend Zeit und Ruhe, sich in Gedanken mit lieben Freunden zu beschäftigen. Meta Harterott schrieb nach Art junger Mädchen einen acht Seiten langen Brief in dem sie fast ausschließlich von ihrer glückverheißenden Zukunft plauderte, die sie in den rosigsten Farben ausmalte. Dann erzählte sie auch von Herrn Kehler; er habe am Tage ihrer Abreise ebenfalls Rorderney verlassen und weile augenblicklich in der Residenz auf dringende Einladung der guten alten Tante Charlotte.

Der zweite Brief war von der alten Tante. Sie schrieb nur wenige Zeilen und wiederholte die Einladung, die sie dem jungen Mädchen schon früher gemacht hatte. „Komme recht bald,“ fügte sie am Schluß hinzu. „denn Deine Mutter kann Dich gewiß entbehren und hier ist „jemand“, der Dich so gern wiedersehen möchte.“

Lottchen wäre am liebsten gleich abgereist, aber sie wußte, ihre Mutter würde niemals einwilligen, obgleich sie unter den Briefen der Kreisfrau einen von Tante Charlotte sah, der sicherlich die Einladung für sie enthielt.

„Du kannst jetzt nicht reisen, es ist ganz unmöglich,“ herrschte die Mutter sie an, nachdem sie den Brief gelesen hatte, „auch übt meine Schwester Charlotte einen ganz ungünstigen Einfluß auf Dich aus.“

Jetzt trat Nora dicht an die Mutter heran und schmeichelnd ihren Arm um deren Hals legend, sagte sie bittend: „Mutter, ich glaube, es ist der beste Plan der Welt, Lottchen reisen zu lassen — sie steht uns doch nur im Wege, wenn der Amerikaner zu uns kommt.“

„Mein liebes Kind,“ rief die alte Dame fast verzweifelt, „wer soll denn hier die Dienerschaft beaufsichtigen, eure Kleider, meine Hauben machen, wir können sie jetzt nicht entbehren.“

„Wir wollen uns andere Hilfe nehmen. Lotte macht uns mit ihren bürgerlichen Ansichten doch nur Schande, außerdem hält sie sich selbst schon für eine erwachsene Dame. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie den jungen Kayfeld gegen uns aufhebt um ihn für sich zu gewinnen.“

Lottchens bleiche Wangen färbten sich purpurn.

„Ich heze niemanden auf und will Herrn Kayfeld nicht einmal sehen,“ versetzte sie mit aller Entschiedenheit.

(Schluß folgt.)



Moser Jakob Meiners †.
(Mitbegründer des Düsseldorfer „Malkasten“).

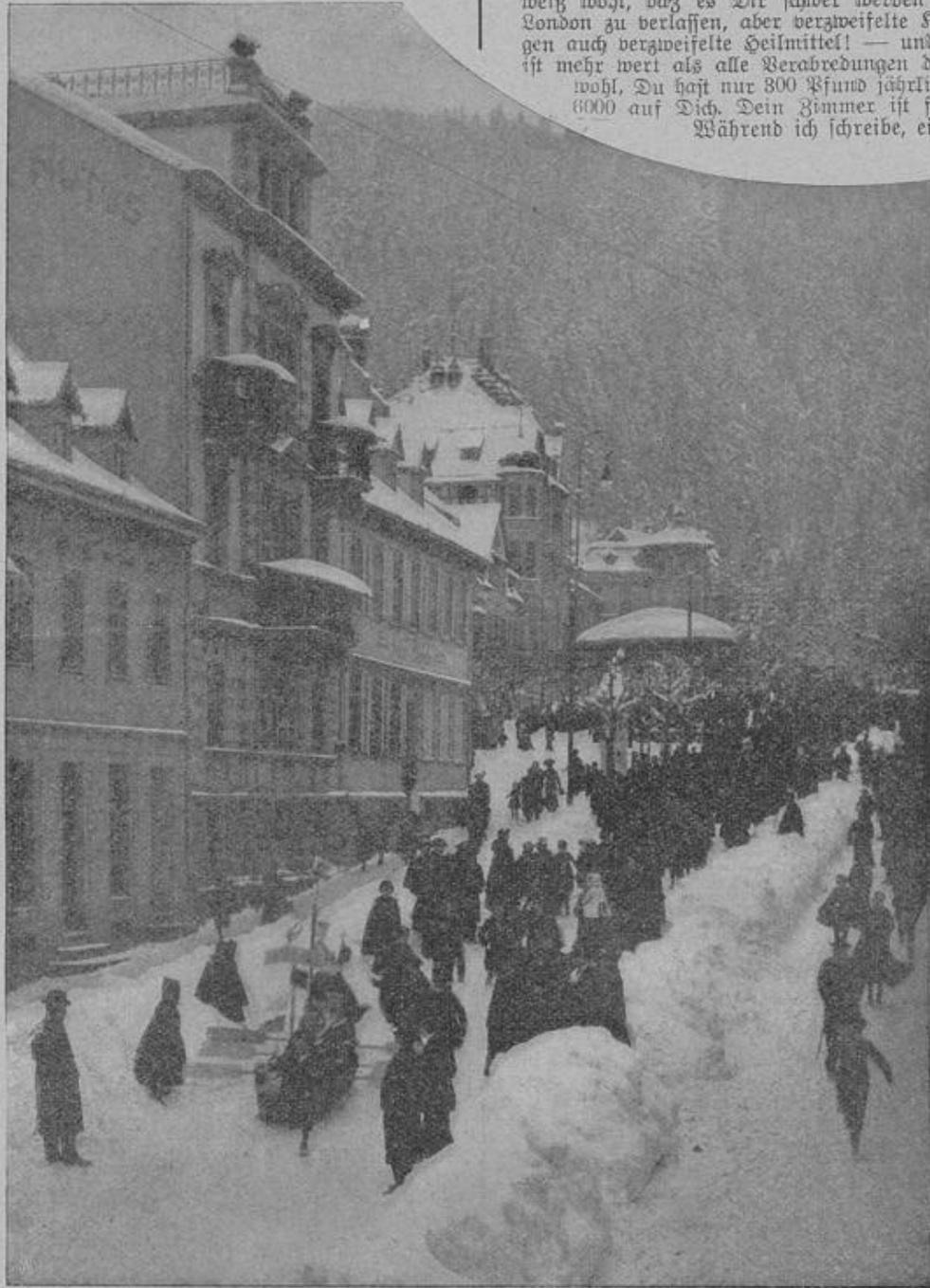
Miß Fane.

Frei nach dem Englischen von Gräfin L. N. S.

(Nachdruck verboten.)

Es war halb zehn Uhr an einem schönen Morgen im Juni — so redet ein Wetter, bei dem man mit Sonne im Schatten dichtbelaubter Bäume säße und träumte, oder im Forste liegend, sich von der Sonne bescheinen ließe, kurz, alles andere lieber täte, als in dem heißen London zu weilen.

nochmals aufmerksam durchlas. Er hatte folgenden Wortlaut: „Mein liebster Bertie! Komme sofort! Mit vieler Mühe habe ich Miß Fane, die Erbin, dazu bewogen, mich für längere Zeit zu besuchen. Eine solche Gelegenheit wird sich Dir nie wieder bieten! — Ich will Dir nicht schmeicheln, mein Lieber, denn Du weißt ja, wie ich über Dich denke, und ich bin überzeugt, daß Miß Fane sich vom Fleck weg in Dich verlieben wird. Sie ist ja ganz reizend, so gar nicht wie die meisten Erbinnen und hat sechs-tausend Pfund im Jahr! — Zögere nicht lange, sondern packe Deine Sachen und reise sofort nach Empfang dieses Briefes ab. — Ich weiß wohl, daß es Dir schwer werden wird, gerade jetzt London zu verlassen, aber verzweifelte Krankheiten verlangen auch verzweifelte Heilmittel! — und diese Gelegenheit ist mehr wert als alle Verabredungen der Welt. Bedenke wohl, Du hast nur 300 Pfund jährlich und hier warten 6000 auf Dich. Dein Zimmer ist für Dich fertig. — Während ich schreibe, eilt Ruth — das ist



Wintersport im Schwarzwald: Nobelsforso in Triberg.

Bertie Vivian dachte allerdings nicht so, als er an dem Fenster seines Zimmers in Burg-Street stand und auf das Menschengewühl herunter blickte. Sein Herz war auch wirklich schwer, denn er hatte gerade den Entschluß gefaßt, den letzten Teil der Saison daran zu geben und auf unbestimmte Zeit zu seiner Schwester zu reisen, welche in einer der schönsten Gegenden Englands lebte. — Der Grund hierzu war ein Brief, der auf seinem Toilettentisch lag und den er jetzt

der Name meiner zukünftigen Schwägerin — mit ihren graziosen Bewegungen umher und ordnet die Blumen für die Mittagstafel heute abend. — Kein junger Mann, dazu bin ich zu klug — Charles sagt zwar immer, ich sei die dummste Frau, die er je sah; aber ich glaube, deshalb heiratete er mich gerade!! Ich habe nur die Fairthorns, die Hethbridges, Miß Gosmere — welche tauber denn je ist, und den alten blinden Trotford eingeladen. Was Ruth wohl

von meine Nachbarn denken wird! Aber ich tat es absichtlich, um den Kontrast zu Dir morgen größer zu machen. Doch nun muß ich schließen. Diese langweilige Lottie jammert, daß eine Ameise in ihr Kleid getreten sei. Charles geht es gut, ich sah ihn seit heute morgen nicht mehr; die braune Stute aus Irland erwartet ihr erstes Fohlen und da ist er in beständiger Aufregung! Leb wohl, mein Liebling, bis morgen! Tom ist mit dem Dogcart am Siebenuhrzuge. Deine treue Schwester
Cecilie Pendleton."

P. S. Verbrenne diesen Brief! Er lautet so geschäftsmäßig. Bertie Vivian wandte sich um und feuerte laut. Ameisen und neugeborene Fohlen anstatt eines Dinners in Hurlingham mit Katie Gorbamburg! Es war wirklich hart, denn er war eigentlich ganz verliebt in Katie. Wie traurig, daß sie außer einem hübschen Gesichtchen kein Vermögen hatte! Und diese Erbin — sich mit den Blumen beschäftigend — Bertie schauerte, wenn er an diese Stelle im Briefe seiner Schwester

wegen der Summe, welche Sie ihnen noch schulden und wegen welcher Sie wiederholt eine Mahnung erhalten hätten. Wir haben Ihnen geraten, daß, wenn usw. usw. Bertie warf den Brief auf den Tisch, die Schuldner im allgemeinen und Short und Stimpir ganz speziell verwünschend, dann klingelte er:

„Sparks!“ — „Ja, Sir.“
„Wir reifen heute nachmittag um drei Uhr nach Hamreg. Erwarte mich mit dem Gepäc in Enston.“

„Ja, Sir.“
Sparks zeigte nicht das geringste Erstaunen, obschon ihn diese Nachricht auch wie ein Miß aus heiterem Himmel traf, denn auch er hatte Verabredungen wie sein Herr, aber er war zu viel Soldat, um sich irgend etwas merken zu lassen, und wo sein Herr hinging, da folgte Sparks.

„Wer könnte ihm wohl widerstehen?“ dachte Lady Pendle-



Kaiser Wilhelm (X) nimmt im Lustgarten zu Berlin die Pittschrift einer Dame entgegen. Der Kaiser, der sich auf dem Wege zur Ausgabe der Neuja-hrs-Parole befand, war in Begleitung seiner sechs Söhne.

dachte, bleichsüchtig und töricht, hellblonde Haare und dumme runde Augen, liebenswürdig — keine unliebenswürdige Frau wird sich für Blumen interessieren. Miß Gorbamburg ganz sicher nicht. Bertie hatte fast ein Gefühl, als ob er liebenswürdige Frauen haßte. — Oh, wie böse hatte ihm das Schicksal mitgespielt, daß es ihm nur dreihundert Pfund jährlich gewährt hatte! Die Armut hatte von jeher seine ganze Existenz verdorben; ihretwegen hatte er seinen Abschied nehmen müssen, wenigstens zwölf hübsche Mädchen hatte er nicht heiraten können, sie würden ihn wohl noch aus seinen besaglichen Zimmern in Burg Street treiben und ihn zwingen, ein Mädchen zu heiraten, das er nicht leiden mochte. Gab es denn keinen Ausweg? Da lag ja noch ein Brief auf dem Tisch, den er noch nicht geöffnet hatte; er schien von einem Rechtsanwalt zu sein. Bertie's Herz pochte schneller, als er den Umschlag öffnete.

„Sir, Messrs. Short und Stimpir wandten sich an uns

ton stolz, als ihr hübscher Bruder gerade vor dem Beginn des Dinners in den Salon in Hamreg trat.

Daselbe dachte auch Constance Fairthorne, die Tochter des Arztes und — oh Freude für Bertie — Miß Kane, die Erbin.

Es war ein heißer Julitag und selbst unter den hohen schattigen Bäumen, wo vier Menschen, drei glückliche und ein betrübter, zusammen saßen, war es nicht kühl.

Lady Pendleton war sehr vergnügt; sie lag in einem Schaukelstuhl, ihren Mops Fußst auf dem Schoß und las Daniel Deronda. Bertie zu Füßen seiner Geliebten sitzend — seit acht Tagen war er mit Miß Kane verlobt — war glücklich, ebenso Miß Kane, weil sie Bertie liebte und auch glaubte, von ihm geliebt zu sein. Sie war ganz weiß gekleidet und blickte ihren Verlobten zärtlich und strahlend an. Nur Constance Fairthorne war still und mißvergnügt, mit brennenden Augen blickte sie auf das glückliche Paar. Sie war voller Neid, sah

und Mißgunst; denn auch sie liebte Bertie und wußte, daß er sie nicht liebte. —

Lady Wendleton brach das Schweigen.

„Oh, Liebste, ich kann nicht aus diesem Buch Flug werden! Liebe Ruth, hast Du es mal gelesen?“

„Nein, leider kenne ich es nicht“, erwiderte diese lächelnd.

„Ich will es Dir leihen, Ruth. Du kannst es behalten, so lang Du willst — bis Du es gelesen hast.“

„Dann wirst Du es wohl nie wieder bekommen.“ bemerkte Bertie langsam.

„Unfinn, Bertie! Ruth wird sich so dafür interessieren, daß sie es schnell lesen wird. — Doch jetzt möchte ich eine Abwechslung; hätte ich doch nur The World zum Lesen?“

„Weshalb eine Abwechslung?“ fragte Bertie in Ruths süßliches Gesichtchen blidend. „Ich bin ganz zufrieden.“

„Ich werde Ihnen das Heft holen.“ sagte Constance Fairthorne plötzlich und fast rauh.

„O nein, Miß Fairthorne, das kann ich nicht zugeben.“ rief Bertie aufspringend, aber Miß Fairthorne war schon auf dem Weg zum Haus.

„Was für ein gutes Mädchen ist sie doch!“ bemerkte Lady Wendleton, als ihr Bruder sich sehr erfreut wieder in das Gras leate. „Ich hoffe der Aufenthalt hier tut ihr gut. Sie hat sich überangestrengt mit Bazaren und wohltätigen Werken, sie sah auch schon besser aus vor einigen Tagen, aber jetzt ist es wieder schlechter geworden. Ich fürchte, sie denkt von neuem darüber nach, Missionsschwester zu werden. Ihr Vater möchte es nicht gerne; deshalb schickt er sie hierhin. Ich soll sie von dem Gedanken abbringen.“

„Hast Du keinen Mann für sie?“ fragte Bertie.

„Arme Constance!“ murmelte Miß Kane. Diese füllte sich zu dem Mädchen, welcher das Leben so schwer zu sein schien, besonders hingezogen. Währenddessen war der Gegenstand ihrer Gedanken ins Haus angelanget und in die Bibliothek gegangen, um das gewünschte Heft zu holen, aber als sie im Zimmer war, hatte sie den Zweck ihres Kommens vergessen. Die Türe schließend, sank sie laut stöhnend auf einen Stuhl. „Endlich allein! Noch einmal leben zu müssen, wie er sie anblickt, thut mir — oder ich töte ihn oder sie! Oh, könnte ich nur sterben! Was tat ich nur, um so gequält zu werden? Ich werde verrückt! — Ich muß gleich fort von hier! — Nein, ich kann es nicht, — ich kann ohne ihn nicht leben. Oh, was soll aus mir werden?“ und das arme Mädchen rang schluchzend die Hände.

Nach und nach wurde sie ruhiger. „Ich bin eine Närrin!“ dachte sie bitter. „Vor sechs Wochen — nur vor kurzen sechs Wochen — lebte ich nur für die Armen und für Gebete und Petrositionen. Mein ganzes Streben war Missionsschwester zu werden und heute bin ich bereit, die Kustipuren des Geliebten einer andern Frau zu küssen. Pfui!“

Constance erbleichte bei diesem Gedanken. Sie erhob sich schnell und ging zum Schreibtisch. Hier schrieb sie folgenden Brief:

„Liebe Mutter! Erinnern Sie sich unseres letzten Briefchens? Ich bin nach derselben Meinung. Wollen Sie es jetzt mit mir versuchen? Ich kann sofort kommen. Bitte, schlagen Sie es mir nicht ab!“

Constance Fairthorne.“

Mit einem eigentümlichen Lächeln faltete sie dann den Poren, steckte ihn in ein Kuvert und adressierte dieses so ruhig, als wenn es eine Ball Einladung gewesen wäre, dann rief sie triumphierend: „Die Schlacht ist gewonnen!“

Aber sie hatte sich getäuscht. Eine Schreibmappe öffnend, fand sie einen Brief in Bertie Vivian's Handschrift. Ohne nachzudenken, ob es erlaubt sei oder nicht, las sie ihn.

Hawtreg, 15. Juli.

„Lieber alter Freund! Ich wußte, daß meine Mitteilung Dich überraschen würde und Du kannst es mir glauben, es war niemand erstaunter als ich selbst. Dank für alle Deine guten Wünsche! Du hast Recht, daß Du sagst, ich sei ein glücklicher Mensch. Dies ist der größte Dusek, den ich je hatte. Sechstausend Pfund im Jahr sind wohl ein Opfer wert, besonders für jemanden in meiner Lage. Es geht nichts über fluge Verwandte — Cissy in erster Linie gehört dazu. Diese Heirat ist ihre Idee, sie setzte alles ins Werk, ich hatte nur zuzugreifen — das tat ich und die Hochzeit soll schon bald sein. Nun gibt es statt Sorgen und Schulden eine Jagd in Schottland, ein Schloß in Leicestershire und Dich! Denn Du mußt kommen, so oft Du willst und Dich meines Glückes freuen.“

Was jetzt war das triumphierende Lächeln noch nicht von Constance's Gesicht gewichen; es schwand aber und machte einem Ausdruck dumpfer Verzweiflung Platz beim Lesen der beiden folgenden Seiten:

„So viel vom egoistischen Standpunkt. Alles dieses ist aber nichts im Vergleich zu dem, was ich an Ruth bekomme. Sie ist, Du wirst lachen, das weiß ich, die einzige Dame, die ich je wirklich geliebt habe, die einzige Frau, die ich je lieben kann. Und hätte sie keinen Pfennig, ich würde sie doch lieben! Und wenn ich sie dann vielleicht nicht heiratete, so täte ich es nur aus dem Grunde nicht, weil sie ein zu süßes Geschöpfchen ist, um sie dem mühevollen Leben an der Seite eines armen Mannes auszufehen, aber, auf Ehre, ich würde nie eine andere heiraten! — Glücklicherweise brauche ich nicht hieran zu denken, aber glaube nicht, daß ich mich ihr Vermögen zu Ruhe mache. Im Gegenteil, ich werde noch fleißiger arbeiten als früher, vielleicht sogar in das Parlament gehen, damit mein Weiß stolz sein kann auf den armen Mann, den sie sich erwählt hat. Nun muß ich schlafen, ich wollte, Du nimmst eine Woche Urlaub und kommst hierhin.“

Immer Dein Bertie.“

Immer wieder las Constance diese letzten Zeilen, als ob sie die Worte ganz besonders ihrem Gedächtnis einprägen wollte.

„Und hätte sie keinen Pfennig, ich würde sie doch lieben!“

So heiratete er die Erbin also doch nicht ihres Geldes wegen! Dieser Gedanke war beim Lesen der ersten beiden Seiten noch fester in ihr geworden. Ihr Herz klopfte stürmisch. Oh, daß die beiden letzten Seiten doch nie geschrieben wären, daß sie die Genußtaugung haben könnt, daß Bertie nur mit Ruth's Geld gekauft sei, daß sein Herz noch frei wäre und er es nach Belieben verschenten könnte! Das wäre ein Trost für sie gewesen. Aber es war nicht so, Bertie Vivian liebte Miß Kane, die Erbin. Wären die beiden letzten Seiten des Briefes nicht geschrieben, so würde Constance Fairthorne schon Sorge tragen, daß Miß Kane die beiden ersten zu lesen bekäme. Es wäre doch nur recht, daß man der Erbin über den Mann, den sie liebte, die Augen öffnete. Aber so wie es jetzt war, mußte Miß Kane auch die beiden letzten Seiten lesen. Mußte sie es wirklich?

Constance hielt den Brief in den Händen und blickte sinnend in den sonnenbeschienenen Garten.

Ruth Kane, so sanft und hingebend sie war, hatte den stolzen Sinn ihres Vaters geerbt. Das wußte Constance, denn Ruth hatte sich ihr sehr angeschlossen und ihr keinen Gedanken verbirmt. Miß Fairthorne wußte sicher, daß Ruth niemals ihren Gatten um einen solchen Preis kaufen würde und wenn ihr Herz darüber brechen sollte. Und Bertie? Nun, wenn er sie auch jetzt liebte, Männer sind eben Männer; sie lieben nicht so wie die Frauen. Er würde es überwinden und dann — Mit einem herausfordernden Lachen riß sie den Brief in zwei Hälften.

„Meine Liebe, Du bist es wert!“ flüsterte sie und legte den Brief leidenschaftlich. Dann die beiden Seiten des Briefes in die Tasche steckend, nahm sie das Unterhaltungsheft und verließ das Zimmer. Der Brief adressiert an die „Ehrwürdige Mutter, St. Maria-Magdalena-Kloster, Grayminster“, lag verpackt auf dem Tisch, bis ein Diener ihn am Abend fand und ihn zur Post besorgte.

Die Sonne meinte es wirklich gut; sie brannte auf die Erde hernieder und kein Lüftchen regte sich. Die Bewohner Hawtreg's saßen es deshalb auch vor, in den hohen süßen Zimmern des Schlosses zu bleiben. In dem großen Salon waren Bertie Vivian und seine Braut allein. Sie saßen nebeneinander und unterhielten sich anscheinend nicht gerade über die keine Stille, welche auf Miß Kane's Schoße lag! — Die übriegen Gäste waren an der Tafel zum Dinner, welches in einer halben Stunde stattfinden sollte und Bertie und Ruth benutzten diese Zeit, um ungestört beisammen sein zu können.

„Mußt Du wirklich morgen zu dieser schrecklichen Hochzeit?“ fragte Miß Kane, ihren Bräutigam bittend ansiehend.

„Ich fürchte, ja, Liebste, Charles möchte es gerne und da will ich es ihm nicht abschlagen. Ich bliebe natürlich lieber hier, aber als ich ihm vor drei Wochen versprochen, mit zu gehen, dachte ich nicht, daß die Zeit so schnell vergehen würde.“

„Na, die Zeit verfliehet wirklich.“ sagte Miß Kane nachdenklich. „Es könnten sechs Jahre anstatt sechs Wochen vergangen sein, seitdem Du kamst.“

„Wer mir vor sechs Wochen gesagt hätte, was mit mir geschehen müßte, ich war in London und so glücklich — Laune wie mals.“ Bertie zögerte ein wenig, denn es fiel ihr ein, daß er es doch wohl ein wenig übertrieb.

„Wirst Du wirklich so schlechter Laune? Ich hätte gedacht, hier hättest Du mehr Grund, schlechter Laune zu sein: Du hast keinerlei sportlichen Zeitvertreib und nur Deinen Schwager und Deine Schwester zur Unterhaltung.“

„Und Dich!“ flüsterte Bertie zärtlich.

„Ach! Oh, Deine Schwester teilte Dir also mit, daß ich hier sei! — Aber Du kommst doch nicht wegen mir?“

Bertie fühlte sich sehr ungemütlich. Wie konnte er denn jener Braut sagen, daß er nur gekommen war, um sie zu sehen — und zwar um zu sehen, ob sie die sechstausend Pfund jährlich wert war! — Er hatte nur an ihr Geld gedacht und verdiente wirklich nicht von diesem unschuldigen Mädchen geliebt zu werden, aber er konnte es nicht über das Herz bringen, ihr dies zu sagen.

„Ich werde es Dir nicht sagen, Fräulein Neugierde, weshalb ich kam oder wen ich sehen wollte. Das ist noch ein Geheimnis. Später wirst Du es erfahren. Du bist aber doch froh, Ruth, daß ich kam, nicht wahr?“

Miß Jane's blühte ihn strahlend an.

„Froh, daß Du kommst, Bertie! Du hast den Sonnenchein in mein Leben gebracht und seit jedes Wochen erst lebe ich gern. Es gibt Dinge, die nicht mit Geld zu kaufen sind. — Während meines ganzen Lebens hat sich nie jemand etwas aus der armen verlassenen Waise Ruth Jane gemacht. — Sie liebte nur mein Geld, welches ihnen Unterhalt verschaffte — meine Gesellschafterinnen, Lehrer und Diener. — Es waren die sechstausend Pfund jährlich, die sie pflanzte, behütete und bewachte, nicht Ruth Jane, deren Herz nach einem liebevollen Worte schmachtete. Dann kommst Du, Bertie, ich liebe Dich — ich schäme mich nicht, es zu sagen — vom ersten Augenblicke an, weil ich in Deinen Zügen Ehrlichkeit und Wahrheit geschrieben fand und Gott Dank, auch Du liebst mich wegen meiner selbst!“

Als sie diese Worte gesagt hatte, erleichtete sie und erhob sich erregt. Bertie ergriff ihre Hand.

„Ruth, mein Liebling, was fehlt Dir?“

Langsam leuchtete die Farbe wieder in ihr Gesicht zurück und sie lächelte. „Nichts, Bertie — nichts — ein dummer Gedanke, ganz unwürdig einer Frau, die Dein Weib wird.“

„Bald, jetzt wird es bald sein, Geliebte. — Ich hatte übrigens einen so netten Brief von Rawlings, meinem guten Freund — er ist in meinem alten Regiment, weißt Du — er sagt Dir seine besten Wünsche, obgleich er Dich nicht kennt!“ jagte Bertie, bemüht, seine Braut auf andere Gedanken zu bringen. „Ich antwortete ihm heute Morgen. Er ist so ein netter Kerl, ich hoffe, Du wirst ihn auch gern mögen.“

„Das werde ich sicher, Bertie“, erwiderte Miß Jane nachdenklich. Nach einer kleinen Pause sagte sie plötzlich: „Bertie, Du liebst mich doch wegen meiner selbst, nicht wahr?“

Er antwortete dasselbe, was er auch seinem Freund geschrieben hätte: „Mein Liebling, wenn Du auch keinen Pfennig hättest, ich liebe Dich doch ebenso.“

Diese Versicherung genügte ihr, denn sie neigte sich zu ihm und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen.

Nach dem Diner saßen sie alle zusammen auf der Terrasse und während Sir Charles und Bertie ihre Zigaretten rauchten und Koffee tranken, sang Ruth mit ihrer weichen Stimme einige Volkslieder, die sie auf ihrer Gitarre begleitete. Nach einigen Liedern verstummte sie und kein Laut unterbrach die Stille des Sommerabends, man hörte nur das Zischen der Heimglocken oder das Bellen eines Hundes auf einem entfernten liegendem Gehöft. Selbst Lady Pendleton war ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit still.

Bertie, in einem niedrigen Schaukelstuhl an Miß Jane's Seite sitzend, blickte sentimental hinauf zum sternbesäten Himmel. Sir Charles war fest eingeschlafen, seine halb ausgerauchte Zigarette noch zwischen den Fingern haltend. Nur Constance Fairthorne empfand nichts von der Ruhe dieser Stunde. Sie gehörte zu jenen Menschen, deren Gemüt und Herzen am Abend ganz besonders erregt sind, und für die das Leben eigentlich erst am Abend beginnt. Anscheinend ruhig, dasitzend, verarbeitete sie in ihrem Gehirn tausenderlei Gedanken und immer wieder preßte sie verstoßen die Hand auf ihre Brust, wo sie den verhängnisvollen Brief verborgen hatte. — Wann war denn nur dieser endlose Abend vorüber? Wann würde sie endlich mit Ruth Jane allein sein? Constance lächelte flüchtig bei dem Gedanken, daß sie eine solche Nichtswürdigkeit begehen wollte — sie, welche die Armen und Kranken so oft gesegnet hatten, deren Name die Kinder in ihren Gebeten auf der Mutter Schoß nie zu nennen vergaßen — sie, auf welcher der letzte Blick so manches Sterbenden oft voll Dankbarkeit noch geruht hatte! Sie war glücklich, in fieberhafter Aufregung seit heute morgen in der Bibliothek. Es waren alles Loren, die da sagten, das Leben sei ein Jammerthal — ja, früher war auch sie so töricht gewesen, es zu glauben.

„Ruth!“ flüsterte Bertie, „komm und sprich mit den Rosen.“

„Hüte Euch vor dem Tau“, warnte Lady Pendleton, als die beiden Verliebten in den Garten hinunter gingen.

„Es ist kein Tau“, sagte Constance mit einem harten Lachen.

„Das ist gut“, lautete die Antwort. „Ruth könnte sich sonst erkälten. — Liebste Constance, leidest Du sehr unter der Hitze? Du siehst nicht gut aus und ich fürchte, Dein Vater wird Dich noch magerer und blässer finden als vorher. Ich hoffe, Du siehst Dich doch glücklich hier, sonst sage es nur offen, wenn Du es vorziehst, nach Hause zurückzukehren. Hoffentlich wird es bald kühleres Wetter und Dein Aussehen dadurch besser.“

„Nach Hause!“ Constance schauderte. „Meine liebe Lady Pendleton, es geht mir wirklich ganz gut. Die Hitze drückt mich auch etwas nieder, aber hier in den kühlen Räumen ist sie besser zu ertragen als zu Hause. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen für diesen — diesen reizenden Aufenthalt bin! Wenn ich noch einige Tage bleiben darf, so — — —“

„Einige Tage! — Einige Monate, Liebe, wenn Du willst! Ja, bin so froh, Dich hier zu haben und fürchte nur, Du langweilst Dich.“

„Langweilen!“ Constance lachte und sich zu Lady Pendleton neigend, jagte sie mit auffallendem Ernst: „Lady Pendleton, wissen Sie wohl, daß, bevor ich hierhin kam, gar nicht wußte, wie schön das Leben sein kann!“

„Jedenfalls, Liebste, hast Du zwei Freunde, die Dir immer eine Stütze sein werden, Bertie und Ruth! Wenn sie erst verheiratet sind, mußt Du sie oft und lange besuchen.“

„Ja — ja!“ sagte Constance flüchtig. „Nun will ich Dir etwas auf dem Klavier vorspielen.“

„Oh, bitte!“ rief Lady Pendleton, „eins der hübschen Kirchenlieder, die ich so liebe!“

Aber es war kein Kirchenlied, welches Constance spielte, sondern ein rasender Galopp, durch den sogar Sir Charles aufgeweckt wurde, und der hinaus drang bis in den Garten, wo Miß Jane, die Erbin, und der Mann, der sie liebte, den Rosen Gute Nacht sagten.

Fortsetzung folgt.



Oberstaatsanwalt Dr. Zsenedy,
Vertreter der Anklage im zweiten Moltke-Garden-
Prozeß vor der Strafkammer in Berlin.



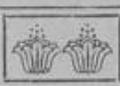
Nützliches fürs Haus.



— **Schöner Anstrich für Fußböden.** Dreieinhalb Liter Weinsöl, 100 Gramm Silberglätte, 33 Gramm Sikkativ. Bei etwas dickem Auftragen ist die Farbe ungemein dauerhaft und übertrifft den Anstrich mit gewöhnlichem Fußbodenglanzlack in jeder Hinsicht.

— **Um helle Glasfassen zu haben,** werden dieselben öfter in Wasser gespült, in welches etwas Salmiak gegossen wurde.

— **Bereitung schwarzer Tinte.** 1. Drei Teile pulverisierte Galläpfel und 16 Teile Wasser bleiben drei Tage stehen und werden dann filtriert; dann kommen ein Teil Eisenvitriol und ein Teil Gummi arabikum in drei Teilen Wasser gelöst hinzu. Einige Tropfen Kreosot verhindern das „Schimmeln“ der Tinte.



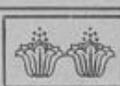
Unsere Bilder.



— Maler Jakob Reiners. (Vergl. das Bild S. 35.) Der am 20. September vorigen Jahres in Brühl verstorbene Maler Jakob Reiners (geb. 1828) war einer der letzten aus der Reihe der Gründer des Düsseldorfer Künstlervereins „Malfasten“. Reiners war Meisterschüler von Schadow und Karl Sohn. Schon in seinen Lehjahren war er bekannt durch seine schönen Studientöpfe. Beim rheinischen und westfälischen Adel, ebenso aber auch im Auslande, war Reiners ein gesuchter Künstler, sowohl als Porträtist wie als Genremaler. Auch auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei hat er sich mit einem Erfolge betätigt, dessen voller allgemeiner Anerkennung nur seine Bescheidenheit im Wege stand.

— Wintersport im Schwarzwald. (Vergl. das Bild S. 36.) Der Schwarzwald ist der Ausgangspunkt der Wintersportbewegung in Deutschland. Am Felsberg, diesem Zentralpunkt des Wintersports, sowie im ganzen südlichen Schwarzwald ist das Terrain für Skilauf und Schlittelsport sehr günstig; das Nobeln befindet sich noch in den Anfängen. Zwar sind am Felsberg und bei Saig Nobelsbahnen, und auch bei Triberg-Schönach dienen eine 1800 Meter lange, mit zahlreichen künstlich überhöhten Kurven versehene Bahn und mehrere kleine Nobelsbahnen der Pflege dieses Sports, aber das Hauptinteresse nimmt noch immer der Skilauf in Anspruch.

— Oberstaatsanwalt Dr. Hentze (Vergl. das Bild S. 39) ist durch seine Anklage gegen den Berliner Schriftsteller Maximilian Harden im Moltke-Harden-Prozess eine bekannte Persönlichkeit geworden. Vor Eröffnung der Privatklage des Grafen Moltke gegen Harden vor dem Schöffengericht hatte Graf Moltke bereits bei der Staatsanwaltschaft die Erhebung der Anklage im öffentlichen Interesse beantragt. Seinem Ersuchen gab diese Behörde aber nicht statt, mit der Begründung, daß ein öffentliches Interesse nicht vorliege. Erst nach dem Freispruch Hardens durch das Schöffengericht fand die Staatsanwaltschaft, daß doch ein öffentliches Interesse vorliege und erhob die Anklage, die mit der Verurteilung des Schriftstellers Hardens endete. Die Verechtigung zur Einleitung dieses Strafverfahrens seitens der Staatsanwaltschaft ist von berühmten Juristen, u. a. von dem bekannten Strafrechtslehrer Professor Dr. Bisz und Professor Rühl angezweifelt worden.



Zur Unterhaltung.



— Böses Gewissen. Advokat: „Sie warten wohl schon lange auf mich?“ — Klient: „Ja, aber weggenommen habe ich bei Gott noch nichts, Herr Doktor!“

— Glänzende Verteidigung. . . . „Die Baveisaufnahme ergibt, daß Sie alle Welt betrogen haben, haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung anzuführen?“ — „Herr Präsident die Welt will ja betrogen sein!“

— Betenerung. „Aber können Sie auch verschwiegen sein?“ — Ich sag' Ihnen, eine Büchse mit roten Delharden ist gegen mich das reine Kaffeetränzchen!“

— Darum. A.: Warum haben Sie denn solch' schreckliche Wut auf dem alten Herrn? — B.: Ja, wissen Sie: Vor einem Jahre bin ich mal zu ihm gegangen, mit der Bitte, mir seine Pflegetochter zur Frau zu geben. . . . — A.: Nun, das hat er Ihnen verweigert? — B.: Nein— er hat sie mir gegeben!

— Schwerwiegender Grund. „Was sagst, Huberin, der Einödbauer is gestorben! Dös glaub i net!“ — „Warum denn nit; is doch wahr!“ — „No, dös kann nit sein. Der Einödbauer war ja in der Lebensversicherung!“

— Mißtrauisch. Zahnarzt (im Begriff einem Patienten Gas zu geben): „Oh bitte, lassen Sie das Geld nur stecken, das hat keine Eile mit dem Bezahlen.“ — Patient: „Ich wollte auch bloß 'mal vorher nachzählen.“

— Aus der guten alten Zeit. Hauptmann: Huber, wie schlecht hast du deine Stiefel gepuzt. Spiegelu sollte man sich in ihrem Glanze können.“ — Soldat: „Hauptmann, sei net so eitel.“



Rätzelecke.



Bezierbild.



Dort ist ja noch ein Reh! Wo denn?

Abstrich-Rätsel.

Ein starkes Gift benennt das ganze Wort.
Die Zeichen umgestellt, ein Zeichen fort:
Da zeigt es sich in Macht und Herrlichkeit,
Und manches Volk ist seinem Dienst geweiht.
Ein Zeichen fort, die andern umgestellt,
Darin bewegt sich alles auf der Welt.
Es wird verwaltet, man verkehrt auch drin,
Doch mathematisch hat es andern Sinn.
Die Zeichen umgestellt, ein Zeichen streich:
Es führt ins griechische Altertum dich gleich.
Dort eine Göttin war es, deren Reid
Den Anlaß gab zu lauem blutigen Streit.
Ein Zeichen fort, die andern umgestellt:
Ein Mann ist's nun aus einer Inselwelt.
Sein Land liegt am atlantischen Ocean
Und einem mächtigen Reich gehört es an.
Ein Zeichen fort und umgestellt den Rest,
Dann ist's, was man sich gerne munden läßt.
Nun ist's genug, vorüber ist die Qual,
Denn streichst du noch was, bleibt nur ein Vokal.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zitatensrätsel: Kein Meister fällt vom Himmel.
Rebus: Es sind die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen.



Nr. 6.

Sonntag, 9. Februar.

Jahrgang 1908.

Lotte!

Novelle von Clarissa Borges.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Das ist auch viel besser,“ rief Gerta, die bis jetzt sich schweigend verhalten hatte. „Du verstehst noch gar nicht, Dich anständig zu betragen, und die Art und Weise, mit der Du versuchst, Aufmerksamkeit zu erregen, ist wirklich empörend. So viel ich weiß, warst Du gestern wohl eine Stunde lang in Deinem Zimmer. Du hast gewiß vor dem Spiegel Versuche gemacht, um Effekt zu erzielen.“

Lottchen war wirklich lange Zeit allein in ihrem Zimmer gewesen, um Briefe zu schreiben, aber davon hatte sie kein Wort gesagt. „Ich möchte lieber abreißen, als hier bleiben, da Ihr hier so lieblos und unfreundlich gegen mich seid,“ sagte sie dabei.

„Lieblos! Unfreundlich!“ fuhr die Schwester sie erregt an. „Du allein bist ungerecht gegen uns, denn Du vergißt, mit wem Du sprichst. Als ich achtzehn Jahre alt war, hielt ich mich selbst noch für ein Kind, Du aber willst Dich wie eine erwachsene Dame uns gleichstellen.“

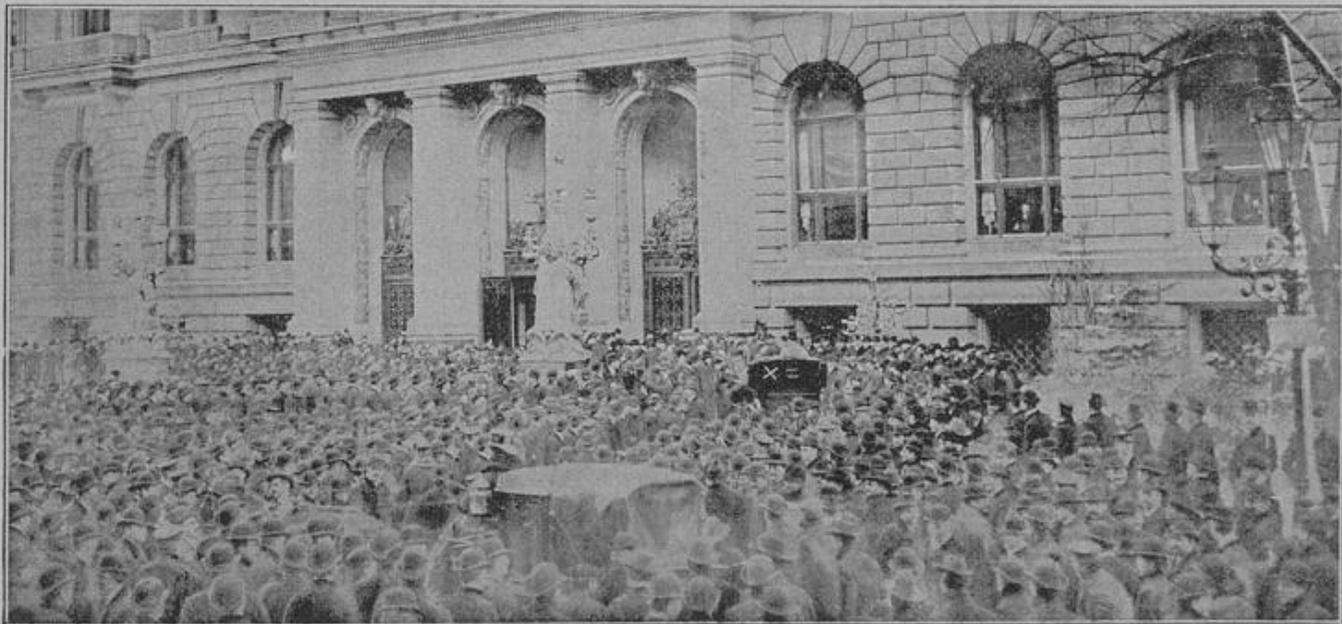
„Willst Du von hier fort?“ fragte die Mutter sie unfreundlich.

„Ja!“ versetzte Lottchen freudig.

Dieses eine Wort reizte die drei aufs äußerste. Sie überhäufte das Kind mit den bittersten Vorwürfen und warfen ihr Undankbarkeit vor. Die Mutter stellte ihr die Wahl, entweder im Hause zu bleiben, um sich „die feinen Manieren und Sitten der Schwestern“ anzueignen, oder noch heute auf Nimmerwiederkehr das Schloß zu verlassen. Tante Charlotte möge sie als Kind adoptieren, sie, die Freifrau von Wehler, wolle gänzlich ihre Hand von einem so ungeratenen Kinde abziehen, das ihr von der ersten Stunde seines Lebens an nur Ärger, Sorge und Verdruß gemacht habe. Mit Freuden wolle sie alle Rechte an Tante Charlotte abtreten und nur hoffen, daß die alte Dame den Trost und den Eigenwillen des unfolgsamen Kindes beugen werde.

Lottchen ließ schweigend, aber tief errötend und mit gesenktem Haupte den heftigen Rebstrom über sich ergehen, dann reichte sie Mutter und Schwestern zum Abschiede die Hand, die diese aber nicht nehmen wollten und verließ mit Tränen in den Augen das Haus ihrer Kindheit, das ihr niemals eine Heimat gewesen war.

Tante Charlotte empfing die Verstoßene mit offenen Armen. „Deine Hochzeit soll hier gefeiert werden,“ rief sie jubelnd aus und küßte die Weinende auf beide Wangen: „denn Deine Mutter würde Dir nie erlauben, vor Gerta



Die Wahlrechtsdemonstration gegen das jetzt bestehende Landtagswahlrecht. Eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge umringt den Wagen des Reichskanzlers Fürsten Bülow (x) vor dem preußischen Abgeordnetenhaus in Berlin.

und Nora zu heiraten, und ich bin herzlich froh, daß sie alle Mutterrechte mir abgetreten hat."

Lottchen ging in den Salon, sie wollte mit ihren Gedanken allein sein, die jetzt so mächtig auf sie einströmten. Jedoch sie hatte sich geirrt, schon an der Schwelle trat ihr ein Herr entgegen, der sie mit einem Freudenrufe in seine Arme schloß.

"Es kommt ja besser, als ich erwarten durfte," rief er ihr entgegen, "wie hast Du es nur angefangen, so schnell hierher zu kommen?"

Lottchen erzählte den Hergang in ihrer schlichten, einfachen Weise, doch verschwieg sie die aufregende Szene mit der Mutter und meinte nur, es sei der Wunsch der Schwestern gewesen, die lieber mit dem reichen jungen Erben aus Amerika allein sein wollten.

"Das war eine glückliche Idee; wann kommt er und wie lange wird er bleiben?" fragte Herr Kexler, mit den Augen schelmisch blinzeln.

"Das weiß ich nicht."

"Du," machte Herr Kexler, "er wird nicht lange bleiben und voraussichtlich wird sein Besuch sich noch einige Wochen verzögern. — Aber liebst Du mich wirklich, Lotte?"

"Es würde mir das Herz brechen, mich auf immer von Dir zu trennen," gestand das junge Mädchen.

"Dann machen wir bald Hochzeit; in zwei, höchstens drei Wochen, denn ich muß eine kleine Reise machen, die mich nur wenige Tage in Anspruch nimmt, und da wollte ich meine kleine Frau in Obhut der guten Tante Charlotte zurücklassen. Sobald ich aber eine wichtige Sache erledigt habe, reisen wir beide nach Amerika, wo wir vorläufig den Winter zubringen werden. Bist Du mit meinem Plane einverstanden, mein Schatz?"

Lottchen nickte bejahend, sie war mit allem einverstanden, denn trotz der Trennung von ihrer Mutter und den Schwestern fühlte sie sich so glücklich, wie nie zuvor in ihrem Leben.

"Ja," sagte sie daher lieblich errötend, "nur wollen wir eine kleine, stille Hochzeit feiern und jeden äußern Glanz und Schein vermeiden."

"Erinnerst Du Dich noch Deines größten Wunsches und weshalb Du nach Amerika auswandern wolltest?"

"Ja."

"Nun, Lotte, ich glaube, Du kannst Deiner Mutter alle Kosten zurückzahlen, die Du als kleines Kind ihr gemacht hast, das war ja wohl Dein Hauptgrund, um selbständig zu sein." Und nun erzählte er ihr von dem Kapital, das Graf von Rapsfeld ihr hinterlassen und das sie der Mutter übergeben könne.

Die Freude bei dieser Nachricht leuchtete deutlich aus Lottchens Augen, und er verstand wohl ihre Gefühle, als sie in ihrer schlichten Weise ihm die Hand drückte und leise sagte: "Ich danke Dir, Guido."

Jetzt trat auch Tante Charlotte in das Gemach. "Nun, fragte sie, "sind die jungen Leutchen denn jetzt einig?"

"Schon lange" versicherte Herr Kexler, "die Hochzeit kann in vierzehn Tagen stattfinden. Nach der Feier mache ich eine kleine Reise von etwa drei bis vier Tagen und lasse dann mein junges Frauchen in diesen treuen mütterlichen Händen."

"Das ist mir ein schöner Ehegatte," scherzte die alte Dame, "bist Du damit einverstanden, daß er seine Flitterwochen allein zubringt, Lottchen?"

Lottchen errötete, aber sie sagte nichts.

"Ich sehe schon, Du liebst ihn zu sehr, um einen eigenen Willen zu haben," meinte lächelnd die Tante, "aber sei getrost, ich werde schon für eine schöne Hochzeitsreise sorgen und habe schon jetzt meine eigenen Gedanken darüber."

Die alte Dame hatte niemals eine gute Sache zur Hälfte getan. Von dem Tage an, da sie gehört hatte, daß ihre jüngste Nichte als ein unwillkommener Eindringling auf dem Schlosse betrachtet und gehalten wurde, war der Entschluß in ihr gereift, sich des armen Kindes anzunehmen. Daß aber das Kind ihren Namen trug, bestärkte sie noch in ihrem guten Vorhaben, und alljährlich legte sie eine nicht geringe Summe zurück, "als Hochzeitsgabe", wie sie schmunzelnd zu sich selbst sagte. So war jetzt für Charlotte von Wehler ein beträchtliches Kapital herangewachsen, und die alte Dame sorgte redlich dafür, daß ein Teil desselben für eine standesgemäße Ausstattung verwandt, der Rest aber der glücklichen Braut ansgehändig wurde.

Es war ein herrlicher Sommermorgen. Der Himmel war wolkenlos klar und die helle Sonne schien strahlend

auf die festlich geschmückte Braut hernieder, die an heiliger Stätte ihrem Gatten Liebe und Treue für's ganze Leben gelobte. Es waren nur wenige Hochzeitsgäste zugegen; die alte Dame hatte nur wenige Freunde, und das junge Paar liebte keinen äußeren Glanz und Prunk. Nur die Familie Harterott war zur Feier zugegen, und die wenigen müßigen Zuschauer, die der Orgelton angezogen und die aus Neugier der Trauung beiwohnten, ahnten gewiß nicht, daß die junge Braut mit dem glücklichen, aber doch so ernst trauriger Antlitz eine Mutter und Schwestern hatte, die nicht anwesend waren.

Als Lottchen jetzt den breiten Goldreif an ihrem Finger glänzen sah, war sie sich erst recht voll bewußt, daß sie nicht mehr allein und einsam auf der Welt sei, sondern die treue und heißgeliebte Gattin eines Mannes, der ihr vor wenigen Wochen noch ein Fremder gewesen war.

"Es ist unerhört, rücksichtslos!" Fräulein Gerta von Wehler warf das stolze Haupt zurück, stampfte mit dem Fuß den weichen Teppich und stieß unwillig diese Worte hervor. Sie war mit ihrer Mutter und Schwester allein im Salon. Seit drei langen, langen Wochen erwarteten sie täglich den reichen Erben aus Amerika, seit drei Wochen harreten, bangten und sorgten sie um die Zukunft, die dieser Fremden in seinen Händen hielt, und immer vergebens. Vor drei Wochen hatte er nur ein kurzes Telegramm gesandt: "Nun heute noch nicht kommen, Brief folgt," so hatte es gelaute, aber kein Brief war gekommen. Kein Wunder daher, daß Gerta ungeduldig wurde und in bittere Worte ausbrach.

Frau von Wehler seufzte. "Junge Leute sind oft rücksichtslos," beschwichigte sie ihren Liebling. "Bedenke auch, mein Kind, er kommt aus Amerika, wer weiß, ob er so zivilisiert ist, wie wir es bei den Europäern gewohnt sind. Er ahnt gewiß nicht, daß uns das lange Warten un bequem ist."

"Er kann auf Bildung keine Ansprüche machen," fiel Nora rasch ein, "oder er würde uns nicht so lange warten lassen. Vielleicht betrachtet er das Schloß schon jetzt als sein Eigentum, obgleich wir noch darin wohnen, und denkt, er kann darin ein- und ausgehen, wie es ihm beliebt. Ein Glück, daß Lotte fort ist, es wäre entsetzlich, wenn die Tante sie zurückschickte."

"Dann mag sie zu den Harterotts gehen, denn sie hat aufgehört, meine Tochter zu sein," sagte die Mutter finster, "sie fühlt sich ohnehin zu gewöhnlichen bürgerlichen Leuten hingezogen."

Ein Diener überbrachte einen Brief, der soeben angekommen war. Es war das lang erwartete Schreiben des jungen Erben und lautete:

"Berehrte Frau! Meine Reise zu Ihnen hat sich verzögert, da ich vorerst eine sehr wichtige Angelegenheit erledigen mußte. Ich komme noch heute um fünf Uhr nachmittags, um Ihnen die letzten Grüße und den Willen meines väterlichen Freundes, des verstorbenen Grafen v. Rapsfeld, zu überbringen."

Guido Kexler von Rapsfeld."

"Welch' ein netter Brief und dieser schöne Name!" rief Nora entzückt und ordnete kokett ihre Stirnlöckchen vor dem Spiegel. "Wie lange wird er wohl bei uns bleiben?"

"Sucht ihn zu fesseln, meine Kinder," mahnte die Mutter.

"Ich ziehe mein blauesidenees Kleid an," überlegte Gerta.

"Und ich mein creme Kaschmir," meinte Nora.

Noch nie waren die Stunden so langsam verstrichen, wie gerade heute; die Zeiger der großen Wanduhr bewegten sich auch allzu langsam. Doch endlich war auch die Wartezeit vorüber und mit dem Schläge fünf Uhr saßen Mutter und Töchter mit lachenden Gesichtern und angetan mit den feinsten Gewändern im Salon und erwarteten den lang ersehnten Gast. Da rasselte der Wagen durch die breite Lindenallee, um gleich darauf vor dem Portale zu halten. Ein freundiges Ritzern durchlief die Glieder der drei Damen, die, hinter duffigen Gardinen verborgen, einen flüchtigen Blick auf den Fremden geworfen hatten.

"Herr Graf von Rapsfeld," meldete jetzt der Diener und mit den feinsten Manieren eines vollendeten Weltmannes betrat der Amerikaner den Salon. Er schien zu vergessen, daß er sein Eigentum betrat, und durch seine zudorkommende Höflichkeit vergaßen die drei Damen auch bald, daß sie von ihm abhängig waren. Er sprach wie ein Freund zu alten Bekannten, lobte die Umgegend, die er soeben durchfahren hatte, erzählte von seinen Beziehungen zu dem alten Rapsfeld, dessen Name und Titel er auf den Wunsch des Verstorbenen tragen und annehmen sollte und womit er mit dem heutigen Tage den Anfang machen werde.

Frau von Wehler hatte früh das Abendbrot servieren lassen, denn: „Wein löst die Zunge“, hatte sie bedeutungsvoll zu ihren Töchtern gesagt, das wußte sie aus Erfahrung.

„Ich werde mein Domizil in Deutschland aufschlagen“, begann er denn auch, als er langsam seinen Wein schlürfte, „aber jedes Jahr muß ich doch eine Tour nach Amerika machen, das habe ich meinen beiden verheirateten Schwestern versprochen. Ich werde sogar zum Weihnachtsfeste dort erwartet und gedente schon im November meine Rückreise anzutreten.“

Frau von Wehler machte die Bemerkung, es sei schade, daß er nicht eine dritte Schwester habe, die hier in Deutschland seinem Hause vorstehen könne.

„O, eine Gattin ist hier besser am Plage“, entgegnete der junge Mann mit offener Freimütigkeit. „Eine Schwester kann jeden Tag heiraten und dann hat man sie verloren, aber mit einer Gattin ist's anders, die ist dann mein eigen.“

„Sind die jungen Damen in Amerika sehr hübsch?“ fragte Nora nid, solett ihr stolzes Haupt zurückwerfend.

„Außerordentlich, aber meine Eltern waren Deutsche und daher war es mein fester Entschluß, ein deutsches Mädchen als Gattin zu wählen; die Schönheiten in Amerika fesselten kaum meine Aufmerksamkeit. Ich muß auch gestehen, es war meine Absicht, nie zu heiraten und als ich im Juli auf deutschem Boden landete, war mein Herz noch ganz ungebunden und frei.“

Das war eine gute Nachricht, aber die drei Damen vergaßen gänzlich, daß er bereits acht Wochen in Deutschland war, also hinreichend Zeit gehabt hatte, sein Herz zu verlieren.

Der junge Graf blieb zwei Tage auf dem Schlosse; er besichtigte die Gändereien, die Vorwerke, prüfte die Bücher des Verwalters, aber er machte keinerlei Veränderungen. Am dritten Morgen sprach er von seiner Abreise am Mittag, aber vorher bat er Frau von Wehler um eine kurze Unterredung. Wollte er um die Hand einer ihrer Töchter werben? Die alte Dame hoffte es, aber schon seine ersten Worte zeigten ihr ihren Irrtum.

„Ich muß Ihnen mitteilen“, begann er mit sehr ernster Miene, daß es meine Absicht ist, mein zukünftiges Heim hier im Schlosse aufzuschlagen. Sie sollen aber um meinewilligen Ihren Wegzug keineswegs beschleunigen, da ich vorläufig mehrere Monate in Amerika bleiben werde. Im Laufe des nächsten Sommers gedente ich hierher zurückzukehren, wenn Sie daher gegen Ostern das Schloß verlassen, bin ich ganz zufriedengestellt.“

Das Schloß verlassen! Er hatte noch kein Wort von einer Entschädigung gesprochen, und sie war doch gänzlich mittellos. Er schien ihre Gedanken zu erraten, denn er fuhr schnell fort:

„Ich denke, es ist weit angenehmer für Sie, eine kleine Villa am Rhein zu beziehen; Herr Hartrott ist mit dem Ankauf derselben beauftragt und ich sehe Ihnen gern eine bescheidene Jahresrente aus.“

Frau von Wehler machte einen letzten Versuch. „Als alleinlebender Herr wird es Ihnen hier sehr einsam sein“, sagte sie deshalb, „würde es Ihnen nicht angenehm sein, wenn ich mit meinen Töchtern zu Ihrer Gesellschaft hier im Schlosse bliebe?“

Der Graf schüttelte ganz energisch sein Haupt. „Ich kann Ihren Wünschen nicht entgegenkommen“, sagte er mit fester Entschiedenheit, „denn meine Gattin soll hier alleinige Herrin sein. Es taugte nicht, wenn mehrere Damen in einem Hause herrschen wollen.“

„Ihre Gattin?“

Er lächelte überlegen. „Wir heirateten vor wenigen Tagen, und es war meine Absicht, Sie mit Ihren Töchtern zur Hochzeit zu laden. Aber mein liebes Frauchen schraf vor diesen Gedanken heftig zurück, doch ich davon abstand; sie fürchtete Sie könnten sich unserer Verbindung widersetzen.“

„Welch' eine sonderbare Idee“, rief Frau von Wehler gereizt, wir freuen uns natürlich über Ihr Glück.“

Der junge Mann blickte die stolze Frau durchbohrend an. „Bedenken Sie wohl“, sagte er dann langsam und jedes Wort betonend, „ich dulde kein Wort gegen meine Gattin. Sie wurde von Ihnen verachtet und gehaßt seit achtzehn Jahren, aber jetzt ist sie mein eigen und ich beschütze sie.“

„Was meinen Sie?“ rief die alte Dame entsetzt, wie können wir Ihre Gattin verachtet haben, da wir sie nicht kennen sogar nicht einmal abnten, daß Sie verheiratet waren! Natürlich wäre es uns lieber gewesen, es vorher gewußt zu haben, doch das ist Ihre Sache, nicht die unsere; unsere Meinung dürfte Ihnen auch gleichgültig sein.“

„Ihr Glückwunsch zum Bunde würde meiner Gattin das größte Glück sein“, versetzte der Graf ernst.

Die alte Dame überlegte. Das Spiel für ihre Töchter war verloren, also besser mit der glücklicheren Nebenbuhlerin Freundschaft schließen. „Sie haben gewiß eine Gattin gewählt, die Ihrer würdig ist“, sagte sie daher, „wir bitten um unsere Empfehlungen und hoffen, bald ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Neben diese Botschaft wird meine Lotte glücklich sein.“

„Lotte!“ höhnte die Mutter. „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie unsere Lotte geheiratet haben?“

„Ja, sie ahnt jedoch noch nicht meinen jetzigen Namen und hält mich einfach für Herrn Wehler. Das arme Kind, das Sie verachtet und sogar verstoßen haben, fand bei ihrer Tante eine liebe, treue Mutter, die sie mit Freuden adoptierte und uns ihren Segen gab. Morgen soll sie alles wissen, auch daß hiermit ihr Wunsch erfüllt ist, den sie als Kind ausgesprochen: Eigentümerin des Schlosses zu werden.“

„Lotte will uns aus dem Hause vertreiben?“

„Hätten Sie einen Sohn, so würde seine Gattin ebenfalls hier als Herrin schalten“, versetzte der Graf.

„Was soll aber aus meinen Töchtern werden?“ jammerte die unglückliche Mutter.

„Nehmen Sie mein Anerbieten an. Herr Hartrott kauft Ihnen eine kleine Villa, ich zahle Ihnen eine Rente und Lotte ist bereit, Ihnen einen Teil ihres Vermögens zu geben.“

„Sie hat gar kein Vermögen.“

„Sie irren, Lottchen ist sogar reich. Herr Graf von Raysfeld hinterließ ihr ein beträchtliches Kapital, außerdem hat Tante Charlotte alljährlich für ihre jüngste Nichte eine nicht unbedeutende Summe zurückgelegt, das Kapital wurde ihr an ihrem Hochzeitstage eingehändigt. Doch meine Zeit ist gemessen, ich darf den Zug nicht versäumen. Haben Sie eine Botschaft für Lottchen?“

Die alte Dame murmelte einige unverständliche Worte, dann raffte sie ihr schweres Seidengewand zusammen und verließ das Gemach. Und erst nach Jahresfrist, als sie die Nachricht von der Geburt des ersten Stammhalters auf dem Schlosse erhielt, kehrte die alte Frau von Wehler zu einem kurzen Besuche nach dem Schlosse zurück, und Lotte las aus den freudig strahlenden Augen der Mutter, daß diese ihr nicht länger zürnte.

Miß Fane.

Drei nach dem Englischen von Gräfin L. K. S.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Um wie viel Uhr willst Du morgen Dein Frühstück haben?“ fragte Lady Bendleton, als sie, den Korkenleuener in der Hand, mit Miß Fane und Constance an der breiten Eichtreppe stand, um hinauf zu gehen.

„Pünktlich um acht Uhr!“ erwiderte Sir Charles. „Der Doggart fährt um halb neun Uhr vor!“

„Gut. Daß ich unten sein werde, kann ich Dir nicht versprechen, aber diese beiden jungen Damen werden Dir Deinen Tee bereiten. Gute Nacht, Charles — gute Nacht, Bertie; bleibt nicht mehr so lange auf, sonst seid Ihr morgen um acht Uhr nicht fertig. Wie gut seht Ihr beide in Euren Smokings aus! Es ist sonderbar, daß einem das gute, elegante Aussehen der Männer immer erst so spät auffällt!“

„Mache doch keine Komplimente, Cäcilie, das paßt nicht zu Deiner derben Natur. Wirfst Du morgen früh um acht Uhr schon unten sein, Ruth?“ sagte Bertie mit einem zärtlichen Blick auf seine Braut.

„Ich weiß es noch nicht“, lautete die Antwort, „vielleicht?“ Bertie drückte ihre Hand und las den Gute Nachtgruß in ihren sanften, dunklen Augen.

Als Miß Fane ihre Jungfer entlassen hatte, sehten Constance und sie sich noch zusammen zu ihrer gewohnten Abendplauderei.

„Wie schön ist es doch zu leben!“ sagte Miß Fane plötzlich mit einem leichten Lachen. Constance hatte bis dahin noch geschwiegen.

„Nicht immer“, bemerkte sie jetzt.

„O doch, immer! Und wenn man auch selbst nicht glücklich ist, so kann man andere glücklich machen.“

„Nicht immer!“ wiederholte Constance finster.

„Nun, man kann es doch wenigstens versuchen“, beharrte Miß Fane.

„Ja, versuchen kann man es.“
 „Nun also, das macht das Leben doch schön!“ sagte Miß Jane triumphierend.
 „Ich bin sicher, daß ich immer versuchen werde, die Menschen glücklich zu machen, und das wirst Du auch tun, das weiß ich, denn Lady Pendleton hat mir oft erzählt, wie viel Gutes Du tust und wie die Leute Dich gern haben. Und als die Diphtheritis ausbrach — — —“

„Lady Pendleton ist eine Närrin!“ unterbrach sie Constance, zornig lachend, während Miß Jane sie mit großen, verwunderten Augen starr anblickte, und ihren Ohren nicht traute.
 „Constance!“ rief sie.

„Blide doch nicht so entsezt! Ich mag Lady Pendleton sehr gern leiden, sie ist trotzdem eine Närrin, aber die kann man ja auch gern haben.“

„Du sagtest mir neulich, Constance, daß Du mich gern hättest. Es scheint mir nun, daß es Dir doch nicht so gemeint war, wie ich glaubte.“ Miß Jane sprach schnell. Sie sagte sich, daß man Constance nicht so beurteilen dürfe, wie andere Menschen. Sie war ein sonderbares Geschöpf und einer Frau, die ihr Leben aus Spiel setzte und während einer Epidemie die Kranken pflegte, mußte man schon einige Exzentricitäten verzeihen. „Ich hoffe aber trotzdem, Constance, daß Du mich gern hast“, fuhr sie mit einem neckischen Lächeln fort. „Es gibt nur wenig Menschen in der Welt, die mich gern haben,“ nicht wegen meines Geldes — und das bist Du und — Bertie.“

Jetzt war der Augenblick gekommen, noch ein kurzes Zögern, dann sagte Constance:

„Ich habe Dich lieb, Ruth, sehr sogar und nicht wegen Deines Geldes“ — ihr Atem war schwer und kurz, trotz aller Mühe, — sich zu beherrschen — — „deshalb kann ich es nicht mit ansehen, daß Du getäuscht wirst.“

„Was willst Du damit sagen? Ich getäuscht? — Wann hast Du das bemerkt?“

Ruth's Stimme klang scharf und Schmerz und Furcht lagen in ihr. Diese Unterbrechung, so kurz sie war, hatte genügt, um Constance ihre Selbstbeherrschung wieder gewinnen zu lassen.

„Wann ich das beobachtet habe? — Nun, jeden Augenblick, jede Stunde, jeden Tag — von dem Mann, den Du heiraten willst — von der Frau die ich gerade eben eine Närrin nannte. Sie ist auch eine solche, weil sie mich dafür hält. Weshalb glaubst Du denn, daß sie Dich eingeladen hat? Weshalb bestand sie darauf, daß gerade ihr Bruder während der Saison London vertief und hierhin kam? Weshalb tat er es? War es nur zu Deiner Unterhaltung oder war es wegen Deines Geldes? Wärst Du nicht immer so gut



• Wilhelm Busch,
 der große deutsche Humorist,
 starb in Wechtshausen bei Seesen im Harz
 im Alter von 76 Jahren.

für mich gewesen, Ruth Jane, hätte ich Dich ruhig zum Altar gehen lassen, um Dich einem Manne zu verkaufen, der Dich nur will, damit Du ihm seine Schulden bezahlst und er durch Dich in die Lage kommt, ein sorgenfreies Leben zu führen.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Ruth.
 „Bitte, lies das“, erwiderte Constance triumphierend.

Ruth nahm die beiden Seiten des Briefes.

„Ich kann es nicht lesen, es ist an einen andern geschrieben.“

Sie sprach ernst, aber ihre Stimme zitterte.

„Du mußt es lesen, es ist Deine Pflicht, es betrifft Dich!“ bestand Constance.

„Woher bekommst Du den Brief?“ fragte Ruth.

„Ich fand ihn in der Bibliothek, als ich dort schreiben wollte und die Mappe öffnete.“

„Es fiel Ruth ein, daß Bertie ihr erzählt hatte, er habe seinem Freund geschrieben. Langsam, als ob sie sich alles genau einprägen wollte, las sie die anscheinend herzlos lautenden Worte des Mannes, den sie liebte, seine spöttische Bemerkung über die schnelle Eroberung, während Constance mit innerer Befriedigung beobachtete, wie ihr Gesicht bleicher wurde und tiefe Betrübniß sich auf demselben ausprägte.“

„Ist das alles?“

Miß Jane's Gesicht war so weiß und starr, daß Constance fast erschrak und sagte: „Ist es noch nicht genug?“

„Ja, es ist genug“, erwiderte Ruth schwach.

Constance stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Das Schlimmste war überstanden, alles übrige war jetzt ein Kinderspiel. „Was wirst Du jetzt nun tun, Ruth?“ fragte sie.

Miß Jane, welche sich erhoben hatte, und zum Fenster gegangen war, wandte sich stolz um.

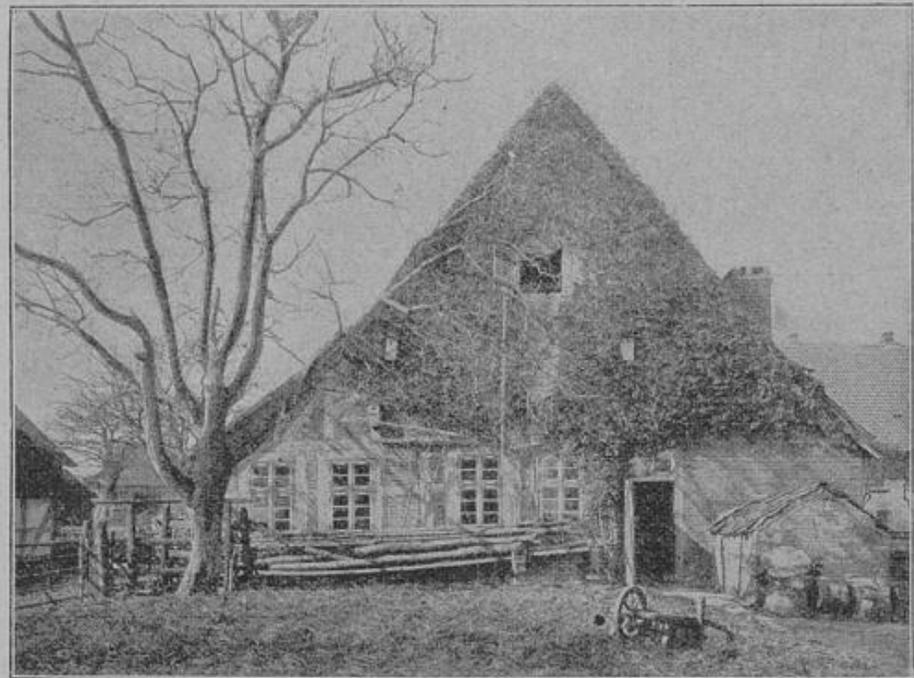
„Was ich tun werde? Er will mein Geld! Er soll es haben! Ich liebe ihn und ich werde ihn kaufen, wie ich alles in dieser Welt kaufe mit meinem elenden Geld! O Himmel!“ rief das arme Mädchen, die Arme ausbreitend und Constance's Anwesenheit nicht beachtend, „weshalb werde ich so

gestraft? Ich habe mein Geld nie geliebt; es hat mir alles geraubt, was das Leben bieten kann. Die Bettler auf der Straße sind reicher als ich. Nun muß ich meinen Gatten kaufen. O, habe Mitleid, ich bin ja so arm!“

„Ruth, Ruth!“ rief Constance, sei ruhig! Du erschreckst mich! Sage nicht solche schrecklichen Sachen! Er ist Deiner nicht wert — — Du wirst ihn bald verzeihen!“

„Ihn vergessen — niemals! — Ich werde ihn heiraten!“

Ganz entsezt blickte Constance auf Miß Jane, sie glaubte nicht



Das Geburtshaus von Wilhelm Busch in dem Dörfchen Wiesendahl in Hannover.

anders, als der unglückselige Brief habe sie wahnsinnig gemacht. Nach diesem ersten Ausbruch des Schmerzes wurde Miß Jane ruhiger.

„Ihn heiraten?“ stammelte Constance, bleich und zitternd. „Natürlich! Es wäre töricht von mir, zu denken, daß er mich liebt. Männer verlieben sich sehr selten in Erbinnen, sind ihnen aber trotzdem oft gute und treue Gatten. Ich werde ihm eine süßame Frau werden, er soll mein Geld haben. Es ist ein Geschäft wie vieles in der Welt. Es traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ich bekenne es, als ich diesen — Brief las, denn ich träumte seit kurzem im Herzen einen glücklichen Traum — aber nur einen Traum, Constance, wie er eben für alle Erbinnen nur ein Traum ist. Ich muß Dir dankbar sein, daß Du mich daraus aufgeweckt hast. Es ist besser so. Ich glaube sicher, Constance, daß wenigstens Du mich lieb hast, sonst hättest Du nicht den Mut gehabt, mir einen solchen Schmerz zu bereiten. Man sagt ja, daß Menschen, die einen lieb haben, einen auch oft sehr unglücklich machen. Ich zweifelte immer daran. Aber jetzt, siehst Du“ — mit einem traurigen Lächeln — „Niemand hat mich so lieb wie Du. Sieh mich nicht so sonderbar an, Constance! Jetzt bin ich wieder ganz ruhig, Du brauchst Dich nicht zu beunruhigen. Wenn Du gehen willst, werde ich versuchen, etwas zu schlafen, und Du wirst sehen, daß morgen alles wieder in Ordnung sein wird. Gute

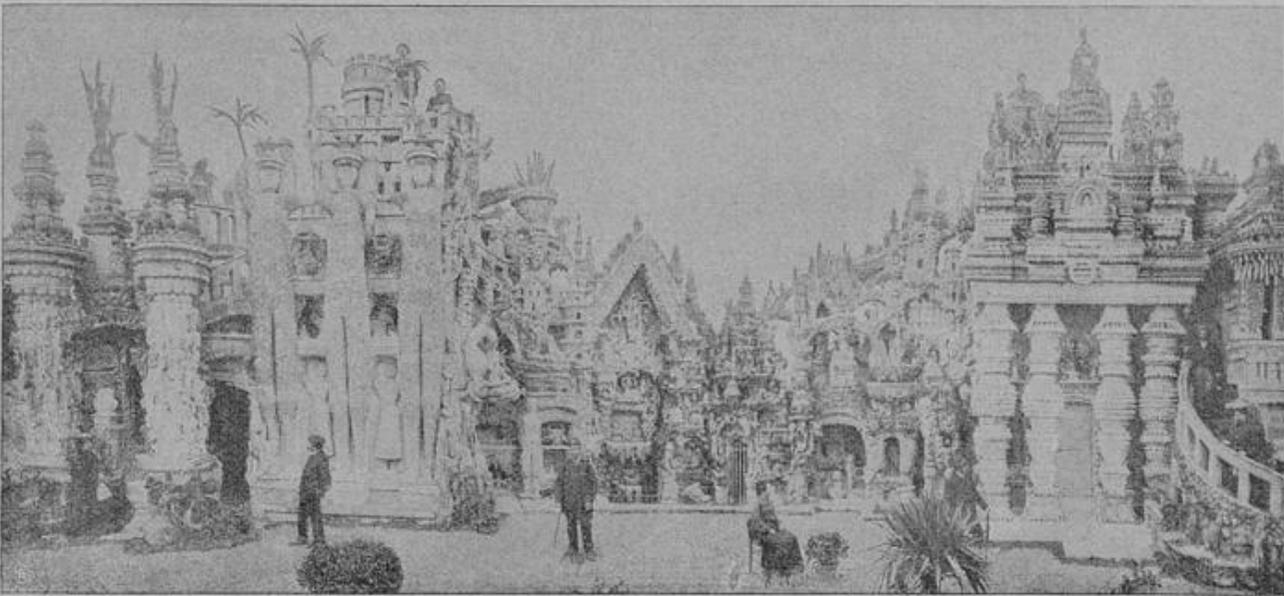
von seiner Geliebten mehr erhaschen konnte vor seiner langen Fahrt.

„Mein Gott! es ist doch wirklich nicht nett von diesen Mädchen! Wenn ich gewußt hätte, daß sie nicht kommen wollen, wäre ich doch selbst hinunter gegangen,“ sagte Lady Pendleton, als sie eine halbe Stunde später in das Frühstückszimmer trat. „Guten Morgen, Liebste!“ sagte sie zu Constance, welche allein im Zimmer war. „Es tut mir leid für die beiden Herren, daß sie allein frühstücken mußten. Von Dir verlangte ich nicht, aufzustehen, denn je mehr Ruhe Du hast, desto besser, aber ich glaubte, Ruth würde kommen. Wo ist sie?“

„Sie ließ mir sagen, daß sie Kopfschmerzen habe, und nicht zum Frühstück kommen würde.“

Constance bemühte sich, einen möglichst mitleidigen Ton anzunehmen, und es gelang ihr auch vollständig, die arme ahnungslose Lady Pendleton zu täuschen. Diese vernahm die Nachricht mit dem größten Mitgefühl.

„Der arme Liebling! Da muß ich doch gleich nach ihr sehen. Es ist nur gut, daß Bertie nicht hier ist! Er würde in der größten Angst sein. Vielleicht ist sie in einigen Stunden wieder gut. Es kommt von der Hitze, manche Menschen können sie nicht vertragen, mir ging es gestern gerade so.“



Das „Palais idéal“ in Santerives, das ein Mann in zwanzigjähriger Arbeit sich aus zusammengesuchten Steinen erbaut. Ein merkwürdiges Schloß in Frankreich.

Nacht, Liebste. Gib mir einen Kuß; ich bin so froh, daß Du mich lieb hast. — Wie kalt sind Deine Lippen! — Die Leute sagen, daß Deine Gebete vor allen anderen erhört werden. Bete heute Abend für mich, daß mein stolzes, rebellisches Herz sanfter wird, und daß ich lerne, mein Kreuz zu tragen. Uebrigens“ — und Miß Jane's Gesicht hellte sich auf — „wie kann ich sagen, daß mich niemand liebt, wenn —“ Sie hielt inne, denn sie war allein. Constance preßte die Hände auf die Ohren und eilte aus dem Zimmer.

Ruth Jane schluchzte sich nach längerer Zeit in den Schlaf und träumte, daß ihr Bräutigam wieder nur ihr gehöre, und er sie so von Herzen liebe, wie er ihr gesagt, als er heute abend bei den Rosen einen so innigen Kuß auf ihre Lippen gedrückt hatte.

Constance Fairthorne schlief nicht, sie ging die ganze Nacht in ihrem Zimmer auf und ab mit dem bitteren bemütigenden Gesicht, ganz umsonst gesündigt zu haben.

Um acht Uhr war am folgenden Morgen das Frühstück bereit, aber Sir Charles und Bertie mußten ihren Tee allein trinken. Weder Miß Jane noch Miß Fairthorne erschienen und das Schlimmste war, daß, trotzdem die braunen Stuten ungeduldig auf dem Boden stampften, die Gardinen an Miß Jane's Fenster geschlossen blieben und Bertie keinen Blick

Sie eilte aus dem Zimmer mit einer Flasche Eau de Cologne und Niesjals, um dieses zu Ruth Jane zu bringen.

„Versuche etwas zu schlafen, meine Liebe!,“ sagte Lady Pendleton zärtlich, indem sie Ruth's Stirne mit Eau de Cologne besenchtete.

„Ja, ich will es versuchen,“ entgegnete Ruth, welche sich danach sehnte, wieder allein zu sein, denn jede Berührung von Lady Pendleton's Hand war ihr schrecklich. Würde sie auch so besorgt sein um ein Mädchen ohne Geld? Ganz sicher nicht, dachte die Erbin bitter. Sie spielte ihre Rolle genau so geschickt wie ihr Bruder und wie gut verstand sie diese! —

Ruth verlebte in Gedanken nochmals die geschlossenen glücklichen Wochen, welche ihr wie der Anfang einer neuen schönen Aera in ihrem liebeleeren Leben vorgekommen waren. Wie glücklich war sie gewesen — wie sicher in der Liebe, die sie ganz als ihr Recht angesehen hatte! Noch vor wenigen Stunden hatte er mit zärtlicher Stimme: „Gute Nacht, mein Lieb!“ gesagt. Konnte man denn so Liebe heucheln? Nein, das ist unmöglich,“ sagte sie sich in ihrem Bette aufrichtend und verzweifelt die Hände ringend. „Und doch — sechstausend Pfund im Jahre sind ein Opfer wert!“ — so lauteten die Worte. O, dieser entsetzliche Brief! Hätte Constance sie doch nur in ihrer glücklichen Unmaslosigkeit gelassen. Aber Miß Fairthorne war ein Mädchen mit strengen Prinzipien, hatte man ihr gesagt. Sie hatte

sicher richtig gehandelt, aber um welchen Preis? Vielleicht gewann er sie lieber, wenn sie erst verheiratet waren und heiraten wollte sie ihn. Ihr Geld hatte sie so elend gemacht, weshalb sollte er nicht dadurch glücklich werden? Sie konnte ja sterben — o, wenn es nur bald wäre! — und dann war er frei, um andere zu heiraten, die er wirklich liebte, aber mehr wie sie, Ruth, würde ihn keine lieben. Die arme Ruth drückte ihr Gesicht in die Kissen und weinte laut. Wie würde sie ihm nun bis nach der Hochzeit verbergen können, daß sie alles wußte? Er durfte nichts merken, keinen Verdacht schöpfen. Waren sie erst verheiratet so durfte er es erfahren. Er hatte dann das Geld und konnte sie ihre Wege gehen lassen, wenn er wollte, aber bis dahin, bis dahin? — Sie war keine Schauspielerin, sie konnte ihr gebrochenes Herz nicht hinter einem vergnügten Lächeln verbergen. Was sollte sie nur tun?

Hilfe war näher als sie dachte. Als am Nachmittag Lady Pendleton und Constance ihre Spazierfahrt machten, ließ sich ein Herr melden, welcher Miß Jane in einer dringenden privaten Angelegenheit sprechen müsse. Er bedauerte, zu hören, daß Miß Jane unwohl sei, hoffte aber doch, sie wenn irgend möglich sprechen zu können. Würde der Diener so gut sein, die Karte hinauf zu tragen? Der Diener erklärte sich dazu bereit, sagte aber, daß es nichts nützen würde. Aber der große Mr. Wilkinson, welcher das ganze Haus mit eiserner Strenge regierte, hatte sich doch gerirt, denn er kehrte bald zurück mit dem Bescheide, daß Miß Jane den Herrn in der Bibliothek zu sprechen wünsche.

Die Unterredung war eine kurze, denn daß das große Bankgeschäft Lawrems, Jane Gordon falliert hatte, war schnell erzählt. Miß Jane wußte, daß sie ihr ganzes Vermögen verloren hatte und nun keinen Pfennig mehr ihr Eigen nennen konnte.

Wieder allein in ihrem Zimmer, dachte Ruth über ihre Lage nach. Sie hatte fast ein Gefühl der Erleichterung, daß nun alles zu Ende sein mußte, und es ihr erspart blieb, die Rolle der Verstellung weiter spielen zu müssen. Bertie hatte ja nur ihr Geld haben wollen, nun, wo es verloren war, wollte sie ihm sein Wort zurückgeben. Sie wollte ihm nichts von dem Verluste ihres Vermögens sagen, sonst könnte er vielleicht erraten, daß sie alles wußte. — Heute Abend würde er sie für herzlos und launisch halten, hatte er aber später die Wahrheit erfahren, so würde er ihr dankbar sein, daß sie ihm so entgegen gekommen war. Sie wollte ihm einen sehr liebevollen Brief schreiben, denn was sollte aus ihr werden, wenn er von ihr gegangen war?

Wie sollte sie ihm aber den Brief zukommen lassen? Den Diensthoten wollte sie ihn nicht geben, um alles Geschwäg zu vermeiden. Neben im Zimmer konnte sie ihn auch nicht auf den Tisch legen, damit er ihn nicht im Beisein der andern öffnete. Wenn sie sich etwas eilte, konnte sie ihn unbemerkt in sein Toilettenzimmer bringen, wo er ihn sicher finden würde. Auch an Lady Pendleton würde sie ein paar Worte schreiben und ihr sagen, daß sie ihr morgen alles erklären würde. Heute Abend mußte sie allein bleiben, denn sie fühlte sich wirklich krank. Heute wollte sie Bertie nicht sehen, morgen mußte es sein — morgen wollte sie von Lady Pendleton Abschied nehmen.

„Ich war ihrer nicht wert!“ murmelte Bertie ganz gebrochen, als er sich am Abend dem ersten großen Schmerz seines Lebens gegenüber sah. Seine Liebe für Ruth war wirklich eine tiefe und aufrichtige. Er fühlte keinen Groll gegen sie im Herzen, es gehörte noch ihr wie an dem ersten Tage wo er sie seine geliebte Braut hatte nennen dürfen. Es war ein so rührender Brief, wie er auch von ihr nur zu erwarten war. Auf den ersten Zeilen sah man Spuren von Tränen, sie hatte also Mitleid mit ihm. Bertie las den Brief mehrmals nacheinander und seine Augen wurden feucht.

„Bertie! — Ich schreibe Dir, um Dir Dein Wort zurück zu geben. Es ist besser, wir trennen uns jetzt, bevor es zu spät ist. Du wirst mir eines Tages dankbar dafür sein. Denke nicht schlecht von mir, es wird mir schwer genug. Der Himmel segne Dich, mein Geliebter, für alles, was Du mir gewesen bist! Möge Deine zukünftige Frau alles das sein, was ich bemüht haben würde, Dir zu werden.“

Ruth.“

Das war alles. Wie hatte er sie geliebt und wie liebte er sie noch. — Fast feierlich küßte er den Brief, der ihm solchen Schmerz bereitet hatte. Alles war nun aus, und er mußte das Leben weiter leben, wie es eben ging. Aber er nahm sich vor, ein Leben zu führen, welches der großen Liebe, die er stets für Ruth im Herzen tragen würde, würdig wäre. Vielleicht würde sie es eines Tages erfahren und sich darüber freuen.

Während des Dinens am Abend herrschte eine sehr gedrückte Stimmung. Bertie gab sich die größte Mühe, eine Unterhaltung im Gang zu halten, aber es ging nicht. Constance spielte mit ihrem Brot und aß nichts, Sir Charles blickte hin und wieder ganz nervös seine Frau an und murmelte: „Donnerwetter noch mal!“ — während Lady Pendleton leise vor sich hin weinte, sobald die Diener den Rücken gewandt hatten.

„Oh, Bertie, was bedeutet das alles?“ — Wir waren so glücklich!“ schluchzte sie, als das Diner vorüber war und Bruder und Schwester allein im Salon waren. Constance hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen und Sir Charles hielt im Billardzimmer ein Schläschen.

„Ruth weiß es, Liebste, Sie hat ihre guten Gründe und wird Dir morgen alles erklären, wenn ich fort bin.“

„Fort!“ fast verzweifelt klang dieser Ausschrei Lady Pendletons.

„Ja, ich reise morgen ab. Ich — ich kann doch jetzt nicht mehr hier bleiben, Bissy, das wirst Du doch begreifen. Aber weine doch nicht so; es ist sicher alles zum Besten, wenn es auch schwer zu tragen ist. Sie bleibt vielleicht dadurch vor einem unglücklichen Leben bewahrt, und ich —“ Bertie's Stimme versagte.

„Liebling, wenn jemand vor einem unglücklichen Leben bewahrt wird, so bist Du es. Sie ist herzlos und grausam! — Mit ihrem Geld hat sie stets jede ihrer Tanten befriedigen können; war sie ein Spielzeug leid, war sie es bei Seite, ob es aus Gold, Silber oder Fleisch und Blut war — Du warst ihr Opfer, eins von vielen ohne Zweifel. Oh, weshalb war ich so töricht, ihrem hübschen Gesicht und ihrer sanften Stimme zu trauen? Ich bin alt genug und hätte wissen müssen, daß diese Erbinnen alle gleich sind.“

„Bissy!“

„Ja, ich weiß! Du liebst sie noch, Du glaubst noch an sie, weil Du ein anständiger Mensch bist. Du bist zu gut für jede Frau und besonders für eine so selbstsüchtige und falsche wie Ruth. Nun, ich wünsche ihr, daß sie eines Tages den Wert dessen erkennt, den sie jetzt so herzlos von sich wirft.“

„Bissy, schweige! Wie wagst Du es, so zu sprechen? Du tust ihr Unrecht und Du wirst sie noch um Verzeihung bitten wegen des eben Gesagten.“

„Möchte es nur sein!“ — und Lady Pendleton sank wimmernd in einen Sessel.

Bertie trat zum Fenster und blickte hinauf zum sternbesäten Himmel. Mitleidlose Sterne! Weshalb schienen sie mit einem strahlenden Glanze? Gestern Abend noch waren sie der Widerschein der Freude seines Herzens, heute war er zu Tode betrübt und doch strahlten sie klar und erbarmungslos auf ihn hernieder. (Schluß folgt.)



Im Bade.

Für die Kinderwelt.

Lustig im Streife.

Ich kenne ein sehr ergötzliches Spiel; im Walde, auf den Bergen, ja auf der Reise spielen wir es, alle Kinder und ihre Kameraden, selbst die Großen machen es gerne mit; es übt das Gedächtnis sehr! — Wir machen das Alphabet in Namen, Orten und Waren (allen möglichen Handelsartikeln) durch! Gut! — Ich fange an: „Alexander kommt aus Annaberg und verkauft Äpfel.“ — Nun weiter! Der Letzteste fährt fort: „Bernhard kommt aus Brasilien und verkauft Balsam.“ — Weiter: Christian kommt aus Cannstadt und bringt Citronen!“ — Und so durchwandern wir die ganze Geographie bis ans „Z“: Zacharias kommt aus Zanzibar und bringt Zunder! Wer nichts weiß, muß ein Pfand geben. — Für Euch ganz Kleinen weiß ich noch ein nettes Spiel. Es macht immer großen Spaß, wenn ich in Gegenwart aller feierlich versichere, jedem den Namen eines Tierchens ins Ohr sagen zu wollen, auf ein gegebenes Zeichen müßt ihr den Namen dann laut rufen! Ich sage aber jedem nur leise das Wort „Kudud“ ins Ohr, und auf 1, 2, 3 — ruft ihr dann zum allgemeinen Erstaunen: „Kudud, Kudud!“ und nichts als „Kudud!“

Zahlen erraten.

Klaus macht sich anheischig, das Alter von allen Anwesenden zu erraten und beginnt bei seinem Bruder Erich. Multipliziert, fängt er an, die Zahl deiner Jahre mit 2, addiere dazu 5 und multipliziere das ganze mit 5. So wie die Summe genannt ist, hat Klaus das Alter herausgerechnet.

Wie das? Von der genannten Summe hat er in Gedanken nur die letzte Zahl weggestrichen und dann 2 subtrahiert.

(Probe: Erich ist 12 Jahre alt. 12 mal 2 sind 24 und 5 sind 29, mal 5 sind 145 die letzte Zahl gestrichen sind 14, weniger 2 sind 12.

Ein Sonnenstrahl.

„Sage mir, Großmütterchen, was hast Du den ganzen Tag hier am Fenster getan?“ so fragte ein Knabe, indem er sich an den Armstuhl der Greisin lehnte. „Alles, was ich tun konnte, mein Kind! Ich habe ein wenig gelesen und die Leute auf der Straße beobachtet. Dort gegenüber wohnt ein Kind, das mich sehr interessiert. Sein Gesicht ist immer strahlend und lacht freundlich jedermann an. Ich möchte wissen, warum es stets so heiter ist! Doch sieh, da kommt es eben die Straße daher!“

„Du meinst jenes Kind mit der bunten Schürze?“ fragte der Enkel. „Das ist Susanna Martin! Sie hat kein angenehmes Leben. Immer ist Krankheit in ihrer Familie zu Hause, und ihre Eltern sind sehr arm!“

„Um so mehr möchte ich wissen, woher dem Kinde der Frohsinn kommt!“ meinte die Großmutter. „Ich werde Susanna fragen!“ erwiderte der Knabe. Er öffnete das Fenster und rief: „Susanna, Susanna! Komm doch einmal hierher! Meine Großmutter möchte dich etwas fragen!“ Das Mädchen blickte überrascht auf, näherte sich aber sofort dem Hause, stellte sich unten vor das Fenster, und sah mit großen Augen fragend empor.

„Meine Großmutter möchte gern wissen, warum du immer so guten Mutes bist!“

„Ja, siehst du!“ erwiderte das Mädchen. „Mein Vater ist fast immer krank und die Mutter ist abgepannt, weil sie gar so viel zu tun hat; das Brüderchen weint, weil es Zähne bekommt. Wenn ich nun nicht fröhlich bin, wer wäre es dann im Hause?“

„Du hast recht, mein liebes Kind!“ sagte die Großmutter: „Du bist heiter, um den anderen zu gefallen! Du bist der Sonnenstrahl des Hauses! Gott segne dich!“

Nützliches fürs Haus.

— Gegen das Ausfallen von Haar. Wenn Kopfsaar ausfällt, fette man die Kopfhaut etwas ein, d. h. täglich beim Frisieren mit ein paar Tropfen Del oder einer Kindermarkpomade. Wöchentlich einmal wasche man das überschüssige Fett durch Rum oder Franzbranntwein aus. Bei sehr trockenem Haar genügt ein Teelöffel voll, auch erst in

zweiwöchentlichem Zwischenraum. Natürlich hört der Ausfall langsam auf, und der junge Nachwuchs braucht auch Zeit; also Geduld! Man brennt leicht ausfallendes Haar am besten garnicht.

— Um den Glanz und die Klarheit von stumpf gewordenen Delgemälden wieder herzustellen, bedarf es nicht immer eines neuen Firnisüberstriches, sondern es genügt in den meisten Fällen folgende Prozedur. Man legt das Delgemälde in eine flache, reichlich große Kiste, und bedeckt diese mit einem Velltuche, welches man mit Spiritus vini tränkt. Die bei der Verdunstung entstehenden Weingeistdämpfe stellen durch Verbindung mit dem Firnis, welcher keinesfalls abgenutzt, sondern nur in der richtigen Zusammenstellung gestört ist, dessen normale Beschaffenheit wieder her, und das Bild erscheint nach kurzer Zeit klar und glänzend, wie frisch gefirnisht.

— Seide zum Delmalen zu präparieren. Man spannt dieselbe auf einen Blendrahmen oder befestigt sie auf einem Zeichenbrett. Nachdem die Zeichnung mittelst Pausbeutelchen aufgetragen, grundiert man alles zu Malende mit dem Retouchierfirnis vernis a tableaux und malt nach Trockenwerden darauf, sorgfältig die Ränder beobachtend.

— Schwämme wie neu zu erhalten. Um Schwämme vor dem Seifigwerden zu behüten, wäscht man dieselben alle vier Wochen tüchtig in heißem Sodawasser aus, außerdem müssen sie täglich recht trocken ausgedrückt werden. Sie bleiben dann hell und werden nicht schmierig.

— Rügen von Stahlbronzemessern. Mit Rußstein, den man in jedem Krämergewölbe bekommen kann, der fein geschäbt und mit Spiritus leicht angemacht wird, befeuchte man einen Champagnerpropfen und reibe damit tüchtig die Messer ab; es vergehen auf diese Weise alle Flecken und trüben Stellen. Die Messer werden mit einem weichen, leinenen Tuche dann noch abgerieben.

— Erhaltung der Lampenzylinder. Vor dem Anzünden der Lampe hauche man leicht in den Zylinder hinein. Zahlreilang lassen sich durch diese Vorsicht Zylinder benutzen.

— Zur Reinigung von Lampenbrennern ist Glaspapier sehr empfehlenswert. Auch der schwarz gedrahte Docht wird damit abgerieben; man erzielt dadurch ein schönes helles Licht.

— Reinigen von feinen Weißwolljachen. Feine weißwollene Sachen reibe man nur trocken mit Kraftmehl tüchtig durch, bis es wie Heu erscheint; man wird dies mit Leichtigkeit selbst bei den denkbar schmutzigsten Sachen erzielen. Durch Nässe würde es sofort verdorben werden.

— Schutz der Rosen. Die Erddede ist der einfachste und billigste Schutz. Beim Zurückschneiden der Zweige ist alles Blattwerk zu entfernen und auf die Krone nicht klumpige, sondern feine Erde zu schütten, damit sich nicht Hohlräume bilden, in denen allein Entstehung von Schimmel möglich ist. In bindigem und sehr humosem Boden, der schädliche Nässe aufspeichert, so daß namentlich Rosentrosen schwarz werden, ist über der Erddede bei allen empfindlichen Sorten der Teerosen irgend eine Bedachung dringend anzuraten, die den Regen oder das Tauwasser ableitet. Es genügt schon, starkes Papier von Zuderhüten über die Erdschüttung nach Größe der Krone zu breiten, und mit Erde zu bewerfen. Sonst liefert Dachpappe freiliegende Decken gegen Winternässe, die man durch jährlichen Anstrich von Steinkohlenteer unverwundlich macht.

— Gefrorene Fenster aufzutauen. Um das Frieren gefrorener Fenster zu ermöglichen, bestreicht man dieselben mit einem in Salzwasser getauchten Schwamm, wodurch sie sofort vom Eise befreit sind.

— Um trockenen Erbsen in etwa den Geschad von frischen grünen zu geben, lasse man sie 12—18 Stunden in lauwarmem Wasser weichen, gieße man das Wasser ab und stelle sie leicht zugedeckt an einen nicht zu warmen Platz, wo nach 24 Stunden ungefähr die Keime hervorkommen werden. Jetzt hat die Bildung des Zuderstoffes begonnen, und nun werden sie gekocht, was zudem noch viel schneller geht als wie sonst. Bekanntlich haben Erbsen großen Nährwert, sind aber ihres bedeutenden Mehlgehaltes wegen im allgemeinen nicht so beliebt — man versuche es einmal auf diese Weise.

— Ränderhering nach schottischer Methode. Der Hering wird gereinigt und, wenn derselbe trocken im Fleische ist, mit warmem Bier oder Wasser begossen. Nach dem Trocknen wird er unter Zufuh von Del oder gesalzener Butter in der Pfanne gebraten. Er wird mit warmer oder kalter Butter Püreeartoffeln oder Pastinaken serviert.

Unsere Bilder.

— **Wilhelm Busch.** (Vergleiche die Bilder Seite 44.) Jeder kennt wohl das Buch von den bösen Buben „Max und Moritz“, das wie kaum ein zweites den jetzt im Alter von 76 Jahre gestorbenen großen Humoristen Wilhelm Busch bekannt gemacht hat. Einst schrieb ein kleiner Junge an Wilhelm Busch in Knittelversen, wie viel Vergnügen er an „Max und Moritz“ gehabt habe. Der Dichter antwortete humorvoll, aber auch pädagogisch:

„Max und Moritz machten beide
Als sie lebten, keinem Freude;
Bildlich siehst Du jetzt die Kössen
Die in Wirklichkeit verdrossen,
Mit behaglichem Gesichter,
Weil Du selbst vor ihnen sicher
Aber das bedenke stets:
Wie man's treibt, mein Kind, so geht's.“

Geflügelte Worte von Wilhelm Busch gibt es eine ganze Menge. Wir greifen einige davon heraus:

Drei Wochen war der Frosch so krank;
Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!

Diogenes der Weise aber froch ins Faß
Und sprach: ja ja, das kommt von das!

Seht, da ist die Witwe Volte,
Die das auch nicht gerne wollte.

Meines Lebens schönster Traum
Hängt an diesem Apfelbaum.

Dieses war der erste Streich,
Doch der zweite folgt sogleich.

Es ist ein Brauch von alters her:
Wer Sorgen hat, hat auch Biför.

Das Gute — dieser Satz steht fest —
Ist stets das Böse, was man läßt. —

Musik wird oft nicht schön gefunden
Weil sie stets mit Geräusch verbunden. —

Rotwein ist für alte Knaben,
Eine von den besten Gaben. —

„Hans Huckebein, der Unglücksrabe“, ist bei uns zur Bezeichnung eines Nechvogels geworden.

— **Ein merkwürdiges Schloß.** (Vergl. das Bild Seite 45.) Das merkwürdigste Schloß in Frankreich ist sicherlich das „Palais idéal“ in Hauterives im Departement Drome. Ferdinand Cheval, ein einfacher, jetzt pensionierter Landbriefträger, hat den phantastischen Bau erbacht und nur mit Hilfe eines einzigen Freundes in zwanzigjähriger Arbeit ausgeführt. Auch die Steine dazu hat er auf seinen Dienstgängen selbst gesammelt.

Zur Unterhaltung.

— **Unjug.** Schuhmann (zu einem Angetrunkenen, der an einer Feuerlocke zieht): „Aber was machen Sie denn da?“
— **Betrunkener:** „Ach, wissen Sie, Herr Wachtmeister, ich wollte bloß meinen Brand anmelden.“

— **„Früh übt sich...“** Mama (in die Kinderstube tretend): „Aber Else, wer wird dann einen so kolossalen Skandal machen? Da schau mal an, wie ruhig Frischchen dasitzt?“

— **Else (schüppisch):** „Der hat leicht ruhig dasitzen — das ist so in dem Spiel, das wir jetzt gerade spielen. Er ist nämlich der Papa, der spät nach Haus kommt, und ich bin Du.“

— **Romische Antwort.** „Ach, Sie Armerster, Sie waren schon mal ein Jahr als geisteskrank im Irrenhaus? Wie war es denn dort?“ — „Ach, da war's zum Verrücktwerden.“

— **Relative Güte.** Frau A.: „Nun, wie finden Sie meinen Apfelwein?“ — Frau B.: „Sehr gut; mir ist gar nicht schlecht danach geworden.“

Rätsellecke.

Regierbild.



Wo ist das Kind?

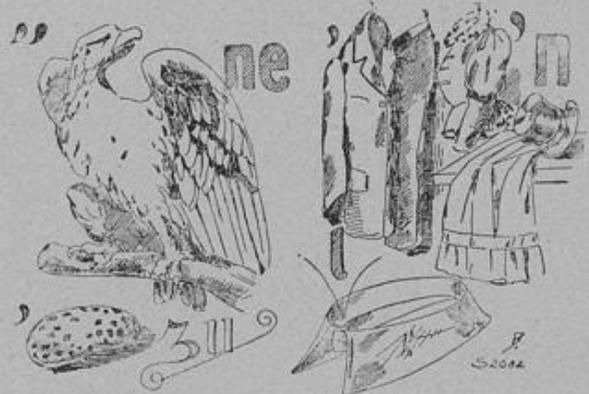
Rätjel.

Es prüft, es schlägt. Oft zeigt's die Bürde,
Oft braucht man bei des Alters Bürde.
Doch kommt ein Teil von uns hinein,
Wird es wohl nie willkommen sein.
Im Zimmer wird's zur großen Plage,
Auf Straßen sieht man's alle Tage.

Wechsel-Rätjel.

Sucht mich an Afrikas Küste, dort bin als Stadt ich zu finden,
Wendert ihr Kopf mir und Fuß, lieg' ich am Rheinstrom als Stadt!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Abstrich-Rätjel: Arsenik, Kaiser, Kreis, Cris, Ire, Ei
Rebus: Tue recht und schene niemand.



Nr. 7.

Sonntag, 16. Februar.

Jahrgang 1908.

Miß Fane.

Frei nach dem Englischen von Gräfin L. N. S.
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Die nämlichen Sterne schienen auch auf die Frau, einst so reich, jetzt so arm, welche in Gebet versunken vor ihrem Bette kniete und auf Constance Fairthorne, die ruhelos in ihrem Zimmer umher ging. In ihrem Innern wogte ein harter Kampf und niemand weiß, ob sie Siegerin geblieben oder besiegt war, als sie, spät in der Nacht ganz leise in Ruths Zimmer schlich. Jedenfalls war kein triumphierender Zug in dem bleichen Gesicht und den starren angsterfüllten Augen des wankenden Mädchens, als sie sich langsam dem Tische näherte, an welchem Ruth saß und schrieb. „Constance!“ rief sie mit einem dankbaren Lächeln anblickend. Es war ein langer einsamer Tag für sie gewesen und sie sehnte sich nach einem Wesen, dem sie ihre traurigen Gedanken mitteilen und dem sie vertrauen konnte. Und sie

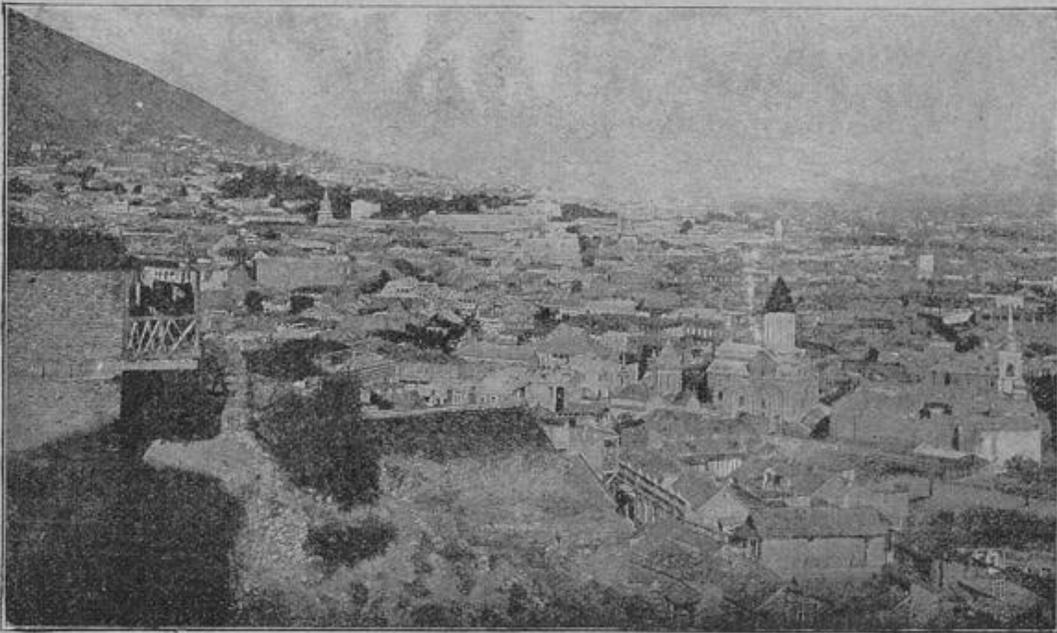
vertraute Constance und glaubte in ihr eine Freundin zu besitzen, auf deren Treue sie sich verlassen konnte.

„Wie gut von dir, daß du kommst!“ fuhr sie fort, ihre Feder fortlegend und erleichtert aufatmend. „Aber du solltest doch schon lange zu Bett sein! — Doch da du nun einmal hier bist, möchte ich dir gern etwas erzählen, was geschehen ist — etwas, das alles geändert hat, wodurch mein Leben gerettet ist. Setze dich, Constance — wie entsetzlich bleich bist du! Ich hoffe, Liebste, du machtest dir wegen meiner nicht zu viel Kummer? Sieh mich an, ich bin wieder ganz ruhig. Setze dich in diesen bequemen Sessel.“

„Nein, ich will stehen.“

Miß Fane war zu sehr an die eigentümliche Art ihrer Freundin gewöhnt, um erstaunt zu sein. Sie erzählte alles was geschehen war, während Constance sie unverwandt anblickte und die eine Hand fest auf ihre Brust presste.

„Und ich reise morgen ab.“ Miß Fane schwieg einen Augenblick und blickte sie fragend an, aber sie las keine Antwort in Constance's Zügen, sie schienen wie aus Stein zu sein. „Ich gab Mr. Vivian sein Wort zurück,“ fuhr sie



Tiflis.

fort, „aber er weiß nicht den Grund und er soll ihn auch noch nicht wissen. Morgen werde ich es Lady Penbleton sagen und sie kann es ihm dann sagen, wenn ich fort bin.“

Wieder entstand eine kleine Pause, dann sagte Ruth:

„Du siehst, wie wahr es ist, daß alles immer zum Besten geschieht. Denke nur, ich hätte nicht erfahren, was — was du mir gestern zeigst — und später hätte sich sein Wesen mir gegenüber verändert —“

Sie schwieg und bedeckte schmerzlich jenzend ihr Gesicht mit den Händen.

„O Constance, ich bin fürwahr glücklich zu preisen, daß mir dies erspart geblieben ist! Nun scheid ich von hier mit der Erinnerung an ihn im Herzen, wie ich ihn zuletzt sah und er mich so zärtlich umarmte und sein Weib nannte. Oh, Bertie, Bertie!“ Und mit herzerreißendem Schluchzen sank das arme Mädchen zusammen.

Constance Fairthorne versuchte zu sprechen, aber kein Laut kam über ihre trockenen Lippen. Langsam nahm sie die Hand von ihrer Brust, schweigend reichte sie dem weinenden Mädchen einen halben Briefbogen. Ruth bemerkte es nicht, denn sie hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. Noch einmal versuchte Constance zu sprechen und es gelang ihr, aber ihre Stimme klang dumpf und heiser.

„Bewahre in deinem Herzen — die Erinnerung an ihn — wie er war und ist! Ließ das!“

Ganz erstant aufblickend, nahm Miß Jane das Papier und las. Wie die Sonnenstrahlen nach und nach durch dunkle Wolken dringen, so hellte sich auch ihr Gesicht beim Lesen dieser Zeilen immer mehr auf. Abwechselnd lachend und weinend wiederholte sie die lieblichen Worte:

„Und wenn sie keinen Pfennig hätte, ich würde sie doch lieben!“ Dann sank sie mit einem Freudenschrei auf die Knie und rief:

„O, dem Himmel sei Dank! Wodurch habe ich ein solches Glück verdient! O, Bertie, mein Lieb, wie kann ich es jemals wieder gut machen, daß ich an dir zweifelte? — Wenn sie keinen Pfennig hätte! — Sie hat keinen Pfennig, aber sie hat deine Liebe und dadurch ist sie reich genug! Constance, du siehst, wie falsch du ihn beurteilt hast! Aber ich tat es genau so, wir hatten beide Unrecht. Und du, liebste Freundin, die du in deiner Liebe zu mir dich nicht schentest, das zu tun was Recht war, wenn es mir auch Schmerz verursachte, bist nun die erste, welche mir die freudige Nachricht bringt. O liebe Constance, wie wirst du dich gefreut haben, als du diese beiden Seiten des Briefes lasdest!“

„Ja,“ hauchte Constance.

Der Brief gefunden! Der Kampf begann auf's neue. Ein Ausweg bot sich hier, weshalb ihn nicht benutzen? „Stoße den Kelch von deinen Lippen!“ sagte eine verführerische Stimme. „Leere ihn bis zur Reige; denke an die Schmach und Schand! Du, eine Christin, die Trösterin der Armen und Kranken — eine Heuchlerin, eine Verräterin! — Noch eine Lüge und du bist gerettet!“

„Ich weiß, daß du froh warst!“ fuhr Ruth fort, mit ausgebreiteten Armen auf Constance zuwendend. „Gib mir einen Kuß, Constance, meine Schwester!“

Mit einem Angstschrei schob Constance Ruth von sich.

„Komm nicht in meine Nähe!“ stieß sie hervor. „Du weißt nicht, wer ich bin! Deine Schwester! Der Himmel helfe mir! Willst Du eine Schwester, die eine Verräterin ist? Nein, nein sprich nicht! Und wenn Du es tust, werde ich Dich töten! Es ist nicht Constance Fairthorne, die Du jetzt siehst, es ist der Teufel, der um eine Seele kämpft. Bete für sie, sie will sinken! Aber höre zuerst! Nein, nein, — schweige! Den Brief — ich fand ihn — und riß ihn in zwei Hälften; ich zeigte Dir den Anfang und behielt das Ende, weil — weil — oh, Himmel, hilf mir — weil ich — ihn liebte! Wo bist Du? Ich sehe Dich nicht! — Ich bereue es, ich bekenne meine Schuld und Schand! — Nun töte mich — ich habe gesiegt!“

„Liebste Constance, kein Wort weiter — ich verstehe alles, meine Schwester, und ich verzeihe Dir!“ Aber die Worte wurden zu trüben Ohren gesprochen, denn Constance war in den Armen des Mädchens, welchem sie so großes Unrecht zugefügt hatte, ohnmächtig geworden.

„Mr. Vivian!“

Bertie blickte von dem Brief auf, welchen er gerade las. „Miß Fairthorne!“

„Kann ich Sie einen Augenblick in der Bibliothek sprechen?“

„Aber gewiß! Wie kommt es, daß Sie schon so früh hier unten sind?“

Constance erwiderte nichts, sondern ging voraus in die Bibliothek und er folgte. Beide schwiegen einige Augenblicke. Bertie machte keinen Versuch, eine Unterhaltung zu beginnen, nicht aus Mangel an Höflichkeit, sondern weil er wegen des Inhaltes des Briefes, den er gerade gelesen hatte, so in Gedanken versunken war. Er stand am offenen Fenster, während Constance am Tische lehnte.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten!“ begann sie schnell. Bertie wandte sich um.

„Ich bitte um Verzeihung, Miß Fairthorne! Bitte, verzeihen Sie über mich, so lange Sie wollen. Um die Wahrheit zu sagen, ich erhielt heute morgen einen Brief, über den hätte ich ihn vor drei Wochen erhalten, ich mich unendlich gefreut haben würde. Aber das tut nun nichts mehr zur Sache! Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Gehen Sie sofort in den Rosengarten — zu Ruth!“

„Zu Ruth?“

„Ja, sie ist dort. Oh, Mr. Vivian, es ist keine Zeit zu verlieren! Sie schrieb Ihnen gestern abend, weil sie gestern schlechte Nachrichten erhalten hatte — sie hat ihr ganzes Vermögen verloren. Vielleicht glaubte sie —“

Constance schwieg, Bertie ergriff ihre beiden Hände.

„Der Himmel segne Sie!“ flüsterte er freudig und seine Züge hellten sich auf. „Es war also nur das! Oh, mein geliebtes Weib! — Miß Fairthorne, Sie haben mir die besten Nachrichten gebracht, die ich je in meinem Leben erhalten habe! Dieser Brief“ — ihn in die Höhe haltend — „vervollständigt sie. Nun,“ — mit einem glücklichen Lachen — „in den Rosengarten!“

„Leben Sie wohl, Mr. Vivian,“ sagte Constance, ihm die Hand reichend.

„Leben Sie wohl? Wie, wohin wollen Sie denn?“

„Ich reise gleich ab. Auch ich erhielt einen Brief, in ihm wird mir eine Bitte gewährt, deren Erfüllung mir sehr am Herzen lag, die ich aber später sonderbarerweise ganz vergessen hatte. Die Gewährung dieser Bitte erfüllt mich mit großer Dankbarkeit. Mein Leben wird in Zukunft den Armen, Kranken und — Sündern gewidmet sein. Ich reise in einer halben Stunde ab und werde Ruth und Sie nie wiedersehen. Wenn die Gebete eines solchen Menschen wie ich Nutzen bringen, so werden Sie beide sehr glücklich werden!“

„Das Gebet der Gerechten wird immer erhört,“ erwiderte Bertie ernst.

Constance schrak zurück wie vor einem giftigen Tiere und stammelte:

„Ruth — gehen Sie zu ihr!“

„Ich gehe, Miß Fairthorne. Leben Sie wohl! Ich hatte immer gehofft, wir würden Sie oft sehen, weil Ruth Sie als Ihre beste Freundin betrachtet. Aber wie auch Ihre Beschäftigung sein möge, vergeffen Sie uns nicht. Und nun nochmals, leben Sie wohl und der Himmel segne Sie stets!“

Er war gegangen. Nie im Leben würde sie wieder sein Antlitz sehen, nie wieder die Stimme des Mannes hören, den sie liebte und um dessen willen sie so schwer gesündigt hatte. Aber sie hatte berent und alles wieder gut zu machen versucht. Im Herzen hatte sie kein Gefühl der Bitterkeit und doch als sie den Brief der Mutter-Oberin of St. Mary-Magdalen's Konvent in Crayminster mehrmals durchlas, weinte sie, als müsse ihr Herz brechen.

Während Constance Fairthorne so verzweiflungsvoll weinte, sangen und zwitscherten die Vögel in und um den Rosengarten und Ruth wanderte glücklich und zufrieden zwischen den Rosenbeeten umher. Er liebte sie! Was lag nun daran, daß sie zu arm waren, sich zu heiraten? Er liebte sie! Was schadete es, daß sie heute in die Welt hinaus mußte, um sich ihr Brot zu verdienen? Sie war sein und er liebte sie! Oh, wie schön schien doch die Sonne — wie süß dufteten die Rosen! —

Da plötzlich hörte sie Schritte — einen Schritt, den sie kannte — und der ihr Herz pochen machte. Näher und näher kam er und im nächsten Augenblick lag sie in Bertie's Armen und ihre Lippen fanden sich in einem langen, innigen Kuß.

„Mein Weib, wie konntest Du an mir zweifeln?“

„Verzeih mir!“

„Ich verzeihe dir, mein Liebling. Lange schon sehnte ich

mich danach, dir zu beweisen, daß ich dich nur wegen deiner selbst liebe. Laß die Vergangenheit ruhen, als sei sie nie gewesen! — Wir wollen von neuem anfangen. Ruth, willst du mein Weib werden?"

„Aber, Bertie, ich bin ganz mittellos und arm!“

„Ich habe genug. Sieh, Liebste — lies diesen Brief. Mein Vetter Banksfield bietet mir eine Zulage an — es ist zwar nicht viel, nur tausend Pfund jährlich. — Aber, mein Lieb, willst du mich trotzdem haben?"

„Mein Bertie, ich liebe dich!“

Und an diesem schönen Sommermorgen, während die Vögel jubilierten und die Rosen dufteten, weinte Miß Kane, die Erbin — Erbin einer ganzen Welt voll Liebe — heiße Freudentränen in den Armen ihres Geliebten.

Die feindlichen Bundesbrüder.

Novelle von A. v. Heydeck-Crone.

(Nachdruck verboten.)

Der Kommerzienrat Schwabinger war ein echter Bayer. Gemüthlich, äußerst rührig im Geschäft, teilnehmend und vorsorglich für seine Arbeiter, kurz alles in allem, was man einen tüchtigen Kerl nennt. Nur eine ganz bestimmte und eigentlich auch ganz unbegründete Abneigung hatte er, und das waren die Preußen. Der Name „Preuße“ wirkte auf ihn wie ein rotes Tuch auf den Trutbahn.

Seine Augen rollten, sein Gesicht rötete sich, und halb verächtlich, halb drohend hielt er jedesmal eine donnende Kampfredde gegen dieses verfluchte Land.

Wie er zu dieser Abneigung kam, wäre schwer zu erklären gewesen, denn ein sabbbarer Grund lag nicht vor. Er kannte Preußen nicht und außer zwei Berliner Arbeitern, die freilich recht nichtsnutzige Kerle waren, hatte er nie jemand vom Volke zu Gesicht bekommen. Die Abneigung war ihm angeboren, lag in seinem echten, bayerischen Blut, wie er selbst lachend sagte.

Und sonst war Schwabinger wirklich ein gemüthlicher Herr, aber freilich auch ein verwöhnter, dessen Meinung immer als die allein richtige galt. In dem kleinen fränkischen Landstädtchen, in dem seine großen Fabriken lagen, war er ein kleiner König. Viel heraus aus Niederndorf kam er nicht und so fand sich wenig Gelegenheit, seine Ansichten abzuschleifen und seine Gesichtspunkte zu erweitern.

In der Jugend hatte der Kommerzienrat ein paar Jahre im Auslande zwecks geschäftlicher Ausbildung verbracht, dann in München seine Frau kennen gelernt, geheiratet und sah nun seit 29 Jahren fest in seinem Städtchen. Außer ein bis zwei jährlichen Ausflügen herauf nach München und dem regelmäßigen Sommeraufenthalt in seiner Reichenhaller Villa gab es für ihn keine Reisen und Vergnügen. Sein Leben war tätig und freudereich, alles ging glatt nach Wunsch.

Die drei Kinder wuchsen und gediehen, wurden ebenfalls tüchtige, arbeitsame Menschen und nur einmal hatte sich eine leichte Wolke gezeigt, die freilich gerade den empfindlichsten Punkt des Kommerzienrats bedrohte.

Seine Frau mußte eine Kur in Wiesbaden gebrauchen. Viesla, die einzige Tochter, begleitete sie und faßte dort eine bedenkliche Zuneigung für einen preußischen Leutnant. Durch den energischen Widerspruch des Vaters kam es aber nicht zur Heirat und Viesla tröstete sich bald darauf mit einem echt bayerischen Gutsbesitzer, so daß sich alles harmonisch löste.

Diese Leutnantsgeschichte hatte aber Schwabingers Preußenhaß wieder stark geschürt.

Er hatte damals die schriftliche Werbung des Offiziers kurz und unliebenswürdig beantwortet und die Hand seiner Tochter rundweg verweigert. Sollte Viesla aber auf ihrem Willen beharren, so gäbe er seine Zulage und würde sie später enterben. Darauf zog sich der Freier zurück, da er selbst kein Vermögen besaß und durch die brüste Abweisung beleidigt war.

„Nun sieht man recht,“ sagte der alte Herr grimmig, „wie diese hungrigen, preußischen Leutnants sind. Wann's das Geld nicht kriag'n, nachher lassens das Mäd'el auch leichten Herzens laufen!“

Er bedachte dabei gar nicht, daß er selber seine liebe Frau auch nicht genommen hätte, wäre bei ihr das für seine Fabriken notwendige Kapital nicht vorhanden gewesen, und daß ein Leutnant ohne Zulage überhaupt nicht heiraten darf, auch wenn er noch so gern möchte.

Im Bunkte „Preußen“ hörte bei dem sonst so verständigen Manne jede Ueberlegung auf.

„Hungrige und arrogante Prozen san's, die alles besser wissen wollen und ihre Nas'n überall reinstechen müssen, wo sie nicht neingehört. Im Jahre 66 haben sie sich nicht geschämt, gegen uns blank zu ziehen und Anno 70 waren wir dann gerade gut und dumm genug, ihnen bei ihren Händeln mit den verfluchten Franzosen zu helfen. Nun ja, gut tat den Franzosen die Haue, zu der wir Bayern gründlich mitgeholfen haben. Es g'rent mich nimmer, daß ich damals dabei war. Schöne, glorreiche Tage sind's gewesen, die vergiht man sein Lebtag nicht! Aber wer steckte wieder den Gewinn von der ganzen Sache in die Tasche? Natürlich die habgierigen, superklugen Preußen. Der Bismarck, alles was wahr ist, der war ein großer Mann und hat auch darauf gehalten, daß unsere Selbständigkeit bewahrt blieb und unsere Rechte. Aber er war halt doch ein Preuße, und das ist stärker als alles.“

So fingen die Reden des Herrn Kommerzienrats meist an, und so endeten sie auch immer. Da gab es im Städtchen keinen, der dem Gesträngen gewagt hätte, zu widersprechen, alle waren Patrioten und meinten nicht anders denken zu dürfen oder öffentlich keine andere Ansicht zu haben.

Nun geschah es aber, daß sich Herr Schwabinger von einer Fahrt nach München so stark den Husten heimbrachte, daß er wochenlang zu Hause bleiben mußte. Die Sache wurde und wurde nicht besser, und daher schickte ihn eines Tages der Hausarzt nach der Riviera, weil der strenge „bayerische“ — heilige nicht etwa „deutsche“ — Winter für den Kranken und seine angegriffenen Atemungsorgane schädlich sei.

Zuerst witterte der Patient heftig gegen diesen Kuraufenthalt, wollte die behagliche Häuslichkeit, seine Stat- und Regatabelle im eigenen Heim nicht aufgeben, aber dann fügte er sich ins Unvermeidliche. Seine Frau mußte gerade zur Tochter auf Krankenpflege, und da er allein nicht reisen wollte, verschrieb er sich seinen ältesten Sohn, den Privatdozenten aus München, zur Gesellschaft.

Und nun waren sie schon 14 Tage an dem herrlichen Mittelmeer, an der Riviera Levante, im reizenden Santa Margherita.

„Nein, mein bester Sanitätsrat,“ sagte er dem alten Hausarzt, „Staubschluden kann ich zur Genüge, wenn ich auf unserer Niederndorfer Chaussee spazieren fahre, bloß, daß ich hier automobilistischer bin. Außerdem, was soll ich alter, einfacher Mann unter all den gepuderten Affen in Robeorten, wie Monte Carlo, Nizza und wie das Zeug's alles heißt. Und dann die Engländer dort! Die sind fast noch schlimmer als die Preußen. Ich bin sicher, daß mich dort vor Aerger der Schlag rühren würde, und das würde metner Kur und meinem Halbe sicher nicht gut tun.“ Er lachte bei diesen Worten herzlich, und der Arzt stimmte in das Lachen mit ein.

„Ja, der Ludwig mag mal rüber fahren und sich den ganzen Klimbim mit ansehen, aber mich, mich lassens aus damit. Ich will an einen ruhigen, stillen Fleck.“

Deshalb gingen Vater und Sohn nach dem kleinen Mageritha, und beide waren gleichmäßig zufrieden.

Der Junge machte sich nämlich auch nicht viel aus dem bunten Leben und Treiben der großen Welt, aber alle zwei waren große Naturfreunde und schwelgten in der an Ausflügen und Spaziergängen reichen Gegend. Jeden Tag entdeckten sie eine neue Schönheit und Ludwig, der junge Doktor, der zudem noch ein leidenschaftlicher Segler war, lag bei dem köstlichen, sonnigen Wetter die halben Tage auf dem Meere und fuhr bald nach Nervi, bald nach Sestri herunter.

Mit der Gesellschaft im Hotel hatten sich Vater, und Sohn gut angefreundet. Es waren fast nur Deutsche, wie meistens an der Levante, und merkwürdigerweise nicht ein Preuße darunter, sondern nur Württemberger, Badenser, Sachsen und noch ein paar Italiener und Oesterreicher. Auch von „Beefsteaks“, wie Schwabinger die gehafteten Engländer titulierte, war das Hotel Miramare ganz frei und so fühlte sich der Kommerzienrat äußerst behaglich.

Er war im stillen seinem Husten ganz dankbar, denn der allein hatte ihm zu dieser netten Reise verholfen. Wunderbar, daß er nicht früher auf Reisedenken gekommen war? Aber nun wollte er es öfters so machen und seine Frau auch mitnehmen. Er hatte wahrlich genug gearbeitet und konnte jetzt an den Genuß des Lebens denken. Sein Jüngster, der Luitpold, vertrat ihn sehr gut in der Fabrik, also brauchte er sich keine Geschäftsjorgen zu machen.

Ja, ja, sein Tischnachbar, der verstand zu leben, von dem konnte man etwas lernen!

Es war ein Pfälzer, der in jungen Jahren nach Amerika ausgewandert, dort sein Glück gemacht hatte. Nun führten seine beiden Söhne das Geschäft weiter, während er im alten Europa sein Leben genoss, solange er noch genussfähig war.

„Man ist schließlich nicht nur zum Arbeitspferd geboren,“ meinte Herr Bloye, und Schwabinger gab ihm recht.

Die beiden Herren schlossen sich immer mehr aneinander an. Den Kommerzienrat, dessen Mutter eine Pfälzerin gewesen, heimelte das unverfälschte Pfälzerdeutsch Boyes, das dieser trotz eines dreißigjährigen Aufenthaltes in der neuen Welt nicht verloren hatte, ungemein an. Zudem fabrizierten sie beide die gleichen Artikel und konnten manch wertvolle Erfahrung austauschen und dann, was ein Hauptpunkt war, hegten beide den gleichen Haß gegen Preußen.

Bei Bloye hatte dieser Haß freilich einen soliden Untergrund. Ein Preuße kam ihm mit einem Patentartikel zuvor auf den Markt und schnappte ihm damit ein Geschäft von fast einer halben Million vor der Nase weg.

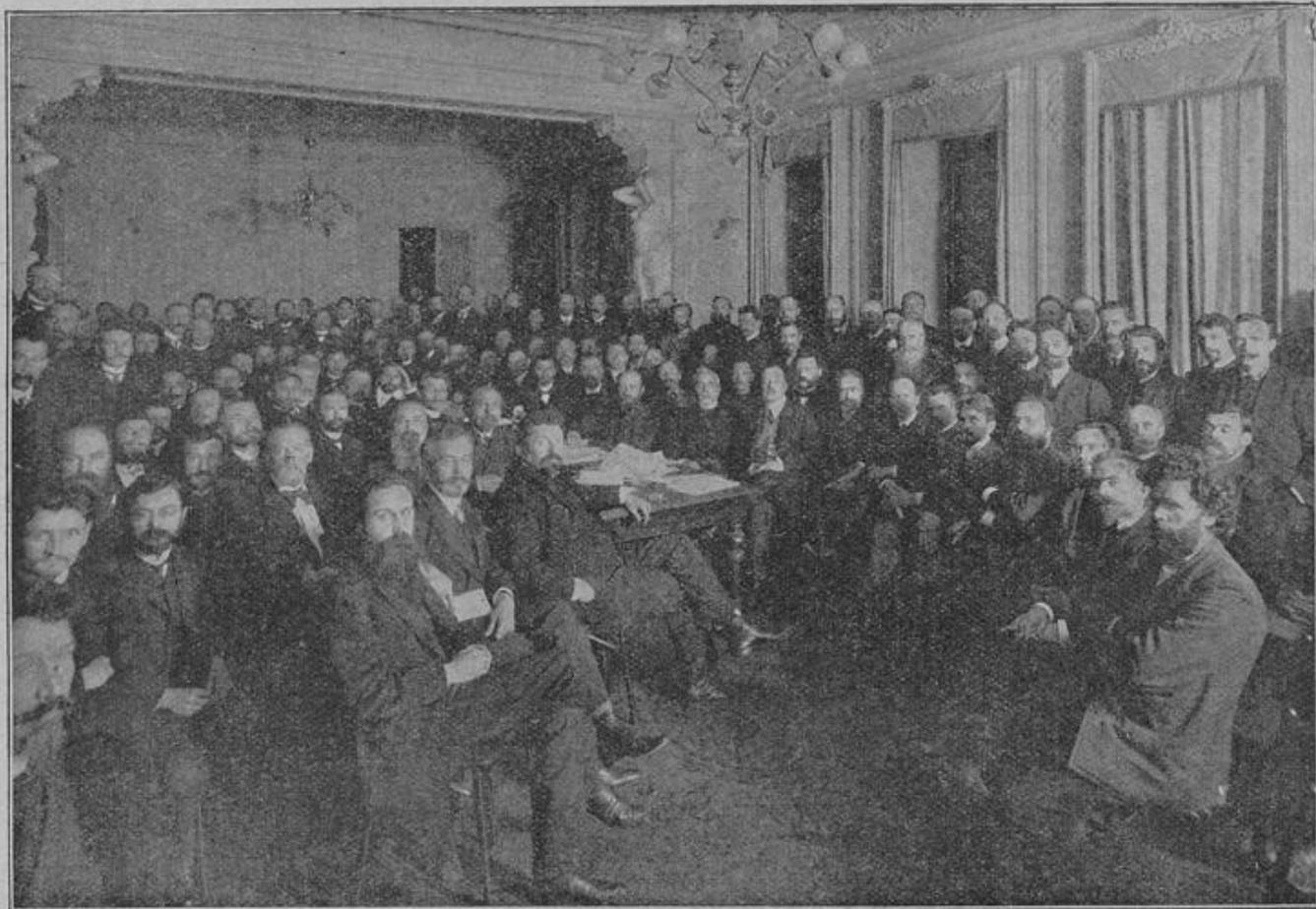
Das war eine greifbare Tatsache für aufgedünnten

„Ich lasse mich hängen,“ sagte der Kommerzienrat, auf der Terrasse des Hotels beständig hin und her wandelnd, „wenn das nicht Preußen sind. Sehen Sie nur die ganze, steife Haltung und diese hochmütige Miene, als ob unsereins nicht auch Gottes Geschöpf wäre. Na, das ist sicher ein Leutnant, sieht aus, als ob er einen Ladstod verschluckt hätte, und die Schnurrbartspitzen stechen ihm ja beinahe die Augen aus.“

Schwabinger drehte wütend an seinen eigenen Schnurrbartspitzen, die freilich einen gewaltigen Zug nach unten aufwiesen.

„Möchte nur wissen, wie solch ein Hungerleider hier zu uns nach Miramare kommt. Freilich, er ist ja verheiratet und in der Wahl ihrer Frauen haben sie eine merkwürdige Neigung für Goldfische. Die kleine Blonde wird wohl ordentlich für den Gemahl haben berappen müssen. Uebrigens ein niedliches Frauchen, schade um sie!“

„Aber, Vater,“ lachte nun Ludwig hell auf, „ich finde die junge Frau zwar auch entzückend, aber durchaus nicht bedauerndswert. Ich glaube sogar, daß sie mit ihrer schlech-



Die erste russische Duma auf der Anlagebank.

Haß, und Schwabinger und Bloye schwelgten ordentlich in der Verdammung alles Preußischen.

Schwabinger junior hörte oft belustigt den alten Herren zu. Er hatte, auf vielen Universitäten studierend, ganz andere Ansichten gewonnen als sein Vater, besah gute, norddeutsche Freunde und verkehrte auch in München viel mit Menschen, die hinter den schwarz-weißen Grenzpfählen geboren waren. Aber er hütete sich wohl, Einsprache gegen diese grimmen Reden zu erheben, denn das hieß Del ins Feuer gießen und er wußte, daß er eher einen Heiden bekehrte, als seinem Vater dies lächerliche Vorurteil abzugewöhnen.

Heute gab es eine besonders heftige Debatte. Gestern war das nette, österreichische Ehepaar abgereist, das so lange ihr Gegenüber an der Tafel gewesen, und die Plätze wurden sogleich von einem anderen Paar besetzt, mit dem man jetzt nach der dritten Mahlzeit noch nicht über eine steife Verbeugung hinausgekommen war.

teren Hälfte recht zufrieden ist. Sie macht einen äußerst glücklichen Eindruck.“

„Mußt sie ja recht genau betrachtet haben,“ knurrte der Vater brummig. „Dies verbitte ich mir, Du Schlingel! Fremder Leute Frauen und besonders die von preußischen Leutnants sind nichts für Dich.“

„Oho, einer Dirne schön' Gesicht, muß allgemein sein wie's Sonnenlicht!“ gab dieser lustig zur Antwort. „So singt unser Schiller, und ich glaube nicht, daß er hübsche Leutnantsfrauen davon ausgenommen hätte. Uebrigens wissen wir ja noch gar nicht, ob es wirklich ein Leutnant, und ob es wirklich ein Ehepaar ist.“

„Na, hör mal, anständig sehen die Leute immerhin aus, und ich wüßte wirklich nicht, in welchem Verhältnisse —“

„Sie haben ganz recht,“ unterbrach hier Bloye seine Rede, der schon lange darauf wartete, das Wort zu ergreifen. „Anständige Leute sind's, ein Ehepaar, und mit dem preußischen Leutnant haben wir uns ebenfalls nicht geirrt. Eben las

ich im Fremdenbuch nach. „Oberleutnant von Kessow aus Breslau, Eüher Sofie von Kessow.“

„Oberleutnant von Kessow aus Breslau,“ wiederholte der Kommerzienrat in grenzenloser Ueberraschung. „Wirklich von Kessow?“

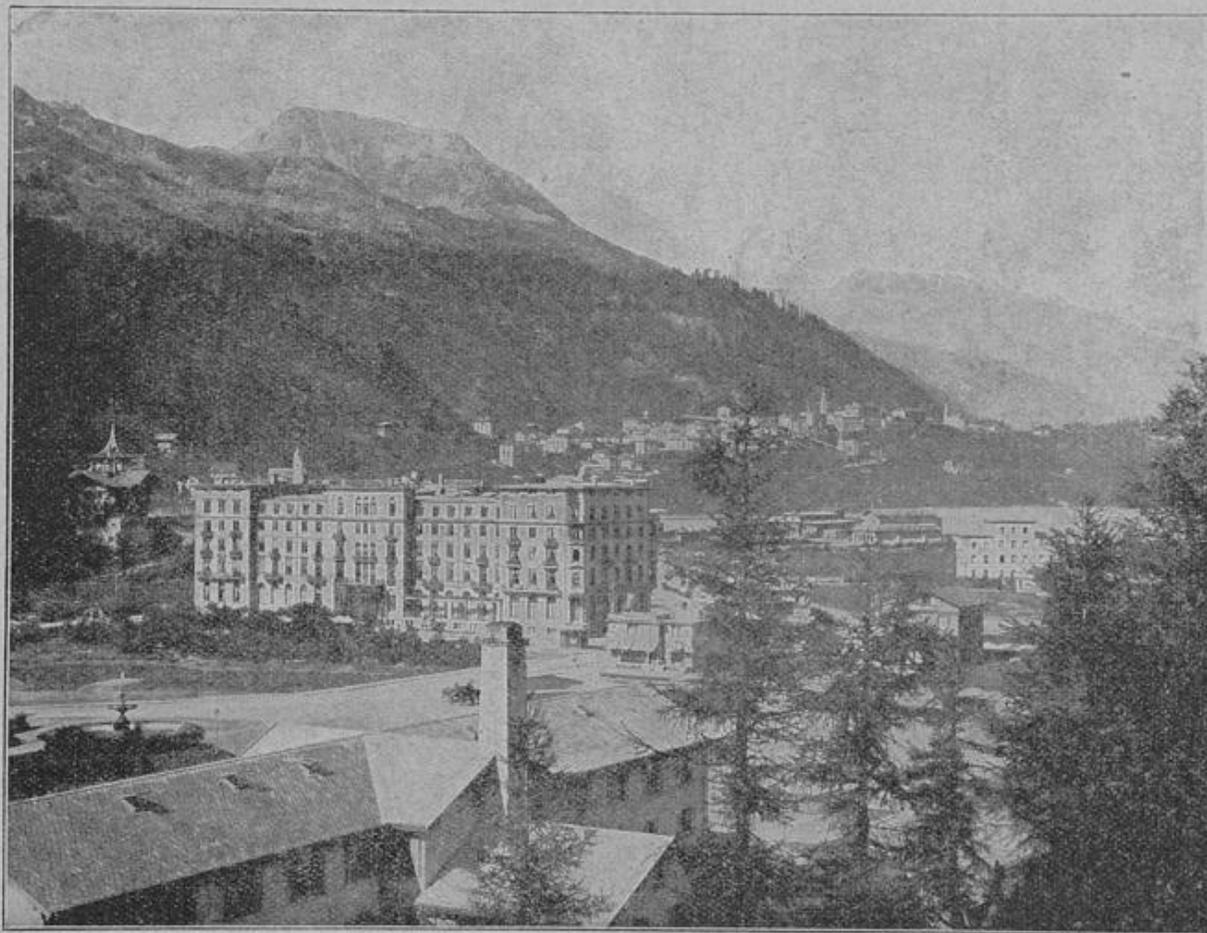
„Nun hören Sie mal,“ Bloyé klopfte ihm die Schultern, „lesen kann ich doch noch, besonders wenn's solch' eine schöne und deutliche Handschrift ist, wie dieser Herr Leutnant sie schreibt. Was ist's, kennen Sie das Paar?“

„Ja, nein“, Schwabinger fuhr sich nervös mit dem seidnen Taschentuch über die Glase, und auch sein Sohn zeigte eine merkwürdige Erregung.

„Das ist ja ein ganz fatales Zusammentreffen. Wissen Sie, daß dieser Herr von Kessow einst mein Schwiegersohn werden wollte? Ich erzählte Ihnen ja von der törichten Geschmackverirrung meiner Tochter. Natürlich ist der Mensch Luft für uns. Ich hätte mit diesen Preußen sowieso nicht angehandelt, aber unter diesen Umständen ist auch der geringste Verkehr ausgeschlossen.“

Der Doktor lächelte freundlich.

„Lieber Vater, rege Dich nicht unnötig auf, Du machst da wirklich viel Lärm um nichts. Was ist denn nun eigentlich dabei, wenn ich mit einem preussischen Leutnant ein paar gleichgültige Worte rede? Daß dieser besagte Leutnant mal zufälligerweise meine Schwester heiraten wollte, macht die Sache durchaus nicht verwickelter. Diese ist damals nicht an unglücklicher Liebe und gebrochenem Herzen gestorben, sondern hat sich mit ihrem Gustav recht bald und gut getröstet und dieselbe angenehme Tatsache können wir bei der Gegenpartei feststellen. Es liegt wirklich kein Grund zur Feindschaft vor. Um ja, es war mir heute morgen auch nicht ganz angenehm, als ich das Paar unterwegs traf und Herr von Kessow mich um den Weg nach San Lorenzo fragte. Ich mußte ihm aber doch die gewünschte Auskunft geben, und da es zufälligerweise auch mein Weg war, gingen wir die halbe Stunde zusammen und haben uns recht angenehm unterhalten. In San Lorenzo verabschiedete ich mich und bin noch bis Aupa gewandert. Himmlisch ist's da oben und der Blick



St. Moriz (Engadin.)

Um so mehr wunderte sich Schwabinger, als er am andern Mittag bei der Colazione sein Sohn mit dem jungen Ehepaar ein paar freundliche Worte wechselte, die sich zu einer angeregten Unterhaltung weiter spannen. Vergeblich suchte er ihn davon abzulenken, sein Mißfallen durch Blicke und Geberden auszudrücken, Ludwig blieb unberührt von allem. Ab und zu ein freundliches „Ja wohl, lieber Papa!“, eine flüchtige Antwort und dann ging das Sprechen nach drüber weiter.

Der alte Herr kochte vor Wut, und kaum war die Mahlzeit beendet, und Vater und Sohn eben im Zimmer angekommen, so stellte ersterer Ludwig heftig zur Rede.

„Wie kannst Du Dich mit diesen Leuten einlassen, wo Du weißt, wie unangenehm mir die ganze Nation ist. Und nun gar in diesem Falle mit jenem Mitgiftjäger, der Deine Schwester einjagen wollte und sich jetzt nach all der großen Liebe recht bald mit einer anderen guten Partie getröstet hat. Der Mensch darf einfach für uns nicht vorhanden sein.“

aus dem Tunnel wirklich überwältigend; wenn man die Klüfte bis Nervi herunter so im leuchtenden Sonnenschein vor sich liegen sieht. Du mußt in den nächsten Tagen mitkommen, Du wirst Deine Freude daran haben.“

„Nun bringe mich nicht von dem Thema ab,“ unterbrach der Kommerzienrat die Schilderung. „Ich wünsche also ein für allemal nicht, daß Du diesen Umgang fortsetzest. Heute vormittag ließ sich ja nicht ausweichen, aber sonst ist mir jede Annäherung unangenehm, und wenn der Mensch einigermaßen Anstand hat, wird auch er die Bekanntschaft nicht forsetzen, sobald er weiß, wer Du bist.“

Diese letztere Vermutung erwies sich als richtig. Kessows mußten inzwischen den Namen der beiden Herren erfahren haben, denn abends beim Franzo zeigten sie etue deutliche Zurückhaltung und wechselten nur die notwendigsten Höflichkeitsförmlichkeiten mit dem Doktor. — Ludwig bedauerte dies sehr. Die Leute waren ihm nach der kurzen Bekanntschaft wirklich sympathisch gewesen, besonders die zarte, blonde Frau hatte es ihm angetan, und er hatte sich über diesen Anschluß sehr

gefreut. Außerdem wäre es ihm ein großer Spaß gewesen, seinen alten Herrn so ganz allmählich mit in die Unterhaltung zu ziehen und in sein törichtes Vorurteil Fresche zu schießen durch den Verkehr mit diesem lebenswürdigen Paare.

Was nicht ging ging, ging aber nicht. Er machte also wieder morgens die Fustouren mit seinem Vater und Bloye und segelte nachmittags, während die beiden Alten mit einem badischen Rechtsanwalt auf der Terrasse ihren Skat spielten.

Heute morgen war der junge Mann allein nach Korosino gegangen, um auf dem Wege dorthin von der weißblühenden Erica zu pflücken, die beinahe Baumhöhe erreichte.

Der Vater wollte zu Hause Briefe schreiben, aber die Sonne lachte und lockte so zwingend ins Zimmer hinein, daß der Kommerzienrat ihr nicht widerstehen konnte. Er war doch schließlich nicht zum Briesschreiben, sondern zum Herumbummeln hier, und schnell entschlossen ging er ins Freie. Er stieg gleich hinter dem Hotel in die Berge hinein, an einzelnen kleinen Villen und Bauernhäusern vorüber, auf dem hart gepflasterten Weg, der sein steter Verrger war. Oben, wo sich die Straßen teilten, blieb Schwabinger ein Weilchen atemholend und überlegend stehen. Rechts ging es nach San Ambrogio, links nach der Cervara, wo sollte er hin? Er entschloß sich für letzteres, vielleicht traf er dort auch seinen Sohn.

Es ging jetzt wieder gemächlich auf ebener Erde, und der alte Herr freute sich so recht des blauen Himmels und des noch blauerer Meeres und war mit einem Male seit langer Zeit mit sich und der Welt zufrieden. Und nun bei der Wegbiegung lag plötzlich die Cervara vor ihm, das alte Benediktinerkloster, in dem König Franz der Erste nach der Schlacht von Pavia als Gefangener Karls des Fünften saß. Klar und scharf hoben sich die zackigen Türme und Spizen von dem lichten, sonnigen Himmel und die einzige, hohe Palme im Klostergarten gab dem Bilde ein fast orientalisches Gepräge.

Nach dem Meere zu stürzt der Felsen, auf dem das Kloster liegt, ziemlich steil hinab und unten im Wasser ragt eine eigentümlich geformte Klippe auf, die der Volksmund die Sphing nennt und an deren hartem Gestein die blauen Wogen vergeblich branden. Sie werden ihrer nicht Herr.

Schwabinger stand lange bewundernd still vor dem entzückenden fremdartigen Bilde, und auch beim Weiterstreiten konnte er den Blick nicht davon abwenden. So kam es, daß er den Weg nicht beachtete und plötzlich auf dem glitschigen Schieferboden ausrutschte und mit dem Fuße umknickte. Er fühlte einen heftigen Schmerz und glaubte im ersten Moment, den Knöchel gebrochen zu haben. Vorsichtig fühlte und probierte er an dem Knochen herum, aber es schien alles heil und ganz, nur der heftige Schmerz zwang ihn, sich an den Wegrand zu setzen.

Zuerst wartete der Kommerzienrat ganz ruhig und geduldig. Die Schmerzen ließen wirklich nach, wurden aber beim Auftreten wieder so heftig, daß der Verunglückte sich nicht von der Stelle rühren konnte.

Die Sache begann etwas ungemütlich zu werden. Kein Mensch war bisher auf dem Wege gegangen, und die paar armeneligen Hütten, die auf den Abhängen lagen, schienen unbewohnt zu sein. Mit den Schiffen unten auf dem Wasser konnte er sich nicht in Verbindung setzen, da die Entfernung zu weit war, um seine Stimme zu hören oder sein Taschentuchschwenken als ein Notsignal zu betrachten. Was hätte er ihnen auch zuzurufen sollen, da seine italienischen Kenntnisse sich auf drei Broden beschränkten. „Birra“, was er als guter Bayer zuerst gelernt hatte, „quanto costa“ und „non voglio“.

Auf keinen dieser Ausdrücke, auch wenn sie ihn verstanden hätten, wäre wohl jemand zur Hilfe herbeigeeilt. Er mußte eben warten, und das war schwer, sehr schwer für den nicht gerade geduldrigen Herrn.

Die bisher so bewunderte Aussicht erchien ihm auf einmal wenig verlockend, und er verspürte urplötzlich eine brennende Sehnsucht nach seinem schönen Bayern, in dem die Wege nicht so voll schlüpfriger Steine liegen und wo ein ehrlicher Christenmensch doch versteht, wenn man ein Wort mit ihm redet.

In diesen erbaulichen Betrachtungen mochte Schwabinger beinahe eine Stunde verbracht haben, als er plötzlich Schritte hörte und menschliche Laute an sein Ohr schlugen.

Deutsche Laute! Wenn sein Fuß es erlaubte hätte, wäre er vor Freude in die Luft gesprungen, so aber beugte er sich nur weit und begierig vor. Aber seine Freude belam einen kleinen Dämpfer, als er den Leutnant mit seiner Frau erkannte. Doch der Teufel frißt ja bekanntlich in der Not liegen. Warum sollte ein bayerischer Kommerzienrat in der Not nicht auch einen preussischen Leutnant beglückt als Retter anblicken?

Das junge Paar wollte höflich grüßend vorübergehen, als Schwabinger sie ansprach und seinen Unfall mitteilte.

„Ich möchte Sie jetzt nur bitten,“ schloß er seine Rede, „mir aus Margherita Hilfe zu schicken, denn ich kann mich nicht bewegen.“

„Dürfte ich erst mal den Knöchel sehen?“ fragte Herr von Nesselwiesens. „Ich habe als Offizier etwas Erfahrung in solchen Dingen, vielleicht ist es gar nicht so schlimm und wir können Ihnen sogleich von hier forthelfen.“

Behutsam entfernte er Schuh und Strumpf und besühlte den inzwischen geschwollenen und geröteten Fuß.

„Es ist, wie ich dachte, eine leichte Verstauchung. Wir machen einen kalten Umschlag und ich hoffe, daß Sie dann mit unserer Hilfe herunter nach der Chaussee kommen. Von da besorge ich leicht einen Wagen zur Heimfahrt. Darf ich um Ihr Taschentuch bitten? Glücklicherweise ist ja hier ein kleines Quälchen, daß wir einen kalten Umschlag machen können.“

Er nahm das Tuch, faltete es und tauchte es ins Wasser. Nachdem er es sorgsam ausgedrückt hatte, legte er es auf die geschwollene Stelle.

„So, Sia,“ wendete er sich an die junge Frau, „halte mal die Kompresse, ich will mein Verbandszug herausnehmen, da können wir den Knöchel mit der Binde wideln.“

Der Kommerzienrat blickte Nesselwiesens erstaunt an, als er sein kleines Necessaire aus der Rocktasche holte.

„Das haben Sie alles bei sich? Nein, wie praktisch!“

„Hm,“ lachte sein Helfer, „der Soldat muß an alles denken. Ich bin daran gewöhnt, besonders seit dem Chinafeldzug, ich gehe eigentlich nie ohne Verbandszug aus. Es freut mich ungemein, daß ich Ihnen damit gelegen gekommen bin.“

Er hatte bei diesen Worten die Binde geschickt umgewickelt, mit einer Sicherheitsnadel befestigt und den Strumpf wieder übergezogen.

„Mit dem Schuh ist leider nichts zu machen, den müssen wir schon in die Hand nehmen. So, wollen Sie sich jetzt auf mich stützen, und Du, Sia, sei so gut und reiche dem Herrn Deinen linken Arm.“

Schwabinger sträubte sich erst dagegen.

„Ich kann die gnädige Frau doch nicht so stark in Anspruch nehmen. Bedenken Sie, meine 180 Pfund sind nichts für solch zarte Arme.“

Die junge Dame lächelte freundlich.

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein. Ich bin ganz gut als Stütze zu gebrauchen, ich habe Übung darin.“

„Also, eins, zwei, drei,“ kommandierte ihr Mann, und der Zug setzte sich in Bewegung.

„Das geht ja prächtig!“ lobte er dann, und wirklich gelang es der geschickten Führung der jungen Leute, den alten Herrn ohne zu große Schmerzen nach der zehn Minuten weiter unten liegenden Chaussee zu bringen.

Hier wurde er auf eine Bank gesetzt, und Nesselwiesens ging nach einem Wagen aus, während Esther Sofie bei dem Patienten blieb.

Der wollte sie durchaus nicht behalten, da er schon sowieso genügend störend auf ihren Spaziergang gewirkt habe, aber sie lachte ihn einfach aus.

„So leicht werden Sie mich nun nicht los, und was denken Sie eigentlich von mir? Wäre das menschenfreundlich, Sie hier allein zu lassen, wo Sie sich nicht bewegen können? Nach nur siz, Hans Wolf, daß Du einen Wagen triffst, damit unser armer Findling,“ sie sah den Kommerzienrat schelmisch an, „nicht zu lange auf dieser harten Marterbank sitzen muß. Die bietet selbst für gesunde Leute wenig Reiz, was die Bequemlichkeit anbetrifft.“

Und dann plauderte sie so lebenswürdig und unbefangenen, daß Schwabinger ganz die verwünschte Preuzin vergaß, und fast bedauerte, als der Leutnant sehr bald mit einem Wagen erschien.

„Ich hatte Glück,“ sagte er, „daß ich das leere Fuhrwerk bei den Bedalen traf. Jetzt schnell in den Wagen, ich habe den Kutscher schon über alles verständigt, und er fährt vom Hotel gleich einen Doktor holen.“

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen für Ihre Lebenswürdigkeit und Umsicht danken soll,“ entgegnete der alte Herr.

„Aber das war ja nur Menschenpflicht, ganz einfach und selbstverständlich. Erlauben Sie, daß wir uns jetzt verabschieden und später nach Ihrem Befinden erkundigen. Nein, danke, wir fahren nicht mit,“ wehrte Nesselwiesens die Einladung, in den Wagen zu steigen, ab. „Sie sollen bequem sitzen und den Fuß hochhalten. Also auf Wiedersehen!“

Wie der herbeigerufene Arzt bestätigte, handelte es sich um eine leichte Verstauchung des Knöchels, die bei ruhigem Ver-

halten bald gehoben sein würde. Es war ja kein angenehmer Zwischenfall, aber der Kommerzienrat konnte doch froh sein, daß die Sache nicht schlimmer verlaufen.

Desto unangenehmer war ihm die Hilfe des jungen Baarres. Er wußte nicht recht, wie er sich dazu verhalten sollte. So viel sah er selber ein, daß er seine vorherige Zurückhaltung nicht beibehalten durfte, und es wäre ja alles gegangen, wenn nicht die gewesene Liebesgeschichte und Werbung dazwischen gestanden hätte. Er konnte sich doch unmöglich mit dem Leutnant darüber aussprechen und das ganze totschweigen — hm, das war auch so 'ne Sache.

Sein Sohn riet ihm unbedenklich zu letzterem. „Du wirst sehen, daß es auch Herrn von Resjow das Liebste ist, denn was solltet ihr schließlich darüber reden? Verkehrt mit einander, wie ein paar Fremde, die sich eben kennen gelernt haben. Das entspricht eigentlich den Tatsachen, und damit ist für Dich und ihn jede Peinlichkeit genommen.“

Beim gemeinsamen Essen hatte sich Ludwig sehr herzlich für die dem Vater geleistete Hilfe bedankt und war mit Resjow wieder in eine lebhaftere Unterhaltung gekommen, an der nun diesmal auch Herr Bloyé beteiligte. Erst etwas gezwungen, dann aber angeregter werdend, da Herr von Resjow ein paar sehr interessante Fragen nach Amerika stellte und damit die Schleißen der Bloyéschen Beredsamkeit entseßelt hatte.

So kam es, daß nach Schluß der Tafel die vier Personen noch zusammen auf die Terrasse gingen und dort einen Kaffee bestellten. Während der Leutnant eifrig den Schilderungen des Amerikaners zuhörte, unterhielt sich Ludwig mit der jungen Frau. Diese bewunderte lebhaft die herrlichen, weißen Erifabiische, die auf dem Tische lagen und wollte auch solche pflücken gehen.

„Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, zeige ich Ihnen morgen den Weg. Ich will selber nochmals sammeln gehen und zudem ist der Weg ganz wundervoll. Man biegt bald hinter Parappi von der Landstraße auf einen Fußpfad ab und hat nachher von dort oben den schönsten Blick auf Portofino, da man hinter dem Vorgebirge wieder das Meer auftauchen sieht.“

„Ach ja, da wäre ich Ihnen sehr dankbar! Aber bitte, Herr Doktor, nennen Sie mich nicht gnädige Frau“. Eithier Sofie errötete leicht, „ich bin nicht verheiratet. Hans Wolf ist mein Bruder. Ich habe den Irrtum bisher nicht aufgeklärt, da es wirklich für ein Table d'hôtegespräch nicht von Belang ist, wie die Familienverhältnisse liegen. Nun möchte ich doch nicht länger unter falscher Flagge segeln.“

Den Doktor überließ bei dieser Aufklärung ein sehr angenehmes Gefühl. Er konnte sich selber nicht darüber Rechenschaft geben, aber es war ihm lieb, unendlich lieb, daß dies reizende Geschöpf noch unverheiratet war. Wenn er sie betrachtete, wie sie so schlank und zart ihm gegenüber saß, mit den lichtblonden Scheiteln und den schelmischen braunen Kinderaugen, dann dünkte es ihn auch geradezu unverantwortlich, daß solch junges Ding schon die Ehefesseln tragen könne. Die sollte nur noch lange ihr Leben genießen und sich ihre Freiheit bewahren. Schluß folgt.



Großherzog Ferdinand IV. von Toskana †.

Für die Frauenwelt.

Hausfrauen.

Wenn es als eine erkannte Wahrheit feststeht, daß viele große Männer ihre Erziehung einzig ihren Müttern verdanken, so ist es darum nicht weniger wahr, nur weit weniger schmeichelhaft, daß viele eigensinnige, selbstjüchtige Ehemänner ebenfalls von ihren Müttern mit diesen lebenswürdigen Eigenschaften ausgestattet werden, und daß die Mütter weit eher geneigt sind, die Söhne als die Töchter zu verzeihen. Man hat in vielen Familien und in vollem Rechte das Prinzip, die Töchter zur Selbstverleugnung und zum Nachgeben zu gewöhnen, eingedenk ihrer Lebensstellung, welche ja vom Weibe eine ununterbrochene Übung dieser Tugend erheischt. Dieser Grundsatz, und wir können es nicht verhehlen, eine gewisse Bevorzugung der Knaben, bestimmt die Mütter gar zu häufig, die Schwestern den Brüdern auf eine Weise unterzuordnen, welche nicht ohne die nachteiligsten Folgen auf den Charakter der letzteren bleiben kann. In allen Fällen, wo Differenzen entstehen, wo es sich um Aufopferung, eine Verzichtleistung handelt, heißt es stets: „Bedenke, er ist ja dein Bruder!“ Das kleine weiche Herz, obgleich es sich zuweilen unter dem Gefühl des erlittenen Unrechts zusammenkrampft, kann einer solchen Mahnung nicht widerstehen, es gibt nach; der Bruder aber, an den eine solche Aufforderung niemals gerichtet wird, gewöhnt sich gar bald, sich als der Schwester weit überlegen zu betrachten, alles, was sie ihm zu Liebe tut, als einen gebührenden Tribut hinzunehmen, wofür er weder dankbar sein, noch sich durch ähnliche Aufmerksamkeiten erkenntlich zeigen muß. Er benutzte ohne Umstände alle Bücher, alles Spielzeug der Schwester, verdirbt ihre sorgfältig gehüteten Schätze, ohne daß sie sich dagegen aufzulehnen wagt; aber wehe ihr, wenn sie sich einmal einfallen läßt, etwas ihm als Eigentum zugehöriges zu berühren. Ihm gehört die ganze Kinderstube, die Schwester muß sich mit ihren Puppen in der bescheidensten Ecke einrichten und ist auch dort nicht ungestört, wenn es dem Bruder und dessen Gefährten gerade einfällt, bis dahin ihren Tummelplatz auszubehnen. Wie es der Knabe begonnen, so setzt es der Jüngling fort. Die Schwester ist seine Dienerin, die jeden seiner Wünsche erfüllen, sich nach allen seinen Launen richten muß, die dagegen von ihm nicht die geringste Gefälligkeit erwarten kann. Sie muß für ihn plätten und nähen, in jeder Hinsicht für seine Bequemlichkeit sorgen; hat sie aber einmal ein Anliegen, wünscht sie seine Begleitung des Abends, so ist er gewiß verhindert, und läßt er sich wirklich einmal zu einer kleinen Hilfeleistung herbei, so betrachtet er sie als eine gar nicht genug zu schätzende Gnade. Solche Familien, wo keine Gegenseitigkeit der Freundlichkeit und Gefälligkeit herrscht, sind die Pflanzstätte der Hausfrauen und Egoisten. Mit welchen Ansichten von seiner eigenen Wichtigkeit tritt ein so erzogener junger Mann in die Ehe, wenn sein Egoismus ihn überhaupt eine solche schließen läßt. Nur zu bald erkennt die Frau zu ihrem großen Schrecken, daß in ihrem Ehestandsexempel ihr Gatte sie allein für die darauf folgenden Nullen ansieht. Wie oft muß sie hören, wie es doch ganz anders gewesen, ehe er sich verheiratete. Zu Hause locht man ihm seine Lieblings Speisen mundrecht, zu Hause nur gab man seinen Krügen die rechte Steifheit, zu Hause riß nie ein Band, fehlte nie ein Knopf, zu Hause wußte man nur für Behaglichkeit zu sorgen, alle Unannehmlichkeiten von ihm ferne zu halten. Täglich entdeckt er neue Unannehmlichkeiten, die er in der alten Heimat besessen, in der neuen entbehren muß, und unterhält er die arme Frau, welche trotz des redlichsten Willens und der unablässigen Bemühungen ihm nichts recht machen kann, so unausgesetzt davon, daß sie endlich des Wunsches sich nicht erwehren kann, er möchte diese vorzügliche Familie nicht verlassen, sie der übrigen nicht entrisßen haben.

Wir glauben wohl annehmen zu dürfen, daß die Abneigung, welche man so häufig bei Schwiegertöchtern gegen Schwiegermütter findet, ihren Grund in dem Gefühl hat, daß ihnen von diesen ein großes Unrecht zugefügt worden. Die Mutter, welcher die Erziehung eines Sohnes obliegt, sollte, wenn sie auch aus Schwäche oder Prinzip die eigenen Töchter dessen Willkür preisgibt, doch Rücksicht nehmen auf die Frau, welche er einst heimführt. Sie sollte sich das Kind vergegenwärtigen, welches jetzt noch sorglos und fröhlich spielt, nicht ahnend, welches Schicksal seiner wartet, und dann sich das Loß vor Augen stellen, welches sie diesem armen jungen Wesen bereitet. Es könnte wahrlich nicht schaden, wenn Mütter sich öfter die Frage vorlegten, welche Art von Gatten sie wohl an ihren Söhnen erziehen? Eine ernste und gewissenhafte Beantwortung derselben dürfte sicher zu einer bedeutenden Verminderung der „Hausfrauen“ beitragen. R. Friedrich.



Unsere Bilder.



— Tiflis (Vergl. das Bild S. 49), die Kaukasusstadt, ist ein Brutherd der russischen Aufruhr-Gewalttätigkeiten. Noch immer nicht können sich die Revolutionäre im russischen Reiche beruhigen und im Gebiete des Kaukasus finden noch immer Ausbrüche statt. Ein besonders heftiger Gewaltstreich wurde kürzlich in Tiflis verübt, wobei mehrere hundert Personen, darunter viele unschuldige Frauen und Kinder, von drei armenischen Vandenführern aus der Stadt Schucha hingerichtet wurden. Am nächsten Tage wurde die Stadt Schucha von den Vandenführern fast zerstört. Die Läden der Kaufleute, welche den Eingang verbarrikadiert hatten, wurden durch Dynamit gesprengt und alsdann geplündert.

— Die erste russische Duma auf der Anklagebank. (Vergl. das Bild Seite 52.) Nach der Auflösung der ersten russischen Duma durch ein Manifest des Zaren flüchtete die Mehrheit der Abgeordneten nach Wiborg in Finnland. Sie erließen von dort aus einen Aufruf, in dem sie das russische Volk auf forderten, der russischen Regierung Steuern und Rekruten zu verweigern. Nunmehr wurden 167 Mitglieder der ersten russischen Reichsduma, unter ihnen der Präsident Mur om z e w, wegen Unterzeichnung des Wiborger Aufrufs in St. Petersburg vor Gericht gezogen und zu je drei Monaten Gefängnis verurteilt. Für die russischen Zustände ist dieser Vorgang bezeichnend.

— St. Moriz im Engadin (Schweiz). (Vergl. das Bild Seite 53) war während der Winterportzeit der Aufenthaltsort des deutschen Kronprinzenpaares, des österreichischen Thronfolgers und anderer Fürstlichkeiten. Den Abschluß der zu Ehren der hohen Gäste veranstalteten Sportvergnügungen bildete eine äußerst gelungene und originelle Eis-Gymkhana mit Wettfahren auf Schneeschuhen und Schlittschuhvorspann.

— Großherzog Ferdinand IV. von Toskana, (Vergl. das Bild Seite 55), der im 73. Lebensjahre in Salzburg gestorben ist, war in erster kinderloser Ehe mit Prinzessin Anna von Sachsen, vermählt, die 1859 nach dreijähriger Ehe, erst 23 Jahre alt, starb. In zweiter Ehe vermählte er sich im Jahre 1868 mit Alice Prinzessin Bourbon von Parma. Aus dieser Ehe gingen acht Kinder hervor. Der älteste Sohn des Großherzogs, Erzherzog Leopold, legte bekanntlich den Titel eines Erzherzogs ab und führt den bürgerlichen Namen Leopold Wölfling, so daß sein nächstgeborener Bruder, Erzherzog Josef Ferdinand, in die Rechte des Erstgeborenen tritt. Die jüngste Tochter des Großherzogs, Erzherzogin Agnes Maria Theresia, steht erst im siebzehnten Lebensjahre. Ein jüngerer Bruder des Großherzogs war der ehemalige Erzherzog Johann Nepomuk Salvator, der im Jahre 1889 den bürgerlichen Namen Johann Orth annahm und bald darauf eine Weltumsegelung antrat, von der er nicht mehr zurückkehrte. Veinabe ein halbes Jahrhundert hat der jetzt verstorbene Großherzog Ferdinand von Toskana im selbstgewählten Exil in Oesterreich gelebt, nachdem er im Jahre 1860 durch die Vereinigung des in Mittelitalien gelegenen Großherzogtums Toskana mit dem oberitalienischen Königreich Sardinien den Thron seiner Väter verloren hatte. Nach seiner Aufnahme in die österreichische Armee nahm Großherzog Ferdinand in Salzburg seinen Wohnsitz, wo er jetzt gestorben ist.



Zur Unterhaltung.



— **Kain.** Zahnarzt: „Ich will die schlechten Zähne herausnehmen und Ihnen dafür ein ganz neues Gebiß machen.“
— Dame: „Muß ich da noch etwas bezahlen?“

— **Die Bescheidene.** „Es ist mir angenehm, liebe Titi, daß Sie mein Cadeau so freundlich aufgenommen haben.“
— „Sie wissen ja, Herr Baron, ich gehöre zu jenen Naturen, die sich über jede Kleinigkeit freuen!“

— **Aus der Rechenstunde.** Lehrer: „Seppel, sag' mir einmal, was ist fünf Zehntel?“ — Seppel (Sohn eines Wirtes): „Das ist dem Herrn Lehrer sein Stammglas!“

— **Ein unüberwindliches Hindernis.** „Was ist denn aus ihrem „Frauen-Debattierklub“ geworden?“
— „Ach, der hat sich schon längst aufgelöst. Wissen Sie, Frau Kenweib, wir konnten absolut kein Mitglied finden, welches die Stelle als Präsidentin annahm, denn keine wollte still sein, während wir anderen redeten!“



Rätsellecke.



Bezierbild.



So Kinder, jetzt haben wir den schönen Schmetterling! Nein, Papa, eben ist er fortgeflogen. Wirklich? Ja, da ist er ja! — Aber wo denn?

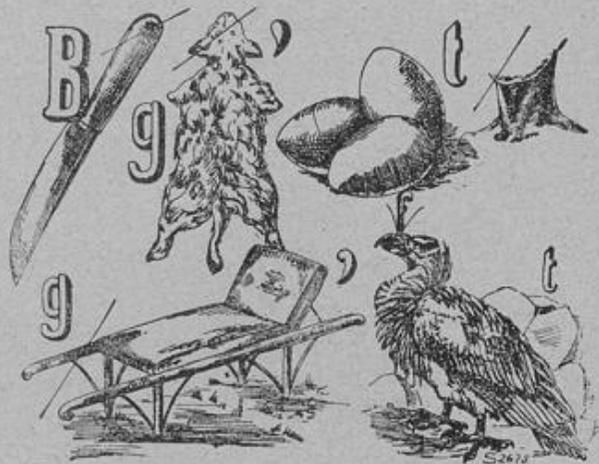
Arithmogriph.

1	2	3	4	5	6	Stadt in der Schweiz.
2	5	6	4			Gefäß.
3	2	1	2			afrikanisches Volk.
4	2	1	4			Vogel.
5	2	6	4			Schriftzeichen.
6	4	5	3			Belzwerk.

Charade.

Das Wörtchen, das die beiden ersten nennen, lernt schon ein jeder auf der Schulbank kennen; Doch macht es manchem später noch Verdraß, Weil er, will er es brauchen, denken muß. Die dritte Silbe gibt ein Wort uns an, Das eine Fierbe ist für jeden Mann. Das ganze wird im Sprichwort oft genannt, Das sicher viele schon als wahr erkannt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Stab — Staub.
Wechsel-Rätsel: Ceuta — Deut.
Rebus: Verne leiden ohne zu klagen.



Die feindlichen Bundesbrüder.

Novelle von A. v. Heybed - Erone.

(Fortsetzung statt Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Ach, das ist gut!“ entfuhr es ihm unwillkürlich, und das junge Mädchen sah ihn erstaunt an. „Ich meine nämlich mit dem Heiraten,“ verbesserte er sich etwas verlegen, „dann man nie lange genug warten. Ich habe Sie, gnädiges Fräulein, offen gestanden, ein bißchen bedauert.“

Esther Sophie lachte.

„Sieht mein Hans Wolf wie ein gestrenger Herr aus?“

„Nein, das könnte man eigentlich nicht sagen,“ gab er nun auch lachend zur Antwort. „Aber freier und lustiger ist man doch ungebunden.“

„Ja“ sie sah ihn voll und überzeugt an, „das habe ich bis jetzt auch empfunden und gedenke es noch lange auszunützen, denn ich habe viel nachzuholen. Doch davon ein andermal.“ Sie warf den Kopf zurück, als ob sie damit eine Wolke trüber Gedanken wegschieben wollte. „Aber dankbar bin ich meinem Bruder, daß er mir so schön die Welt zeigt. Eigentlich hatte es ja einen traurigen Anlaß, denn ohne einen halben Leichenstein bekommt kein

preussischer Leutnant solch langen Urlaub. Hans Wolf hatte im Herbst eine schwere Lungen- und Rippenfellentzündung, von der er sich nur langsam erholte. Glücklicherweise sind wir Messow's ja Unkraut, das nicht so leicht vergeht, also er wurde gesund, aber doch nicht dienstfähig. Deshalb bekam er einen viermonatigen Urlaub, und wir fuhren von Berlin in einem Zuge nach Palermo. Ach, da unten war es herrlich! Wissen Sie, ich habe ja bisher noch keinen Schritt über Norddeutschland herausgetan, und nun war ich mit einem Schläge mitten in dem sonnigen Süden.“

Sie hielt hochaufatmend und mit glänzenden Augen inne und fuhr dann nach einer kleinen Pause fort. „Es kam mir wie ein Märchen vor. Meinem Bruder ging es von Tag zu Tag besser, und dadurch wurden wir natürlich von

Tag zu Tag übermütiger. Eines schönen Morgens setzten wir uns dann aufs Schiff, es war ein schreckliches, die reine Vallerina, und fuhren nach Tunis mitten hinein in den Orient. War das überwältigend. Von da kehrien wir nach Sizilien zurück, haben köstliche Tage in Taormina verbracht und darauf Neapel und Umgebung genossen. Ach, Sie kennen das sicher alles und ich schwärme Ihnen nur von längst genossenen Freuden vor.“



Deutsches Reich und Preußen.
Kaiserin und Königin
Auguste Viktoria,
geb. Prinzessin zu Schleswig-Holstein
geb. 22. Oktober 1858.



Anhalt.
Herzogin Marie,
geb. Prinzessin von Baden,
geb. am 26. Juli 1865.



Baden.
Großherzogin Hilda, geb. Prinzessin
von Nassau, geb. 5. November 1864.



Dänemark.
Königin Luise, geb. Prinzessin
von Schweden, geb. 31. Oktober 1851.



Griechenland.
Königin Olga, geb. Großfürstin von
Rußland, geb. 22. Aug. 1851 a. St.

Die Gemahlinnen der regierenden Fürsten Europas.

„Leider kenne ich nichts, mein gnädiges Fräulein, aber Ihre Begeisterung läßt mir alles so verlockend erscheinen, daß ich es auch kennen lernen möchte. Mein Studium und meine Lehrzeit haben mich bisher so in Anspruch genommen, daß ich an Reisen nicht denken konnte. Aber ich hoffe jetzt auch mehr hinauszukommen, denn es ist wirklich wahr, „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den scheidt er in die weite Welt.“

„Ja, ja,“ sie seufzte ein wenig mit glücklichem Lächeln, „das habe ich mir auch oft unterwegs gesagt und bin Gott so dankbar für alles Schöne gewesen. Aber,“ sie erhob sich und trat zu ihrem Bruder heran, „Hans, eben schlägt es drei, unser Vito steht unten an der Treppe, vergiß nicht, daß wir nach Rapallo segeln wollten.“

Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete sich das Geschwisterpaar und Blöde und Ludwig gingen zu dem Patienten herauf, der sie schon ungeduldig erwartete.

„Wirklich ein äußerst angenehmer Herr, dieser Leutnant,“ meinte der Deutschamerikaner bedächtig. „Hätte hinter solchem preussischen Windhund gar nicht so viel Bildung vermutet.“

„Na, warten Sie einmal, wie er sich auf die Dauer macht,“ warf der Kommerzienrat spöttisch ein, „vielleicht hält's nicht lange vor, außerdem ist keine Regel ohne Ausnahme. Ich muß ja auch ehrlich sagen, daß mir der junge Mann einen ganz überlegten und zuverlässigen Eindruck gemacht hat. Und das reizende Geschöpf ist also seine Schwester? So, so, nun möchte nur wissen,“ hier regte sich wieder der gute Rechner und Kaufmann in Schwabinger, „woher die Leute das Geld zu solchen Reisen und solchem Auftreten nehmen? Sie sehen wirklich tadellos aus. Da redet man immer, daß unsere deutschen Frauen im Ausland abfallen und am schlechtesten angezogen sind, bei dem Mäd'el stimmt's aber nicht. Außer dem reizenden Gesicht hat sie eine wirklich vornehme, einfache Eleganz, ebenso wie der Bruder. Sehen beide nach erstklassigen Schneidern aus. Ich möchte nur wissen, wo sie das Geld dazu herbekommen. Er schrieb mir damals, daß er vollständig mittellos sei. War das nun eine Finte oder leben sie von Schulden? Immerhin halte ich, trotz all ihrer Verdienste um meine Person, eine gewisse Vorsicht für geboten.“

Ludwig hatte nicht nur am folgenden Morgen den Spaziergang nach Portofino mit den Geschwistern gemacht und sich an der warmen Bewunderung des jungen Mädchens über die Blumenpracht ge freut, sondern nahm auch Kessows am Nachmittag in seinem Segelboot nach Zoagli mit, und am nächsten Tage machten sie eine gemeinschaftliche Bootfahrt nach der Badia di San Fruttuoso. Auch bei und nach den Mahlzeiten wurde immer viel und lebhaft geplaudert, und da der Doktor seinen Vater bei Skat und Büchern gut aufgehoben wußte, so genoß er die schönen Tage in vollen Zügen.

Die jungen Leute waren so schnell näher getreten, und der Kommerzienrat war erstaunt über die gute Freundschaft, als er zum ersten Male auf der Terrasse liegen durfte und seinen Sohn im Verkehr mit den Geschwistern beobachtete.

Eigentlich war ihm der Verkehr gar nicht recht, und er sprach auch sein Bedenken gegen Bone aus, aber der nahm lebhaft Partei gegen ihn.

„Nein, mein lieber Schwabinger, alles was recht ist, ich mag ja die Preußen auch nimmer, aber wenn viele so nett sind wie diese hier, möchte man sich auf seine alten Tage beinahe zu einer anderen Meinung bekehren. Ich traue mir eine ziemlich gute Menschenkenntnis zu, — die erwirbt man bei uns da drüben leichter als im alten Europa, — und da kann ich nur sagen, solch 'nen Kerl, wie den Leutnant, habe ich nicht oft getroffen. Alle Achtung vor der preussischen Schneid und der vornehmen Gesinnung. Hören Sie ihn nur mal reden in seiner einfachen, klaren Weise, er wird auch Ihnen gefallen. Ihre Tochter wäre wirklich glücklich geworden.“

„Danke schön“, brummte der andere, „ich bin mit meinem jetzigen Schwiegersohn entschieden zufriedener. Vielleicht habe ich aber dem Leutnant damals unrecht getan, das mag schon sein. Der Ludwig ist ja ganz weg von den beiden. Nun darauf würde ich nicht viel geben, denn da spielt das reizende Mäd'elchen sicherlich eine Hauptrolle bei dem Gefallen, aber wenn Sie sogar von dem Leutnant eingenommen sind, dann ist das schon eine andere Sache.“

„Um, hm, die Kleine“, lachte Blöde, „das ist wirklich ein Sonnenstrahl. Ich habe in diesen Tagen oft gewünscht, solch ein Töchterchen zu haben. Das müßte eine Freude sein.“

Eben kam Esther Sofie auf die beiden alten Herren zu und sah in ihrem weißen, schlichten Wollkleide und dem einfachen Matrosenhütchen wie die verkörperte Jugend aus.

Sie trug einen großen Busch blühender Mimosen in der Hand, den sie neben dem Kommerzienrat legte.

„Nun, wie geht es heute dem Patienten?“ fragte sie teilnahmsvoll. „Werden wir Sie endlich einmal auf unsere Segeltouren mitnehmen können?“

„Das nun nicht, mein liebes, gnädiges Fräulein,“ Schwabinger sah sie lächelnd an, „ich muß noch einige Tage recht still und artig verhalten, ehe der Arzt mich wieder auf die Füße läßt. Aber es ist sehr reizvoll, sich als armer Kranke von hübschen, jungen Damen verwöhnen zu lassen.“ Er nahm den Mimosenzweig und sog den feinen, zarten Duft mit Behagen ein. „Wissen Sie, Segelpartien sind überhaupt nicht mein Fall. Wenn das Boot so heftige Lust bekommt, sich auf die See zu legen, dann habe ich allemal eine ebenfals heftige Neigung, Poseidon zu opfern, damit er seinen Zorn besänftigt und dem Fahrzeug erlaubt, seine richtige Stellung einzunehmen.“

„Glücklicherweise besitze ich kein so opferfreudiges Gemüt,“ lachte Esther Sofie, „sondern in diesem Falle einen sehr unbegleitbaren Charakter. Es gibt nichts Herrlicheres, als so mit dem Boote auf dem Wasser zu liegen, bald oben, bald unten, immer diesen kleinen, tollen, krausköpfigen Wogen ausgelekt, die uns ganz nach ihrer Willkür hin- und herwerfen. Kann man etwas Schöneres als das Meer finden?“

Ihre Augen sahen leuchtend auf die weite, blaue Fläche hinaus und ihre Wangen glühten vor Entzücken.

Der Doktor, der seit einigen Minuten hinzugesetreten war, sah sie unverwandt in stummer Bewunderung an. Das junge Mädchen bemerkte ihn gar nicht, sondern fuhr, ganz von ihren Gedanken gefangen, weiter fort.

„Ich bin so unbeschreiblich glücklich, daß ich das alles genießen kann. Die Welt ist doch eigentlich schon ein Paradies.“

Auf einmal erlosch der Glanz in ihren Augen und ein paar schwere Tränen rollten auf ihre Wangen herunter. „Hätte mein Mutchen das alles miterleben und genießen können. Aber sie kannte nur Sorgen und Entbehrung!“

Esther Sofie schwieg plötzlich und sich verlegen die Tränen abwischend, wollte sie sich mit ein paar gleichgültigen Worten an Herrn Blöde wenden, als der Kommerzienrat ihre Hand ergriff und teilnahmsvoll fragte:

„Haben Sie Ihre Mutter schon lange verloren?“

„Ach, schon seit meinem 14. Jahre, und an Vater habe ich so gut wie gar keine Erinnerung.“

„Ihre Jugend war keine fröhliche?“ fuhr Schwabinger fort.

„Ja und nein. Was unser Familienleben anbetrifft, war es eine glückliche Zeit, aber meine arme Mutter hatte ihr Leben lang mit materiellen Sorgen zu kämpfen und das übte auf meine Kindheit einen Druck aus. Unsere schönsten Zeiten waren immer, wenn unser Hans Wolf aus dem Kadettenkorps auf Ferien kam. Das gab wirklich sorglos glückliche Tage. Und dann starb mein Mutchen ganz plötzlich, und ich kam zu einer alten, mürrischen Tante, der einzigen Verwandten, die wir besaßen. Dort habe ich fast zehn freudlose Jahre verlebt. Wieder waren es die einzig glücklichen Zeiten, wenn mein Bruder uns besuchte und selbst Tantens immer gleichmäßig unfreundliche Laune verdarb uns die guten Stunden nicht. Nun, ich will nichts Böses über sie reden, verdanken wir ihr doch auch das große Glück unseres Lebens. Als sie vor beinahe einem Jahre starb, hatte sie uns als Erben eingesetzt und nun hörten Sorgen und Not auf. Viel getrauert habe ich offen gestanden nicht, aber herzlich dankbar sind wir gewesen, nicht Hans Wolf?“ Sie wandte sich an ihren Bruder, der inzwischen auch auf die Terrasse getreten war.

„Ja, mein Liebling, das sind wir und das hat die Tante auch redlich um uns verdient. Wir sind durch sie von der Schatten- auf die Sonnenseite des Lebens gekommen. Es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß es sehr hübsch ist, Geld zu haben.“ Er lachte dabei so harmlos fröhlich wie ein Kind, daß der Kommerzienrat, der bei diesen Worten wieder an den Mitgiftjäger gedacht hatte, doch nicht den alten Zorn und Widerwillen gegen ihn empfinden konnte.

„Uebrigens, meine Herrschaften,“ fuhr Reslow lebhaft fort, „um von etwas anderem zu reden. Was sagen Sie dazu, daß Sonntag in dem kleinen Rapallo Blumenfests ist? Hättest Du Lust, Fra, Dich daran zu beteiligen?“

Diese Aufsicht vergnügt in die Hände.

„Natürlich, Wölschen! Man muß alles mitmachen. Denke mal, ich so direkt aus Dinterdommern stammend, fahre hier an der Riviera Blumenfests. Was sieht man eigentlich dazu an und wie benimmt man sich?“

Das Gespräch wandte sich nun ganz dem bevorstehenden Vergnügen zu, so daß alle ernsten Sachen vergessen waren.

Der Blumenforscher am Sonntag verließ sehr angeregt und bei schönstem Wetter und abends war ein improvisierter Ball im Hotel, bei dem Esther Sofie und Ludwig ein unzertrennliches Paar bildeten. Hierbei war es zum ersten Male, daß der Kommerzienrat die beiden mit mißtrauischen Blicken betrachtete. Sollte sich da etwas anspinnen? Er runzelte bedenklich die Stirne. Sein Sohn kannte seine Ansichten und wußte, daß dieses das Letzte war, was er wünschte und zugeben würde. Das Mädchen war ja allerliebste, aber Preukin bleibt Preukin, und dann die Geschichte mit dem Bruder! Nein, wenn der Hase so lief, dann hieß es die Augen offen halten. Sein Fuß war ja glücklicherweise wieder in Ordnung, er konnte jetzt immer mit den jungen Leuten mit und einmal sehen, wie es eigentlich um sie stand. Hatte sein Argwohn recht, dann hieß es schnell ein Ende machen, ehe es zu spät war. Ludwig schien sich selber noch nicht klar über seine Gefühle.

Der Herr Kommerzienrat hielt alsdann in den nächsten Tagen Augen und Ohren doppelt offen und kam immer mehr zu der Ueberzeugung, daß zwischen seinem Ludwig und dieser niedlichen Esther Sofie eine Neigung entstand, die er nicht wünschte. Noch waren die beiden unbefangen, besonders das junge Mädchen, aber wie lange dauerte das noch, und es war zu spät, um trennend dazwischen zu treten und die Sache ohne Kampf und Aufregung auseinander zu bringen. Ludwig mußte fort, das stand fest. Er sollte den Ausflug nach der anderen Riviera machen, Monte Carlo und Nizza ansehen, wie es gleich beim Anfang der Reise geplant gewesen. Wenn er dann in zehn bis vierzehn Tagen zurückkehrte, waren die Geschwister abgereist. Hatte Ludwig sie erst mal aus den Augen und kam nicht mehr täglich mit dem reizenden Geschöpf zusammen, dann wurde die angenehme Bekanntschaft zwar nicht gleich vergessen, aber blieb ohne nachhaltigen Eindruck. Zeit gewonnen, alles gewonnen.

Schwabinger, war ein Mann der schnellen Entschlüsse. Noch an demselben Abend, als er seine Beobachtungen abgeschlossen, nahm er seinen Sohn vor.

„Mein lieber Junge,“ sagte er kameradschaftlich, „wie wäre es, wenn Du jetzt Deinen geplanten Ausflug nach der Ponente machtest. Herr Bloß bleibt gerade noch zehn Tage hier, und in der Zeit gebe ich Dir gern Urlaub. Wenn er dann abreist, mag ich Dich schlechter entbehren, wer weiß, ob ich mich noch an neue Bekannte während der kurzen Zeit meines Aufenthaltes anschließe.“

Sehr wider Erwarten stimmte Ludwig dem Plane sogleich bei. Aber die Freude, die der Vater im ersten Moment darüber empfand, wurde gleich getrübt, als der Sohn fortfuhr:

„Es trifft sich sehr gut, Nesselows wollen auch in vier bis fünf Tagen dorthin, und dann können wir den Abstecher gemeinsam machen.“

Das paßte nun gar nicht in Schwabingers Programm, aber er konnte im Moment nichts sagen, sonst wäre die Sache auffällig geworden. Er war recht verdrießlich und mit diesen verdrießlichen Gefühlen öffnete er auch im nächsten Morgen ein Schreiben seiner Frau. Aber schon nach den ersten Zeilen erhellte sich seine Miene, und als er geendet, sagte er im Brustton der Ueberzeugung zu sich selber:

„Sie ist doch eine prächtige Frau, das kommt mir gerade wie gerufen.“

Frau Schwabinger schrieb nämlich ihrem Manne, daß seine entzückten Schilderungen ihr Lust gemacht hätten, ihm nachzureisen, und da der Arzt für Viesla eine Erholung angebracht fände, so hätten sie sich kurz entschlossen, und würden am Freitag in Margherita eintreffen. Das hieß in vier Tagen, da konnte Ludwig unmöglich Mutter und Schwester aus dem Wege gehen, und so ordnete sich jetzt alles unbefangen und seinem Wunsche gemäß. Der Doktor freute sich auch, doch Mutter und Schwester nachkommen wollen, aber es war ihm sehr unangenehm, daß er nun nicht nach Monte Carlo konnte. Es war ihm unmöglich, seine Verdrießlichkeit zu verbergen und der Alte, der diese wohl bemerkte, wiffi sich ein vergnügtes Lied und sagte sich heimlich: „Hm, hm, mein Jüngelchen, das paßt Dir nicht, aber es ist auch höchste Zeit, daß die Sache ein Ende nimmt.“

Das Wetter hatte sich gewendet. Statt der schönen, sonnigen Tage war es trübe und kalt geworden und ein heftiger Nordost peitschte die Wogen, daß sie hoch über die Hafeneindämmung und die Steinwälle segelten.

„Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter“, murmelte Ludwig, als er am zweiten grauen Tage unmutig aus dem Hotel trat, um einen Spaziergang zu machen. Er hatte umsonst das Geschwisterpaar überall gesucht und eine geheime Unruhe trieb ihn jetzt hinaus. Er hätte unmöglich mit sei-

nem Vater und Herrn Bloß Stat spielen können, und wenn Nesselows schon packten, dann wollte er sich in der frischen Luft seinen Aerger ein wenig vom Winde ausblasen lassen. Ach, er wußte nur zu gut, daß es ihm die blonde Esther Sofie angetan hatte. Gerade jetzt war es ihm zum Bewußtsein gekommen, als es hieß Abschied nehmen. Wenn er nur eine Ahnung hätte, ob er ihr auch etwas war. Sie begegnete ihm immer lebenswürdig und freundlich, neckte sie mit ihm, wie man sich mit einem guten Kameraden neckt, aber ob sie ihn liebte? Freilich manchmal errötete sie bei seinem Anblick, aber wer kann bei einem jungen Mädchen beurteilen, ob das ein Zeichen von Zuneigung ist. Wer kann ein junges Mädchen überhaupt beurteilen, besonders wenn man so wenig Erfahrung mit dem weiblichen Geschlecht besitzt, wie Ludwig Schwabinger. Er hatte bei diesen Betrachtungen halb unbewußt den Weg nach Napollo eingeschlagen und stand jetzt am Tore der Villa Spinola. Zögernd blieb er stehen. Sollte er wohl in den Garten hineingehen, in dem sie oft an sonnigen Tagen unten auf dem Felsen am Meere gestanden und dem Spiel der fröhlichen, weißgefrönten Wellen zugeschaut hatten. Dann öffnete der Doktor die Partüre. Heute muß das Meer da unten großartig sein, und der Blick in die unendliche Ferne würde ihm sicher wohlthun und ihn von seinen Gedanken abziehen. Mit schnellen Schritten bog er in den schmalen Seitenweg und stieg die beiden Stufen hinab, zur Meerpromenade.

Die Wogen brausten und jagten, und ihr weißer Schaum spritzte bis auf den schmalen Felsensteg, den er jetzt verfolgte. „Cavalli“ nennt der Italiener die großen, breiten Wellen und wie eine Schar wilder, ungebändigter Schimmel stürmten sie einher, donnernd gegen die schroffen Steine aufspringend. Der Wind war wieder stärker geworden und rüttelte und schüttelte an dem Dahinschreitenden, seinen weiten Wettermantel wie ein schwarzes Segel aufblähend und immer wieder versuchend, den Mann darin gegen das eiserne Geländer zu werfen.

Mit Mühe und Not kämpfte sich Ludwig zu der kleinen, vorspringenden Klippe, auf der er immer mit Esther Sophie gestanden. Wie er soeben um die Wegbiegung trat, und die Klippe vor ihm lag, sah er dort eine Gestalt im blauen Mantel, die kleine, dunkle Reisemütze auf die lichten Haare gedrückt, die der Sturm auseinander jaufte.

Sie drehte ihm den Rücken und starrte, auf das Gitter gelehnt, regungslos in das Treiben des Wassers.

„Esther Sofie,“ rief er sehnsüchtig aus, aber das Heulen des Windes verschlang den Laut seiner Stimme. In diesem Moment empfand er es mehr denn je, wie er sie liebte, wie er ohne sie nicht mehr leben konnte.

Als er nun hastig neben sie trat, drehte Esther erschreckt den Kopf um und sah ihn mit großen, tränengefüllten Augen an. „Esther Sofie!“ wiederholte er, und bei diesen Worten erglühte ihr eben noch so farbloses Gesicht.

„Leidest Du auch unter dem Abschied? Liebst Du mich auch wie ich Dich liebe?“

Ihre Hände ließen das Geländer los, und sie taumelte ein wenig nach rückwärts. Aber er hatte sie schon in seinen Armen aufgefangen und bedeckte ihr Gesicht mit Küffen.

Und sie ließ sich das ganz ruhig gefallen und lächelte nur glücklich.

Nun erzählte er ihr, wie er sie vom ersten Moment an geliebt habe, unbewußt zwar, aber es habe ihn bedrückt, daß sie die Frau eines anderen sei, von welcher Last er dann befreit gewesen, als sie erzählte, daß dieser andere nicht ihr Mann, sondern ihr Bruder war. Und die Liebe war immer größer und stärker geworden und jetzt — jetzt wisse er, daß ohne sie sein Leben wertlos sein würde.

Arm in Arm gingen sie auf dem schmalen Felsensteg aufwärts, und der Sturm hatte sein Vergnügen an diesen verliebten Leuten, die alle seine Neckereien und Bosheiten nicht merkten, da in ihrem Herzen die Sonne schien.

Wäre Hans Wolf nicht gekommen, so hätten sie Zeit und Stunde vergessen. Herr von Nesselow war ehrlich überrascht seine Schwester in dem Arm des Doktors zu finden und brachte auch gleich seine Bedenken über diese Verlobung vor.

„Sehen Sie mal, Herr Doktor, sie wären mir ja ein sehr lieber Schwager, aber — da ist Ihr Herr Papa. Wird der jemals seine Zustimmung geben? Ich möchte meine Schwester nicht als Eindringling in Ihrer Familie betrachtet sehen, und da ich schon einmal das Unglück hatte, Ihrem Vater ein unliebamer Schwiegerohn zu scheinen, so möchte ich nicht, daß sich das Gleiche bei der Schwiegertochter wie, derholte.“

(Schluß folgt.)

Richard Wagner.

Zu seinem 25. Todestage (13. Februar). Von Dr. R. Am b.

(Nachdruck verboten.)

Einem der größten Geister des vorigen Jahrhunderts sollen diese Zeilen gelten, einem Neuschöpfer auf dem Gebiete der Komposition, einem Umgestalter der ästhetischen und künstlerischen Anschauungen unserer Zeit, einem Manne, der zugleich Künstler und Philosoph, Schöpfer und Kritiker war: Richard Wagner, der Schöpfer unvergänglicher Melodien.

In seiner Kunst knüpfte Wagner gewissermaßen direkt an Weber und Marschner an, deren Kompositionen mit seinen Erstlingswerken eine gewisse Ähnlichkeit keineswegs verleugnen. Der Boden, auf dem er den „Rienzi“ schuf, war der Boden der französischen großen Oper, wie ihn Cherubini und Spontini vorbereitet hatten. Seine spätere Umgestaltung der Oper war eine radikale, und er war es in erster Linie, der die Oper zu einem Drama im literarischen Sinne, zum Musikdrama umschuf. Der Stoff, den er zu seinen Opern verwandte, — die nordische Götterlehre, die Heldensage und das Mittelalter — geben seinen Tonischöpfungen ein spezifisch deutsches Gepräge. Und das ist es in erster Linie, was wir dem genialen Komponisten immer und immer wieder zu danken haben.

Wilhelm Richard Wagner wurde am 22. Mai 1813 in Leipzig als Sohn eines dortigen Polizeialtinars geboren. Der Vater starb ihm früh und die Mutter verheiratete sich, kurz nach dessen Tode, zum zweiten Male. Der Dresdener Hofschauspieler Ludwig Geyer führte sie heim. Der Wohnsitz der Familie wurde fortan Dresden. Aber auch der Stiefvater starb, als der kleine Richard kaum sieben Jahre alt war. Wieder ging es zur Pleißenstadt zurück, wo nun Richard die Nikolaischule besuchte, später philosophische und ästhetische Vorlesungen hörte und gründliche Studien im Kontrapunkt machte.

Die ersten Kompositionsversuche, die nicht äbel aufgenommen wurden, begannen. Das Jahr 1833 brachte den nach praktischer Betätigung Ringenden nach Würzburg, wo sein älterer Bruder als Opernsänger und Regisseur wirkte. Hier entstand Richard Wagners erste Oper „Die Feen“, der ein „Schlummern im Verborgenen“ bestimmt sein sollte. Eine zweite Oper „Das Liebesverbot“ erlebte in Magdeburg, wo Wagner 1834 bis 1836 Theaterkapellmeister war, einen Misserfolg.

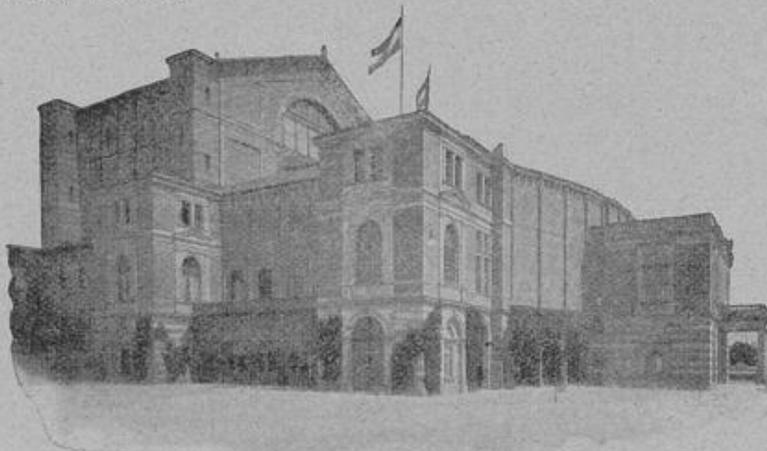
Als Theaterkapellmeister wirkte der Komponist im Laufe der nächsten Jahre nun in den verschiedensten Städten. Wir finden ihn in Königsberg, wo er seine erste Ehe mit der Schauspielerin Minna Planer einging, wir finden ihn in Riga, wo er



Richard Wagner (gest. 13. Febr. 1883).



Siegfried Wagner (Richard Wagners Sohn).



Das Bayreuther Festspielhaus.

den „Rienzi“ entwirft und wir sehen ihn über London nach Paris gehen. Allein, auch in der Seinestadt wollte ihm das heiß ersehnte Glück nicht erblühen. Weber den „Rienzi“ noch den kurz darauf vollendeten „Fliegenden Holländer“ konnte er zur Aufführung bringen. Schon verzweifelte er und suchte sein Dasein durch Musikschriftstellerei zu fristen, da kam ihm aus Deutschland die Kunde — 1848 — daß sein „Rienzi“ in Dresden und sein „Fliegender Holländer“ in Berlin zur Aufführung angenommen seien.

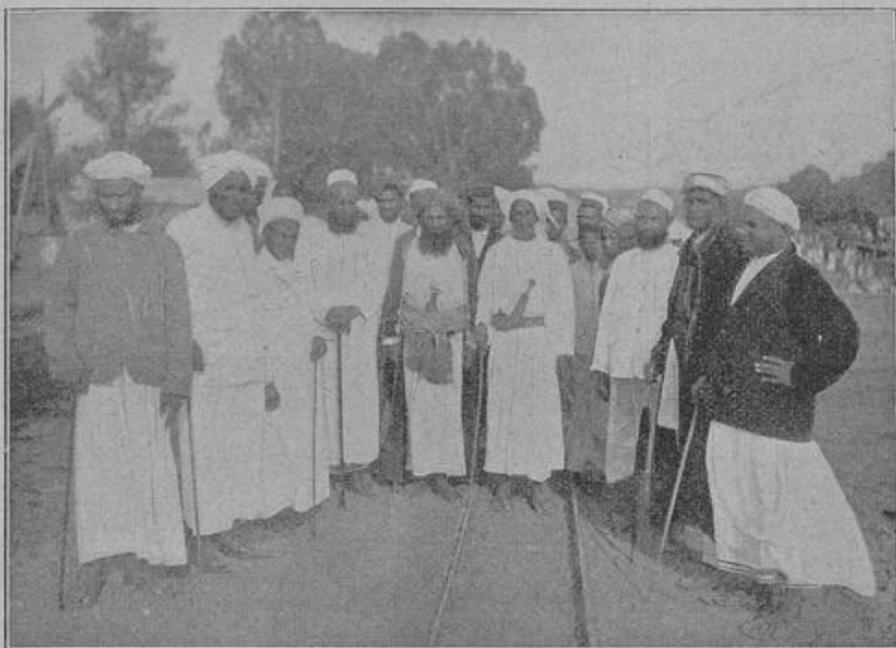
Der Erfolg beider Stücke war glänzend und durchschlagend. Der aus dem Auslande zurückgelehrte Komponist war der Held des Tages geworden. Auch seine materielle Not war gehoben, denn er war zum königlich-sächsischen Hofkapellmeister ernannt worden.

Doch der Wolken fanden noch genug an seinem Zukunftshimmel, die ihm die Sonne des eben erst aufgegangenen Glückes verdunkeln sollten. Das sollte er schon bei seinem „Tannhäuser“ erfahren und in noch höherem Grade bei seinem „Lohengrin“, dessen für 1848 geplante Erstaufführung sogar in Frage gestellt wurde. Der politische Wind der Zeit wehte auch in das Künstlerleben stark hinein und stellte Richard Wagner in die Reihen jener Unzufriedenen, die später der Heimat den Rücken kehren mußten. So auch er. Wir sehen ihn Dresden verlassen und nacheinander in Weimar, Paris und Zürich seinen Wohnsitz aufschlagen.

Doch der Ruhm des Landesflüchtigen blieb in der Heimat. Seine kritischen Schriften — „Die Kunst und die Revolution“, „Oper und Drama“, „Das Kunstwerk der Zukunft“, — hielten das deutsche Publikum ebenso in Spannung, wie der 1850 in Weimar aufgeführte „Lohengrin“. Seine nächsten Opern, „Tristan und Isolde“ und „Tannhäuser“ fanden zunächst weniger die Zuneigung des Publikums und sollten sich ihre Anerkennung erst bei späterer Gelegenheit erringen.

Diese Gelegenheit sollte ihnen in München beschieden sein, wohin der kunststümmige König Ludwig II. Richard Wagner — 1865 — berufen hatte. Allein des Komponisten Weiben in der Harstadt war nur von ganz kurzer Dauer. Die Gegenpartei, die gegen sein Wirken intrigierte, veranlaßte ihn, abermals in der Schweiz eine Zufluchtsstätte zu suchen. Vorübergehend lehrte der Komponist jedoch wieder nach München zurück, so z. B. gelegentlich der Erstaufführung seiner „Meistersinger von Nürnberg“ im Jahre 1868.

Dann aber sollte sein schönster Traum in Erfüllung gehen: die Errichtung des Festspielhauses zu Bayreuth, wohin



Ein Gemeindevorstand in Deutsch-Ostafrika.
Der indische Ortsvorstand von Muanza, in der Mitte der Ortsvorsteher.

Wagner im Jahre 1872 überfiedelte. Hier, wo er „Der Ring der Nibelungen“ — 1876 — vor einem auserlesenen Publikum leitete, sollte er seine größten künstlerischen Erfolge erleben.

Interessante Einzelheiten aus dem Bayreuther Leben des großen Komponisten, die uns ihn menschlich näher führen, findet man heutzutage recht oft niedergelegt. Zu den leistungswertesten Erinnerungen an Richard Wagner gehören aber sicherlich diejenigen, die Emil Doepler unter dem Titel „Bayreuth 1875 bis 1876“ vor Jahren in der Deutschen Revue veröffentlicht hat. Doepler, der zu dieser Zeit in Bayreuth als Kostümzeichner und Requisitenmeister gewirkt hat, gibt uns den Künstler als Menschen. So schreibt er über ihn: „Selten habe ich in einem Menschen solche schroffe Gegensätze in einer Person vereinigt gesehen wie in

Richard Wagner, der in einem Moment der Unsicherheit der Entscheidung einem kleinlichen sächsischen Schulmeister nicht unähnlich leben konnte, während er im nächsten Augenblicke in seiner äußeren Erscheinung und seinem Gebahren einem Helden zu gleichen vermochte, der zur Bewunderung hinreizen konnte.“ Wagners theatralische Begabung gab sich besonders auf den zahlreichen Proben seiner schwierig einzustudierenden Stücke zu erkennen. Künstlerischer Impuls war da alles und gab ihm Intuitionen, die andere durch jahrelange Übung nicht besser hätten geben können. So zeigte er meisterhaft dem ersten Darsteller des jungen Siegfrieds, wie man Hammer und Ambos zu gebrauchen habe, um ein tüchtiges Schwert zu schmieden. Dem Darsteller des Hagen, der den Siegfried mordslings ermorden soll und sich dabei ungeschickt anstellt, ruft er zu: „Herr! — Haben Sie noch niemals in Ihrem Leben jemand von hinten umgebracht?“ Den Walfürendarstellerinnen, die das laute Klappern ihrer Bronzeschmudfachen nicht hören können, ohne dabei nervös zu werden, kommt der Meister also: „Was! Ihr wollt Walfüren

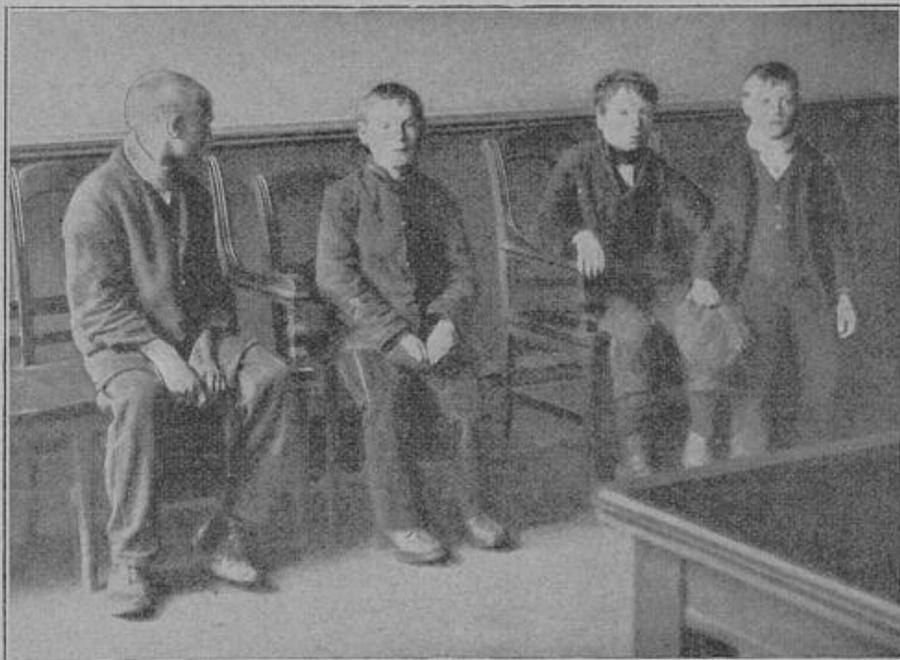
sein und könnt das bißchen Klappern nicht ertragen? Solche Heldenweiber, die Ihr vorstellt, darf so etwas nicht genießen!“

So groß auch der künstlerische Erfolg war, der Richard Wagner in Bayreuth erwuchs, der materielle war nur ein recht bescheidener; auch sein letztes großes Werk, „Parsifal“, half ihn nicht darüber hinweg. Atmungsbeschwerden und eine hartnäckige Gesichtsröte ließen ihn anfangs der 80er Jahre Linderung in Italien suchen. Allein er fand sie nicht und sollte die deutsche Heimat nicht mehr wiedersehen. Am 13. Februar 1883 ereilte ihn in Venedig ein plötzlicher Tod. Seine Leiche wurde mit fürstlichen Ehren nach Bayreuth übergeführt und im Garten der Villa Wahnfried bestattet.

Wie groß und gewaltig Richard Wagners Bedeutung war, das können wir heute allmählich annähernd ermaßen. Fast die gesamte Opernkomposition des Auslandes konnte sich dem Einfluß der Wagnerschen Musik nicht entziehen. Aber Wagners große Bedeutung ist selbst heute noch nicht richtig geklärt. Die Literatur, die über ihn und sein Lebenswerk entstanden ist, ist geradezu ungeheuer. Seinem Wirken in diesem engen Rahmen auch nur annähernd gerecht werden zu können, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Unseren Lesern möge das Gebotene genügen. Wer mehr sucht, wird sicherlich leicht in der reichen Wagnerliteratur das ihm Zulagende finden. Das eine aber ist sicher: mag sein Name jetzt auch schon mehr denn vor einem Vierteljahrhundert bekannt sein, noch lange nicht genug ist das Lebenswerk dieses genialen Komponisten in unser Volkstum eingedrungen.

Sorgen wir dafür, daß das Versäumte in Zukunft nachgeholt wird.

Das wäre die schönste Huldigung für
Richard Wagner.



Jugendliche Angeklagte vor einem Gerichtshof in England.

Aus den Memoiren eines Esels.

Humoristische Erzählung von H. Brungs (Düsseldorf.)
(Nachdruck verboten.)

Meine Stalltür wurde immer Morgens um fünf geöff-
net. Das war etwas früh. Was sollte man mit der Zeit
anfangen? Zur Erfrischung machte ich zuerst einen Rund-
gang durch das Dorf.

Ich residierte nämlich damals in einem idyllischen Orte der
Eifel.

Die Häuser der Menschen waren viel ansprechender gebaut
als die der Stadt.

Wenn so ein lustiger Geselle unserer Art einen gemü-
tlichen Rappel bekam, stieg er mit den Vorderfüßen auf den
Rand des Strohdaches, (der war eben so niedrig, daß die
Leute, ehe sie ins Feld gingen, den Hausschlüssel darunter
versteckten), gab sich einen Schupps und purzelte über den
Dachfirst an der anderen Seite wieder hinunter.

Was das beste an der Übung war, man tat sich nicht
einmal weh. Vor dem Hause nach der Straße hin lag Kuh-
mist, hinter demselben was ähnliches oder Heu, oder man
fand sich in butterweichem, grünen Salat wieder.

Manchmal nahm man den Sprung ein bißchen kurz und
blieb hübsch oben, guckte durch den weiten Schlund von
Schornstein in die Küche und weidete sich an dem gemütlichen
Zusammensein der Familie drunten.

Denn nett waren diese Menschen, viel netter als die
Städter. Im Winter, wenn der Frost durch die lustige
Stalltür drang, nahmen sie einen mit in ihre Wohnung,
bereiteten einem in der Zimmerecke ein anständiges Lager
und nannten einen „lewes Altchen“ oder „braves Gränchen“.

Hier in der Stadt — ne!!! — Schon, wie sie einen an-
sehen! — als ob man 'ne polizeiwidrige Persönlichkeit
wäre oder die Vorübergehenden um Entschuldigung bitten
müßte, daß man geboren ist oder sich durch Geleien aus-
zeichnete.

Alle nennen sie einen Esel. — Ich habe mich nach und nach
daran gewöhnt. — Ich schäme mich nicht mal mehr, wenn
mein Vetter, das Husarenpferd des Herrn v. Stolze daher-
kommt. Erst genierte ich mich furchtbar, wenn sie diese un-
kultivierte Bezeichnung brauchten.

Rede mir noch einer von Tierschutz!

Aber, kalkuliert ich, eigentlich ist das gar nicht schlimm
— wer wird in der Großstadt nicht „Esel“ genannt. —

Die einen sagen's laut, die andern leise, aber „Esel“ wird
jeder von diesem oder jenem benannt, selbst wenn er aka-
demisch vorgebildet ist.

Von der Stadt wollte ich aber weiter nicht reden, nur
von meiner früheren Heimat. —

Also es war Sitte, des Morgens anstatt des hiesigen
Schlappaffees, der mir in der Seele zuwider ist, eine dicke
Suppe oder Pellkartoffeln und Dörrobst zu kochen.

Aus dem letzteren Gerichte machte ich mir auch nicht viel
— aber so ein staarfer Brei war meine herzliche Erholung.

Wenn ich zwischen 5 und 7 meine Morgenpromenade ab-
hielt, schielte ich ab und zu in die Bauernküchen hinein, aus
denen der rote Schein des Scheitfeuers bis vor die Haus-
türe fiel.

Wonnige Zeit! — —

Da stand irgend eine gutmütig aussehende, dicke Hummes-
frau vor dem großen, eisernen Hängetopf, der über dem
mächtig klackernden Feuer hing (seinen Herd brauchen diese
Leute nicht) und rührte — und rührte — —

Weich und warm drang der Dampf der brodelnden Früh-
suppe in der Morgenluft.

Es kam vor und zwar sehr oft, daß die Bauern nach dem
Morgenimbiss mir winkten und den Nest anboten. Das fand
ich gefühlvoll und lehnte niemals ab.

So kam das Mißverständnis.

Eines Tages sah ich vor dem Hause des „Kerbel“-Jakob
den eisernen Topf mit rauchendem Reisbrei vor der Haus-
tür hängen.

In den Rosten der Haustür hatten sie einen eisernen Sa-
fen geschlossen, und daran baumelte der Eisenkessel (nachher
sagten sie mir, er hätte dort nur schneller abkühlen sollen).
Ich aber meinte, er hänge schon für mich aus, freute mich
und nahm einen Anlauf. Als ich kostete — schnappe ich hef-
tig mit dem Kopf zurück — der Brei war glühend heiß und
braunte mir an Mund und Nase.

Und indem ich so in die Höhe schnappe, hängt sich der
Henkel des Kessels um meinen Hals, ich tue einen wilden

Sprung — der Brei schlappert mir um die Füße — ich tue
noch einen, und ich schlappere mir den Bauch außen so voll,
daß ich meine, ich stünde mitten im dampfenden höllischen
Pöble.

Hopp, hopp, hopp! — ich voran den Dorfweg hinunter,
immer den großen Hängekessel mit dem glühenden Breikessel
um den Hals. — Je mehr ich hople, desto mehr Brei schlägt um mich
herum — und jemehr er um mich herum schlägt, desto mehr
hople ich voran und immer weiter in wildem, wahnsinnigen
Galopp, bis der ganze Brei verschlabbert war.

Es war furchtbar!

Hätte ich keine grauen Haare gehabt, ich hätte mir welche
geholt bei jenem Teufelsritt mit dem glühenden Breikessel
um den Hals und dem brühheißen Geschlapper um den Leib.

Am Rande des Waldes bracht ich erschöpft zusammen,
und als ich den Kopf auf das kühle Moos bette, steigt der
Henkel des Kessels in die Höhe, ich lehne mich ein wenig
zurück, um besser sehen zu können und das Ungetüm von
Tops steht vor mir — ganz einfach. — Als ob er das nicht
auch vorher gekannt hätte?

Nun sage mir einer noch, eine irdische Kreatur zimmere
sich ihr Schicksal selbst!

So lange der Kessel drückte und brannte, konnte ich ihn
mit der größten Anstrengung nicht los werden. — nun er
leicht geworden und kühl, stellt er sich von selbst hin, — und
steht vor mir und guckt mich ganz unschuldig an, als ob er
mir nichts getan hätte.

Oder muß das so sein — daß, indem man mit dem Kopf
nach oben steigt, man sich leicht mit heißen Brei beschlap-
pert und sobald man sich duckt, die ganze Last plötzlich vor
einem steht und einem nichts mehr angeht.

Nein, selbstzimmern tut ein elender Erdenwurm sein
Schicksal nicht, wenigstens nicht immer.

Sonst wäre es dem armen „Besenbinder Hannes“ nicht so
übel ergangen, da doch er so wenig wie ich dafür konnte, daß
der Brei von den rechten Weg abkam.

Aber das Unglück wollte, daß „Hannes“ am selben Morgen
und zur selben Stunde das Dorf betrat, als ich es verließ.
Ich war vielleicht eine halbe Minute außer Sicht, als er,
von der Chauffee kommend, in der Dorfstraße einbog. Lustig
und guter Dinge war er immer.

So auch heute.

Er pfiß und schnalzte mit der Zunge, pfiß und amüsierte
sich über den drei-beforierten Dorfweg.

Hie und da bohrte er mit dem eisenbeschlagenen Stock in
den weißen Lachen und warf die anklebenden Schichten in
weiten Bogen über sich.

Als er an eine besonders dicke Lache kam, steckte er die
Finger zur Ergöhung mal hinein und kostete. Ein wenig
blieb an seinem braunen Schnauzbart hängen.

So rannte er dem „Kerbel-Jakob“ in die Arme, der mit
seinem ganzen Familienstabe auf der Suche nach dem ver-
lorenen Kessel war.

Der Kerbel-Jakob stellte sonst keinen unebnen Kerl vor
aber im Augenblick hatte ihn die Wut an der empfindlichsten
Stelle, im leeren Magen, gepackt. „Du Luder!“ sprach er,
vor dem verblüfften Besenbinder Halt machend — und hob
seine schwere Faust ganz nahe vor dessen Augen.

„Wo hast 'n datt Deppe hingeschleppt?“

„Wat für 'n Deppe?“

„Dat Deppe — — —: Stell dich nor nett so domm! —

De weiße Brei klebt der noch am Stecke on am Schnauz!“

„Wenn 'r Brei sagt — do lei't de ganze Weg bobon voll.“

„Wellst de ons noch kujoneere! — En 't Sprechhäusche
g'hörst de —. Marsch!!! De Kessel sollst 'e schon 'eraus-
gewe.“

Und ehe das arme Luder sich's versah, wurde er von allen
Seiten gepufft, gezerrt, getrieben nach der Gegend, wo der
Ortsvorsteher wohnte.

Der trat eben in der blauen gestickten Hemdbluse mit dem
Knotenstock in der Hand hervor, um nach dem Markt im
nächsten Städtchen zu gehen.

„Om!“ räusperte er sich, nachdem man ihm die Anklage
in Kürze formuliert, „hm, am beste e'se em Sprechhäusche
offgehowe (aufgehoben). Ich komm am Abend (Abend) wid-
der 'red — dann woll' mer die Sach' verhannele!“

Er schickte eines der Kinder des „Kerbel-Jakob“ nach dem
Feldhüter, der war zugleich Nachtwächter, Polizeidiener,
Hauptmann der Feuerwehr und Gefängnisdirektor. Er er-
schien, der Dorfobere ging, und der Zug, unterdessen schon
durch etwa 1½ Dukend neugierige Männlein und Weiblein
vergrößert, bewegte sich nach dem Bretterhäuschen, worin

die Feuerspritze und die ledernen Brandeimer aufbewahrt wurden.

Es herrschte verhältnismäßig viel Ordnung in dem Häuschen der Feuerwehr.

Der Spritzenwagen stand in der „Mitte“, denn er nahm den ganzen Raum ein an beiden Seiten unterm Dach hingen Schläuche und etwa 20 Eimer. Von der Decke bis auf den Wagen zogen sich lange Spinnweben — die Spinnen hatten es seit mehreren Jahren nicht erlebt, daß jemand ihre Häuslichkeit störte.

Um so größer war also jetzt der Aufruhr in der Spritzenbude und außer derselben.

„Noch eins“, sagte der Feldhüter, im Bewußtsein seiner Amtswürde hochdeutsch redend: „Zu verhungern braucht Ihr nicht! Einstweilen seid ihr mit Brei gespickt — heute Mittag und gegen Abend bekommt Ihr Wasser und Brot!“

„Macht Euch's bequem!“

Das war offenbar: Hohn, denn zwischen Spritze und Mauer blieb nur soviel Raum, daß man zurnot stehen konnte — sich setzen oder umfallen war ein Ding der Unmöglichkeit, selbst bei etwaigem Schlafbedürfnis konnte der Besenbinder höchstens zwischen die vier Räder unter den Wagen sich hinunterquetschen und sich dort ausstrecken.

Nun entfernte sich die Begleitung, der Feldhüter drehte den 2 Meter langen, rostigen Schlüssel knarrend im Schloß, und die zurückgebliebenen Lausbuben ergötzen sich damit, Steinchen, alte Nägel und faule Äpfel gegen die Holzwanne zu werfen, daß es nur so „hollerte“.

Der Schulze mußte in der Stadt eine ziemlich lange Sitzung gehabt haben.

Denn, daß er im Walde den Vögeln zugehört, glaubte ihm seine Alte nicht.

Er erreichte gegen 4 Uhr Morgens sein Haus und zwar so dienstunfähig, daß man erst gegen Mittag wagte, ihn zu wecken.

Von einem Verhör wollte man auch jetzt nichts wissen. Wenn der Hannes dem Feldhüter gestehen sollte, wo er den Kessel verborgen habe, so werde der ihn loslassen. So 'n armer Kerl habe für den elenden Brei, den er doch nicht aus übergroßem Durst, sondern nur aus Hunger geschluckt, genug „geessen“ — bliebe er jedoch verstockt, so müsse er vor dem Bürgermeister im Städtchen. — Der Besenbinder blieb trotz der schlecht verbrachten Nacht verstockt.

So zog der Feldhüter seine Holzschuhe aus, seine geölten Nagelschuhe an, setzte die Dienstmütze auf den Kopf und klopfte mit den Händen etwas Spreu vom Rock und verfügte sich nach dem 7 Kilometer entfernten Bürgermeisteramt.

„Wenn es nicht Ihr „bester“ Kessel gewesen wär, hätten Sie ihn sollen laufen lassen“, brummte er unwirsch im Gehen. „Aber dann hätte er's nächstens wieder gemacht!“

In solcher Situation befand sich das Dorf, als ich meine Morgenpromenade machte, d. h. meinen Abendspaziergang. Da das „lewe Grächen“ diesmal so steif in den Beinen geworden war, daß es den Morgen gleich dem Schulzen verschlafen hatte.

Mit dem Galoppieren war's nichts. Ich bewegte mich mühsam vorwärts.

Ein eigener Dufel trieb mich vor das Haus des „Kerbel-Jakob“.

Aber kaum sah ich den Hofen, woran der verhängnisvolle Topf gehangen, so zitterte ich an allen Gliedern. Den Schwanz zwischen die Hinterbeine geklemmt, den Kopf tief gebeugt, stand ich und wagte keine willkürliche Bewegung in der Wohnidee, es könnte mir gehen, wie Tags vorher.

Dann plötzlich ergriff mich eine hinüberbrannte Angst.

Ich galoppierte hinterrücks nach der Straße, schüttelte mich, tat ein paar tolle Sprünge und lief, 'roh meiner Schmerzen, was ich laufen konnte, denselben Weg, wie gestern früh.

Die ganze Dorfjugend hinter mir her.

Erst als ich den Kessel sah, der wirklich dalag — den ich demnach also nicht mehr am Halse hatte — wurde ich ruhig.

So fanden sie „ihn“, den Kessel nämlich.

Und jedesmal, wenn ich an dem Hause des Kerbel-Jakob vorbei mußte, ergriff mich dieselbe Angst.

Ich zitterte, ließ Kopf und Schwanz hängen, ging rückwärts, — sprang in die Luft — und galoppierte in wilden Sprüngen davon.

Am dritten Tage hing der Kessel wieder am Hofen, draußen am Türnkofen.

Da gebärdete ich mich vor dem Hause wie übergeschnappt.

Ich soll einen förmlichen Tanz aufgeführt haben, sagten sie nachher.

Die Bauern munkelten allerlei.

Der Feldhüter war's, der mich schließlich untersuchte und die Brandstellen an meiner Haut entdeckte.

Er hatte in seinem Leben so viel mit Hausgeetier zu tun gehabt und war tief in das Gefühlsleben meiner Art eingedrungen.

Er endlich deutete die Symptome — und er kam der Wahrheit nahe.

Der Besenbinder „Hannes“ ward aus seiner Beschaulichkeit erlöst. Ich ward bemitleidet.

Als jener Entschädigung für die Untersuchungsfrist und die Entbehrungen während derselben verlangte, schüttelten die Bauern bedauernd die Köpfe. Wie könnte man?

Da wäre man ja nicht mehr so lähn, jemanden einzusperren. —

Und das ist heutzutage doch mehr als jemals nötig. Viel zu wenig Leute werden eingesperrt.

Einer zu viel, das macht verhältnismäßig nichts! —

Und dann, fahren sie fort, der Hannes hätte einen außer-

gewöhnlich glücklichen Beruf.

Viele Besen wollten sie im Winter von ihm binden lassen,

mehr als sie eigentlich auf dieser „Dreckswelt“ brauchten.



Nützliches fürs Haus.



— **Gegen Hühneraugen** lege man eine Quantität geriebene Zwiebel während der Nachtruhe auf die leidende Stelle — wer nichts zu tun hat und zu Hause bleiben kann, der tue dasselbe am Tage — wiederhole den Umschlag 3—4 mal und man ist von seinem lästigen Uebel bald befreit. Das Hühnerauge fällt schmerzlos heraus.

— **Ausschneiden von Brandblasen** ist nicht zu empfehlen, sondern man suche dieselben so gut wie möglich zu erhalten, da die Blasenwand als Schutzmittel für die Wundstelle dient. Man mache kalte Umschläge oder bedecke den verbrannten Teil mit Wundwatte. Sind die Brandblasen zerstört worden, so lege man auf die verbrannten Stellen Kompressen, welche mit einer antiseptischen Flüssigkeit getränkt sind, bedecke diese mit einem Stück wasserdichten Verbandstoff und mache darüber kalte Ueberschläge, bis der Schmerz verschwunden ist. Darauf belege man die Wunde mit Vor- oder Salicyl-Vaseline, welche man auf Verbandgaze gestrichen hat, lege eine Schicht Verband- oder Salicylwatte darüber und verbinde mit einer Mullbinde.

— **Gegen Frostbeulen** löst man ein Stück Alaun von der Größe einer Haselnuß in einem halben Liter heißen Wassers auf. Wenn der Alaun geschmolzen ist, hält man die Hand 15 Minuten lang in das warme Wasser, trocknet sie ab und bedeckt sie mit einem Handschuh, ohne sie mit Salben einzureiben. Schließlich wird die Hand mit einer Lösung von 3 Drachmen Schwefelsäure und einem halben Liter Rosenwasser gewaschen.

— **Eins der vortrefflichsten Waschmittel** ist Quillabarinde. Sie dient sowohl für alle Wäsche in der Haushaltung, besonders für gefärbte Wollen- und Seidenstoffe, als auch zum Waschen der Schafwolle. Fein wie Häcksel zerschnitten wird sie in warmes oder besser in kaltes Wasser 1:20 U. über Nacht eingeweicht und die dann abgefeimte Flüssigkeit dient als Waschmittel.

— **Um lederne Handschuhe zu reinigen**, verfähre man wie folgt: 60 Gramm Seife wird in 40 Gramm Wasser aufgelöst und 40 Gramm Bleichwasser (klare ganz schwache Chloralkalilösung) sowie ein wenig flüchtiges Ammoniak zugefugt. Die Handschuhe werden mit dieser Mischung mittels eines Klanelldäppchens so lange gerieben, bis sämtlicher Schmutz verschwunden ist.

— **Feuerfester Kitt**. Man mischt 4—5 Teile trockenen gewulverten Lehm, 2 Teile feine rostfreie Eisentwäne, 1 Teil Braunkstein, 2 Teile Kochsalz und 1 Teil Borax auf das innigste miteinander, rührt diese Mischung mit Wasser zu einem dicken Brei an und verbraucht denselben rasch, da dieser Kitt bald hart wird. Dieser Kitt widersteht, wenn er einmal hart geworden, sowohl der Einwirkung von kochendem Wasser als auch starker Glühhitze vollständig.



Unsere Bilder.



— Der indische Ortsvorstand von Muanza, in der Mitte der Ortsvorsteher. (Vergleiche hierzu das Bild Seite 61.) Unter den sieben Millionen Bewohnern von Deutsch-Ostafrika (darunter zirka 2000 Weiße) nehmen Araber und Indier eine bedeutend höhere soziale und gesellschaftliche Stufe ein, als der Eingeborene. Sie werden daher häufig zu Vorstehern in Ortschaften ernannt, in denen kein Weißer wohnt.

— Jugendliche Angeklagte vor einem Jugendgerichtshof in England. (Vergleiche hierzu das Bild Seite 61.) Seit längerer Zeit besitzt England bereits besondere Jugendgerichtshöfe, die über jugendliche Angeklagte urteilen. Diese Einrichtung hat sich gut bewährt. Auch in Deutschland ist vor kurzem in Frankfurt am Main der erste Jugendgerichtshof eröffnet worden, und andere sind ihm gefolgt. Beim Schöffengericht in Düsseldorf ist auch ein besonderer Gerichtshof für jugendliche Angeklagte errichtet worden. Die Einführung besonderer Gerichtshöfe für jugendliche geschah aus dem Grunde, um diese jungen Angeklagten, die ein Alter von 12—18 Jahren besitzen, möglichst nicht die volle Härte des Gesetzes fühlen zu lassen, damit sie vor einer abschüssigen Laufbahn bewahrt werden. Zu diesem Zweck wird bei der Verhandlung mit besonderer Sorgfalt geprüft, ob dem straffälligen Jugendlichen bei der Begehung seiner Tat die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht innegewohnt hat, und ob die Tat der Verderbtheit und der verbrecherischen Neigung des Jugendlichen oder dem Leichtsinne, der Unerfahrenheit oder der Verführung zuzuschreiben ist. In diesem Falle wird das Gericht von der Einrichtung der bedingten Strafaussetzung Gebrauch machen.



Zur Unterhaltung.



— Unempfindlich. Unteroffizier (brüllt): „Schulze, Sie sind ein Kameel!“ Haben Sie gehört?“ — Schulze (Rekrut): „Nein, Herr Unteroffizier, ich bin schwerhörig!“

— Er hat Recht. Fremder: Um Verzeihung, mein Herr, wie spät ist es? — Einheimischer: Ich weiß es nicht, aber dort ist der Marktplatz und dort ist auch eine Uhr am Platz.

— Der Fremde geht. Bald darauf trifft er den Einheimischen wieder und geht wütend auf ihn zu. „Wie können Sie sich unterstehen, mich zum besten zu haben? Am Markt ist gar keine Uhr vorhanden!“ — Einheimischer: „Aber, das ist doch dasselbe, was ich Ihnen sagte!“ — Fremder: „So? Sagen Sie nicht, eine Uhr wäre am Platz?“ — Einheimischer: „Nun, und wäre sie es nicht?“

— Gründliche Abhilfe. Mieter (zum Wirt): Ich fürchte, das Haus stürzt mir über den Kopf zusammen. Schauen Sie nur mal die kolossalen Sprünge in den Wänden. — Wirt (nach kurzem Nachsinnen): Gut, ich werde Ihnen sofort die Wände tapetieren lassen.

— Eine seltsame Annonce. In einem Blatte war neulich folgende Anzeige zu lesen: „Ein junger Mann, der im Begriffe steht, zu heiraten, sucht einen erfahrenen Herrn, der ihm von diesem Vorhaben abredet. Man wende sich an . . .“

— Mahnung. Vater (zum Sohn, der sich mit Dichten beschäftigt): Laß auf, du wirst so lange herumdichten, bis sie dir a Denkmal setzen!

— Nobel. Gast (der im Restaurant von Fliegen sehr geplagt wird): Genü, geben Sie den Fliegen auf meine Kosten etwas zu fressen!

— Jägerlatein. Oberförster (erzählend): — — — Darauf nahm ich mir die beiden Biester vor und fragte: Wer hat die Wurst gefressen? Der Nero schaut mich ganz trennherzig an, der Karo aber wird rot bis hinter die Ohren und hält sich die Pfote vor's Gesicht. Das Luder war's also!

— Netze Aussichten. Brautmutter (zu ihrem Schwiegerjohn, einem jungen Witwer): Meine Tochter wird Sie als Frau glücklich machen und ich, ich werde Ihnen eine zweite Schwiegermutter sein.

— In der Redaktion. Dichterling: Meine Klapphornbrille können Sie also nicht gebrauchen? Warum denn nicht? — Redakteur: Sie klappen nicht.

— Einverständnis. Frau: Wie, um sechs Uhr sollte der Kaffee fertig sein und Sie liegen noch im Bett? Soll ich vielleicht Kaffee kochen? — Dienstmädchen: Ja, wenn Sie's recht leise machen!



Rätsel.



Einrätsel.

Ein junges Pärchen reiste in die Welt,
Es war an Frohsinn reich, doch nicht an Geld.
Mit wenig Bürde und mit leichtem Sinn,
So fuhren sie und wanderten dahin
Im Tale bald, bald droben auf den Höhen,
Und jauchzen laut: „Wie ist die Welt so schön!“
Sie lachten, tollten, scherzten und das Wort
Und zogen dabei immer rüstig fort. —
Doch endlich leider, war vorbei das Glück,
Halb froh, halb traurig lehrten sie zurück.
Die rauhe Wirklichkeit dann spürten sie
Nach all der goldnen Reisepoesie,
Als sie entdeckten, daß, was sie gespürt,
War draufgegangen für das Wort der Fahrt.

Logogriphische.

1. Der i ward vor m vorzeitig u und samt bald ans b.
2. Mit bedauernder e sprach er zum a: „Unsere u hat den Braien verbrennen lassen.“
3. Auf dem n führte eine stattliche d einen Kahn voll s.
4. Ich schaute nach dem r und sah nicht den großen i auf dem Wege.
5. Der u lehnte am a und beachtete nicht meine i.
Es sind Wörter zu ergänzen, die sich nur in den angegebenen Buchstaben unterscheiden.

Buchstaben-Rätsel.

Mit Ue zeig ich, wo ich auch bin, nur Schlechtes an.
Mit A man mich in jeder Bibel finden kann.

Logogriph.

Vielfachen Leiden soll Heilung sicher mit a es gewähren,
Aber der Glaube ist wohl wichtiger Helfer dabei;
Wie er in anderer Weise das Herz muß lebendig erfüllen,
Will aus dem Studium mit o schöpfen Erbauung der Geist.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Arithmogriph: Luzern, Urne, Zulu, Gule, Rume, Herz.
Charade: Uebermut.
Rebus: Besser geleiert, als gar gefeiert.



Die feindlichen Bundesbrüder.

Novelle von A. v. Heydeck-Crone.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten)

Esther Sofie hatte sich verstört aus Ludwig's Arm losgemacht.

„Ach ja, Liebster,“ sagte sie auch mit trauriger Stimme, „das geht ja nun und nimmer mehr. Gerade nachdem Hans Wolf so abgewiesen, habe ich keine Hoffnung, freiwillig von Deinem Vater als Schwiegertochter begrüßt zu werden und Dich mit Deiner Familie erzürnen, das würde ich niemals mögen.“

Ueber ihr junges, stolzes Gesicht legte sich ein abweisender Zug.

Doch Ludwig, nachdem er einmal der Braut sicher, hatte ein solch triumphierendes Siegesgefühl, daß er keinen Widerspruch fürchtete. „Sei nur ruhig, Lieb“, er zog die Widerstrebende an sich, „da lenne ich meinen Vater besser. Dich nicht mit Freuden aufnehmen? Die ganze Familie muß ja gratulieren zu dem Schätze, den ich ihr bringe.“

Die ganze Familie, die vorläufig aber nur aus dem Vater bestand, wollte nun durchaus nicht zu der Schwiegertochter gratulieren.

Als Ludwig in seinem Glücksjubel ins Zimmer stürmte, wußte der Kommerzienrat sofort, was die Glocke geschlagen, und trat ihm kampfbereit entgegen.

„Vater, ich bin ja so glücklich, ich habe mich eben verlobt. Denke Dir, sie liebt mich, sie liebt mich wahrhaftig. Was sagst Du nur dazu? Freut's Dich nicht auch unsagbar?“

Der Kommerzienrat rückte sich seinen Halskragen zurecht und fragte dann, sich etwas räuspemd, in sehr kühlem, würdevollem Ton: „Du hast Dich verlobt? Möchtest Du nun auch die Güte haben, und mir sagen, mit wem?“

„Mit wem? Na, hör' mal, Vater, das ist doch eine überflüssige Frage.“

Er lachte hell auf. „Mit wem? Nun, eine andere wie meine süße Esther Sofie kann's nicht sein!“

„So — so —“ die Stimme Schwabingers wurde immer würdevoller und kälter. „Mit Deiner süßen Esther Sofie und darüber soll ich mich freuen?“

Bei diesem eigentümlichen Ton ließ der Glückstrauch des jungen Bräutigams etwas nach.

„Ja, aber lieber Vater, Du fragst so eigentümlich, könntest Du wirklich etwas gegen meine Braut haben? Nimm, dachste, sie hätte auch Dein Herz erobert. Ueber die alte Geschichte mit der Schwester ist doch längst Gras gewachsen. Daran denkt doch kein vernünftiger Mensch mehr.“

„Dann muß ich Dir sagen, daß Dein eigener Vater nach

Deiner Ansicht nicht zu den vernünftigen Menschen gehört. Ich denke noch sehr daran, und ich wünsche durchaus keine Verbindung mit der Familie. Bitte, jetzt laß mich reden, fuhr er heftig fort, als Ludwig ihm ins Wort fallen wollte, „ich hoffe, ich werde doch noch meine eigene Meinung haben können. Gegen die junge Dame an sich habe ich gar nichts. Sie ist ein lebenswürdiges Geschöpf, sie ist aber eine Preukin, gehört zu jenen hochmütigen Junkern, bei denen der Mensch so recht eigentlich erst beim Baron anfängt. Unsere Familie würde in ihren Kreisen nur von oben herab angesehen werden, und ich will deshalb das Fräulein vor einer Mesalliance bewahren. Es paßt mir auch nicht, für minderwertig angesehen zu werden.“

Der alte Herr hatte sich in eine heiße Erregung gesprochen und hielt nun tief aufatmend inne. „Aber, bester Vater,“ Ludwig benutzte schnell die Redepause, „wer denkt denn an derartiges. Nesselows sind viel zu einfach-vornehme Leute, um noch solch mittelalterliche Vorurteile zu haben. Außerdem ist Esther auch nur ein einfaches Fräulein „von“, gar keine Baroness, und was die Preukin anbetrifft, nun“

er lachte jetzt schon wieder fröhlich auf, „damit ist's ja ein für allemal vorbei, wenn sie mich heiratet, dann wird sie eben dadurch Bayerin.“

„Das sind Wortklaubereien, das Preukentum steckt ihr ihm Blut, das vererbt sich noch auf Kinder und Kindeskinde.“

„Desto besser,“ sagte Ludwig in unerschütterlichem Frohmut, „das gibt eine vorzügliche Rasse, preukischer und bayerischer Adlopf vereint, da sollen sich aber die Franzosen vorsehen bei solchen Mustere Exemplaren. Uebrigens im Ernst, Vater, ich meine es, tut's wirklich ganz gut, mal aus unseren engen Grenzen hinaus zu heiraten. Zudem ist Esther, auch wenn man sie nicht als Liebende betrachtet, ein außergewöhnlich nettes Mädchen und von Deinem kaufmännischen Standpunkt betrachtet, ebenfalls begehrenswert. Sie ist unabhängig und wohlhabend. Ich wüßte wirklich nicht, was Du an ihr aussetzen könntest.“

Schwabingers gesunde Vernunft mußte den Beweisen seines Sohnes Recht geben, aber sein altes Vorurteil, der Haß, den er sein Leben lang beinahe zärtlich gepflegt hatte, und sein Eigentum, wollten sich nicht von der Vernunft besiegen lassen.

„Nein,“ er warf den Kopf widerwillig zurück, „ich will nicht, ich will keine Preukin zur Schwiegertochter.“

„Ja, Vater,“ auf dem Gesicht des Sohnes lag Trauer, aber auch Entschlossenheit. „Wenn Du ein wirklich unbegründetes Vorurteil über das Glück Deines Kindes stellst, dann kann ich nicht mehr mit Dir über die Sache reden. Bei Liesa lagen damals die Verhältnisse anders; sie war ein junges, unreifes Ding, das sein Herz selbst nicht kannte, und



Kardinal Richard, Erzbischof von Paris, starb in Paris im Alter von 88 Jahren.

der Bewerber war Dir fremd. Du konntest immerhin annehmen, daß es sich um einen Mitgiftjäger handle. Bei mir aber hast Du alles miterlebt. Du kennst mich, weißt, daß meine Liebe echt ist, Du kennst das Mädchen, bist selber von ihr eingenommen, und nur der eine, zufällige Umstand, daß sie Preukin ist, soll uns beide trennen? Wir sollen unser Liebesglück opfern, weil Du Bundesbrüder nicht leiden kannst, von denen wir Bayern im Grunde genommen, viel gelernt haben. Denen wir viel verdanken. Nein, lieber Vater, es würde mir schmachvoll sein, Deine Einwilligung nicht zu erhalten, aber an meinem Entschluß ändert das nichts. Ich heirate Esther Sofie auf jeden Fall.

Er verließ mit diesen Worten das Zimmer und der Kommerzienrat blieb in einer wütenden Stimmung zurück. „Was diese Kinder sich heute ihren Eltern gegenüber erlauben, das ist ungläublich. Na warte nur, Hirschen, Dir werde ich noch den Standpunkt klar machen.“

Trotz des noch immer tobenden Sturmes griff er zu Mantel und Mütze. Er muß seinen Zorn draußen austoben, das Zimmer war ihm zu eng und bedrückt dafür.

Leise brummend ging er ans Meer hinaus und wiederholte sich in Gedanken nochmals die ganze Unterredung. Der Bengel hatte wirklich recht mit allem, was er gesagt hatte und das Mädel, na ja, das war reizend, entzückend. Er war wirklich ein bißchen schroff vorgegangen. Wie oft hatte es ihn an der Kleinen gefreut, wenn sie mit Bewunderung und Sympathie von den Bayern gesprochen hatte. Wie die Bayern und Kommern einander so ähnlich seien, bei beiden die gleiche, martige Kraft, das schwere Ausschreutreten und das fest zuverlässige, wenn sie einmal Zuneigung gefaßt hätten. Wie hatte sie doch nur gesagt? Ach ja, jetzt fiel es ihm wieder ein: „Mein Bruder meint, daß Bayern auch auf die preukische Entwicklung seinen Einfluß gehabt hat, und daß wir ihm vieles verdanken.“

Das klang ganz verständlich und gar nicht arrogant. hm, hm, er war ein bißchen voreilig gewesen, aber jetzt konnte er nicht mehr zurück. Er durfte sein Unrecht nicht eingestehen, seine väterliche Autorität würde leiden, er — Doch Schwabinger kam in seinen Betrachtungen nicht weiter, denn seine Aufmerksamkeit wurde durch den Volksauslauf vor ihm abgelenkt. Das Schreien und Jöhlen da, daß es selbst das Sturmbeulen übertönte.

„Ein schreckliches Volk, diese Italiener,“ jagte er halblaut zu sich, „da ist nun irgend so'n kleiner Fisch gefangen und das Gefindel lärmt, als ob es sich um ein Menschenleben handelt.“

Trotzdem trat er neugierig näher und entdeckte in der Masse die wohlbekannte Mütze und den Regenmantel Esther Sofies, um die sich in heftiger Bewegung Männer, Frauen und Kinder drängten. Schwabinger bahnte sich einen Weg durch die Menge und trat an das junge Mädchen heran:

„Kann ich Ihnen irgend etwas helfen, gnädiges Fräulein?“

„Ich werde Sie von der Zudringlichkeit des Volkes befreien, ein paar fernige, deutsche Worte werden wohl auch hier ihre Wirkung tun.“

Esther hatte seinen gebotenen Arm angenommen, fiel ihm jetzt aber hastig ins Wort.

„Bitte, Herr Kommerzienrat, sagen Sie nichts, die Leute behelligen mich nicht im geringsten. Sie fühlen nur das Bedürfnis, mir ihren Dank für eine erwiesene Hilfe auszusprechen, und das darf man ihnen nicht verwehren.“

Sie sprach einige italienische Sätze in die Menge, worauf diese in ein jubelndes „*Cy viva la Signorina*“ ausbrach, dann aber mit der dem Italiener eigenen Höflichkeit den Weg freimachte und nur noch durch Mützen- und Tücherbewenken ihrer Begeisterung Ausdruck verlieh.

„Darf man erfahren, was Sie getan haben, gnädiges Fräulein?“ fragte Schwabinger nun doch etwas neugierig.

„Oh, es war gar nicht der Rede wert, jeder an meiner Stelle hätte ebenso gehandelt,“ erwiderte Esther leicht verlegen. „Vor meinen Augen fielen zwei am Strande spielende Kinder ins Wasser und die Wellen führten sie gleich so weit hinaus, daß ich nicht mehr zuspringen konnte. Schwimmen habe ich nicht gelernt, dafür rudere ich sehr gut, und da ein Kahn in der Nähe lag, bin ich ihnen nachgefahren und habe sie glücklich noch lebend herausgeholt. Das ist das Ganze.“

„Alle Achtung, mein liebes, verehrtes Fräulein Esther, das hätte Ihnen in diesem Wetter so leicht keiner nachgemacht!“ sagte der Kommerzienrat mit ehrlicher Bewunderung. Er fühlte eine warme Hochachtung für das heldenmütige Vorgehen und die einfache Selbstverständlichkeit, mit der dieses junge Geschöpf zwei Menschenleben unter Gefahr des eigenen gerettet.

„Aber Sie hätten ja leicht selbst dabei verunglücken können“, setzte er dann hinzu.

„Ach, daran denkt man doch nicht. Man fühlt nur, daß man zuspringen muß!“

In diesem Moment kam dem Paare Ludwig entgegen. Er stützte, als er seine Braut am Arme seines Vaters sah.

„Esther — Vater!“ rief er unwillkürlich laut aus und blieb vor den beiden stehen.

Swabinger durchzuckte es. In diesem Augenblick konnte er unmöglich auf seiner Weigerung bestehen und rasch entschlossen trat er daher auf seinen Sohn zu.

„Ich bringe Dir hier eine kleine Heldin und gratuliere unsere Familie zu diesem neuen Mitglied. Mein liebes Kind, so darf ich Sie wohl nennen, ich bin ja noch gar nicht dazu gekommen, Sie als Braut meines Sohnes zu begrüßen.“

Abends gab es eine fröhliche Verlobungsfeier und hatte der neugeborene Schwiegervater auch erst noch ein wenig kuhl sein wollen, so hielt dieser Wille nicht stand vor der großen Liebe und Herzlichkeit, mit der ihm Esther Sofie begegnete. Er überließ sich bald seiner natürlichen Zuneigung für sie und fühlte sich ganz behaglich dabei.

Die in den nächsten Tagen eintreffende Mutter und Tochter waren, wie Ludwig es stolz prophezeit hatte, sofort von dem neuen Familienmitglied entzückt und Herr Bloxe seufzte ein über das andere Mal:

„Wenn ich doch auch solch ein Schwiegertöchterle hätt'. Da könnt' man sich wirklich mit dene Preuke versöhne.“

Bei diesem Wunsche lächelt der Kommerzienrat dann immer geschmeichelt, sagt aber doch noch etwas brummig:

„Na, schau'n's, verflizte Kerle bleiben's halt doch die Preuken, nun haben's uns beide gesinnungstreue Bayern auch noch erobert.“

Dies Brummen klingt aber gar nicht mehr ernsthaft und im Grunde hat er gegen diese Eroberung nichts einzuwenden.

Die Geschichte eines Traumes.

Frei nach dem Englischen von Gräfin J. K. S.

(Nachdruck verboten.)

„Schöne Weihnachten, alle Teiche fest zugefroren und alles bedeckt mit Schnee! So mag ich es gern!“ sagte der Squise.

„Denke aber auch an die Armen, Robert!“ mahnte die Schwester des Squise schüchtern.

„Ich denke an die Armen,“ antwortete Mr. Barrington laut. „Ich denke öfter an sie, als sie es verdienen. Kohlen und Holz gebe ich ihnen im Dorf, den alten Frauen Tee und den Männern Tabak. Wer sagt dir, daß ich nicht an die Armen denke?“

Mr. Barrington stand vor dem Kamin in der großen, altertümlich eingerichteten Halle, welche seit Generationen schon der Stolz der Familie Barrington war. Ein schöner, russischer Windhund lag zu den Füßen des Squise, ein treuer und weißer Setter und ein kleiner Terrier saßen voller Erwartung an der Türe, denn sie wußten, daß ihr Herr gleich ausgehen würde.

Mr. Barrington war ein großer, breitschultriger Mann mit grauen Haaren und rotem Gesicht. In seinen Zügen lagen Energie, Willenskraft und Starrsinn und die Falten auf seiner Stirn, die zusammengekniffenen Lippen verrieten heimlichen Kummer und Sorgen. Er war gekommen, um noch einige Worte mit seiner Schwester zu wechseln, bevor er ausging, und wenn er sich auch anscheinend vergnügt mit ihr unterhielt, so konnte er sie doch nicht täuschen.

Miß Barrington oder Miß Ruth, wie sie gewöhnlich genannt wurde, war eine schüchterne, grauhaarige, kleine, alte Dame, welche den Haushalt des Squise führen sollte. In Wirklichkeit sah man sie aber meist am Kamin sitzen und stricken. Der Squise hing sehr an ihr, wenn ihre Schüchternheit und Unentschlossenheit ihm auch oft entsetzlich auf die Nerven gingen.

Einige Augenblicke sah sie ganz still und das Strickzeug ruhte in ihrem Schoße; dann blickte sie ihren Bruder zaghaft an.

„Wir tun viel für die Armen dieses Dorfes, das weiß ich,“ murmelte sie, „aber ich dachte an andere. Ich möchte wissen, ob die arme liebe Alice nicht Hunger zu leiden braucht und genua Heizmaterial hat bei dieser bitteren Kälte.“

Einem Augenblick schwieg der Squise — das Schweigen der Ueberraschung. Wenn diese anscheinend so schüchternen

Frauen einmal anfangen zu reden, war es oft wunderbar, welchen Mut sie hatten, dachte er. Dann wandte er sich augenblicklich um.

„Wie kommst du dazu, sie in meiner Gegenwart zu nennen?“ rief er ärgerlich. „Habe ich dir nicht gesagt, daß nie wieder von ihr gesprochen werden soll?“

„Ich kann nicht anders, Robert,“ sagte sie kläglich. „Wenn du nur wüßtest, wie oft ich von ihr träume — Tag und Nacht sehe ich sie vor mir! Ich bin überzeugt, sie leidet Not; sie ist krank oder es geht ihr sonst schlecht, und ich kann ihr nicht helfen.“ Die kleine alte Dame wischt sich mit ihrer weißen Hand die Tränen aus den Augen.

„Und wenn dem so ist,“ sagte der Squire mit harter Stimme, „so kümmert es uns nicht. Sie hat sich selbst ihr Bett gemacht und muß nun leben, wie sie darin liegt.“

Mit diesen Worten ging Mr. Barrington zur Türe, pfiß seinen Hund und wanderte mit ihnen hinaus.

Miß Barrington blieb zitternd sitzen, ihre Hände ruhten untätig im Schoß, das Strickzeug war zur Erde gefallen. Die Tränen rannen über ihre Wangen.

„Arme Alice — arme Alice!“ senfte sie, als sie die Tränen abwischte und ihre Arbeit wieder aufnahm. „Wenn der Vater ihr nur verzeihen wollte! Ich bin sicher, daß sie sehr unglücklich ist.“

Während dessen ging der Squire die große Allee hinunter, welche zu den Parktoren führte. Der Winter war noch nicht kalt genug, um ihn ganz zu befriedigen, aber die schweren, grauen Wölken am Himmel ließen ihn auf noch mehr Schnee hoffen. In einiger Entfernung von der Allee lief mit dieser parallel ein breiter Bach. Jenseits des Baches erhoben sich einige Hügel, welche mit dicken Buchen bestanden waren. Der Squire warf ab und zu einen Blick dorthin, rief seine Hunde an und versuchte sich aufzubeitern, indem er zuweilen irgend eine lustige Melodie pfiß. Er tat sein möglichstes, um seine Gedanken an eine junge Gefährtin zu bannen, welche ihn früher immer auf seinen Spaziergängen begleitet hatte. Ja, es war ein blauäugiges, blondes, lustiges Mädchen gewesen, welches munter schwabend an seiner Seite gegangen, hin und wieder mit den Hunden um die Wette gelaufen war und dessen Stimme und Lachen er noch zu hören wähnte. Verschiedentlich wandte der Squire sich sogar um, weil er meinte, man habe ihn gerufen, aber es war Täuschung, keine weiche Stimme nannte ihn jetzt „Vater“ mehr, keine kleine Hand schob sich in die seine, er hatte keine kleine Tochter mehr mit einschmeichelndem Wesen und kindlichen Liebköhlungen.

Er blieb stehen und stöhnte laut. Die Erinnerung an seine Tochter Alice verursachte ihm unbeschreiblichen Kummer. Sie hatte ihn um eines andern willen verlassen; sie hatte ihr Heim, den Vater und alles, was ihr teuer war, verlassen um eines Mannes willen, den der Marquise haßte und verachtete und seit diesem Tage war seine Tochter tot für Robert Barrington.

Noch einmal blieb er stehen und blickte auf das dunkle Wasser des Baches. Aber da beweinte sich doch etwas am Ufer, jemand duckte sich dort in die Büsche! Das war verdächtig, denn offenbar wollte der, welcher sich dort zu verbergen suchte, nicht gesehen sein.

„Hi!“ rief der Squire ärgerlich. „Hi! wer ist da? Was tun Sie dort? Kommen Sie hierhin!“

Der Mensch erhob sich sofort. Seine Haltung ließ keine Angst erkennen; es war ein großer, schlanker Mann; als er dicht vor ihm stand, erkannte er ihn.

„Was — du, Archie Newbold! Wie, wann kommst du nach Hause zurück? Seit fünf Jahren habe ich dich nicht mehr gesehen. Und was tust du in meiner Anpflanzung?“ sagte der Squire, als er mit ausgestreckten Händen und freudigem Gesicht auf ihn zuging.

„Ich war auf Reisen, wie Sie wissen,“ antwortete der junge Mann, des Squire's heralichen Handschlag erwidern, „und kam erst gestern zurück. Da wollte ich Sie doch gleich besuchen, Squire.“

„Das ist recht, Archie; —“ erwiderte der Squire herzlich. „Nach den langen Jahren der Freundschaft zwischen mir und deinem Vater wäre es auch sonderbar, wenn du nicht so bald als möglich nach The Hall kämst. Du mußt ganz unerwartet angekommen sein, denn ich hörte noch kürzlich, daß man dich nicht so schnell zurück erwartete.“

„Nein, ich schrieb nicht; ich kam unerwartet, wie Sie sagten,“ entgegnete der junge Mann und seine Züge verfinsterten sich. Mit einem melancholischen Blick sah er am Squire vorüber und schwieg.

„Nun, was führte dich denn wieder nach Haus?“ fragte der Squire ein wenig zögernd. „Wir haben dich alle lang genug entbehrt! Das Gut hat sehr durch deine Abwesenheit gelitten, das muß ich dir doch sagen; das Auge des Herrn fehlte überall. Ich hörte, daß dir alle geschrieben hätten, dein Geschäftsführer, der Pfarrer, der Arzt, kurz, die meisten deiner Bekannten — nur ich nicht, denn ich mische mich nicht in anderer Leute Angelegenheiten, wenn ich nicht muß — und du hättest von keinem der Briefe Notiz genommen, nun überreichst du uns so plötzlich. Wie kommt das, Archie — wie? Was führte dich zurück?“

Der junge Mann lächelte ein wenig und wandte sich zur Seite, damit der Squire sein Gesicht nicht sehen konnte. Man merkte ihm an, daß er es nicht gewohnt war, ausgefragt zu werden.

„Was mich zurückführte? Nun, keinesfalls die Briefe,“ sagte er, „denn ich bekam nur einen oder zwei von ihnen, aber diese hätten auch schon genügen können, mich nach England zurück zu rufen. Ich könnte ja sagen, daß ich eigentlich keinen Grund für meine Rückkehr hatte, Squire. Aber ich will Sie nicht täuschen, denn Sie haben ein Recht dazu, die Wahrheit zu erfahren. Ich kam gestern nach Hause zurück wegen eines Traumes, den ich hatte. Ich gebe es Ihnen nun anheim, mich einen Narren zu nennen oder mich für verrückt zu halten.“

„Aber Archie, Archie,“ sagte der Squire, den jungen Mann ganz erstaunt anblickend, „das sieht dir gar nicht ähnlich, Archie! Ich habe dich immer für einen ruhigen, verständigen Menschen gehalten. Du kommst wegen eines Traumes zurück? Mir scheint, du träumst noch!“

„Nein, Sir,“ antwortete Archie ernst, den Squire voll anblickend; „ich bin jetzt ganz wach. Ich wiederhole es, ich kam nach Hause zurück, weil ich einen Traum hatte. Und er betrifft Sie und die Ihrigen. Aus diesem Grunde bin ich auch heute nachmittags hier.“

„Kriechst in den Büschen herum und steckst deine Nase in meine Anpflanzungen!“ rief der Squire ärgerlich. „Ich hielt dich für einen Dieb oder einen Wegelagerer, als ich dich hier zwischen den Büschen herumkrabbeln sah. Du mußt im Ausland deinen Verstand verloren haben, Archie! Geh nach Hause, du sollstest nicht hier im Schnee herumlaufen, du hast wahrscheinlich schon Fieber oder so etwas!“

Des Squire's spöttische Worte machten Archie's Gesicht erröten, aber seine Stimme klang richtig, als er sprach:

„Ich habe meinen Verstand nicht verloren, Squire, ich kam zurück wegen eines Traumes, den ich in Brüssel hatte. Und seit meiner Rückkehr nach Hause habe ich schon mehr gesehen und gehört, als ich je zu sehen und zu hören gedacht hätte.“

„Sitz Deiner Rückkehr — deinem Aufenthalt hier am Ufer des Baches?“

„Nicht ganz, seit meiner Rückkehr nach Hause.“

Archie Newbold blickte den Squire mit leuchtenden Augen an.

„Lassen Sie mich Ihnen meinen Traum erzählen, Squire, und dann sagen Sie mir, ob er was zu bedeuten hat.“

„Ich mag keine Träume hören,“ erwiderte der Squire ungeduldig. „Es ist heute ein kalter Tag, Archie, und ich möchte noch ein wenig gehen.“

„Dann werde ich mit Ihnen gehen,“ sagte Archie ruhig, „wir können dann über die Sache im Gehen verhandeln.“

Der Squire machte eine ungeduldige Bewegung, veruchte aber nicht, den jungen Mann zum Schweigen zu bringen, als sie nebeneinander weiter gingen.

„Ich träumte,“ begann Archie gedankenvoll, „daß ich auf der Landstraße außerhalb Ihres Parkes ging, Squire, — und daß eine Stimme mir zurief: Archie, Archie, komm! Rette mich — komm!“ Mir schien, als kenne ich die Stimme, Squire. Ich lief vorwärts, stieß das Parktor auf und eilte so schnell ich konnte, die Allee entlang. Ich wußte, — woher weiß ich nicht — daß es Weihnachtsabend war. Mir war, als hörte ich die Kirchenglocken läuten. Sie schienen in seltsamer Weise das Schreckliche der Situation zu erhöhen, Sie wissen ja, welche eigentümliche Gefühle man oft im Traum hat? Mir fiel ein, daß Sie die Kirche gekauft und die Glocken geschenkt hatten, Squire, und daß ihr schauerlicher Klang und der Angstschrei irgend eine unrechte und grausame Handlung befundeten, die Sie begangen hatten. Verzeihen Sie mir meinen Traum, Squire, ich kenne Sie in Wirklichkeit besser als im Traume. Nun, wie ich schon sagte, ich eilte die Allee hinunter bis zur Stelle, wo ich Sie eben traf und da war mein Traum aus. Finsternis und

Schweigen folgten; ich wußte nichts mehr. Ich fühlte, daß die Tragödie, wenn es eine solche war, ihren Fortgang nahm, aber daß ich machtlos war zu helfen, machtlos zu retten."

"Und dieser Traum führte dich nach England zurück?" fragte der Squire spöttisch.

"Der Traum wiederholte sich dreimal," sagte Archie, "bevor ich ihm nachgab. Dreimal in drei auf einander folgenden Nächten ging ich auf der Landstraße, hörte den Schrei, stieß das Tor auf und lief die Allee hinunter bis zur Stelle, wo Sie vorhin standen. Ich kam heute hierhin, um mir die Stelle anzusehen, aber ich konnte nichts Besonderes entdecken. Squire, was kann der Traum bedeuten?"

"Um des Himmelswillen, höre auf mit diesem Unsinn, ich will nichts mehr davon hören!" rief der Squire. Sie waren am Ende der Allee angelangt und näherten sich dem Häuschen des Torwächters. "Ich muß hier eben zu Indson gehen," sagte der Squire. "Von deinem Blödsinn will ich nichts mehr hören; ich begreife nicht, wie du dazu kamst, mir dies alles zu erzählen, Archie! Aber ich will es dir verzeihen, denn ich glaube, du bist krank. Geh nach Hause, mein Junge, und laß den Doktor kommen!"

"Noch ein Wort, lassen Sie mich noch ein Wort sagen, Sir!" bat der junge Mann, seine Hand auf des Squire Arm legend und ihn ängstlich ansehend. "Ich will Sie durchaus

nichts von Alice — meiner armen Alice — hören will und ich hätte sie vielleicht nicht so direkt nennen sollen. Aber wie hätte ich es anderes machen können?"

Archie blieb stehen. Der Squire hatte die Haustür erreicht. Er öffnete diese, pfeif seinen Hund und ging in das Haus, ohne Archie Newbolt auch nur eines Blickes zu würdigen. Archie wandte sich traurig fort, wie gern hätte er bei dem Squire ein gutes Wort für Alice eingelegt. Vielleicht aber, so dachte er zuletzt, hat der Squire Recht, und seine Einbildung hatte ihm wirklich einen Streich gespielt. Der Traum — dreimal nach einander — war vielleicht eine Ueberreizung der Nerven, aber sonderbar war es doch, denn er fühlte sich doch sonst so gesund und kräftig wie immer. Trotzdem wollte er dem Räte des Squire folgen und heute noch zum Doktor gehen. — Er wollte zu seinem alten Freunde Dalston gehen, welcher seinen Vater während dessen Krankheit behandelt hatte.

Ohne sich weiter zu besinnen, ging er den Weg hinunter zu Dalston's Haus, aber der Traum kam ihm nicht aus dem Sinn. Er fühlte, daß er einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte und konnte nicht glauben, daß er keine Bedeutung habe. Er war deshalb fest entschlossen, ihn Dalston zu erzählen.

Der Arzt lachte ihn nicht aus, sondern hörte aufmerksam



Der ermordete Kronprinz
Luiz Filipe von Portugal.



Königin Amalie von Portugal,
Witwe des ermordeten Königs Carlos.



Der ermordete König
Carlos I. von Portugal.

nicht beleidigen, aber ich muß noch ein Wort sagen. Die Stimme, die ich hörte —"

"Schweig, ich will nichts hören!" rief der Squire.

"Ich muß sprechen!" antwortete Archie aufgeregt. "Ich muß es Ihnen sagen! Die Stimme, die ich hörte, war die Ihrer Tochter, Squire — Ihrer Tochter Alice, welche ich mehr liebte als mein Leben!"

Der Squire stieß Archie's Hand zurück, murmelte einen Fluch und ohne ein weiteres Wort ging er in das Haus des Torwächters.

Einige Augenblicke noch lehnte Archie Newbolt ganz erregt am Tore, dann ging er langsam auf und ab und erwartete die Rückkehr des Squire. Als dieser wieder herauskam, war der elfjährige Sohn des Torwächters bei ihm und mit diesem unterhielt er sich so eifrig, daß er Archie gar nicht zu sehen schien. Der junge Mann folgte ihm langsam, ganz niedergeschlagen, er merkte genau, daß der Squire nichts mehr von ihm hören wollte.

"Ich fürchte, ich habe ihn beleidigt," sagte er leise für sich, als er hinter dem Squire und dem jungen Indson herging, immer noch hoffend, ein freundliches Wort von dem Squire zu erhalten, bevor dieser in das Haus ging. "Ich sagte es ihm vielleicht zu schnell, zu hart, denn ich weiß ja, daß er

Archie's Erzählung zu und meinte dann, es wäre vielleicht eine kleine Ueberreizung der Nerven.

"Sie waren vielleicht während der letzten Zeit nicht ganz wohl," sagte der Arzt, "sonst könnte ein Traum nicht einen solchen Eindruck auf Sie gemacht haben. Und Sie haben kürzlich viel darüber nachgedacht?"

"Wie hätte ich das verhindern können?" erwiderte Archie mit einem traurigen Lächeln.

"Sie hätten sich mehr beschäftigen und sich nicht so diesem Gedanken hingeben sollen. Nun, habe ich nicht Recht, Archie?" sagte der Arzt ernst.

"Vielleicht doch."

"Und zum Ueberdruß gingen Sie heute nachmittag noch an die Stelle, von der Sie träumten," bemerkte der Arzt ruhig.

"Nun, weshalb nicht?" sagte Archie erstaunt.

"Weil Sie auf diese Weise den Traum nicht vergessen; Sie hätten überhaupt nicht nach Hause kommen sollen. Reisen Sie wieder ab, gleichviel wohin — nach Frankreich, Italien, Aegypten — irgend wohin, um den traurigen Eindruck dieses Traumes zu verschwächen. Reisen Sie morgen ab, gehen Sie nicht wieder an die Stelle."

"Morgen?" wiederholte Archie zögernd. Dann blickte er den Arzt aufmerksam an.

„Wissen Sie denn nicht, was morgen ist?“
 „Ja, ich weiß es, es ist Weihnachten,“ antwortete Doktor Dalton. „Und ich weiß auch, weshalb Sie mich dies fragen — weil Ihnen träumte, Sie hätten die Stimme am Weihnachtsabend gehört und da wollen Sie morgen nachmittag an die Stelle gehen und sehen, ob sich etwas Besonderes ereignet. Unsinn, mein lieber Freund, der reinste Unsinn! — Sehen Sie, Archie, verzeihen Sie, daß ich es Ihnen offen sage, so fängt der Wahnsinn an!“

„Ich kann es nicht ändern,“ sagte Archie fest und erhob sich. „Später will ich alles tun, was Sie wollen, Doktor. Ich will nach Indien oder Australien gehen, aber morgen nachmittag muß ich zu der Stelle am Bach. Das habe ich mir fest vorgenommen.“

„Gut, gut,“ erwiderte der Arzt, „ich glaube, Sie sind nicht recht klug! Aber wenn Sie durchaus wollen, nützt mein Reden nichts. Sie erlauben vielleicht, daß ich mit Ihnen gehe? Wenn es sich dann deutlich heraus gestellt hat, daß Ihr Traum Unsinn war, werden Sie vielleicht meinem Räte folgen.“

Gegen diesen Vorschlag hatte Archie nichts einzuwenden und er verabredete mit dem Arzt, daß dieser ihn am folgenden Nachmittag zwischen drei und vier Uhr am Parktor treffen sollte.

Zur festgesetzten Zeit gingen der Doktor und Archie New-

James, schlechte Zeichen für das Glück seiner Frau. Mit dem Fuß stieß er die Türe zu und ging dann mit lauten Schritten durch das Zimmer.

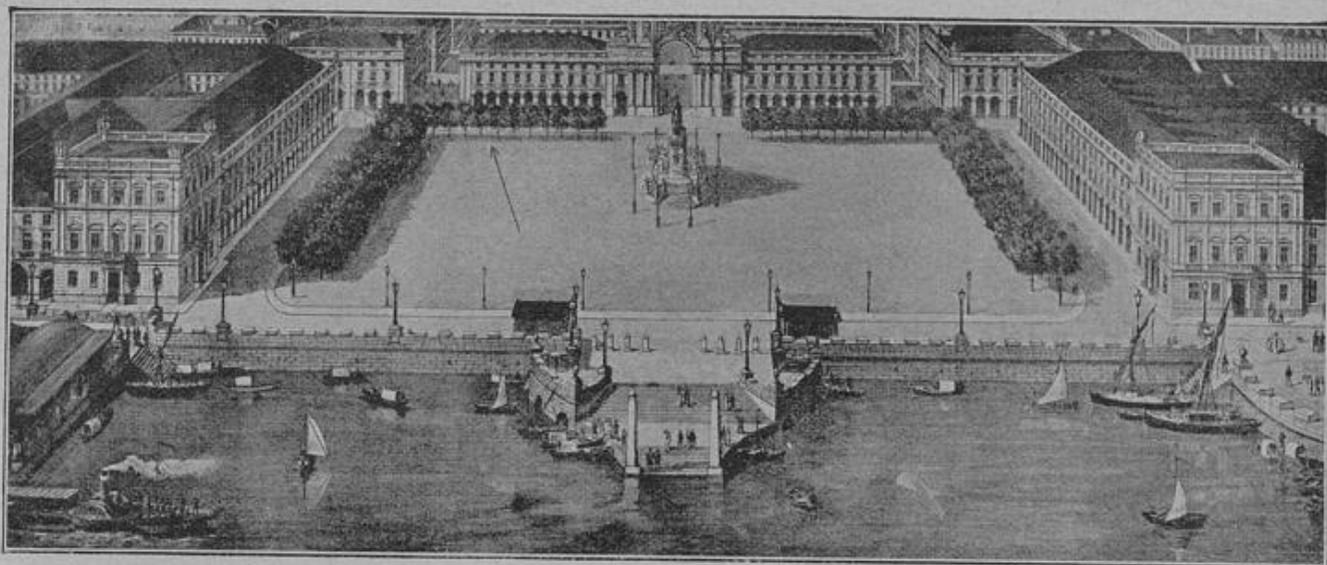
„Sei bitte, etwas leise, Hubert, du weckst sonst Baby auf!“ sagte sein Weib ängstlich.

„Zum Ruduck mit dem Balg! Schick ihn weg!“ rief Hubert Staniland sich auf das Sofa werfend. „Will ihn die Gastwirtin nicht haben?“

„Sie ist aus und das Dienstmädchen ist zu beschäftigt.“
 „Nun, wenn das Kind anfängt zu schreien, muß es fort!“ beharrte Staniland ärgerlich. „Weshalb hast du die Lampe nicht angezündet? Ich begreife nicht, daß du so gerne im Dunkeln sitzt; dabei ist das Feuer halb aus und es ist heute so bitterkalt! Du bist keine sehr aufmerksame Frau für einen Mann, der sich den ganzen Tag quälen muß, Alice.“

Sie errötete bei diesem Vorwurf, legte das Kind in einige Kissen auf dem Stuhl, stochte das Feuer und zündete das Gas an. — Das helle Licht ließ die Aermlichkeit der Wohnung noch mehr erkennen.

Hubert Staniland lag auf dem Sofa, den einen Arm unter den Kopf gelegt, seine schmutzigen Stiefel hatte er ausgezogen und ins Zimmer geschleudert. Sein Gesicht war ein wenig gerötet, er verfolgte Alices Bewegungen mit spöttischen Blicken. Und wegen dieses jungen Gefangenen hatte



Der Schauplatz des Königsmordes in Portugal (die Praça do Commercio in Lissabon).

Als die königliche Familie über die Praça do Commercio fuhr, wurde der König und der Kronprinz hinter der Baumallee im Wagen erschossen. Der auf unserem Bilde eingezeichnete Pfeil bezeichnet die Richtung, in der die Unglückstelle liegt. Die Leiche des Königs und der tödlich verwundete Kronprinz wurden nach dem links von der Landungsstiege gelegenen Marinearsenal gebracht, wo auch der Kronprinz bald darauf verstarb. Das Ministerium und die Wohnung des inzwischen zurückgetretenen Ministerpräsidenten Franco, dessen waghalsige Politik zu der Katastrophe führte, befinden sich hinter der Baumreihe in der Mitte unseres Bildes.

holt die Allee hinunter zu der Stelle an dem fest zugestrichenen Bach. —

In dem ärmlich eingerichteten Zimmer eines Londoner Miethauses sah eine junge Frau mit ihrem Baby auf den Schoß an dem nur spärlich brennenden Ofen. Es war spät am Nachmittag und das Zimmer schon ganz dunkel, aber die junge Mutter rührte sich nicht; sie sah ganz still, ihre Blicke unverwandt auf das schlafende Kind gerichtet.

Sie war noch eine schöne Frau, wenn auch ihre eingefallenen Wangen und Schläfe, der müde Ausdruck ihrer braunen Augen, die matte Haltung ihrer Figur der ganzen Erscheinung etwas Krankhaftes gaben. Ihre Hände waren weiß und durchsichtig; man sah, daß sie eine schwere Krankheit durchgemacht hatte. Ihr Kleid war aus grobem Zeug und schlecht gemacht, ihre schlanken graziösen Formen waren aber trotzdem zu erkennen. Dann und wann rollte eine Träne über ihre Wangen und fiel auf des Kindes Kleidchen.

Plötzlich hörte sie Schritte auf der Treppe. Unwillkürlich drückte sie das Kind fester an ihren Busen und blickte ängstlich zur Tür. Sie brauchte nicht lange zu warten. Die Tür flog auf und ihr Gatte trat ein — jung, kräftig und sehr selbstbewußt. Seine Züge hatten etwas Finsteres, Grau-

Alice ihr Heim, die Menschen, welche sie liebten, ihren Vater, der jetzt nicht einmal mehr ihren Namen hören wollte, verlassen.

„Willst du etwas Tee haben, Hubert?“ fragte sie jetzt. Sie nannte ihn niemals mehr bei einem andern, zärtlicheren Namen, denn jede Spur von Liebe war zwischen den beiden verwischt.

„Tee? Was soll ich mit Tee?“ sagte er rau. „Ich gehe gleich wieder aus. Wenn du genug im Zimmer herum gekramt hast, setze dich hierhin, ich muß dir etwas sagen.“

Sie setzte sich augenblicklich hin.
 „Sieh,“ sagte er sich aufrichtend, die Arme um seine Kniee legend und sorgfältig ihren Blick vermeidend. — „Dies kann nicht mehr so weiter gehen.“

„Nein?“ entgegnete sie tonlos. „Ich meinte, wir hätten uns beide schon so daran gewöhnt, daß es uns jetzt ganz einerlei wäre.“

„Ich verstehe nicht, was du meinst,“ sagte er gereizt; „ich weiß nur, daß ich nichts mehr habe — keinen Pfennig mehr, und daß ich auch nicht weiß, woher ich Geld bekommen soll. Dahin bin ich nun gekommen, wie du siehst, durch die Heirat mit dir!“

Fortsetzung folgt.

Mauerblümchen.

Von F. Schinger.

Nachdruck verboten.

Charitas von Boch war von ihrer Patin, der Freifrau von Rechshöfen, zur Hochzeit ihrer Tochter geladen. Mama und Papa hatten erst aus Rücksicht auf die Finanzen des Hauses überlegt, ob man das Kind hinschicken könne; aber man sah ein, daß Charitas die Familie repräsentieren mußte, und das Opfer eines neuen Kleides wurde gebracht.

Bochs bewohnten in der Nähe Berlins eine Villa, so nannten sie stolz den Bau, der eher einer Ruine gleich, denn klapprig waren Tür und Fenster, durch die bei stürmischem Wetter der Wind pfliff; ein Wiegenliebchen, das Charitas nie in ihrer Nachtruhe zu stören vermochte. Sie mußten sich sehr einrichten, denn der Papa hatte alles, was er einst an irdischen Gütern besessen, bis auf ihre letzte Zufluchtsstätte verloren. Das alles berührte jedoch Charitas nicht, nur der große Moment, wo ihre Teilnahme an der Hochzeit durch die Garderobenfrage ins Wanken geriet, brachte sie außer Fassung. Jetzt war auch dies überstanden und glücklich fuhr Charitas mit ihrem Vetter, einem Neffen der Frau von Rechshöfen, der zur Hochzeit seiner Nusine aus Potsdam herüber gekommen war, zur Kirche.

Der junge Leutnant musterte betroffen den Anzug seiner Begleiterin. Was andere entzückt hätte, überjah er. Daß Charitas ein bildhübsches Gesicht besaß, wog den einen Umstand nicht auf, daß sie geschmacklos gekleidet war. Er dachte nur daran, daß seine Kameraden ihn auslachen würden und — der noch sehr junge Leutnant von Felsing war sehr empfindlich. — Dies alles entging Charitas. Ihr erschien diese pompöse Toilette wunderschön, und heimlich neugierig strich ihre Hand über die knisternde Seide. Mint sprang sie aus der Equipage, um gleich darauf würdevoll, kaum mit den Fingergipfen den hellblauen Aermel des Leutnants berührend, an seiner Seite zur Kirche zu schreiten.

Charitas war ein höchst weltliches Menschenkind; sie vergaß den heiligen Ernst der Stunde über der Pracht und dem Glanz, den sie heute zum erstenmale sich in ihrer unmittelbaren Nähe entfalten sah. Ihre schwarzen, funkelnden Augen weiteten sich mit der Glut, die ihr reizendes Gesichtchen mit Purpur färbte und ihr goldiges Haar flimmerte, als wenn tausend Sonnenstrahlen sich darin gefangen hätten. Nachdenklich betrachtete Charitas die Braut und sie malte es sich aus, wie es wohl sein müßte, wenn sie einst dort am Altar an der Seite eines geliebten Gatten daherschritte, um den priesterlichen Segen zu empfangen. Aber es lag nicht in ihrer Art, über eine Sache nutzlos zu grübeln, und als nach der Trauung ein solennes Festessen folgte, sprach sie der Mahlzeit und dem Wein recht fleißig zu.

Ihr lustiges, ungezwungenes Lachen klang auch zu Frau von Rechshöfen herüber, die heimlich bereute, ihrem guten Herzen Gehört geschenkt und das unerzogene Fräulein von Boch eingeladen zu haben. — Die Dame armete erleichtert auf, als die Tafel aufgehoben wurde, doch ehe sie sich zu Charitas durcharbeiten konnte, um ihr einen Verweis zu erteilen, war diese verschwunden. Eine neue Unergründlichkeit befürchtend, begann sich Frau von Rechshöfen nach dem jungen Mädchen umzusehen. In ihrer größten Ueberraschung traf sie Charitas in einem entlegenen Salon, auf dem Sofa zusammengesauert, in Tränen aufgelöst. Sie trat zu Charitas, legte ihren Arm um die Schluchzende und fragte:

„Hat dich jemand beleidigt, mein Herzchen, daß du dich mit deinem Kummer hierher geflüchtet hast?“

„Ach — ich kann's nicht sagen.“ flüsterte Charitas, den Kopf tiefer ins Polster steckend, „ich — ich schäme mich — so sehr über das, was ich gehört habe.“

„Rege dich nicht so auf, liebes Kind.“ beschwichtigte Frau von Rechshöfen die arme Kleine, „und erleichtere dein Herz. Du hast vielleicht ein Wort mißverstanden. Ich wette es ist gar nicht so arg, wie du gehört hast.“

Mit trostlosem Gesicht blickte Charitas ihre Patin an. „Ich habe mich nicht geirrt,“ versetzte sie kopfschüttelnd, „und dann rief sie, sich von neuem ihrem Schmerze hingebend, betäubt aus: „Wie ich mich auf diese Hochzeit gefreut habe! Wie konnte ich denken, daß man sich über mich lustig macht, wenn man mir Liebenswürdigkeiten sagt?“

„Hast du dich mit deinem Vetter gezanzt?“

„Dorst ist mir ganz gleichgültig, aber der Rittmeister von Pettliß, der so nett zu mir war, und mich zu allen Tänzen engagierte, nachdem er vielmehr, als mein eigener Tischherr, der sich wenig um mich kümmerte, mit mir geplaudert,

daß er so falsch sein könnte, habe ich nicht erwartet,“ schloß Charitas mit einem tiefen Seufzer.

„Siehst du wohl, da fängt schon der Irrtum an. Der Rittmeister ist die Ritterlichkeit in Person gegen Damen. Mit besonderem Eifer nimmt er sich der Jugend an, die ihren Fuß zum ersten Mal auf das Parkett setzt — und er bewahrt die Mauerblümchen vor dem traurigen Schicksal, den ganzen Abend die Wand zu zieren. Ist dies nicht sehr anerkennenswert von ihm? Wie kommst du übrigens auf den Gedanken, Herr von Pettliß möquiere sich über dich?“

„Ich mußte es wohl glauben,“ versetzte Charitas. „Als ich zufällig an Fräulein von Steinthal vorüberging, hörte ich, wie sie lachend ausrief: „Die kleine Boch schimmert in allen Regenbogenfarben! Rittmeister von Pettliß hält sie zum besten und die kleine Dörin merkt das nicht. Sie glaubt ihn mit ihrer hübschen Larve zu fangen.“

„Fräulein von Steinthal ist eine böse Spöttlerin,“ erwiderte Frau von Rechshöfen, „nimm dir das nicht so zu Herzen. Aber eine Lehre möchte ich dir geben, Kind. Bäume dein Temperament ein wenig. Immer hübsch gleichmäßig bleiben, Charitas! Nicht wie vorhin bei Tisch so ausgelassen, daß alle Welt hinsieht. Das paßt sich nicht für ein wohl-erzogenes Fräulein. Mit siebzehn Jahren ist man kein Kind mehr, kleine Charitas. Ich meine es gut mit dir, wenn ich auch schelte. Bist du davon überzeugt?“

Das junge Mädchen küßte beschämt die Hand ihrer Patin. „Der Wein — die ungewohnte Gesellschaft“, sagte sie entschuldigend und fügte dann zögernd hinzu: „Sehe ich wirklich so auffällig aus, Tante?“

„Es geht an,“ versetzte diese freundlich, „etwas weniger bunt hätte dein Anzug ja sein können, meine Liebe! Aber das ist ja schließlich Geschmacksache! Bist du nun beruhigt? Wollen wir jetzt zu unseren Gästen zurückkehren?“

Aber Charitas ruft förmlich entsetzt: „Um keinen Preis.“ Und kein Zureden hilft, sie fährt nach Hause.

Einige Tage später.

Charitas sitzt im Garten und entseint Kirichen. Dabei wandert eine in die Schüssel, die andere in den Mund. Bei dieser angenehmen Beschäftigung wird sie gestört. Der Papa kommt in Begleitung eines Herrn den Weg entlang. Es hätte nicht viel gefehlt und Charitas lieh alles zur Erde fallen, so sehr nimmt ihr dieser unerwartete Besuch die Fassung.

Der Rittmeister von Pettliß ist's, der bei ihnen Visite macht, sich erkundigt, wie das gnädige Fräulein sich befindet nach der unvorhergesehenen Unpäßlichkeit, die sie leider gezwungen, das Fest so schnell zu verlassen. Er habe so sehr bedauert, auf das Vergnügen verzichten zu müssen, ihr Tänzer zu sein.

Die Herrschaften sind dabei in die Villa getreten und Charitas gewinnt erst ihre Sprache und Unbefangenheit wieder, nachdem sie den Rittmeister ihrer Mutter vorgestellt hat, die eben von einer Besorgung zurückgekehrt ist und den statlichen Offizier mit einem freundlichen Wort willkommen heißt.

Aber der Tag der Ueberraschungen nimmt kein Ende. Leutnant von Felsing's Gewissen ist erwacht. Er möchte sich bei seiner Nusine entschuldigen und hofft sie dadurch zu versöhnen, daß er für sie und die Frau Tante Theaterbillets für die Oper besorgt hat; Er staunt nicht wenig, seinen Vorgelegten bei seinen Verwandten in sichtlich animierter Unterhaltung wiederzusehen, obwohl der Herr Rittmeister mittags im Kasino nicht mit einer Silbe erwähnte, daß er bei den von Boch's Visite zu machen gedenke. Leutnant von Felsing's Anerbieten wird dankend angenommen und dieser findet gleich darauf noch mehr Grund zum Grübeln, als Pettliß erklärt, mit gütiger Erlaubnis der Damen, dieselben ebenfalls ins Theater zu begleiten; was ihm von seiten der Mutter mit einem gnädigen Lächeln und von Charitas strahlenden Augen mit einem freudigen Aufschreien gelobt wird.

Charitas entfernte sich, um Toilette zu machen, und erschien bald darauf in einem dunkelblauen, recht kleidsamen Kostüm. Ein schwarzes Hüthen mit rötlich gelben französischen Blumen und einigen Sammetstreifen, unter welchem sich einige goldblonde Locken hervordrängten, hob ihre liebliche Schönheit noch mehr hervor. Des Rittmeisters Augen drückten so viel Bewunderung aus, daß Leutnant von Felsing erst jetzt die Ahnung aufdämmerte, er habe eigentlich eine reizende Nusine, er beschloß, sich hinfort mehr um sie zu kümmern.

Bald sollte er aber die Erfahrung machen, daß er mit seinen guten Vorsätzen zu spät gekommen sei. Rittmeister von Pettliß gelang es nicht nur, einen Platz in derselben Loge zu erhalten, sondern er setzte sich auch neben Nusine

Charitas und überließ es dem jungen Kameraden, die würdige Frau Tante zu unterhalten. Zehring wurde von dieser so völlig in Anspruch genommen, daß er beim besten Willen nicht hören konnte, was der Rittmeister der aufmerksam lauschenden Charitas zuflüsterte. Es mußte aber jedenfalls etwas sehr Angenehmes sein, denn das Gesichtchen des jungen Mädchens sah ganz verklärt aus.

Rittmeister von Bettlich erzählte von seiner Mutter und seinen Schwestern, welche augenblicklich auf dem Stammgut der Familie in Mecklenburg weilen; seine Rede wird immer eifriger; er neigt den blonden Kopf ganz nach zu dem ihren und die Antwort, die er auf etwas, das ihm sehr am Herzen liegt, erhalten hat, scheint ihn so zu befriedigen, daß er Charitas von Hochs Hand ergreift und dieselbe feurig küßt.

Die Worte aber, welche ihm das junge Mädchen schelmisch zuflüsterte, lauteten:

„Sprechen Sie morgen mit Papa!“



Bierrot.



Sür die Frauenwelt.



Gesellschaftliche Lügen.

Da ich genau weiß, daß Herr Schnell Herrn Dr. Zelen nicht ausstehen kann, da ich oft mit eigenen Ohren hörte, wie der Doktor Herrn Schnell einen „anmachenden Heuchler“, einen „langweiligen Peter“ nannte, und wie er „hoffte“, denselben in dieser oder jener Gesellschaft nicht zu treffen, weil „sein Geschwätz unerträglich sei“, so war ich nicht wenig erstaunt, als ich folgendes Gespräch der beiden Herren hörte.

Es ist Gesellschaft beim Präsidenten. Herr Schnell nähert sich freundlich ergeben dem Doktor, dieser stürzt freudig erregt auf ihn zu.

Dr.: „Mein lieber, verehrter Herr Rat Schnell, sieht man Sie endlich einmal? Freilich passiert einem das nur am dritten Orte.“

Der Rat: „Sie sind in der Tat sehr gütig, Herr Doktor, und ich freue mich von Herzen, Sie wiederzusehen. Ich fürchte, Sie haben das Haus Graben 98 ganz vergessen, so lange schon entbehren wir die Ehre Ihres lieben Besuchs.“

Dr.: „Ja, ja; Sie haben Recht, ich war lange nicht bei Ihnen; aber glauben Sie es mir (ein herzlicher Händedruck bekräftigt hier die Heuchelei), es ist nur die Arbeit; man kommt zu nichts weiter. Sie sind doch überzeugt, daß ich Sie stets gern besuche, um meine Lebensgeister wieder aufzufrischen?“

Der Rat versichert ihm dies, und ich wende mich empört ab und schreite auf jene Damengruppe zu. Da finde ich die junge Frau Leutnant Bögen mit Frau Oberst von Lefning in eifrigem Gespräche. Auf dem gestrigen Kaffee bei Frau Lilla hörte ich es genau, wie Frau Bögen ihrer Nachbarin gestand, die Frau Oberst erinnere sie stets an einen Ruiter, nicht nur wegen der Aufgeblasenheit, sondern auch wegen einer gewissen Leere unter der falschen Daarmasse. Ja, freilich, die Frau Leutnant galt für sehr geistreich, hatte doch Frau von Lefning neulich selbst gesagt: „Man munkelt, daß sie an Dichteritis leide“, welche Bemerkung eigentlich nicht gerade auf eine zu bedeutende Leere schließen ließ. Und jetzt? Die Damen erstarben vor gegenseitiger Höflichkeit, und die Frau Oberst erkundigte sich sehr wohlwollend, ob die Frau Leutnant auch die schönen Künste und Wissenschaften nicht vernachlässige.

Muß das sein? Müssen die gesellschaftlichen Lügen so weit getrieben werden? Wo bleibt da der Glaube an Aufrichtigkeit, und wie unterscheidet man falsche und wahre Freundschaft?“

Der gute Ton schreibt eine gewisse Höflichkeit gegen diejenigen vor, mit denen wir in Verkehr treten, doch brauche ich nicht Freundschaft, Hochachtung, Verehrung da zu zeigen, wo ich nur Widerwillen empfinde.

Und wir deutschen Frauen und Mädchen doch den ersten Schritt, diesen Uebelstand unseres geselligen Lebens zu heben. Seien wir höflich, freundlich gegen jedermann; zeigen wir Hochachtung, Verehrung, Liebe aber nur denjenigen, welchen wir wirklich Verehrung zollen. Jede von uns sollte es unter ihrer Würde halten, Worte zu sagen, von denen das Herz nichts weiß, oder die das Herz Lügen straft.

In schwierigen Fällen ist Schweigen immer noch viel besser als die schönsten, liebenswürdigsten Redensart, welche nur Heuchelei ist, und die uns in unseren eigenen Augen, wie in denen unserer besseren Nächsten herabziehen muß.

H. Boehme.



Nützliches fürs Haus.



— **Sajschis.** Das gehackte Fleisch vermischt man mit dem Viertel seines Gewichtes frischem Schweinefleisch, einigen Eiern, einigen Schalotten und etwas gehackter Petersilie salzt es, und dünstet es in zerlassener Butter und einem Löffel Mehl unter beständigem Rühren gar, fügt einen Teelöffel aufgelösten Fleischextrakt hinzu und dämpft es noch einige Minuten. Man reicht das Sajschis zu Kartoffelbrei und gibt saure rote Beeten dazu. Man kann das Sajschis auch, mit einem gehackten Hering vermischt, schichtweise mit geriebenen Kartoffeln in eine Form füllen, mit einer Tasse saurem Rahm übergießen und eine halbe Stunde backen. Als Einlage in Suppen streicht man das Sajschis auf viereckige Stücke Rubelteich, die man in Schmalz ausbäckt. Auch kann man das Sajschis ohne Eier und frisches Fleisch, mit frischer Fleischbrühe aufkochen, die Suppe mit Eidottern abrühren und über gerösteten Brotschnitten anrichten.

— **Gefüllte Kartoffeln.** Man brate ein Duzend recht schöne, große Kartoffeln von gleicher Größe im Ofen, schneide oben einen Deckel davon, höhle sie vorsichtig aus, verrühre das Herausgenommene mit ein wenig Butter, Rahm, Pfeffer und Salz, füge das zu Schnee geschlagene Weißer von sechs Eiern hinzu, fülle die ausgehöhlten Kartoffeln damit, tue die Deckelchen darauf und stelle sie, eine neben die andere, in einer Sautirpfanne acht Minuten in den Backofen. Sie werden meistens zur Garnierung von Fleischspeisen verwendet und es ist gut, wenn man auch unten ein Stückchen weg-schneidet, weil sie dann besser stehen.

Unsere Bilder.

Zum Königsmord in Portugal.

(Vergl. die Bilder Seite 68 und 69.)

Zu einer furchtbaren Katastrophe führte die politische Gärung, die seit langer Zeit Portugal erschütterte: Der König und der Thronfolger wurden im Wagen auf der Praca do Commercio, dem wundervollen Plage Bissabons an den Ufern des Tejo, erschossen. Nachmittags 5 Uhr, als die königliche Familie von dem Lustschloß Villa Vicosa heimkehrte, erhielt der Wagen des Königs von verschiedenen Seiten Feuer. Der König, von mehreren Kugeln getroffen, war sofort tot, der Kronprinz verstarb bald darauf in dem in der Nähe gelegenen Marinearsenal, wohin auch die Leiche des Königs gebracht war. Die Königin erhielt einen Streifschuß, als sie in hingebender Mutterliebe ihren tödlich verwundeten, ältesten Sohn mit ihrem Körper deckte. Auch Prinz Manuel, der jetzt als König Manuel II. den portugiesischen Thron bestiegen hat, wurde durch zwei Kugeln leicht verwundet. Die Mörder hatten dem königlichen Wagen, als er vom Hafentor abfuhr, den Weg versperrt, und schon trachten mehrere Salven. Die Verschwörer bedienten sich zur Ausführung ihres mörderischen Planes Karabiner mit Repetiervorrichtung zu je 5 Schuß, die sie unter ihren langen Mänteln verborgen gehalten hatten. — Als der indirekte Urheber, dessen unheilvoller Einfluß all das Unheil verschuldet hat, gilt der Ministerpräsident Franco, ein ehemaliger Advokat, der in einem Wagen der königlichen Equipage gefolgt war, und der sich sofort in Sicherheit brachte, als die Katastrophe hereinbrach. Er wußte sich besser zu schützen als die Mitglieder der königlichen Familie. Alle Parteien Portugals, auch die konservativen Kreise, hatten den König vor seinem Ratgeber gewarnt, weil er den Wagen zu straff spannte und die wirkliche Lage des Landes nicht über sah. Doch der König befand sich in ewiger Geldverlegenheit, da er trotz seiner hohen Zivilliste von zwei Millionen Mark jährlich, die das nur fünf Millionen Einwohner zählende Königreich aufbrachte, nicht auskam, und so setzte er auf den Rat seines Ministerpräsidenten die von ihm beschworene Verfassung des Landes außer Kraft und erhöhte sich eigenmächtig ohne Befragung und Zustimmung der Kammer sein jährliches Einkommen von zwei Millionen auf drei Millionen Mark. Von den Abgeordneten wurde der König in der Kammer schon vor längerer Zeit aufgefordert, die zu viel erhobenen Gelder an die Staatskasse zurückzahlen, da das Land arm sei und sich in einer großen finanziellen Notlage befände. Der Ministerpräsident griff aber zur Diktatur und verspottete alle, die ihn warnten, die abschüssige Bahn weiter zu betreten. — Der König hat zwar schwere politische Fehler begangen, doch er war im Grunde seines Herzens ein gutmütiger Mann, der an geistiger Regsamkeit seiner edlen, hochintelligenten Gemahlin zwar nicht gleichkam, der aber nichts Tyrannisches an sich hatte. Der jetzige, 18 Jahre alte König Manuel II. gilt als ein junger Mann von ernster Gemütsart, ohne aber die Intelligenz seines toten Bruders, des ermordeten Kronprinzen, zu besitzen.

König Carlos stand im 45. Lebensjahr. Er war seit dem Jahre 1886 vermählt mit Prinzessin Amalie von Frankreich. Dieser Ehe sind zwei Kinder entsprossen, der gleichfalls ermordete Kronprinz Luiz Filippi und der Infant Manuel, der jetzt als Manuel II. im jugendlichen Alter von 18 Jahren den Thron bestiegen hat. König Carlos entstammt dem Hause Sachsen-Koburg-Gotha. Im Jahre 1836 vermählte sich nämlich Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha mit der Königin Maria II. da Gloria von Portugal. König Carlos war sein Enkel. Durch die Vermählung seiner Tante mit dem verstorbenen König Georg von Sachsen war der Ermordete ein Vetter des jetzt regierenden Königs von Sachsen.

Kronprinz Luiz Filippe hat nur ein Alter von 21 Jahren erreicht. Er führte den Titel Herzog von Braganza. Der junge Prinz hatte zu der Politik seines Vaters bereits Stellung genommen und soll sie nicht gebilligt haben. Es hieß sogar, daß ein Zerwürfniß zwischen dem König und dem Kronprinzen deshalb entstanden sei. Kronprinz Luiz Filippe galt als außergewöhnlich befähigt. Sein Erzieher war ein Oesterreicher, und so beherrschte er die deutsche Sprache, wie auch sein jüngerer Bruder, der nunmehrige König Manuel II. von Portugal.

Königin Amalie von Portugal ist von Geburt eine Prinzessin von Frankreich; sie ist als Tochter des Grafen

von Paris eine Enkelin des letzten, entthronten französischen Königs Ludwig Philipp, aus dem Hause Bourbon-Orléans. Die Königin ist 42 Jahre alt und gilt als eine sehr begabte Frau. Sie hat ein regelrechtes medizinisches Studium hinter sich und besitzt den Doktorgrad. Die Königin erhielt seinerzeit die Rettungsmedaille, als sie mit eigener Lebensgefahr einen Knaben vom Tode des Ertrinkens gerettet hatte.

Rätsellecke.

Charade.

Vorteil bringt die erste seiner Lage
Und der Rede sie die Würde nimmt,
Doch beim Spiele mahnt sie an die Tage,
Wie sie frohe Kindheit uns bestimmt.
Was die zweite birgt vor unsern Blicken,
Ob sie noch so leuchtend hell erscheint,
Kann es zu erforschen jemals glücken,
Oh' dem Urquell wir des Lichts vereint?
Nimmer wird das Ganze neu geboren.
Ohne Wiederkehr ist es dahin,
Und damit es nicht für dich verloren,
Zieh' aus jedem neuen Tag Gewinn.

Kajjelrätsel.

Gastein, Maus, Geist, Führer, Verlust, Gleichnis, Nixe, Unbesonnenheit, Serbien, Halskette, Weintraube, Fetisch, Mutter, Prolog, Abzeh.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben in vorstehenden Wörtern versteckt sind ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Logogriph.

1 2 3 4 5 6 7	eine Linie besonderer Art.
4 1 7 6	wird in dem Keller aufbewahrt.
4 1 4 7 6	bedeckt mit weichem, dickem Fell.
4 3 7	erhebt sich rasch, verschwindet schnell.
5 6 5 4 7 6	ein dunkler Mann in fernem Land.
4 3 7 6 2 7	als Haus und als Gerät bekannt.
7 1 2	schon manchen Ort gefährdet hat.
6 1 7 2 5	im Sachsenlande eine Stadt.
7 4 7 6	den Jägermann oft wild angreift.
4 5 6 4 1 7 6	ihm unterm Schnee die Ernte reift.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Sinnsrätsel: Kosten.

Logogriphscherze: 1. Graf, Gram, grau, Grab.
2. Geste, Gaste, Guste. 3. Main, Maid, Mais. 4. Stern, Stein. 5. Stumme, Stamme, Stimme.

Buchstabenrätsel: Nebel, Abel.

Logogriph: Pastille, Postille.

Rebus: Greif niemals in ein Weipennest, doch wenn du's tußt, so greife fest.



Die Geschichte eines Traumes.

Frei nach dem Englischen von Gräfin J. K. S.
(Schluß statt Forts.) (Nachdruck verboten.)

„Und ich, wozu bin ich gekommen?“ fragte die Frau. Ihre Stimme klang weich, aber trotzdem unendlich bitter.

„Du!“ jagte er brutal lachend. „Du hast einen Mann bekommen, danach sehnen sich ja alle Weiber, meine ich, und ein lästiges Kind. Ist das nicht genug?“

„Und zwei Kinder,“ fügte sie hinzu, „liegen in der Fremde begraben. Sie starben vor Hunger und Elend, mein Vater hat mich verstoßen und ich habe meine Heimat verloren. Oh ja, ich habe wirklich Grund, dir dankbar zu sein!“

Der Mann stieß einen Fluch aus.

„Du tust so, als ob es meine Schuld gewesen sei, daß die Kinder starben,“ sagte er. „Was deine alte Heimat betrifft, so finde ich es wirklich nicht sehr zartfühlend von dir, daß du beständig meine Armut mit dem Reichtum deines Vaters vergleichst!“

„Oh Hubert!“ rief sie entschuldigend, „es lag mir fern, in dem Sinne, den du meinst, Vergleiche anzustellen. Wenn — wenn du mich nur liebtest, würde es mir nicht einfallen, mich zu beklagen. Wir sind deshalb so unglücklich, weil — weil wir uns nicht mehr lieb haben.“

„Und wessen Schuld ist das?“ fragte Hubert.

„Wir würden uns noch lieben, wenn wir nur genug hätten, um anständig leben zu können. Wer hätte auch denken sollen, daß dein Vater ein so elender alter Geizhals wäre? Ich werde ganz verrückt, wenn ich daran denke.“

„Ich war ihm ungehorsam, ich hinterging ihn,“ sagte Alice traurig, „und er hatte Recht, mich zu strafen.“

„Hat er auch das Recht, dich hungern zu lassen? Nun will ich dir auch sagen, was ich meine, Alice — du mußt zu deinem Vater gehen und ihn für dich bitten und das Kind — und auch für mich.“

Alice schrak zurück.

„Ich soll meinen Vater um Hilfe bitten? Niemals! Du weißt, daß ich das nicht tun kann.“

„Und ich weiß, daß du es tun wirst,“ sagte ihr Gatte kühl. „Du wirst morgen mit dem Zuge um zehn Uhr von Lanston fahren und dann direkt nach Barrington Hall gehen.“

„Ich kann nicht, Herbert!“

„Ich sage, du wirst es tun. Höre, Alice, laß uns keine überflüssigen Worte verlieren. Ich brauche Geld; du brauchst Geld. Bekommen wir keins — nun, dann werde ich irgendwie für mich selbst sorgen, aber du und das Kind leidet Not! Begreifst du das? Von mir bekommst du keinen Pfennig mehr für deinen Unterhalt! Ich habe nichts mehr. Also du gehst am besten zu deinem Vater zurück.“



General Reiß

wurde als Mitschuldiger des Generals Stössel bei der Uebergabe von Port Arthur angeklagt, aber vom Obersten Militärgerichtshof in Petersburg freigesprochen.



General Stössel

der mit unverdienten Lorbeeren ausgezeichnete Kommandant von Port Arthur, wurde wegen Feigheit zum Tode verurteilt.



General Fock

erhielt als Mitschuldiger Stössels vom „Obersten Militärgerichtshof“ in Petersburg einen Verweis.

Zum Urteil gegen die „Selben“ von Port Arthur, General Stössel und Genossen.

„Dann will ich lieber sterben!“ erklärte die arme Frau, in Tränen ausbrechend. „Ich kann ihn nicht um Hilfe bitten. Du weißt, daß er uns die Türe wies, als wir zusammen zu ihm gingen, daß er meine Briefe ungeöffnet zurück schickte. Ich sterbe lieber, als daß ich ihn um Unterstützung bitte!“

„Dann stirb, wenn du es lieber willst,“ sagte ihr Gatte grausam — „aber kannst du denn allein sterben! — Du liebst doch den Jungen dort, nicht wahr? — Ich tue es auch auf meine Art. Wenn du nicht für ihn, für mich und dich sorgst, werde ich ihn mit mir nach Amerika nehmen und du siehst ihn nie wieder!“

„Ihn mitnehmen — nach Amerika! O Herbert, Herbert, das wirst du nicht tun! Mein Kind — das einzige, das mir geblieben ist!“

„Ich sage dir, daß ich es tun werde, wenn du mir nicht gehorchst!“ sagte Staniland. „Besser würde es der Junge natürlich in Barrington Hall haben als Erbe des Squire — ich habe nichts dagegen, wenn du das so einrichten kannst — geht es nicht, nun, dann nehme ich ihn mit mir und nun ist es abgemacht.“

Wäre sie nicht so aufgereggt gewesen, so würde Alice sich wohl gesagt haben, daß er sich nie ein so kleines Kind aufbürden würde und daß er ihr nur damit gedroht hatte, um sie zu ängstigen und sie zu zwingen, ihm zu gehorchen; aber das machte sie sich in dem Augenblick nicht so klar, sie dachte nur an die Trennung von ihrem Söhnchen. Der Abschied von ihrem Gatten würde ihr keinen Schmerz bereiten; einst hatte sie ihn geliebt, aber das war vorbei.

„Ich will alles tun,“ sagte sie schluchzend — „Alles meinem Jungen zu Liebe!“

„Du wirst also zu deinem Vater gehen?“

„Ja,“ antwortete sie leise.

„Und du wirst morgen gehen?“ sagte er, ganz überrascht darüber, daß sie nachgegeben hatte.

Sie stieß einen Schredensruf aus.

„O Herbert, morgen ist Weihnachten! Ich kann morgen nicht gehen!“

„Nun, bitte, was hat Weihnachten damit zu tun?“

„Ich schmückte früher das Haus immer mit Stechpalmen und Misteln,“ erwiderte Alice unter Schluchzen. „Wir gingen abends zusammen zur Kirche und die Jungens, welche geläutet hatten, kamen zum Abendbrot in die Küche. Wir waren den ganzen Tag zusammen — mein Vater und ich.“

„Ich verstehe nicht, weshalb diese früheren interessanten Beschäftigungen dich hindern, morgen nach Hause zu fahren,“ höhnte Staniland.

„Hast du denn kein Herz, kein Gefühl?“ rief Alice. — „Kannst du denn nicht begreifen, daß mir diese Erinnerungen heilig und wehmütig sind? Ich vergaß nicht, was mir mein Heim so teuer machte, die Liebe des Vaters zu seinem Kind!“

Alice hatte sich erhoben. Sie hatte Staniland und alles um sich her vergessen, sie hatte diese Worte, welche ihr die Liebe und der Kummer eingegeben hatten, gesprochen ohne Furcht vor Herbert's höhnischem Lachen und grausamen Worten. Sie riß ihr Kind aus dem improvisierten Lager auf dem Stuhl und drückte es herzlich und küssend unter Tränen an sich. Das Kind, welches aufgewacht war, lachte sie an, unbekümmert um den Schmerz der Mutter. Staniland beobachtete voller Aerger und Ungeduld diese Szene.

„Wenn du dich lange genug wie eine Verrückte benommen hast, Alice, muß ich dir noch was sagen,“ rief er ihr zu.

Sie wandte sich zu ihm und das Kind noch fester an sich drückend, blickte sie ihn mit funkelnden Augen an.

„Eine Verrückte?“ wiederholte sie. „Und wenn ich es wirklich wäre, wer anders als du hätte mich verrückt gemacht? Aber Liebe, Güte und Vertrauen gelten dir nichts mehr. Ehrbare Männer und Frauen haben mich aus ihrer Gesellschaft ausgeschlossen, weil ich dich heiratete.“

„Geh' nicht zu weit,“ sagte ihr Gatte kühl. „Ich bin überhaupt dein Wesen mir gegenüber satt — und du weißt, daß ich es dich jedes Mal fühlen lasse. Also, nimm dich in acht!“

„Ich werde mich nicht mehr länger in acht nehmen,“ antwortete sie, „ich bin fest entschlossen, nicht mehr bei dir zu bleiben! Morgen gehe ich — für immer!“

Dieser Entschluß kommt allerdings etwas spät, da ich dir gerade erklärte, nicht mehr für deine Zukunft sorgen zu wollen,“ höhnte Staniland. „Nun, laß uns nicht mehr zanken und streiten! Morgen früh um zehn Uhr wirst du mit dem Kind von Lantion abreisen. Ich fahre mit demselben Buae, um zu sehen, wie alles abläuft. Zwischen drei und vier Uhr wirst du in Barrington-Hall sein. Du wirst in das Haus gehen, den Squire sehen, dich ihm zu Füßen werfen und ihn

bitten und beschwören bei allem, was ihm lieb und teuer ist, dir zu verzeihen und sich seines Entschlusses anzunehmen. Tableau! Der Squire blickt sein Kind an, drückt es an sein Herz und sagt: „Gott segne euch, meine Kinder!“ Das würde eine schöne Szene auf einer Bühne geben, nicht wahr? Währenddessen trinke ich im „Abler“ einen Brandy zur Stärkung und kann jeden Augenblick herbeigeholt werden. So, das ist nun deine Aufgabe — alles ist dir genau vorgegeschrieben.“

Seine höhnische Stimme war Alice verhaßt. Sie saß ganz still und blickte auf den Knaben, welcher in ihren Armen wieder eingeschlafen war.

„Das wäre alles,“ sagte dann Staniland aufstehend und sich redend. „Ich bin ganz in der Nähe, wenn der alte Mann nach mir fragt, keine Angst!“

„Und angenommen,“ erwiderte Alice — „angenommen, er fragt nicht nach dir? Er schickt auch mich fort?“

Staniland blickte sein Weib einen Augenblick wütend an.

„Dann muß dein Kind dafür büßen!“

Er verließ das Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu. Alice blieb gesenkten Hauptes sitzen und ihre Tränen fielen auf das ahnungslos schlafende Kind.

Herbert kam nicht nach Hause zurück. Aber Alice wußte aus Erfahrung, daß sie seinen Befehlen gehorchen mußte. Sie packte deshalb eine Reisetasche mit dem Nötigsten und traf alle Vorbereitungen für ihre Abreise am folgenden Tage.

Das Kind war achtzehn Monate alt, ein kräftiger, gesunder Knabe und viel zu schwer für Alice's schwache Arme. Nur mit der größten Anstrengung trug sie ihn am folgenden Morgen zum Bahnhof Lantion, von wo sie abfahren sollte. Sie sah bleich und abgespannt aus, als sie auf dem Bahnsteig ihren Mann erwartete, der ihr, da sie kein Geld hatte, eine Fahrkarte lösen mußte. Als eine Minute nach der andern verging, ohne daß ihr Mann kam, freute sie sich schon und hoffte, er habe die Idee dieser Reise aufgegeben und sie brauchte nicht zu ihrem Vater zu gehen.

Im letzten Augenblick kam Herbert und hatte die Fahrkarten in der Hand. Er schob seine Frau mit dem Kind ungestüm und grob in einen ganz überfüllten Wagen dritter Klasse. Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, fing er an zu rauchen, zog ein Paket Karten aus seiner Tasche und forderte einige der Mitreisenden zu einem Spiel auf.

Die Erinnerung an diese Reise blieb Alice bis in ihr spätestes Alter entsetzlich. Sie hatte Hunger und Frost, weil sie zu leicht gekleidet war, die dicke, veräucherte Atmosphäre des Wagens machte sie ganz elend und die Unterhaltung, welche sie um sich herum hörte, widerte sie an; das Kind schrie, der Vater schlug ärgerlich nach ihm und herrschte sie an, es zu beruhigen. Sie hatte ein wenig Brot bei sich, aber sie konnte nichts essen, sie gab etwas davon dem Kinde und bot auch ihrem Manne davon an. Dieser aber erklärte höhnisch, er könne nachher auf dem Bahnhof etwas „Anständiges“ zu essen bekommen. Eine Stunde verging langsam nach der andern, und es schien Alice, als wolle die Reise gar kein Ende nehmen.

Und doch hatte sie einmal ihr Ende erreicht. Selbst Staniland fiel es auf, wie blaß Alice ausah, als sie den Zug verließen.

„Du siehst schlecht aus,“ sagte er ungeduldig, „so ganz anders, als vor sechs Jahren. Willst du etwas zu essen oder zu trinken haben? Du darfst nicht ohnmächtig werden, verstehst du mich?“

Alice dankte, aber sein Anerbieten rührte sie und als sie den Bahnsteig verlassen hatten, wandte sie sich zu ihm und ihn freundlich anblickend sagte sie:

„Es war nicht recht von mir, daß ich gestern Abend so ärgerlich mit dir sprach. Verzeih mir, Herbert! Wenn mein Vater mich gut aufnimmt, wollen wir versuchen, ein besseres — glücklicheres Leben zu führen.“

„Laß uns erst abwarten, was dein Vater sagt,“ antwortete er. Wenn er nachgegeben hat, haben wir noch immer Zeit, über uns nachzudenken. Ich gehe jetzt in den „Abler“, du kannst mich dort finden, wenn ich nach deiner Verhandlung mit dem Alten nicht am Tor oder dem Park sein sollte.“

Das Parktor war nicht weit vom Bahnhof entfernt. Die Frau, welche an der Haustür der Torwächterwohnung stand, blickte Alice neugierig an, aber offenbar erkannte diese sie nicht. Die Tochter des Squire war bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Wie gut erinnerte sich Alice dieser langen Allee, des dunklen Sees, der vielen großen Gebäude da in der Entfernung! Der Himmel war grau, und frisch gefallener Schnee bedeckte den Boden. Sie dachte bei sich, ob wohl ihr Vater und Tante Ruth jetzt mit den Vorbereitungen

zum Weihnachtsfest beschäftigt seien wie früher. Ach, könnte sie ihren Knaben nur wohlgeborgen unter diesem Dache lassen, dann wollte sie ja selbst gern wieder in Wind und Wetter hinaus gehen und nie wieder etwas von sich hören lassen.

Langsam hatte sie die Haustüre erreicht, und mit Mühe konnte sie mit dem großen Klopfer zwei schwache Schläge tun, so schwach, daß die Diener sie in ihrem behaglichen Raum nicht hören konnten. Aber zufällig wurde die Türe vom Squire selbst geöffnet, der, gefolgt von seinen Hunden, seinen gewohnten Nachmittagsspaziergang machen wollte.

Er hatte das Klopfen nicht gehört und trat erstaunt einen Schritt zurück, ohne in der elenden Frau seine Tochter zu erkennen. Aber Alice ließ ihn nicht lange im Zweifel. Mit dem leisen Ruf: „Vater! Vater!“ fiel sie auf der Türschwelle in die Arme und hielt ihm ihr Kind entgegen.

Der Squire wurde dunkelrot, dann bleich im Gesicht, die Aderknäuel schwellen auf seinen Schläfen und seine Hände ballten sich zitternd.

„Weshalb kommst du hierhin?“ fragte er. „Habe ich dir nicht das Haus verboten? Ich kenne dich nicht — ich spreche nicht mit dir! Geh fort!“

„Oh Vater, lieber Vater,“ flehte Alice, „verzeih mir — verzeih mir! Ich habe so viel gelitten! Ich habe gedurft und meine Kinder starben alle bis auf dieses eine und mein Mann droht, auch dieses mir noch zu nehmen. Willst du mir nicht verzeihen und mir in meinem Elend helfen?“

„Nein,“ sagte der Squire, „auf keinen Fall! Du hörtest auf meine Tochter zu sein, als du dein Heim verließest! Du kannst zu deinem Gatten zurückgehen. Mich verließest du damals um seiner willen; nun geh zurück zu ihm.“

„Oh Vater, um des Kindes willen, um meiner Mutter willen — um des Himmels willen — verzeih mir, bevor ich sterbe!“

Aber der Squire wollte nichts hören. Er beachtete weder die Tränen seiner Tochter, noch das klägliche Weinen des Kindes, noch das plötzliche Erscheinen seiner Schwester Ruth, sondern schloß die Türe, schob den Riegel vor und verbot seiner Schwester und allen im Haus, seiner halbbohnmächtig auf den Stufen der Treppe liegenden Tochter zu Hilfe zu kommen.

Seine Tochter erhob sich, nahm das Kind und ging laut weinend fort. Sie war ganz verzweifelt und fühlte sich so schwach, daß sie kaum weiter konnte.

Als eine Biegung der Allee sie den Blicken entzog, verließ der Squire seinen Beobachtungsposten an der Türe und ging mit langsamen, stotternden Schritten in der Halle auf und ab. Er sah bleich und verstört aus, seine Stirn war gerunzelt und seine Rippen bewegten sich, als wenn er für sich spräche. In einer Ecke der Halle lag ein Haufen Stochpalmen, Misteln und Laurestinus — grüne Zweige, mit denen das Haus zu Weihnachten geschmückt werden sollte. In früheren Jahren hatte Alice immer bei der Ausschmückung geholfen. Der Squire blieb sinnend vor den Zweigen stehen, um seine Mundwinkel zuckte es verräterisch. Er meinte, sein Herz müsse brechen bei dem Gedanken, daß Alice ihm nun niemals mehr behilflich sein würde, das Haus zu schmücken. Und wer trug die Schuld daran? Hatte sie ihn nicht um Verzeihung gebeten und hatte er sie ihr nicht verweigert? Und trotz seines Stolzes und seiner Heftigkeit erwachte in ihm eine Sehnsucht nach seiner Tochter, wie er sie nie zuvor gefühlt hatte. Weshalb konnte denn Weihnachten nicht auch ihr Frieden bringen, wie allen andern Menschen?

Ohne auf den Weg zu achten, ganz in Gedanken verloren, war Alice weiter gegangen. Erst als sie fühlte, wie ihre Füße naß und kalt wurden, blickte sie auf und gewahrte, daß sie ganz dicht am Ufer des Sees war. Das Schneewasser drang feucht durch ihre dünnen Schuhe und kalte Eißstückchen fielen von den Zweigen der Sträucher auf sie und das schlafende Kind herab. Dieses wachte schreiend auf und trotz Allices Bemühungen wollte es sich nicht beruhigen lassen.

„Ich kann nicht weiterleben — ich kann es nicht!“ murmelte sie verzweifelt. „Mein Vater verzeiht mir nicht und zu Herbert kann ich nicht zurückgehen. Er nimmt mir dann das Kind. Mein Sohn, mein Liebling,“ rief sie plötzlich laut, „er soll ihn mir nicht nehmen! Wir wollen lieber sterben — mein Kind und ich!“

Mit schnellen Schritten und wild blickenden Augen eilte sie am Ufer entlang zu einem schräg über das Wasser hängenden Baum, an welchem, wie sie sich entsann, früher immer ein Boot befestigt gewesen war. Würde es noch da sein? In der zunehmenden Dunkelheit konnte sie es kaum sehen. Mit zitternden Händen tastete sie danach. Ja, es war da! Das Boot war schon alt und halb mit Wasser gefüllt. „Was

schadet es,“ murmelte sie ganz von Sinnen, „was schadet es?“ sie wollte bis zur Mitte des Sees rudern, dort würde sie dann untersinken — sie und ihr Kind — bis auf den Grund des tiefen Sandes und dann nie wieder unter der Grausamkeit ihres Vaters und ihres Gatten zu leiden haben. Ja, sie und ihr Knabe hatten dann Ruhe! Da legte sich eine Hand auf ihren Arm und aufblickend, sah sie ihren Gatten. Er war ausgegangen, um sie zu suchen, denn ihr langes Ausbleiben hatte ihn geängstigt und er fürchtete, daß ihre Bitten beim Squire erfolglos geblieben waren.

„Nun, wie war es? Was sagte der Alte?“ Alice stieß einen Schrei aus.

„Er will nicht mit mir sprechen, er wollte mich nicht einmal anhören und schlug die Türe hinter mir zu.“

„Sagtest du ihm nicht, wie arm wir sind, und daß ich fortgehen und das Kind mitnehmen wollte?“

„Ich sagte ihm nichts; ich konnte mich auf nichts mehr besinnen!“

„Du Narr!“ Und wütend hob er seine Hand, als ob er sie schlagen wollte. „Nun, du weißt, daß du dafür büßen mußt. Ich werde dir das Kind nehmen.“

„Das wirst du nicht tun — das kannst du nicht! Ich sterbe eher mit ihm!“

„Also das war deine Absicht, als du hier an den See gingst; ich sagte dir ja schon gestern, daß du verrückt seist, jetzt bin ich davon überzeugt. Gib mir das Kind!“

Er versuchte, es aus den Armen der Mutter zu nehmen. Sie widersetzte sich ihm mit einer Kraft, welche ihr die Berzweiflung verlieh. Sie rangen miteinander, der schlüfrige Boden unter ihren Füßen gab nach und Mann, Frau und Kind fielen mit dem überhängendem Uferstrand auf den tiefen Grund des Sees; gerade in diesem Augenblick klangen die Weihnachtsglocken an zu läuten.

Doch da hörte man eilige Schritte und Stimmen — Hilfe nahte — Hilfe durch Archie Newbolt, der sie jetzt in Wirklichkeit leisten konnte, wie er es damals geträumt hatte. Er und der Doktor hatten sich zur verabredeten Zeit in der Allee an der im Traume bezeichneten Stelle getroffen, an welcher sich nun ein Trauerspiel ereignete, wie er es nicht schlimmer geträumt hatte. Ohne nur einen Augenblick zu zögern, sprang Archie kühn in das Wasser. Ein Diener, welchem der Arzt ohne Archie's Wissen befohlen hatte, sich auch dort in der Nähe aufzuhalten, eilte ebenfalls hinzu und sprang zur Hilfe in den See.

Archie sahte bald den leblosen Körper der armen Alice, welche noch ihr Kind in den Armen hielt. Er legte sie auf das trockene Land und eilte dann dem Diener zu Hilfe, um Staniland zu retten. — Nach langem Suchen fanden sie ihn endlich, aber das Leben war schon dem Körper entflohen. Alle Bemühungen des Arztes waren erfolglos.

Als Alice wieder die Augen öffnete, lag sie mit dem Kopf auf ihres Vaters Schoß, liebevolle Gesichter schauten sie an, sanfte Hände waren um sie bemüht. Sie war wieder zu Haus am Weihnachtstag, der für sie so traurig und finster begonnen hatte; ihr Kind lag gesund neben ihr in ihrem Bett und die Tante bedeckte ihr Gesicht mit Küßen. Es war Alice, als sei sie im Paradiese. Man teilte ihr den Tod ihres Gatten noch nicht mit, wenn man auch überzeugt war, daß es ihr keinen Kummer bereiten würde. Und doch als sie es erfuhr, weinte sie um den Mann, den sie einst so geliebt.



Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg,
geb. 16. September 1828 zu Hildburghausen,
gestorben am 7. Februar 1908.

und der Gedanke bereitete ihr Freude und Trost, daß sie ihm während der Reise noch freundliche Worte gesagt hatte. Die Aufregung, der Kummer der letzten Wochen waren zu viel für sie gewesen, sie verfiel in ein heftiges Nervenfieber und in ihren Fieberphantasien war sie beständig mit ihrem Gatten am Ringen. Aber unter der sorgsamten Pflege der Tante erholte sie sich nach und nach wieder und ihre Gesundheit kräftigte sich zusehends.

Doch erst nach zwei Jahren wagte Archie Newbolt, ihr alter Verehrer und treuer Freund, ihr zu erzählen, wie er auf einen Traum hin, in welchem er ihre Stimme gehört hatte, von Brüssel nach Hause gereist sei.

„Das ist ja ganz wunderbar,“ sagte sie sanft, als er seine Geschichte beendet hatte und ihn treuherzig anblickend, sagte sie: „Ich muß dir doch auch mitteilen, daß ich immer in dir einen Freund sah, an den ich mich in allen Mühsalen des Lebens wenden konnte. Und gerade in jener traurigen Woche vor Weihnachten erinnere ich mich, daß ich zwei- oder dreimal von dir träumte, Archie, und ich weiß, daß ich dich im Traum um Hilfe rief und dich bat, mir in meiner Not beizustehen.“

„Ich hörte es und kam,“ erwiderte Archie, ihre Hand küssend, und dann fügte er leiser hinzu: „Willst du dich immer in Not und Gefahr an mich wenden, Alice? Ich will dir ein treuer Freund sein, ein wahrer Beschützer. Du siehst, selbst durch einen Traum bin ich auf deinen Ruf hin nach England zurückgekehrt. Willst du mich nun fortschicken?“

„Gewiß nicht,“ antwortete sie und legte ihre Hand auf seinen Arm; „ich will dein sein, so lange ich lebe, denn ich werde mich nirgends mehr sicher fühlen als an deiner Seite!“ Ihre Blicke, ihre Lippen begegneten sich und am nächsten Weihnachten waren Archie Newbolt und Alice Staniland Mann und Frau.



König Manuel II. von Portugal.

Der jugendliche König ist 18 Jahre alt. Er belleidete beim Tode seines Vaters und seines Bruders, des Kronprinzen, den Rang eines Seekadetten. Seine eigentliche Erzieherin ist seine Mutter, die Königin Witwe Amélie. Sie war seine erste Lehrerin; von ihr hat der jugendliche König seine schönsten Eigenschaften: seine Herzensgüte und die Liebe zum Schönen. Möge es dem jugendlichen Könige vergönnt sein, unter der Leitung seiner edeln und klugen Mutter die Sturmwoogen der Revolution von seinem verwahrlosten Vaterlande abzulenken. Manuel II. ist am 15. November 1889 in Lissabon geboren und nach der portugiesischen Verfassung bereits mündig.



Maria Pia, die Mutter des ermordeten Königs Carlos I. von Portugal.

ist eine Schwester des am 29. Juli 1900 ermordeten Königs Umberto von Italien. Im Gegensatz zu der sehr ernst veranlagten, geistig hochstehenden Königin-Witwe Amélie hat die Königin-Mutter Maria Pia durch ihre große Verschwendungssucht mit dazu beigetragen, den portugiesischen Hof fortgesetzt in Finanzschwierigkeiten zu bringen und ihn beim Volke unpopulär zu machen.

Ein Redaktionsbesuch.

Novellette von Alexander von Ley.

(Nachdruck verboten.)

„Muttschen, ich hab' eine Idee! Großartig, sage ich Dir!“
„So, so“, meinte lächelnd die ältere Dame, an welche diese Worte gerichtet waren, „wieder einmal eine Idee! Nun, was ist's denn heute, mein Herzchen?“

Das junge Mädchen, welches der Mutter gegenüber auf einem Fußschemel kauerte und in einem großen Korbe mit farbiger Wolle krante, hielt entrüstet in ihrer Arbeit inne.

„Muttschen, Muttschen, Du scheinst nicht die gehörige Hochachtung für meine Ideen zu haben. Aber diesmal wirst Du staunen und Deinen Beifall nicht versagen können! Hör' an: ich werde unter die Schriftsteller gehen.“

Die Mutter lachte laut auf. „Mädel, Du bist nicht recht geistig; wie kommst Du auf einen so tollen Einfall? Gewiß steckt Dir Fräulein Mensing im Sinne. Du mußt aber bedenken, Ob, welcher Unterschied zwischen euch ist: Du, ein junger Nichtdiwewelt, und sie, eine gereifte, ältere Dame mit ausgesprochenem Talente, das sich endlich, nach jahrelanger Arbeit und Mühe Bahn gebrochen und sie bekannt gemacht hat. Und da denkst nun ein Dummchen, das ginge nur so: „Hast du nicht gesehen“, die Redaktionen rissen sich um die Manuskripte, und die großen Honorare kämen nur so angefliegen. Denn ich vermute doch wohl richtig, dieser Plan ist wie immer nur entstanden, um unsere Einnahmen zu vergrößern?“

Eva mußte das seufzend und kleinlaut zugeben. Aber im nächsten Augenblicke hob sie schon wieder siegesbewußt den blonden Kopf und sagte lachend:

„Du könntest einen strebsamen Menschen ganz mutlos machen, Du böses Muttschen Du, aber bei mir gelingt es Dir doch nicht. Sieh mal, ich schrieb schon in der Schule so gute Aufsätze, und meine Briefe . . . na, ich will mich nicht loben, aber Miß Thüngen meint, jeder von ihnen könnte gedruckt werden! Kurz und gut, ich probier's! Mehr wie Papier und Tinte kostet ein Versuch ja nicht, und wenn nur erst die Goldstücke ins Haus fliegen, dann werden die ungläubigen Thomasse schon ein anderes Gesicht machen!“

Eva von Stenben war nicht nur ein hübsches und tüchtiges, sondern auch ein tatkräftiges und unternehmendes Mädchen. Sie lebte mit ihrer Mutter, einer Majorwitwe, in ziemlich

beschränkten Verhältnissen, von denen die beiden Damen sich aber wenig bedrücken ließen, da sie gesund, arbeitslustig und stets guter Laune waren. Mutter und Tochter besorgten nicht nur den kleinen Haushalt gemeinsam, sondern stellten sich auch ihre ganze Kleidung selbst her. So gab es immer zu tun, aber der tatkräftigen jungen Eva genügte das nicht. Sie träumte unaufhörlich davon, in irgend einer Weise sich noch nützlicher zu machen und Geld zu verdienen, so viel Geld, daß sie ihrer geliebten Mutter mehr Bequemlichkeit, mehr Ruhe und ab und zu einen kleinen Luxus, ein Buch, eine Theatervorstellung, ein Konzert verschaffen konnte, die aber doch sehr zu den Freuden des Lebens gehören.

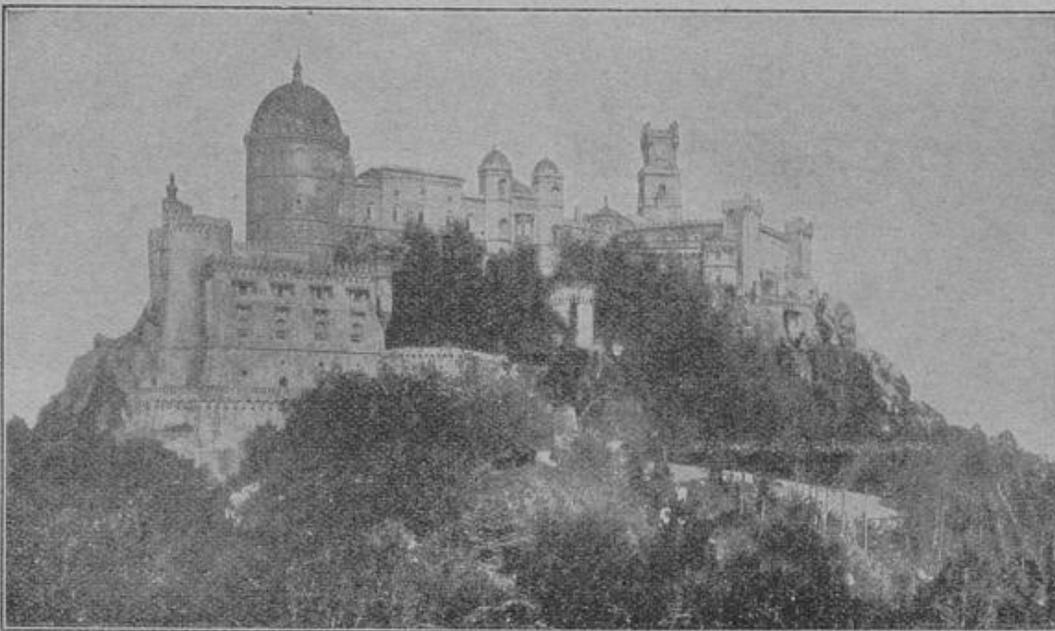
Alle ihre Pläne waren indes bisher Luftschlösser gewesen, die vor der Wirklichkeit in nichts zerfloßen. Jetzt endlich hoffte sie, mit der Schriftstellerei den richtigen Weg gefunden zu haben. So mußte es gehen. Sie hatte sich bei dem befreundeten Fräulein Menzing ganz genau nach den Honoraren erkundigt und wie ein Manuskript beschaffen sein mußte, denn den Stoff fand man leicht; sie hatte schon eine ganze Masse Titel und Anfänge, da würde es sich schon machen.

Natürlich hatte sie diese Erkundigungen ganz nebenbei und in sehr harmloser Art eingezogen, denn vorläufig mußte ihre Tätigkeit ein Geheimnis bleiben, und erst, wenn „Vogel vom Hoff“ — dieses Pseudonym hatte sie sich gewählt — ein berühmter Name in der Literatur war, dann sollte ihr eigener

In den nächsten Monaten machte das Manuskript eine Rundreise durch verschiedene große Redaktionen, und als es wieder einmal von einer seiner traurigen Fahrten heimkehrte, hielt ihm seine Verfasserin, nachdem die erste, bittere Enttäuschung glücklich hinuntergeschluckt war, folgende Rede: „Man sagt zwar, Wiedersehen macht Freude, aber von Dir, geliebtes Kind meines Geistes und meiner Feder, könnte ich dies nicht gerade behaupten, wenigstens hättest Du Dich dann erst in Druckerschwärze kleiden sollen. Wir müssen andere Wege mit Dir wandeln, sonst wirst Du mir zu kostbar. Drei Mark sauer erspartes Vermögen hast Du schon an Porto verschlungen, wie soll ich da auf die Kosten kommen? Ich werde Dich jetzt persönlich einem Redakteur überbringen, und wehe ihm, wenn er Dich nicht dankbarlichst behält und mit Gold aufwiegt.“

„Aber Soli,“ entsetzte sich Frau von Steuben, „Du willst doch nicht im Ernste persönlich zu einem Redakteur gehen? Ich finde das im höchsten Grade aufdringlich und nebenbei auch unpassend. Du kannst doch nicht einem Herrn Deinen Besuch machen!“

„Aber, bestes Muttchen, Redakteure sind doch keine Herren. Das sind nur amtliche Einrichtungen einer Redaktion, meistens in vorgerückten Jahren, beim männlichen Geschlecht mit einer Platte oder ungekämmten Lockenhaaren, beim weiblichen mit einer Scheitelperücke ausgestattet, bei beiden aber



Das Schloß Pena bei Sintra. Residenz der königlichen Familie von Portugal.

bescheiden in Klammern darunter gedruckt werden. Nur mit der Mutter sprach sie darüber, als alles in ihrem Kopfe fix und fertig war; denn ohne deren Wissen konnte und wollte sie auch diese neue Arbeit nicht beginnen.

Und nun saß sie schon seit drei Tagen am Schreibtisch und schrieb in fiebriger Eile und Aufregung. Die ersten Seiten waren hübsch glatt geflossen, aber dann wurde es schwieriger und unangenehmer. Da sollte man Uebergänge finden, Personen einschleiben, Verwickelungen bringen, kurz, vieles, woran sie bei dem einfachen Entwurf ihres Planes nicht gedacht hatte. Nein, so ganz leicht war die Sache denn doch nicht, da wollte sie lieber aus dem Roman nur eine große Novelle machen. Und nach weiteren acht Tagen war aus der großen eine recht kleine Novelle geworden, aber gar nicht übel, wie auch die Mutter ermunternd meinte, als Eva ihr das fertige Opus vorlas.

Nun kam die wichtige Frage, wohin sie das Manuskript schicken sollte. Natürlich nur an eine sehr große und vornehme Zeitschrift; die macht am leichtesten bekannt und zahlt am besten. An eine solche wurde es denn auch geschickt — und kam prompt nach 14 Tagen zurück, begleitet von einem sehr höflichen, gedruckten Ablehnungsbrief.

Die Mutter lächelte, und Eva meinte naserrümpfend, aber mit gutem Humor: „Die Leute verstehen eben das wahrhaft Schöne nicht, denen ist nicht zu helfen! Beglücken wir jemand anders damit.“

mit einer Brille und schmutzigen, bleistiftbeschriebenen Manschetten behaftet.“

„Schäme Dich, Spottvogel, wer wird sich über ehrbare Leute, die man nicht einmal kennt, so lustig machen?“

„Goldenes Muttchen, so böse war es ja gar nicht gemeint und sei nur ehrlich: Im Grunde genommen hast Du ungefähr dieselbe Ansicht. Laß mich nur in die Höhle dieser Bären; sie werden mich nicht gleich beißen, und wenn sie es versuchen, dann werde ich mich schon wehren. Im schlimmsten Falle ziehe ich eben wieder unverrichteter Sache mit meiner kostbaren Handschrift ab.“

„Aber Kind, die Sache will mir nicht gefallen.“

„Bitte, bitte, kein aber!“ Und lachend und schmeichelnd mußte die unternehmungslustige Tochter endlich doch der Mutter die Erlaubnis zum Redaktionsbesuch abzuschwappen.

Als Eva am nächsten Tage sich auf den Weg nach dem S—er Intelligenzblatt machte — sie hatte sich natürlich die größte Zeitung der Stadt ausgesucht — war ihr doch etwas bänglich zu Mute, und dieses Gefühl verstärkte sich noch, als sie das Vorzimmer der Redaktion betrat. Da sahen junge Leute, die sie alle neugierig musterten wie einen unberechtigten Eindringling. Ein Jüngling sprang freilich sogleich höflich auf und fragte nach ihren Wünschen.

„Ich möchte den Herrn Redakteur sprechen!“

„Bitte, welchen mein Fräulein? Herrn Proste oder Doktor Milbe?“

O jeh, da gab es sogar zwei solcher Herren — in diesem Augenblick vergaß sie schon, daß Redakteure ja nur örtliche Einrichtungen sind. Was sollte sie doch tun? Aber halt, der Name „Milde“ war vielleicht eine gute Vorbedeutung, und kurz entschlossen antwortete sie: „Herrn Doktor Milde.“

„Bitte, hier die Türe rechter Hand.“

Eva klopfte schüchtern und öffnete auf ein kurzes Herein die Türe, sie geräuschlos hinter sich schließend.

Also so sah ein Redaktionszimmer aus! Schön war anders! Es wuch hier ordentlich nach Druckerischwärze. Ueberall Stöße von Büchern und Drucksachen, und dahinten, wo der Gebieter dieses Reiches thronte, ein wahres Meer von Zeitungen, die um Schreibtisch und Papiertorb wogten.

Während sie mit kritischen Blicken ihre Umgebung musterte, ertönte ein ungeduldiges: „Bitte, näher treten!“

Mutig schritt sie zum Schreibtisch und sagte, durch die gänzliche Nichtbeachtung ihrer Person ziemlich aufgebracht, etwas sehr von oben herab: „Guten Tag, mein Herr!“

Der bisher eifrig Schreibende drehte sich bei diesen Worten um und sprang, das junge Mädchen erblickend, ziemlich überrascht auf.

„Ah, Verzeihung, mein Fräulein, ich hatte keine Ahnung, wer eingetreten war. Bitte, nehmen Sie Platz!“ Und er räumte hastig einen mit Papieren bedeckten Stuhl ab.

Eva war nicht minder überrascht. Was würde die Mama sagen? Dieser Redakteur entsprach wenig ihrer liebenswürdigen Schilderung. Der sehr elegante junge Mann wies weder Platte noch ungekämmte Locken auf, und seine lustigen blauen Augen sahen ohne Brille fragend und vergnügt auf sie herunter. All ihr schöner Mut, der sich zuerst in dem unordentlichen Zimmer wieder so wundervoll stolz aufgerichtet hatte, knickte kraftlos zu Boden, und schüchtern setzte sie sich auf eine Ecke des angebotenen Stuhles. Wie sollte sie nur mit ihrem Anliegen kommen?

Aber der junge Mann, der sich inzwischen behaglich in seinen Schreibstuhl zurückgelehnt und den blonden Schnurrbart led in die Höhe gedreht hatte, nahm ihr den schweren Anfang ab.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Fräulein? Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich schließe, daß das Päckchen in Ihrer Hand ein Manuskript ist. Darf ich einen Einblick in dieses gewiß sehr schätzbare Erzeugnis Ihrer Feder nehmen?“ Dabei bligten die blauen Augen lustig zu Eva herüber.

Diese errödete heftig. Nicht um die Welt hätte sie dem Spötter zugestanden, daß sie die Schriftstellerin sei. Wie er dieses „gewiß sehr schätzbare“ betont hatte! Wäre sie doch nie hierher gekommen! Und sich verwirrt auf die Lippen beißend, sagte sie mit einem gewissen Trotz in der Stimme, indem sie ihr Päckchen überreichte:

„Sie irren, mein Herr, ich komme nicht im eigenen Interesse. Ich wollte nur fragen, ob Sie vielleicht die kleine Novelle meiner Tante für Ihr Blatt brauchen könnten?“

Ihr Gegenüber zog das Manuskript heraus, und flüchtig darin blätternd, meinte er anerkennend: „Ihre Fräulein oder Frau Tante — „Frau, Frau,“ beilegte sich das junge Mädchen zu berichten — schreibt eine schöne und merkwürdig jugendliche Handschrift. Das Lesen wird dabei ein Vergnügen sein, und wenn der Inhalt das gleichfalls ist, dann kann ich wohl für Annahme bürgen.“

In diesem Augenblick fand Eva den jungen Mann reizend, und alle ihre Befangenheit vergessend, rief sie fröhlich: „Ach, das wäre entzückend! Ich würde mich zu sehr freuen. . . . Natürlich für meine Tante,“ verbesserte sie sich stockend.

„Vogel vom Haff ist aber doch sicher nur ein Pseudonym; darf ich für die Antwort um die Adresse Ihrer Frau Tante bitten?“

Das junge Mädchen stand hier vor einer neuen Verlegenheit. Nein, ihren Namen konnte und wollte sie nicht preisgeben, und hastig erwiderte sie daher: „Ach, ich könnte mir vielleicht in einigen Tagen Ihre Antwort holen kommen?“

„Das wäre freilich ein außerordentlicher Vorzug und würde mich von Herzen freuen.“

Eva wurde rot, da hatte sie sich ja hübsch von neuem verannt. Nun dachte dieser anmaßende junge Mann gar, sie wollte seinetwegen wiederkommen. Das ging erst recht nicht, und sie sagte daher mit kühler Zurückhaltung:

„Es ist doch wohl einfacher, wenn ich Ihnen die Adresse meiner Tante angebe: Frau Major von Steuben, Leopoldstraße 10.“

„Ihre Tante ist eine Frau von Steuben?“

„Zawohl, haben Sie etwas dagegen?“ erwiderte sie, unbefangen lachend.

„Verzeihen Sie meine anscheinende Neugier, gnädiges

Fräulein. Aber der Name interessiert mich. Von Steuben hieß ein sehr guter Freund meines Vaters und er war Offizier. Sie verstehen, daß es mich freuen würde, von seiner Wittve etwas zu hören.“

„Sehr begreiflich, aber ich bedaure, Ihnen nicht Auskunft geben zu können, ob der Freund Ihres Vaters mein Onkel war. Leben Sie wohl, mein Herr!“ Und mit einer kurzen, fühligen Verbeugung wandte sich Eva zum Gehen.

„Ich bitte nochmals um Verzeihung, gnädiges Fräulein!“ sagte Doktor Milde nun ebenfalls kühl und öffnete ihr mit einer tadellosen Verbeugung die Türe.

Als diese aber ins Schloß gefallen, rieb er sich vergnügt lächelnd die Hände.

„Na, das war aber eine reizende, kleine Krabbürste! Die Sache mit der Tante ist sicher Schwindel und das Manuskript ebenso sicher nichts wert. Aber Wiedersehen werden wir uns!“

Eva dagegen freute sich durchaus nicht besonders. Dieser Redaktionsbesuch war recht kläglich verlaufen, sie hatte sich dabei wie ein kleines, dummes Mädchen benommen. Was sollte dieser Doktor Milde von ihr denken? Er machte sich solch netten und vornehmen Eindruck, und sie? Erst war sie töricht verlegen, dann machte sie falsche Angaben, log eigentlich, wenn man die Sache beim rechten Namen nannte, und wurde dann zutraulich wie ein Bäckfisch und zuletzt ohne Grund abweisend. Gewiß fand er sie abscheulich. Aber das war nur gut, dann forschte er ihr und der vermeintlichen Tante wenigstens nicht nach, und es würde nie herauskommen, wie lächerlich sie sich gemacht hatte.

Zu Hause war sie etwas kleinlaut und gab auf die Fragen der Mutter nur einfüßige Antworten. Sie brachte es nicht über das Herz, ihrem lieben Mutterchen wie sonst alles zu berichten, sie schämte sich zu sehr. Sie erzählte nur, der Redakteur sei ein junger, eleganter Mann gewesen, und sie habe ihm ganz kurz ihr Manuskript übergeben. Die Mutter fand es ganz richtig, daß sie die Sache schnell erledigt habe, und sie fügte noch hinzu: „Siehst Du, mein Herz, wie recht ich hatte, diesen Gang nicht zu wünschen! Nun, Du wirst ihn nicht zum zweitenmal machen!“

Evas: „Sicherlich nie wieder“ klang denn auch sehr von Herzen kommend und überzeugt.

Die nächsten Tage vergingen in banger Erwartung des Postboten, der eine Antwort über die Novelle bringen sollte. Aber nichts kam.

Vielleicht nach acht Tagen — die Angelegenheit war vor anderen Dingen beinahe in den Hintergrund getreten — stand Eva in der Küche und traf eben die letzten Vorbereitungen zum Mittagessen, als es, gerade während sie den Braten in den Ofen schob, heftig klingelte. Sie lief schnell, die Türe zu öffnen — und prallte zurück, denn vor ihr stand Dr. Milde! Wo sollte sie nun hinflüchten?

„Ist Frau von Steuben zu Hause?“ Mit diesen Worten reichte ihr der Doktor seine Karte.

Gott sei Dank, er hatte sie nicht erkannt, nun war die Sache noch in Ordnung zu bringen, und eben wollte sie den Mund öffnen zu einem: „Bedaure, die gnädige Frau ist ausgegangen.“ als der Doktor, näher tretend, mit wirklich ehrlicher Verlegenheit seinerseits rief: „Ach, Verzeihung, mein gnädiges Fräulein! Ich habe Ihnen gegenüber ein besonderes Talent, ungehörliche Fragen zu stellen. Aber die Dunkelheit hier im Hausflur entschuldigt mich einigermassen.“

Eva lachte fröhlich auf: „Bitte, bitte, Herr Doktor, meine große Schürze allein hätte Ihre Frage entschuldigt. Wollen Sie nicht näher treten?“

Sie öffnete die Tür des Salons, und ihre Mutter darin erblickend, stellte sie diese hastig vor: „Herr Dr. Milde, meine Mama,“ und dann verschwand sie.

Beim Türschließen hörte sie noch, wie ihre Mutter angenehm überrascht ausrief: „Doktor Milde? Herzlich willkommen! Sie sind doch sicher der Sohn. . .“ Alles weitere verklang in undentlichem Gemurmel.

„Schicksal, gehe deinen Lauf,“ dachte Eva, als sie die Schürze abband. „Da hilft nichts, jetzt kommen meine Dummheiten ans Tageslicht. Aber nur mutig vorwärts! Nun heißt es, die eingebrachte Suppe ausessen und ehrlich sein.“

Als sie wieder ins Zimmer trat, fand sie ihre Mutter und den jungen Mann schon in eifrigem Gespräch über gemeinsame Bekannte vertieft und konnte sich vorläufig noch ein wenig sammeln und vorbereiten.

Jetzt aber ging's los, denn eben sagte Doktor Milde: „Ja, meine gnädigste Frau, eigentlich komme ich heute erst in zweiter Linie als der Sohn meines Vaters und in erster als Redakteur des Intelligenzblattes.“

„Wie, Herr Doktor, Sie sind der Redakteur, dem meine Tochter neulich einen Besuch machte? Aber Eva, warum hast Du mir nicht den Namen genannt? Nun, wie steht es mit dem Manuskript meines schreiblustigen Töchterchens?“

„Ihrer Fräulein Tochter?“
Doktor Milde warf einen durchdringenden Blick auf das über und über errötende junge Mädchen, das ihn gar nicht anzublicken wagte, und erwiderte dann schnell gefaßt: „Es tut mir herzlich leid, eine unangenehme Antwort bringen zu müssen, aber wir können die Novelle leider nicht annehmen. Ich hoffe, das gnädige Fräulein zürnt mir deswegen nicht. Ober irre ich mich?“ wandte er sich unmittelbar an Eva, sie mit einem Blicke des Ginderständnisses streifend, der zu fragen schien: Ist es recht, daß ich Dein Geheimnis wahrte?“

In Eva kämpfte es einen Augenblick heftig. Sollte sie mit diesem fremden Manne vor ihrer Mutter ein Geheimnis haben und ihm zeigen, daß ihr seine, freilich sehr zart und liebenswürdig entgegengebrachte Verschwiegenheit nötig war? All ihr Stolz bäumte sich dagegen auf, und ihren Mut zusammennehmend, sagte sie erst etwas gezwungen lustig, dann aber freier und natürlicher werdend:

„Bewahre, Herr Doktor, wie werde ich darüber gekränkt sein! Ich muß Sie nur um Verzeihung bitten, daß ich meine kleine Novelle bei Ihnen unter falscher Flagge einschmuggelte.“

Ein erstaunter Blick der Mutter traf sie. „Ja, Mutchen, das hättest Du nicht von Deiner Eva geglaubt, aber ich habe dem Herrn Doktor mein Geisteswerk als das einer Tante von mir angeboten. Es war mir so peinlich, als Blaudstrumpf vor ihm zu stehen, auch meinte ich, er hielte die Sache von einer Tante geschrieben, vielleicht für reifer und besser.“

„Also Bestechungsversuche, mein gnädiges Fräulein, unter Vorpiegelung falscher Tatsachen! Ei, ei, solche Vergehen hätte ich Ihnen nicht zugerannt. Die Sache steht freilich schlimm,“ lachte der Doktor und sah Eva lustig mit seinen blauen Augen an.

Diese hatte ihre volle Unbefangtheit wiedererlangt.

„Malen Sie nicht zu schwarz, Herr Doktor. Für Sie war es doch schließlich einerlei, ob die Tante oder Nichte die Sache geschrieben hatte. Und ich sehe ja, alle Bestechungsversuche haben nichts genützt, da liegt das Opus.“

„Seien Sie versichert . . .“

„Lieber Herr Doktor,“ fiel hier Frau von Steuben ein, „lassen wir die Sache. Eva hat sich einmal mit der Feder versucht und wird sich, wie ich meine Tochter kenne, mit diesem einen Versuch begnügen. Mir ist kein Ausfall nach zwei Seiten lieb. Erstens wird mein Töchterchen vor der sich sonst unfehlbar entwickelnden Schreibkrankheit bewahrt, und zweitens hat er uns den Sohn eines lieben Jugendfreundes ins Haus gebracht. Ich hoffe, Sie in letzter Eigenschaft noch häufig bei uns zu sehen.“

Dieser Wunsch Frau von Steubens ging reichlich in Erfüllung. Doktor Milde kam oft und immer öfter in ihr Haus, und eines Tages — Eva behauptet noch heute, nicht lügen zu können, wie es kam — lag Eva in Doktor Hans Milde's Arm und gab das feierliche Versprechen, künftighin ihre Redaktionsbesuche beim Intelligenzblatt nur noch als Frau Doktor Milde abzufrachten.

„Aber bitte, Schatz, nicht in den Türen irren und zum Kollegen Proste gehen. Der ist zwar lange kein so hübscher Kerl wie ich, aber sein Gemüt ist in bezug auf Manuskripte noch unverdorben und daher zugänglicher wie meines, und wenn Dich mal wieder gelüstete, Novellen zu verbrennen, nähme er sie am Ende an, und das wäre doch gefährlich!“



Hilfliches fürs Haus.



— **Okulation durch Anplatten.** Es kommt öfters in der Praxis vor, daß man besonders wertvolle Obstsorten zu okulieren hat, wovon die Reiser zu dünn und schwach sind, um die Augen regelrecht ausschneiden zu können. In diesem Falle empfiehlt sich diese Methode. Das einzusetzende Auge wird in einem länglichen viereckigen Rindenstreifen vom Edelreis abgelöst, auf dem Wildling wird ein gleich großer Rindenstreifen bloß gelegt, d. h. entfernt, und der Rindenstreifen des Edelreises auf das bloßgelegte Holz des Wildlings angepaßt und sodann verbunden. Diese Methode erfordert etwas Aufmerksamkeit, da die Reiser sehr schwach sind, damit dieselben nicht verletzt werden.

— **Um die Luft im Krankenzimmer zu verbessern,** ziehe man in der Nähe des Bettes eine Leine und hänge ein gut ausgerungenes Bettuch darauf. Es ist dies ein empfehlenswertes Mittel da, wo beschränkte Verhältnisse vorliegen, und man ärmeren Kranken die Wohlfahrt besserer Luft verschaffen möchte. Das Tuch pflegt überraschend schnell zu trocknen, es ist dann selbstverständlich von neuem anzufeuchten.

— **Ritt für Petroleumlampen.** Man läßt Mann in einem eisernen Löffel schmelzen und schüttet die Flüssigkeit in die Höhlung des Lampenfußes, worauf schnell das Fassin einsetzt, weil die Schmelze sehr rasch erhärtet. Der Mann eignet sich vor allen anderen Ritten zu diesem Zwecke.

— **Gegen nächtliches Herzklappen** wird Zuckerrwasser mit Zitronensaft beruhigend wirken. Auch wendet man gern grüne Melissen an, die zerstoßen auf die Herzgegend gelegt werden. In Ermangelung von grünen gebrauche man Dürre, die mit Rosenwasser angefeuchtet worden sind. Die nervöse Unruhe wird durch den milden Schweiß gelöst, der sich bald entwickelt, und es tritt Schlaf ein.

— **Müdensehen.** Sieht das Auge auf eine stark beleuchtete Fläche — das Himmelsgewölbe, ein Schneefeld, eine weiß getünchte Wand — so sieht man vor dem Auge kleine geschlängelte Figuren sich hin- und herbewegen. Diese Erscheinung, die wohl bei jedem Menschen vorkommt und vollständig bedeutungslos ist, rührt von trüben Teilchen im Glaskörper her, die bei rascher Bewegung des Augapfels in die Höhe steigen und dann sich vermöge ihrer größeren Schwere wieder zu Boden setzen. Während ihres in die Höhe Steigens werfen sie einen Schatten auf die Netzhaut, und wir bekommen dann die Empfindung, als ob sie außerhalb des Auges in Form von Mücken schweben. Kurzfristige werden am meisten vom Müdensehen belästigt. Bedeutung haben diese dunklen Punkte am Gesichtsfelde nur dann, wenn sie dauernd an einem und demselben Punkte sich befinden; man nennt sie dann fixe Scotome.

— **Late zum Einpökeln des Rindfleisches.** Man rechnet auf 18 Liter Wasser 1 Kilogr. Zucker, 130 Gramm Salpeter, 3 Kilogramm Salz und mische alles gut durcheinander. Nun wird diese Mischung in einem Kessel gekocht und aufgeschäumt; erst wenn kein Schaum mehr aufsteigt, wird die Flüssigkeit vom Feuer gehoben und zum Auskühlen gestellt.

— **Verfahren über das Ausnehmen und Zubereiten der Gans.** Dieses ist verschieden, je nachdem die Gänse gebraten, oder zur Aufbewahrung eingeschachtet werden sollen. Im letzteren Fall verfährt man folgendermaßen: Nachdem die Füße abgeschnitten sind, macht man unterhalb des Schnabels zwei Längsschnitte in den Hals, nimmt die Zunge heraus, und löst mit dem Messer Schlund und Gurgel, die aus der durch einen Querschnitt in den Hals oberhalb der Brust hergestellten Öffnung herausgezogen werden. Hierauf löst man Flügel und Keulen aus den Gelenken, wobei darauf zu achten ist, daß man nicht in das Brustfleisch schneidet, denn dadurch würde die Spitzgans (Gänsebrust) unannehmlich werden. Dann macht man da, wo der Brustknochen ausbucht, einen Querschnitt, und löst den Bauch bedeckenden Fettlappen durch zwei auf jeder Seite bis zum After geführte Schnitte gänzlich ab.

— **Das Alter des Geflügels** erkennt man auf folgende Weise: Alte Gänse haben starke Flügel, einen dicken, harten Schnabel und eine dicke Haut, junge Gänse haben namentlich unter den Flügeln zarte Haut. Bei den Enten ist es ähnlich: die Jungen haben einen langen Schnabel. Alte Tauben haben rote Füße, helle und gelbliche Klauenfedern, welche den jungen fehlen. Junge Hühner erkennt man an den glatten glänzenden Schuppen der Füße und den dünnen Kamm, alte Hühner an rauhen Schuppen, harten Sporen, dickem Kamm und steifen Schnabel. Junge Rebhühner haben gelbe Tritte, alte regelmäßig blaugraue, dazu weißen Schnabel und einen roten Kreis um die Augen.

— **Kraft-Essen.** In einen neuen irdenen Topf tut man eine Flasche guten weißen Wein, zwei Eßlöffel Essig, acht Lot Salz, ein Lot Messerkörner, vier Gewürznelken, eine Messerspitze geriebener Muskatmus, einen Teelöffel Koriander, zwei Lot Morcheln, acht zerquetschte Chalotten, zwei Knoblauchzehen, vier Scheiben gelbe Rüben, eine klein geschnittene Zwiebel, Thymian, Kerbel, Esdraoon, von jedem zwei Zweige, etwas Petersilie und feine Sellerieblätter, kocht alles zusammen, löst den Topf dann wohl zu bedeckt noch sieben bis acht Stunden in heißer Asche stehen, seigt es dann durch Leinwand und bewahrt es in kleinen Flaschen.



Zur Unterhaltung.



— **Bade zu Hause.** Ein Amerikaner, der sich in Ceylon aufhält, bittet einen Eingeborenen, ihm eine Stelle am Ufer der Insel zu zeigen, wo man ohne Gefahr vor Krotobilen baden könne. Der Eingeborene führt ihn zu einer solchen Stelle, wo der Amerikaner ein Bad nimmt, ohne von Krotobilen etwas zu spüren. „Wie kommt es nur,“ erkundigte er sich nachher, „daß es hier keine Krotobile gibt?“ — „Die haben Angst vor den Haifischen!“

— **Schön gesagt.** Akademiedirektor (nach der Preisverteilung): Mögen Sie sich immer vor Augen halten, daß die hohe Staatsregierung die Henne ist, welche die goldenen Medaillen legt!

— **Erläut.** Lehrer: Max, weshalb schreibt man Aal mit zwei a? — Max: Weil so'n Aal so lang is —!

— **Uebertrumpft.** „Na, wer mit mir anfangen will, muß früher aufstehen!“ — „Gut, werde ich Sie morgen 'mal wecken!“

— **Alles in Einem.** Schwiegervater: Nun sagen Sie mir 'mal ganz aufrichtig, lieber Schwiegersohn, wie sind Sie mit meiner Tochter zufrieden? — Schwiegersohn: Wissen Sie, ich möchte mich nur über eins beklagen. — Schwiegervater: Na —? — Schwiegersohn: Sie hätten mich hinauswerfen sollen, als ich um die Hand Ihrer Tochter bat!

— **In der Sekunda.** Professor: Meyer, was ist das wieder für eine Krixelei in Ihrem Aufsatz! Daraus kann ja kein vernünftiger Mensch klug werden! — Meyer: Das ist ja auch garnicht mehr nötig, Herr Professor. — Professor: Was? — Meyer: Daß ein vernünftiger Mensch noch klug wird.

— **Zerstreut.** Professor: Wolf! Sie haben wieder eine ganz ungenügende Arbeit geschrieben. — Primus: Wolf fehlt! — Professor: Sehen Sie, Wolf, da sieht man so recht Ihren Leichtsin, erst schreiben Sie solche schlechte Arbeit, jetzt fehlen Sie noch!

— **Berratenes Geschäftsgeheimnis.** Fremder: Das Echo hat etwas ganz anderes nachgerufen, als ich gesagt habe. — Führer: So schrein's halt noch einmal, aber recht laut, der Moosjey hat Ihnen halt nicht recht verstanden!

— **Druckfehlertensel.** Zum großen Leidwesen der ganzen Hörerfamilie wurde die alte Tante, unter deren Schatten sie so oft gefessen, umgehauen.

— **Kaid.** Vater (durch den Lärm seiner kleinen Mädchen gestört): Macht doch nicht solchen Spektakel. — Elschen: Wir spielen „blinde Kuh“. Willst du nicht mitspielen? — Vater: Warum denn, Kind? — Elschen: Na, dann könnten wir „blinder Ochse“ spielen.

— **Immer im Beruf.** Vater (Richter): War das nicht der junge Referendar Krüger, der soeben das Haus verlieh, als ich kam? — Tochter: Jawohl, Papa! — Vater: Aber ich habe sein Gehuch doch abschlägig beschieden. — Tochter: Ja, aber er hat an eine höhere Instanz appelliert und Mama hat die Entscheidung des Vorderrichters aufgehoben.

— **Ein Menschenkenner.** Gymnasialprofessor: „Sie, Müller, gestern sah ich Sie mit einem Fräulein gehen?“ — Müller: „Das war meine Cousine, Herr Professor!“ — Professor: „Ja, ja, Cousine, aber mit „Gänsefüßchen.““

— **Phlegmatisch.** Sie: „Um Himmelswillen, Mann, steh' auf — Du hast Dich ja auf eine frischgestrichene Bank gesetzt!“ — Er: „Nu, da laß mich doch nur ruhig sitzen, wenn's einmal geschehen ist!“

— **Nachklang zum Weihnachtsfest.** Frau: „Männchen, dieses Jahr schenkst Du mir doch auch wieder ein Kleid?“ — Mann: „Du hast doch erst zu Weihnachten ein's bekommen.“ — Frau: „Wie, das geht doch noch aufs alte Jahr!“

— **Seine Hochzeitsreise.** „Wo hast Du denn Deine junge Frau?“ — Professor (erschreckt): „Meine Frau? Donnerwetter! Die muß ich in Gedanken irgendwo haben stehen lassen.“

— **Mit gleicher Münze.** Dienstmädchen: „Empfehlung von Herrn Knattrich und Sie möchten Ihren Hund erschießen — der bellt die ganze Nacht —“ Nachbar Krause: „Bestellen Sie wieder eine Empfehlung und Herr Knattrich möchte seine Tochter vergiften, die spielt den ganzen Tag Klavier!“



Rätselzettel.



Begierbild.



Wo bleibst meine Frau?

Kombinations-Rätsel.

1. Brunst, Wadi; 2. Kasse, Trio; 3. Drama, Steuer;
4. Gilde, Bast; 5. Eremit, Moll; 6. Amaler, Emilie;
7. Sünde, Agram; 8. Lump, Echo; 9. Draht, Sohn;
10. Werda, Tunnel; 11. Ciste, Erle; 12. Schrei, Trope.

Aus jedem der obigen Wortpaare ist durch Umstellen der Buchstaben ein Wort zu bilden, so daß in der neuen Wortreihe die Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, zusammen ein deutsches Sprichwort ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. eine Luftbewegung, 2. einen griechischen Redner, 3. eine Landschaft in Spanien, 4. eine entehrende Handlung, 5. eine Blume, 6. eine Kunst, 7. eine Stadt in Lothringen, 8. einen Hafen von Korea, 9. einen Staat in Mittelamerika, 10. einen Kanton der Schweiz, 11. eine Stadt in England, 12. eine der neun Musen.

Lieder-Rätsel.

Suche aus jeder der nachstehenden Liederzeilen ein Wort, und du findest den Anfang eines bekannten Liedes.

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.
2. Was kann schöner sein.
3. Denn es hält ja so schwer, auseinandergeh'.
4. Deutsches Herz, verzage nicht.
5. Lieb' immer Treu und Redlichkeit.
6. Nachtigall, Nachtigall, wie langst du so schön.
7. Die Sterne, sie bleiben am Himmel nicht steh'n!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Gestern.
Kapselrätsel: Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.

Logogriph: Fjober, Bier, Biber, Doe, Araber, Börse, Eis, Rieja, Eber, Barbier.

Rebus: Jorn ohne Macht wird nur verlacht.



Sommerfäden.

Von Hanna Teglaff.

Nachdruck verboten.

Es war vor mehr als einem Jahrzehnt in Stuttgart, der herrlichen schwabischen Residenz, der blühenden Weingartnerstadt, wie sie nach ihrer Lage inmitten der grünen Weinberge so gerne genannt wurde. Jetzt freilich sind die Weinböden mehr und mehr vor den pompösen Prachtbauten zurückgetreten, die von stolzer Höhe majestätisch ins weite Häusermeer hinabbliden; aber sie haben ihren Besitzern noch beim Säen, bei der letzten Ernte, reichen Segen gebracht; mancher, der seine Laufbahn einfach als schlichter Weingartnersohn begann, ist jetzt zum wohlbestallten Hausbesitzer und Rentner avanciert und hat die gewinnbringende Tätigkeit mit der Ehre fortgesetzt, nur das jetzt Kupons statt der Reben seine Verjuchungs-Objekte sind.

Da wo jetzt elegant angelegte, bequeme Staffelstraßen zur Höhe der Dannerstraße und weiterhin führen, lagen damals inmitten von Gärten und Weinbergen schmale, unbequeme, ausgetretene Treppenwege, von den Anwohnern kurzweg „Staffeln“ benannt und trotz des nicht zu leugnenden schlechten Zustandes, in dem sie sich befanden, gerne benutzt, weil sie den lästigen Umweg ersparten, den die Straße im weiten Bogen machte und direkt zur inneren Stadt führten. Auf diesen Staffeln kletterten zwei junge Männer plaudernd empor, während eine noch immer machwolle Spätherbstsonne Welt und Menschen ihre intensive Glut fühlen ließ. Dieser atmend blieben sie einen Augenblick stehen, um von der ungewohnten Anstrengung des Steigens auszuruhen, als sich jugendliche Stimmen näherten, und bald darauf auch deren Besitzerinnen in lichten Sommergewändern, dem wundervollen Tage zuliebe, sichtbar wurden. Es waren drei junge Mäd-

chen, von denen keines die Zwanzig überschritten haben mochte, alle im ersten Frühlingsreiz; aber jeder der beiden Herren schien nur die erste zu sehen, eine schlanke, biegsame Gestalt, die auf den holprigen Treppchen so graziös und sicher einherzuschreiten wußte, wie wohl auf dem Parkett der Salons und auf stolzem Gasse ein entzückend feingeschnittenes Gesichtchen trug, mit einem Inkarnat wie sanft durchleuchtetes Elfenbein, mit blühenden dunkeln Augen und eben hochatmend geöffneten Lippen, die die blendendsten weißen Zähne sehen ließen. Wohl blidten die strahlenden Augen streng, wohl schloßen sich die vollen roten Lippen verweisend bei den bewundernden Blicken der jungen Männer; aber das vermochte den Eindruck der selten schönen Erscheinung nicht abzuschwächen. Dagegen ging der blühende Jugendreiz der nachfolgenden rosigten Blondine ganz verloren, und die beiden hätten auch sicher die dritte, ein schlichtes junges Geschöpf mit sanftgeschitteltem Blondhaar übersehen, wenn sie nicht jetzt atemlos vor ihnen stehen geblieben wäre. Ganz erschöpft rief sie den schnell aufsteigenden Gefährtinnen zu; während ihr das Blut mehr und mehr in das runde Kindergesicht mit dem federn Stumpfnäschen stieg: „Wartet e Weile, i kann nimmer!“ Dann fügte sie, wie entschuldigend zu den jungen Herrn gewandt, zu: „Des isch aber auch mal gar a wieschter Wäg“, wobei Ton und Aussprache den älteren der beiden Hasso Stavemanns lebhaft an seine Tübinger Studienjahre erinnert. Verbindlich und lebenswürdig mit den gewandten Formen des Norddeutschen stimmte er dem jungen Mädchen zu: „Ganz Ihrer Ansicht, mein gnädiges Fräulein, ein ganz absehnlicher Weg; ich habe auch eben nimmer weiter gewollt, bin aber jetzt ganz ausgeruht und würde es mir zur größten Auszeichnung rechnen, wenn ich Ihnen zur Erleichterung beim Aufstiege den Arm reichen dürfte!“

Lachend wehrte das blonde Landkind — denn das war es unzweifelhaft; Hasso taxierte auf ein Pastorentöchterchen —



Großbritannien und Irland.

Königin Alexandra,
geborene Prinzessin von Dänemark,
geboren 1. Dezember 1844.



Preußen.

Großherzogin Eleonore,
geborene Prinzessin zu Solms-
Hohensolms-Lich,
geboren 17. September 1871.



Italien.

Königin Helene,
geborene Prinzessin von Montenegro,
geboren 8. Januar 1873.

Die Gemahlinnen der regierenden Fürsten Europa's.

ab, aber ganz unbefangen freundlich: „Für zwei sei das Begle a wenig schmal, sie müsse halt a weile verschmause“. Die Freundinnen waren amüsiert stehen geblieben, die schöne Brunette zwar noch immer mit einer gewissen hochmütigen Zurückhaltung, als wolle sie den jungen Leuten von vornherein klar machen, daß die naive Unbefangenheit der Freundin durchaus nicht zur Ausbeutung eines Abenteurers die Hand reichen sollte; als die beiden aber jetzt in scharfem Wortgeplänkel hinter der mittlerweile Ausgeruhten empfortiegen und sich dann mit einigen fedden Seitenprüngen in das verbotene Gebiet des Weinbergs rettend, um die jungen Damen auf dem schmalen Pfad nicht noch mehr zu beengen, mit Hüteschwenken und ritterlichem Kopfsneigen empfahlen, da konnte sie doch nicht umhin, den höflichen Gruß ebenso höflich zu erwidern. Aber wie geblendet schloß sie die Augen vor dem strahlenden, wetterleuchtenden Blicke des Jüngeren, Schlangens, der ihren Blick eine ganze Weile an sich gefesselt hielt, als wollte er sie nicht mehr freigeben. Ein eigenes Glücksgefühl hatte dieser kurze Moment in ihr wachgerufen, ein befehlendes Empfinden und doch zugleich die Ahnung von etwas Dunklem, Leidvollen. . . .

Fast gewaltsam riß sie sich aus der merkwürdigen Stimmung und wandte sich den scherzenden Freundinnen zu, die wacker ausschreitend, die Weinsteige mit ihrer prächtigen Aussicht verliehen, um sich in einem schmalen Pfadelein in den goldbraunen Wald zu verlieren. Die jungen Leute folgten den breiten Windungen der Weinsteige, ab und zu stehen bleibend, um das herrliche Landschaftsbild in sich aufzunehmen, wobei Hasso in seiner Verehrsamkeit aus seiner Begeisterung für Land und Leute kein Hehl machte. „Diese herrlichen Berghügel, an denen Villen und Häuser emporkletterten! Diese prächtigen Färbungen des herblichen Laubes. Die gemütliche Stadt und die liebenswürdige Bevölkerung! Und diese schönen Mädchen und Frauen!“ Hasso strich sich voller Ekstase seinen mächtigen rotbraunen Schnurrbart und seufzte dann kummervoll: „Und Anjereins vertrauert sein Leben in einer abschaulichen Sandbüchse, wo es nach dem steifsten Zeremoniell zugeht. Uebrigens“, fuhr er zum Freunde gewandt, der in Gedanken verloren die letzten dünnen Herbstblumen mitleidslos löpft, „dieses wunderschöne Gesäß habe ich schon gesehen. Ich hab's, auch wo, als wir vom Rannstatter Volksfest kamen und der lange Maler auf der Brücke ein Flötenkonzert veranstalten wollte; den hochmütigen Blick habe ich im Gedächtnis behalten.“

Roman Wendroth, Hassos Studienfreund, ein geborener Stuttgarter, der aber die meiste Zeit im Auslande verbracht hatte, stimmte zu. „Ja, das ist's; ich habe die ganze Zeit gesucht, wo ich diese Augen schon gesehen habe! Und wenn ich nicht irre, war Margot Lee in ihrer Begleitung; da werden wir gleich hören können, was Namens und Zeichens dies Wunder von Schönheit und Grazie ist, das ich heute hoffentlich nicht zum letzten Male gesehen habe!“

Bewundernd flammte es noch einmal in seinen nachtschwarzen Augen auf, und rüstiger schritt sein Fuß nach dem Endziel, der Villa des Geheimrat Lee, eines Verwandten und väterlichen Freundes aus, wo er sein lebhaft erregtes Interesse zu befriedigen dachte. Noch eine kleine Wiegung des Weges, und das schmude Landhaus lag vor ihnen, fast schöner im Schmude des bunten Herbstlaubes als damals im Kranze blühender Bäume, wie er es zuletzt im Lenze gesehen. Aber wie war ihm denn? Die drei schlanken Gestalten, die jetzt vom schmalen Bergpfad munter herunter hüpfen und sich dem Gartenpfortchen nähernd, es wie alte Bekannte aufflängten, waren ja die drei jungen Mädchen, von denen eine wenigstens die Gedanken der beiden jungen Leute sehr beschäftigt hatten. Roman hatte im stillen seine Brüderie verwünscht, die ihm verbot, den jungen Damen auf dem schmalen Waldweg zu folgen, und nun sah er sich plötzlich wieder dem Gegenstand seiner Bewunderung gegenüber.

Hasso Staocmanns scharfe Augen hatten im selben Augenblick die Entdeckung gemacht: „Beim Zeus! Das nenne ich Glück! Hätte nie geglaubt, bei dem alten Geheimrat und seinem stillen Töchterchen so entzückende Gesellschaft zu treffen.“

Mit ein paar flotten Sägen waren sie im Garten und trafen das dreiblättrige Aleeblatt noch im Hausflur, ebenso erstaunt über dies Wiedertreffen wie sie selbst. „Na, mir hobet unferen musikalischen Kranz,“ löste die kleine Naive das Rätsel, nachdem die Herren sich in aller Form vorgestellt hatten. Drinnen in den traulichen Räumen, wo der Geheimrat und seine Tochter nur der Kunst und ihren geistigen Interessen lebten, erfuhren sie auch die Namen der Damen. Daß die herrliche Brunette Melitta hieß, war schon aus den Zurufen der Freundinnen hervorgegangen und schien eigens

für die Trägerin gemacht; als Roman aber jetzt den Familiennamen Leese erfuhr, fiel es ihm wie Sauppen von den Augen. Natürlich! Das waren ja die lieblichen Züge des holden Nachbarfindes, dessen wilde Grazie sein für Schönheit so empfängliches Auge früher so entzückt hatte. Auch Melitta erinnerte sich auf seine Aufklärungen hin, des schlanken, jungen Studenten, der mit ihr Haxchen und Fangball gespielt hatte; aber diese Erinnerung trieb ihr die Tränen in die Augen. Damals hatten ihre beiden guten Eltern noch gelebt, die sehr bald darauf beide gestorben waren, und für Melitta waren auf die glückliche frohe Kinderzeit freudlose Jahre gefolgt, da ihr empfindsames Herz doppelt hart empfand, einsam und allein in der Welt zu stehen. Roman war unglücklich, durch seine Fragen den feuchten schwermütigen Schimmer in die wunderbaren Märchenaugen gebracht zu haben und bot alles auf, wieder ein heiteres Lächeln um den schmerzlich zudenden Mund zu zaubern. Seinen Bemühungen gelang es bald, eine allgemeine, vergnügte Stimmung in die so zusammengewürfelte kleine Gesellschaft zu bringen, wobei ihn Päuile Hegerles drollige Bemerkungen wirksam unterstützten. Für Hasso Staocmanns war es ein wahrer Genuß, den urwüchsigen Dialekt des unbefangenen Naturfindes zu hören und mit anzusehen, wie sich die rosiggen Lippen abmühten, die rauhen Laute ihrer Heimat hervorzubringen. Eine Schönheit war Päuile nicht, gewiß nicht, sondern ein recht unscheinbares Menschlein; aber das Frenberzige, Natürliche ihres Benehmens nahm ihn ganz gefangen.

Nach dem gemütlichen Kaffeepflauserständchen schlug Margot Lee einen Gang durch den herblichen Garten vor, der im Schmude der letzten Rosen, der feurig roten Georginen und der zart gefärbten Astern ein wahres Schmuckstückchen war. Kaum, daß der raube Nordwind einen Wuch mit seinem tothringenden Hauche gestreift hatte! Reich und wild rannte sich der wilde Wein, rotglühend in der leuchtenden Herbstsonne, um die holzgezierte Veranda; braungoldiges Buchenlaub bildete einen wirksamen Kontrast zu der dichten Noniferengruppe und raschelte am Fuße im fließbestreuten Wege. Rote Beeren prangten im letzten Grün des Sommers, und zarte Seidenfäden zogen durch die Luft, Mund und Wange streifend und sich am Gewand des Wanderers, an Wuch und Baum und Strauch festhaltend. Der alte Geheimrat hatte, sich auf Melittas Arm stützend, einen Rundgang durch den Garten gewagt. Romans Blicke hingen bewundernd an dem rührenden Bilde, bezaubert von dem zartgütigen Ausdruck in des schönen Mädchens Zügen. Mit magnetischer Gewalt schienen sie Melittas Auge an sich zu ziehen, denn es hob sich, wie von unwiderstehlicher Kraft getrieben, zu ihm empor, um sich vor dem glühenden Ausdruck, den es darin fand, sofort wieder auf die tief erröthende Wange zu senken. Aber trotzdem mochte er etwas Beglückendes in diesem kurzen Anschauen gefehen haben, denn er wich nicht mehr von ihrer Seite, besonders als der Geheimrat, ermüdet, das Zimmer aufsuchte, während die Jugend noch die schöne Stunde im Freien genießen wollte. Margot vertiefte sich mit Olga Huber, der dritten im Bunde, in ein fesselndes Kunstgespräch und so waren die beiden jungen Paare sich selbst überlassen. Hasso benutzte die Zeit, seine Nachbarin tüchtig zu necken und zu entrüsteten Gegenreden herauszufordern; aber seine Augen wurden ihm beinahe feucht, als sie von ihrer Jugend ferne im schlichten großen Pfarrhause erzählte, von der Armut der Bevölkerung, wie die Mutter sie schon als Kind herumgeschickt habe mit kräftigen Suppen für die Kranken, mit nahrhafter Speise für die Armen, wie jeder sie gekannt und gegrüßt habe, „saischt, als ob i d' Kenigin wär“; von den langen Abenden, wo der Pfarrer sie in die Schönheiten der Dichtkunst eingeweiht habe, während sie mit der Mutter für die armen Kinder genäht und geflickt habe. Hier in der großen Stadt gefalle es ihr gar nicht, wo einer den anderen nicht lenne und nicht grüße und so fremd und steif sei. Ober ob er das nicht auch „uag'nehm“ fände. Hasso bejahte still; aber heimlich stieg in ihm die Ueberzeugung auf, daß dies schlichte Landkind mit dem offenen Herzen die rechte Frau in sein einsames Doktorhaus sei.

Währenddessen hatte Melitta unter den fesselnden Unterhaltung ihres gewandten Partners mehr und mehr von ihrer herben Unnahbarkeit verloren, und Roman fühlte mit Siegesgefühl, daß sie seinen bewundernden, lieblosen Blicken nicht mehr scheu auswich, sondern die Frage, die dieser in glühender Sprache immer wieder an sie richtete, zu verstehen schien. Das sonst so stolze Mädchen kannte sich selbst kaum mehr wieder; das erste Sehen des fremden Mannes war

ihr wie ein Blitzstrahl in das reine unberührte Herz gedrungen. Und als er sich als Freund der Kinderzeit vorstellte und durch sein unablässiges Werben den ersten Eindruck verstärkte, den seine gewinnende Persönlichkeit gemacht hatte, da öffnete sich ihre junge Seele der Liebe wie die Blume dem Lichte und ihr sonst etwas herbes Wesen wurde zusehends weicher und mädchenhafter. Die Welt schien ihr plötzlich verändert, alles schöner und lichter und blühender. Entzückt beugte sie sich über eine herrlich vollerblühte dunkelrote Rose, da führte der Wind einen zarten Silberfaden herbei, der sein glitzerndes Gespenst einen Augenblick um sie beide legte und sie aneinander zu fesseln schien. Entzückt schaute Roman auf dies Spiel des Zufalls und hielt ihre Hand fest, die den Seidenfaden lösen wollte. Leise beklammerte er:

Ein Fädchen zart, wie Seide,
Flog über Wief' und Flur,
Und fesselte uns beide
Ein Augenblickchen nur.

„Kennen Sie die Fortsetzung des Liedes?“ fragte er innig.

Sie bejahte eilig und wollte die Hand lösen, die er mit wärmerem Drucke an sich zog: „Die Sommerfäden bringen Glück, mögen sie es uns gebracht haben.“

Das Hinzutreten der anderen befreite Melitta von der Notwendigkeit, antworten zu müssen; aber ihre leuchtenden Augen sprachen beredt, wenn der Mund auch nur abweisende Scherzworte fand. Das frühe Scheiden der Sonne verlammete bald die kleine Gesellschaft im Hause, und das musikalische Quartett erinnerte sich der Ursache seines Beisammenseins. Sämtliche jungen Mädchen waren künstlerisch veranlagt und von besten Kräften ausgebildet; aber Melitta übertraf sie alle in der Virtuosität, mit der sie die Geige meisterte. Das kostbare Instrument sang förmlich unter ihrer Hand und riß alle Zuhörer zum begeistertsten Beifall hin, besonders als sie, den stürmischen Aufforderungen der Freundinnen folgend, ihren eigenen Phantasien freien Lauf gab. Da klagte und schluchte es, da klang es wie unerträglicher Jammer, bis sich allmählich freudigere Akkorde bis zum hellen Jubel einfanden, in einen solch schmetternden Ausdruck des Entzückens ausklingend, daß jeder überrast nach dem jungen Mädchen blickte, das solch leidenschaftliche Töne in ihrer Gewalt hatte. Romans Blicke saugten sich förmlich an ihr fest, die sie, wie fasziniert, zu ihm herübersah. Verständnißvoll verfolgte er ihre Improvisationen, alles mit glühendem Interesse in sich aufnehmend, was ihr künstlerisches Spiel so meisterhaft klarlegte — die frohe Kindheit, den Verlust der Eltern — die freudlose Jugend, die glücklichen Mädchenjahre und jetzt — diese sieghafte Freude, vieler schmetternde Jubel — das war die Liebe — die Liebe, die blühesgleich von ihrem Herzen Besitz ergriffen hatte. —

Es war spät geworden unter den musikalischen Genüssen und der anregenden geistigen Unterhaltung. Die jungen Mädchen mahnten zum Aufbruch, um den letzten Zug nicht zu verfehlen, als sie aber die Landstraße betraten, bot die mond- helle Nacht einen so wundervollen Anblick, daß sie gerne dem Vorschlag der Kavaliere folgten, auch den Heimweg über die Weinsteige zu nehmen. Hell erstrahlten die gegenüberliegenden Höhen vom silbernen Scheine des Mondes geküßt, und fast tageshell lag ihr Weg vor ihnen. Jeder Busch und Baum, jeder Strauch, jede Hecke war klar und scharf gezeichnet, nur ins Märchenhafte verschönert durch den alles überziehenden magischen Schimmer. Kerne erglänzten die Zinnen und Türme der auf den Bergen liegenden Villen und ganz tief unten lodten die Lichter der in leichten Nebeln verschleierten Stadt; alles in allem ein zauberisch schönes Landschaftsbild. Begeistert erfreuten sich die abendlichen Wanderer an der wunderbaren Szenerie, der entzückenden Beleuchtung, zuweilen stehen bleibend, um sich an dem berückend schönen Bilde zu weiden und ihrer Bewunderung Worte zu verleihen. So trennten und fanden sich die Paare wie absichtslos und es bot sich Roman Gelegenheit, Melitta, die er sorglich in einen wärmenden Mantel gehüllt hatte, glühende Liebesbetenerungen ins Ohr zu flüstern. Beim Abschied ruhte ihre Hand länger wie nötig in der seinen, und sie duldete es erschauernd, daß er sie mit glühendem Kusse berührte, fand aber auf keine Frage, ob er ihren Verwandten einen Besuch machen dürfe, um sich zu erkundigen, wie ihr die immerhin etwas anstrengende Wanderung bekommen, nur ein gepreßtes: Ja.

Aber lange, lange dauerte es, bis Melitta an diesem Abend Ruhe fand; immer wieder vergegenwärtigte sie sich die Ereignisse dieses Tages, die ihr so ans Herz gegriffen, daß sie ihr ganzes seelisches Gleichgewicht verloren hatte. Auch als sie sich längst in die weichen Kissen geschmiegt hatte, wollte ihr der Schlummer nicht nahen. Immer wieder drängte sich das

Bild Romans, das ihre junge Seele so stürmisch erweckt hatte, in ihre frommen Mädchengebete.

Am anderen Morgen brachte ihr ein Bote, in duftende Veilchen verpackt, einen zartgefärbten Rosenstrauch, um dessen grünes Laubwerk sorglich aufgefängene Sommerfäden geschlungen waren; dabei lag ein Blatt, das von seiner Hand die Worte trug:

Ein Fädchen zart wie Seide
Flog über Wief' und Flur,
Und fesselte uns beide
Ein Augenblickchen nur.

Da ging ein leises Weben,
Durch meiner Seele Grund,
Als wollten Geister weben
Geheimnisvollen Bund.

Wir wollten eilig fassen
Das Glück, eh' es entwand,
Und konnten es nicht lassen,
Und gaben uns die Hand.

Und waren eins, wir beide,
Den sel'gen Augenblick,
Dies sel'ge Sichfinden
Entschied mein ganz Geschid.

Melitta las die Verse wieder und wieder; war nicht der Schluß des Gedichtes, das sie doch auch kannte, ein anderer? Hatte sie sich nicht sogar in mädchenhafter Schwärmerei die Verse aufgeschrieben? Eilig frante sie unter Büchern und Heften; richtig! Da stand es:

Und waren selig beide
Ein Augenblickchen nur
Ein Fädchen zart wie Seide
Flog über Wief' und Flur.

Er hatte den Schluß verändert, um ihr zu sagen, daß er sich sein Glück nicht entgehen lassen wollte, daß er es festzuhalten wissen würde, hatte ihr noch einmal seine Liebe gestehen wollen, die er ihr doch in jedem Wort, jedem Blick verriet. Selig blickte Melitta auf seine großen energischen Schriftzüge, auf die zarten Silberfäden, die ihr Glück bringen sollten und verbehlte sich selber nicht, — auch über ihr Geschid hatte ein Augenblick entschieden.

Roman hielt Wort; etwas später kam er selbst, Melitta und ihren Verwandten seinen Besuch zu machen und sich den Dank für die Uebersendung der holden Blumenkinder zu holen, deren tieferen Sinn freilich nur die Geliebte und er allein verstanden! Den Dank mußte er allerdings mehr in ihrem Eröten, ihren leuchtenden, strahlenden Augen lesen, als daß die spröden Lippen sich dazu verstanden hätten, verbindliche Worte zu formen. So reich Melittas Seelenleben, so reich ihr inneres Empfinden auch war, nur selten drängte sich ein freieres Wort auf die Zunge; sie war eine wortfarge, verschlossene Natur, durch die freudlose Kindheit noch ernster noch zurückhaltender geworden. Erst die friedlichen im Kloster verbrachten Jahre mit ihrem an geistigen Anregungen



König Wilhelm II. von Württemberg
beging seinen 60. Geburtstag.

reichen stillen Glück hatten die Eisrinde um ihr Herz auftauen lassen, hatten die äußerliche Schroffheit ihres Wesens gemildert. Innerlich war sie weich, fast zu weich.

„Bleibe bei uns,“ hatte Schwester Innocentia, für die sie eine schwärmerische Verehrung hatte, oft gesagt. „Hier im stillen Klosterfrieden wirst Du glücklich, kannst mit reichen

die ihr nicht im reichsten Maße zu teil geworden bei den frommen Schwestern, die dem begabten elternlosen Kinde zu ersetzen suchten, was seiner traurigen Jugend abgegangen? Aber die genügte ihr nicht. Ihr Herz schrie nach etwas anderem; sie wußte selbst nicht, nach was.

Wenn Schwester Innocentia sie jetzt gesehen hätte mit dem weicheren, milderen Wesen, mit dem von Glück durchsonnten Angesichte, wenn sie mit den Freundinnen, die letzten schönen Spätherbsttage benutzend, in Stuttgarts herrlicher Umgebung einherstreifte, wobei die Freunde den jungen Mädchen so oft wie möglich Gesellschaft leisteten! Eine ganz andere war sie unter dem Einfluß des mehr und mehr von ihrem Herzen Besitz nehmenden Gefühls geworden, sanft, liebenswürdig, hingebend. Sie konnte mit Pöule jubeln und scherzen, mit Passio streiten, mit Roman in Sage und Geschichte schwärmen in diesen herrlichen, gottgeschenkten Sonnentagen, in denen der Fuß an das raschelnde, welke Goldlaub der Bäume trat und sich ein fast italienisch blauer Himmel über die liebliche Landschaft wölbte.

Blutrot gezeichnet war das Grün des Weinstocks, zartgelb hing es in den Zweigen der Akazie; wie ein Kranz von goldgelbem und dunkelbraunem Laub zog es sich um den schillerndenflaren Anlagensee, wie ein buntgefärbter Dom neigten sich die Bäume des Schlossparks zu einander. Noch nie war Melitta die Welt so schön erschienen, so wolkenlos die Himmelsbläue, nie war sie sich so reich, so glücklich, so wolkenlos glücklich vorgekommen.

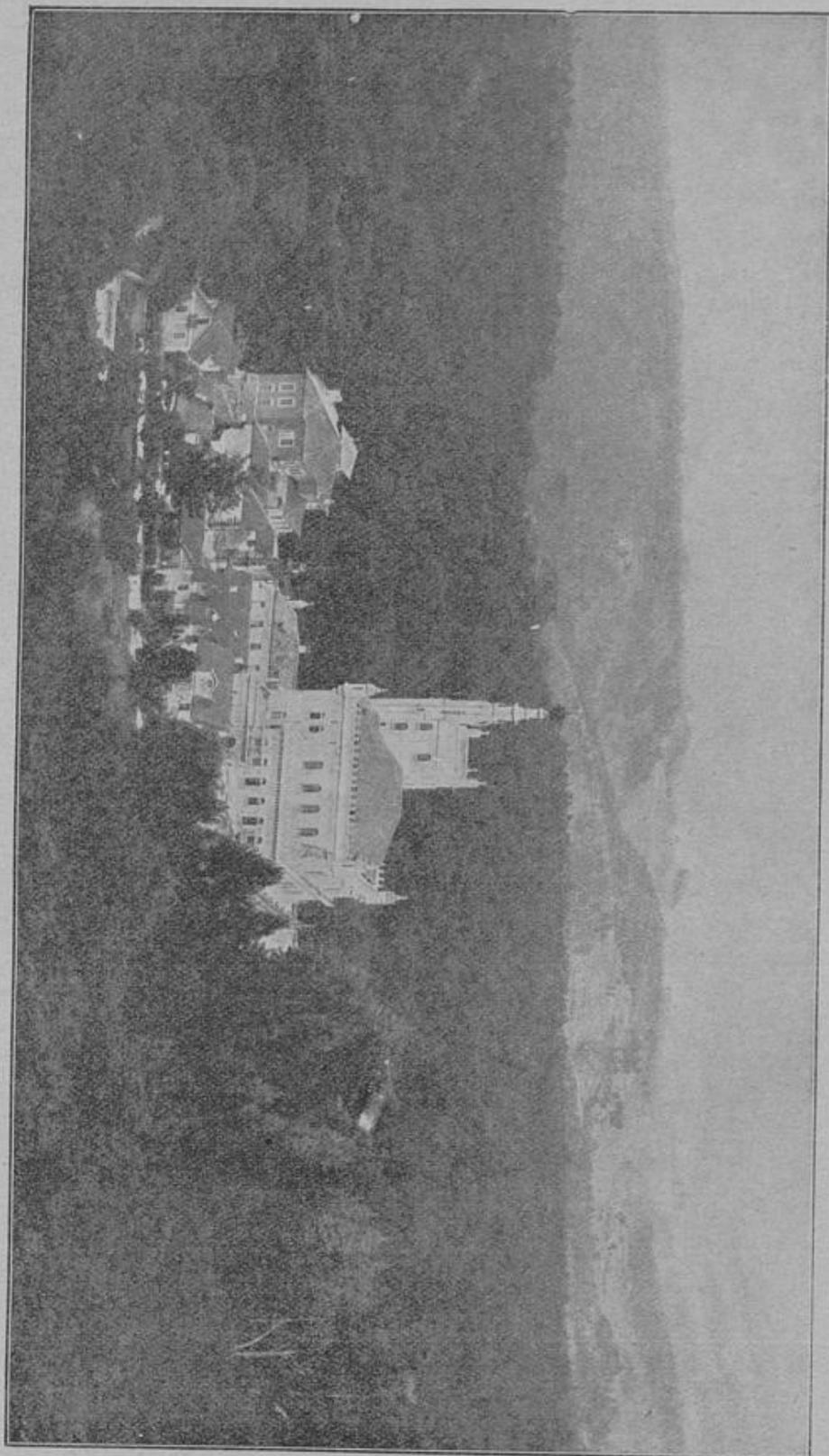
Wolkenlos glücklich schien die Zukunft der beiden jungen Paare, die sich immer wieder zusammensanden. Die Verwandten Melittas begünstigten die deutliche Bewerbung des reichen Roman Wendroth nach Kräften. Konnte es ihnen nur erwünscht sein, die schöne Nichte als angesehenere, begüterte Frau zu wissen, statt sie auf der dornenvollen schwierigen Künstlerlaufbahn zu sehen. Aber sie hüteten sich, Melittas stolzen Sinn mit Ratschlägen oder Anspielungen zu kränken. Wie in einem glücklichen Traum ging diese dahin, nicht verlangend, nichts heischend, als ihn zu sehen, mit ihm zu sprechen, sein feuriges, dunkles Auge mit dem Ausdruck unendlicher Liebe auf sich ruhen zu lassen.

Nur wenn sie mit ihrer Geige allein war, strömte der sie erfüllende Glücksrausch, das Gefühl ihrer überströmenden Liebe in Tönen aus, und ohne, daß sie es wollte und wußte, teilte sich etwas davon den Briefen mit, die sie allwöchentlich der treuen, mütterlichen Freundin im Kloster sandte. Erstaunt las

sie die Antwort der guten Schwester, die länger als gewöhnlich ausgefallen war:

„... Verzeih mir, mein liebes Kind, wenn ich an etwas rühre, was Du Dir vielleicht nicht einmal selbst eingestanden hast. Du ahnst gewiß nicht, wie oft der Name eines Fremden in Deinen Zeilen wiederkehrt, in wie be-

Blind auf das königliche Schloß Bruffaco in Portugal.

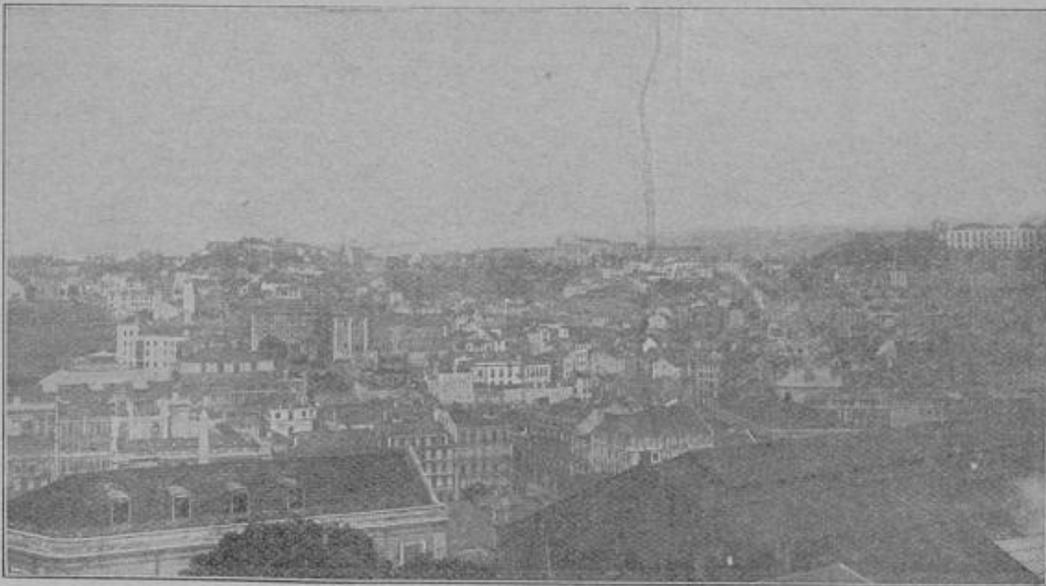


Anlagen wirken und beglücken. Die Welt ist hart und rauh, ist kalt und herzlos und wird Dein weiches Herz um so mehr verwunden, als Dein Stolz jede Härte doppelt empfinden wird, als es Dir schwer wird, nachzusehen, nachzugeben.“

Aber Melitta sehnte sich hinaus nach der Welt, nach Glück und Ruhm, nach Anerkennung, nach Liebe. Liebe? War

geisterten Worten Du von ihm sprichst, wie Du ganz gegen Deine sonstige gleichmäßige Art mitteilhaft wirfst, während Du alles andere mit flüchtiger Stürze behandelst.

„Und das, meine liebe Melitta, läßt mich annehmen, was ich teils hoffe, teils befürchte für Dich, für Dein sensitives Empfinden, daß Du im Begriffe bist, Dein Herz an diesen fremden Mann zu verlieren. Hoffe — denn was könnte mir erwünschter sein, als Dich mit Deinem Stolz und Deiner Weichheit sicher und geborgen im Schutze eines starken, ehrenhaften Mannes zu wissen, der Dir ein Leiter und Führer sein könnte; fürchtete



Blick auf Lissabon.

— denn in welchem Zwiespalt kann Dich, Deinen leidenschaftlichen Sinn, eine Neigung zu einem Menschen bringen, von dem Du so wenig weißt, dessen Charakter vielleicht keine Garantien für eine glückliche Zukunft bietet.

„Verzeih, wenn ich Dir unanziehend erscheine, mein liebes, liebendes Kind, indem ich den Schleier von Gefühlen ziehe, die Du vielleicht wider Willen verraten hast. Aber ich habe versprochen, über Dir, der Mutterlosen, zu wachen, und ich bitte Dich von Herzen, prüfe, ehe es zu spät ist, verschenke Dein Herz nicht eher, als bis Du ganz gewiß bist, daß der Gegenstand Deiner Neigung dieselbe auch verdient.

„Als selbstverständlich sehe ich voraus, daß der Betreffende unserer Religion angehört. Die Gleichartigkeit der religiösen Anschauung ist die erste Grundbedingung zu einer glücklichen Ehe . . .“

Melitta las und las mit Staunen und Verwunderung, daß die Freundin so in ihrem Innern zu lesen verstand. Denn daß sie recht hatte mit ihren Vermutungen, bewies ihr der Aufruhr, indem der Brief sie gebracht hatte, die Enttäuschung, die die Unterstellung, als ob Roman ihrer vielleicht nicht würdig sei, in ihr hervorgerufen.

Und dann trat ein kleines unwillkürliches Nöcheln auf ihre Lippen, als sie die Bitte der guten Schwester las, ihr Herz

nicht zu verschenken, ehe sie geprüft und erwogen hatte. Diesmal fühlte sie sich der treuen Beraterin, bei der sie sich sonst in jedem Zweifel Trost und Hilfe gesucht hatte, überlegen. Als ob man so kühl abwägen und prüfen könne, wenn die Liebe kommt, als ob man das vorher wisse, sich davor schützen könne? Sie kommt und sie ist da; hatte sie das nicht an sich selbst empfunden?

Aber sie fürchtete auch keine Enttäuschung. Sie war überzeugt, daß er, dem ihr Herz entgegengeflogen, der Edelste, Würdigste unter Tausenden war, wie er der Liebste, Mannlichste war. Daß er zwar der hier fast überall ausgebreiteten protestantischen Kirche angehörte, würde wohl die gute Schwester betrüben, aber schließlich — verehrten sie nicht beide denselben Gott, wenn auch in verschiedenen Bekenntnissen, — und würde er, der so zartfühlend und feinempfindend war, ihr jemals in Ausübung ihrer Religion zu nahe treten?

Sie las nochmals den Brief der wohlmeinenden Schwester durch und empfand deren Meinung, die ihr Leiterin und Führerin sein wollte. Aus ihrem Traum hatte sie Melitta gerissen. Ihr war, als ob sie von Anfang gewußt, daß Roman ihr und sie ihm bestimmt sei; aber seit sie klar und deutlich vor sich sah, wie andere sie beurteilten, war ihre Liebe in eine andere Phase getreten. Sie hatte nur nach seiner Gegenwart,

nach seiner Unterhaltung verlangt, jetzt begriff sie, daß das nicht lange so weiter gehen könne, daß ein Verlöbniß ihre Zuneigung besiegeln müsse, daß sie sich über kurz oder lang heiraten würde.

Eine gemischte Ehe! Wie oft hatte sie das fast tadelnd sagen hören und hatte dann immer die Empfindung beinahe von etwas Unrechtem gehabt. Und nun! Was war es denn, wenn zwei Menschen, die sich liebten, und von ihren Eltern in verschiedenen Religionen aufgezogen waren, nicht von einander lassen konnten und sich fürs Leben angehören wollten? Sie konnte doch nicht von ihm verlangen, daß er seine Religion wechseln solle, wie ein Kleid, daß er ihr zu Liebe übertreten solle!

Nein; aber Achtung sollte er vor ihrer Ueberzeugung haben, wie sie vor der seinen! Durch doppelte Liebe und Rücksichtnahme wollte sie die einzigen Schatten verschonen, die ihr Glück bedrohten. Alle ihre Fehler wollte sie bekämpfen, die ihr im Kloster immer vorgehalten worden waren, ihren Stolz, ihre Verschlossenheit. Weich und nach-



Die Führer der republikanischen Partei in Portugal.

giebig wollte sie sein, sich dem Geliebten unterordnen in jeder Beziehung. Sie wußte ja, daß sie alle Träume von Ruhm und Glanz, von einer bewunderten Künstlerlaufbahn daran geben mußte, wenn sie die Seine werden wollte. Was war ihr auch Glanz und Ruhm neben ihm, neben seiner Liebe?

Und ein Gebet für ihn auf den Lippen, sein Bild im Herzen, so schlief Melitta ein.

(Schluß folgt.)

Die Bürgschaft.

Skizze von H. Brungs, (Düsseldorfs).

(Nachdruck verboten.)

Wie Gold lag es über der weiten Ebene.

Die stille, flimmernde Luft, der blaue Himmel, die Waldbäume am Horizont, alles schien in diesem goldigen Schimmer getaucht — kam er zumeist von der brennenden Sonnenscheibe hoch im Westen oder von dem leuchtenden Bilde der reisenden Aehren, das sich mit der schmaten Unterbrechung der Landstraße und einiger Feldwege unausgesetzt vom Walde bis zum Dorfe hinzog.

Vor dem Hause luden die Knechte die Wagen ab. Der Alte sah zu.

Es war ein behaglich freundliches Gesicht, mit dem er die Arbeit verfolgte.

Nun arbeiteten die andern.

Er hatte sein ganzes Leben geradert, — die Knochen erzählten davon, wenn Regen oder erst Schnee lag, wenn er morgens eine Stunde lang im Hause umherkroch, ehe er rechte Bewegungsfreiheit und Laune fand.

Aber heute!

Das stille Sonnentwetter und — die Ernte!

Es lachte einen an, das Getreide.

Nicht, daß das Stroh besonders lang war — mit dem Regen war es beinahe haprig gewesen im Frühjahr, aber die Aehren hingen schwer und ausgereift. Die würden ihr Gewicht haben.

Er nickte den Knechten — und die wußten: Heute abend nach der letzten Fuhr gib's Ruhe, Braumbier und Wurst. — Sie schoben die Gabeln und Rechen über die Schultern und schauten fröhlich im Hinschreiten.

Hinter dem Alten hantierte Marieliese, das junge Ding. Das helle Miedertuch ließ den braunen Hals frei — es war so heiß.

Gesund und fröhlich schaute das hübsche Gesicht über die Dinae in der Stube, über den gedeckten Tisch.

Mit einer raschen Bewegung steckte sie die vollen, schwarzen Föpfe fester, band die Hausschürze los und kam auf den Bebenspitzen näher.

„Vater!“

Er fuhr herum.

„Ich habe für dreie gedeckt.“

„Kommt der Debedsdorfer?“

„Ja“ — sie zog an dem Schürzenband, das ihr vom Arme herunterbaumelte, „er wollte mit Dir reden.“

„Um —! So eilig! Weshalb? Du fragst es niemals wie zu Hause!“

„Das weiß ich, Vater,“ sagte sie lebhaft, „aber seine Schwester ist schon ein Jahr geheiratet an den Bahnbeamten in der Stadt. — Er ist einsam auf seinem Hofe droben.“

„Und ich?“

„Du kommst mit uns. Wir wollen Dich schon pflegen und hochhalten!“ Er hob den Kopf hoch und reckte die Schultern.

„Ich mich pflegen lassen — bei andern? — Niemals! — Das ist mein Haus und Hof, die ich mir schuldenfrei gearbeitet, die ich umgebaut und vergrößert, wofür ich mich geplagt habe mein Lebtag — und das sollt' ich verlassen? — Nein, Marieliese, eher läuft der Elbbach bergwärts.“

Sie schwieg. Sie wußte ja, daß er an seiner schwer erungenen Heimat hing mit jeder Faser seines Herzens, so schwieg sie. Heute abend würden sie ihn schon bestimmen — d. h. zur Heirat — aber dann blieb er, wo er war, — und sie würden oft herabkommen, junge Hühnchen würden sie mitbringen, selbstgebackene Torten und ihr bestes Obst. Ja, er sollte doch sehen, wie sie ihn hielten.

Sie ging. Er hörte sie draußen ein Liedchen trillern. — Hinter dem Nachbarhause tauchte der Postbote auf. Ein Schatten lief über des Alten Gesicht.

Sonderbar, wie er sich in letzter Zeit stören ließ, jedesmal, wenn jemand aus der Kreisstadt kam.

Es war einfach zu dumm, sich solch 'ne Sache an den Hals zu hängen.

Nicht als ob ihm Gefahr drohte.

Godesheim hatte ihm die Bücher gezeigt — und auch das war beinahe überflüssig, solch altrenommiertes Geschäftshaus.

Aber zu dumm war es doch — er, der Eich — Halsen, der früher für den eigenen Bruder nicht Bürge geworden wäre — jetzt Bürge für 'nen Geschäftsmann, der ihn weiter nichts anging, als daß er seit dreißig Jahren Kleider und Leinenzug von ihm bezog.

Kein Risiko!

So sagte Godesheim — und das war ja wahr.

Jedermann wußte, wie sicher das Haus des reichen Geschäftsinhabers stand.

Aber ihn, den Eich-Halsen wurmte doch die Sache! Das Alter! —

Wie leicht man sich da Gedanken macht!

Das Alter war es auch, was ihn dazu bewogen. Früher! Für niemanden wäre er Bürge geworden, nicht für den eigenen Bruder.

Aber dieser Godesheim hatte geredet und geredet. Niemand konnte so gut reden und überzeugen wie der. Es war ja eine Kleinigkeit — Bürge — für drei Monate — dreißigtausend Mark? —

Der Alte trocknete mit dem rotseidenen Taschentuch die Stirn.

Sechs Wochen — noch sechs Wochen würde es dauern. Dann war alles klipp und klar.

Wenn nur die sechs Wochen vorüber wären!

Dieser verb . . . Schweiß!

Alt war er geworden — der Anblick des Postboten machte ihn schweigen, und der ging schon ganz unten im Dorfe. — Die Luft war schwer — vielleicht regnete bald ein Gewitter nieder, dann würde es kühl.

Das Ungewisse — diese schwere Luft!

Früher hatte er geschlafen bei solcher Schwüle.

Aber jetzt konnte er nicht.

Das Alter verändert den Menschen.

Heute morgen hatte er eine Geschichte in der Zeitung gelesen — es war töricht — er hatte geweint — über eine Zeitungsgeschichte.

Man wird weich im Alter, weich und nachgiebig. Trotz allem — der Marieliese gab er nicht nach — vom Hofe ging er nicht.

Diese verb . . . dreißigtausend Mark! —

Es war töricht, sich Gedanken zu machen.

Godesheim, der solide Reichling.

Nur ihn hätten sie zur Bürgschaft nicht auffordern dürfen — — ihn quälten die Gedanken in letzter Zeit. Ja, — seitdem er alt! — Sie hätten ihn in Ruhe lassen sollen.

Nachts lag er mit offenen Augen und dachte an die dreißigtausend Mark — und über Tag grübelte er, wie die sechs Wochen verkürzen.

Der Postbote schritt schon wieder auf der Landstraße. Bald kam der Debedsdorfer, der brachte stets lustige Geschichten mit. Da vergingen die Gedanken.

Marieliese wußte von dem dummen Streiche nichts und sollte nie etwas erfahren. Zu dumm war es von dem alten Vater.

Er strich den braunen Schnurrbart zurecht, nachdem er die Halbe mit einem Zuge geleert, der schlante, sehnige Mensch.

Worn hing sein Blick an der Braut.

„Ich habe ein Wägelchen gekauft,“ Eich — Vater so ein blutblank hellgrünes. Damit holen wir Euch alle armslang herüber nach dem Debedhof. Denn, so lieb wie wir uns haben, die Marieliese und ich, — nach dem Vater wird sie doch verlangen.“

Der Halsen nickte.

Sein Blick flog auf den letzten Kornwagen, der von der Landstraße nach dem Hofe bog.

Das wird 'ne Hochzeit. Die ganze Gegend soll's wissen. Ich habe mein'm Schatz 'n gesticktes Kleid bestellt — zweihundertfünfzig Mark kostet es.“

Jener hob den Finger. Aber über seine Büge ging ein stolzes Lächeln.

„Nicht zu hoch hinaus, Jung! Erst gepart und dann gelebt!“

„Ach was,“ Eich-Vater, sie ist doch die Reichste hier herum und — ich bin nicht arm. Lumpen lassen tun wir nicht. — Frost Vater! !“

Der hob langsam das Glas.

„Der Bauernstand steht feste.“

Nichts geht über unser Haus, unsere Scheune und das Feld. Das nimmt man uns nicht leicht. —

Leid kann's einem tun mit dem Städler. — Da ist wieder ein Heidenrath, der Godesheim — — —

Weiter kam er nicht. Der Alte sah mit starren Augen. „Was ist mit Godesheim, sprich!“

„Nimm Dir's nicht so zu Herzen, Vater, ich habe ihn ja auch gefannt. Aber niemand wußte, daß er ein Lump: Bücherfälschung — Unterschriften, was weiß ich.“

Sein Vetter ist geprügelt, er hat wohl die meiste Schuld. Soll ungeheure Summen weggeschmissen haben in schlechter Gesellschaft — da wollte der Alte helfen — — —

Der Eichbauer krampfte die Hände in das Tisch Tuch — größer und starrer ward sein Blick — dann glitt er ohne Laut zu Boden — wie tot lag er.

Die beiden jungen Menschen sprangen herzu. Sie trugen ihn auf das große Bett — das Mädchen weinte. —

Lange Tage lag er, ehe er sprechen konnte. Marielies wußte bereits alles, durch andere.

Sanft und liebevoll strich sie ihn über die Stirn, als er zu reden begann, als er sich erinnerte.

„Daß Vater! Nun gehst Du doch mit uns. Nun brauchen wir uns nicht zu trennen. — Das dumme Geld.“

Was soll's damit. Wir sind jung und schaffen — schaffen, wie Du einst. Du sollst sehen, wenn Du bei uns bist. Auf den Händen tragen wir Dich. — Es ist gut, daß Du mit uns gehst. — Dein Kind bin ich — Dein Einziges. Der Hof ist doch nicht Dein Kind. Und dem eigenen Fleisch und Blut soll man mehr anhängen, als allem Irdischen. Ich freue mich ja ohne Maß, daß ich Dich hegen kann. Denk doch, daß ich Dein Einziges bin, und wir zwei bleiben zusammen — immer.“

Die Sonne stahl sich durch die Gardinen, gelb — durchsichtig. Auch heute lag es wie Gold über der weiten Ebene. Von droben und drunten, die lachend lichte Farbe. Aber das Gold auf der Flur tröstete nicht. Stoppeln zogen sich über die Fläche — bis zum Horizont. Jede Aehre — heimgeknitten.

Schwer rollten die Tränen aus des Alten Augen. „Ein ganzes Leben,“ stöhnte er, „ein — ganzes Leben! —

— Wie sie nur könn en, die Menschen! — Und das einem alten Manne — fortnehmen — — ein ganzes, langes Leben! !“ —

Für die Frauenwelt.

Die rechte Hausfrau.

Leicht unterscheidet sich ein Haushalt, in welchem eine Musterhausfrau schaltet und waltet, von anderen, denn hier herrscht eine besondere Ordnung, eine einfache, aber harmonische Art, die Sachen an den rechten Ort zu stellen, eine peinliche Sorgfalt ohne jede Pedanterie. Kaum merkt man das Schaffen eines sorglichen Geistes, so selbstverständlich, so natürlich erscheint einem alles. Hier ist nichts dem Zufall überlassen; ja, selbst in den kleinsten Einzelheiten ist eine Absicht unverkennbar, und jede dieser Absichten entspringt offenbar einem guten Herzen, das andere so gern liebend umbeugt und umorgt. Auch die Persönlichkeit einer solchen Hausfrau wirkt wohlthuend und anregend auf alle, und die Reinheit ihrer Seele drückt allem den Stempel auf. Das unverkennbare Zeichen einer Musterhausfrau aber ist, daß sie es ängstlich vermeidet, mit ihrem Schaffen irgendwie Aufsehen zu erregen und die Blicke anderer auf sich zu ziehen. Ihr gütiges Herz ist ein immer offener Zufluchtsort aller Familienmitglieder. Bei jedem Anliegen und in allen Kummernissen finden sie hier Rat und beruhigenden Zuspruch. Nicht mit großer Beredsamkeit und volltönenden Phrasen weiß sie die Ursache der Kummernisse zu widerlegen, sie erreicht das weit einfacher; sie teilt die Leiden und Freuden derer, die sie liebt, mit treuem Herzen: ihre aufrichtige Anteilnahme ist es, die hier den Schmerz lindert, dort die Freude erhöht. Die schönste Perle ihrer Krone aber ist die, daß ihr das Bewußtsein ihres eigenen Wertes fehlt; sie merkt es nicht, daß sie der Engel des Hauses, die Seele der Familie ist. Es ist ihr Bedürfnis, den anderen zu dienen, und gern tritt sie wieder in den Schatten zurück, sobald ihr Liebeswerk getan. Ja, in der Bescheidenheit ihrer Tugenden sucht sie ihre Taten oft mit wahrer Diplomatie zu verbergen, denn ihre reine Seele fühlt, daß die Erkenntlichkeit, mit der man

eine Guttat preist, ihre selbstlose Aufopferung schon das zartesten Schmelzes beraubt. Man könnte meinen, ich habe eine Idealgestalt geschildert! O nein, zum Lobe der Frauenwelt sei es gesagt, es gibt solche Wesen. Sie sind Repräsentanten der echten Weiblichkeit und Mütterlichkeit, deren ben geschilderte Züge bilden den rechten Kern deutscher Innerlichkeit. Heil dem Hause, das ihren Wirkungskreis umschließt!

Für die Kinderwelt.

Stehauschen aus hohlen Eiern.

Eine neue Art der beliebten „Stehauschen“ erhält man dadurch, daß man den Inhalt eines Eies durch ein in die eine Spitze gebohres Loch auslaufen läßt und dann in die leere Schale eine Anzahl Schrottkörner und einige kleine Stückchen Wachs wirft. Hierauf erwärmt man das hohle Ei auf der Heizplatte. Das Wachs schmilzt und hält beim Wiedererkalten die Schrottkörner am untersten Punkt im Ei fest, so daß dieses dann auf der Spitze stehen bleiben wird. Macht man nun auf die eine Seite des Eies ein lachendes und auf die andere ein weinendes Gesicht, so wird dieses neue Stehauschen, nachdem man es hingefegt hat, durch das lange Hin- und Herschaukeln, ehe es zur Ruhe kommt, die größte Heiterkeit erregen. Zum Bemalen eignen sich am besten Sepia für die Haare, Tusche für die Augen und etwas Karmin für die Lippen und Wangen, alles ganz ungefährliche Farben.

Zungen-Übungen.

Fischer Frisch fisch frische Fische, frische Fische fisch Fischer Frisch.
Der Mehger weh' das Mehgermesser.
Der Rutscher puzt den Postkutschkasten.
66 Schod sechseckiger sächsischer Schuhzwecken.
Der Sperber fragt: Was machst du, Wachtel?
Was fragst du Sp rber? sprach die Wachtel.
Mehwechsel — Wachsmaße — Wachsbüchse.
Die Bürsten mit schwarzen Borsten bürsten besser als die mit weißen Borsten.
Kein klein Kind kann keinen Kirchstern knaden.
„Barocke Baraden berüden oft moderne Architekten.“
„Bierbrauer Brauer braut Braumbier.“

Nützliches fürs Haus.

— **Englischer Kitt für Porzellan.** 20 Gramm Hausenblase weicht man in Wasser auf, übergießt die Masse mit soviel Alkohol, bis dieselbe bedeckt ist und fördert die Lösung derselben durch Wärme. Während dessen löst man 10 Gramm mischt beide Lösungen zusammen und setzt noch 10 Gramm gepulverten Mastix in 30 Gramm 90prozentigen Spiritus, gepulvertes Ammoniakgummi hinzu. Das Ganze dampft man im Wasserbade zur erforderlichen Konsistenz ein und bewahrt den nun fertigen Kitt in gutverschlossenen Glasflaschen auf. Beim Gebrauch stellt man die mit dem Kitt gefüllte Flasche in heißes Wasser, bis derselbe erweicht ist, und trägt ihn nun auf das vorher erwärmte Porzellan.

— **Polnische Kraut-Suppe.** Einen Krautkopf schneidet man fein würfelig und kocht ihn in Salzwasser. In einer Kasserolle läßt man eine gewiegte Zwiebel in Schweinefett anlaufen, gibt würfelig geschnittenes Schwein- und Kalbfleisch, sowie einige Süßnermagin hinein, läßt das Fleisch rösten, stäubt dann etwas Mehl daran und läßt alles gelb werden. Einige gekochte Erdäpfel zerdrückt man, verrührt sie mit Suppe und gießt sie auf das Geröstete. Zuletzt gibt man das Kraut dazu, läßt es aufkochen und serviert mit gerösteten Semmelschnitten.

— **Wie poliert man polierte oder lackierte Möbel auf?** Geschrammte und zertrabte Möbel, wenn solche poliert sind, können wieder vollkommen erneuert werden, wenn man sie mit gefochtem Leinölfirnis mittels eines wollenen Lappens tüchtig abreibt. Lackierte Möbel werden erneuert, wenn man sie mit einer Auflösung von Schellack in Weingeist mit einem wollenen Lappen tüchtig abreibt. Auch gelbes Wachs eignet sich sehr gut als Poliermittel, wenn man dasselbe ebenfalls mit einem wollenen Lappen so stark in die Möbel einreibt, daß sie dadurch glatt und blank werden.

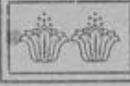


Unsere Bilder.



— **König Wilhelm II. von Württemberg** (vergl. das Bild Seite 83) feierte am 25. Febr. den 60. Geburtstag. 1848 als Sohn des Prinzen Friedrich von Württemberg und der Prinzessin Katharina, der Tochter König Wilhelms I. von Württemberg geboren, trat er nach vollendetem Studium in preussische Militärdienste. Im Kriege 1870/71 befand er sich im Hauptquartiere des Königs von Preußen. Am 15. Februar 1877 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie zu Waldeck und Pyrmont, welche am 30. April 1882 starb. Dieser Ehe entstammt eine Tochter. Er ging am 8. April 1886 eine zweite Ehe ein mit der Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe. Diese Ehe blieb kinderlos. Am 6. Oktober 1891 folgte er seinem Oheim, dem König Karl I., auf dem Throne.

— **Lissabon**, (vergl. das Bild Seite 85), die Hauptstadt von Portugal, auf welches Land infolge des Königsmordes alle Blicke hingelenkt wurden, liegt recht malerisch auf 7 Hügeln am rechten Ufer der vom Tago etwa 25 Km. vor seiner Mündung gebildeten Bucht. Es zerfällt in vier Stadtteile, von denen der östliche bei dem großen Erdbeben im Jahre 1755 verschont blieb. Dieser Stadtteil schließt auch das ehemalige römische und maurische Lissabon in sich. Noch jetzt erinnern Mauerreste und drei Türme an die alte Festung der Araber. Sehr stark ist die Tajomündung besetzt. Unter den Anlagen und Plätzen der Stadt verdienen besondere Erwähnung der 70 Meter hoch gelegene, schöne Estrellgarten und die Praco do Commercio, auf der die Mordtat verübt wurde. Die vornehmste Straße ist die sog. Avenida, welche eine Breite von 80 Metern hat. Lissabon besitzt im ganzen über 200 Kirchen. Lissabon zählt gegen 300 000 Einwohner. Es besitzt unter anderen höheren Schulen auch eine Polytechnische Schule und eine mediz.-chirurg. Akademie. Für Theater und gemeinnützige Institute ist ebenfalls gesorgt. In industrieller Beziehung hat Lissabon neuerdings Fortschritte gemacht. Sein Handel ist in Anbetracht der Zollschwierigkeiten und der mangelhaften Hafenanbauten doch ziemlich unsehnlich.



Zur Unterhaltung.



— **Ein Ehrlicher.** Lehrer: „Wer hat Dir bei dem Aufsatz geholfen, Hans?“ — Hans: „Niemand.“ — Lehrer: „Sei ehrlich, Hans, hat Dir nicht Dein älterer Bruder geholfen?“ — Hans: „Nein.“ — Lehrer: „Dann hast Du also den ganzen Aufsatz allein gemacht?“ — Hans: „Nein, Er hat ihn allein gemacht.“

— **Ein Schöngest.** Gefängnisinspektor (zu einem Sträfling): „Der Rest der Strafe ist Ihnen nachgesehen worden, Sie können gehen!“ — Sträfling: „Ach lassen Sie mich nur noch wenigstens einen oder zwei Tage da — der Kellner in unserer Zelle schreibt gerade an dem letzten Kapitel eines Romans, und da möcht' ich gern wissen — ob sie sich kriegen!“

— **In der Sprechstunde.** Arzt: „Sie sind blutarm und müssen Eisenpillen nehmen.“ — Patientin: „Ich habe nur Angst, daß ich dann eiserne Nägel bekomme.“

— **Reflexion.** Onkel: „Wertwürdig, immer, wenn mir mein lieber Nefse sein schweres Herz ausschüttet, bin ich nachher leichter geworden.“

— **Zweideutig.** Kellner: „Mein Herr, Sie sind Zeuge, daß man mich soeben einen Esel genannt hat.“ — Gast: „Ja, das kann ich bestätigen.“

— **Die armen Treiber.** „Was haben Sie denn in diesem Jahre schon alles geschossen?“ — „Weiß nicht, die Namen habe ich nicht behalten!“

— **Abgewinkt.** Passagier: „Wie lange dauert die Fahrt noch?“ — Kapitän: „Drei Tage und drei Nächte.“ — Passagier: „Und wieviel Knoten fahren wir in der Stunde?“ — Kapitän: „Siebzehn.“ — Passagier: „Werden wir noch Sturm bekommen?“ — Kapitän: „Möglich.“ — Passagier: „Oder nicht?“ — Kapitän (schweigt). — Passagier: „Sind Sie schon lange auf diesem Schiffe?“ — Kapitän: „Neun Jahre.“ — Passagier: „Wer war Ihr Vorgänger?“ — Kapitän: „Mister Jürgens.“ — Passagier: „Wo ist der jetzt?“ — Kapitän: „Gestorben.“ — Passagier: „Woran starb er?“ — Kapitän (bissig): „Totgefragt wurde er von einem Passagier.“



Rätsellecke.



Silben-Rätsel.

ler — ma — ma — na — na — ne — rau — se — tau — wer.
Es sind zehn Wortpaare zu suchen, bei denen die Schluss-silbe des ersten Wortes immer mit der Anfangsilbe des zweiten übereinstimmt; z. B. Peru, Rubel. Die gemeinsamen Silben der einzelnen Wortpaare sind oben angegeben. Die Wörter bezeichnen:

1. a. eine Stadt in Rußland,
b. ein biblisches Buch;
2. a. einen Nebenfluß der Donau,
b. eine Person aus Schiller's „Don Carlos“;
3. a. eine Stadt in Südamerika,
b. einen deutschen Maler;
4. a. eine Dichtung,
b. einen Schreckensmann der ersten Revolution in Frankreich;
5. a. eine Stadt in Brandenburg,
b. eine geometrische Figur;
6. a. eine Stadt im Königreich Sachsen,
b. eine Stadt in Belgien;
7. a. ein Gewürz,
b. einen Fluß in Bayern;
8. a. einen Baum,
b. einen römischen Kaiser;
9. a. eine Stadt im Königreich Sachsen,
b. einen Nebenfluß des Rheins;
10. a. eine Hülsenfrucht,
b. ein Metalloid.

Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter a. und die Endbuchstaben der Wörter unter b. müssen je einen Berg in den Alpen nennen.

Verwandlungs-Aufgabe.

Ober — Lyra — Most — Nieme — Weib — Nest — Aft.
Jedes der obigen sieben Wörter läßt sich durch Veränderung eines Buchstaben in ein anderes Wort verwandeln. Wer die richtigen Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß die fortgelassenen sieben Buchstaben einen von zwölf Brüdern nennen, während die neuausgenommenen sieben Buchstaben einen alttestamentlichen Namen ergeben.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kombinations-Rätsel: 1. Windsbraut, 2. Isotrates, 3. Estremadura, 4. Diebstahl, 5. Immortelle, 6. Emailmalerei, 7. Saargemünd, 8. Chemulpo, 9. Honduras, 10. Unterwalben, 11. Leicester, 12. Terpsichore. — Wie die Schultern, so die Last.

Lieder-Rätsel: Es kann ja nicht immer so bleiben.
Rebus: Keine Regel ohne Ausnahme.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorf'schen Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Nr. 12.

Sonntag, 22. März.

Jahrgang 1908.

Sommerfäden.

Von Hanna Teyklaff.

(Schluß)

(Nachdruck verboten).

Gar zu schwer hatten Melittas Verwandte es Roman nicht gemacht, den richtigen Moment zu finden, der Geliebten gegenüber das entscheidende Wort zu sprechen. Frau Eugenie Veeje war eine jener Hausfrauen, die infolge schlechter Einteilung der Kräfte immer bis über den Hals in der Arbeit sitzen, wenn sie auch ein Heer von Diensthöten zur Verfügung haben, und so war ihr das liebende Paar, das sie doch anstandshalber immer chaperonnieren mußte, ein Dorn im Auge: „Bei allen meinen Haushaltungsjorgen! Bei all meiner Arbeit!“

Wenn sie doch nur erst einmal verlobt waren! Für eine schöne Haussteuer und eine baldige vergnügte Hochzeitsfeier wollte sie gerne sorgen; war man dann doch mit einem Male die Sorge um die Nichte und ihre Zukunft los.

Sie hatte die beiden, soviel wie angänglich, allein gelassen und auch heute — auf dem Rückweg vom Rothenberge, wo man weit in die herbstlich klare Landschaft hineingelchaut hatte und die Sonne wie einen glutroten Feuerball hatte versinken sehen — hatte sie dafür gesorgt, daß Roman und Melitta die letzten waren. Da ganz allein auf der dunkelnden Landstraße mit der Geliebten drängte sich Roman das Geständnis seiner Liebe, das so lange unausgesprochen zwischen ihnen geschwebt hatte, auf die Lippen und mit vor Erregung zitternder Stimme fragte er sie leise, ganz leise, ob sie ihn nicht auch ein wenig wiederliebe, und ob sie die Seine werden wolle.

Sie hörte nur stillbeseigt zu und lehnte ihr Köpchen an seine Schulter. Zweifelhaft ob dieser Antwort und doch voll froher Hoffnung, bog er das wunderschöne Antlitz zu sich herauf: „Liebst Du mich nicht, Melitta?“

Da sahen ihn die wunderschönen Augen mit einem Blicke

voll unaussprechlicher Liebe an: „Weißt Du es denn nicht, vom ersten Blicke an?“

„Und Du willst mein sein?“

„Dein, ganz Dein! Ich bin es immer gewesen!“

Da fanden sich die Lippen wieder und wieder in trunkenem Kusse und der Mund tauschte die ersten zärtlichen Liebesworte. Melitta gab sich ganz dem Zauber, zu lieben und geliebt zu werden, hin; da sah sie plötzlich Schwester Innocentias mildes Antlitz im Geiste mit mahnendem Ausdruck vor sich stehen, und sie ward sich bewußt, daß sie noch eine ernste Frage an den Geliebten zu richten habe. „Ernst wanz sie sich aus seinen Armen. „Roman! Du weißt doch, daß ich Katholikin bin?“

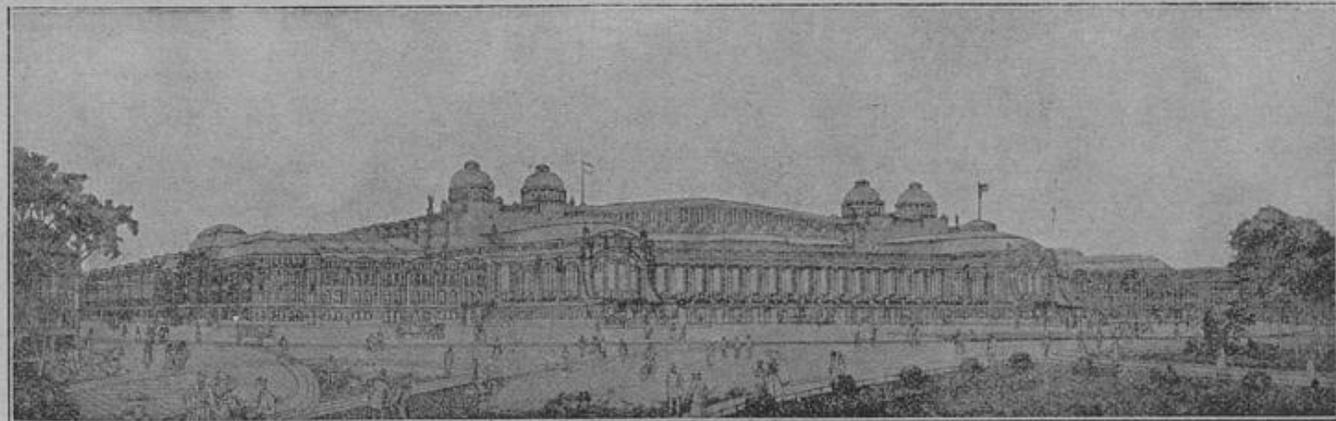
„Wie sollte ich nicht, Liebling? Aber das ist ja neben-sächlich und hat nichts mit unserer Liebe zu tun.“

„Nebensächlich? Nein, Roman, was mir das Heiligste ist, das darf Dir auch nicht neben-sächlich sein. Und ehe ich mich mit Dir verlobe, mußt Du mir versprechen, mich in der Ausübung meiner Religion nie zu beschränken, mich nie an meinem Glauben irre machen zu wollen.“

Roman nahm ihre Hand: „Kennst Du mich so wenig, Melitta, daß Du in mir einen solchen Mangel an Zartgefühl vermuten kannst? Weißt Du nicht, daß ich der toleranteste der Menschen bin, der es mit der Maxime des alten Fritz hält, daß jeder nach seiner Fasson selig werden könne. Natürlich behalte ich mir auch das Recht meiner Ueberzeugung vor und hoffe, daß Du keine Bekehrungsversuche an mir beginnen wirst; die würden auf unfruchtbaren Boden fallen.“

„Nein,“ sagte Melitta weich; „aber beten will ich für Dich, damit Du auf den rechten Weg gelenkt wirst. Dagegen kannst Du doch nichts haben.“

„Auf den rechten Weg? Also bin ich auf dem falschen? Ich hätte nicht geglaubt, daß soviel Fanatismus hinter dieser schwärmerischen Stirn wohne! Aber meinetwegen, bete so



Der neue Leipziger Hauptbahnhof nach seiner Fertigstellung im Jahre 1913.

viel, wie Du willst, keine Heilige! Nur vergiß nicht darüber, mich ein wenig lieb zu haben!"

„Ein wenig? Roman! Unendlich liebe ich Dich; ich glaube, ich könnte nicht mehr leben, wenn Du mir genommen würdest!"

Und selig schmiegte sie ihr stolzes Köpfchen an seine starke Brust und legte Hand in Hand mit ihm den Weg nach Untertürkheim zurück.

Im „Girschen" wartete schon eine ganze Gesellschaft auf sie, und Frau Eugenie's scharfe Augen entdeckten mit Befriedigung auf dem von innerem Glück verklärten Antlitz Melittas die Spuren einer freudigen Aufregung. Gottlob! waren die Würfel endlich gefallen! Aber auch den anderen blieb kein Geheimnis, was zwischen den beiden vorgefallen war. Melittas leuchtete schimmernde Augen, die immer wieder den Geliebten suchten, verrieten es wider Willen. Sie war wunderschön in ihrer glückgehobenen Stimmung; kein Wunder, daß Romans Blicke sich nicht von ihrem strahlenden Antlitz trennen konnten und daß auch die Augen der anderen immer wieder zu den beiden zurückkehrten. Da bemerkte keiner das schweigende Einverständnis des ungewöhnlich stillen Paula und ihres Nachbarn; aber als sie abends mit Melitta allein war in ihrem friedlichen Mädchenstübchen, da sank sie der Freundin lachend und weinend an die Brust: „Melitta, wunderst Du nur, wie ich mich wundere über Dich? Schau, ich kann's ja garnicht begreifen, daß er mich will, grad wie es so viele schönere laubere Mädels gibt wie mich. Aber ich hab ihn so arg, so arg gern!"

Jahre waren vergangen. Wieder leuchtete eine goldene Spätherbstsonne und ließ in ihrem milden Lichte das brennende Rot des Weinroths, die glänzende Frucht der Eberesche, das Laub der Brombeere aufglänzen. Wieder schlängeln sich braune und gelbe Ranken um Gitter und Hecken, wieder prangen Gärten und Parks, Hügel und Berge im Schmucke des Herbstlaubs und seidige Fäden segelten durch die warme, milde Luft und legten sich schmeichelnd um das Antlitz einer Einsamen. Aber wie schauernd wehrte diese den glückverheißenden Fäden; ihr hatten sie kein Glück gebracht, ihr nicht, und sie barg ihr Antlitz in den Händen, daß es nicht die Schönheit der herblichen Landschaft, den Reiz der bunten Farbentöne gewahren solle. Er tat ihr weh, dieser letzte Zauber der Natur; rief er doch gar zu bittere Erinnerungen in ihr wach; weckte er doch alle die schmerzlichen Träume von Liebe und Glück, die sie mit aller Gewalt hatte vergessen wollen.

Es war Melitta und doch eine andere. Höher schien ihre schlankere Gestalt geworden zu sein, schmaler ihre zarten Wangen; die sonst so strahlenden Augen waren ernst und matt und um die feingezeichneten Lippen lag, wenn sie schweigend, ein leidender Zug. Nur ein Schatten war sie der früheren, schönen Melitta; und doch lag ein rührender abgeklärter Zug auf dem noch jungen blassen Antlitz, ein Ausdruck, der dem, der zu lesen wußte, sagte: Ich habe gekämpft, gerungen und — gesiegt.

Wer hätte ihr, als sie in jenem anderen Herbst so selig die Tage der jungen Liebe genoß, auch gesagt, wie kurz das Glück, wie hart der Kampf, wie leidvoll ihr Schicksal sein würde? Beruhigt von Romans scherzhaften Aeußerungen und seiner Versicherung, stets ihre Ueberzeugung schonen zu wollen, hatte sie sich keine Sorgen wegen der Zukunft gemacht. Erst kurz vor dem festgesetzten Termine der Hochzeit, nachdem Roman schon sein Haus zum Empfange der Braut eingerichtet, nachdem ihre Aussteuer vollendet, die Gäste eingeladen waren, kam die religiöse Frage noch einmal zur Sprache. Bereitwillig hatte ihr Bräutigam die katholische Trauung zugesagt; aber erst durch eine Aussprache mit dem würdigen Seelsorger erfuhr er die Tragweite dieses Versprechens. Das aber konnte er nicht, um keinen Preis.

„Wenn es mir je vergönnt sein sollte, einen Sohn zu haben, so sollte der vor einem anderen Altar knien wie sein Vater, den über hundertjährigen Traditionen unseres Hauses sollte gespottet werden, ich sollte ein Abtrünniger werden am Glauben meiner Väter? Niemals. Die Mutter muß die Töchter erziehen; nun gut, mögen die nach dem Bekenntnis der Mutter getauft werden. Der Sohn gehört zum Vater; er soll meines Glaubens sein!"

Vergeblieh suchte der Geistliche auf Roman einzuwirken. Einestheils achtete er dessen ehrliche Ueberzeugung, andernteils bangte er davor, wie das unerfahrene junge Mädchen diese Prüfung ertragen werde. Aber sie hielt sich tapferer, als er geglaubt. Wohl drohte sie dem doppelten Leide der gequälten Liebe und der Seelenkämpfe zu erliegen; aber ihr

Glaube wankte nicht; heldenhaft widerstand sie Romans Ueberredungen, den leidenschaftlichen Bitten seiner geliebten Stimme, seinem Unmut und Zorn.

Gequält schlug Melitta die Hände vors Gesicht, wenn sie daran dachte, wie alle auf sie eingewirkt hatten in Bitten und Beschwörungen. „Siehe, ich komme Dir auf halbem Wege entgegen," hatte Roman gefleht; „verlange nicht das Unmögliche, Unmännliche." Paula hatte sie zu überreden gesucht: „Steht es nicht schon in der Bibel: Dein Gott ist mein Gott; wohin Du gehst, dahin gehe auch ich." Eugenie Lesse hatte ihren Stolz anzufachen gesucht, ihr die Meinung der Welt, die Furcht vor dem Skandal vor Augen geführt und in ihrer Enttäuschung darüber, daß alle ihre Bemühungen vergeblich gewesen, nicht an verletzenden Nadelstichen gespart, die deutlich die Niedrigkeit ihres Denkens verrieten. „Dafür hatte sie so viele Zeit geopfert, so große Ankosten gehabt, dafür alle die Mühe und Arbeit und Einladungen, damit sie sich nachher doch die gute Partie würde entgehen lassen! Und kein Mensch würde glauben, daß ein Mädchen so dumm sein könne. Jeder würde denken, er habe sie sitzen lassen. Ihre Rufmühle! Solch eine Blamage!"

Still, laglos, tränenlos ertrug Melitta alles; das furchtbare war ihr, zu fühlen, daß Romans Liebe einem bitteren Gefühle von Unmut und Zorn Platz machte, daß er ihr Kleinlichkeit der Gesinnung, Engherzigkeit und Herzenskälte vorwarf, daß er im Grolle von ihr schied.

O Gott! konnte sie denn anders? Mußte sie denn nicht handeln nach ihrer Ueberzeugung, nach den Lehren der Kirche, in der sie aufgezogen? Konnte sie denn feinetwegen untreu werden?

Mund und elend, wie sie war, hatte sie sich in den stillen Klosterfrieden geflüchtet, an das Herz der gütigen Schwester, hatte gebeten, bei ihnen bleiben zu dürfen, eine der ihrigen werden zu dürfen. Innocentia hatte sie getröstet und aufgerichtet, hatte ihr Arbeit und Pflichten gegeben, aber vom Eintritt in den Orden wollte sie nichts wissen.

„Unser Beruf verlangt ein ganzes Herz, eine ganze Kraft. Du aber kommst, weil die Welt Dich enttäuscht, weil die Liebe Dich gekränkt hat! Du möchtest wie ein angeschossenes Wild Dich vor jedermann verstecken, aber in Deinem Herzen lebst unbefriedigtes Sehnen, lebst die Liebe zu dem Manne, dem Du entsagen mußt. Du hast gekämpft und gestritten. Ringe weiter, und wenn Du gesiegt hast, so komme zu mir, und ich will Dich mit Freunden willkommen heißen."

Jahre waren vergangen, ehe das heiße Herz ruhig geworden, ehe sie sich sagen konnte, daß sie den Frieden wiedergefunden. Und da sah sie ein, daß die Schwester recht hatte. Sie paßte nicht mehr in das einsame Klosterleben. In den Stunden, die sie mit ihrer Geige allein war, in den Stunden innerer Einkehr, da war sie sich klar geworden über sich selbst. Sie war nicht hart, nicht bitter geworden; aber einsam war sie geblieben, obwohl die interessante Erscheinung der jungen Künstlerin mit den schwermütigen Augen umso mehr anzog, als ihr wenig daran lag, zu gefallen.

Sie war selten mehr in die Heimat gekommen; in der norddeutschen Residenz hatte sie ihre Ausbildung vollendet, ihre ersten Triumphe gefeiert und dann hatte sie eine Tournee im Auslande gemacht. Auch jetzt hatte sie ein Engagement nach auswärtig angenommen und hatte nur für ein paar Tage in Stuttgart Halt gemacht, um am Allerheiligentage einen Kranz auf das Grab ihrer Eltern zu legen, das Grab, das sie vielleicht in Jahren nicht wiedersehen würde. Aber schwer und drückend lag die Lust der Heimat auf ihrem Herzen; die alten Wunden, die sie längst vernarbt glaubte, schmerzten von neuem: „O Heimat, alte Heimat, wie machst das Herz du weh!"

Früh am Morgen des Allerheiligentages hatte sie schon den Gärtner mit Blumen und Kränzen nach dem Friedhofe gesandt; sie selbst wartete die Abenddämmerung ab, ehe sie hinging zum alten Hoppelaufriedhof, auf dem die Dichter ruhen, und wo nur noch wenige alte Familien ihre Grabstätten haben. Vom Hotel aus hatte sie die Menschen in Scharen hinausziehen sehen zum Prag-Friedhofe; alles fremde, unbekannte Gesichter. Und es war gut so; den Anblick derer, die sie in ihrem Glück gesehen, hätte sie nicht ertragen können.

Auf dem alten Friedhof war's still und heimelig. Die fast untergegangene Spätherbstsonne warf ein merkwürdiges rotviolettetes Dämmerlicht über Stadt und Land und beleuchtete die altärmlichen Grabsteine mit den in den Stein gemeißelten Urnen und Trauerweiden, den verschlungenen Säulen und ehrwürdigen Sprüchen. Wie im Traum schritt Melitta unter diesen moosbewachsenen Zeugen einer längstver-

gangenen Zeit; da las sie manchen Namen, der lange Zeit in ihrem Gedächtnis geruht hatte. Jetzt stand sie an dem Denkmal Hauffs, ihres Lieblingsdichters, für den sie doppelt geschwärmt hatte, weil er ihr teures Heimatland mit dem Zauber der Poesie verschönert hatte. Wie oft hatte sie mit Roman an dieser Stätte gestanden, wo sein Leben und Talent ein frühes, allzu frühes Ende gefunden hatte! Gedankenvoll pflückte sie die schönste der späten Rosen, die sie in der Hand trug und legte sie zu Füßen des frischen Lorbeerkränzes, den seine Grabstätte schmückte. Wie mochte es ihm wohl jetzt ergehen, dem einst Geliebten? Sie hatte wenig von ihm gehört, nur, daß er gleichfalls seine Vaterstadt mißte. Ob er einsam geblieben war, wie sie? Ob er auch den Frieden gefunden hatte und ihrer ohne Groll gedachte? Heiß stieg es in ihrem Herzen auf und eine flehende Bitte drang auf ihre Lippen: Wenn er nur glücklich, nur zufrieden war! Was lag an ihr?

Reucht stiegen die Nebel auf, es wurde kühl und ein Windstoß warf einen Schauer wulstiger Blätter von den Bäumen. Melitta erschauerte und wandte sich zum Gehen. Der Friedhof war fast leer; mehr und mehr breiteten sich die dunkeln Schatten des Abends aus. Da stand der schmucklose Grabstein, der die Gräber ihrer Großeltern und Eltern zierte; Melitta legte die zartgefärbten Rosen auf den Untergrund der Palmen- und Magnolienblätter und entzündete mit zitternder Hand die Kerzen. So jung gestorben die Eltern! Eines dem anderen ins Grab nachgefolgt! Und ihr Kind ganz allein unter fremden Menschen zurückgeblieben!

Melittas Augen füllten sich mit Tränen; da löste sich eine Gestalt aus der Dunkelheit — Roman. Abwehrend streckte sie ihm die Hände entgegen.

„Verzeih, daß ich hier auf Dich wartete; aber ich wußte, daß Du hier warst und ich mußte Dich sprechen — hierher würdest Du doch kommen! Ach — ich warte doch schon so lange — habe Mitleid mit mir!“

„Nein, ich will nichts hören. Gönn mir meinen Frieden, den ich mir schwer genug errungen habe! Laß uns ohne Groll in Freundschaft scheiden — wozu es uns noch einmal schwer machen . . .“

„Warum scheiden? Aber freilich, Du empfindest so kühl, so abwägend. Du ahnst nicht, wie schmerzlich ich unter der Trennung leide . . .“

„Roman!“ Die dunkeln Augen füllten sich wieder mit Tränen und leuchteten übergroß aus dem schmalen, blassen Gesicht. „Quäle mich nicht! Ich habe Deiner immer in Freundschaft gedacht; aber Du weißt, was trennend zwischen uns steht. Laß mich!“

„Und Du willst wieder fort — nach Italien?“

„Ich muß; ich kann die Heimatluft nicht ertragen . . .“

„Warum nicht? Quäle Dich auch die Erinnerungen? Liebst Du mich noch, Melitta? Sag mir nur das eine, liebst Du mich noch?“

Und wie schon einmal, sagte sie offen und frei: „Du weißt es. Nun aber schone mich — laß mich allein . . .“

„Nein, nun lasse ich Dich erst recht nicht, nie mehr! Hier an dem Grabe Deiner Eltern gelob ich's Dir; ich will an Dir gutmachen, was ich an Dir und an mir gesündigt habe. Ich bin ein Einsamer gewesen, ein Freundloser alle diese Jahre . . . Ich bin in der Fremde einhergeirrt wie ein Ruheloser; ich bin umhergeschweift wie der ewige Jude, und wenn es am lautesten um mich war, war ich am einsamsten. Und in der Einsamkeit meines Herzens ward es mir klar; ich hatte gesehlt an Dir und an mir. Die Dir Herzenssache und Bedürfnis war, die Dein Tun und Handeln regelte, Dir ein Leitfadens für Dein Leben war, die Religion — mir war sie nichts. Nur das Herkommen, nur die Gewohnheit band mich an sie; nur mein Stolz rebellierte dagegen, in einer Sache nachzugeben, die ich für die rechte hielt, ein Versprechen zu geben, das ich für mannesunwürdig hielt. Aber ich bin ins Gericht gegangen mit mir selbst; ich habe mich erkannt; Melitta, Du sagst, daß Du mich noch liebst. Sage mir, ob Du mir verzeihen kannst, ob Du mich lehren willst, mit Deinen Augen zu sehen . . .“

Dunkel und schwer sank die Nacht herunter und verwandelte die bleichen Nebel in trübes Nachgrau; unruhig und zitternd schwankte das Licht der Kerzen und lobte, verlöschend, noch einmal grell auf, bis ein jäher Windstoß ihnen schnell den Garaus machte — da zogen zwei Glückliche Hand in Hand aus der Stadt der Toten dem Leben, dem Lichte entgegen. Und der Bund, den sie an heiliger Stätte, geläutert von Leid, geschlossen haben, wird auch ein glücklicher sein, das verbürgen die gefestigten Charaktere, das läßt uns der selige Ausdruck auf beider Antlitz ahnen. Im Scheine der

Laterne löst der Mann einen seidigen Faden vom Kleide der Geliebten, den der Wind dahin weht, und sieht ihr beglückt in das schöne, blasser Antlitz. „Sommerfäden — Glücksbringer! Haben sie nicht doch über unser Geschick entschieden?“

Am Serbole.

Von B. vom See.

(Nachdruck verboten.)

Warum war Domenico Ceraspi eigentlich mitgelaufen mit den anderen, die nach Mailand ziehen wollten, die Aufständischen zu unterstützen?

Er wußte es selber nicht recht. Man hatte ihm gesagt, die Reichen enthielten dort den Armen das Brot vor; Tausende müßten verhungern, wenn man ihnen nicht helfe. Mit Geld könne man es nicht; wer habe denn Geld in Frasconi! Der Prinzipe höchstens, aber der lebe ja in Florenz und kümmerge sich nicht um die armen Mailänder. Da müsse man ihnen zu Hilfe ziehen, müsse die Reichen mit den Meißeln zwingen, den Armen das Geld herauszugeben!

Salb war er schon gewonnen, da wurde er wieder wankend, die Maria Annunciata hat ihn, doch zu Hause zu bleiben. Was soll aus seiner armen Mutter, was solle — sie brachte es nur stotternd heraus — was solle aus ihr werden, wenn ihn vielleicht eine Kugel der Soldaten tresse, oder ein Bajonett die Brust durchbohre? Ihre schönen schwarzen Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, als sie so zu ihm sprach, und ihre junge Brust hatte sich in einem tiefen Seufzer gehoben. Er hatte sie angesehen mit einem langen, langen Blick, er hatte erst jetzt empfunden, daß sie ihn liebe, wie er sie, er war fast entschlossen gewesen, in den Weinberg zurückzukehren zur Arbeit in den Weinbergen, die ihn und seine alte Mutter ernährten und wohl auch die Maria Annunziata mit ernährt hätten, wenn das nötig gewesen wäre, denn sie war selbst ja ein so fleißiges Mädchen, daß alle sie lobten.

„Ja, geh' nur zu den Weibern, wenn wir Männer hinausziehen zum Kampf gegen die Unterdrücker!“ hatte es da plötzlich auch in seinem Ohr geklungen, und er hatte den Giuseppe neben sich stehen sehen, zum Auszug gerüstet, die Klinge auf der Schulter. Geh' nur! Barischen wollen wir haben, denen das Herz auf dem rechten Platz sitzt, die nicht nur an sich denken, sondern auch an die notleidenden Brüder, die erliegen müssen im Kampfe gegen die Uebermacht, wenn wir ihnen nicht helfen! Geh' zu den Weibern, Domenico, geh!“

Wie der Spornstoß ein feuriges Roß, hatte der Hohn des Nachbarjohns ihn getroffen. Heiß wallte es ihm zum Herzen, und er war hineingestürzt in die Hütte, hatte flüchtig der Mutter Lebewohl gesagt und dann den Säbel umgeschmollt, den sein Vater bei Alpromonte getragen hatte, und die Pistole in den Gürtel gesteckt, die da so lustig geknallt hatte. Vorübergestürzt war er an Maria Annunziata, die nicht mehr fähig gewesen war, den strömenden Tränen Einhalt zu gebieten, hinaus, nach einem kurzen, scheuen Blick auf die Arme, die verstummt war, nach der heftigen Rede Giuseppe's, hinaus den anderen nach, die schon dahinzogen auf dem Wege nach Mailand, nicht achtend der Ermahnungen des Sindaco, Freiheitslieder singend, von künftigen Triumpfen träumend, in unbestimmten Hoffnungen, daß nun alles besser werden müsse, sich berauschend.

Und wie war es gekommen?

Einige Meilen erst hatten sie zurückgelegt, da trofen sie auf einen Trupp Karabinieri. Der Aufforderung, ihre Waffen abzugeben und nach Hause zurückzukehren, leisteten sie keine Folge. Giuseppe hatte die Klinge von der Schulter gerissen und Feuer gegeben auf den Trupp. Die Kugel war einem der Karabinieri in die Schulter gegangen, und diese hatten die Pferde gespornt und in zwei Minuten waren die Landleute entwaflnet gewesen. Domenico hatte sich zur Wehr gesetzt mit seinem Säbel — die Pistole war nicht losgegangen; er hatte in der Eile vergessen, ein Fündhütchen anzusetzen — aber ein Schlag mit der flachen Klinge auf den Arm hatte diesen gelähmt, er hatte die Waffe fallen lassen müssen.

Jetzt war er gefangen, gebunden gleich den Uebrigen, von denen nur einige durch die Flucht sich retten können. In düsterem Schweigen marschierte der kleine Trupp dahin, von der Karbinierie eskortiert, und manchem mochte wohl eine Ahnung aufgehen, daß sie eine Torheit begangen hatten, eine große Torheit begangen hatten, eine große Torheit!

Wie hatten sie daran denken können, ungeübt und schlecht bewaffnet, den Soldaten Widerstand zu leisten!

Man behandelte sie nicht rauh; die Karabinerie wären ja auch aus der Gegend von Frasconi, und der Wachtmeister, der sie kommandierte, ein noch junger Mann, war mit Domeniko zusammen Rekrut und gut Freund gewesen. Er ritt an ihn heran und machte ihm in gutmütigem Ton Vorwürfe, daß er sich zu einem solchen Streich hatte verleiten lassen. „Du hast Dir eine schöne Suppe eingebracht!“ schloß er. „Unter ein paar Jahren Gefängnis wirst Du kaum davonkommen!“

„Laß mich laufen, Kamerad!“ bat Domeniko.

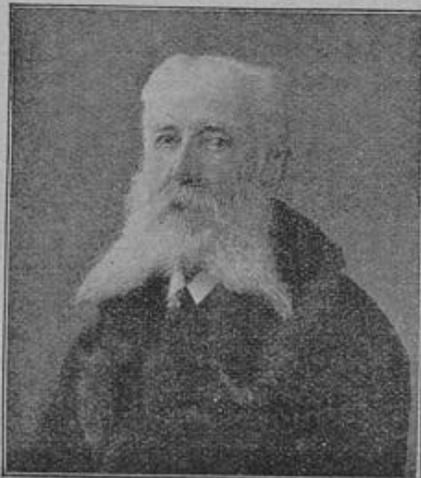
„Wäre ich allein, ich täte es! Aber so geht es nicht, das wirst Du selbst einsehen! Meine Leute würden es ausplaudern und dann käme ich vor das Kriegsgericht! Ich habe dich gern, Domeniko, ich habe dich wirklich gern, aber daß ich an deiner Stelle ein paar Jahre in das Gefängnis spaziere, daß ich meine ganze Karriere ruinierte, nein, das geht wirklich nicht an.“

Er ritt, um sich weiteren Blicken Domenikos zu entziehen, an die Spitze des kleinen Zuges, und der arme Bursche seufzte tief auf. Zu spät bemerkte er, daß er nicht auf Maria Annunciata gehört hatte. So eigen hatte sie ihn angesehen, als wider ihren Willen das Geständnis ihrer Zuneigung sich über ihre Lippen brängte, so eigen, wie nie vorher. Er malte sich aus, wie glücklich er an ihrer Seite hätte werden können. Den Tag über hätten sie hart gearbeitet, wie sie es gewohnt waren, und abends hätten sie dann vor der Hütte geessen auf der kleinen Solabank im Schatten der breitblättrigen Kastanie — ein paar dicke schwarzlockige Bambinos hätten im Sande um sie herumgepielt, glücklich wären sie gewesen in ihrer Genügsamkeit — und nun?

So deutlich stand ihr Bild vor seinen Augen, daß er sie zu sehen meinte an der Spitze des Zuges, als er jetzt den geknickten Blick erhob, neben dem Wachtmeister daherschreitend, mit dem leichten, anmutigen Gang, der sie auszeichnete vor den anderen Mädchen. Aber nein, er täuschte sich nicht! Das war sie, das war sie wirklich! Sie sprach eifrig mit dem Wachtmeister, den sie auch kannte, denn als Domeniko noch Soldat gewesen war und die Mutter ihn in der nahen Garnison besucht hatte, war sie von Maria Annunciata beauftragt gewesen, weil ihr Alter und ihre Gebrechlichkeit es nicht geraten erschienen ließen, daß sie allein ging. Was sie wohl von ihm wollte? Ach gewiß dasselbe, um das er schon selbst den Wachtmeister aedeten hatte, die Befreiung des Geliebten! Armes Mädchen! Das konnte, das durfte ja der Wachtmeister



Professor Peter Janssen †.
Berühmter Historienmaler
und Direktor der Kunstakademie
in Düsseldorf.



Professor Friedrich von Esmerich †.

nicht zugeben. Es war umsonst, daß sie da in der immer noch heißen Abendsonne neben dem Pferd des Wachtmeisters herschritt und in dem Bestreben, nicht zurückzubleiben, ermüdete.

Jetzt blieb sie stehen und erwartete ihn. Sie bot ihm ein Gläschen mit Wein, aus dem er gern die trockenen Lippen nekte. „Behalte die Nase!“ sagte sie laut, und leise fügte sie hinzu: „Mut, Domeniko, Mut! Es wird besser, als

du denkst!“ Dann eilte sie wieder vorwärts, als einer der Karabinerie herantritt, neugierig, das schöne, schlanke Mädchen in der Nähe zu sehen.

Domeniko vermochte nicht, ihrem Trostwort Glauben zu schenken. „Es soll besser werden, als ich denke?“ fragte er sich. „Wie? Auf welche Weise? Entfliehen kann ich nicht, die Karabinerie halten gute Wacht hier in der Nähe der Schweizer Grenze, und vor Gericht bekomme ich meine paar Jahre, daran ist nicht zu zweifeln! Wenn es damit abgeht! Denn mit den Waffen in der Hand ergriffen, im Aufruhr — das kann schlimm werden, sehr schlimm!“

Nur der Umstand, daß Maria Annunciata immer noch neben dem Wachtmeister herging und mit diesem sprach, erfüllte ihn mit einem leisen Schimmer von Hoffnung, ohne daß er diese in bestimmte Gedanken zu kleiden vermocht hätte. Ihre Gegenwart bot ihm doch einen Trost in seinem Leid; er fühlte, daß er nicht ganz verlassen war. Seine Knie hoben sich leichter im Staub der Landstraße, und er war nicht ermüdet, als Buziako erreicht war, wo sie ihr Nachtquartier nehmen sollten, um am nächsten Tage weiter bis zum Quartier des Generals zu marschieren.

In Buziako sperrte man sie alle zusammen in eine große Scheune, nachdem der Wachtmeister sie vor einem Fluchtversuch gewarnt und ihnen mitgeteilt hatte, daß die ausgestellten Posten jeden, der nicht auf den ersten Anruf Halt mache, niederzuschießen Befehl hätten. Aber als sie, einer Vieh-

herde ähnlich, in die Scheune hineingetrieben wurden, wohin man ihnen, nachdem man sie losgebunden, Volenta und Wasser brachte, hatte Maria Annunciata ihm einen Kettel zugesteckt, auf den sie mit ihrer ungeübten Hand die Worte geschrieben hatte: „Halte dich munter! Ich rette dich!“

Er schritt in der Scheune leise auf und ab, während seine Genossen, durch den Marsch ermüdet, einer nach dem andern in Schlummer sanken, nachdem sie noch lange über das Schicksal disputiert hatten, das sie wohl erwartete. „Wir werden alle erschossen!“ meinten die Kleinmütigeren, während die anderen, an ihrer Spitze Giuseppe, überzeugt waren, daß ihnen sicherlich mehr als einige Jahre Gefängnis zu teil werden würden. „Das muß eben überstanden werden!“ meinte Giuseppe mit echt italienischer Leichterzigkeit und warf sich dann auf das Stroh. Die anderen folgten seinem Beispiel; nur Domeniko blieb wach.

Einige Stunden mochte er so zugebracht haben, bald auf- und abgehend, um sich munter zu erhalten, bald in dumpfes Brüten versunken, in einer Ecke sitzend da lenkte ein leises Geräusch seine Aufmerksamkeit auf sich. Er blickte um sich konnte aber in der tiefen Finsternis, die in der Scheune herrschte, nicht entdecken woher das Geräusch kam. Endlich, sein Gehör auf das äußerste anspannend, so er etwas wie einen Schatten von oben herabgleiten. Er schritt darauf zu und faßte ein Seil.



Reinhold Sydow,
der neue Staatssekretär des
Reichschahamits.

„Klettere herauf!“ hörte er kaum vernehmbar flüstern. Er folgte der Weisung und befand sich eine Minute später auf dem Speicher, der den oberen Raum unmittelbar unter dem Dach einnahm. Seine tastenden Hände erfahnten eine weiche Gestalt — er drückte Maria Annunciata an seine Brust.

„Laß! Dazu ist jetzt nicht Zeit!“ flüsterte sie wieder, nachdem sie, seinen Ruf erwidern, einen Moment ihre Lippen auf der seinigen hatte ruhen lassen, und entwand sich rasch seinem Arm. Sie zog dann vorsichtig das Seil wieder hinauf und schloß die Falltür des Speichers. Dann befestigte sie das Seil an einem Dachsparren nahe dem Luftfenster des Speichers. „Wir müssen abwarten, bis die Schilowache vorbei ist!“ fuhr sie dann fort. „Sobald der Soldat um die Ecke ist, kletterst Du hinunter, ich ziehe das Seil wieder herauf und folge dir, wenn der Soldat zum zweitenmal vorbeigekommen sein wird. Du verbirgst dich indessen hinter der Mauer des Hauses!“

Er tat, wie sie ihm gesagt. Es ging alles glücklich vor sich. Nur ein Mißgeschick passierte ihnen: Als Domeniko, nachdem das Mädchen ebenfalls sich an dem Seil herabgelassen hatte, das letztere wieder in die Luft zurückwarf, damit es nicht den Verdacht des die Scheune umschreitenden Soldaten erregen sollte, fiel es mit einem in der stillen Nacht sehr vernehmlichen Geräusch auf den Boden des Speichers. Sie hatten nur noch Zeit, sich in den Schatten der großen Ulme zu verbergen, von welcher aus Maria Annunciata das Dach erstiegen hatte, als der Posten den Alarmruf ertönen ließ. Der wachhabende Unteroffizier ließ sofort die Scheune öffnen. Als er die Gefangenen überzählte und bemerkte, daß einer fehlte, meldete er den Vorfall dem Wachtmeister, der vier Patrouillen absandte, um den Flüchtling wieder einzufangen.

Domeniko und Maria Annunciata waren unterdessen, sobald der Posten alarmiert und dem Unteroffizier seine Meldung abgestattet hatte, an der Mauer des Hauses entlang gelaufen, dann durch den Weinberg hindurch, der Schweizer Grenze zu. Am jenseitigen Rande des Weinberges machten sie einen Augenblick Halt. Vor ihnen lag eine weite Ebene,



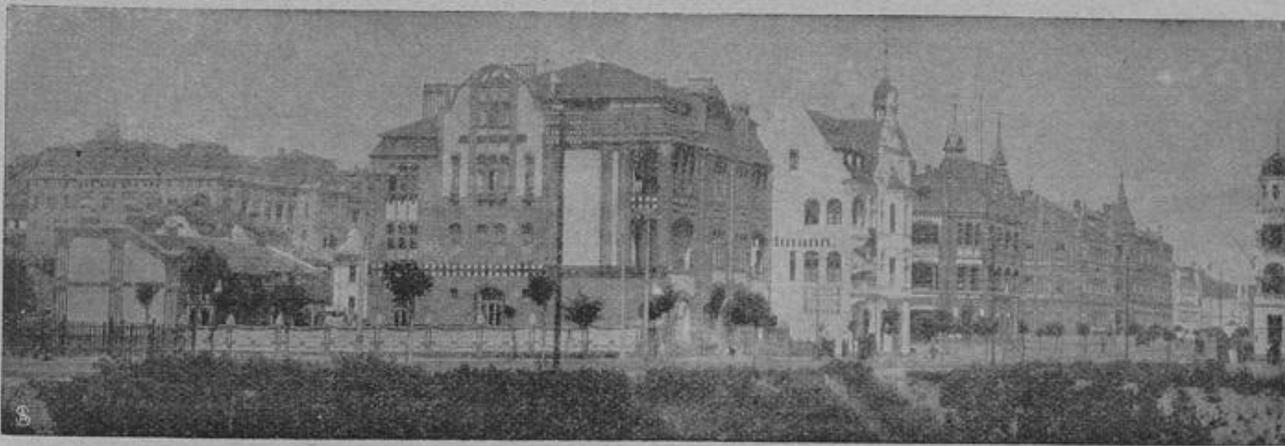
Wie amerikanische Frauen gegen das Glücksspiel in den Vereinigten Staaten kämpfen.
Ein Scheiterhaufen von Glücksspiel-Automaten in Ohio.

schnitt und jetzt wenig Wasser, aber ein tiefes Bett hatte, da er, von den Bergen kommend, zur Zeit der Schneeschmelze eine Menge Wasser brausend dahinwälzte, sich entlang zu schleichen und so wenigstens ein Stück Weges vorwärts, bis dicht an die Berge heran zu kommen.

Zu langer Ueberlegung blieb keine Zeit. Sie traten den gefährlichen Weg an. Mit äußerster Vorsicht nutzten sie über das Geröll klettern, um nicht durch fallende Steine ihre Anwesenheit zu verraten. Maria Annunciatas Knie bluteten bald. Sie hatte sich an den spitzen Felsstücken gerissen und an den Brombeerranken, die zwischen diesen wucherten. Aber sie biß die Zähne aneinander und kletterte tapfer weiter, an den schlimmsten Stellen von Domeniko unterstützt. Zweimal mußten sie sich hinter Felsstrümmern an die Erde schmiegen, als lauter werdender Hufschlag ihnen verkündete, daß die Karabinerie sich nahten. Einmal beugte sich das Gesicht eines spähenden Soldaten kaum zwanzig Schritte von ihnen über den Rand des Baches, glücklicherweise, ohne sie zu bemerken.

Aber es wurde Maria Annunciata auf die Dauer immer schwerer, Domeniko zu folgen. Sie strengte sich auf das äußerste an, ihre Brust hob sich in raschen Schlägen, das Blut drang ihr zum Kopf und klopfte in den Schläfen, als liege sie im heftigsten Fieber, der Atem kam kurz, stockweise, die Knie zitterten ihr, kaum noch vermochte sie den Fuß zu heben, wenn er halt, über ein Felsstück hinwegzutastete.

auf welcher sie der Aufmerksamkeit der spähenden Karabinerie nur schwerlich entgehen konnten, wenn auch der Mond bereits untergegangen war und nur schwaches Sternenlicht noch die Nacht erhellte. Einzelne Büsche erhoben sich allerdings zwischen den Feldern, aber es war voranzugehen, daß diese zunächst von den Karabinerie durchsucht werden würden. Im Weinberg bleiben war noch gefährlicher, denn der Gedanke, daß der Flüchtling sich in demselben aufhalten könne, lag zu nahe, als daß man die dem Versteck nicht besondere Aufmerksamkeit widmen sollte, sobald der Anbruch des Tages die Nachforschung erleichterte. Das Beste schien noch, im Serbule, dem kleinen Bach, der die Felder durch-



Straßenbild aus dem modernen Tjingtau.

Domeniko bemerkte endlich ihre Erschöpfung, trotzdem immer nur noch Sternenscimmer die Nacht erhellte. Er hörte ihr leuchtendes Atmen und blieb stehen, sie zu erwarten.

„Wir müssen Rast machen, bis du dich wieder erholt hast!“ sprach er im bestimmten Tone.

„Liebe du und laß mich zurück!“ bat sie ihn.

„Dich zurücklassen! Jetzt, nachdem du so viel für mich gewagt! Du weißt doch, daß dich schwere Strafe treffen würde, weil du mich befreit hast!“

Sie zuckte die Achseln und fuhr in der den Lombarden eigentümlichen Weise mit den ausgespreizten Fingern durch die Luft, um auszudrücken, wie wenig sie sich darum kümmere.

„Du denkst vielleicht, man werde dir nichts beweisen können?“ fuhr er fort, unwillkürlich seinen Gedankengang ihr unterlegend. „Glaube nicht, daß leugnen dir etwas helfen würde! Sie haben jetzt sicher schon die Art und Weise unserer Flucht entdeckt, und daß niemand anders mir geholfen hat, als du, das wissen Sie ganz genau! Aber horch!“

Wieder näherte sich Pferdegetrappel.

„Hier können wir nicht bleiben! Dort, kaum dreißig Schritt vor uns sind schützende Felsen und Büsche!“

„Laß mich hier! Flücht' allein!“ bat sie.

Ohne ein Wort zu erwidern, ergriff er sie und sprang mit ihr dem Versteck zu. Er erreichte es noch rechtzeitig. Die Karabinerie hielt in der Nähe und spähten in das Bett des Baches hinab, dann klangen die Hufschläge wieder aus größerer Entfernung herüber.

Sie blieben noch einige Zeit in dem Versteck, dann, nachdem Maria Annunciata sich einigermaßen erholt hatte, brachen sie wieder auf. Der Morgen konnte nicht mehr fern sein, und sie hatten immerhin noch einige Meilen zurückzulegen, ehe sie in den Schutz der Berge gelangten, in denen sie sich verhältnismäßig sicher fühlen durften, denn es war kaum anzunehmen, daß die Karabinerie sich um eines entlaufenen Burischen wegen so weit von ihrer Marschrouten entfernen würden; und bis sie dem Kommando Bericht erstatteten und die Behörden die Verfolgung Domenikos angeordnet hatten, konnte er längst über die Schweizer Grenze sein.

Er wäre um des Mädchens willen gern über das freie Feld weiter gelaufen, aber als er vorsichtig den Kopf über den Rand des Serbol erhob und umherschaute, sah er an verschiedenen Stellen die Silhouetten der Reiter, die sich scharf vom blassen Himmel abhoben. Es half nichts, sie mußten ihren Weg im Nachbett fortsetzen, so anstrengend er war.

Maria Annunciata wiederholte ihre Bitte, sie allein zu lassen, weiter zu fliehen. „Ich verstecke mich und bleib hier verborgen, bis der Abend naht und die Soldaten abgezogen sind.“ schlug sie vor, „während du dich in Sicherheit bringst. Ich bin dir ja doch nur eine Last, ein Hindernis auf deiner Flucht!“

Er schüttelte den Kopf. Er war nur ein einfacher Burische, ohne hervorragende Geistesgaben, aber sein Herz war brav, und der Gedanke, sie zurückzulassen, einem ungewissen Schicksal preiszugeben, erschien ihm so niedrig, daß er ihn gar nicht ernstlich zu erwägen imstande war.

„Sprich nicht so!“ sagte er mild verweisend. „Für was hältst du mich denn? Ich müßte ein Virobone sein, ein ganz schlechter Mensch, wenn ich dich hier im Stich lassen wollte. Nein, davon sprich mir nicht mehr, ich bitte dich darum!“

Sie lächelte glücklich. Er mußte sie doch recht, recht lieb haben, wenn er um ihretwillen der Gefahr trogte! Und sie nahm sich vor, sehr gut gegen ihn zu sein, wenn sie einmal verheiratet sein würden. Doch dieser Zeitpunkt kommen werde, schlimmsten Falls, nachdem er seine Strafe abgehüßt, das erschien ihr ja ganz selbstverständlich.

In etwas langsamem Tempo schritten sie vorwärts, den rettenden Bergen entgegen. Freilich war da die Linie der Grenzwächter zu passieren, die man wohl verstärkt haben mochte, weil man wußte, daß Italiener, die in der Schweiz arbeiteten, den Mailändern zu Hilfe kommen wollten. Aber hinaus zu gelangen, konnte nicht besonders schwierig sein. Wer hätte den Burischen und das Mädchen, beide unbewaffnet, beargwöhnen sollen?

Der Horizont rötete sich bereits im Osten, als sie den kleinen Talkessel erreichten, den der Bach, aus den Bergen hervorstürzend, sich gegraben hatte. Seit zwei Stunden hatten sie von den Karabinerie nichts gehört; es war mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß diese die so fruchtlose Verfolgung aufgegeben hätten. Einige Minuten rasteten sie noch, dann kletterten sie den schmalen Fuchsweg empor, der vom Wasserpiegel, an dem die Hirtenbuben ihre Ziegen zu tränken pflegten, nach oben, an den Fuß der Berge führte.

Skaum aber waren sie oben angelangt, da löste sich vom Felsen eine dunkle Gestalt, und, die im Morgenschein glänzende Schußwaffe ihnen entgegenstreckend, rief ein Unteroffizier der Karabinerie: „Dacht ich's doch, daß Ihr hier mir in die Hände laufen würdet! Wer hat nun recht, der kluge Herr Wachtmeister oder ich? Na, wartet! Euch soll das Ausreißer eingetränkt werden! Marsch, nach Busiako zurück.“

Domeniko machte eine Bewegung, sich auf ihn zu stürzen, aber Maria Annunciata hielt ihn zurück, ihn mit den Armen umschlingend. Es war zweifellos, daß ihn der Unteroffizier niedergeschossen haben würde, ehe er drei Schritte vorwärts getan hätte.

„Abschied nehmen könnt Ihr nachher!“ höhnte der Unteroffizier, ihre Bewegung mißverstehend. Wird wohl ein Abschied für das Leben sein, denn mit Rebellen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen werden, macht man kurzen Prozeß, und mit solchen, die ihnen zur Flucht helfen, ebenfalls! Vor sechs Mann gestellt, eine Salve, ein Knall, und aus ist's!“

So tapfer Maria Annunciata sich bis dahin gehalten hatte, jetzt strömten doch die Tränen aus ihren Augen, wie bei dem Abschied in Frastoni. Domeniko dagegen bliete finster zu dem Unteroffizier hinüber und erst auf dessen wiederholte barsche Aufforderung wandte er sich dem Dorfe zu.

Der Alte fand ein böshafes Vergnügen daran, die beiden mit Prophezeiungen, wie schlimm es ihnen ergehen werde, zu quälen, und sie, obwohl die Erschöpfung des jungen Mädchens ihm nicht entgegen konnte, zu rascherem Gange anzutreiben, so schlecht auch der am Ufer des Baches sich hinziehende Weg war. Skaum hatten sie hundert Schritte zurückgelegt, so stolperte Domeniko über eine Baumwurzel und fiel zu Boden. Der Alte erhob das Gewehr, um ihm mit dem Kolben einen Stoß zu versetzen, aber in demselben Momente sprang Domeniko wieder auf, und, das Bein des Unteroffiziers packend, versuchte er, ihn vom Pferde zu ziehen. Ein heftiger Kampf entspann sich, denn, obwohl schon in den fünfziger Jahren, war der Unteroffizier noch kräftig genug. Ehe er von der Schußwaffe Gebrauch machen konnte, hatte Domeniko diese gepackt und suchte sie ihm zu entreißen. Der Alte hielt sie mit einer Hand fest, mit der andern zog er den Säbel und schwang ihn hoch empor. Aber kaum bliete die Klinge im Morgenstrahl, da packte Maria Annunciata, in ihrer Verzweiflung kaum wissend, was sie tat, die Bügel des Pferdes und riß das sich aufbäumende Tier dem steilen Ufer des Baches zu. Es suchte sich loszureißen; der Unteroffizier ließ den Säbel fallen und wollte sich der Bügel bemächtigen, — jedoch die Angst um das Los des Geliebten verlieh Maria Annunciata eine Kraft, wie sie dieselben sonst nie besessen hatte — einen Augenblick hieben die Füße des Rosses wild in die Luft, dann stürzte es, seinen Reiter und das junge Mädchen mit sich reisend, in den Bach hinab.

Domeniko, der allein zurückgeblieben, stand einen Augenblick fassungslos. Dann sprang er den Abhang hinunter. Unten am Serbole wälzte sich das Ross im Todeskampf, seinen Reiter, der im Sturz das Genick gebrochen hatte, unter sich begrabend. Maria Annunciata war im Sturz mit dem Kopf gegen einen Felsblock geschleudert worden; aus einer breiten Wunde an der Schläfe strömte ihr Blut auf den moosigen Stein.

Noch einmal schlug sie die Augen auf. „Weine nicht, Domeniko!“ sprach sie leise, „die Mutter Gottes ist ja so gut, sie wird mir verzeihen, was ich aus Liebe zu Dir getan! Rette Dich!“

Er schüttelte wild den Kopf, unfähig zu sprechen. „Du darfst nicht sterben, Maria Annunciata!“ schrie er mit halb von Tränen erstickter Stimme, „ich liebe Dich ja so sehr!“

Sie lächelte. „Id wäre auch lieber bei Dir reblieben auf der schönen Welt.“ sprach sie, „aber Du siehst ja, Gott hat es nicht gewollt!“

Ihre Stimme wurde schwächer, aber noch einmal glänzte ihr Auge hell auf. „Versprich mir,“ brachte sie mühsam hervor, „daß Du . . . Dich reiten . . . und mich nie . . . ganz vergessen wirst!“

Er versprach es mit zitternder Stimme — sie lächelte noch einmal und verschied.

Den Lago maggiore unwandernd, traf ich unfern von Locarno einen abgehärtet und bleich aussehenden Burischen. Ich fragte ihn nach dem Grunde seines Leidens. Er erzählte mir, was ich eben berichtet, und bat mich, einen Blütenstrauß niederzulegen auf der Grabhügel, der sich auf dem kleinen Friedhof von Anfioco über den sterblichen Resten Maria Annunciatas wölbt. Ich tat's. Jener Burische war Domeniko.



„Der Unversinkbare“

ein neuer Rettungsapparat gegen die Gefahr des Ertrinkens, der es dem Schiffbrüchigen gestattet soll, sich 24 Stunden über Wasser zu halten.



Für die Frauenwelt.



Trauer.

Das Trauerkleid ist trotz seines strengen Charakters nicht mehr ein Gewand, das von der herrschenden Mode unberührt bleibt, es trägt ihr vielmehr in den Grundzügen Rechnung, ohne selbstverständlich Glitterwerk und Extravaganz nachzunehmen. Je schlichter und einfacher ein Trauerkleid gehalten ist, desto mehr wird es seinem Zweck entsprechen und nicht nur ein schwarzes, modernes Kostüm sein. Die Trauerzeit, mag sie nun, wie bei der Witwe, zwei Jahre, oder lediglich als Zeremoniell zwei bis sechs Wochen dauern, umfasst drei Perioden: die tiefe Trauer, die einfache Trauer und die Halbtrauer oder das sogenannte Austrauern. Als Kennzeichen der tiefen Trauer, welche durchschnittlich die Hälfte der ganzen Trauerzeit beträgt, gilt der Krepp, der, je nach dem näheren oder entfernteren Verwandtschaftsgrade zu dem Verstorbenen, mehr oder weniger in dem Anzuge vorherrscht. Ebenso charakteristisch wie der Krepp ist für die tiefe Trauer der lange Schleier, zu welchem für die Witwe noch die Flebbe (Schnebbe) hinzutritt, die sowohl unter dem Hute wie im Hause mit dem Häubchen angelegt wird. Man verzichtet auf jeden Gold- oder farbigen Schmuck; doch sind einfache Nadeln, Spangen oder Armreifen aus stumpfem Jet, vor allem solche aus dem kostbareren, aber sehr trauermäßig aussehenden oxydierten Silber gestattet, erst später auch der glänzende englische und französische Jet sowie schwarze Holz- und Kristallperlen zur Garnitur von Kleidern, Hüten usw. So lange man Krepp trägt, sind alle glänzenden Stoffe ausgeschlossen und nur die verschiedenen stumpfen Wollstoffe zulässig, falls man den Anzug nicht gänzlich aus englischem Krepp herstellt. Der englische Krepp, welcher der Toilette einen ungemein strengen Charakter verleiht, ist, nebenbei gesagt, durchaus nicht so kostspielig, als es den Anschein hat, da er sich durch Dauerhaftigkeit auszeichnet und sein tiefes Schwarz beim Tragen nicht verliert. Zu den für die tiefe Trauer gebräuchlichen Geweben gehört zunächst der Kaschmir, ferner Bigogne, Loden, Woile, Wollkrep; für den Sommer Etamine und stumpfe Barege.

Für die einfache Trauer sind nicht allein oben genannte Wollstoffe ohne Kreppgarnitur, sondern alle glatten, wollenen Gewebe, selbst stumpfe, schwarze Seide, wie Kaille, Taffet, Ottoman usw., ferner Etamine- und Grenadinegewebe, selbst in Mustern, und ebenso die Spitzengewebe zulässig. Der

lange Schleier wird abgelegt, doch kann der Krepphut beliebig beibehalten oder gegen einen schwarzen Spitzen- oder Strohhut mit schwarzer Garnitur eingetauscht werden. Die bisher getragenen stumpfen, wollenen oder Zwirnhandschuhe (Florhandschuhe) ersetzt man durch seidene oder dänische, denen man später Glacé-Handschuhe folgen lassen kann.

Während der tiefen und der einfachen Trauerzeit ist nur für junge Mädchen ein runder Hut statthaft, sonst gilt der Capotehut als Vorschrift. Nach Ablauf der einfachen Trauerzeit kann der Hut mit Federn, sogen. pleureuses, Nigretten, schwarzen Veilchen und Band ausgestattet werden. Für letztere dient in der nun folgenden Zeit der Halbtrauer schwarzweiß, grau, violett und lila, teils allein, teils in Verbindung mit schwarz. Man vermeidet noch immer Goldschmuck und farbige Steine, trägt aber Perlen und in letzter Zeit auch Silberschmuck.

Von dem Capote-Hut, welcher, wie der große, bis zum Saume des Kleides herabfallende Schleier, aus schwarzem englischen oder französischen Krepp besteht, ist dieser unzerrennlich, wogegen man auf die Minnschleife verzichtet kann. Einer englischen Sitte zufolge, die sich auch bei uns einzuführen versucht, heftet man zuweilen eine schmale weiße Krepprolle unter den Hut, um die Ärmel und das Halsbändchen; doch erinnert dies willkürlich an die Tracht der Klosterfrauen. Es bleibt daher eine offene Frage, ob nicht das schmucklose Schwarz besser zu dem sonstigen feierlichen Ernst der Toilette stimmt, welche durch schwarze Zwirn-Handschuhe, schwarze Strümpfe, ein schwarzgerändertes Taschentuch und einen Schirm aus stumpfer Seide mit schwarzem Holzstiel nebst Kreppschleife vervollständigt wird. Zu Hause muß das Kleid der Witwe, für welches eine Zusammenstellung dreier verschiedener Krepp-Arten als besonders streng gilt, mit einer Schleppe versehen sein. In allerletzter Zeit der Austrauer darf eine sehr jugendliche Witwe im engeren Kreise in einer weißen Krepp-Toilette, mit Schleifen und Gürtel aus schwarzem Samtband erscheinen.

Am Vater und Mutter trauert die erwachsene Tochter ein Jahr.

Die Trauer um die Großeltern dauert sechs Monate. Drei Monate trägt man Wolle und Krepp, sechs Wochen Wolle und Seide, sechs Wochen Halbtrauer.

Um die Schwiegereltern trauert die Frau so lange wie ihr Gatte, indem sie alle für die eigenen Eltern vorgeschriebenen Regeln beobachtet.

Für Brüder und Schwestern, Schwäger und Schwägerinnen ist eine viermonatige Trauer Vorschrift.

Um fernstehende Verwandte trauert man höchstens drei Monate. Zulässig sind alle schwarzen Stoffe, während im übrigen die größte Eleganz sowie schwarze Glacéhandschuhe gestattet sind.

Die Länge der Trauer um ein Kind richtet sich nach dem Alter, in welchem dieses stand. Um ein ganz junges Kind trauert die Mutter drei, um ein siebenjähriges sechs Monate, wenn es das Alter von achtzehn Jahren überschritten hat, ein Jahr. Der Kreppschleier des Hutes, welcher, wie bereits erwähnt, bei der Witwe bis zum Saum des Kleides reicht, wird ebenso, wie bei der Trauer um die Eltern, nur bis zur Hälfte des Halses oder bis wenig über die Taille herabfallend getragen. Für das Haus genügt ein schwarzwollenes, mit Krepp garniertes Kostüm ohne Schleppe. Kinder unter zehn Jahren trauern um ihre Eltern oder Großeltern in Weiß oder Hellgrau, mit schwarzen Kaille- oder Samtschleifen. Es ist ein etwas willkürliches Trauerkostüm. Nur die weißen oder schwarzen Hüthen deuten durch eine große, schwarze Kreppschleife oder kurzen Schleier direkt die Trauer an. Um Verwandte zweiten Grades trauern Kinder überhaupt nicht. Man kleidet sie nur in helleres oder dunkleres Grau und steckt ihnen hier und dort ein schwarzes Schleifchen an, um ihren Anzug mit der Trauer der Erwachsenen in Einklang zu bringen. Junge Mädchen von fünfzehn Jahren, sobald sie zu den Erwachsenen zählen, fügen sich den Vorschriften für diese.

Die Pietät verlangt daß Personen, welche zu dem Verstorbenen in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis standen, von ihm aber durch ein Legat einen Liebesbeweis erhielten, Trauer wie um einen nahen Verwandten anlegen.

Die Trauer der Diensthofen eines Hauses, in dem sich ein Todesfall ereignet, ist obligatorisch.

Nach dem Begräbnis ist es an manchen Orten Sitte, daß die nächsten Verwandten des Verstorbenen denjenigen Personen, die an der Zeremonie teilgenommen haben, eine schwarzgeränderte Visitenkarte senden.

Unsere Bilder.

— Der neue Leipziger Hauptbahnhof (Vergl. das Bild Seite 89), der 1913 zur Feier des Zentenariums der Völkerschlacht bei Leipzig eingeweiht werden soll, wird der größte Bahnhof des europäischen Festlandes sein. Die Front wird 300 Meter messen, die Kosten sollen 130 Millionen Mark betragen und von Preußen und Sachsen, der Stadt Leipzig und der Reichspost aufgebracht werden.

— Professor Peter Janssen † (Vergl. das Bild Seite 92). Der Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie und berühmte Historienmaler Peter Janssen ist in Düsseldorf am 19. Febr. im Alter von 63 Jahren gestorben. Von seinen Hauptwerken sind zu nennen: Die Ausmalung des Rathhaus-Festsalles in Erfurt im Auftrage der Regierung, die drei großen Wandgemälde für das zur Ruhmeshalle umgestaltete Zeughaus in Berlin, das in der Düsseldorfer städtischen Galerie befindliche Bildnis von Andreas Achenbach, sowie die Fries- und Deckengemälde in der Aula der Düsseldorfer Akademie. Mit Peter Janssen ist ein reiches Kunstleben und ein bedeutungsvolles Stück Düsseldorfer Kunstgeschichte erschöpft worden.

— Professor Friedrich von Esmerich † (Vergl. das Bild Seite 92), der Altmeister der deutschen Chirurgie und Begründer unseres Samariterwesens, ist in Kiel im Alter von 85 Jahren gestorben. Er war in zweiter Ehe mit einer Tante der Kaiserin, Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein vermählt und somit der Onkel unseres Kaisers.

— Der neue Reichsschatzsekretär Reinhold Sydow (Vergl. das Bild Seite 92), der bisherige Unterstaatssekretär im Reichspostamt, hat die wenig erquickliche Erbschaft des Freiherrn von Stengel übernommen. Die Reichsfinanzlage ist trostlos; die Schulden erschreckend. Der Block wagt sich nicht an die Steuerfrage. Es fehlt also nicht an Gelegenheiten, sich den Dank des Vaterlandes zu verdienen.

— Amerikanische Frauen im Kampf gegen das Glücksspiel. (Vergl. das Bild Seite 93). Gastwirtschaften werden von den Anhängerinnen dieser Bewegung gestürmt und zerstört. In letzter Zeit wurden vielfach die Spielautomaten auf den Marktplatz geschleppt und dort zerstört. So lösen die Amerikanerinnen auf einfache Weise die Spielautomatenfrage, die unserer Polizei so viel Kopfschmerzen macht.

— Ein Straßenbild aus Tsingtau. (Vergl. das Bild Seite 93). Tsingtau ist der Haupthandelsplatz der deutschen Kolonie Kiautschou in Süd-Schantung in Ost-China. Unter den Häfen Ostasiens steht Tsingtau mit seinen bequemen und sicheren Bösch- und Ladeeinrichtungen an erster Stelle, was auf die Hebung des wirtschaftlichen Lebens in der Kolonie von großem Einfluß ist. Die Entwicklungsmöglichkeiten der chinesischen Landwirtschaft, das Vorkommen von Kohle und Eisen bieten für die Zukunft gute Garantien. Tsingtau hat sich im Laufe weniger Jahre zu einer eleganten Großstadt mit allen Einrichtungen einer europäischen entwickelt.

— Der „Unversinkbare“ (Vergl. das Bild Seite 95) nennt sich der neue, recht wenig Raum beanspruchende, einfache Rettungsapparat, der den Schiffbrüchigen 24 Stunden über Wasser halten soll.

Zur Unterhaltung.

— Schlechte Ausrede. Mäher: „Also drei Tage nach der Hochzeit haben Sie Ihre Frau so arg geprügel — können Sie einen Milderungsgrund anführen?“ — „Ich ... ich war vom Glücke trunken!“

— Wunderbare Verwandlung. „Sehen Sie den Herrn dort mit dem rabenschwarzen Haar und den blendend weißen Zähnen? Das ist der Schauspielerektor Amfeld Meyer.“ — „O, den hab' ich schon gekannt, als er noch weiße Haare und schwarze Zähne hatte!“

— Ausgleich. Gast: Ich hatte eine Portion Kaviar, was macht das? Kellner: Drei Mark. Gast: Donnerwetter, das ist aber gesalzen. Kellner: Dafür war ja der Kaviar ungesalzen.

— Im Variététheater. Dame: Sie sind ja so zerstreut, woran denken Sie denn? Herr (Philologe): Ich suche die Frage zu ergründen, weshalb man sich bei dressierten Pudeln mopsen, aber nicht bei dressierten Mopsen pudeln kann.

Rätselecke.

Bezierbild.



Die alte Hexe und ihre Tochter beobachten gern der Gnomen Treiben. Wo sind sie versteckt?

Dreißilbige Charade.

Erdaucht, erlebt, geschrieben
Die ersten Silben werden,
Und wohl kaum jemand blieben
Sie unbekannt auf Erden.
Die dritte ist willkommen
Mit schönen Melodien,
Undes zu unserm Frommen
Wir vor der Waffe fliehen.
Ich bitte in das Ganze
Geschicht ein „s“ zu fügen,
So wird im Sonnenglanze
Am See es vor dir liegen.
Du siehst den Hasen breiten
Sich aus wohl mit Entzücken,
Und denkst, wie er vor Zeiten
Umfaßt von Römerblicken.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: 1. Wilna, Rahum; 2. Alex, Verma; 3. Lima, Makart; 4. Drama, Marat; 5. Sorau, Raute; 6. Pirna, Namur; 7. Ingwer, Wertach; 8. Tanne, Nero; 9. Zittau, Tauber; 10. Erbsen, Selen. — Bildspitze — Mottenhorn.

Verwandlungs-Aufgabe: Aber — Abt — Niere — Mast — Weib — Gast — Lyra. — Oktober — Abraham. Rebus: Rede wenig aber wahr, vieles Reden bringt Gefahr.



Das Geheimnis des fensters.

Von A. Zerkall.

(Nachdruck nicht gestattet.)

I.

Die Westseite der alten Handelsstadt Stromed wird vom Flusse umsäumt. Eine schmale Straße zieht sich längs seiner Ufer hin, die nordwärts in eine stillere Gegend, zu prunkenden Wohnstätten des Reichthums führt. Hier wehen frische Lüfte, die hohen Häuser schauen in eine weite Landschaft mit Wiesen und waldigen Hügeln.

Das viel fenstige Edhaus nach der Stadt zu ist der Wohnsitz des reichen Fabrikbesizers Philipp Vorse.

Eine Sommernacht ruht auf der Stadt. Der volle Mond steht hoch am Himmel; wie helles Silber funkeln die Wellen des Stromes; silbern glitzert es auf den Dächern und in den Fenstern, die sich im Wasser spiegeln.

Ein leises Geräusch unterbricht die nächtliche Stille. Am Vorse'schen Hause öffnet sich die auf den Fluß gebende Tür: eine

hohe, etwas gebeugte Gestalt tritt in das helle Mondlicht: der Herr des Hauses.

Langsam schreitet er der Brüstung zu, welche die Straße vom Flusse scheidet, und schaut hinunter in die vorbeieilenden Wellen, suchend, forschend.

Endlich hebt er das Haupt und heftet die Augen starr auf eines der Fenster des oberen Stockwerkes.

Ein Seufzer entringt sich seiner Brust, er hebt wie abwehrend die Hände empor und bleibt gebannt auf derselben Stelle, unbeweglich.

Die schrille Pflanze eines herannahenden Dampfers schreit ihn auf; unsicheren Schrittes wendet er sich der offenen Türe seines Hauses zu.

Er tritt ein, steigt die Treppe hinan und gelangt auf den weitläufigen breiten Gang im ersten Stockwerk, auf welchen der Mond durch die Fenster wunderliche Streiflichter wirft.

Am letzten Zimmer angelangt, hemmt er seine Schritte, zögernd legt er die Hand auf die Klinke, öffnet und tritt leise ein.

Ein scharfer Duft von Koniferen und Blumen strömt ihm entgegen; das Licht von flackernden Kerzen



Lippe.

Fürstin Berta,
geb. Prinzessin von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 25. Oktober 1874.



Luxemburg.

Großherzogin Maria Anna,
geb. Infantin von Portugal,
geboren 13. Juli 1861.



Mecklenburg-Strelitz.

Großherzogin Elisabeth,
geborene Prinzessin von Anhalt,
geboren 7. September 1857.



Mecklenburg-Schwerin.

Großherzogin Alexandra,
geb. Prinzessin von Großbritannien
und Irland,
Herzogin zu Braunschweig u. Lüneburg,
geboren 29. September 1882.



Montenegro.

Fürstin Milena,
Tochter d. Wojwoden Peter Bokatsich,
geboren 22. April 1847 a. St.

Die Gemahlinnen der regierenden Fürsten Europa's.

wirft düsteren Schein durch den hohen, schwarzbehängenen Raum und auf eine in einem Wald von Grün hoch aufgebahrte Leiche.

Verloren hatten die Augen des Eingetretenen auf dem bleichen Antlitz; dann stürzt er ihr zur Seite nieder, umklammert die kalten, das Kreuzifix haltenden Hände, legt das Haupt auf das Kissen und schluchzt laut:

„Marianne, o Marianne, wie kannst du mich verlassen!“

Näher rückt er dem Antlitz der Toten, dumpf stöhnend: „Marianne, die schwarzen Schatten, die du so oft verschendest, sie sind wieder da, — sie heften sich an mich, — sie lassen mich nicht los. O, diese Qualen! Nimm mich mit in das Land, wo das Vergessen wohnt!“

Da legte sich sanft eine Hand auf seine Schulter. „Herr Vorse! Herr Vorse! Was tun Sie? Kommen Sie doch hinweg. Es ist sündhaft, den Schlaf der Toten zu stören.“

Verwirrt schaute er auf; Sabine, die alte, treue Verwalterin seines Hauses, stand vor ihm.

„Ach, Sabine,“ stöhnte er, „du ahnst nicht, wie schwer mich die Schuld brüht.“

„Schuld? Schwere Schuld, Herr Vorse? Der Schmerz macht Sie irre reden.“

„Nein, nein, Sabine, ich rede nicht irre. Ich bringe sie alle ins Grab. Ist nicht Kurt, mein herziger Junge, aus dem Fenster gestürzt? Aus demselben Fenster, wo...“

Blöthlich hielt er inne und starrte schreckhaft in die Ferne. „Um Gottes willen, Herr Vorse, es war doch nicht Ihre Schuld! Das Mädchen, das den armen Kurt unbeaufsichtigt ließ, hat seinen Tod auf dem Gewissen.“

„Ja, ja, das Mädchen! — Ach, das verstehst du nicht!“ Sabine faßte ihn beim Arm und mahnte:

„Reden Sie doch nicht so! Wenn das Ihre selige Frau hörte! Denken Sie jetzt an Ihre Tochter. Es ist Ihre Pflicht, dem armen Fräulein die Mutter zu ersetzen.“

Vorse antwortete nicht; er drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn der Entschlafenen und folgte dann Sabinen, die ihn dringend bat, sich zu Ruhe zu begeben.

2.

Mariannens irdische Hülle ruhte auf dem stillen Friedhof jenseits des Flusses. Regungslos sah der Gatte am Fenster seines Zimmers; er starrte hinaus auf die ferne Stätte, deren dunkle Zypressen in der freundlichen Landschaft wie schwarze Schatten erschienen.

Da schlangen sich zwei weiche Arme um ihn, und eine sanfte Stimme schluchzte:

„Vater, lieber Vater!“

Ein liebliches Antlitz war ihm zugeneigt, sanfte, treue Augen, wie sie der Hingeschiedenen eigen gewesen, schauten zu ihm hinauf.

„Vater, lieber Vater, komm mit mir! Laß mich nicht länger allein! Ich habe die Mutter verloren, soll mir auch der Vater entzogen werden?“

Da löste sich sein Schmerz in Tränen, er drückte einen Kuß auf die reine Stirn, und wie die winterharte Erde sich vor den sonnigen Strahlen erschließt, so öffnete sich sein Herz dem kindlichen Flehen.

„Mein liebes, liebes Kind!“ schluchzte er. „Ach ja, du hast recht, du sollst nicht länger verlassen sein.“ —

Vorse widmete sich wieder seinen Geschäften, doch bannte die Arbeit seinen Trübsinn nicht.

Mitummer sah Maria, wie der Schmerz an der Gesundheit des Vaters nagte; all ihr liebevolles Bemühen, ihn aufzurichten, war erfolglos.

Bei dem gemeinsamen Mahle sah er meist still und in sich gekehrt, und das freundliche Geplauder der Tochter vermochte nicht, ihn von seinen Gedanken abzulenken.

Umsomehr mußte es dieser auffallen, als er eines Tages sich an sie wandte und von seinen Geschäften sprach.

Die Blicke auf den Tisch gerichtet, fügte er wie entschuldigend hinzu: „Der Leitung und Beaufsichtigung fühle ich mich nicht mehr gewachsen; ich habe daher die schwere Last auf eine junge Schulter gelegt und Herrn Vahren als Direktor meiner Fabriken angenommen. Er ist ein fein gebildeter, junger Mann, der über große Fachkenntnisse verfügt und dessen Geschick und Charakter ich erprobt habe. Er steht ganz allein in der Welt und darum wünsche ich, daß er in unserem Hause ein Heim finde. Er könnte die Zimmer im linken Flügel beziehen und auch an unserem Familientisch teilnehmen. Ordne an, daß Sabine das Nötige besorge.“

„Gewiß, Vater,“ erwiderte Maria, „es soll gleich geschehen.“

„Und dann, Maria, sei freundlich gegen den jungen Mann; ich bin ihm wirklich verpflichtet.“

„Vater, wie könnte ich gegen den unfreundlich sein, der dir eine Bürde abnimmt und der dein ganzes Vertrauen genießt?“ —

In den folgenden Tagen brachte Vorse bei Tisch immer wieder das Gespräch auf den jungen Mann, und stets nahm er Gelegenheit, seine guten Eigenschaften lobend hervorzuheben. Er bewachte auch die Einrichtung der für ihn bestimmten Zimmer und traf noch manche Anordnung für Bequemlichkeit.

Maria freute sich innig dieser glücklichen Wendung. Schien doch der Vater wieder ganz aufzuleben in der regen Sorge für das Wohlbehagen des jungen Herrn.

Begreiflich sah sie seiner Ankunft mit besonderem Interesse entgegen.

Sobald die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, führte Vorse ihn ein.

Vahren mußte auf den ersten Blick auffallen. Eine hohe Gestalt, eine edle Stirn, munter blickende Augen, große Güte, gepaart mit Energie, war seinen Zügen eingepreßt. Bei Tisch bewegte er sich ungezwungen, sein ganzes Wesen verriet eine gute Erziehung und durch seine vorzügliche Unterhaltungsgabe wußte er den kleinen Kreis bald zu fesseln und den bis dahin so schweigmamen Tisch zu beleben.

Maria war daher der Gast, besonders um des Vaters willen, sehr willkommen.

Mit weiblichem Instincte merkte sie indes alsbald, daß er es besonders darauf anlegte, ihr zu gefallen, und daß ihn der Vater dabei unterstützte.

Das beunruhigte sie sehr, denn ihr Herz war nicht mehr frei.

Ihre verstorbene Mutter hatte sich in den letzten Jahren mehr und mehr vom gesellschaftlichen Leben zurückgezogen und nur mit einer Nachbarin, Frau Doktor Schwarz, vertraulichen Verkehr gepflegt. Auch Maria fand sich bei der lebenswürdigen älteren Dame heimisch. Dort lernte sie deren Sohn kennen.

Die Mütter gewahrten mit Freude, daß die jungen Herzen in Liebe sich zueinander fanden und sahen in der künftigen Vereinigung ihrer Kinder die Erfüllung einer schönen Hoffnung.

Bald darauf sank Frau Vorse auf das Krankenlager. Der unerwartet rasche Tod hatte es ihr nicht ermöglicht, den Gatten ins Vertrauen zu ziehen.

Die tiefe Trauer und die Sorge um den Vater hatten dann Maria vom Nachbarhaus ferngehalten. Ihr Geliebter weilte auf Studienreisen in fernen Landen, sie konnte in ihrem Weh bei ihm nicht Rat noch Trost suchen. Es bangte ihr bei der Gedanken, vielleicht den guten Vater in seinen Plänen täuschen zu müssen.

Sobiel sie konnte, suchte sie nun der Annäherung des Herrn Vahren auszuweichen. Herr Vorse, dem das nicht entgangen war, drang in sie, ihm den Grund ihres Verhaltens zu offenbaren. Sie erwiderte ausweichend.

Da schloß er sie zärtlich in seine Arme und sagte:

„Maria, mein gutes Kind, du weißt, wie sehr mir dein Glück am Herzen liegt, du wirst es finden, wenn du meinem Wunsche folgst. Ich sehe es in deiner Verbindung mit Herrn Vahren; es kann dir ja nicht entgangen sein, daß er um dich wirbt. Bedenke das, mein Kind, ich lasse dir Zeit.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er eilig das Zimmer, seine Tochter in Bestürzung zurücklassend.

3.

Vorse war in letzter Zeit sichtlich gealtert. Sein Gang war schleppend, der Blick müde und matt. Stundenlang sah er wieder am Fenster, über die weite Landschaft hinschauend zum Friedhofe. — Zum zweitenmal war der Jahrestag wiedergekehrt, an welchen Marianne ihre Augen zur ewigen Ruhe geschlossen hatte.

Vater und Tochter wohnten dem Traueramte bei und fuhren dann hinaus zur stillen Grabstätte.

Bei der Rückkehr winkte Herr Vorse Maria. „Komm mit auf mein Zimmer, ich habe mit dir zu reden.“

Sie ahnte nichts Gutes.

Als sie eintrat, legte er väterlich seinen Arm um ihre Schulter und sich zu ihr niederbeugend, sagte er:

„Maria, du hast dich immer als mein gehorsames Kind erwiesen, du wirst deinem Vater auch jetzt nicht widerstreben wollen. Ich muß dich vor eine Entscheidung stellen, von der

dein und" — er drückte krampfhaft ihre Hand — „auch mein Glück abhängt.“

Maria sah ihn erschrocken an, nickte aber zustimmend.

„Herr Vahren ist mir als Mensch und Geschäftsmann ebenso lieb als unentbehrlich geworden. Mein Herz drängte mich, ihm dies gestern gelegentlich auszudrücken. Sichtlich erfreut drückte er mir dankbar die Hand und mit Befangenheit gestand er mir: „Herr Vorse, ich bin überaus glücklich, daß ich Sie zufrieden stellen konnte. Darf ich daraus den Mut schöpfen, eine Frage an Sie zu richten, die seit langem mein Herz berührt und von deren Lösung mein ganzes Lebensglück abhängt?“

„Reden Sie frei, Herr Vahren,“ war meine Antwort, „ich glaube ahnen zu können, was Sie bewegt.“

Darauf gestand er mir seine heiße Liebe zu dir und bat um die Erlaubnis, um dich werben zu dürfen. Ich will dir nur sagen, mein Kind, daß ich ihm gerne die Erlaubnis gab; weiß ich doch keinen, dem ich lieber deine Zukunft anvertrauen möchte, als diesem erprobten, liebenswerten jungen Mann.“

Obgleich Maria eine solche Frage wohl erwartet hatte, war sie doch jetzt, da diese Frage an sie herantrat, so betroffen, daß sie anfangs keines Wortes fähig war.

Langsam rollten heiße Tränen ihre Wangen hinab und sie schluchzte leise:

„Lieber Vater, ach, ich kann nicht!“

Dieser legte liebevoll die Hand auf ihr schönes, welliges Haar und sagte:

„Ich will dich nicht zwingen, Maria. Die Entscheidung liegt bei dir. Bedenke doch, es wird kein Opfer von dir verlangt, ich möchte dich nur so gerne vor meinem Hinscheiden in sicherem und treuem Schutz wissen.“

Maria erhob ihre tränenvollen Augen zu ihm und rief: „Vater, du denkst doch nicht an deinem Tod? Laß mich bei dir bleiben — ich, — ich darf nicht ja sagen.“

Vorse ging aufgeregt durch das Zimmer. Dann sagte er: „Du erschreckst mich! — Wie soll ich das verstehen? Du willst doch nicht sagen, daß dein Herz nicht mehr frei sei? — Wäre es möglich, daß du dich hinter meinem Rücken gebunden hättest, sollte ich mich in meinem Kinde getäuscht haben? Maria, ich ertrüge es nicht!“

Da sank das Mädchen in die Knie, hob zitternd die Hände empor und flehte:

„Es ist so Vater. Vergiß, daß ich es dir verschwiegen habe.“

Und nun erzählte sie mit bebender Stimme von ihrer heißen Liebe und wie alles gekommen war.

Schweigend hörte Vorse zu.

„Ich kann dir nicht sagen, warum dein Geständnis mich so schmerzlich berührt. Doch glaube meiner Versicherung: Eine Heirat mit Fris würde uns allen, ihm, dir und mir, zum Unheil gereichen. Und wenn deine selige Mutter deine Liebe begünstigt hat, so wußte die Ahnungslose nicht, um was es sich heute handelt. Heute würde sie mir zustimmen und sie wird dich vom Himmel herab segnen, wenn du mir folgst.“

Händeringend, des Vaters Knie umklammernd, rief Maria:

„Vater ich kann nicht, ich darf nicht mit dem Bilde eines anderen im Herzen Herrn Vahren die Hand reichen! Es würde ein größeres Unglück sein!“ —

Als sie vertrauend zu ihm aufblickte, gewahrte sie zu ihrem Entsetzen, wie die Züge ihres Vaters sich enststellten; er ariff krampfhaft nach der Tischkante und sank wie leblos in den Sessel.

Tage waren hingegangen, Tage der bittersten Trübsal und Sorge für Maria.

Endlich hatte Vorse sich soweit erholt, daß er wieder umhergehen konnte. Sein erster Gang war zum stillen Friedhof, wo er lange am Grabe verweilte, in leisem Zwiegespräch mit der Entschlafenen. Er klagte ihr, daß Maria als liebevolles Kind endlich seinem Wunsche entsprochen hätte, aber daß sie seitdem sichtlich schwer leide und freudlos und bleich einhergehe.

4.

Wieder ruhte auf Stadt und Fluß der bleiche Schein des vollen Mondes.

Maria flog der Schlaf. Immer wieder traten ihr die Worte des Vaters, die ihr das Versprechen abgerungen hatten, vor die Seele. Sie kämpfte mit ihrem eigenen Leide und quälte sich in dem Gedanken an den Schmerz, den sie ihrem

treuen Geliebten bereiten mußte. Mit Schrecken sah sie dem Tage entgegen, an welchem sie mit Vahren an den Altar treten sollte.

Ein Geräusch schreckte sie auf; sie lauschte.

An dem gegenüberliegenden Schlafzimmer des Vaters öffnete sich leise die Türe, ein schwerer, langsamer Schritt näherte sich dem am Ende des Ganges gelegenen stets verschlossenen Zimmer.

Der Schlüssel drehte sich im Schloffe, der nächtliche Wanderer trat ein. Offenbar machte er sich an dem Fenster zu schaffen, es klang, wie wenn mit einem schweren Gegenstand auf das Holzwerk geschlagen würde; dann war alles still.

Maria zitterte vor Erregung.

Was mochte dort geschehen?

Dann aber sah sie sich schnell, warf ein Gewand über und betrat vorsichtig das Gemach, aus welchem vorhin das Geräusch ertönte.

Niemand war darin. Zu ihrem Erstaunen jedoch sah sie die seit Jahren verschlossen gewesenen Fenster und Läden weit geöffnet.

Sie eilte näher und blickte hinaus. Was sah sie? —

Ihr Vater schritt über das breit hervorragende Gesimse der Dachrinne zu und umfaßte sie, um sich hinab zu lassen.

„Vater, Vater, was will du tun?“ rief sie entsetzt.

Da zuckte dieser zusammen, schwankte und stürzte in die Tiefe. —

Einen Augenblick gelähmt vor Schrecken stand Maria erstarrt, doch schnell ließ sie ihre gesunde Natur sich fassen, und laut um Hilfe rufend, stürzte sie die Treppe hinunter auf die Straße.

Der helle Mondschein zeigte ihr den Vater bleich und starr, unweit des Ufers liegend.

„Vater, ach lieber Vater, erwache! Höre mich, deine Tochter!“ rief sie, ihn mit ihren Armen umklammernd, ihre Wangen stürmisch an die seinige drückend.

Aber der Gerufenen gab kein Lebenszeichen. — Da erschienen Sabine und der Hausdiener, unter deren Beistand der Gestürzte ins Haus getragen wurde. Der herbeigerufene Arzt stellte eine schwere Erschütterung fest; schonend teilte er der Tochter mit, daß wenig Hoffnung für das Leben ihres Vaters sei.

Drei Tage lang lag der Kranke ohne Besinnung. Dann schlug er die Augen auf und erblickte Maria neben seinem Lager. Offenbar meinte er, seine hingeschiedene Frau zu sehen.

„Marianne,“ murmelte er, „bist du doch gekommen? D. geh' nicht mehr von mir! — Ich habe bekannt, was ich dir verschwiegen; auch unsere Tochter soll es wissen, sie wird sühnen, was ich gesündigt. — Dort in meinem Schreibtisch . . .“

Da verließ ihn wieder die Besinnung. Als die Morgenröte emporzog, war der Geist Vorse's hinübergegangen in die Ewigkeit.

5.

Nach der Bestattung wurde es noch stiller in dem großen Hause. Maria verließ es kaum, sie verkehrte nur mit der treuen Sabine.

Vor ihrem Geiste erstanden immer wieder die Schreden der Nacht, in welcher ihr Vater gestürzt war.

Sie warf sich vor, durch ihren Zorn die Ursache seines Todes gewesen zu sein und kannte nur noch einen Wunsch — die Tat sühnen zu können. Da gedachte sie des Versprechens, das sie ihrem Vater gegeben hatte. — Sie wollte sich zwingen, das Opfer zu bringen, so schwer es ihr auch würde.

Die Todesstunde des Vaters trat vor ihre Seele, seine letzten Worte lebten wieder in ihr auf. Hatte er nicht von einem Bekenntnis gesprochen, das im Schreibtisch läge?

Was mochte es enthalten?

Kurz entschlossen begab sie sich in des Vaters Zimmer und fand halb das gesuchte Schriftstück. Sie öffnete und las:

„Geliebte Tochter, teures Ebenbild deiner Mutter!“

Du hast gelobt, einem Gatten deine Hand zu reichen, den du nicht liebst, deiner jungen Liebe zu entsagen, um mir die Ruhe zu geben, nach der mein Herz so schmerzlich verlangt — Ach, jetzt in der Stille der Nacht erkenne ich, daß dein Opfer vergeblich sein würde; auf den Trümmern deines Glückes kann sich für mich kein Frieden aufbauen. Die Erfüllung des dir abgerungenen Versprechens würde mein Unglück nur vergrößern. — Das ist ja der Fluch der bösen Tat, daß sie nicht allein den mit unlöslichen Klammern umschließt,

der sie beging, sondern auch unbarmherzig die verfolgt, die er liebt, die ihn wieder lieben.

Ich will mein Herz erleichtern und dir bekennen, was ich gesündigt habe. Du wirst in deinem kindlich guten Herzen mir ein milder Richter sein und sühnen, soviel in deiner Macht steht. War es doch die Liebe zu deiner Mutter, die mich schwerer Versuchung erliegen ließ. —

Den mittellosen Jüngling der allein in der Welt stand nahm ein harter Herr gegen hohen Lohn in seinem Dienst. Ich wurde sein Gehilfe, dem er vertraute. Seine Nicht-, deine liebe Mutter, führte ihm das Hauswesen. Ein kalter Hauch lag über dem Hause, in welchem nur der Mamma geachtet war. Wir beiden jungen Menschenkindern aber verlangten mehr; wir sehnten uns nach Befriedigung des Gemüthes, nach Liebe. Und so fanden sich bald unsere Herzen, wir schlossen uns enge aneinander. War die Gegenwart auch dunkel, im Gefühl unserer Liebe schauten wir hoffnungsvoll in die Zukunft.

Da kam das Unglück.

Herr Meis verkehrte außer mit uns nur mit einem einzigen Menschen, einem Herrn Bahren, der ihm Geldgeschäfte vermittelte. Eines Tages brachte dieser seinen Sohn mit, einen wenig anmutenden, grobknochigen Menschen, gegen den ich gleich einen heftigen Widerwillen faßte, der sich aber

stöhnend, lag er auf seinem Lager. Schnell öffnete ich das Fenster, um ihm frische Luft zuzuführen und trat an das Bett. Mein Blick fiel auf ein offen daliegendes Schriftstück, — es war das Testament, fertig und unterschrieben. Hierig überflog ich den Inhalt und sah meine schlimmsten Befürchtungen erfüllt. Marianne war einzige Erbin unter der Bedingung, daß sie Bahren eheliche; weigere sie sich dessen, so solle das ganze Vermögen Bahren zufallen.

Mir wurde dunkel vor den Augen, als ich die kurzen und klagesaften Bestimmungen las, die das Lebensglück Mariannes und auch das meinige auf immer zerstören sollten. Ein glühender Haß erfaßte mich gegen den reglosen Mann, in blindem Zorne ergriff ich das Gläschen, dessen Tropfen ihn vielleicht noch ins Leben hätten zurückrufen können und schleuderte es mit jähem Ruck zum Fenster hinaus in den Fluß, wo es laut aufplatschte. Als ich mich wieder zurückwandte, sah ich die bleichen Züge erstarrt. — Meis war tot. — Jetzt konnte ich das Testament vernichten, kein Mensch wußte davon. Bitternd, meiner selbst unbewußt, brachte ich es der brennenden Kerze nahe, und im Nu war es von der Flamme verzehrt. Als ich die tränkelnde Asche sammelte, um auch diese zu entfernen, trat mir auf einmal mit schreckhafter Klarheit vor Augen, was ich getan. Ich war ein Verbrecher, vielleicht ein Mörder. Der rauschende Strom riß



Deutsche Kunst im fernem Osten. Charlotte Fleck, Konzertsängerin und Gesanglehrerin an der Kaiserlich-Japanischen Musikakademie in Tokio, mit ihren Schülerinnen.

in Haß verwandelte, als ich bald sehen mußte, wie er in täppisch roher Weise Marianne umschmeichelte. Er kam dann täglich in das Haus, und eines Tages erklärte der Onkel Marianne, daß ihre baldige Verbindung mit diesem Menschen sein Wille sei. Ihr Glück sei dann gesichert, indem Meis sie zur Erbin einsetzen werde; im Falle sie sich nicht füge, sei er entschlossen, sie ohne Mittel zu verstoßen.

Wie sehr auch Marianne dat und flehte, der harte Mann war nicht zu erweichen. Bald darauf aber bannten ihn heftige Gichtanfalle ans Bett, er war unermögend, seine Glieder zu bewegen. Ich, dem er vertraute, mußte immer um ihn sein, ich war seine rechte Hand. — Wenn er unsere Liebe geahnt hätte! —

Trübselige Tage kamen. Meis wurde täglich schwächer, es befielen ihn Herzbellemungen, gegen die der Arzt Tropfen verschrieb, welche die Anfälle hoben. Eines Abends befahl er mir, das Schreibzeug neben sein Bett zu stellen. „Ich kann ja doch nicht schlafen,“ bemerkte er, „und da will ich ein neues Testament machen und es so einrichten, daß Marianne meinem Willen folgen muß.“

Ich tat, wie er befohlen — und blieb dann schlaflos auf meinem Bett im anstoßenden Zimmer. Da rief mich die Klingel zu meinem Herrn. Mit verzerrten Zügen, leise

es mir zu, und der volle bleiche Mond, der die Tat gesehen, blickte drohend auf mich herab. Da rannte ich atemlos, den Arzt zu holen, mit dem heißen Verlangen und der schwachen Hoffnung, daß er Hilfe bringen könne. Es war zu spät. —

Marianne und ich waren am Ziele unserer Wünsche, nichts stand unserer Vereinigung im Wege. Doch meine schreckliche Tat ließ mich keinen Augenblick das Glück genießen, das ich früher so heiß ersehnt hatte. Vor der unschuldigen Marianne suchte ich meine Qualen zu verbergen, doch oftmals traf mich ein fragender Blick aus ihren lieben Augen. Ich wußte sie zu beruhigen, und so traten wir ein Jahr nach dem Ableben ihres Onkels vor den Altar.

Das Sterbezimmer blieb auf meinen Wunsch jahrelang unbewohnt und verschlossen, ich konnte die Stätte meiner schrecklichen Tat nicht wiedersehen, ich wollte die Erinnerung vermeiden. Doch die Vergeltung schläft nicht. Kurt, mein einziges Stöhnchen, dessen Reugier durch das Geheimhalten dieses Gemachs geweckt worden war, wußte eines Tages in unserer Abwesenheit das noch sehr junge Hausmädchen zu überreden, den Schlüssel zu beschaffen und das Zimmer zu öffnen. Der Kleine begehrt vom Fenster aus den Fluß zu sehen. In einem unbewachten Augenblick wagte er sich zu weit vor und

stürzte hinab auf die Straße. Bei unserer Heimkehr fanden wir unsern Liebling tot. — Ich war sein Mörder. —

Mehr als vordem graute es mir vor dem Zimmer. Und dennoch, bei jeder mondhellten Nacht zog mich eine unwiderstehliche Gewalt zu dem Fenster, der Stätte meines Verbrechens. Ich war ein Nachtwandler geworden, und meine arme Mutter litt sichtlich unter dieser traurigen Wahrnehmung. Dies und mein ihr unerklärlicher Trübsinn nahm ihr allen Lebensmut, sie suchte dahin, und auch ihr allzu früher Tod fällt auf mein Gewissen. — Würde meine böse Tat noch mehr Opfer erheischen? Es drängte mich heiß, in etwa wieder gut zu machen, was ich verschuldet. Bahren, dem ich das ihm zugedachte Vermögen geraubt hatte, war nicht mehr unter den Lebenden. Doch er hatte einen Sohn hinterlassen, und ihm wollte ich sein rechtmäßiges Eigentum wieder zuwenden. Aber was sollte dann aus dir, meiner Tochter, werden? Ich hätte es nicht ertragen können, dich, die du im Reichtum aufgewachsen warst, gänzlich arm zu wissen. Da kam mir ein rettender Gedanke, deine Verbin-

Bahren, dem die Tochter des Verstorbenen ihr ganzes Vermögen zu eigen gegeben hat.

Sie selbst aber hat sich der Welt und ihren Freunden entzogen, um die böse Tat im Dienste christlicher Liebe zu sühnen.

Auf einer Höhe des Westerwaldes steht inmitten von Wäldern und Wiesen ein geräumiges Haus, umgeben von Stallung, Scheune Werkstuben, Spiel- und Turnplätzen. Es ist eine Fürsorge-Anstalt, in welcher junge Mädchen, denen im Getriebe der Welt der sittliche Untergang nahe, durch Arbeit, Lehre und Beispiel auf den Pfad des Guten gelenkt werden. Die eifrigste Lehrerin ist ein blasses Mädchen: Maria Lorsche; ihre ganze Kraft widmet sie den schweren, freiwillig übernommenen Pflichten.

Wenn aber der Vollmond seinen Schein wirft über die Bergwelt, ihre Täler und Schluchten, dann weilt sie in der kleinen Kapelle, und heiße Gebete um Erbarmung steigen aus tiefem Herzen zum Himmel empor.



Der lebhafteste Punkt von Konstantinopel. (Die Brücke, welche Stambul mit Pera verbindet).

dung mit Bahren. Ich hatte ihm, ohne daß er den Geber ahnte, reichliche Mittel zukommen, ihn meiner Absicht entsprechend ausbilden lassen; ich gab ihm eine Lebensstellung und zog ihn in mein Haus, damit ihr euch fändet.

So hoffte ich zu sühnen, was ich getan, ohne daß mein Kind darunter leiden würde. Aber der auf mir ruhende Fluch wendete auch dieses mein gutes Vorhaben zum Unheil. Deine stille Trauer, dein schmerzliches Entsagen hatten es mir gezeigt.

— Der volle Mond wirft wieder seinen fahlen Schein auf mich, wie in jener unglückseligen Nacht, da ich zum Verbrecher wurde. Lebendig steht sie vor mir, ich höre das Stöhnen des Sterbenden, die Flammen verzehren das Testament, in weitem Bogen fliegt das Glas dem Flusse zu. Es darf nicht sein, ich muß es retten!

6.

Die lang geschlossen gewesenen Fenster am Lorsche'schen Hause sind geöffnet, ein neuer Herr ist eingezogen: Herr

Fräulein Sonnenschein.

Der Roman eines Omnibuschaffners.

Autorisierte Uebersetzung aus „Tit Bits“ von Teut Obach.

(Nachdruck verboten.)

„Ganz recht, Herr, ich hatte für gestern Urlaub genommen. Daß Sie das gleich gemerkt haben! Für die meisten Fahrgäste scheinen wir nur ein Teil einer Maschine zu sein, der aufgezogen wird und seine Arbeit verrichtet.“

„Sie meinen, ob ich mich verheiratet habe? Nein, das nicht; ich bin ja nie verlobt, ja selbst nicht mal regelrecht verlobt gewesen. Damit ist es also nichts.“

„Sie meinen, ich scheine etwas verbittert zu sein? Ja, ich kann jetzt nicht anders, später werde ich mich wohl beruhigen — aber heute bin ich ganz deprimiert und lebensmüde.“

„Sie wollen die Geschichte gern hören? Oh, versprechen Sie sich nicht zu viel davon! Nein, auch das nicht. Ich trage diesen Flor nicht wegen Braut, Kind oder Weib, auch

nicht wegen eines Verwandten oder Freundes. Well, wenn Sie denn alles wissen wollen, so will ich es ihnen erzählen, aber, wie gesagt, da ist nicht viel zu erzählen.

Es ist jetzt ungefähr drei Jahre her — es war fast eine meiner ersten Touren, wie ich mich entsinne, von Bayhall nach Baker Street. Am Ende von Park Lane stand der Verleher eine Minute — jemand von der königlichen Familie war im Park oder so was ähnliches — und plötzlich öffnete sich eine Tür, und die schönste junge Dame, die ich je gesehen habe, kam die Stufen heruntergetrippelt und stieg in eine Equipage, die für 'ne Prinzessin nicht zu schön war, und als der Schlag zugeklappt wurde, sah ich etwas Helles, Mundes auf dem Pflaster liegen, das ich in der nächsten Minute aufgenommen hatte, und fand, daß es ein Armband war.

Unten war eingraviert: „Algernon seiner Dolores“, und mein erster Gedanke war, daß ihre Vaten bei der Namenwahl nicht das Richtige getroffen hätten, denn daß es das ihrige war, wußte ich natürlich gleich.

Dolores hat solch traurigen Klang, und wenn jemand in dieser Welt nach Sonnenschein ausah, dann war sie es. Ich trug das Armband am nächsten Tage, der mein freier Sonntag war, nach ihrem Hause, und ich würde mich auch ohne das Goldstück, das sie mir gab, genügend durch die Freundschaft in ihrem Gesicht belohnt gefühlt haben, als sie sagte:

„Vielen, vielen Dank! Ich möchte es nicht für die ganze Welt verloren haben.“

Es war einige Wochen später, als ich sah, daß vor demselben Hause Stroh gestreut war, und mein Herz pochte, wenn ich dachte, daß es am Ende um ihretwillen sei. Aber als ich die Leute in der nächsten Stallung fragte, sagten die, es sei der Herr, dem das Haus gehöre, ihr Vater, und ich war so froh, als wenn ich eine Fünf-Pfund-Note gefunden hätte. Eine Woche später waren die Kolläden herunter und das Stroh fortgefegt, und bald darauf fand eine Auktion statt, und ich mußte seufzen, wenn ich daran dachte, daß ich sie zum letztenmal gesehen haben würde — Fräulein Sonnenschein, wie ich sie bei mir selbst nannte, wegen ihres goldenen Haares und ihres freundlichen Lächelns.

Ich wollte nur, es wäre so gewesen. Ja würde was dafür gegeben haben.

Es war wohl drei Monate später, als eine junge Dame in schwarz in meinem Omnibus einstieg, in der billigsten Gegend von Piccadilly, und ich weiß nicht, ich mußte immer nachdenken, wo ich sie schon gesehen hätte, obwohl sie schön und bleich und mager ausah. Ich weiß nicht, ob ich sie wiedererkannt haben würde, wenn sie nicht beim Aussteigen beinahe auf dem Tritt ausgeglitten wäre und ich sie nicht gerade noch gehalten hätte.

Es war das Lächeln, dasselbe Lächeln, und als sie mir dankte, sagte ich zu mir selbst: „Himmel, wenn das nicht Fräulein Sonnenschein ist — oder ihr Gei!“ Sie war es leider, und zweimal am Tage für nahezu sechs Monate fuhr sie in meinem Omnibus und wurde mit jedem Tage magerer und bleicher und schwächer — nur das Lächeln blieb immer dasselbe — Sonnenschein, so schön, wie ich ihn nur je gesehen habe — Sonnenschein aus dem Herzen, der einen durch und durch erwärmt.

Sie war wie eine Prinzessin erzogen worden und in dem Glauben gehalten, daß sie die Erbin von Hunderttausenden sei, und sie war mit einem Herrn, namens Giovanni, verlobt, und das Leben erschien ihr wie ein Rosengarten — Rosen ohne Dornen.

Dann wurde ihr Vater krank und starb, und sie entdeckte, daß gar kein Geld da war, und die Verlobung ging zurück, und sie und ihre Mutter nahmen ein Zimmer in Piccadilly, und sie — Fräulein Sonnenschein — suchte Arbeit, um für beide das Brot zu verdienen.

Ich hörte ihre Geschichte nicht von ihr selbst, glauben Sie das nur nicht. Ich würde es nie gewagt haben, sie anzureden — obwohl ich, für ihr Lächeln lebte, von Montag morgen bis Sonnabend nacht.

Immer elender wurde sie, mit einem Husten, der schrecklich anzuhören war, und eines Tages sah ich ihre Stiefel, — und da wußte ich, warum sie die Erhaltung nicht los werden konnte! Herr! Sie ging fast auf der Erde, so zerrissen waren die Stiefel — die geringste Feuchtigkeit mußte eindringen, und sie dabei so zart, daß sie ausah, als ob ein Hauch sie wegblasen würde!

Wenn ich gewußt hätte, wo sie lebte, hätte ich ihr ein Paar Stiefel geschickt, anonym, wie man's nennt, aber ich wußte es nicht — sie wartete immer, wo die Penny-Bahlgrenze begann, und stieg aus, wo sie zu Ende war. Deshalb wurde ich eines Tages an ihr zum Taschendieb!

Ja, das tat ich — als sie in den Omnibus stieg — und ich steckte in ihre Börse ein Goldstück, wie ich es nahezu vor einem Jahre von ihr für das Armband erhalten hatte, und dann rief ich in meiner berufsmäßigen Weise aus: „Jemand eine Börse verloren? — Eine Börse gefunden!“

Sie griff in ihre Tasche und stieß einen leisen Schrei aus — es waren nur ein paar Kupfermünzen darin, aber ihr Blick erzählte deutlich, was es für sie bedeutete, als ich ihr die Börse zurückgab. Ich hatte die Münze gut versteckt, so daß sie denken konnte, sie wäre wer weiß wie lange dagewesen; aber sie fand sie, denn am nächsten Tage, dem Himmel sei Dank, hatte sie ein neues Paar Stiefel an — und das ist das Beste an meiner ganzen Geschichte.

Dann eines Tages stieg mir mein Herz fast in die Kehle, denn wer sollte in den Omnibus einsteigen und sich direkt neben sie setzen, als der Herr, den ich den ersten Tag an ihrer Seite in der Equipage gesehen hatte — der, mit dem sie verlobt war — der ihr das Armband gab — und es entfuhr ihm nur so:

„Himmel, Dolores, — Du —“

Well, sie sprachen ganz eifrig mit einander, und sie stieg nicht an ihrer gewohnten Stelle aus, und als der Omnibus sich leerte, hörte ich, wie er beteuerte, daß es nicht seine Schuld gewesen sei, daß das Verlöbniß zurückging, und daß er nie jemand anders geliebt habe. Er würde sie jetzt noch heiraten — es wäre nur seine Familie, die dagegen sei, daß er sich wegwürfe.

Well, ich dachte mir schon, wie es enden würde!

Das war das erste, aber nicht das letzte, daß er sie traf, und als sie eines Tages einstieg, trug sie einen glatten goldenen Ring am Finger und sah so glücklich aus, — oh! so glücklich, Herr. Es schien fast, als ob ihr abgestorbenes Selbst wieder zum Leben gekommen sei, wie sie in ihren alten Tagen gewesen war, bevor sie wußte, daß es so was wie Nummer in der Welt gäbe.

Ich habe ihn nie leiden können. Aber als ich diese Miene auf ihrem Gesicht sah, hätte ich ihm eine freie Fahrt hin und zurück jeden Tag seines Lebens geben können. Er war ihr nun doch noch treu gewesen und machte sie vergessen, daß er je falsch gewesen.

Well, sie trug nun das schwarze Kleid nicht länger, sondern hübsche helle Sachen mit Spitzen und einen Hut mit Rosen, das reine Bild.

Sie mieteten eine Etage nahe der Sloanestraße, und wenigstens einmal in der Woche sah ich sie in meinem Omnibus und jedesmal lächelte sie, denn sie kannte mich nun ja schon 'ne lange Zeit und schien es auch wohl zu fühlen, daß ich mich freute, wenn ich sie in meinem Omnibus hatte.

Dann schien es mir aber, daß sich der alte traurige Blick wieder in ihren Augen einstellte. Sie war nicht ganz so mager und bleich wie vorher, aber sie sah nicht viel glücklicher aus, und ich fand bald heraus, daß er sich nicht gut zu ihr war.

Nähsornig und selbstsüchtig, und immer erzählte er ihr, was er ihretwegen aufgegeben habe, und wie er sich weggeworfen hätte, und die Duzende von feinen Damen, die ihn mit Rußhand genommen hätten — und wiederholte all die grausamen kleinen Bemerkungen, die seine Leute über ihren Vater gesagt hätten, daß er ein Betrüger gewesen sei und alle Leute glauben gemacht habe, er sei ein Millionär, wo er doch nichts als ein Bettler gewesen wäre.

Äh! Ich sah und hörte 'ne ganze Masse über diese beiden in den achtzehn Monaten, die ihrer Heirat folgten, und wenn Sie jemals einer Frau das Herz brechen wollen, dann versuchen Sie es nur mit höhnischen Worten — sie wirken genau so sicher wie Schläge, nur können Sie leider nicht dafür gehängt werden, sonst würde ich noch heute nacht jemand einen Strid um den Hals legen.

„Nein, er schlug sie nicht, und jeder, der nicht so lieb und gefühlvoll wie dieses Mädel war, hätte das wohl überleben können — sie brachte es aber um. Sehen Sie, sie war hübsch, — sehr, sehr hübsch, und lieb — sehr, sehr lieb, und obwohl er sie aufgab, als das Geld verschwand, hatte er sich doch die ganze Zeit nach ihr gefehnt, zum Teile wohl, weil sie gar nicht versuchte, ihn beim Wort zu halten. Dann, als er sie plötzlich wieder traf, war er ihr für einige Wochen treu — er gab seine Chancen mit mehr Geld auf, überwarf sich mit seiner Familie und heiratete sie; von dem Augenblick fing es an, ihn zu reuen.“

Das letzte Mal, als ich sie zusammensah, sah sie wie eine verschmachtend weiße Vlie aus, und er war so achlos mit ihr, als sie ausstiegen, daß ich fast ohne nachzudenken sagte: „Seien Sie vorsichtig mit ihr, Herr; sie sollte an einem Abend wie heute nicht ausgehen. Sie lassen ihr ja den Regen gerade den Nacken heruntertropfen.“

„Sie unerschämter Mensch!“ war seine Antwort, mit einem Gesicht wie ein Theaterbursche. „Wie können Sie sich unterstehen, so zu mir zu sprechen?“ — Und sie — Dolores — denn ihr Name war jetzt lange wahr geworden — drehte sich bloß um und lächelte und ließ eine weiße Rose fallen, die sie getragen hatte. Ihre Lippen schienen zu reden, aber man hörte keinen Ton, nur wenn je Blicke „Lebewohl“ sagten, dann waren es ihre an dem Abend.

Ich hob die Rose auf, und gestern nahm ich einen ganzen Tag Urlaub, um zu ihrem Begräbnis zu gehen. Darum trage ich den Flor, Herr, Weber Braut, noch Weib, noch Freund, nur für — Fräulein Sonnenschein.



Ein lautsprechendes Telephon im deutschen Reichstag.

Für die Frauenwelt.

Die Behäbigkeit der Frauen.

Die Frau mag allerlei Eitelkeiten überwunden, mag darüber lächeln gelernt haben und selbst ihrer spotten — eine wird sie nie überwinden: die Eitelkeit, sich die Behäbigkeit, das Embonpoint gewisser Jahre fernzuhalten. Sie mag gleichgültig gegen die Schönheit geworden sein, minder skrupellos in der Toilette, über ihre Hülle aber wird sie ängstlich wachen. Und doch gehört die Behäbigkeit zu gewissen Jahren, die kräftige Hülle, die der Franzose frivol mit jenem gefährdeten Namen benennt, ist ein Zeichen von Reife, von abgeschlossener Entwicklung, die man an bestimmten Gestalten gar nicht vermissen könnte. Verständiges Wohlwollen, ruhige Klarheit, liebenswürdige Milde pflegt mit ihr ervaart zu sein; man wird sich fast immer geneigt finden, hinter dem Embonpoint ein warmes, gutes, einfaches Herz zu suchen. In einem leidenschaftslosen, behaglichen Wohlleben am festen gedeihend, ist Deutschland das Land, das unter allen übrigen die Behäbigkeit seiner Frauen am meisten begünstigt. Ebenso wie es eine Zeit der Wallüren und Brünnhilden und eine Epoche der Gretchen gab, gibt es Zeitalter der vorzugsweise entwickelten Behäbigkeit. Jede Entwicklungs- und Gestaltungsphase des Frauenlebens hat ihre Zeit gehabt und ihre Zeit gewährt. Die Zeit hoher Kraft, reizend lieblicher Kindlichkeit, ehrwürdigen Matronentums — jede hatte ihren Grund und jede ihre Reize. Aber dieser Reize will die Frau selten gedenken, wenn sie den Jahren angehört, von denen eine jede sagt: „sie gefallen mir nicht.“

Für die Kinderwelt.

Ein Gesellschaftsspiel.

Meine jungen Leser lade ich ein, mit mir ein unterhaltendes Spiel zu versuchen, welches viel Abwechslung und reichen Stoff zum Nachdenken bietet, ohne daß es Kopfschmerzen verursacht. Es kommt bei unserem Spiel darauf an, mit Hilfe einiger Angaben eine Anzahl Wörter zu raten, das heißt, einsilbige Hauptwörter mit demselben Anfangsbuchstaben. Auch wird dem Ratenden gesagt, wieviel Buchstaben jedes der betreffenden Wörter hat. Einer aus der Gesellschaft geht aus dem Zimmer. Die anderen einigen sich dann über einen Anfangsbuchstaben und jeder von ihnen denkt sich ein Wort, also ein einsilbiges Hauptwort, welches mit diesem Buchstaben beginnt. Ich als Velester gehe zuerst hinaus. Nachdem die anderen mit Ueberlegen fertig sind, klatschen sie in die Hände. Ich trete nun wieder ins Zimmer und werde mich an irgend einen aus der Gesellschaft, z. B. an Anton, mit den Worten:

„Jetzt frage ich dich,
Wie ist dein Wort? Sprich!“

Anton antwortet: Mein Wort hat vier Buchstaben. Es bezeichnet einen Vogel. Darauf richte ich dieselbe Frage an Berta, die ein anderes Wort (einsilbiges Hauptwort), aber natürlich mit demselben Anfangsbuchstaben gewählt hat. Bertas Antwort lautet: Mein Wort besteht aus vier Buchstaben, es nennt eine Stadt in Deutschland. In derselben Weise frage ich nun auch Karl, Dora, Frida und Georg, welche der Reihe nach antworten. Karl: Ich habe auch eine deutsche Stadt im Sinne, deren Name ein fünfseitiges Wort ist. Dora: Mein Wort hat nur vier Buchstaben. Es bezeichnet einen Titel. Frida: Ich denke an ein vierseitiges Wort, welches ein Pferd bezeichnet. Georg: Mein Wort hat auch vier Buchstaben. Es nennt die Wurzel alles Uebels. Ha! rufe ich aus. Ich war vorher schon auf der Fährte, und jetzt bin ich sicher, daß ich alle Wörter geraten habe. Georg hat es mir auch etwas zu leicht gemacht. Die Wurzel alles Uebels ist natürlich „Geiz“; und da alle anderen Wörter auch mit G anfangen und einsilbig sein müssen, so weiß ich: Anton meinte „Gans“, Berta „Gera“, Karl „Greiz“, Dora „Gra“, Frida „Ga.“ — Da ich dein Wort, Georg, zuerst geraten habe, so mußt du mich jetzt ablösen.

Nützliches fürs Haus.

— **Um eichene Möbel zu reinigen.** Man reibt die Möbel mit einer Mischung von Petroleum und Wasser so lange mit einem wollenen Lappen, bis sie rein und blank sind. Sie werden auf diese Weise sehr schön und der unangenehme Erdölgeruch verliert sich sehr bald.

— **Behufs Vertreibung der Wanzen** bestreiche man sämtliche Kisse und Zugen in den Wänden und Bettstellen, worin die Wanzen sich aufhalten, mit konzentrierter Essigsäure; jede von dieser Säure berührte Wanze wird vernichtet. Oder: Man läßt 10 Gramm grüne Seife in einem Liter Wasser auflösen und wäscht damit die Wände und Bettstellen mittels eines Schwammes, welchen man an einem Stock befestigt hat. Bei öfterer Wiederholung verschwindet das lästige Ungeziefer sicher.

— **Vereinigung eines guten Waschwassers für die Haut.** Man schält 1½ Kilo rohe Kartoffeln, reibt sie auf dem Reibebecken fein zu Brei und rührt sie mit etwas Regenwasser durch ein enges Sieb. Die durchgelaufene Flüssigkeit läßt man absetzen, gießt die klare Flüssigkeit ab und verlegt den Rückstand, das feuchte Kartoffelstärkeklein, mit 750 Gramm Rosenblütenwässer, 25 Dezigramm Benzoeinktur, 25 Gramm Seifenspiritus und 15 Dezigramm gereinigter Pottasche. Nachdem alles gehörig durch Umschütteln vereinigt worden, ist ein gutes Waschwasser für die Haut fertig.

— **Stoffflecke aus Seidenzeug zu entfernen.** Man schabt gute Seife und tocht sie mit etwas Regenwasser zu einem steifen Brei, welchen man auf die fleckigen Stellen des Seidenzeuges aufträgt und dann etwas klein geriebene Pottasche darauf streut. Der Stoff wird nun am besten auf dem Rasen ausgebreitet und nach etwa 24 Stunden mit lauwarmem Regenwasser gut ausgewaschen.

Unsere Bilder.

— Der belebteste Punkt von Konstantinopel ist die Brücke, welche das Stambul mit Pera (Galata) verbindet. (Vergl. das Bild Seite 101). Die Brücke verbindet, da Galata auf dem asiatischen Festlande liegt, gleichzeitig zwei Weltteile: Europa und Asien.

— Ein laut sprechendes Telephon. Eine interessante neue Einrichtung im deutschen Reichstag ist das lautsprechende Telephon (auf unserm Bilde Seite 103, rechts oben sichtbar), das in den Nebenräumen des Reichstagsgebäudes angebracht ist. Es gibt die im Reichstag gehaltenen Reden laut und deutlich wieder. — Mit Hilfe dieses lautsprechenden Telephons ist es jetzt den nicht im Sitzungssaal befindlichen Reichstagsabgeordneten, die sich in den Beratungszimmern ihrer Partei usw. aufhalten, möglich, den Gang der Debatten genau zu verfolgen und zu der Abstimmung schnell im Saale zu erscheinen. Von besonderem Nutzen ist diese Einrichtung auch für die Zeitungsredaktionen der Reichstagsverhandlungen. Die Journalisten können jetzt auch in ihrem Arbeitszimmer oder auch in dem Erfrischungsraum des Reichstages den Verlauf der Sitzung verfolgen und bei besonders wichtigen Reden sofort in den Sitzungssaal eilen. Der Aufnahmeapparat ist in unauffälliger Weise dicht in der Nähe des Nebenerpultes im Reichstagssaale angebracht.

Zur Unterhaltung.

— **Bedenkliche Würde.** „Ich sage Ihnen, bald hat ich's Reußen in den Armen, bald in den Beinen — seit gestern gar im Rücken, daß ich davonlaufen möchte.“ — „Ei sah'n Se, mei guetestes Härchen, da sin Sie ja, wees Kneebchen, der seibharrige Selbtherricher aller Reußen.“

— **Erklärung.** Sie: Wozu quälen sich die Menichen denn so sehr mit der Erfindung einer Flugmaschine? — Er: Wahrscheinlich, um ihre Luftschlösser besuchen zu können.

— **Grobe Antwort.** A.: Ich habe gehört, Sie lassen sich ein neues Haus bauen. B.: Ja, gewiß, ein altes kann ich mir doch nicht bauen lassen!

— **Kalitäts.** Schriftsteller: Diesen Morgen bin ich über meine Arbeit eingeschlafen. Bekannter: Das ist mir auch schon passiert. Schriftsteller: Ueber welcher Arbeit? Bekannter: Na, über Ihrer!

— **Tiefsinnig.** „Wie heißen Sie mit Vornamen?“ „O.“ „O.? Was ist das? Otto oder Oskar?“ „Natürlich Otto, wenn ich Oskar hieße, hätte ich es doch gleich gesagt.“

— **Wirksame Drohung.** Ein Vagabund wird bei strenger Kälte von einem Gendarm abgefaßt und die Erwartung, in ein warmes Logis zu kommen, stimmt ihn so heiter, daß er zu pfeifen anfängt. „Sie, Männchen,“ sagt der Gendarm zu seinem Arrestanten, „wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, lasse ich Sie gleich wieder laufen!“

— **Ländlich-sittlich.** Müller: Haben Sie denn auch die verdiente Anerkennung erhalten wegen der Rettung des in Ertrinkungsgefahr schwebenden Kindes? — Maier: Anerkennung? Ree. Aber zehn Mark Strafe zahlen mußte ich wegen Baden an unerlaubter Stelle.

— **Naiv.** Richter (zur älteren Dame): Wie alt sind Fräulein? — Dame: Bitte, 24 Jahre. — Richter: Das ist kaum glaublich. — Dame: Ja, bin eben sehr jung zur Welt gekommen.

— **Unter Gaunern.** „Auch auf dem Maskenball gewesen? Eroberungen gemacht?“ — „O ja! Fünf Portemonnaies, drei Broschen, eine Damenuhr!“

— **Modern.** Besuch: Ich fürchte, Du wirst Herrn Müller nicht lange fesseln können; er liebt sehr die Abwechslung.

— **Junge Dame:** Das schadet nichts; bis zur Hochzeit wird er wohl aushalten. — **Besuch:** Und nachher? — **Junge Dame:** Nun, nachher ist er doch mein Mann, dann ist er doch gefesselt!

— **Beruhigt.** Hausfrau: Was, einen Soldaten lieben Sie? Einen Menschen, der dazu berufen ist, andere umzubringen?

— **Köchin:** Ach, mein Christoffel läßt nichts umkommen!

— **Zweckmäßige Vereinigung.** Ja, Freund, wo hast Du denn Deinen Verlobungsring? — **Den** habe ich verlegt. — **Na,** und was sagt Deine Braut dazu? — **Oh** die, die habe ich auch verlegt.

Rätsellecke.

Berierbild.



Hier stelle ich Ihnen meinen Bruder, den Rabetten, vor.

Stapel-Rätsel.

Sieber Heinrich!

Gestern kam ich hier an und habe ein hübsches Unterkommen beim Fischer Awe Sernow gefunden. Derselbe hatte ein kleines Häuschen zu vermieten, mit Blech gedeckt, ohne moderne Einrichtung, aber ganz gemütlich, auch nicht weit vom Strande — 5 Minuten, wer rasch geht. Ich schreibe jetzt beim Lampenschein im Garten, himmlische Ruhe rings, vorhin hörte ich Awe läuten, jetzt steht am Himmel Stern an Stern, von weitem schallt das Branden der Wogen an mein Ohr — es ist herrlich!

1000 Grüße!

Dein Edart.

Ps.

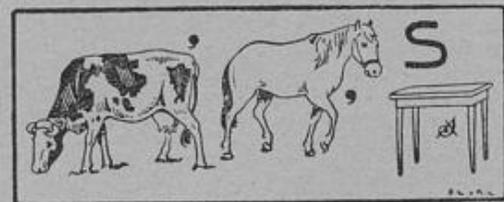
Auf der Durchreise traf ich Emma in Berlin. Sie läßt dich innig grüßen!

Im Text dieser Postkarte sind die Namen von zwölf deutschen Flüssen versteckt. Welche sind dies?

Buchstaben-Rätsel.

Mit „l“ ist es ein tapf'rer Mann,
Mit „m“ hast du es sicher an.
Mit „r“ ist es, was jede Braut
Sern eigen häßt, so warm und traut,
Und kommt ein Zeichen dann am End',
'ne Menge Tiere es dir nennt,
Die gern darauf und d'ran sich setzt,
Wird für das „r“ ein „i“ geletzt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreißilbige Charade: Romanshorn.

Rebus: Heldentenor.



Drei Wünsche.

Eine lustige Geschichte von Käthe v. Becker.

(Nachdruck verboten.)

Großmutter hatte ihre drei jüngsten Enkelinnen bei sich zum Kaffeebesuch. Wenn der Dezember seine erste Hälfte überschritten hatte, dann wurden in jedem Jahre die Kaffeestunden bei Großmütterchen, die sich auch sonst einer großen Beliebtheit erfreuten, zu einer Art Alltagsbedürfnis. Denn nirgends sah es sich so gemütlich, nirgends kamen bei allem lustigen Geplauder die heimlichen Weihnachtsarbeiten so schnell vorwärts, wie im behaglichen Großmutterstübchen, unter den hellen Augen der fröhlichen, frischen Gretsin, die dem Gezwitscher der jungen Schar so teilnehmend lauschte, aber auch selbst mit manch hübscher Erzählung aus ihren reichen Lebenserinnerungen bald unverfänglich eine Lehre zu erteilen, halb lustig eine ausgelassene fröhliche Stimmung zu schaffen wußte.

Draußen fiel der Schnee in weichen, dichten Flocken vom Himmel hernieder, die hohen, kahlen Bäume vor den Fenstern mit liebevollen, weißen

Pelzhüllen verbrämend; drinnen strahlte der große, grüne Stachelofen behagliche Wärme aus, und in der Röhre schmorten Großmütterchens beliebte Bratäpfel, ihren verlockenden Duft mit dem der würzigen Pfefferkuchen mischend, mit denen die alte Dame, am Kaffeetisch sich zu schaffen machend, eben reichliche Portionen in die schönen zierlichen Porzellanförbchen packt.

Im kleinen Erker dicht am Fenster gerückt, um das graue, spärliche Tageslicht so nahe wie möglich aufzufangen, saßen die drei jungen Mädchen, emsig stichend und lustig plaudernd.

„Ah, Großchen, riecht das prächtig!“ rief die blonde Meta und wandte das feine, rosige Räschen wohlighatmend dem Hintergrunde dieses Zimmers zu.

„Dableiben, Ramsell Neugier!“ wehrte die kleine Dame der Aufspringenden, die die besten Absichten hatte, den Kaffeetisch handgreiflich zu untersuchen. „Erst arbeiten, dann essen! So lange ihr noch genug Tageslicht habt, um sticheln zu können, geht euch der Kaffeetisch nichts an. Nachher wollen wir weiter darüber reden.“

„Grausame, kannst Du mich zu solchen Tantalusqualen verurteilen?“ Das rei-



Norwegen.

Königin Maud, geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland, geboren 26. November 1869.



Oldenburg.

Herzogin Elisabeth, geborene Herzogin zu Mecklenburg, geboren 10. August 1869.



Portugal.

Königin Amalie, geborene Prinzessin von Frankreich, geboren 28. September 1865.



Reuß, Jüngere Linie.

Elise, geborene Prinzessin zu Hohenzollern-Sigmaringen, geboren 4. September 1864.



Rumänien.

Königin Elisabeth, geborene Prinzessin zu Wied, geboren 29. Dezember 1843

Die Gemahlinnen der regierenden Fürsten Europas.

zende Mädchen faßte die kleine flint herbeitrippelnde Großmutter übermütig um die Taille, ihr rosig blühendes Gesicht schmeichelnd an die faltige, schmale Wange derselben drückend. „Du weißt doch, Goldherz, wie wahnsinnig gern ich Pfefferfuchen esse! War es doch stets der glühende Wunsch meiner Kindheit, einstmals einen Pfefferfuchensbäcker zu heiraten.“

Alle lachten, aber Erika, die stolze, schöne Brünnette, die im Sorgenstuhl der Großmutter sitzend wie eine kleine Königin über den beiden anderen Mädchen thronte, zog ein wenig spöttisch die roten Lippen.

„Allzu hoch hattest Du Dir Deine Ziele nicht gesteckt, Meta, das muß man sagen. Ich glaube, ich war schon als Kind unbescheidener als Du.“

„Natürlich, Prinzchen, Du hast auch in goldener Wiege gelegen, während ich unbedeutender Wurm mich mit dem abgelegten Kinderwagen der Brüder begnügen mußte. Mir wurde die rührende Bescheidenheit angeboren wie dem Weilchen der Duft. Schön gesagt, nicht Großchen? Was hältst Du von den poetischen Anlagen Deiner jüngsten Enkelin?“

„Kindstropf!“ lächelte die Gefragte und strich liebevoll über das krause Goldhaar des Wildfangs. Dabei schweifte ihr Blick sinnend zu der stolzen Gestalt Eritas hinüber, deren schönes, etwas hochmütiges Profil sich in voller Reinheit von dem grauen Winterhimmel abhob. „Wie hoch gingen dann Deine Kindheitswünsche, Eri?“ fragte sie zu der Enkelin empor.

„Meine Kindheitswünsche? Ach Großmama, frage lieber, was ich nicht gewünscht habe, — ich glaube, darauf ließe sich leichter antworten. Ein Schloß am Meer, ein eigener Dampfer, ein Marstall, ein Königssthron, ein Feenreich, die Herrschaft über die ganze Welt! Ach, was wünscht ein wildes, sehnsüchtiges Kinderherz nicht!“

„Aber Eri, das begreife ich nun wirklich nicht —“ und Marie, die dritte der Cousinen, schlug die klaren, grauen Augen in ehrlichem Staunen zu der hastig Atmenden auf. „Du, die so viel mehr hat, als die meisten anderen Sterblichen, klammerst Deine Wünsche an Unmöglichkeiten —“

„Aber eben darum, — begreifst Du das nicht? Je mehr man hat, je mehr man will, nie schweigen unsere Wünsche still! Gerade weil das Leben mir viel bietet, darum verlange ich immer Größeres von ihm, Unendliches —“

Groß und brennend gingen ihre Blicke ins Weite. Die schlanken Hände zerbrüchelten achtlos die feine Spitzenarbeit, an der sie so lange sorgsam geschäftet, zu einem Knäuel, und die dunkeln Braunen zogen sich wie in Born und Ungebuld finster zusammen.

„Es ist kein Licht mehr zum arbeiten, kommt nur an den Kaffeetisch,“ sagte die alte Dame, sich dem Zimmer zuwendend und das Gespräch abbrechend. „Ich zünde die Lampe noch nicht an, denn um den Weg in den Mund zu finden, ist es selbst dort hinten noch hell genug; und das stille Dämmerlicht ist für Eure überangestregten Augen jetzt das beste Verabigungsmittel.“

„Surrrah!“ jubelte Meta auf, sich entzückt über den Tisch beugend. „Alle Sorten, vom bescheidenen Thorner Kathrinchen an bis hinauf zum luxuriösen Nürnberger Lebkuchen! Großchen, ich muß wenigstens einen schon vor dem Kaffee stiebigen!“

Während die Großmutter lachend Gewährig nickte, hatte Erika, die langsam den anderen nachgeschritten war, leise ihre Hand ergriffen und einen Kuß darauf gedrückt.

„Ich weiß, meine kleine Großmama ist wieder einmal mit dem ungeberdigsten ihrer Enkelkinder nicht zufrieden. Sei gut, Großchen, die stolzen Wogen werden sich schon legen; vielleicht lerne auch ich mich noch einmal bescheiden. So schlimm bin ich ja auch gar nicht, — nur an das Ideal einer Pfefferfuchensbäcker-Heirat habe ich selbst in meinen Kindertagen nicht gedacht.“

„Du, Großi, entzieh der Uebermütigen ihren Pfefferfuchenteil, zur Strafe dafür, daß sie die Reize der Bäckerei nicht zu schätzen weiß! Ich bin gern bereit, mich zu opfern und ihre Verpflichtungen nach dieser Seite hin auch noch auf mich zu nehmen,“ lachte Meta, während die Großmutter mit dem heimlich vielleicht am innigsten geliebten ihre Enkelkinder stillschweigend schloß, indem sie zärtlich über das schöne, blasse Gesicht desselben strich.

„Weißt Du, Großmutterchen, diesmal hast Du — wenn es überhaupt in Wirklichkeit geschehen ist, — ungerechterweise mit Erika gezürnt, denn wenn in Betreff der Kinder- und Lebenswünsche einer von uns dreien die Krone der Unerbarmlichkeit zuzuteilen ist, so muß ich bekennen, daß diese mir gebührt,“ sagte Maria jetzt mit leiser Schelmerei, indem sie

die letzte der Tassen für sich füllte und den Strahn der Kaffeemaschine behutsam zudrehte.

„Du, das Blümlein Bescheidenheit, Vernunft und Zufriedenheit in vollkommenster Verkörperung, Du wagst es, nach der Krone der Unerbarmlichkeit die Hand auszustrecken?“

Aufgeregt und über die unglaubliche Präension ganz entrüstet führen die beiden anderen auf die ruhig lächelnde los.

„Ja, stille Wasser sind tief!“ Und Marie langte vergnügt nach dem Stuchentorb hinüber. Was denkt Ihr denn? Glaubt Ihr die Nocheit allein gepachtet zu haben? Wenn unsereins erst einmal anfängt, dann heißt es „Achtung!“ Ich verpempere mich nicht in Kleinigkeiten, wie Feenreich, und Pfefferfuchensbäcker. Mein Wunsch seit frühesten Kindheit bis auf den heutigen Tag war immer nur der einzig eine, — und jetzt schlang die Sprecherin zärtlich die Arme um den Hals der neben ihr sitzenden Großmutter — „einmal im Leben eine ebenso liebe, goldige, unvergleichliche Großmutter zu werden, wie unsere hier es ist!“

„O Du!“ Beide Cousinen waren aufgesprungen und schüttelten halb zärtlich, halb empört Mariens Schultern. „Du bist aber eine Raffinierte! Als wenn wir das nicht gleichfalls gewünscht und empfunden hätten! Aber wenn hielt die natürliche Bescheidenheit davon ab, es auszusprechen.“

„Nicht Ihr, ich habe es ja auch selbst gesagt, daß der Preis der Wünsche mir gehöre. Natürlich — mir werden die gescheiten Gedanken nie zugetraut; aber wenn man es bei Tage bezieht, so habe ich dieselben schon in zartester Kindheit gehabt.“

„Still, Kinder, laßt mir noch ein bißchen Atem,“ rang die geplagte Großmutter sich aus den stürmischen Liebfosungen der Enkelinnen lachend empor. „Seid Ihr ein Wandel! Kulezt moquieren sich die Grünshäbel noch über ihre Großmutter.“

„Ja, ja, ich weiß, Ihr meint es ehrlich. Aber wunderliche Dinger seid Ihr doch. Wenn ich denke, was ich in meiner Kindheit gewünscht habe, — ach, du lieber Himmel!“ Und die alte Dame lachte vor sich hin.

„Großchen, Farbe bekennen! Haben wir unsere geheimsten Herzenskammern geöffnet und den profanen Blicken enthüllt, so mußt Du nun auch daran glauben. Geseh!, was war der Wunsch Deiner Kindheit?“

„Ja, Mädels, so bescheiden war ich nicht,“ die Sprecherin lächelte schelmisch. „Ein Wunsch langte nicht aus, ich hatte gleich drei Herzenswünsche.“

„Großchen, Großchen, wach' ungeahnte Abgründe enthüllen sich unserm Blick! Nun aber fahr nur fort, verbirg uns nichts, wir sind auf das Schlimmste gefaßt!“

„Ja, aber das waren alledrei echte Kinderwünsche, und sie sind mir auch alle drei voll erfüllt worden. Ich muß es dem Schicksal nachsagen, bei jenen Kinderwünschen war es so prompt in der Erfüllung, wie ich es später nur noch in Ausnahmefällen gekannt habe. Von zweien derselben muß ich sagen „leider“, denn ich habe sie teuer bezahlen müssen und ihre Gewährung dem Leben gern wieder zur Verfügung gestellt; der dritte, hm, ja — dem dritten habe ich freilich viel zu danken.“

Der letzte Tageschimmer beleuchtete das Antlitz der Greisin, auf dem ein glückliches, träumerisches Lächeln, ein liebes, zärtliches Erinnerung lag.

„Großchen, dahinter steckt sicher eine Geschichte, Großchen, die mußt Du erzählen. Es ist gerade so das richtige Dämmerstündchen, zum Märchen erzählen. Bitte, bitte, laß uns die Geschichte von Deinen drei Kinderwünschen hören!“

„Aber nein, Kinder, da trrt Ihr Euch nun. Ihr junges Volk vermutet hinter allem eine Geschichte. Die drei Wünsche stehen auch nicht im Zusammenhang miteinander, und Interessantes ist keine Spur daran. Aber worin sie bestanden, und wie ihre Erfüllung mich traf, das will ich Euch mitteilen, schon damit Ihr seht, was Eure Großmutter sich in ihrer Kindheit gewünscht hat.“

Die alte Dame lachte wieder leise vor sich hin.

„Wieze, Du kannst mir noch ein Täschchen einschenken. Danke, und nun packt auf, Kinder! Der erste meiner Herzenswünsche war — lederne Schnürstiefeln tragen zu dürfen!“

„Aber, Großchen!“

„Ja, Mädels, nun seid Ihr enttäuscht. Ich sagte es ja gleich voraus. Aber Ihr müßt doch auch bedenken, daß wir von Kinderwünschen sprachen. Später, als ich in Euer Alter kam, habe ich auch großartigere Dinge gewünscht, oder vielmehr, da habe ich schon all' mein Wünschen und Denken in andere Hände gelegt und das vollgerüttelte Maß von Geld und Leib, das mir das Leben zuteilte, hat mir nicht mehr viel Zeit für törichte Wünsche gelassen; aber damals

als Kind, da spielten die Schnürstiefeln eine hervorragende Rolle in meinen Träumen. Es war das Unerreichbare, der Jubelgriff der Eleganz, die meinem dummen, kleinen Kindskopf in ihnen dorschwebten; denn lederne Schnürstiefel trugen im ganzen Städtchen nur unseres Fürsten beide Töchterchen, die fast im gleichen Alter mit mir nach jeder Seite hin die schwärmerisch verehrten Zedeale meiner Kindertage waren. Warum es mir nun gerade die ledernen Schnürstiefel angetan hatten, weiß ich selbst nicht, denn sie waren wirklich noch nicht der hervorragendste Unterschied zwischen meiner und ihrer Kleidung; aber an sie klammerte sich nun einmal mein Sehnen und Verlangen.

Ich trug jahraus, jahrein im Sommer schwarze Zuggamaschen, wie man die niedrigen Gummizugschuhe nannte, im Winter berbe, graue Filzschuhe mit einer Verbrämung von grünen Plüschbörstchen und schaufelte in diesen herum, wie ein junger Elefant, während die kleinen Prinzessinnen zierlich wie Vachtelchen in ihren ledernen Schnürstiefeln über die Promenade hüpfen.

Die Filzschuhe und die langen, schwarzen Sammethosen, die ich im Winter tragen mußte, die fraßen an meiner Seele, und noch jetzt, wenn ich manchmal etwas recht Unangenehmes träume, dann ist es immer, daß ich mich in Filzschuhen und schwarzen Sammethosen sehe. Na, ja, Ihr lacht! Ihr seid aus einer anderen Zeit, in der schon die Kleidung der Kinder anfängt eine Rolle zu spielen, während zu meiner Zeit für den Nachwuchs nur das eine Wort galt „Nüchternheit und Sauberkeit!“

Moralisch gesünder war das jedenfalls, aber schön und angenehm nicht, und wie Ihr seht, hat es vor der Eitelkeit schließlich auch nicht geschützt; denn, wie gesagt, nächst den Rechenaufgaben, die ich nie lösen konnte, waren die schwersten Sorgen meiner Kindheit die um meine Kleidung, und mein heißestes Wünschen galt ihrer Verbesserung durch ein Paar lederne Schnürstiefel.

Und der Himmel, oder vielmehr seine Stellvertreter, meine lieben Eltern, fühlten sich, nachdem ich jahrelang nach dem Bewußtsein geseufzt hatte, endlich veranlaßt, mich in meinem 15. Lebensjahr mit einem Paar unvergleichlich schöner, lederner Schnürstiefel zu beglücken. Sie waren ein Geburtstagsgeschenk, und ich taumelte vor Seligkeit. Es gab gar keine Frage, sie mußten gleich am folgenden Tage zur Landpartie, die unsere Tanzstunde veranstaltete, eingeweiht werden. Denn ich stand damals gerade im liebreizenden Zeichen der Tanzstunde, hatte an einem Sekundaner einen glühenden Anbeter, der wundervolle, sich mit Herz und Schmerz und Liebe und Triebe reimende Verse machte, in denen er mich „hehres Weib“ und „hohe Göttin“ anredete, und so, also selbstverständlich für jeden Auswuchs der Eitelkeit f. zugeschnitten, wie nur ein sich geliebt fühlender Baufisch es sein kann.

Also, die hohen, ledernen Schnürstiefel wurden angezogen, dazu ein weißes Biquelleid mit himmelblauer Schärpe und ein Schwinger mit Rosenknospen — das hehre Weib, die hohe Göttin war diesmal kein Sinnbild, sondern Wirklichkeit, ich fühlte es selbst mit voller Ueberzeugung.

Und dann ging der Marsch los. — Es war ein sehr warmer Sommertag, der sich zur Zeit unseres Abganges gegen 3 Uhr mittags in der Vollkraft seiner Temperatur fühlte. Luft und Boden gleichmäßig mit Hitze vollgeladen — und es dauerte nicht zehn Minuten, da fing ich an, meine hohen, ledernen Schnürstiefel unangenehm zu fühlen. Durch die ganz leichten, niedrigen Reugschuhe aufs äußerste verwöhnt, emportraten sich meine unerzogenen Naturfüße bald mit nie geübter Wildheit gegen den Druck und die Hitze der neuen Bekleidung.

Unser altes Kindermädchen hatte mir das prophezeit, sie hatte mir alle Qualen unbequemer Fuhbbeleidung aufs schaurigste ausgemalt — aber wenn sie mit den Worten eines Dante gebrochen hätte, es wäre doch nutzlos gewesen. Gewisse Erfahrungen muß man selbst machen, um an ihre Wahrheiten zu glauben, und meine Lederstiefelqualen gehörten zu dieser Sorte.

Ob wir noch den schattigen Wald, das Ziel unseres Ausfluges, erreicht hatten, war ich schon auf einem Standpunkt der Verzweiflung, der mich blind und taub gegen alles, sogar gegen die zarte, anbetende Kuldbiang meines poetischen Otto, machte. Die wunderschönen Verse von der Quelle und der Welle, die er mit Bezug auf ein neben uns herlaufendes, fingerbüchses Wiesenbächlein improvisierte, erweckten statt Bewunderung, die ich ihnen sonst gezollt hätte, nur das brennende Verlangen in mir, meine gequälten Füße an der Quelle in der Welle kühlen zu können; und als er sich sogar dazu

verstieg, mit schmachtem Augen- und Niederschlag etwas von Süße mit Süße zu murmeln, warf ich, die momentan den Begriff Süße mit Süße beim besten Willen nicht mehr vereinigen konnte, ihm einen so zornigen, vernichtenden Blick zu, daß er erlebend seitwärts schwanfte und sich vorläufig nicht mehr in meine unliebenswürdige Nähe wagte. — Mir war es recht, ich dachte und fühlte nichts mehr als ein unbändiges Verlangen, meine Lederstiefel los zu werden; und kaum waren wir an unserm Ziel, einem kleinen, grünumschatteten Wirtshause, angelangt, da schlug ich mich, während die anderen vergnügt um den Staffeetisch schwärmten, blindlings in das Walddickicht, um an einem stillen, einsamen Platz meine Qualgeister auszuziehen und befreit Atem zu schöpfen.

Wenn ich meinen Füßen eine Zeitlang Ruhe gönnte, würde es am Ende hier im grünen, kühlen Walde wieder gehen, dachte ich hoffend, und war dabei im Gefühl der Befreiung so glücklich, daß ich mich, mein weißes Kleid sorgsam in die Höhe schlagend, auf einen der dort aufgeschichteten hohen Holzstöße schwang, die verhassten Stiefel neben mich stellte und selig mit meinen weißen Strumpffüßen in der Luft baumelte.

Da — o, Entsetzen! — der Instinkt der Liebe hatte meinen poetischen Otto mir nachgetrieben, dort stand er an der Lichtung mir gegenüber und starrte entgeistert, fassungslos auf das hehre Weib, die hohe Göttin, die im Unterrod und Strümpfen auf dem Holzhaufen thronte und mit den Beinchen baumelte! Na, Ihr lacht wohl, Kinder, und jetzt, nach 60 Jahren, lache ich darüber. Aber damals war es ein bitterer, demütigender Augenblick für mich. Ich wäre am liebsten in die Erde gesunken, und die schwarzen Uebelthäter krampfhaft in den Armen, irrten meine Augen angstvoll die Umgebung ab, wo sich irgend ein Winkel fände, dem ich zusliegen, und in dem ich mich verbergen könnte. — Aber ehe ich noch einen entdeckte, stand mein Otto schon vor mir. — Kinder, in seiner Brust schlug trotz der schlechten Verse ein edles Herz! Mein Leben lang habe ich es ihm nicht vergessen, wie er sich damals benahm!

Beinahe ebenso verlegen wie ich, stotterte er:

„Gelt, Fräulein Lieschen, die Stiefel haben Sie arg gedrückt? Ich merkte es schon auf dem Wege, wie Sie hüpfen und das Gesicht verzerrten; und als Sie jetzt verschwunden waren, da dacht' ich mir gleich die ganze Geschichte und hab' die Wirtstochter schnell gefragt, ob sie nicht ein Paar bequeme, niedrige Schuhe hätte, auch ein bißchen hübsche, und ob sie die nicht einer jungen Dame für den Nachmittag leihen möchte? Sie hat auch gleich ja gesagt, und deshalb kam ich Sie holen, wenn es Ihnen recht ist?“

Ob es mir recht war! Mädelz, wie ein Held, wie ein erhabener Retter stand mein poetischer Otto vor mir. Ich war selig, doch meine unselige Stiefelgeschichte einen so verführenden Abschluß fand, und habe nachher auf den breiten Reugschuhen vom Wirtsmünchen mit meinem edlen, poetischen Otto so flott hingewalkt, daß es eine Lust war! — Na, Kinder, das ist nun die Geschichte meines ersten Wunsches.

„Himmlich, Großchen, wonnevoll! Nein, die Situation auf dem Holzhaufen, und der poetische Otto, das ist einfach köstlich! Ist der folgende Wunsch ebenso lustig ausgefallen?“

„Lustig, Ihr herzlosen Geschöpfe? Tragisch wie der Erfolg des ersten war auch der des zweiten, sogar noch viel tragischer! Also — mein zweites, hehnüchtliges Verlangen seit meinen jüngsten Tagen war der Möglichkeit geweiht, einmal auf einem Esel zu reiten. Ob ich es geleitet, ob ich es irgendwo gehört hatte, daß Eselritte zu den süßesten Reizen gehören, ich weiß es nicht. Natürlich, in unserem kleinen Residenzstädtchen, das frei von jeder Verfeinerung einer gebirgigen Umgegend in flacher Ebene dalag, war nicht die leiseste Aussicht auf Erfüllung solch außerwöhnlichen Wunsches. Wenn aber das Schicksal in der Gewährlohnung ist, so schafft es Gelegenheiten, wo sich sonst keine bieten.

Meine Mutter hatte sich im Winter einen bössartigen Husten geholt, und als dieser den kühlen Frühlingslüften nicht weichen wollte, bestand unser Arzt darauf, daß sie nach Ems ginge, eine Kur zu gebrauchen. Ich wurde zu Mutters Besorgung ausverwählt, und als wir in die Postkutsche stiegen, denn Eisenbahnen gab es damals noch nicht, und die Reisefelsigkeit mich unempfindlich für jeden Abschiedsschmerz von daheim machte, da ahnte meine unschuldige Seele nicht, daß hinter all der augenblicklichen Wonne auch noch die Zukunftswonne meines zweiten Wunsches schlummere. Denn in Ems gab es Esel; damals zwar nur drei Stück, während ich

in späteren Jahren am Ufer der Bahn sie zu Duzenden gesehen, aber bei ihrem Anblick nie mehr das unglaubliche Entzücken empfunden habe, das mich damals packte, als bei unserem ersten Ausgange die drei mageren, traurigen, kleinen Grauhäuter vor mir auftauchten!

Tag für Tag mußte meine arme Mutter nun das Quälen und Bohren aushalten: „Nur einmal, goldenes Muttchen, laß mich auf dem Esel reiten!“

Mutter wollte nicht. Der Esel würde mit mir durchgehen, der Esel würde mich abwerfen, der Esel würde mich töten — kurz, die schlimmsten Möglichkeiten, die nur Mütter ausdenken können, und die für das wildeste Steppenpferd vollkommen ausgereicht hätten, wurden den harmlosen grauen Eselchen zugeschrieben, und Schlüsselpunkt war immer:

„Ja, wenn Du eine ältere Dame findest, die mitreitet und Dich unter ihren Schutz nimmt, dann will ich es erlauben, aber sonst wird ein für allemal nichts daraus.“

Das war nun eine böse Bedingung, denn erstens sind ältere Damen sehr selten geneigt, Eselritte zu unternehmen, zweitens kannten wir keine einzige ältere Dame. Aber ich hoffte! Standen wir doch erst im Anfange unseres Aufenthaltes. Vorläufig hatte ich ja noch so unsäglich viel anderes zu bewundern und zu genießen, daß ich den Gipfelpunkt der Bönne, den Eselritt, getrost noch ein Weilchen beiseite schieben konnte. Die herrliche Gegend, das ganze, so unbedeutend es damals eigentlich noch war, mir großartig erscheinende Leben und Treiben des Badepublikums; und dann der

Stern desselben, der wunderschöne junge, russische Großfürst, der eines Morgens am Brunnen, ob ruz Mitleid mit meiner kleinen, schwächtigen Person oder aus Wohlgefallen an meinen langen, blonden Zöpfen, mir über einige hindernde Zwischenspersonen hinüber den nicht zu erlangenden gefüllten Trichter gereicht hatte. Daß ich im Moment die Geistesgegenwart gehabt habe, den Becher auch wirklich zu fassen, rechne ich mir noch heute hoch an; damals erschien es mir wie ein Wunder, fast ebenso groß und berauschend wie die Tatsache der Becherreichung selbst. Zu jener Zeit sprach man noch nicht so viel von Größenwahn, wie jetzt; aber daß derselbe auch damals schon bestand, konnte ich an mir selbst beweisen, denn in den Tagen nach jenem unglaublichen Ereignis war ich ein vollkommenes Opfer jenes verächtlichen Wahnes, und der Gedanke, Großfürstin zu werden, gehörte für mich durchaus nicht mehr in den Unmöglichkeiten des Lebens.

Mein Abgott wohnte in den „vier Türmen“, und ich war damals vollständig damit beschäftigt, meinen ganzen Tag mit Spaziergängen vor und nach diesem begnadeten Hause einzuteilen.

Glücklicherweise fand ich gerade in dieser Zeit die gesuchte ältere Dame für den Eselritt, und meine arme Mutter, die trotz aller Strenge vor der Gefahr stand, ihre Tochter überschmappen zu sehen, griff in ihrer Not bequemer nach diesem so verschmähten Ableiter für meine überreizte Phantasie. Die ältere Dame stolz voraus, ich hinterher, von meiner zurückbleibenden Mutter fast mit Tränen beschworen, vorsichtig und vernünftig zu sein, und von dem mitgehenden Treiber dringend ermahnt, weiter nichts zu tun, als still zu sitzen und die Zügel lose in den Händen zu halten.

So lange die Sache mir neu war, das heißt knapp die ersten fünf Minuten lang, befolgte ich denn auch strikt die

gegebenen Weisungen; dann aber, als alles ungemein glatt und schön ging, und ich mich an den Trottschritt meines Grautierchens gewöhnt hatte, erwachte die angeborene Unternehmungslust in mir, und die zukünftige Großfürstin wollte ihr Talent zum Lenken und Herrschen zeigen.

Leise begann ich den Zügel zu ziehen, mein Eselchen gehorchte; leise klopfte ich ihn mit dem Sonnenschirm, — mein Eselchen trabte. Entschieden, ich verstand es, und der Treiber, der mir warnend erklärt hatte, daß mein Tier, wenn man sich ihm nicht ruhig anvertraue, Launen und Heftigkeit besäße, hatte nicht mit meinem außerordentlichen Behabungstalent gerechnet.

Der besagte Führer ging mit der besagten älteren Dame plaudernd voran. Er schien seine Pflegerlinge zu kennen und zu wissen, daß er ihnen vertrauen konnte. Ich blieb allmählich ein Stück zurück, da mein Eselchen den fröhlichen Trab wieder eingestellt hatte und ausgesprochene Reigung für Kräuter am Wegraume zeigte. Anstatt nun dem Führer zuzurufen, daß er dem faulen Grautiere Beine mache, beschloß ich in meiner großfürstlichen Herrscherlaune, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, riß kräftig am Zügel und klopfte ebenso kräftig mit meinem Sonnenschirm. Nicht ohne Erfolg, denn siehe, mein Eselchen drehte sich auf einmal im Kreise und jagte dann, was er nur laufen konnte, mit mir rückwärts den Weg zurück, den wir eben gekommen. Das war zwar nicht nach meinem Willen, aber ich sah auch augenblicklich, daß ich die Ausübung meines Willens total

verloren hatte und nur alle Mühe anwenden mußte, um mich im Sattel zu halten. Mein Renntier raste, der Wind wehte mir um die Ohren, mein Hut glitt hinab und hing mir um den Hals, meine Zöpfe flogen und klopften meinen Rücken, daß er glühte, — an Einhalten war nicht zu denken, nur noch an Festhalten. Jetzt wurden die Leute aufmerksam, man schrie, vielleicht darunter auch der Führer meines Tieres — das half alles nichts; das edle Tier wurde immer wilder, Natürlich, denn mein krampfhaft



Der Brand des Hoftheaters in Weiningen.

gelaltener Sonnenschirm schlug im Galopp auf ihn los. — Um des Himmels willen, wir nahen uns den „vier Türmen!“ Hinter mir eine nachstürzende Menge, mein Eselchen halb wahnsinnig im gestreckten Galopp mit mir durch die offene Gartenpforte, ein paar wilde Säge über den Nasen, die Hinterbeine hoch — mein Widerstand brach, im Bogen flog ich kopfüber von seinem Rücken herunter.

Da stand nun mein Grauchen aufatmend still, und da saß ich nun gleichfalls aufatmend im weichen Sandhaufen. Glücklicherweise ganz unversehrt, und unglücklicherweise, wie ich den verwirrten, verängstigten Blick aufschlug, direkt vor dem Fenster meines angeborenen Großfürsten, der, vom Geschrei angelockt, an dessen offenen Flügel getreten war und nun der Lächerlichkeit des Anblicks nicht widerstehen konnte, sondern schallend loslachte.

Das war nun, so sonderbar es Euch klingen mag, meine Rettung. Ein Mann, der über den Unfall einer Dame lachen konnte, war für mich etwas so Empörendes, daß mit einem Schlage meine Liebe ebenso wie meine Verlegenheit vollkommen fortgewischt waren. Hätte er sich anders benommen, so weiß ich überhaupt nicht, wie ich über die Schmach dieses Augenblicks hinfortgekommen wäre, — so vergah ich alles über den Zorn, der mich vor solcher Rohheit packte. (Schluß folgt).



Das Begräbnis der Fürstin Schijo, der Mutter der Kaiserin von Japan. Der Trauerzug, dem Priester mit Erinnerungstafeln voranschreiten, bewegt sich durch die Straßen von Tokio.

„Sie lernt etwas schwer, das Rechnen ist noch eine nicht zu lösende Aufgabe für sie,“ sagte sie wohl entschuldigend, „sollte es nicht auch anderen Kindern ähnlich ergehen? Meine Rätche wird doch nicht die einzige sein, über welche Sie zu klagen haben?“ hatte sie neulich die Schullehrerin, ein Fräulein Blohm, gefragt, und diese hatte ihr hierauf erwidert:

„Was mich am meisten bei Rätche stört, ist ihre grenzenlose Zerknirschtheit. Andere hielten das Kind vielleicht für beschränkt. Ich kenne es besser und sage Ihnen ehrlich, des Mädchens Eigenart darf nicht nach der Schablone beurteilt werden. Rätche ist nicht dumm, nur ihre Gedanken flattern umher wie aufgeschreckte Vögel. Ihre Zerknirschtheit muß bekämpft werden, und dazu ist die Schule nicht geeignet. Wir Lehrerinnen können unser Augenmerk nicht auf Kosten der anderen Schülerinnen, auf die Sondernatur einer einzelnen lenken. Ich würde Ihnen entschieden raten, Ihr Töchterchen zu Hause unterrichten zu lassen. Ihr Herr Gemahl ist doch Oberlehrer und Rätchen wird zweifellos mehr bei ihm lernen, als bis jetzt hier der Fall war.“

Papa weiss doch am meisten.

Skizze von Flora Heringer.
(Nachdruck verboten.)

Oberlehrer Kempe trat sehr heiter gestimmt den Rückgang aus seiner Schule an.

Soeben hatte Kollege Lochner ihm vertraulich mitgeteilt, daß sein ältester Sohn Max nach Unter-Quarta versetzt würde.

Der Junge war kürzlich elf Jahre alt geworden und noch kein einziges Mal sitzen geblieben. Immer brachte er eine Prämie nach Hause und zählte zu den fleißigsten, sowie begabtesten Schülern der Klasse.

Dabei war Max nicht etwa ein Musterknabe; er tollte ebenso ausgelassen umher wie seine übrigen Geschwister, acht an der Zahl, und davon eins nur ein Mädchen. Aber gerade dieses wurde von allen am meisten geliebt und war doch das Sorgenkind der Eltern.

Die blonde, achtjährige Rätche hatte ihre gesunden Glieder; ihre braunen, lustigen Augen sahen nicht weniger munter in die Welt als die ihrer Brüder. Das schien aber auch alles, was sie mit ihnen gemein hatte.

„Ach je, das Rätchen!“
Der Oberlehrer hob den Kopf und blickte sich um, ob seine Trabanten ihm nachkämen, aber er wartete vergeblich auf sie am Mariannenufer, sie ließen den Papa im Stich und begleiteten möglicherweise einen Kameraden, was er ihnen doch schon hundertmal verboten hatte.

Die Gedanken des Oberlehrers lehrten wieder zu seinem Liebling zurück.

Ja, die Rätche war sein Vorzug, er liebte sein Töchterchen ungemain, und seine Frau jankte manchmal über diese Schwäche.

Trotzdem aber hatte Rätche bedeutend mehr Respekt vor dem Papa, als vor der Mama. Während letztere häufig prügelte, wenn Rätchen bödig wurde, genügte vom Vater ein strafendes Blick, ein erstes Wort, um die Schuldige zur Reison zu bringen.

Außerdem war Rätche ein richtiges Schmeichellätzchen — leider nur zu Hause.

In der Schule saß sie meistens in den untersten Reihen. Nicht allein, daß sie schwer begriff, sie wollte sich auch durchaus nicht dem Schulzwang fügen und ihre naive Frage, warum sie dieses tun und jenes unterlassen sollte, brachte die Lehrerin zur Verzweiflung.

Wie oft schon hatte Frau Oberlehrer Kempe Nachsicht für ihr Töchterchen erbeten.

So lautete das Urteil der Lehrerin, welches Frau Kempe wortgetreu ihrem Gatten berichtete.

Dieser wollte von einem Einzelunterricht seiner Rätche nichts hören und hatte darauf erwidert, daß er nicht daran denke, das Kind aus der Schule zu nehmen. —

Das ging dem Herrn Oberlehrer jetzt durch den Kopf, als er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg.

Als er seine Korridor tür aufschloß, Klang ihm die scheltende Stimme seiner Frau entgegen. Er schritt schnell ins Schlafzimmer, öffnete vorsichtig und überfah das Terrain.



Von der Leipziger Ostermesse: Die Petersstraße, der Ort des Hauptverkehrs während der Messe.

Wieder die Räthe!

Seine Frau stand mit hochrotem Gesicht vor der kleinen Missetäterin, welche in trotziger Haltung, mit zusammengepreßten Lippen, die Flut der Worte über sich ergehen ließ.

„Denk Dir nur, Walter, dieses ungezogene Kind,“ rief sie außer Atem, als sie ihres Gatten ansichtig wurde, „sie sagt, sie freue sich, daß sie nicht mehr zur Schule zu gehen brauche.“

„Ja, was ist denn passiert?“ fragte der Oberlehrer, dem eine unbestimmte Ahnung von etwas Unliebsamem aufdämmerte.

„Da lies selbst! Ich kann nicht mehr! Toiärgern könnte man sich,“ stöhnte Frau Else kläglich. Fräulein Blohm hatte geschrieben, und Herrn Kempes Gesicht nahm einen verstimmtten Ausdruck an. Er fuhr sich aufgebracht durch das dunkelgelockte Haar, ließ sich auf einen Stuhl fallen und las mit gerunzelter Stirn: „Sehr geehrter Herr Oberlehrer! In meinem Bedauern muß ich Ihnen berichten, daß es sich nicht mehr mit unseren Schulgehehen verträgt. Rätchen weiterhin am Unterricht teilnehmen zu lassen. Sie gibt durch ihre Widerspenstigkeit den anderen Kindern ein zu schlechtes Beispiel und sagt bei jeder Gelegenheit: „Papa weiß doch am meisten, er hat mir das anders gezeigt.“ Vor dieser Meinung ist sie nicht abzubringen. Aus diesem Grunde erlaube ich Sie höflichst, Rätchen nicht mehr zu mir in die Schule zu schicken. Ich habe übrigens Ihrer Frau Gemahlin schon neulich den Rat gegeben, das Kind durch Sie, geehrter Herr Oberlehrer, unterrichten zu lassen, da nur so die Möglichkeit gegeben ist, daß es sich unter einer Autorität beugt.“

Hochachtend und ergebenst
Agnos Blom,
Schulvorsteherin.

„Rätche, komm mal her,“ begann ihr Vater nach Durchsicht dieser erfreulichen Zeilen mit strenger Miene.

Sie näherte sich mit lachendem Gesicht. Ihre kampfbereite Stellung hatte sie gleich beim Eintritt ihres Vaters aufgegeben.

„Nicht wahr, Papa, Du freust Dich doch sehr, daß Du mir Stunden geben kannst,“ sagte sie mit leuchtenden Augen.

„Aber mächtig,“ entgegnete er amüsiert.

„Wenn ich erst groß bin, gebe ich meinen Kindern auch Unterricht,“ fuhr Rätchen fort und schmiegte sich an den Papa wie ein schnurrendes Kätzchen.

„Da mußt Du aber fleißig bei mir lernen, was soll sonst aus Dir werden?“ fragte der Oberlehrer und strich über den Blondkopf seiner Tochter.

„Ich möchte auch einmal Lehrer studieren,“ meinte sie ernsthaft.

„Ach, Du kleiner Dummbart,“ sagte ihr Vater, gab ihr einen Klaps und sprach: „Nun geh' in die Küche und sage der Minna, sie soll das Mittagessen hereinbringen.“

Rätche ließ sich das nicht zweimal wiederholen und fuhr wie ein Wirbelwind heraus, um ihren Auftrag auszurichten.

„Das will ein Oberlehrer sein und erzieht so seine Kinder,“ seufzte Frau Else kläglich und schüttelte den blonden Kopf.

„Abwarten, mein Fräuchen,“ erwiderte ihr Mann heiter, küßte sie herzlich, und mit diesem Argument war Frau Else aus dem Heli geschlagen.

Oberlehrer Kempes Methode bewährte sich glänzend. Noch war kein halbes Jahr vergangen und seine Rätche befriedigte ihn durch ihre Leistungen. Konnte man auch keine große Gelehrsamkeit von einem Kinde ihres Alters und Schlages verlangen, so entwickelte sie doch soviel gelunden Menschenverstand, daß ihr Vater stolz auf seine erzieherischen Erfolge zu werden begann.

Er hatte ihren Ehrgeiz geweckt. Oft schickte er sie zum Kaufmann und ließ sie einholen. Zuerst ging das ohne Konfusion ab: denn, da rechnen zu ihrer schwachen Seite gehörte, so kamen oft Irrtümer vor, und das herausgegebene Geld stimmte nicht immer, oder sie verlor auch einen Teil davon. Bald aber änderte sich das. Sie hatte dem Papa jeden Kassen ansagen müssen und beim Abdieren kam dann ihre Unwissenheit zu Tage. Es war eine harte Aufgabe gewesen, all die Zahlen in ihr konfuse Köpfchen hineinzuwängen.

Aber, o Wunder, ihr Gedächtnis stärkte sich. Rätchen gab sich gewaltige Mühe. Sie liebte ihren stets heiteren Papa und sah um seinetwillen mit angestrengtem Fleiß bei ihren Schularbeiten, die der Oberlehrer vor des Morgens aufschrieb, um sie bis zum Mittag zu beschäftigen.

Sein ältester Sohn Max beteiligte sich unbewußt an dem Erziehungswerk.

Geduldig gab er auf die vielen Fragen Antwort, die durch ihr unruhiges Köpfchen schwirrten. Wußte er aber einmal ihre Wirkbegierde nicht zu befriedigen, so sagte sie triumphierend: „Papa weiß doch am meisten! Ich habe es immer zu Fräulein Blohm gesagt, sie wollte es mir nur nicht glauben.“



Für die Frauenwelt.



Das Verstehen. Von Mirafades.

(Nachdruck verboten).

Liebe! Ein inhaltsschweres Wort. Freundschaft! Wohl noch inhaltreicher und bedeutungsvoller, von den meisten heiß begehrt, schwer errungen und dann? Dann kommt der Prüfstein für die Liebe, für die Freundschaft: das Verstehen, dessen Mangel oft, gar zu oft bitter schmerzlich empfunden wird. Das kaum dem Badfischalter erwachsene junge Mädchen, dessen Herz noch so leicht empfänglich ist für alles, was nach außen hin gut und schön ist, kann leicht entflammen in Liebe zu einem Manne, dessen heiteres, angenehmes Wesen in Gesellschaft oberflächlich gefällt, kann entzückt seine Augen an einem schönen Manne haften und sich vom Reize einer klangvollen Stimme hinreißen lassen, kann in Liebe sich hingezogen fühlen zu einem gediegene Charakter, einem strebsamen, fleißigen Manne. Die Zeit der jungen Liebe läßt beide so namenlos glücklich sein, läßt keine Wunsch mehr in ihnen aufkommen, und der Gedanke beunruhigte sie nicht, es könnte auch mal anders werden. Und doch erstet der Zeitpunkt, wenn der herangereiften Frau die Erkenntnis kommt, daß ihr Mann geistig unter ihr steht, wenn er ihr Denken und Empfinden nicht begreift, ihre Begeisterung für Kunst und Wissenschaft nicht versteht und mit ihr teilt, ihre Charakter- und Seelengröße nicht sieht, ja nicht einmal ahnt. Es bedingt eine Ehe noch längst nicht immer ein Verstehen. Dann kommt das Erwachen aus dem Liebestraum, wenn die Frau nach etwas Gediegenerem verlangt, als nur nach oberflächlicher Unterhaltung, mit der man sich ab und zu als gern gesehener Gast in der Durchschnittsgesellschaft aufspielen kann. Dann begehrt das Weib nach etwas Ernsterem, Gehaltvollerem, als nur nach einem Blick in ein paar schöne Augensterne, und auch der Zauber einer weichen, warmen Stimme kann die Frau dann nicht mehr ganz in seinen Bann ziehen. Dann genügt auch der gediegene Charakter allein nicht mehr, wenn der Mann sich nicht aufschwingen kann zu der Seelengröße seines Weibes. Es ist ein schreckliches Erwachen, wenn die Erkenntnis kommt, daß man einander nicht versteht. Der Mann mag das weniger schmerzlich empfinden. Seine Tätigkeit beschränkt sich nicht auf das Haus; mit den verschiedensten Menschen kommt er in Berührung, und sein Wirken im öffentlichen Leben läßt ihn zu Hause nicht viel mehr noch suchen als eine behagliche Häuslichkeit, in der er in Frieden und ohne Unannehmlichkeiten sich von des Tages Lasten ausruhen kann. Die Frau aber verlangt nach den vielen kleinen Tagesbeschäftigungen auch nach geistiger Nahrung, nach höherer Anregung. Verstehen die Gatten es dann, einer dem anderen alles zu sein, in die Ideen des anderen Teiles einzugehen, die geheimen Wünsche zu erraten, so ist es ein Zusammenklingen zweier schön gestimmter Saiten zu reinster Harmonie. Zwei gleichgesinnte Menschen kommen so leicht mit einander aus, und wie unendlich schwer ist es im umgekehrten Falle! Dann vermag auch die Freundschaft nicht jene schönen Blüten hervorzubringen, wie bei jenen, die einander verstehen. Der eine sucht Halt beim andern; es ist ihnen, als gehörten sie einander, und als wäre es nie anders gewesen. Es genügt oft eine kurze Spanne Zeit, um sich, unbewußt anfangs noch, zu einander hingezogen zu fühlen bei gleichen Gesinnungen und Empfindungen. Das Arbeiten und Streben des anderen Teiles ist jedem von beiden bekannt. Sie ergänzen sich gegenseitig: sie spornen sich an, höher zu steigen. Der eine sucht des andern würdig zu sein, und so steigen sie höher und höher empor, und bewundernd schaut der eine zu der Größe des andern hinauf. Und doch erkennt und versteht er sie nur, weil er selbst die Größe zu erreichen trachtet. Vermag der Laie die Künstler und ihr titanenhaftes Können ganz zu verstehen und zu würdigen? Nein, — nur ahnen kann er, und es biebt ihm viel unerfüllt von dem allgewaltigen Zauber der Kunst, wie sie sich dem Künstler offenbart. Das Verstehen unter Ehegatten und Freunden bedingt aber nicht allein die gleichen, geistigen Fähigkeiten auf beiden

Seiten, es fordert auch gegenseitige Offenheit und unbedingtes, großes Vertrauen. Es muß jeder verstehen, das persönliche Leid und das Glück des anderen mitzuempfinden, und es darf und muß der andere Teil den einen teilnehmen lassen an seinen Gedanken und Empfindungen; sonst lockert sich das feste Band, und es entsteht allmählich eine Kluft, die schwer noch einmal überbrückt werden kann. Dann schiebt sich statt des Vertrauens Mißtrauen in des anderen Seele. Erst wird ihm das quälen und betrüben; allmählich wird es ihm gleichgültig, und dann schwinden nach und nach die warmen Gefühle, und wehmütig nur noch gedenkt er des einstigen, ungetrübten Glückes. Ist aber Offenheit und Vertrauen schön mit einander gepaart, so hilft in den schwierigsten Lebenswirrnissen oft der eine dem andern, indem er ihm hilft, sich auf sich selbst wieder zu besinnen, seinen Ehrgeiz weckt, ihn anspornt, weiter die Stufen zur Vervollkommnung zu erklimmen, wenn er ihm sein Selbstvertrauen wiedergibt. Wie oft läßt gerade das ihn groß sein oder ins Verderben stürzen! Und ist das gegenseitige Vertrauen vorhanden, so ist es jedem leicht, dem andern Opferfreudigkeit und Opfersinn entgegenzubringen und selbstlos dem anderen zu helfen und zu dienen, nicht im eigenen, persönlichen Interesse. Die Wünsche können allerdings beiderseits nicht immer die gleichen sein. Die Interessen wenden sich schon mal diesem und jenem zu. Bringt jeder dann dem andern gern ein Opfer und stellt seine eigenen Wünsche und Liebhabereien mal in den Hintergrund, so haben Liebe und Freundschaft die Feuerprobe bestanden. Sie sind gestählt, und es mag dann kommen, was da wolle, beide Teile werden wie die Säulen des Herkules jedem Sturm im Leben trotzten, und es wird ein blauer Himmel selbst nach heftigen Kämpfen gegen die Naturgewalten beider wieder strahlen, und sie werden glücklich lächeln im gegenseitigen Verstehen.

 **Für die Kinderwelt.** 

„Halte aber auch hübsch still,“ sagt der Schwamm.
 „Dummes Zeug. Du mußt still halten,“ sagt das Wasser, nachdem es sich vergeblich lodend und schmeichelnd als das „schönste, weiche, lauwarne“ Wasser angepriesen.
 „Wenn wir nicht ordentlich reiben,“ sagt das Seifenläppchen, „kriegen wir keinen Grund.“
 „Das eine Döhrchen ist schon gut,“ sagt schlau das Handtuch, nun bloß noch das andere.“ Kamm und Bürste streichen die verwirrten Döhrchen glatt, teilen den Scheitel und sagen: „Gleich sind wir ser ig.“ „Erst das rechte Aermchen, dann das linke Aermchen,“ sagt das reine Hemdchen. „Nebst Nacht sind wir auch nicht magerer geworden,“ sagen die Strümpfe zu den wurstfunden kleinen Wackelwaden.
 Die Schuhchen sagen: „Schmud Pferdchen, blanke Hutschen.“
 „Kopfüber ohne die Frisur zu verderben, das ist die Kunst,“ sagt das Unterröckchen.
 „Jetzt komme ich,“ sagt das Kleidchen, wie der Vornehmste in der Gesellschaft, auf den alle andern gewartet haben. Es weiß recht gut, daß es das rote Kleidchen mit den Glasknöpfen ist, zu dem das Kind das Zeug sich selbst ausgefucht nach der Probe, es weiß, daß es des Kindes Lieblingskleid ist.
 „Nun noch das Mäschen bohnen,“ sagt das Taschentuch, und das klingt so launig, man denkt gar nicht an seine unangenehme Aufgabe.
 „Fix und fertig,“ sagt der ganze Chor.
 „Ach, da sitzt noch ein Tränchen, ein dummes kleines Tränchen, das sich nicht abtrocknen lassen wollte, auf der Wade. Das lässe ich schnell weg,“ sagt die Mutter, „und dann gehen wir Papa guten Morgen sagen, einen freundlichen, reingewaschenen, angezogenen guten Morgen.“

 **Nützliches fürs Haus.** 

— **Meisrouladen.** Scheiben von Ochsenfleisch werden recht dünn und flach geklopft und mit halbgar gekochtem Reis und in Butter geschwitzter Zwiebel gefüllt. Jede Scheibe wird zu einem Würstchen gerollt, gebunden, gesalzen und gepfeffert und in Butter und reichlich Bouillon gar gekocht. Man läßt, wenn die Rouladen weich sind, die Sauce noch besonders einkochen und tut etwas Fleischextrakt hinzu. Vor

dem Anrichten legt man die Rouladen wieder in die Sauce, übergießt sie reichlich und läßt sie im Ofen bräunen.

— **Die Vereitung des Cocktail.** In ein großes Wasserglas wird fein zerschlagenes Eis getan, 4 Tropfen Angourtoine-Bitter, 4 Tropfen Pomeranzen- oder Curacao-Bitter, einige Tropfen aufgelöster Zuder. Auf diese verschiedenen Ingredienzen wird Wisky-Brantwein oder, je was man zum Cocktail nehmen will, ein halbes Weinglas voll gegossen. Das Ganze wird mit einem langstieligen Löffel sorgsam verrührt. Das Getränk muß eisig kalt sein. Dann gießt man es in ein kleines, spitzes Cocktail-Glas, so behutjam, daß kein Stückchen Eis mit in das Glas rutscht, drückt ein paar Tropfen aus einer feinen Zitronenschale (nicht den Saft der Frucht) in das Glas, damit der Cocktail nur die Essenz der Schale erhält.

— **Zitronenaufsauf.** Von 6 Zitronen wird das Gelbe abgerieben, der Saft rein ausgebrückt, durch ein Haarsieb in ein Kasserol gegossen und mit 200 Gramm Zuder etwas dick gekocht. Dann schlägt man $\frac{1}{2}$ Kilogramm Butter zu Schaum, rührt nach und nach 16 Eidotter hinein und rührt nach einer Seite $\frac{1}{2}$ Stunde fort. Nun setzt man den mit Zitronensaft eingekochten Zuer nebst Schale dem zu Schaum geschlagenen Eiweiß zu und bäckt bei nicht zu starker Hitze.

— **Vereitung von Honigluchen.** Man läßt 1 Kilo guten, ausgelassenen Honig heiß werden, schmilzt 100 Gr. frische Butter darin und schüttet beides in eine Schüssel mit 1 Kilo Mehl, vermischt alles sehr gut und mengt nach dem Erkalten des Teiges 15 Gr. ir Rosenwasser aufgelöste Pottasche dazu, worauf man den Teig einige Tage ruhig stehen läßt. Dann kneiet man ihn tüchtig durch, tut das Gelbe einer Zitrone, 60 Gr. gestoßene süß. Mandeln und etwas geschnittenes Zitronenaroma, rollt den Teig dünn aus, schneidet viereckige Stücke daraus oder sticht mit einem Ausstecher runde Kuchen daraus und bäckt sie auf einem ganz schwach gebutterten Blech.

— **Sajfens.** $\frac{1}{2}$ Kilo gelbes Senfmehl, $\frac{1}{2}$ Kilo schwarzes Senfmehl, $\frac{1}{2}$ Kilo gestoßener Zuder, 30 Gramm gestoßene Nelfen und 60 Gramm gestoßener Piment (Nelfenpfeffer) werden mit so viel Weinessig vermischt, daß dadurch ein dünner Brei entsteht, welcher in Gläser oder Büchsen gefüllt wird.

— **Zu starke Erwärmung der Kopfhaut** durch zu warme Kopfbedeckung bewirkt zunächst immer gestörte Ernährung des Haarbodens und damit frühzeitiges Ergrauen und Ausfallen der Haare selbst. Unseren Haarwuchs erhalten wir uns nur dadurch, daß wir zunächst unseren Gesamtkörper gesund und rüstig erhalten, im Essen und Trinken Mäßigkeit üben, reinlich geordnet und sittlich leben und den Kopf nicht verweichlichen. Alle sogenannten Haarwuchsmittel, außer solchen, welche eigentlich Reinigungsmittel der Kopfhaut sind, bleiben nichts anderes als eine Täuschung des Publikums. Also fort mit dergleichen Aberglauben, fort mit den Tüchern, in welche man häufig seinen Kopf und auch den der Kinder zu hüllen pflegt. Letztere bedürfen der warmen Kopfbedeckung am allerwenigsten.

— **Terracotta-Sachen reinigt** man mit lauwarmer Wasser und einem Zusatz von Salzsäure, wobei man einen Eßlöffel auf einen halben Liter Wasser nimmt. Man taucht eine weiche Bürste in die Lösung und bürstet vorsichtig den Gegenstand damit ab. Nachreiben mit einem in warmes Wasser getauchten Leinwandläppchen ist zu empfehlen. Nach erfolgter Abwaschung ist der Gegenstand mit einem weichen Tuche abzutrocknen. Bemalte Figuren vertragen die Reinigung jedoch häufig nicht, da die Farbe vielfach nicht mitgebrannt wird und sich durch Nässe löst.

— **Zum Reinigen lackierter Möbel** nehme man weder Seife noch Soda, sondern nur lauwarmer Wasser, dem man etwas Salmiakgeist zusetzt hat. Nach dem Abwaschen spüle man sie mit klarem Wasser nach und reibe sie mit einem weichen Leder so lange, bis sie wieder blank sind.

— **Mitt zum Befestigen von Gummireifen an Fahrrädern.** Man weicht pulverisierten Schellack in der zehnfachen Menge starken Salmiakgeistes auf, wodurch man eine durchscheinende Masse erhält, welche in drei bis vier Wochen ohne Anwendung von heißem Wasser flüssig wird. Diese Flüssigkeit macht den Kautschuk weich, nach Verflüchtigung des Salmiakgeistes erhärtet er jedoch. Am einfachsten ist es, den gepulverten Schellack in dem starken Salmiakgeist weichen zu lassen und mit der durch Erwärmung flüssig gemachten, nunmehr gallertartigen Masse, die mit dem Gummireifen zu bedeckende Stelle zu bestreichen.



Unsere Bilder.



— Der Brand des Hoftheaters in Meiningen. (Vgl. das Bild Seite 108.) Das weltberühmte Hoftheater wurde bis auf die Umfassungsmauern zerstört und soll aus Privatmitteln des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen neu aufgebaut werden. Der kunstsinige Herzog führte nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1866 eine durchgreifende Reform der Bühnen- und Darstellungskunst ein, die vorbildlich für alle deutschen Theater wurde. Eine neue Ära im Theaterleben brach durch das Vorgehen der Meiningener Bühne an. Die Echtheit und Treue des äußeren Rahmens und die lebendigste Wiedergabe des dichterischen Kunstwerks in allen entscheidenden Momenten der Stimmung wirkten unwalzend und schufen die als „meiningisch“ historisch gewordene Kunstform. Das Theater ist abgebrannt, aber die Meiningener Theaterreform lebt in allen deutschen Landen fort.

— Begräbnis der Kaiserin-Mutter von Japan. (Vgl. das Bild Seite 109.) Fürstin Echjo war die Gattin des Fürsten Echjo Adato, deren dritte Tochter Haruko sich am 9. Febr. 1869 mit Mutsuhito, dem Kaiser von Japan, vermählte. Ob schon der japanische Hof seit 1871 vollständig nach europäischem Muster umgestaltet ist, vollzog sich der Trauerzug ganz nach dem überlieferten Brauche. Priester mit Erinnerungstafeln schreiten dem Zuge durch die Straßen Tokios voran.

— Von der Leipziger Ostermesse. Trotz aller Versuche, Gegenunternehmen hoch zu bringen, hat die Leipziger Messe ihren seit Jahrhunderten behaupteten Platz innegehalten und bildet nach wie vor einen wichtigen Knotenpunkt im deutschen und internationalen Handel. Die Hauptstraße ist die Petersstraße, die, wie unser Bild Seite 109 zeigt, durch ihre riesigen Reklameschilde und die vielen Reklameschildträger lebhaft an amerikanische Geschäftsführung erinnert. Hunderte von Firmenschildern, über die ganze Häuserfront verteilt, weisen das internationale Einkauferpublikum nach den Verkaufsräumen.



Zur Unterhaltung.



— Schließlich. A.: Du siehst ja so schäbig aus? — B.: Ja, woher einen neuen Anzug nehmen und nicht stehlen? Kein Schneider will mir einen machen. Die einen sagen, sie kennen mich zu wenig, und die andern, sie kennen mich zu gut.

— Angenehme Beschäftigung. (In der Eisenbahn.) „Sagen Sie, mein Herr, was ist Ihnen denn, daß Sie sich fortwährend so unruhig bewegen?“ — „Ja, ich habe mir da in Kumphausen eine Uhr gekauft; die muß immer geschüttelt werden, damit sie nicht stehen bleibt.“

— Ein Praktikus. Lehrer: Wann schmecken wohl die Kirichen am besten, liebe Kinder? — Der halbwichsige Franzl: Wenn keiner in'n Garten ist!

— Unerwartet. Professor: Meyer, die letzte Arbeit können Sie unmöglich allein gemacht haben. Sagen Sie mir einmal, mit wessen Hilfe Sie gepflügt haben? — Meyer: Ihr Sohn hat mir geholfen!

— Widerlegt. Vater (zu seinem Sohn, den er in der Aneipe überrascht): Junge, wie kannst du nur so viel Bier trinken! Erst arbeiten! Nach der Arbeit ist gut ruhen! — Filius studiosus: Na, weißt du, nach der Arbeit schlafe ich wie 'ne Bombe!

— Aus der guten alten Zeit. Feldwebel der Bürgergarde (zum Hauptmann): Die Laut' schimpfen schon wieder, weil exerziert werden soll! — Hauptmann: Na, dann zahl' ich halt jedem an' Schnaps — da werden's schon wieder zufrieden sein!

— Erklärt. Frau: Liebes Männchen, was bedeutet denn eigentlich — Zukunftsstaat? — Mann: Sehr einfach — wenn du z. B. jetzt im Februar schon deine Frühjahrs-toilette einkaufen wolltest!

— Kindliche Logik. Die kleine Emmi: Tante, du trägst ja so graue Kleider? — Tante: Ja, mein Kind, ich gehe in Halbtrauer. — Emmi: Bei Euch ist wohl jemand halbtot?



Rätsel.



Bezierbild.



Wo mag mein Schatz wohl weilen?
Ich möchte zu ihm eilen.

Zitat-Rätsel.

- Das bessere Teil der Tapferkeit ist Vorsicht. Shakespeare.
- Ach, auf das mutige Roß mich zu schwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reiß'n. Schiller.
- Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Goethe.
- Wir sind eines Herzens, eines Bluts. Schiller.
- Eine schöne Menschenseele finden ist Gewinn. Herder.
- Der Wein erfreut des Menschen Herz. Gleim.
- In deiner Brust sind meines Schicksals Sterne. Schiller.
- Volles Stimme, Gottes Stimme. Homer.

Aus vorstehenden Aphorismen ist der Reihenfolge nach ein Wort zu entnehmen; diese, aneinandergereiht, ergeben ein Zitat aus Schillers „Piccolomini“.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel-Rätsel: Lieber Heinrich = Rhein; Uwe Ser-now = Weser; derselbe = Elbe; mit Blech gedeckt = Lech; in (oder) ne Einrichtung = Oder; wer rasch geht = Werra; ich Awe läuten = Havel; am Himmel Stern = Elster; von weitem schallt = Ems; dein Eckart = Medar; Emma in Berlin = Main; sinnig grüßen = Inn.

Buchstaben-Rätsel: Geld, Hemd, Herd, Herbe, Heide.
Rebus: Kupferstich.



Düsseldorfer SONNTAGSBLATT. Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 15.

Sonntag, 12. April.

Jahrgang 1908.

Drei Wünsche.

Eine lustige Geschichte von Käthe v. Veeter.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ausspringen, ihm einen Blick zuwerfen, vor dem sein Lachen in Verlegenheit verstummte, und dann mit der Miene einer kleinen Königin ganz unberührt durch die sich anjammelnde Menge schreiten, war das Wert eines Augenblickes. Wie in einer Art Hypnose ging ich nach Hause, bis in das Zimmer meiner erstaunten Mutter, ganz starr und unbewegt; erst dort brach ich in leidenschaftliches Weinen aus, und nur ganz allmählich gelang es der Erschrockenen, mich zu beruhigen und mir die Geschichte meines Abenteurers abzufragen.

Solange der Großfürst dort war, was glücklicherweise nur noch vier Tage dauerte, bekam man mich nirgends zu sehen, weder am Brunnen, noch auf der Promenade; dann hatte ich meinen Kummer überwunden, aber Gjel mochte ich nie mehr gern sehen. Die Erfüllung meines zweiten Wunsches hatte mich die schon fast ziemlich sichere Stellung einer russischen Großfürstin gelöstet — kann man mir da meine Abneigung gegen Gjel verdenken?

Die jungen Mädchen lachten und jubelten.

„O, Großchen, das ist ja wieder eine wundervolle Geschichte. Nein, Du Armer! Aber weißt Du, was uns anbetrifft, so wollen wir diesem lieben, kleinen Grautier in dankbarer Erinnerung ein nachträgliches Lebehoch ausbringen; denn indem er Dein Herz von dem fürstlichen Küssen trennte, verschaffte er uns das Glück, Dich zur Großmutter zu bekommen.“

„Im Gegenteil,“ und Erika hob mit blühenden Augen das stolze Köpfchen. „Pereat diesem wie allen anderen Eiteln! Ohne ihn wären wir jetzt vielleicht großfürstliche Großtöchter!“

Die alte Dame lachte.

„Vor allen Dingen schellst jetzt nach Louise, daß sie die Lampe bringt. Wir haben lange genug Schwatz- und Dämmerstündchen gehalten, es ist Zeit, daß Ihr noch ein bißchen arbeitet.“

„Ja, aber Großchen, denke nur nicht, daß Du uns mit dem Schluß Deine Erzählung entwischt. Dieses war der zweite Streich, und der dritte folgt sogleich. Wir wollen fleißig sein wie die Ameisen, aber den dritten Wunsch und seine Erfüllung bekommen wir auch noch zu hören, nicht wahr?“

„Wenn Ihr Quälgeister durchaus darauf besteht, dann werde ich wohl müssen. Aber verspißt Euch nur nicht auf etwas Besonderes. Es war wieder nur eine Kleinigkeit, die ich mir wünschte, und fast glaube ich, daß dieser

Wunsch Euch am unbegreiflichsten erscheinen wird. Er bestand darin, daß ich leidenschaftlich gern einmal eine Straße oder einen großen, freien Platz fegen wollte.“

„Aber Großchen, Straßenlehrerin? Du einstige Großfürstin in spe und so haarsträubend plebejische Neigungen?“

„Ja, Kinder, das Gjelchen muß wohl gewußt haben, daß es im Recht war, als es meinen fürstlichen Traum zerstörte. Ich hatte schon als kleines Kind wirklich die plebejische Neigung, jeden Straßenlehrer glühend um sein Tagewerk zu beneiden, und war dieser Sehnsucht treu geblieben bis in meine Jungfrauenjahre. Aber leider bot sich für ihre Erfüllung noch weniger Aussicht, wie für die der beiden anderen Wünsche. Einen Garten oder großen Vorplatz, in dem ich meiner sonderbaren Neigung fröhnen konnte, besaßen wir nicht; und je mehr des Herrn Forstmeisters Töchterlein der Hoffähigkeit entgegenwuchs, desto geringer wurde die Möglichkeit, dem edlen Handwerk der Straßenreinigung obliegen zu können. So war ich 17 Jahre alt geworden und hatte noch nie eine Straße gefegt.“

Da verlobte sich meine beste Freundin, mit der ich alle Schuljahre hindurch getreulich Leid und Freud geteilt und alle dummen Streiche gemeinsam betrieben hatte. Sie war ein Landkind, ihr Vater Pächter eines großen Gutes, und mein Lottchen, die zur Erziehung bei einer Tante in unserem Residenzstädtchen gelebt hatte, war nun seit Jahresfrist zu

Hause, benutzte diese Zeit dazu, sich zu verlieben und sich schließlich zu verloben. Sie schrieb strahlende Brautbriefe, deren Schluß stets die Bitte war: „Komm und sieh Dir unser Glück mit eigenen Augen an!“

Merkwürdigerweise war es bis dahin nie dazu gekommen, daß ich die häufigen Ferieneinladungen nach Balthin — so hieß das Gut, dessen Pächter Lottchens Vater war — hatte annehmen können. Jetzt aber lagen alle Verhältnisse so günstig, daß die Eltern meinen flehentlichen Bitten nachgaben und ich an einem schönen Sommermorgen in die Postkutsche gepackt und meinem Lottchen in die Arme geschickt wurde.

Das war ein Wiedersehen und ein Freuen, und dann nun für mich Stadtkind die ungekannte Wonne, auf dem Lande zu sein! Jeder Zweig, jede Blume, jeder Hund und jede Kaze war eine Fundgrube des Entzückens für mich.

„Und das alles, Lottchen, steht Euch zur unbeschränkten Verfügung?“

„Ei, natürlich! Der Besitzer des Gutes hat sich nur vier Zimmer oben vorbehalten und kommt in jedem Sommer auf ein paar Wochen mit seinem Diener zur Erholung her. Er hat sich auch für die nächste Zeit schon wieder angemeldet, aber das stört uns nicht.“



Lord Tweedmouth,

der erste Zivillord der englischen Admiralität, an den der deutsche Kaiser einen Privatbrief richtete, der außerordentliches Aufsehen in England erregte.

Er ist ein liebenswürdiger, anspruchsloser Mensch, und auch wenn er da ist, steht Haus, Garten, Park und Fuhrwerk genau so zu unserer Verfügung, wie jetzt."

"Lottchen, himmlisches, einziges Lottchen", hat ich schon nach ein paar Stunden des Beisammenseins, als die erste, überstürzende Flut gegenseitiger Mitteilungen mit ihren Umarmungen und Nührungstränen glücklich überstanden war, „etwas mußt Du mir versprechen, — daß ich den großen Platz vor dem Hause wenigstens ein einziges Mal gegen darf?"

Lottchen lachte wie unsinnig:

"Das mußt man Dir lassen, Liese, Du bist in Deinen Wünschen und Neigungen standhaft. So lange wir uns kennen, hast Du mich mit der Straßensegerei geplagt, und nun haben wir uns kaum wiedergesehen, da kommt das erwachsene, vernünftige Mädchen hartnäckig auf ihren dümmsten Kinderwunsch zurück. Aber sei ruhig, Liebchen, er soll Dir erfüllt werden. Gleich heute nachmittag, so zwischen fünf und sechs Uhr, wenn Vater auf dem Felde und Mutterchen in der Milchammer beschäftigt ist und mein Schatz noch nicht kommt, dann machen wir das ganz heimlich, ohne daß Dich einer auslachen kann, und Du darfst dann so lange herumlegen, bis Dir der Atem ausgeht."

Und so geschah es. Das Kleid hochgesteckt, die Ärmel aufgestreift und eine große Wirtschaftsschürze Lottchens vorgebunden, in einer Hand die gefüllte Gießkanne zum Sprengen, in der anderen den Strauchbesen zum Kehren, betrat ich zur bestimmten Stunde glückbedend den Schauplatz meiner zukünftigen Taten.

Lottchen hielt sich die Seiten vor Lachen, als ich begann, mußte mich aber schnell verlassen, da die Mutter nach ihr rief und sie meine wilde Tätigkeit nicht gern deren suchen- den Blicken aussetzen wollte.

"Ich komme gleich wieder," rief sie mir forteilend zu; ich aber war so mit blindem Eifer in mein Werk vertieft, daß ich sie kaum hörte, sondern wie rasend mit meinem Besen über den breiten Kiesplatz hinjagte.

"Na, das ist aber ein schöner Staub, da kann man ja kaum atmen", sagte auf einmal eine Stimme hinter mir; und als ich erschreckt aufschah, da stand ein junger Mann mit dem Hut in der Hand, sehr einfach angezogen, selbst sehr staubbedeckt und mir durchaus nicht so imponierend, daß ich mich feinetwegen besonders aufgeregt hätte. Was hatte dieser wildfremde Mensch sich um meine Angelegenheiten zu kümmern!

Ich machte also ein sehr impertinentes Gesicht und sagte kurz über die Schulter hinüber: „Wo gefegt wird, gibt es bekanntlich immer Staub, und wem das nicht paßt, der kann sich ja aus dem Staube machen."

Der junge Mann lachte laut auf:

"Alle Wetter, auf den Mund gefallen scheinen Sie nicht zu sein! Sagen Sie mal, mein liebes Kind, was stellen Sie eigentlich hier vor?"

Das ging nun nach meiner Ansicht den hergelaufenen Menschen gar nichts an; aber ich stand nun einmal mit Besen und Schürze und in der besten Dienstmädchenbeschäftigung vor ihm, und so blieb mir kaum etwas anderes übrig, als kurz zu erwidern:

"Ei, ich bin das Stubenmädchen vom Hause."

Ein bißchen unsicher sah ich dabei zu ihm empor.

Er riß die Augen sehr erstaunt auf, und trotz des Zornes, den ich auf den unberufenen Frager hatte, bemerkte ich doch, daß das auffallend hübsche blaue Augen waren, und daß er überhaupt gar nicht so hergelaufen und nebensächlich ausah, wie ich anfangs gedacht hatte. Es wurde mir doch etwas bänglich und unsicher zu Mute, und meine Gießkanne ergreifend, versuchte ich jetzt tapfer die Staubwolken zu dämpfen, die wirklich wie vom Wüstensturm aufgewirbelt zwischen uns wogten.

"Um, Stubenmädchen wollen Sie hier sein?" sagte der Fremde, und sein Ton klang nicht besonders gläubig. „Auch gut, mein liebes Kind, dann, bitte, unterbrechen Sie mal Ihre ersprißliche Tätigkeit und gehen Sie der Frau Hammer melden, daß Herr — und nun nannte er den Namen, den Lottchen mir als den des Besitzers angegeben hatte, — schon jetzt eingetroffen — — —"

"Großchen, den Namen, sollen wir Dir den Namen sagen?"

"Ja, Kinder, wenn Ihr dann auch die Geschichte zu Ende erzählen wollt, — — —"

"Nein, nein, wir sind schon ganz still, fahre nur fort!"

"Na also, den Namen hören, aufschreiben, meine gefüllte Gießkanne im Schreck so wild schwingen, daß die ganze Brausladung dem Unglücklichen über Kopf und Beinleiber ging, und nach dieser Krönung all meiner Missetaten fortstürzen, das brachte ich alles in einer Sekunde zustande."

Lottchen, die eben aus der Milchammer mir entgegen-

kam, wußte gar nicht, was es bedeuten sollte, als ich erregt in ihre Arme stürzte. Hinter mir, ehe ich noch zur Erklärung gekommen, erschien mein Schreckgespenst, naß wie ein Fudel, und teuflisch lächelnd, während mein verständnisloses Lottchen mich, die eilends wieder entfliehen wollte, trampfhaft festhielt:

"Guten Tag, Fräulein Lottchen! Nett, daß Sie mit Ihrem Stubenmädchen so intim stehen; aber inbetreff des Hoflehrens müssen Sie die junge Dame etwas besser erziehen. Sie spendet beim Fegen einmal zu wenig und einmal zu viel Wasser, und letzteres mit Vorliebe am unrechten Ort!"

Schüchtern hob ich bei seinen humoristischen Worten den Kopf von Lottchens Schulter, und als ich ihn so pudelnah und mit so schelmischen Augen vor mir stehen sah, da kam mir auf einmal die Sache so komisch vor, daß ich laut und lustig loslachte. Er mit, und so lachten wir wie tolle, wilde Kinder eine ganze Weile lang Duett, und mein armes Lottchen stand dabei und dachte, daß wir alle beide übergeschnappt wären.

Na, Kinderchen, Ihr wißt es ja doch schon, wie sich das Ende dieses Anfanges gestaltete. Bierzehn Tage darauf war ich seine Braut. Ich hatte mir meinen Liebsten vom Wege aufgefegt, und was mich die Erfüllung meiner beiden ersten Wünsche an Kummer gekostet, das wog dieser letzte reichlich an Glück auf. Gekommen wäre es wohl so wie so, denn was sein soll, schießt sich; aber mein Schatz hat immer behauptet, daß gerade in jenem Moment, da ich wolkenumhüllt und feuerrot ihn so impertinent aufgefordert, sich aus dem Staube zu machen, die Liebe in seinem Herzen entsprungen sei und es ihm ohnedem nie in den Sinn gekommen wäre, sich nach einem so unbedeutenden kleinen Mädchen die Augen auszuschaun.

Ja, so hat er gesagt, Kinder, wenn Ihr es auch nicht glauben wollt. Und nun, Meta, hole vom Büfett die Weinflasche und die Gläser. Die Erinnerung an die schöne fröhliche Jugendzeit hat mir das alte Herz ganz warm gemacht; kommt, laßt uns darauf anstoßen, daß jeder von Euch der liebste Wunsch so schön in Erfüllung gehe wie mir jener letzte und lächerlichste meiner Kinderwünsche!"

Osterurlaub.

Von Johann Tenge (Düsseldorf).

(Nachdruck verboten.)

"Du, Franz, bekommst du Ostern Urlaub?"

"Ich weiß noch nicht," antwortete der Gefragte. „Wir haben vorher nochmal Vergleichsschießen, und unser Hauptmann hat gesagt, daß derjenige, der nicht erfüllt, hierbleiben muß."

"Das ist dumm."

"Paß mal auf, wie das kommen kann. Die ganze Zeit habe ich gut geschossen und jetzt hat man mal Pech und bekommt keinen Urlaub. Ich habe schon so 'ne Ahnung."

Beide, Franz Lange und Fritz Kulm dienten im ersten Jahre und waren aus dem Städtchen S. an der Ruhr zum Militär ausgehoben worden. Die schönsten Pläne waren schon geschmiedet, wie sie ihren ersten Urlaub — Weihnachten hatten sie beide nicht fahren können — verbringen wollten. Die Eltern, Verwandten, Freunde, Bekannten und sonst noch „jemand" freuten sich sehr, die jungen Vaterlandsverteidiger in Uniform zu sehen. Allenthalben waren schon Vorbereitungen getroffen. Und nun hing es für Franz noch am seidenen Faden. Kein Wunder, wenn er ein wenig den Kopf hängen ließ.

Wie sie noch in etwas gedrückter Stimmung in der Kantine beim Schoppen Bier zusammenstanden, gestellte sich ein Zweijähriger, ein „alter Stod" zu ihnen, der wahrscheinlich ihr Gespräch mit angehört hatte. Da das Thema „Osterurlaub" zu dieser Zeit das allergängbarste in der Kaserne war, so bedurfte es von dem Hinzutretenden nur eines Anstoßes, um es in Fluß zu bringen. Wobon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Bald wußte er genau über alles Bescheid. Daß er Rekruten vor sich hatte, konnte er sofort an den neu besetzten Feldmützen erkennen, denn an den Mützen des zweiten Jahrgangs war das rote Tuch von dem vielen Auswaschen mit Seifenwasser beinahe gelb geworden.

"Also, ihr habt noch keinen Urlaub?" fragte er harmlos.

"Doch," erwiderte Fritz, „ich schon, aber der noch nicht." Damit zeigte er nach Franz hin.

"Na, hört mal, das ist doch so schwer nicht."

Erwartungsvoll sahen beide ihn an.

"Das kann ich schon machen," setzte er gleichgültig hinzu.

„Wie so?“ fragten die beiden Freunde, wie aus einem Munde.

„Um. Ich wollte euch ja gerne helfen, aber —“

„Wir sagen nichts!“ fielen ihm beide erregt ins Wort. Der Gedanke, zusammen zu fahren, hatte zu Verlockendes für sich.

Des „alten Stodes“ Augen blitzten, aber er überreichte sich nicht. „Prost!“ sagte er mit nicht mißzuberstehender Gebärde und schüttelte den winzigen Kest aus seinem Glase mit einem Schluck hinanter.

Franz winkte der Kantinenordonanz verstoßen zu und neigte den Kopf zu dem freundlichen, alten Kameraden hin.

„Eigentlich wollte ich „keins“ mehr trinken,“ meinte dieser, als er das gefüllte Glas wieder vor sich stehen hatte, „aber mit euch will ich mal eine Ausnahme machen.“ „Br-sit!“ Darauf trank er das Glas beinahe halb leer und wischte sich behaglich den Schaum aus dem Schnurrbart. Bei „einem“ bliefs nicht. Schon das dritte hatte Franz bestellt. Es tat ihm zwar leid um das schöne Geld, aber für den Urlaub war er bereit, sein letztes zu opfern. Franz war armer Leute

dem Oberkörper legte er sich auf die Theke und schrieb Zahlen auf ein Blatt Papier; es war gerade ziemlich leer in der Kantine. Mißtraulich sah der „alte Stod“ zu ihm hin. Als er aber sah, daß der Gefreite ruhig vor sich hinrechnete, beruhigte er sich und sprach mit seinen jungen Kameraden weiter. „Ich kann euch Urlaub besorgen, wenn es auf drei Mark nicht ankommt. Ich bin nämlich ein Landsmann von euerm Feldwebel,“ sagte er hinzu, „und der tut mir schon den Gefallen. Mir soll es ja egal sein,“ fuhr er fort, als die beiden sich gegenseitig ansahen und nichts erwiderten.

Dem Gefreiten zutte es schon in den Händen. Jetzt wußte er Bescheid. Das war einer von den Hallunken, die sich in der Kantine an die unerfahrenen Rekruten heranmachten, um sie auszubeuten.

Der „alte Stod“ ließ Fritz und Franz nicht mehr locker. Er merkte wohl, sie hatten an den Köder angebissen. „Na,“ meinte er so nebenbei und nahm nochmal einen kräftigen Schluck, „schließlich mache ich's auch für zwei Mark, weil ihr es seid.“



Frühlingsanfang auf Bergeshöhe: Das Brockenhotel mit dem Aussichtsturm in der Schneehülle.

Kind und seine Eltern konnten ihm nicht viel schicken. Wenn für ihn mal ein Paket ankam, wußte er schon im voraus, was darin war: ein Pfund Butter, ein Pfund Wurst, zwei Pakete „Obenkott“ und ein Paar neue oder angestrichelte Socken. Damit mußte er jedesmal lange auskommen.

Dem Kantinengefreiten war das Gebaren der drei aufgefallen. Schon gestern hatte er den „alten Kerl“ beobachtet, wie er von einigen Rekruten traktiert wurde. Er hatte sich aber nichts dabei gedacht. Jetzt sah er ihn wieder mit andern, das fiel ihm doch auf, und er beschloß, mal zu beobachten. Es tat ihm leid, wenn er sah, wie Franz jedesmal zur Seite trat und aus seinem dünnen Brustbeutel einen Nidel herausnahm. Der Gefreite Hackenberg war eine breitschulterige, kräftige Gestalt, und man konnte es seinen energischen Gesichtszügen ansehen, daß er sich nicht lange besann, wenn es galt, zuzufassen. Als er sah, daß die drei jetzt die Köpfe zusammensteckten, machte er sich in ihrer Nähe zu tun. Mit

Franz nahm Fritz mit auf die Seite und flüsterte ihm etwas zu. Dieser schüttelte den Kopf. „Soviel habe ich nicht mehr,“ sagte er leise. Es tat ihm sehr leid, daß er seinem Freunde nicht helfen konnte. Beide knöpften ihre Drillhjacken auf und zogen den Brustbeutel unter der warmen Unterjacke hervor. Alles, was sie hatten, wurde zusammengesucht. Franz hatte schon 30 Pfg. für Bier ausgegeben und darum nur noch 58 Pfg. Fritz besah noch 1,05 Mk., das machte zusammen 1,63 Mk. „Wir wollen ihn bitten, dir dafür den Urlaub zu besorgen,“ meinte Fritz leise. Dann traten sie wieder zu dem „alten Stod“ hin und redeten eifrig auf ihn ein. Dieser trank in aller Gemütsruhe sein Bier aus und sagte erst zu, als beide versprochen, ihm den Kest nachher noch zu bringen.

Der Kantinengefreite wurde in diesem Moment von einem anderen angerebet und sah gerade noch, daß Fritz und Franz dem „alten Stod“ Geld in die Hand gaben. Jetzt war's aber Zeit. Mit einem Satz sprang er über die Theke und

faßte den alten Sünder in die Halsbinde. „Willst du den Hammels sofort das Geld wiedergeben?“ sagte er in drohender Haltung. Klatsch, haute er zu, als der Angeredete zögerte. Patsch, patsch, ging es noch einmal. Wohin der Gefreite mit seiner Handschuhnummer 143 hingeführt hatte, wurde es brennend rot. Im Nu hatte Fritz seine 1,05 Mk. und Franz seine 58 Pfg. wieder. Dann nahm der Gefreite Hadenberg den Urlaubsbesorger beim Krips und warf ihn kurzerhand zur Tür hinaus. „So,“ sagte er, „über den Gallunten will ich mich nicht nochmal ärgern. Und euch,“ so wandte er sich an Fritz und Franz, „kann ich nur den guten Rat geben, seid nicht so vertrauensselig, sonst werdet ihr noch oft im Leben übers Ohr gehauen.“

Franz war am Schießen. Der erste Schuß: 10 kurz. Cirrig zielte er. Es war eigentlich das leichteste Schießen: drei Schuß liegend aufgelegt, Ringbrustscheibe, 27 Ringe, Bums. Wieder erschien die Markiertafel mit dem großen weißen Punkt im schwarzen Felde; diesmal 10 hoch. Bis jetzt standen die Aussichten für den Urlaub noch günstig, er brauchte nur noch eine 7. Da hörte er Tritte. Als er ängstlich zur Seite schielte, sah er seinen Kompagniechef in der Nähe. Ouh, was der für ein grimmes Gesicht machte. Franz erschrak heftig. Mit der so sorgsam bewahrten Ruhe war es jetzt vorbei. Plötzlich schoffen ihm die Gedanken durch den Kopf, als er sich zur Abgabe des dritten Schusses anschickte. Wie, wenn er die 7 jetzt nicht erreichte? Im Geiste sah er seinen alten Vater traurig von der Bahn wieder nach Hause gehen, um der harrenden Mutter die Botschaft zu bringen, daß ihr „Junge“ nicht kam. „Wie Gott will,“ würde seine Mutter ergebungsvoll sagen. Dann sahen die beiden Alten in der mit Sand bestreuten Stube still zusammen und konnten es sicher nicht begreifen, daß nur das Schießen schuld sein sollte.

„Nur nicht so langweilig,“ brummte der Hauptmann und trat näher. „Sie haben doch schon zwei gute Schüsse abgegeben.“

Franz biß die Zähne zusammen und machte Anstalt, die Flinten voranzubringen.

„Na, wird's bald?“ fragte der Kompagniechef. Er konnte diese Dummheit beim Schießen absolut nicht leiden. Das regte ihn stets auf. „Vorwärts, vorgelegt!“ rief er jetzt mit zorniger Stimme. „Der Deuwel nochmal! Der Kerl scheint sich ja auf dem Schießgestell verheiratet zu wollen! Langweiliger Peter!“

Bums. Franz glaubte etwas zu weit nach rechts abgelenkt zu sein. Es dauerte lange, ehe die Scheibe wieder sichtbar wurde. Wie ein Alp lag es ihm auf der Brust. „Na,“ meinte der Kompagniechef, „du wirst wohl ein Loch in die

Luft geschossen haben? Sieh'ste! Wahrhaftig!“ fuhr er zornig fort, als unten mit der langen Stange gewinkt wurde. „Düffler Lange vorbei,“ meldete Franz mit tonloser Stimme, als wenn er dem Grabe entstiegen wäre. Jetzt war alles vorbei.

Der Hauptmann wütete.

„Da quält man sich mit den Kerls hier auf dem Schießstand ab, daß es einem schwarz vor Augen wird und nun schießt so'n Bursche vorbei. Na, warte nur, mein Junge, das werde ich dir anstreichen. Vorher ermahne ich noch, und nun schießt so'n Lämmerl ins Blaue hinein. Urlaubsgebanten im Kopfe! Natürlich! Aber ich werde den schlechten Schützen schon den Urlaub anstreichen.“



Grabmonument des bergischen Herzogs Wilhelm V. in der Lambertuskirche in Düsseldorf.

Franz wollte gern sagen, daß er heute zum ersten Male seine Bedingung nicht erfüllt habe. Als er den Mund öffnete, schaltete ihm jedoch wieder ein so kräftiges „Halten Sie den Mund,“ entgegen, daß er zusammenzuckte. Getnickt marschierte er mit den Leuten zur Kaserne. Nun mußte er auch noch Jenge der Freude der andern sein, die noch heute, Donnerstag, auf Urlaub fahren konnten.

— Das Herz tat ihm so weh, als er am Abend an dem Flur vor der Kammer mit einem Armboll Mantel stand, die er mit einigen anderen Unglücklichen auf dem Hofe ausgeklopft und auf einer großen Stube ausgebürstet und wieder hübsch zusammengelegt hatte. Es war gerade 7 Uhr. Die Gloden der vielen Kirchtürme ringsumher setzten zum Läuten ein; die ersten brummenden Töne drangen an Franzens Ohr. Jetzt läuteten auch bei ihm zu Hause die Gloden. Fritz war nun zu Hause und hörte die heimatischen Klänge. Eine heiße Träne rollte langsam über die Wangen und tropfte auf den obersten Mantel. Am Samstag vor den Osterfeiertagen sah Franz morgens allein auf seiner Stube neben dem kalten Ofen und grübelte. Der lebenswürdige Fourierunteroffizier mit dem stacheligen Schnurrbart und den zornigen Augen hatte ganz vergessen, Kohlen

auszugeben. Er war sicher der Ansicht, daß es sich für einen Mann gar nicht lohne. In dem Gedanken an zu Hause empfand Franz die Kälte doppelt bitter. Der Kasernenhof, von dem her sonst Kommandoworte, vermischt mit zoologischen Bemerkungen, ertönte, bei denen recht häufig des Tieres mit dem Horn auf der Nase Erwähnung getan wurde, hatte heute ein friedliches Aussehen. Es schneite. Ein Klöckchen nach dem anderen tanzte in munterem Reigen an Franzens Stubfenster vorbei. Ostern in Weiß. Es dauerte nicht lange und ein großes, weißes Leinwandlaken überspannte den Kasernenhof. Der Himmel sah grau in grau gemalt aus, wie ein Wolltuch mit weißen Tupfen. Auf

solchen Ton war auch das Innere Franzens gestimmt. Die schönen Geschenke, die er seinen Eltern mitbringen wollte, standen vor ihm auf dem Tisch. Die dickbändige Kaffeetasse mit dem breiten Goldrand war für die Mutter bestimmt, für den Vater der große, bunt bemalte Pfeifenkopf. Auf der Tasse reichte ein Infanterist einer weiblichen Person die Hand, das sollte ihn mit seiner Mutter vorstellen. Und darunter stand mit goldenen Lettern geschrieben: Guten Morgen, liebe Mutter. Franz drehte mechanisch die Tasse herum und las halblaut den auf der andern Seite stehenden Spruch: „Froh erwache jeden Morgen und trink dein Täschchen ohne

Sorgen.“ Dann nahm er den schön bemalten Pfeifenkopf zur Hand. Den anstatt des Deckels angebrachten Helm klappte er ein paarmal auf und zu. Dann überlas er nochmals die Inschrift: Zum Andenken an meinen Sohn Franz, Füsilier der 7. Kompagnie, Regiments A. Die Gesichtszüge der Figur im ehrsamem Bürgerkleide, die dem schmucken Soldaten die Hand zum Willkommen reichte, sahen zwar etwas jugendlich aus, bekamen aber bei längerem Betrachten immer mehr Ähnlichkeit mit dem alten Vater. So hatte sich Franz die Begrüßung in Wirklichkeit gedacht. „Guten Tag, lieber Vater.“ las er halblaut die Unterschrift. —

„Na, nichts zu tun?“ schallte es plötzlich zur Tür herein. Erschrocken fuhr Franz aus seinen Träumereien auf. Der Kammerunteroffizier war es. „Ziehen Sie sich mal sofort an,“ sagte er zu dem strammstehenden Soldaten, „Sie sollten die Kammer Schlüssel zum Herrn Hauptmann in die Wohnung bringen, aber ein bißchen fix, ich fahre gleich in Urlaub.“

Franz packte seine schönen Sachen wieder fort. Kaum hatte er den Uniformrock angezogen,

als der Kammerunteroffizier wieder eintrat und ihm einen kleinen, mit Vorhängeschloß versehenen Blechkasten in die Hand gab, worin die Kammer Schlüssel klapperten.

Erschrocken riefen die Leute auf der Straße aus: „Das gibt sicher ein Unglück!“ Als Franz sich umdrehte, sah er ein leichtes Fuhrwerk herangerast kommen. Der Kutscher hatte anscheinend die Herrschaft über die wild gewordenen Pferde verloren. Die im Wagen befindlichen Damen saßen vor Schreck wie versteinert. Aber auch nur eine Sekunde Bedenken gab es für Franz. Im Nu stand er mitten auf dem

Fahrbaum und warf den heranstürmenden Pferden den Schlüsselkasten gegen den Kopf. Den Augenblick des Stützens benutzte er und klang dem Handpferde in die Zügel. Erregtes Schreien und Rufen vermischte sich mit dem Schnarren und Stampfen der Pferde; noch eine Strecke wurde Franz mügerissen und geschleift, dann endlich standen die bebenden Tiere, denen der weiße Schaum aus den Nüstern flog. Sein Rock A. Garnitur war zerrissen, das Kote durch den Schweiß des Tieres verdorben. Mit Angst dachte er an den Kammerunteroffizier. Der Schlüsselkasten war auch beschädigt. Die Damen riefen ihn herein und bedankten sich auf das wärmste.

Mit Schauern gedachten sie noch der Gefahr, in der sie geschwebt hatten. Seinen Namen und die Nummer der Kompagnie mußte er unbedingt angeben.

Als er später wieder auf der kalten Stube weilte und seinen Rock reinigte, kam die Kompagnie-Ordnung hereingestürzt. „Du sollst sofort zur Schreibstube kommen, der Herr Hauptmann will dich sprechen, aber in demselben Anzuge, wie du heute morgen in seiner Wohnung gewesen wärest!“ Franz sah seinen zerrissenen Rock an. Sicher hatte das Dienstmädchen dem Herrn Hauptmann sein Aussehen verraten. In solchen Dingen spakte der Kompagniechef nicht. Vor kurzem war noch einer mit Arrest bestraft worden, weil er in schmutzigem Anzuge nach der Stab gegangen war. Sein Kamerad half ihm soviel wie möglich. Er bürstete ihn ab und reinigte soweit es ging. „Komm nur,“ sagte er dann, „der Herr Hauptmann erwartet dich, sonst wird es noch schlimmer. Du kennst ihn ja.“ Franz seufzte unwillkürlich auf. Was war er doch für ein Unglücksmensch.

Klopfenden Herzens betrat er dann die Schreibstube und meldete sich zur Stelle. Der Hauptmann sprach:

„Kommen Sie mal etwas näher, mein Sohn!“ „O weh,“ dachte Franz, „er sagt so freundlich „mein Sohn.“ Das war ein verdächtiges Zeichen. Einen Schritt trat er vor und klemmte die kleinen Finger krampfhaft an die Hosensiefe. Er glaubte ein Lächeln über die Züge des Hauptmanns huschen zu sehen, als er sich in seinem zerrissenen Kote präsentierte. Dann wandte sich der Kompagniechef zur Seite und sagte: „Selbweibel, schreiben Sie mal: Der Füsilier Lange erhält — drei Tage Arrest glaubte Franz zu hören — 14 Tage Urlaub.“ Das Letztere betonte der Hauptmann ganz



Die Kreuztragung Christi
von Rafael im Museum zu Madrid.

besonders. Lächelnd sah er dann den jungen Soldaten an, aus dessen Augen zwei Perlen rollten. Freundentränen. Blöcklich drehte er sich zur Seite und schnäuzte sich umständlich die Nase. „So,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „und hier ist etwas für die Reise, für'n paar Ostereier für Vater und Mutter.“ Damit drückte er ihm einen blauen Schein in die Hand. Franz stand sprachlos da.

„Weißt du auch, mein Junge, weshalb das alles geschieht?“ fragte der Hauptmann freundlich.

„Nein, Herr Hauptmann,“ stotterte Franz.

Der Kompagniechef wurde wieder sehr ernst und sprach langsam und feierlich: „Weil Sie durch Ihre brave Tat heute morgen der Gattin und Tochter des Herrn Generals das Leben gerettet haben.“

mit Messer und Gabel zugleich essen, so schneide dir dein Essen erst und is es dann mit der Gabel. Vergiß auch nicht, dein Stückchen Brot dazu zu essen. Schneide das Brot aber nicht mit dem Messer und beize nicht in das Stüd hinein, sondern brich kleine Stücke ab. Du darfst auch Broststückchen an die Gabel stecken, um die Sauce damit aufzuessen, nur mit dem Messer aufscharren darfst du sie nicht. Mit deinem Messer, das du soeben gebraucht hast, darfst du nicht in das Salzfaß langen und auch nicht mit deinem Löffel in die Schüssel fahren. Wird dir Obst oder Backwerk angeboten, so suche nicht nach dem größten Stück, sondern nimm schnell und bescheiden. Einem bescheidenen Kinde bietet man viel lieber zum zweiten Male an, als einem unbescheidenen. Willst du trinken, so is erst auf, was du im Munde hast,

trinke auch nicht, während du etwas heißes is. Halte das Glas gerade und mit der rechten Hand an den Mund. Sieh dich beim Trinken nicht um, sieh aber auch nicht in das Glas hinein. Sprich nicht, während du trinkst, so verschluckst du dich und prustest dich und andere an. Ein Kind darf bei Tisch nie Unterhaltung führen, sondern muß hübsch ruhig dafitzen und den Großen zuhören. Besonders, wenn ein Gast bei Tische ist, muß du dich so wenig bemerkbar machen wie möglich.

— Eine merkwürdige Kraftprobe. Nehmt ein dünnes Brettl oder ein größeres, dünnes Buch, legt es so auf den Tischrand, daß etwa ein Drittel nach außen übersteht und zwei Drittel auf dem Tische liegen, legt dann einen großen Bogen Papier, vielleicht eine Zeitung, so darüber, daß der Teil des Brettes oder Buches, der auf dem Tische ruht, vollständig bedeckt ist, und dann verjucht, mit der Faust das Buch vom Tische herunterzuschlagen. Das ist merkwürdigerweise sehr schwer, ja, fast unmöglich, weil der Druck der atmosphärischen Luft auf der ganzen Papierfläche gleichmäßig ruht.

— Der Farbkreis. Bemalst du deinen Kreis mit Streifen, die vom Mittelpunkt nach dem Rande hingehen. So kannst du mancherlei interessante Dinge zu sehen bekommen, je nachdem du die Farben wählst. Da es sich auf das Kreiselholtz mit den Farben deines Zuschlafens nicht gut malen läßt, so führst du die Zeichnungen auf einem runden Stückchen weißen Papiers aus und klebst dies dann auf den Kreis. Bringst du gelbe und blaue Striche in gleicher No-wechslung an und läßt den Kreis tanzen, so erscheint er weder gelb noch blau, sondern grün, machst du die Striche gelb und rot, so erscheint er orange, machst du sie blau und rot, so sieht er violett aus. Würdest du die Streifen in derselben Weise miteinander folgen lassen, wie das Regenbogenbild beim Prisma sie zeigt und könntest du die Farben auch so leuchtend und schön herstellen, so würdest du die Oberfläche des kleinen Tänzers weiß blinken sehen. Da aber selbst unsere schönsten Farben die Pracht der Regenbogenfarben doch nicht erreichen, so würde die Oberfläche des Kreisel's nur grau erscheinen.



Amerikanische Kirchen als Wärmehallen für Obdachlose.

Für die Kinderwelt.

— Bei Tische. So, nun wollen wir uns zu Tische setzen! Aber hast du auch den nötigen Appetit dazu mitgebracht? Appetit hast du immer, sagst du und lachst? Nun, ich weiß nicht, manchmal, wenn du der Mutter kurz vor dem Mittagessen ein Butterbrot abbettest, dann fehlt es doch am richtigen Appetit, besonders beim Suppeessen. „Ich esse keine Suppe, nein, ich esse meine Suppe nicht, nein, meine Suppe ess' ich nicht!“ Wer das sagte, das weißt du wohl? Das war der Suppenkasper, und was er für ein trauriges Ende nahm, wie er immer dünner würde, bis zuletzt gar nichts mehr von ihm da war, das weißt du auch. Du gleichst ihm aber nicht. Du isst deine Suppe auf, wie es sich gehört, ohne dabei zu schlürfen, oder den Löffel so voll zu nehmen, daß er überläuft, so oft du ihn zum Munde führst. Den Löffel hältst du schon zierlich mit dem Daumen und Zeige- und Mittelfinger, aber ja nicht mit der Faust. Ist die Suppe noch zu heiß, so blase nicht hinein, daß sie nach allen Seiten herumspricht, sondern rühre sie langsam mit dem Löffel um, bis sie kalt ist. Die Serviette bindest du dir um, oder legst sie vor dich über die Knie. Kommen noch der Suppe die anderen Gerichte, so sei hübsch bescheiden, fordere nicht vor allem und warte ruhig, bis die Reihe an dich kommt. Ist unter den Gerichten eines dabei, das du nicht oern isst, so darfst du das nicht laut sagen. Ganz leise bittest du die Mutter, die nur wenig davon zu geben, das Wenige aber isst du tapfer auf. Je schneller, je besser, du merkst dann gar nicht, wie es schmeckt. Messer und Gabel hältst du, wie Vater und Mutter sie halten. Kannst du noch nicht gut

Für die Frauenwelt.

— Die Frau im Mißgeschick. Wie oft verläßt der Mann, wenn die Stürme des Unglücks ihn bedrohen, in der Verzweiflung das Steuer; doch die Frau ergreift es und lenkt mutvoll das Schiff durch die Brandung. Wie oft flieht der Mann, wenn Ruin und Armut ihm drohen, Heimat und Familie, ja das Leben, die Frau, die Mutter fast nie. Wie sucht sie sich der Armut oder der Dürftigkeit durch Muth oder Selbstmord zu entziehen. In diesem Betracht sind die Frauen wertvoller als die Männer. Sie lassen sich nicht beugen vom Unglück; sie behalten Kraft, zu leben, zu hoffen, zu arbeiten. Die Frau besitzt ein rasches Erkenntnisver-

mögen von Recht und Unrecht, sie liest im Buche der Gegenwart und der Zukunft, begreift Charaktere und Handlungen, Absichten und Wahrscheinlichkeiten, wo der Mann nur den Buchstaben sieht. Woher käme die Bezeichnung „Mutterwitz“, wenn die Frau nicht rascher und ursprünglicher faßt als der Mann? Es ist die Schönheit und Herrlichkeit der weiblichen Natur, daß sie instinktiv das Rechte und Wahre begreift. Der Verstand, des Mannes größte Fähigkeit, braucht Zeit, ehe er sich entscheidet, der weibliche Instinkt aber schwankt nicht und täuscht sich selten, selbst da, wo er dem Verstand gegenübersteht. Die Frau fühlt, wo der Mann denkt; handelt, wo er überlegt; hofft, wo er verzweifelt und siegt, wo er zugrunde geht. F. Staufen.

Sprüche für Etereier.

Ein gutes Kind
Gehorcht geschwind.
Wer Gutes tut,
Hat frohen Mut.
An Gottes Segen
Ist alles gelegen.
Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut.
Ach! nicht gering
Das kleinste Ding.
Zufriedener Sinn
Ist Goldgewinn.
Wer Kleines nicht ehrt,
Ist Großes nicht wert.
Fleißig, fromm, bescheiden sein,
Das steht Knab' und Mägdelein fein.



— **Kartoffeln auf amerikanische Art.** Dieses Gericht empfiehlt sich namentlich, wenn die Qualität der Kartoffeln viel zu wünschen übrig läßt. Die mit der Schale gekochten Kartoffeln werden nach dem Schälen dünn geschnitten und $\frac{1}{2}$ Stunde in frisches Wasser gelegt, wodurch sie bei ihrer weiteren Zubereitung die Farbe beibehalten. Hierauf bringt man die Kartoffeln mit Salz, Pfeffer und etwas Milch in eine Auflaufform, stellt diese in eine heiße Röhre und läßt sie $\frac{1}{2}$ Stunde darin. Nach dem Herausnehmen wird etwas Butter in kleinen Stücken auf die Oberfläche verteilt. Die Quantität der Milch, welche den Geschmack der Kartoffeln verbessert und bewirkt, daß sie oben schön braun werden, bestimmt die Erfahrung, im allgemeinen soll man so viel nehmen, daß alle Kartoffelstücke gut davon benetzt werden und noch ein wenig auf dem Boden des Gefäßes bleibt.

— **Feiner Apfelsuchen.** Aus 500 Gr. Mehl, 250 Gr. Zucker, 250 Gr. Butter, 2 Eigelb und 2 Eßlöffel Wasser bewirkt man einen Teig, legt eine runde Tortenform strog-halmhoch damit aus, belege ihn sodann mit Apfelsvierteln, die vorher mit Rosenwasser bepresst wurden, streut zerstoßene Nußkerne und Rosinen darüber und gibt zuletzt oben auf einen Guß aus $\frac{1}{2}$ Liter Sahne, 3 ganzen Eiern und etwas zerlassener Butter. Aus dieser Masse können zwei Kuchen gebacken werden. Backdauer eine Stunde.

— **Polnischer Tee.** Man gießt in einen passenden Topf eine große Flasche Berliner Weißbier oder scharfe Leipziger Gose und läßt diese kochen, wobei man gut abschäumt; dann tut man eine halbe Stange Vanille, sowie 250 Gr. Zucker daran und läßt dies etwas ziehen. Nun gießt man eine Flasche Rheinwein, sowie ein Achtel Liter Rum dazu. Inzwischen hat man 6—8 Eidotter mit etwas Wasser gut verquirlt und gießt es unter andauerndem Quirlen auf mäßigem Feuer in die Masse; nach einigen Minuten sind die Eier gar, und man richtet das Getränk sogleich in Tassen an. Dieser Tee ist vorzüglich.

— **Gespickte Kalbs-Fricandeaux.** Man schneidet dieselben aus der Keule, nachdem man zuvor die Haut abgeschnitten und abgeputzt hat. Nachdem die Scheiben geschnitten, klopft man sie gut mit einem Messer, spickt sie fein mit Speck, läßt Butter in einer Kasserole gelblich werden, läßt darin die

zuvor mit Mehl bestreuten Fricandeaux auf beiden Seiten gelbbraun werden, gießt dann Bouillon dazu, läßt dieselben darin weich kochen, und setzt sie dann auf heiße Asche oder Kohlen, gießt einige Köffel voll Brühe oder Wasser darauf, schüttelt die Kasserole und gießt von der zurückgebliebenen Sauce immer etwas nach, sobald es kurz einkocht, damit sich ein dicker Syrup und eine sehr wohlschmeckende braune Glace bildet.

— **Ein gutes Sufitenmittel ist Malzzucker.** Man bereitet ihn wie folgt: Ein Kilogramm holländischen, gelben Kolonialrohrzucker und ein Kilogramm braunen Kolonialsyrop kocht man zusammen bei mäßigem Feuer während einer halben Stunde, füge alsdann 50 Gramm Malzextrakt und 60 Tropfen Vanilleintur bei, lasse die Masse noch einmal aufkochen und gieße sie flüssig auf eine mäßig mit Mandelöl abgeriebene Marmor- oder Sandsteinplatte. Halb erkaltet wird der Zucker in bandförmig breite Streifen mit einem Wiegemeßer zerschnitten und in Spiralförmig gedreht.

— **Mittel gegen Zahnschmerzen.** Man taucht ein kleines, mehrfach zusammengelegtes, leinenes Lappchen in recht heißes Wasser und bestreicht und bedeckt damit das Zahnfleisch und den schmerzhaften Zahn. Nach mehrmaliger Wiederholung dieses Verfahrens wird der Zahnschmerz verschwunden sein. Je wärmer man die Aufschläge macht und dulden kann, desto schneller und besser wirken sie.

— **Reinigung von plattierten und vergoldeten Schmucksachen.** In kochendes Regenwasser gibt man ein wenig Ammoniaksalz, rührt gut durcheinander, und taucht die Schmucksachen auf einen Augenblick in diese Flüssigkeit. Dieselben werden mit alter, feiner Leinwand gut abgerieben und nach vollständigem Trocknen mit etwas englisch Rot mittels eines weichen Leders gepulvt.

— **Atlaschuhe zu reinigen.** Man reibe die Schuhe mit in Weingeist getauchter Baumwolle ab und trocknet sie, indem man mit reiner, trockener Baumwolle nachreibt.

— **Entfernung von Fettflecken aus Marmor.** Einviertel Kilo Seifeniederlauge mit einachtel Kilo Terpentin und Rindsgalle, bereitet dann durch Zusatz von Lonerde einen Teig, welcher in gleicher Weise aufgetragen und nach 24—30 Stunden wieder entfernt wird. Sollen Öl- und Fettflecken aus Marmor entfernt werden, so trinkt man dieselben vorher mit Benzol.

— **Polierte Eisen- und Stahlgegenstände zu reinigen.** 40 Gramm Zinnasche, 9 Gramm präpariertes — gebranntes — Sirchhorn und 80 Gramm 90prozentiger Alkohol werden gut mit einander vermischt, auf weiches Leder aufgetragen und die betreffenden Gegenstände damit abgerieben.

— **Schmiere, die den Geschirren ein fast neues Aussehen verleiht.** Man nehme $\frac{1}{2}$ Kilo Schweineschmalz, $\frac{1}{2}$ Kilo Alabaster, $\frac{1}{2}$ Kilo gelbes Wachs, etwas Kiendöl und Gummiarabikum, tue dazu soviel Weinschwarz oder gebranntes Eisenblei, daß die Masse gehörig schwarz wird und schmelze diese in einer Pfanne oder einem Tiegel zusammen. Hierbei rühre man sie so lange durcheinander, bis sie förmlich kalt ist. Man braucht mit dieser Schmiere die Geschirre nur ganz leicht zu überziehen, um ihnen ein fast neues Aussehen zu geben. Diese Schmiere hat die guten Eigenschaften, daß sie den Geschirren erstens ein tief schwarzes, matt glänzendes, dem neuen Leder ähnliches Ansehen gibt und zweitens auch das Leder vor Eindringen der Masse schützt.

— **Eisenblech zu reinigen, daß es wie neu wird.** Ist ein Gefäß von Eisenblech lange auf dem Feuer gebraucht, so verwandelt sich seine weiße Farbe in eine schwarze. Um es zu reinigen, mische man Holzasche mit gewöhnlichem Oel, so daß es eine Art Brei bildet. Mit diesem bedeckt man nun das Gefäß und reibt es sodann mit einem wollenen Lappen ab. Es wird hierdurch wie neu. Sollte die schwarze Farbe nicht sogleich verschwinden, so wiederhole man dies Verfahren.

— **Um Tintenflecke ohne Radierung zu entfernen, werden** 20 Gramm Chlorkalk mit 30 Gramm destilliertem Wasser bis zur Lösung geschüttelt, einige Zeit stehen gelassen, die reine klare Flüssigkeit in ein Fläschchen — von blauem Glase — abgegossen und dieser Flüssigkeit noch 5 Gramm Essigsäure zugemischt. Um Flecke oder fehlerhafte Stellen zu entfernen, werden dieselben mit einem feinen Haarpinsel bestrichen, mit Filtrierpapier abgepreßt und getrocknet.

— **Schmutzige Strohmatte werden sauber, wenn man eine** Sandvöll Kochsalz in warmem Wasser auflöst, eine scharfe Bürste hineintaucht und die Strohmatte gehörig mit Salzwasser abbürstet. Sie werden weiß und schön.



Unsere Bilder.



— Lord Tweedmouth. (Zu dem Bilde Seite 113.) Im Vordergrund des politischen Interesses stand einige Wochen lang Lord Tweedmouth, der erste Zivillord der englischen Admiralität, an den der deutsche Kaiser einen Privatbrief richtete, der infolge der Hege der deutschfeindlichen „Times“ eine politische Spannung heraufbeschwor. Der Kaiser hatte in diesem Briefe verschiedene irrthümliche Auffassungen in England über die deutsche Flotte richtig gestellt. Die „Times“ suchte nun dieses Schreiben als einen sensationellen Eingriff in englische Staatsangelegenheiten hinzustellen. Das englische Parlament stellte jedoch den privaten Charakter des Briefes fest und beschwichtigte so die aufgeregten Gemüther.

— Frühlings-Anfang auf Vergeshöhe. Der Frühling hat wieder seinen Einzug gehalten, und die ab und zu recht warmen Strahlen der Sonne tun ordentlich wohl. In den Tälern und Niederungen beginnen Bäume und Sträucher ihre Knospen dem goldenen Lichte zu erschließen, aber auf den Höhen siehts noch recht winterlich aus. Das Profkhotel mit dem Aussichtsturm (Vergl. das Bild Seite 115), bietet in seiner dichten Schneefülle noch das schönste Winterbild. Noch manch harten Strauß wird es da oben den Frühling kosten, bis er seinen eisigen Partner verdrängt hat und siegreich Einzug halten kann.

— Grabmonument des bergischen Herzogs Wilhelm V. in der Lambertuskirche in Düsseldorf. (Vergl. das Bild Seite 116.) Ende des 16. Jahrhunderts ließ der bergische Herzog Johann Wilhelm seinem Vater und Vorgänger das Monument durch den Meister Schaben-Köln errichten. Das Werk ist im Stil der italienischen Hochrenaissance erbaut und reicht bis zur Wölbung der Kirche. Auf kräftigem Untersatz tragen 4 korinthische Säulen den mächtigen Giebelaufsatz. Auf den vier Stufen, die zum Denkmal führen, hocken Löwen mit den Ahnenschildern des Herzogs. Auf dem vorspringenden Sarkophag ruht der Herzog in Lebensgröße in voller Rüstung. Ueber dem Sarkophag ist die Hauptschrift und der Wappenschild angebracht, der in fünf Feldern die Wappen von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg zeigt. Das große Bild im Mittelbogen zeigt Christus als Weltentrichter, umgeben von Maria, Engeln, Aposteln und Heiligen. Zu Füßen Jesu ist das Bild der Auferstehung der Menschen. Auf beiden Seiten stehen die allegorischen Figuren der vier Kardinaltugenden. Im oberen Giebel sind entsprechend die drei göttlichen Tugenden versinnbildlicht. Der auferstandene Heiland, in der Rechten die Kreuzesfahne, krönt das Ganze. Das ganze Denkmal ist in farbigem Marmor ausgeführt. Das schmiedeeiserne Gitter wurde 1708 von Gruppello entworfen.

— Kirchen als Wärmehallen für Obdachlose. (Vergl. das Bild Seite 118.) Die überaus praktisch veranlagten Amerikaner haben diesen Winter dem Mangel an Asylen für Obdachlose dadurch zu steuern gesucht, daß sie die angenehm durchwärmten Kirchen bei strenger Kälte den Obdachlosen zum Uebernachten überließen.



Zur Unterhaltung.



— Zurückgegeben. Bauer: Warum laufen denn dort d' Leut' so zusammen? — Städter (spöttisch): Dort hat 'ne Kuh ein Ei gelegt. — Bauer: Dees is doch merkwürdig, aber noch merkwürdiger is, daß mir das ein Kamel sagen kann!

— Fress. Gast: Herr Wirt, ist das Hagen- oder Kagenbraten? — Wirt: Schmeckt er Ihnen? — Gast: Gewiß. — Wirt: So? Was fragen Sie denn danach? Besser 'n Kagenbraten, der einem schmeckt, als 'n Hagenbraten, der einem nicht schmeckt.

— Auf der Sekundärbahn. Kontrolleur (zu einem jungen Mann): Wie kommen Sie zu einer Kinderkarte? Sie haben ja schon einen Bart! — Junger Mann: Der ist mir während der Fahrt gewachsen!

— Immer devot. Durchlaucht (auf der Jagd): Ich glaube diesmal getroffen zu haben. Was war es denn? — Leibjäger: Ein Treiber war der Glückliche!

— Schwacher Trost. Richter: Von den viertausend Mark, die Sie dem Angeklagten anvertraut, haben Sie nichts bekommen? — Zeuge: Keinen Pfennig! — Angeklagter (einwerfend): Er kriegt aber doch jetzt zwei Mark Zeugengeld!



Rätsellecke.



Bezierbild.



Ei! Wer rief mich denn? Ich dachte, mein Nachbar sei heute gekommen.

Tauschrätsel.

Beile, Brest, Falle, Kater, Bier, Halm, Taube,
Kest, Karte, Birne, Dame, Bund, Feder,
Keim, Kost, Main, Billen, Korn,
Alm, Bahn, Gebet, Leiche,
Hias, Sagel.

Aus jedem Worte ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Wort zu bilden derart, daß die neu eingesetzten Buchstaben im Zusammenhang einen Sinn spruch ergeben.

Dreifüßige Charade.

Gern will das erste Paar ich loben,
Das täglich seine Pflicht erfüllt,
Und dessen Werk nach Kampfestoben
Des Bravsten Hunger einst gestillt, —
Das Werk, das jeder gern erblickt —
Und das gewiß auch dich erquickt! —
Die dritte war dereinst gelegen
Im deutschen Land, nicht fern dem Rhein.
Auch birgt sie oftmals reichen Segen
Und läßt gedeihen gold'nen Wein.
Dem Ganzen hat die Kunst gegeben,
Daß es das höchste Glück erjagt:
Für alle Zeiten wird es leben,
Das nach dem Glück die Jagd gewagt. —
Auch liegt's als Dorf im deutschen Land,
Wo einst als stolze Burg es stand!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zitaten-Rätsel: Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

Rebus: Klavierunterricht.



Nr. 16.

Sonntag, 19. April.

Jahrgang 1908.



Osterfreude.

Wie ist die Luft so lau, so weich;
hell singt der Vogel im Gezweig,
Von Knospen ganz umgeben.
Nach langer, kalter Winternacht
Ist die Natur vom Schlaf erwacht
Zu neuem, frischem Leben.
Frühling, Frühling
ward es wieder;
Jubellieder,
Zephyrwinde
künden es dem Menschenkinde.

Und strahlend hell wie Mittagslicht
Ein herrlich Fest die Trauer bricht,
Davon das Herz befangen.
Verstummt ist nun der Klagechor,
Das Alleluja schallt empor,
Viel bunte Fahnen prangen.
Ostern, Ostern,
Fest der Wonne,
gleich der Sonne,
Gott zum Preise
leuchtest du im Festeskreise!

Triumph! Der Gottmensch hat gesiegt:
In Fesseln jetzt die Hölle liegt,
Der Tod ist überwunden.
Der Auferstand'ne ruhmgekrönt,
hat mit dem Vater uns versöhnt
Nach langen, schweren Stunden.
Singet, singet
dem Befreier!
Singt zur Feier
Uns'rer Rettung
aus der Sündenschuld Verkettung.

In Ost und West, in Nord und Süd
Die hehre Paschaflamme glüht,
Um Lieb' und Dank zu wecken.
Ins Herz zieht frohe Hoffnung ein,
Ob auch der Gräber dichte Reih'n
Den Friedhof rings bedecken.
herrlich, herrlich
wird es tagen,
denn auf Klagen,
Weh und Sorgen
folgt der Auferstehungsmorgen.

Münster i. W.

Hermann Steinhausen.



Halleluja.

Osterfestsge von Ferdinand Strund.

(Nachdruck verboten.)

Jerusalem erwachte zum Passahdienst im Tempel; der Morgen war nicht mehr weit. Wie an dem unruhigen, schwülen Freitag vorher, waren an allen Toren die Wachen aufgestellt. Im Praetorium, der Burg Antonia, hielten sie scharfen Auslug, die seltsamsten Beängstigungen durchwühlten die Stadt. Der Name des gekreuzigten Nazareners war in aller Leute Mund, man hörte die nach vernünftiger Beurteilung unglücklichsten Prophezeiungen, Drohungen, Verwünschungen. Dazwischen die Gebete frommer Juden, die auf den Straßen trieten, aber den Tempel mieden.

Zu dem Tore von Ophel, wo die armen Leute wohnten, hatte Pilatus verdoppelte Wachen geschickt. Diese Armen von Ophel, die Garden in der Anhängerenschaft des Nazareners, behaupteten, der Gekreuzigte werde aus dem Grabe auferstehen. Herodes war darüber in eine solche Angst geraten, daß er einen Cordon von gepanzerten Knechten um seinen Palast herumzog und sie ein Lager beziehen ließ.

Kaiphas, der Hohepriester, hatte die Zahl der Tempelsoldaten in der Straße vor seinem Palaste verstärkt. Annas verbarg sich in seinen Gemächern; der kahle Hohn und die Bosheit, die er an dem gefesselten Nazarener ausgelassen, waren der Furcht gewichen, einer Furcht, die ihn dem Wahnsinn in die Arme trieb.

Einige Juden zogen an Annas Palaste vorüber nach Sion zum Tempel; sie mieden die Nähe des Hauses, in dem der Nazarener seinem erbittertsten Feinde war überantwortet worden. Mit Scheu sahen sie herüber zum Tempel, zum Heiligtum Jehova's, daselbst waren beim Erdbeben die Mauern des Allerheiligsten zusammengestürzt, in dem Augenblicke, als der Nazarener am Kreuze starb. Darüber waren jetzt drei Tage verlossen.

Was alles hatte sich seit jenen bangen Stunden zugetragen!



Und sie kamen am ersten Tage der Woche in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war.

gen! Die Wachen im Hause des Annas unterhielten sich davon, aber leise, vorsichtig. Man wußte, daß ein Wort, welches dem vom Wahnsinn ergriffenen Priesterfürsten mißfiel, ihm den Tod bringen konnte. Tod bedeutete auch die Zugehörigkeit zu der Sekte des Nazareners. Annas war deren erbitterter Feind. Ueberall, aus dem Dunkel der Palastgänge, sah man unerwartet das gelbe, hagere, scharf geschnittene Gesicht mit dem kalten kurzen Bart auftauchen, aus den kalten grauen Augen leuchtete Wahnsinn und Hohn.

Lautes war sein Schritt, horchend schlich er durch den Palast, jedes Wort aufzufangen. Jedes Wort galt ja dem Nazarener, über den er zu Gericht geseßen.

Ja — er hatte über ihn zu Gericht geseßen. Wenn er allein war und sich unbeobachtet wußte, wand er sich in Verzweiflung. Er konnte mit der Erinnerung nicht fertig werden, wie eine unerträgliche Last überfiel sie ihn, schlimmer wie Todesangst, wie die Höllequal die Verdammten. —

Könnte der verachtete Nazarener dennoch der Messias gewesen sein? Er hatte sich bei Kaiphas als Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, bekannt. Ihn, den Annas, hatte jedes dieser Worte wie ein Fauststoß vor das Herz getroffen.

Und bei dem Tode des Nazareners? Was war da alles geschehen! Annas zitterte und horchte und horchte; er glaubte, drohende Geisterstimmen zu hören, und lauschte atemlos. Es war der Nachwind, der durch die Hallen strich. Aber jetzt hörte er auch leise Stimmen, nebenan im Vorhofe bei den Wachen. Es erzählte einer: der Hauptmann Abanaach, der bei der Kreuzigung den Befehl hatte, habe vor dem Pilatus die Gottheit des Gekreuzigten bekannt. Auch die Kriegsknechte waren in das Praetorium gekommen, sie lehnten ihre Speere an die Wand, legten ihre Rüstungen ab, um zu den Jüngern des Nazareners zu gehen. Der Gekreuzigte sei wahrhaft Gottes Sohn gewesen, so bekannten sie.

Annas züchte in verhaltener Wut, aber er beherrschte sich. Er wollte noch mehr davon hören, was der alberne Knecht sich erzählte. Noch wenige Tage, sagte er sich, dann habe man die Märchen vergessen.

Leise, unhörbaren Schrittes schlich er näher durch die Gänge, am Vorhofe der Wachen vorüber in den Richtsaal. Da stand sein thronartiger Richterstuhl. Mit verbissenem Grimm nahm er darauf Platz und wie damals, als Jesus ihm vorgeführt wurde, wiederholte er dieselben Fragen, die er damals an ihn richtete: Sage mir, Jesus von Nazareth, welches ist deine Lehre? Wo ist dein Königreich? Die Antwort Jesu bestrafte ein Gerichtsknecht mit einem Schlage der eisernen gepanzerten Faust auf den Mund des zurückfallenden Nazareners.

Annas erinnerte sich dieser rohen Szene mit lebendiger Deutlichkeit. Ueber sein fahles Gesicht legte sich ein boshaftes Grinsen. Das hast du gut gemacht, Gad, sagte er, böse lächelnd, als rede er zu einem vor ihm stehenden Knecht, ich hätte dich auf der Stelle belohnen sollen — das Versäumte werde ich nachholen. — Gad, du hast deine Sache gut gemacht. — Offenbar gefiel sich der Hohepriester in dem Gedanken an die tiefe Demütigung des Galiläers.

In diesem Augenblicke wurde es lebendiger im Vorhofe — Stimmen wechselten in rascher Folge, Fragen und Antworten schwirrten durch die Luft. —

Gad, rief einer der Soldaten, du bist es, was führt dich hierhin zu so ungewohnter Stunde? — Gad antwortete: Laßt mich in das Richthaus gehen, an dieselbe Stelle, auf der ich den Nazarener geschlagen habe. Er schwieg kurze Zeit. Da will ich ihn um Verzeihung bitten, fügte er schmerzlich hinzu. Er ist wahrhaft Gottes Sohn. Bei den Wachen herrschte nach diesen Worten ein tiefes Schweigen. Annas redete sich langsam in die Höhe, wie ein Raubtier zum Sprung bereit lauerte er aus der Dunkelheit heraus auf den Eingang.

Bekannt wirklich jener Gad den Nazarener als Gottes Sohn? Der Gad, der den elenden Betrüger mit eiserner Faust auf den Mund schlug? Annas wand sich in verhaltener Wut.

Dich haben wohl die Kriegsknechte in ihr Netz eingefangen, die bei der Kreuzigung waren, sagten jetzt die Tempelsoldaten zu Gad. Der blickte sinnend, wie betend vor sich nieder. Geht hinauf nach Gethsemane, sagte er ruhig, und seht das leere Grab, der darin lag, ist auferstanden von den Toten. Wer kann das erzählen, was er nicht begreifen kann? — Geht, sagte er drängend, fragt die Kriegsknechte, die am Grabe die Wache hielten. Und den Kassius, ihren Führer. Ich war auf der Burg Antonia, als sie von Gethsemane herüberkamen und die Botschaft der Auferstehung des Siegers vom

Kreuz gebracht. Jetzt will ich den Gottessohn um Verzeihung bitten, an der Stelle, wo ich frevelte.

Ohne sich von den Soldaten zurückhalten zu lassen, betrat er den Richtsaal und warf sich vor dem Throne auf die Knie nieder, von dem Annas ihn lauernd beobachtete. Er sah in der Dunkelheit nicht, wie Annas sich reckte und sich vom Throne erhob, unhörbaren Schrittes sich den Stufen näherte, auf welchen er kniete.

Du, Herr Christus, der Du dem Dismas verziehen, sei gnädig Deinem Knechte Gad, Herr, hier, wo ich Dich schlug, möchte ich mit meinem Blute sühnen — Dein Blut, das ich verschuldete. — Gad kniete da mit emporgehobenen Händen und weinenden Augen — da zischte es wie ein stumpfes Leuchten auf ihn zu, ein Dolch bohrte sich ihm zwischen Kehle und Hals in die Brust.

Mit vorgestrecktem Kopfe schaute Annas sein Opfer an, das langsam in die Knie zurückfiel. Kein Magelant kam über seine Lippen. — Narr, du wolltest mit deinem Blute das Blut des Galiläers sühnen, zischte Annas, dann rief er die Wachen. Schafft den Gotteslästerer auf die Gasse, ihr habt es selbst gehört, wie er den Nazarener Gottes Sohn genannt. — Er lachte wie ein Wahnsinniger.

Her zu mir, ihr Knechte, leuchte er, kurze Dolche haltet stoßbereit unter den Mänteln, die Brut der Nazarener zu vertilgen.

Leise bat der sterbende Gad die Soldaten: Tragt mich dort auf jenen Hügel, daß ich freien Blick habe auf Golgatha, wo das Kreuz gestanden.

Der Grimm Annas steigerte sich. Folgt mir, ihr Knechte, rief er. Aus seinen Augen sprühten die Leuchten des Wahnsinns; mit Aufwand aller Kraft hielt er seinen sieben Körper aufrecht, so betrat er die Straße. — Dort lag in der Nähe das Haus seines Verwandten Kaiphas, weiter oben der Tempel.

Jerusalem, die heilige Stadt Jehovas, lag im Zwielicht zwischen Nacht und Dämmerung, im Osten waren die Konturen des Ölbergs erkennbar. Da lag auch der Garten Gethsemane, in diesem des Gekreuzigten Grab. Gad erzählte eben, es sei leer, der Tote auferstanden. Annas befiel ein Bittorn; aber boshaft blickte er hinüber.

Am Tempel sammelten sich die ersten Väter. Nach einigen Minuten saßte sich Annas, dann erschallten von dort die Siegeslieder Israels. „Halleluja!“ Als Israel aus Aegypten zog, Jakobs Geschlecht aus fremdem Volke, da war Juda sein Heiligtum und Israel seine Herrschaft.

Mit siegesgewissem Leuchten in den Augen rezitierte der Hohenpriester den Vers des großen Dichters Israel. Der Hohenpriester sann und grübelte. Er sah hinüber zum Tempel, aber er wagte kaum den Blick in ruhiger Stetigkeit dahinzulenten. Als der Nazarener am Kreuze starb, verwüstete ein Erdbeben das Allerheiligste. — Und doch, so erwartete er, würden sogleich vom Tempel her die Posaunen blasen, das frohe Halleluja erklingen, Israels Siegesruf.

Grimmig wandte er wieder Blicke hinüber nach Gethsemane. Der Morgen dämmerte mehr und mehr, in den blühenden Büschen dort drüben spielte sein erstes Leuchten. Annas glaubte auf den Wegen des Gartens Menschen wandeln zu sehen, gespannt sah er hin, was es da wohl gebe.

Da klang es aus dem Gethsemane herüber, wie ein Schallmeienton, vom Grabe des Nazareners ein Auferstehungslied voll kräftiger und froher Begeisterung: Halleluja.

Die Innigkeit der Stimme war Anbetung; erschütternd klang der Siegesruf herüber über das Tal Josephat: Christus erschall wieder vom Gethsemane herüber das Halleluja.

Annas rang nach Luft, er sah zum Tempel, der lag noch in tiefer Dunkelheit, von dort erschall kein Lied. Hilfe! zischte Annas, er wollte sich auf einen der Soldaten stützen; da erschall wieder vom Gethsemane herüber das Halleluja.

Wie von einer Keule niedergeschmettert, stürzte Annas zu Boden.

2.

Der Fischer Simon von Galiläa habe das Erbe des Nazareners angetreten, sagtest du, Kassius, jener Simon, von dem man erzählt, er habe erst gestern seinen Herrn vor einer Magd verleugnet. Aus Furcht! Pilatus stellte diese Frage an den Unteroffizier, der ihm die Nachricht von der Auferstehung Jesu gebracht hatte. Kaiphas stand bei dem Landpfleger, er hebte vor Zorn, die Lippen kränkelten sich in Grimm und Hohn.



Und als sie hineinblickten, sahen sie den Stein weggewälzt, denn er war sehr groß.

Kassius, der die Waffen abgelegt und den Dienst verlassen hatte, nickte zustimmend. Jener Petrus ist es, erwiderte er, seinen Herrn und Meister soll er verleugnet haben? Er sann nach, dann meinte er: Es waren die Stunden tiefster Erniedrigung, in denen er damals den Nazarener sah. Er grübelte wieder und meinte dann: Anderes erzählen sich die Jünger des Nazareners von ihm. Als jener sie fragte, wofür halten mich die Leute, gaben sie abweichende Antworten, da fragte er den Petrus: Und du, Petrus, für wen hältst du mich? Der aber antwortete ohne Bögen: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Und siehe! Der in dieser Nacht von den Toten auferstanden ist, machte ihn zum Oberhaupt der Apostel.

Gehe hin dort in das Bönakulum, da sind um ihn des Nazareners Jünger versammelt und sein Wort entscheidet.

Lasse den Narren peitschen, brummte Kaiphas, bis er seine Gotteslästerung widerruft. Mit stolzer Gebärde lohnte Pilatus der Hohenpriester ab. Kassius ist ein Römer, nur Fremdlinge und die Juden darf ich peitschen lassen.

Kaiphas biß sich die Lippen blutig. Der Landpfleger wandte sich zu seinem früheren Soldaten. Der Traum der Wächter am Grabe hat es dir angetan. Jener Fischer von Galiläa wird in wenig Tagen in seine Heimat zurückgeführt sein. Da, in einer anderen Atmosphäre, abgelenkt von den Ueberschwänglichkeiten der Lehre des Nazareners, wird er seine Fischernetze hängen und sich wieder daran gewöhnen, das zu tun, was ihm der phantasievolle Erzähler von Nazareth vergessen ließ, ein schlichter Arbeiter und treuer Hausvater. Dann werden auch die übrigen, die mit ihm im Bönakulum zusammenkommen sich in ihre Heimat begeben haben und an dem Orte, wo sie jetzt von dem Traum der Wächter schwärmen, ist es stille, wie in einem Totenhause.

Pilatus lächelte und meinte wohlwollend: Auch du, mein Kassius, wirst alsdann die Rüstung wieder anlegen und den Speer in die Hand nehmen. Fragend und neugierig

fügte er hinzu: Warst auch du schon in dem Bönakulum? Und kennst du jenen Fischer? Ihr plagt heute wohl der Hochmut.

Kassius meinte, er ist allen ein Diener und der Herr der Gemeinde. Er wollte noch etwas hinzufügen, aber Kaiphas unterbrach ihn mit einer ungestümen Wendung zu Pilatus: Landpfleger, rief er überstürzend, ich fordere dich auf, eine Kohorte dummer Soldaten in das Bönakulum zu werfen. Siehst du es nicht, daß dort der Herd der Empörung ist?

Spottrohr als Speer in der Hand wieder vor sich stehen. Mit abwehrenden Händen wollte er zurück in den Palast, aber er schien gefesselt. An dieser Stelle hatte er das Todesurteil über den Angeschuldigten gesprochen.

Kaiphas wagte sich auch nur schüchtern heraus auf die Terrasse, der Ruf: Kreuzige ihn! ließ seine Seele in Grauen erbeben: Kreuzige ihn! Beide wandten sich zur Seite, wo sich ein Ausblick in das Tal Josephat eröffnete. Drüben lag der Delberg und der Garten Gethsemane. Die Dämmerung



Christus. Wachsmedaillon. Um 1700.

Pilatus suchte gleichmütig die Schultern und meinte: Du hast keine Tempelsoldaten, Hohepriester, was dir beliebt, das tu. Das Bönakulum ist ein jüdisches Haus.

Pilatus wandte sich ab und betrat die Terrasse. Blistlich aber schanderte er. Dort im Hofe stand die Geißelsäule. Auf dieser Terrasse hatte er den geißelten, mit Dornen gekrönten Nazarener, mit den Fesseln eines Purpurmantels bekleidet, dem tobenden Pöbel gezeigt. Ecce homo!

Netzt sah er den Mann mit der Dornenkrone und dem

war durchgedrungen. Auf den Gartenwegen sahen sie zahlreiche Leute in großer Eile. Der Landpfleger und der Hohepriester blickten neugierig herüber. Was gab es da? Von allen Ender des Berges her erklangen Jubelrufe. Halleluja! Wie unarsprechliche Freude, wie Himmelsglück, erschalle der Siegesruf Israels! Der Landpfleger und Kaiphas erschrafen. Halleluja! Christus ist von den Toten auferstanden!

Stehend lehnte Kaiphas an eine Säule der Terrasse. Pilatus zitterte wie ein Feigling. Kassius antwortete von ei-

nem Fenster der Halle aus denen auf dem Delberge mit jubelndem Halleluja.

In diesem Augenblicke eilte Claudia Procle, die Gemahlin des Landpflegers, auf die Terrasse. Mit aufgelöstem Haar, in fliegendem Mantel eilte sie zu den Fensterbogen, die Aussicht nach dem Garten Gethsemane boten. Nun wandte sie sich zu ihrem Gemahl und rief: Unglücklicher, den du zum Tode des Verbrechers verurteiltest, war wahrhaft Gottes Sohn! Hörst du die Heralde des Siegers, die Kultigung seines Volkes, das Halleluja Israels!

Betend mit erhobenen Händen kniete die Römerin nieder: Halleluja. Nun eilte sie nach Gethsemane, sie wollte selbst zum Grabe. Unterwegs begegnete ihr Veronika, die Mutter des Morfus und andere fromme Frauen, sie alle hatten den Auferstandenen gesehen. Sie suchten die Mutter des Herrn.

3.

Claudia hatte die Mutter gefunden. Angossen von dem Lichte des verklärten Sohnes, umstrahlt von Hoheit und Glück. Claudia warf sich zu ihren Füßen und begrüßte sie mit den Worten, mit welchen einst Elisabeth Maria bei der Reise über das Gebirge begrüßte: O selig bist du, glorreiche Mutter.

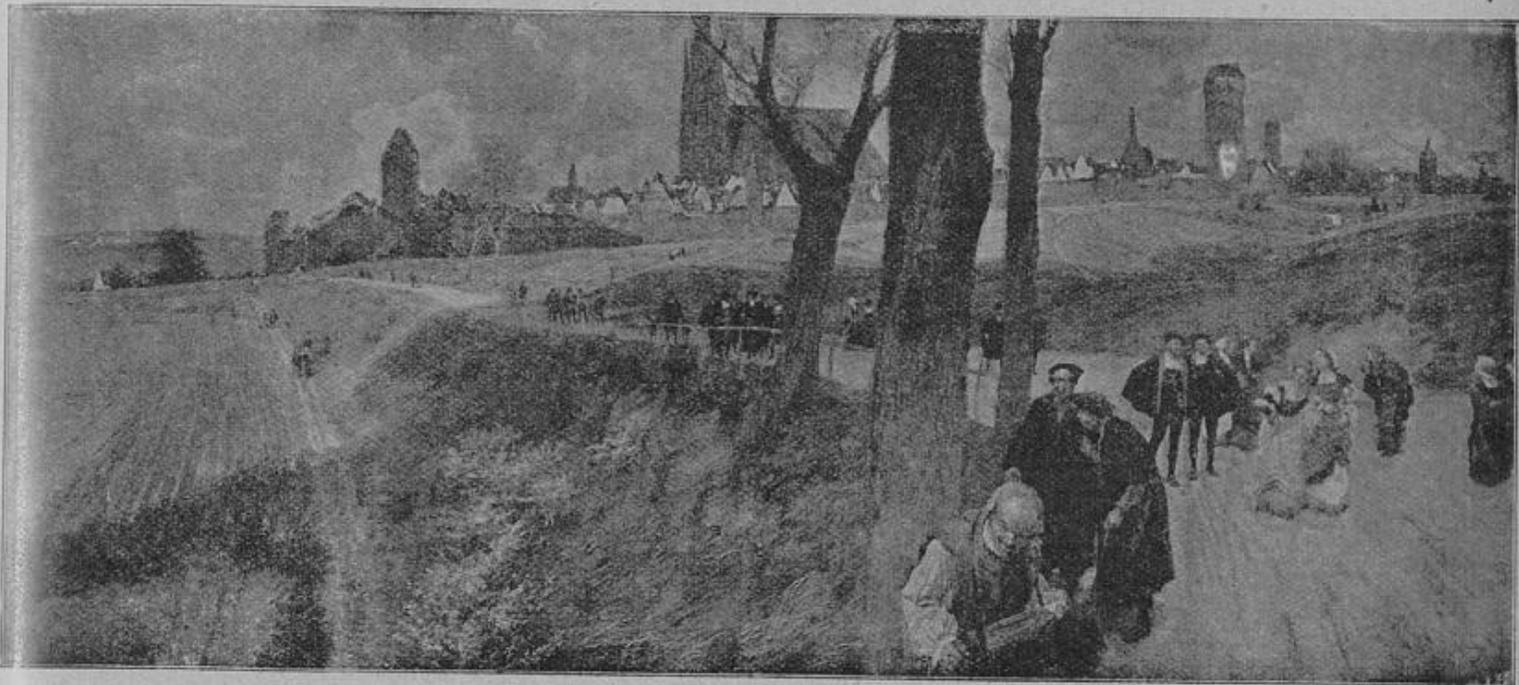
War sie umstrahlt vom Lichte des Auferstandenen? Sie brachte eine Lust mit aus einer andern Welt. Glaubte ihr Petrus nicht? Sie wollten murren und näherten sich Magdalena. In ihrer Nähe atmeten sie die Luft aus einer andern Welt. Oder war es nur der Wohlgeruch jener köstlichen Narde, mit welchem sie vor wenigen Tagen des Herrn Füße und Haupt gesalbt? Damals, als Maria die Füße des Herrn mit Tränen benetzte, hatten auch sie geweint, sie meinten, diese schöne Tat der schönen Sünderin werde durch die Jahraufende und alle Herzen bewegen. Sie näherten sich immer mehr Magdalena, ihr waren ihre Sünden vergeben worden, weil sie viel geliebt, so sagte damals der Herr.

Nun traten ihnen wieder die Tränen der Freude in die Augen. War der Herr wirklich von den Toten auferstanden? Weshalb glaubte Petrus nicht? Er blieb so untätig.

Jetzt schürzte Petrus sein Gewand und sagte zu Johannes: Wir gehen zum Grabe. Ein Jubelruf der Jünger begrüßte den Entschluß. Magdalena eilte voraus, sie suchte jetzt die Mutter des Herrn.

6.

Auf dem Wege zum Grabe eilte Johannes, der Liebesjünger, dem Petrus weit voraus. Die Liebe hat Flügel.



Ostermorgen. Nach dem Gemälde von Paul Hey.

(Copyright by Photographische Union, München.)

4.

Auch der Magdalena war der Herr erschienen. Sie irrte suchend in der Nähe des Grabes. „Wo haben sie den Herrn hingelegt?“ fragte sie, die ihr begegneten. Da rief eine Stimme ihren Namen, Maria.

Das war des Herrn Stimme, des liebevollen Hirten's Stimme, der einstmal's das verirrete Lamm zu sich zurückzurufen. Jetzt warf sie sich zu seinen Füßen. Mein Herr und mein Gott.

5.

Magdalena war im Bonafulum, dem Petrus zu sagen, daß der Herr wahrhaft von den Toten auferstanden sei. Eine große Anzahl der Jünger war dafelbst versammelt, neben Petrus und Johannes. Niemand wollte ihr glauben, was sie mit jubelnder Freude dem Petrus erzählte. Ich habe den Herrn gesehen!

Petrus schwieg. Die ruhigen, ernsten, schon etwas vom Alter müden Augen ruhten auf Magdalena. Johannes vermochte seine Freude kaum zu verbergen, er hätte aufjubeln mögen, der Liebesjünger des Herrn. Der Kirche Hüter, der Herde Hirt prüfte, was er hörte. Die Jünger standen erstaunt und sonderten sich in Gruppen, wo man lebhaft aufeinander ein sprach. Weshalb nur Petrus schwieg? Alle sahen hin auf Magdalena.

Müde, tragend an einer schweren Last, folgte der Kirche Hüter, die Last, die er trug, war das Kreuz. Sein Meister hatte es ihm auf die Schulter gelegt. Tröstungen, Stärkung, wenn er zu unterliegen fürchtete, hatte ihm der Meister nicht versprochen. Er gedachte eines Wortes des Herrn, damals in dem Seesturm, als er glaubte, die Wogen würden ihn verschlingen. Kleinmütiger, warum zagest du?

Petrus hüllte sich zeter in den abgetragenen Mantel, schürzte wiederholt das Untergewand, daß die Füße zum Auschreiten freier wurden, so pilgerte er des Weges weiter. Kaum achtete jemand auf ihn. Auf dem Wege hörte er Jünger erzählen, die zum Bonafulum hineilten, daß der Herr dem Jakobus und dem Thaddäus erschienen sei. Petrus hastete weiter, er wollte zum Grabe, er hatte damit eine Pflicht zu erfüllen. Johannes stand schon lange, ehe Petrus ankam, an dem Grabe; hinein war er nicht gegangen, er sah von oben herab in dasselbe und stand sprachlos vor Erstaunen. Ja, der Herr war nicht mehr da. Ohne sich aufzuhalten, ging Petrus an Johannes vorbei in das Grab, wie einer, der in seinem Eigentum zu schaffen hat und seiner Pflicht genügen will.

Da lagen die Grabtücher ausgebreitet vor ihm. Voll tiefen Erstaunens sah Petrus auf sie hin, er war fassungslos, er betete. Seine Stirnmuskeln zitterten, an den Schläfen die

Aber schollen an die Ausdrücke unjähbaren Erstaunens wechselten auf dem alternden Gesichte. Wer konnte das fassen, was er sah? Und mit andern Augen als andere sah er es. Kam ihm keine Erleuchtung, blieb um ihn alles verschlossen? Aber da lagen ja die leeren Leintücher! Wieder betrachtete er sie aufmerksam, er war tiefsinnig geworden. Endlich redete er sich, schürzte wieder sein Gewand und ließ sich wie ein Arbeiter auf ein Knie nieder, er faltete die Grabtücher sorgfältig in ein Bündel und verbarg dieses unter seinem Mantel. Der erste Papst nahm die ersten Heiligtümer der Kirche in Verwahrung.

Nun verließ er, von Johannes gefolgt, das Grab und den Garten. Schweigend gingen die beiden des Weges. Aber plötzlich blieb der Liebesjünger stehen, sein Gesicht war verklärt. — Rabuni, flüsterete er. Petrus ging, ohne sich aufzuhalten, weiter, er wußte, daß jetzt auch Johannes den Herrn gesehen habe.

O, viele andere empfingen Erleuchtungen, mancherlei Tröstungen und mit seiner reichen Liebe überschüttete sie der Herr. Petrus leuchtete. Der Papst ist als Kreuzträger der Nachfolger Christi. Wie würde ein einziger Lichtstrahl ihn in dieser Nacht der Ungewißheit gestärkt haben, ein Blick der Gnade! Mühsam leuchtete er weiter, unter dem Arm hielt er sorgfältig bewahrt, die Grabtücher des Herrn. Schon war er in der Nähe des Bönatulum angekommen, da überfiel es auch ihn plötzlich wie eine Verzückung. Er zitterte, als trinke er Licht, so strahlen die in seltsamen Glanze schmachenden Augen. Das dauerte nur einen kurzen Augenblick, dann hob der Kirchenhirt frohwillig wie in Jugendfülle seine Brust, seine Schritte hatten die Schwerfälligkeit des kommenden Alters überwunden, sein gefuchtes Gesicht leuchtete in ruhiger Sicherheit. Er hatte den Herrn gesehen. Der Bruchteil einer Sekunde im Tau der Gnade ist genug für einen Papst.

Vor dem Bönatulum hatte sich eine Menge Laurer und Spione der Hohepriester eingefunden, welche berichten sollten, was dort vorgehe. Auch Gesetzeslehrer traten dem Petrus in den Weg. Sie meinten, es wäre beschämend zu hören, wie das ungebildete Gerede ungelehrter Leute die Ursache sein könnte, die Jahrhunderte alte, wahre Tradition der jüdischen Gottesgelehrtheit in Zweifel zu ziehen. Spott- rufe schallten dem Petrus nach: der gehört zum Kreuzträger. Petrus ging ruhig durch die höhrende Rote, der, den sie ans Kreuz geschlagen, war von den Toten auferstanden!

Im Bönatulum warteten unterdes die Jünger. Kassius war zu ihnen gekommen, er hatte durch seine Erzählungen von den Begebenheiten am Grabe ihre Aufregung aufs höchste gesteigert.

Viele mißtrauten ihm, alles war so unglaublich. Bist du Kassius, jener Longinus, der die Seite des Herrn mit seinem Speere durchstach? so fragte man ihn. Kassius bejahte. Viele wurden mißtrauischer. Kassius erzählte weiter, wie in der ersten Morgenwache eine Lichtwolke mit der Schnelligkeit eines Blizes vom Himmel herabgefahren sei und in ihr ein Engel in großer Herrlichkeit. Der Stein sei vom Grabe weggeschleudert worden.

Und dann! Kassius holte tief Atem, während ihn die Jünger schon wieder umbrängten, und danach sei der Nazarener in einem Glanze, heller als die Sonne, umgeben von der Majestät und Gloria des Himmels, aus dem Grabe auferstanden. Ein froher Atemzug quoll hörbar aus der Brust eines jeden Jüngers. Kassius fuhr fort: Aus den Wunden der Hände und Füße quollen Lichtströme, ein Glanz, den zu ertragen kein Auge imstande gewesen, und gar aus der Seitenwunde. Dann meinte er zögernd: Ihr kennt meine Tat auf dem Kalvarienberge. Hört, wie sich das zutrug: Die Schergen woll-

ten die Gebeine des Herrn mit Keulen zerbrechen, um seinen Tod zu beschleunigen. Da packte es mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Heute glaube ich, es war Gottes Eingebung. Ja, ich glaube es fest.

Es drängte mich, die rohe Arbeit der Schergen zu beenden. Ich trieb mein Pferd gegen das Kreuz des Nazareners und rannte meinen Speer durch sein Herz. Die Schergen überzergten sich von dem Tode des Nazareners; es floß Blut und Wasser aus der Wunde. Kassius bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Wie hat diese Herzenswunde gegläntzt bei der Auferstehung! Die Jünger rückten immer dichter um ihn. Nun, riefen sie hierauf, erzähle, wir wollen alles wissen.

Er begann wieder. Soll ich versuchen, zu beschreiben, was unennbar ist, meinte er. Ihr habt es ja nicht gesehen und könnt es deshalb nicht erfassen. Welche Ströme von Licht aus der Herzenswunde hervorbrachen, Segensquellen für die ganze Welt.

Ich, der Kassius Longinus, der die Herzenswunde des Herrn eröffnete, ich habe den Segen gesehen, der in Lichtquellen daraus hervorströmt, die nie versiegen in Ewigkeit.

7.

In diesem Augenblicke kamen Petrus und Johannes.

In jubelndem Eifer umringten die Jünger ihren Meister, die altgewohnte Scheu vor ihm schien entschwunden. Hättest du nur gehört, Simon Petrus, was der Kassius erzählte. Nicht wahr, der Herr ist von den Toten auferstanden. Sprich! Auf dein Wort haben wir gewartet. Als wir uns fürchteten vor den Spionen, die draußen lauerten, vor den Schergen des Hohepriesters, warteten wir auf dein Wort.

Petrus wehrte die stürmischen Krager mit ruhiger Würde ab. Erd ohne Furcht, setzte er alsdann, die lauschende Schar überblickend, hinzu. Unser Herr Christus ist wahrhaft von den Toten auferstanden. Er segnete die Jünger und begab sich in einen Nebenraum, um sich im Gebete abzusondern. Zum Wortemachen fehlte dem Petrus die Zeit.

Einige Augenblicke schwiegen die Zurückgelassenen wie in Entzücken verjunken; dann jubelte ihr lautes Halleluja durch den Saal. Die vorhin furchtsamen waren mutvoll geworden, sie eilten an die offenen Fenster und in die Gänge, die zur Straße führten. — Die Laurer draußen, die Pharisäer, steckten die Köpfe zusammen und fragten sich, was es gäbe.

Draußen, im Osten, wurde die Sonne hinter dem Delberg sichtbar, mit goldenem Glanze bedeckte sie Sion und die heilige Stadt. Der Tempel lag düster da und still — die Festposannen, die Annas schon lange erwartete, schwiegen noch. Vor dem Bönatulum brannten Feuer. — — Freudenfeuer? Was ging dort vor? Waren die furchtsamen Wichte, die Diener des Nazareners übermütig geworden? fragten sich die Pharisäer. Ein machtvolles Halleluja von zahlreichen Stimmen gab die Antwort. Halleluja! Christus ist von den Toten auferstanden.

Die Spione der Hohepriester und die Pharisäer höhnten über diesen Ruf; andere, die sich draußen eingefunden, stimmten in den Ruf ein: Halleluja!

Jetzt stand die Sonne in ihrem vollen Glanze über dem Deberg, auch von dort her schallte schon der Hallelujaruf herüber, hier und da aus der Stadt sogar von den Bergen her, die nach Golgatha führten. Jetzt fielen die ersten Strahlen auf die Bergeshöhe, wo das Kreuz gestanden. Halleluja! Der am Kreuze Gestorbene ist wahrhaft von den Toten auferstanden!

Die Laurer und Spione zogen sich verschüchtert zurück.

Das war der erste Ostermorgen der jungen Kirche.



Für die Kinderwelt.

Saufewind.

Schui! es saust der Wind!
Ist wie toll und ist wie blind,
Zieht die Wäsche von der Leine,
Kollert sie im Sand, die reine.
Schüttelt Baum, Strauch, Busch und Hecken,
Alle Leute muß er wecken;
Läuft hinauf den Müllerhügel —
Wu! — und jagt die Mühlenflügel;
Auf den Turm selbst tut er steigen,
Und dort spukt er ohnegleichen,
O, daß alles knarrt und schwirrt!
Pocht an's Fenster, daß es klrirt,
Rüttelt dort und da und hier,
An dem Tor und an der Tür.
Und das Wasser, wie es läuft,
Muß doch tanzen, wie er pfeift.
Der mit seinen losen Streichen,
Wißt ihr's wohl, wem er mag gleichen?
Nuben, die da lose sind,
Nennt man stets nur Saufewind.

Rätsel.

Ihr Kinder sagt, was mag das sein?
Es hat der Mensch, Tier, Baum und Stein,
Bald ist es groß, bald ist es klein,
Man sieht es stets bei Sonnenschein;
Doch auch bei Mond und Kerzenlicht
Fehlt dieses seltsam Wesen nicht.
Bald geht's dem Wanderer voran,
Bald sieht er's traulich nebenan;
Dann wieder folgt es stetig hinten —
Wer kann des Rätsels Lösung finden?



Ob er wohl zu Hause ist?
Originalzeichnung von Thella Brauer.

Ein Gesellschaftsspiel.

Meine kleinen Leser lade ich ein, mit mir ein unterhalten-
des Spiel zu versuchen, welches viel Abwechslung und reichen
Stoff zum Nachdenken bietet, ohne daß es Kopfschmerzen
verursacht. Es kommt bei unserem Spiel darauf an, mit
Hilfe einiger Angaben eine Anzahl Wörter zu raten, d. h.
einsilbige Hauptwörter mit demselben Anfangsbuchstaben.
Auch wird dem Ratenden gesagt, wieviel Buchstaben jedes
der betreffenden Wörter hat. Einer aus der Gesellschaft geht
aus dem Zimmer. Die anderen einigen sich dann über einen
Anfangsbuchstaben und jeder von ihnen denkt sich ein Wort,
also ein einsilbiges Hauptwort, welches mit diesem Buchstaben
beginnt.

Ich, als Ältester, gehe zuerst hinaus. Nachdem die an-
dern mit Ueberlegen fertig sind, klatschen sie in die Hände.
Ich trete nun wieder ins Zimmer und wende mich an irgend
einen aus der Gesellschaft, z. B. an Anton mit den Worten:

„Jetzt frage ich Dich,
Wie ist Dein Wort? Sprich!“

Anton antwortet: mein Wort hat vier Buchstaben. Es be-
zeichnet einen Vogel. Darauf richte ich dieselbe Frage an
Berta, die ein anderes Wort (einsilbiges Hauptwort), aber
natürlich mit demselben Anfangsbuchstaben gewählt hat.
Berta's Antwort lautet: mein Wort besteht aus vier Buch-
staben, es nennt eine Stadt in Deutschland. In derselben
Weise frage ich nun auch Karl, Dora, Frieda und Georg,
welche der Reihe nach antworten. Karl: ich habe auch eine
deutsche Stadt im Sinne, deren Name ein fünflautiges
Wort ist. Dora: mein Wort hat nur vier Buchstaben. Es
bezeichnet einen Titel. Frieda: ich denke an ein vierlautiges
Wort, welches ein Pferd bezeichnet. Georg: Mein Wort
hat auch vier Buchstaben. Es nennt die Wurzel
alles Uebels. Halt! ruhe ich aus. Ich war vorher schon
auf der Fährte und jetzt bin ich sicher, daß ich
alle Wörter geraten habe. Georg hat es mir auch etwas
zu leicht gemacht. Die Wurzel alles Uebels ist natürlich
„Geiz“, und da alle anderen Wörter auch mit G anfangen
und einsilbig sein müssen, so weiß ich, Anton meinte „Gans“,
Berta „Gera“, Karl „Greiz“, Dora „Graf“, Frieda „Gaul“.
— Da ich Dein Wort, Georg, zuerst geraten habe, so mußt
Du mich jetzt ablösen.

Lora.

Von E. Leith.

Lora hieß der Papagei, den Mama am letzten Geburtstag
zum Geschenk erhalten hatte. Er wohnte in einem glänzen-
den Käfig aus Messingstäben. Von der gewölbten Decke
desselben hing an einem Kettchen ein Ring herab, in dem
schaufelte sich Lora gemächlich hin und her, und wenn die
Jungen aus der Schule kamen und vor dem offenen Fenster
standen, dann rief sie lustig: „Papa, komm' mal her!“ Da
lachten die Jungen und machten es ihr nach. Sogleich aber
scholl es aus dem Käfig herab: „Faselhans!“ und Lora lachte
hell auf über den Spas, den sie gemacht hatte.

Es war heute ein recht schöner Sommertag. In dem
wohlgepflegten Garten dufteten Heliotrop und Jasmin, an
den schlanken Stämmchen wiegten sich die glühenden Rosen.
Der Springbrunnen plätscherte leise, und der helle Sonnen-
schein lag über dem Garten. Er kam bis an das offene
Fenster, an dem Loras Käfig stand, und die Messingstäbe
blitzten. Ein paar verirrte Kohlweißlinge schwankten über
die schimmernden Wege, und die Vögel saßen stumm unter
den Zweigen.

Es war Mittag. Lora träumte in ihrem Ringe und sah
mit zwinkernden Augen in die Mittagsruhe. Da kam es
über sie wie eine alte Erinnerung. Sie dachte daran, wie es
gewesen, als sie noch jung war. Da war ein großer Wald
gewesen. Die Bäume darin sahen ganz anders aus als hier
zu Lande. Sie waren viel höher und hatten gewaltige
Stämme. Ihre Blätter aber waren so groß, wie der größte
Fächer. Von den tausend Nestern und Zweigen hingen lange
Blättergewinde herab auf den Boden, und auf dem Boden
liefen sie hinüber zu dem anderen Baume und an dem in
die Höhe. Durch die Luft waren sie gezogen, und die lustigen
Nestchen kletterten auf ihnen herüber und hinüber, wie auf
Brücken. Kleine, winzige Vögeln mit glitzerndem Ge-
fieder schlüpfen zwischen durch, und der ganze Wald sang
und klang.

Auf einem der größten Bäume hatte Lora gewohnt. Wenn
sie mit ihren Geschwistern auf dem äußersten Aste saß, hatte
sie ein großes Wasser gesehen, von dem kein Ende zu erblicken

war. Der blaue Himmel mit seiner glänzenden Sonne sah hinein in das Wasser und das blitze und funkelte wie von tausend, tausend Perlen. Dann waren sie hinausgeschlagen, hoch über das leuchtende Wasser hin.

„Ach, wer doch wieder einmal so fliegen könnte! Lora sah traurig die Stäbe ihres Käfigs an; die rührten sich nicht von der Stelle.“

„Aber war da nicht das kleine Schiebetürchen offen?“

Richtig! — Lora schlang sich aus dem Käfig an das Gitter, und indem sie sich mit dem Schnabel festhielt, kletterte sie herab. Sie steckte den Kopf aus dem Türchen hervor, breitete ihre Flügel aus und stürzte sich in die Luft.

Da klang ein kläglicher Aufschrei durch den Garten, so daß der Gärtnerbursche aus seiner Mittagsruhe aufschreckte und ängstlich dem Klange nachlief. Er fand Lora, die mit gesenktem Köpfchen auf dem Boden kauerte. Die Arme! Sie hatte, als sie einmal wieder fliegen wollte, nicht bedacht, daß ihr die Flügel gebrochen worden waren, damit sie nicht entfliehen könne. Sie war aus der Luft herabgestürzt. Widerstandslos ließ sie sich ergreifen und zurückbringen. Und nun sah sie still in ihrem goldenen Gefängnis und träumte vom großen Walde und vom schimmernden Meere. Wenn aber die Jungen emporflogen, rief sie traurig: „Faselsöhns!“

Die Jungen lachten, aber sie verstanden es nicht, daß Lora zu ihnen sagen wollte: „Geht, Ihr könnt mir doch meine Freiheit nicht wiedergeben!“



Für die Frauenwelt.



Vorbereitung zum ersten Schulgange.

Jede Mutter sollte sich bemühen, ihrem Kinde vor dem Eintritt in die Schule eine gewisse Selbstständigkeit anzuehnen, so daß sich das Kind beim ersten Schulbesuche z. B. sein Mäntelchen ohne fremde Hilfe anziehen, seine Schultasche allein in Ordnung bringen kann. Sicher wird das selbständige Kind sich unter all den fremden Kleinen lange nicht so hilflos vorkommen, wie ein verästeltes Nesthäkchen. Auch dem schon früh an Pünktlichkeit, strenge Pflichterfüllung und Reinlichkeit gewöhnten Kinde wird in der Schule manche schwere Stunde erspart bleiben, und dem Lehrer wird damit ein weit größerer Dienst erwiesen, als wenn man ihn der Mühe entbehrt, dem Kinde das erste Lesen und Schreiben beizubringen. Ja, kein Lehrer sieht es gern, wenn die Kinder über die ersten Anfangsgründe des Wissens hinweg sind; sehr vorteilhaft ist es hingegen, dem Kinde die Zahlenbegriffe bis 10 beizubringen. Nicht das mechanische Zählen — nein, nur das 1 und 1 oder 2 weniger 1 usw. Auch bemühe man sich, dem Kinde die Farben, rechts und links, oben und unten, die Jahreszeiten, Tage usw. beizubringen. Eine große Errungenschaft bringt das Kind auch mit in die Schule, wenn es an strengen Gehorsam und Verträglichkeit gewöhnt ist. Endlich möchte man die Eltern bitten, dem Kinde die Schule nicht als künftige Strafanstalt mit dem strengen Lehrer hinzustellen, sondern dem Kinde einzuprägen, daß es den Lehrer als Stellvertreter der Eltern lieben und ehren muß.

Jung bleiben. Wie oft und auf wie verschiedene Weise ist das Lied des „Jungbleibens“ schon gesungen worden, und nie ist es ausgesungen. Wieviel der verschiedensten Mittel werden uns angepriesen, um Jugend und Schönheit zu erhalten! Trotzdem welkt die äußere Jugend dahin, die Schönheit vergeht, da kommt es nun darauf an, die Jugend des Herzens zu erhalten.

„Der Frühling des Herzens, ein schönes Gemüt,
O lieblichste Gabe, die niemals verblüht!“

So manche Frau hat recht die Schwere des Lebens empfunden, hat sich tüchtig anstrengen müssen, um die große Wirtschaft zu besorgen und die Kinder gut zu erziehen. Nun sind sie alle erwachsen, scherzen und lachen um sie herum, und ist auch ihr Haar grau geworden und ihr Gang nicht mehr so elastisch wie früher, so ist sie doch wieder jung mit ihren Kindern; sie versteht ihre übermütigen Streiche, ihre überschwenglichen Ansichten und teilt ihre Interessen. Welch ein Glück, solche Mutter zu besitzen! Der warme Sonnenschein ihres jungen Herzens strahlt auf jeden herab.

Allerdings gehört hierzu körperliche Gesundheit. Krankheit und Gebrechen brüden die Lebensfrische herab, beschweren das Gemüt und hemmen den fröhlichen Gedankenschwung. Darum Sorge ein jeder zunächst für Gesundheit; dann

aber kämpfe er gegen das Altwerden des inneren Menschen. Und ist es auch nicht jedem beschied, sich im Jugendalter der Kinder wieder zu sonnen, hat man auch ein einsames Los gezogen — Jugend umgibt uns überall, auf jedem Steg und Weg; lachende, fröhliche Kinderstimmen bringen überall an unser Ohr, und die Mutter zieht mit jedem Frühlinge wieder ihr duftiges Morgenkleid der Jugend an. Sollten wir es nicht ebenso machen?

„In der Jugend ist jung sein leicht,
Schwerer und schöner, wenns Haar sich bleicht.“



Zur Unterhaltung.



- Aus einer Apotheke. Das Pulver für Frau Wampe! — Jawohl, was macht das! — Gesund und eine Mark achtzig!
- Leistungsfähig. Dickleibiger Herr (welcher in einem Restaurant sieht, wie sich eine größere Gesellschaft ein Ahtel kommen läßt): Kellner, mir auch so'n Ding!
- Präzise Antwort. Lehrer: Was tat Karl der Große unmittelbar vor seinem Tode? — Schüler: Sterben!
- Mißverständnis. Arzt (zum gichtkranken Bauer): Na, wo sitzt denn Euer altes Uebel? — Bauer (nach seinem Weib hinweisend): Mehrschändels dort uff der Ufenbank.
- Auch ein Krematorium. Mann: Du siehst ja so echauffiert aus, Schag? — Frau: Ach, ist komme eben von einer Leichenverbrennung! — Mann: Was? Kommst du denn nicht aus der Küche? — Frau: Ja, natürlich, die Gans ist mir verbrannt!



Rätsellecke.

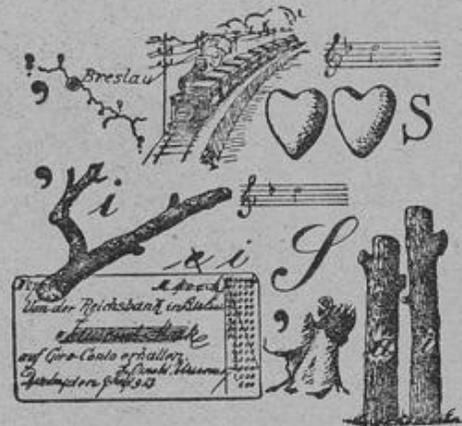


Rätsel.

An der Berge höchsten Rändern
Kann man mich erblicken.
Mancher pflegt mich Festgewändern
Kunstvoll anzusticken.

Wollen schmück' ich, zwar nicht immer,
Aber doch zuweilen,
Wenn der Sonne lechter Schimmer
Will zur Ruhe eilen.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Tauschrätsel: Meise, Brust, Falte, Vater, Eier, Harn, Laube, Rost, Karre, Biene, Name, Band, Leder, Leim, Rest, Mais, Willen, Kern, Arm, Zahl, Gebot, Lerche, Elias, Nagel. — Mut verloren, Alles verloren.

Dreißilbige Charade: Henneberg.
Rebus: Jedes Ding hat zwei Seiten.



Seine Lorelei.

Novellette von Johanna Rheana.

(Nachdruck verboten).

Ein wundervoller Augustabend! Die sinkende Sonne beglänzte die lieblichen Ufergelände des Rheins, dessen Fluten die zartgetönten Farben des Himmels opalgleich widerspiegeln. — Walter von Broich, der auf einem schmalen, halbverdeckten Pfade gemächlich stromab wanderte, blieb wiederholt stehen, um das entzückende Lichterspiel mit schönheits-trunknen Augen zu betrachten. Wie das milde, klare Blau des Himmels nach Sonnenuntergang zu sich allmählich in ein schimmerndes Violett verwandelte, und dieses in Rosa — das Rosa in strahlendes Purpurrot! Nebenher lief ein Streifen hellgelb und, vom jenseitigen Ufer, ein braun- und smaragdgrün schattiertes, von silberhellem Wellenschaum übergliedertes Band: ein Reflex der drüben aufragenden, üppig bewaldeten Berge und rebenumsponnenen Hügel.

„Rhein, alter Junge, Du bleibst doch allezeit herrlich! Man mag Dich wieder und wieder schauen, stets offenbart Du neue Wunder!“ Walter von Broich sagte es halblaut vor sich hin; seine Blide leuchteten. Er war Maler, und so gepollert er die Reize dieses köstlichen Landschaftsbildes in doppelter Hinsicht: als Naturfreund und als Künstler.

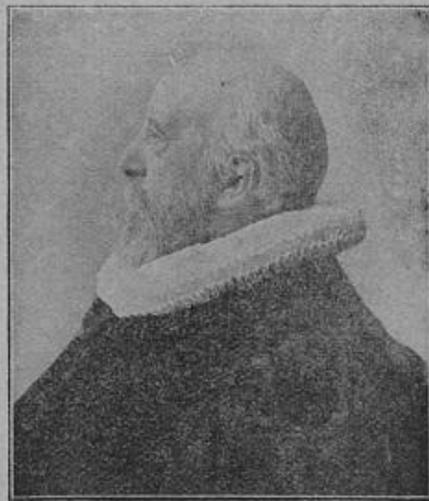
„So, grad' so hab ich Dich gemalt, als ich vor zwei Sommern hier vorüber kam,“ murmelte er, ein paarmal wie befriedigt mit dem Kopfe nickend, „und dieses Bildchen hat mir dann den ersten großen Erfolg gebracht. Ich muß an jenem Abend eine besonders glückliche Hand gehabt haben. Die Farben sitzen auf der Leinwand, daß man glauben möchte, das blanke Wasser funkle zwischen den Büschen: gelb, grün und rosa, rot und blau, mit jenen sanften Uebergängen ins Violette und Braune, wie dort unten. Und oben am Himmel, zwischen Purpurtinten, den blickenden Abendstern, — weiterab den Mond, doch nur traumhaft angedeutet, etwa wie ein verhauchendes Wölkchen. . . Ach ja, es liegt Stimmung in dem Bilde! — Nun, meine diesjährigen Skizzen sind auch nicht übel, und hoffentlich kommt noch manches Gute dazu. Das nächste wäre Oberwesel und der Burlesfelsen, einmal von dieser, einmal von jener Seite. Damit will ich gleich morgen anfangen. Vier Tage etwa werden dazu genügen; dann geht's weiter, stromab bis Koblenz, nachher am anderen Ufer zurück, aber immer per pedes.“

Eisenbahn, Dampfer und die verschiedenen anderen Verkehrsmittel des modernen Reisebetriebes verschmähte er stolz, obwohl er keineswegs darauf angewiesen war, seine Studien-

touren aus pekuniären Rücksichten auf „Schusters Rappen“ zurücklegen zu müssen. Aber er überließ von jeher das bei solchen Beförderungsmitteln bedingte Durchhaften interessanter Gegenden lieber denen, die niemals Zeit haben, sich etwas genau anzusehen, oder doch zu bequem sind, sich irgend welche Anstrengungen zu bereiten. Gerade die herrlichsten Punkte liegen ja meistens abseits der allgemeinen Heerstraßen, und Walter von Broich scheute weder Mühe noch Unbequemlichkeiten, um solche versteckten Naturreize aufzuspüren, die er dann sofort mit Stift und Farben in sein Skizzenbuch oder auf die Leinwand bannte. Auch heute war er so glücklich gewesen, hinter abgelegenen Ortschaften einige Motive zu entdecken, die von überraschender Schönheit waren. Freilich hatte er seit morgens um 6 Uhr fast sieben Stunden marschieren und zwischen durch fleißig malen müssen, aber — wie gesagt — es hatte sich gelohnt, er würde ein prächtiges Material nach Hause bringen! — Ueberhaupt — er war doch ein Glückspilz! Wohlhabende Eltern, die zugleich auch treffliche Menschen waren, ein behagliches, geschmackvoll ausgestattetes Heim im idyllischen Wiesbaden, einen gesunden, kräftigen Körper, ein angenehmes (ohne Selbstbespiegelung) sehr angenehmes) Aeußere und dann eben das Bewußtsein, als Künstler so ganz aus dem Vollen schöpfen zu können — einer zu sein, von dem man in Fach- und Laienkreisen, in Tages- und Kunstblättern mit aufrichtiger Bewunderung sprach — da sollte mal erst jemand kommen und ihm vorreden wollen, daß er noch zufriedener wäre! Ach was, „zufrieden“ — läppischer Ausdruck für seine fröhlich-seligen Empfindungen gerade heute! Glück, überglücklich war er — ein dreimal Gefegneter! Und in aufquellendem Uebermut stimmte er

eine jubelnde Weise an, indes seine braunen Augen unverwandt das wechselnde Landschaftsbild zu seiner Rechten verfolgten. Als das Lied zu Ende war, fing er ein neues an, danach ein drittes, wobei er allmählich schneller fürbass schritt, denn er verspürte plöz- und das nächste Gasthaus mußte noch ein ziemliches Stück entfernt sein; vor Oberwesel mochte er eigentlich auch nicht mehr rasten, er wußte nur zu gut; sah er erst beim Gläschen Wein, dann — sah er eben ein Weilschen! —

Noch immer hing der Sonne Goldneß über Tal und Flut; die Wellen funkelten und rauschten; manchmal klang es wie verstoffenes Nichern aus der Tiefe. „Hab ich morgen eine Beleuchtung wie heute — und eine solche Stimmung dazu, dann mal' ich eine Loreley, wie sie noch keiner vor mir gemalt hat! Wie ich mich grad' auf diese Arbeit freue,“ dachte Walter, blieb stehen und spähte nach jener Richtung, wo der Felsen auftauchen mußte; aber er war noch nicht in Sicht. „Schadet nichts,“ meinte der Maler vergnügt, „meinen Gesang hört sie doch; die Berge, die ein Echo



Der präsidierende Bürgermeister von Hamburg, Dr. Münckberg, starb infolge eines Schlaganfalls im Alter von 68 Jahren.

haben, sind alle hellhörig! — Holde Loreley, betörende Rhein-
nixe," rief er dann voll feder Laune über das Wasser, „laß
mich Dir ein Ständchen bringen, nimm die Huldigung Dei-
nes Ritters entgegen, der Dich morgen in den leuchtendsten
Farben besingen will, die ihm nur zu Gebote stehen!" — Und
er hob an: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten, daß ich so
traurig bin" — aber schon unterbrach er sich lachend: „Das
paßt ja vorzüglich zu meinen gehobenen Empfindungen; na,
gleichviel!" — So hastelte er denn mit leichter Ungeduld
über den ersten Vers hinweg, um danach mit seinem weichen
Bariton langsam und gefühlvoll einzusehen:

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließet der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Gewandet blizet,
Sie kammt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wunder — — — — —

Der Sänger verstummte jäh; von irgendwoher war eine
glockenheue Mädchenstimme an sein Ohr gedrungen. Oder
sollte es Längung gewesen sein? — Still war es ringsum,
wie zuvor. Nur der Rhein rauschte seinen uralten Sang,
und bisweilen schrillte ein Lokomotivpfeiff dazwischen oder
ein Vogelzweigen aus Baumzweigen; der Chorus des ge-
siederten Sängervölkchens war längst zur Ruhe gegangen, denn
die ersten Schatten der Nacht krochen über die Berge. Wal-
ter schüttelte sein lockiges Haupt und setzte seinen Weg fort.
Eben wollte er das Lied von der schönen Lorelei zu Ende bringen,
da hob es in der Ferne wieder an — lodend süß und sehnsüchtig!
Der Maler hemmte abermals die Schritte, um zu
lauschen, doch er sang nur abgerissene Melodien auf; die
Sängerin mußte weitab sein. Nun verstummte das Lied von
neuem; ob: trug es der Wind von dannen, der im Gehölz
erwacht war und mit breitem Flügelschlag durch den Forst
strich? Ein kühler Luftzug umfächelte Walters Wangen, er
merkte es nicht; er sah auch nicht, daß die Sonne hinter den
Bergen verschwunden war und des Vollmondes blaße
Scheibe aus dem grauüberhauchten Blau des Firmaments
klarer und klarer hervortrat, um wiederum langsam hinter
einer Wolkenkette unterzutauchen. All dies entging Walters
sonst so schaubegierigen Augen; seine Sinne waren im Mo-
ment einzig mit der Frage beschäftigt: Woher tönte jene
süße, glockenreine Stimme, und wo mochte das dazu gehörige
Mädchen steden? Es mußte wunderbar schön, jung und
lieblich sein, denn eine solche Stimme konnte nur in
einem engelhaft vollendeten Wesen wohnen! Aber wo —
wo wollte es?! —

Vielleicht ließ sich der Gesang noch einmal hören und
leitete ihn dann auf die Spur . . . Er lauschte angestrengt;
doch die Minuten verrannen, ohne daß er von nah oder fern
den geringsten Laut vernommen hätte, der einer menschlichen
Stimme glich. Vergerlich schüttelte er abermals den Kopf
und setzte wie träumend seine Wanderung fort.

Als er sich endlich einmal umfah, gewährte er zu seiner
Ueberraschung, wie sich die Szenerie inzwischen verändert
hatte: Keine weiße Nebel wallten weihrauchgleich aus den
Tiefen des Tales. Schatten um Schatten legten sich kobr-
dunkel auf die glänzenden Farben . . . Jetzt stieg der Mond
aus den Wolkenhüllen — über Fluren und Fluten rieselte
silbernes Licht, märchenhaft düstlich schimmerte die blaue
Ferne. Und droben am Himmel erwachte Stern bei Stern
und flimmerte . . .

„Mondbeglänzte Zaubernacht!" sagte der einsame Wan-
derer leise, doch seine Gedanken waren kaum bei diesen Wor-
ten: immer noch träumte seine Seele von jenem hellen, lock-
fenden Liede und seiner geheimnisvollen, waldverborgenen
Sängerin. Seine künstlerische Phantasie schmückte sich mit
ollen Reizen, die ein weibliches Wesen begehrenswert machen
können. „Sie ist eine Fee, eine Nixe, eine — — am End'
war's gar die Lorelei selber!" resümierte er und gefiel sich
darin, diese romantische Idee auszuspinnen. Schließlich aber
zuckte er die Schultern ob solcher Narrheit, über die er
mit seinen 25 Lenzen doch eigentlich hinweg sein mußte,
schnallte den Riemen seines Rucksackens etwas fester und
setzte sich in ein lebhaftes Marschtempo. Zum Ruckuck noch

eins, wie spät wollte er in Oberwesel den armen Gerbergs-
wirt aus den Federn trommeln? — Also vorwärts! —

Nach Verlauf von zehn Minuten etwa tauchten die ersten
Dächer vor ihm auf. Eben wollte er mit einem erleichter-
ten: „Gott sei Dank!" einen schneller zu Tale führenden Ne-
benpfad einschlagen, als er völlig perplex stehen blieb. Wie-
der hatte er jene goldenhelle Stimme vernommen und zwar
ganz in seiner Nähe! Da hörte doch Verschiedenes auf! —

Ohne lange Ueberlegung ging Walter den Tönen nach, bis
er vor einem Waldwege stand, bei dem eine Lafel einge-
rammt war. „Privatweg! Betreten verboten!" las er im
Mondlicht. „Privatweg? — Eine Sekunde blieb er stehen,
Dann schritt er stramm daran vorüber. Was kümmerte ihn
diese Warnung? Er hatte ja bisher in seinem Leben nie-
mals Halt gemacht vor irgend einem Hemnis, wenn es
galt, seinen Willen durchzusetzen und ein vorgestecktes Ziel
zu erreichen. — „Was kann's denn auch kosten?" brummte
er mit leichtem Spott vor sich hin. „Einen Verweis? Zehn
Mark Strafe? — Auf den Mann dressierte Hunde werden
hoffentlich nicht gleich da sein, also allong und all' Heil, mon
ami! Bei diesem kleinen Selbstgespräch ließ er jedoch keinen
Augenblick die „süße Stimme" außer acht, die ihm nun schon
ganz ungestüm und sehnsüchtig gemacht hatte. Ja, wahr-
haftig!

Halb amüsiert, halb ärgerlich über sich und seine Phan-
tasterei — denn es war doch tatsächlich ein Blödsinn, bei
Nacht und Nebel auf „verbotenen Wegen" nach „süßen Stim-
men" (lies: „süßen Mädels") herumzulungern! — schlug
sich Walter von Broich im Glanz des Vollmondes mit aller
Energie durch die Büsche. Dieser „Privatweg" mochte seit
vielen Jahren nicht betreten worden sein: Gestrüpp und
Dornen, umgebrosene Aeste und Teile eines eingestürzten
Stachelzaunes versperrten ihn alle zehn Schritte; in hohen,
dicken Büscheln wucherte das Gras. Talab ging's; zuletzt
kamen brödelige Stufen. Als Walter bis hierher gelangt
war, blickte er forschend um. Doch in der Runde war nichts
zu sehen wie Bäume, Buschwerk, Felsblöcke und weiterab,
nach Oberwesel zu, dichtbepflanzte Nebenhügel. Dazwischen
ein paar spitze Türmchen, ein Fleckchen graues Schieferdach,
im Mondenschein wie pures Silber glitzend. „Also irgend
ein kleiner Herrensitz oder das Heim eines begüterten Wein-
landbesizers," dachte der Maler. Ja, aber die Stimme?
Sie war wieder verstummt; nur das Rauschen des Windes,
das Rauschen des Stromes und bisweilen ein Käuzchenschrei
wurden hörbar. Eigentümliches Mysterium! —

„Hol dich der . . ." murmelte Walter, diesmal wirklich wü-
tend, drehte sich schnurstracks auf den Abfahen um und
schickte sich an, den mühseligen Weg zurückzuwandern.

„Zum erstenmal nicht ans Ziel gelangt, das ist was
Neues für mich," sagte er dabei mühsam und zuckte wieder-
um mit den Schultern, als ergänzte er in Gedanken:
„Unbegreiflich, wie mir das passieren kann!"

Das erste Duzend Steinstufen mochte er emporgestiegen
sein — da blieb er mit jähem Ruck stehen! Er befand
sich vor einem glatten, aus dem Abgrund steil hervorstagen-
den Felsen, einem richtigen Tafelblock, an dem er vorhin
sonderbarerweise achlos vorbeigegangen war. Hinter die-
ser Felswand sang es und sang . . . lodend süß . . . sehnsüchtig-
bang . . . Der junge Mann hielt den Atem so viel wie
möglich an und horchte.

Hörst du nicht des Rheines Rauschen
Tal herauf, zur Abendstund?
O, so komm, um nah zu lauschen,
Komm herab zum tiefen Grund —
Tiefen Grund!

Wo die Silberwellen gehen
Wunderbar im Mondenschein,
Wo die stillen Schlösser sehen
Schäumend in die Flut hinein —
Flut hinein.

Wo im Schiff die Rigen rauschen,
Und von Blüten blinkt ein Kranz — —
Komm herab, um nah zu lauschen,
Komm herab zum Spiel und Tanz,
Spiel und Tanz.

Lurley harret dein voll Wangen,
Sie, die Lieblichte im Kreis,
Lurley sehnt sich, zu umfangen
Dich mit Armen, kühl und weiß,
Kühl und weiß.

Du vergißt an ihrem Herzen,
Was dein Herz um sie verlieh — —
Holt erlöst von allen Schmerzen,
Träumst du dich im Paradies —
Im Paradies!

Leise verhauchte der melodische Sang. Walter hatte sich auf den Felsen jenen Felsen genähert, der ihm die Aussicht auf das dahintergelegene Hügelland versperrte. Auch rechts und links schienen Felspartien vorgelagert zu sein. Wäre die Steintafel nur nicht so glatt gewesen, er hätte versucht, sie zu erklimmen und von oben hinunter zu schauen, überragte sie ihn doch nur um einen halben Meter. Aber so — — schadel — — Doch siehe da: zwischen Gebüsch versteckt, noch einige Stufen, die abwärts führten! Er folgte ihrer Spur; sie schmiegt sich dicht an den Steinblock. Nun eine Biegung nach rechts, um den Felsen herum —

Ah! — Der Maler stand wie angewurzelt: Ihm gegenüber erhob sich ein vielzertüfteter, moosüberwucherter Steinriegel, und darauf — eine schlank, liebliche Mädchengestalt! In lichten, blaugrünen Wellen umschmeigte das weiche Seidengewand ihre Glieder. Reiches, geringeltes Haar umwallte sie bis zu den Hüften gleich einem goldenen Schleier, in den der Mondenglanz silberne Arabesken wob. An den Knien lehnte eine Harfe, von Wasserrosen anmutsvoll umwunden; auch das zierliche Köpfchen bekränzte ein Gewinde dieser schimmernden Blüten.

„Lorelei!“ flüsterte der Tauschende, und sein Atem ging schneller, seine Pulse klopfen. Er strengte seine Sehkraft bis zum äußersten an, um das holde Rätsel zu ergründen. Jetzt griffen die zarten Hände der Nixe mit lächelnder Gebärde in den Blütenkranz, um ihn fester in das Haar zu drücken. Der feine, rote Mund rief einige Worte in die Tiefe; Stimmengewirr antwortete. Da erhob sich die schöne Lorelei, nahm ihre kleine Goldharfe lässig in den rechten Arm und glitt, sich hin und wieder mit den Fingern grazios gegen die Felswände stützend, über einige Stufen in den Berggrund. Sie war seinen Blicken entschwunden.

Sekundenlang stand der Maler wie betäubt. Dann folgte er der seltsamen Erscheinung in die Tiefe, zu der ein schwarzer, von Steinen und Büschen umrahmter Pfad hinabführte.

Verdutzt sah er sich um. Er stand in einem wildartigen Garten voll Pavillons, Laubengängen und künstlichen Grotten; allüberall brannten bunte Papierlanternen. Stromauf, über den Häuptern der Tannen, schimmerte jener romanische Felsriegel, auf dem die holde Zauberin noch vor wenigen Augenblicken geweilt hatte: Aber wo war sie geblieben? — — In ziemlicher Entfernung sah er festlich gekleidete Herren und Damen, die offenbar im Begriff waren, durch eine Pforte den Garten zu verlassen — — seine Lorelei war nicht unter ihnen, so viel er auch nach ihr spähte. Rund um ihn war es still, nur der Nachtwind wisperte in den Zweigen.

„Ich sag' es ja gleich, es war ein Blödsinn, ihr nachzulaufen. Siehst Du, alter Freund, das Verbotene rächt sich doch immer!“ ironisierte Walter von Broich sich selbst. „Na, nun keh' nur hübsch um, spate Dich, daß Du in's Nachtkwartier kommst und leg Dich fein säuberlich aufs Ohr.“ Der Appetit war ihm vor Aerger nachgerade vergangen. Noch einen Blick ließ er über den illuminierten Garten schweifen. „Oh, kein übler Gedanke, diese italienische Nacht; aber was hat das Mischen dabei zu suchen? — Ach, diese Wasserjungfrau hat mich um alle Ruh gebracht! Jetzt bin ich nicht mehr der glücklichste Mensch unter der Sonne — — vordon, unterm Mond!“ schloß er mit einem komischen Seufzer und wandte sich resigniert zum Gehen.

„Nach —!“ machte er unwillkürlich und flüchtete in den Schatten der nächsten Bäume.

Sie war da — — Lorelei!

Ihr schönes Goldhaar hing wirr über dem Nacken, in ihren Auaen schimmernden Tränen. Merglich forschend schaute sie hierhin und dorthin, immer am Boden entlang. Hatte sie etwas verloren?

Schon überlegte der Maler, ob er nicht vortreten, seinen Namen nennen und ihr seine Hilfe anbieten sollte, da schrie sie leise auf: sie hatte ihn gesehen. Tieferschreden starrte sie ihm ins Gesicht, unfähig, sich zu rühren. Endlich erwachte sie aus ihrer Betäubung und wollte die Nacht ergreifen.

Mit Ehrerbietung trat er einige Schritte näher. „Mein gnädigstes Fräulein — —“

„Wer sind Sie?“ unterbrach sie ihn mit zaghafter Stimme.

Er verneigte sich tief. „Walter von Broich, Landschaftsmaler aus Wiesbaden, mein gnädiges Fräulein, — — der unendlich bedauert, Sie erschreckt zu haben, und tausendmal um Verzeihung bittet, daß er von dort oben her“ — er wies über die hinter ihnen aufragende Steintafel — „auf verbotenen Wegen in diesen Zaubergarten eingedrungen ist! Es geschah wirklich in keiner schlimmen Absicht, vielmehr einzig in dem unwiderstehlichen Verlangen, die schöne Lorelei, die so betörende Lieder zu singen weiß, von Angesicht zu Angesicht zu schauen — selbst auf die Gefahr hin, von ihr hinabgelockt zu werden in Tod und Verderben!“

Ihre Schen war besiegt. Fast nedig antwortete sie: „In Tod und Verderben zwar nicht, aber da Sie einmal hier weilen, — und obenein der rühmlichst bekannte Walter von Broich sind, dessen Bilder ich so oft bewundert habe, — so möchte ich Sie hiermit einladen, an unserm Feste teilzunehmen, falls Sie nichts Besseres vorhaben. Aber erst“ unterbrach sie sich hastig, wobei ihre Züge wieder unruhig wurden, „erst helfen Sie mir, bitte, bitte, suchen! Ich habe nämlich ein funkelagelneues Armband verloren. Hier vor dem Felsen muß es gewesen sein, ich hörte es klirren, gab aber im Eifer nicht weiter acht darauf. Nun hab ich mich heimlich aus dem Saale geschlichen, um es zu suchen. Würden Sie mir helfen?“

„Aber mit tausend Freuden, mein gnädiges Fräulein!“

Während Sie sich beide bückten, um aufmerksam umherzuspähen, erzählte sie in fliegender Eile:

„Wir feiern nämlich heute meinen 18. Geburtstag. Da ist große Fete, denn ich bin die Einzige, und Papa und Mama wissen gar nicht, wie sie mich verwöhnen sollen. Aber diesmal mußte es etwas ganz Besonderes sein, das hatte ich mir fest vorgenommen. So haben wir denn hier im Garten eine italienische Nacht arrangiert und in die Pavillons lebende Bilder gestellt. Man kann hier angenehm-merweise von keiner Seite beobachtet werden, weil der Garten so abgeschlossen liegt; die Felspartien sind zum Teil künstlich aufgebaut. Es ist ein richtiges *Buen retiro* für uns . . . Da ich nun den Namen Lore führe, Lore von Wallern, und ein hübschen singen kann —“

„Sie singen vollendet schön, mein gnädiges Fräulein,“ unterbrach Walter sie lebhaft, aber sie machte eine abwehrende Handbewegung und lachte.

„Ich könnte viel besser singen, wenn ich mehr üben würde, aber ich bin darin in letzter Zeit ein hübschen sehr faul gewesen,“ gestand sie offenherzig. „Ja, da kam ich also auf die Idee, einmal der Lorelei ein wenig ins Handwerk zu pfuschen; der Fels hier oben paßt auch so herrlich. Papachen meinte zwar in drastischer Weise, ich wäre wohl ein hübschen übergeschnappt, aber ich hab' mein Köpfchen doch durchgefeset —“

„Und Ihre Rolle auch ganz brillant gespielt,“ fiel Walter wiederum ein.

„Als die Abendsonne schien, bin ich zum erstenmal nach oben geklettert — —“

„Ja, denken Sie an, „als die Abendsonne schien“,“ sing ich unterwegs an, die „Lorelei“ zu singen, da antworteten Sie mir aus der Ferne — — „Seelentelephonie, wie?“ scherzte er. „Von wem war das hübsche Lied, das Sie zuletzt sangen?“

„Da hab' ich bei Eichendorff eine Anleihe gemacht und die Verse umgemodelt,“ erklärte sie, wiederum silberhell auslachend.

„Sie scheinen ja eine sehr vielseitige junge Dame zu sein,“ meinte er überrascht, „Sie singen, Sie dichten — — sagen Sie: Können Sie auch kochen?“

„Natürlich, und wie! Fragen Sie mal nachher mein Mütterchen; das kann ich nun, gottlob, etwas besser als singen.“

„Dann muß es so exquisit sein, daß ich dafür tatsächlich keine Worte hätte — —“

„Warum wollen Sie das übrigens wissen?“

„Was?“

„Ob ich kochen kann.“

„Das, — das weiß ich, offen gestanden, selber nicht; es fiel mir just so ein,“ gab er verwirrt zurück. Dann stieß er einen kleinen Triumphschrei aus. „Gnädiges Fräulein, ich hab's!“

Fröhlich sprang sie auf. „Ich danke Ihnen von Herzen, Herr von Broich! — Aber nun lassen Sie uns in das Haus zurückkehren, damit ich Sie meinen Eltern vorstellen kann. Sie werden sich, gleich mir, riesig freuen, Sie kennen zu

lernen. Papachen ist ein großer Kunstfreund; er hält viel von Ihrer Kunst. — Sie werden drinnen gewiß mit dem Tanzen beginnen und suchen mich schon. Ich hab's ja keinem Menschen erzählt, denn, wenn die Eltern erfahren, daß ich das neue Geschenk verloren hätte, wären sie sehr böse. Namentlich Muttchen kann solche Unachtsamkeit nicht leiden, und ich mag sie nicht betrüben, sie ist so gut!"

Orbentlich gerührt sah er in ihr kindlich reines Gesichtchen. „Es kann jedem passieren, daß er gelegentlich etwas verliert; ich bin überzeugt, Ihr Muttchen hätte auch nicht gescholten.“ Das vertrauliche „Muttchen“ schien sie zu überhören; er aber dachte, als es ihm über die Lippen gekommen war: Wie kann ich nur?! — Indessen, er hatte gar nicht mehr das Gefühl, einer fremden, jungen Dame gegenüber zu stehen; sie war ihm bereits wie eine jahrelange, liebe Bekannte, eine Jugendgespielin etwa. Ihr schien es übrigens in Bezug auf seine Person ebenso zu gehen. Sie plauderte lieb und sah ihn dabei so vertrauensvoll an; o du köstliche, 18jährige Mädchenblüte aus den rheinischen Bergen!

Nun waren sie vor dem Schloßchen angelangt. Im Begriffe, dem jungen Mädchen über die Schwelle zu folgen, blieb er zögernd stehen.

„Was haben Sie?“ fragte sie erstaunt.

„Ich erschrecke jetzt über meinen Touristenanzug, gnädiges Fräulein. Wie darf ich es wagen, in einer so bestaubten derangierten Toilette zu erscheinen? Ich schäme mich fast —“

„Ei, warum nicht gar,“ gab sie munter zurüd, „das Zufällige dieser Situation entschuldigt doch dergleichen kleine Aeußerlichkeiten. Wir auf dem Lande nehmen es auch damit nicht so genau. Also genießen Sie sich gar nicht.“ — Sie betraten das Vorzimmer.

„Aber Lore, Lore, wo in aller Welt steckt Du denn? Wir suchen Dich seit einer Viertelstunde im ganzen Hause!“ Ein älterer Herr mit weißem Vollbart kam dem jungen Mädchen ziemlich aufgeregt entgegen, wurde indessen sofort von zwei weichen, vollen Armen innig umschlungen. „Du Wildfang, bist ja ganz erhitzt, und die Tanzerei hat noch nicht einmal begonnen!“ In diesem Moment fiel sein Blick auf den Maler: ein Ausdruck des Befremdens glitt über seine jovialen Züge, er sah seine Tochter an.

„Papachen, liebes — nicht schelten, bitte! Ich, — nun ich will lieber doch gleich die Wahrheit gestehen: Ich hatte im Garten einen Schmuckgegenstand verloren und lief heimlich davon, ihn zu suchen. Dabei traf ich diesen Herrn hier, der sich von den Bergen her, über unsern alten Privatweg, in den Garten verirrt hatte. Und da er mir beim Suchen des vermißten Kleinods so liebenswürdig half, ja sogar der glückliche Finder ist, hab' ich mir erlaubt, ihn zur Mitfeier meines Geburtstages einzuladen. Nach dieser langen, aber durchaus nötigen Vorrede darf ich Ihnen wohl“ — damit wandte sie sich um — „meinen Vater vorstellen: Herr Weingutsbesitzer von Wallern —; liebes Papachen, dies ist der berühmte Landschaftsmaler Herr Walter von Broich aus Wiesbaden, dessen „Rheintal im Hochsommer“ Du vor zwei

Jahren aus der Ausstellung zu M. so sehr bewundert hast. Erinnerst Du Dich?“

„Und ob! Ein superbes Bild! Ich freue mich aufrichtig, seinen Schöpfer durch einen so glücklichen Zufall persönlich kennen zu lernen. Seien Sie in meinem Hause herzlich willkommen, Herr v. Broich.“ Mit ungezwungener Freundlichkeit streckte er dem jungen Manne die Hand entgegen, die dieser mit respektvoller Verbeugung ergriff. Nach einigen gewählten Dankesworten bat Walter um die Erlaubnis, sich seines unbequemen „Walframs“ entledigen zu dürfen.

„Aber bitte, bitte,“ rief der alte Herr lebhaft, „und falls Sie vorher noch etwas Toilette zu machen wünschen — ich sehe, Sie betrachten eben Rock und Stiefel mit einigermaßen kritischen Blicken — so soll der Diener Ihnen sofort Wasser, Bürsten usw. zurechtstellen. Alsdann darf ich Sie wohl mit meiner lieben Frau und den Gästen des heutigen Tages bekannt machen.“

Eine Viertelstunde später bildete Walter von Broich den Mittelpunkt der Gesellschaft. Durch sein Erscheinen war der Beginn des Tanzens etwas verzögert worden. Als man endlich zur Polonaise schritt, war Mitternacht vorüber. Mit tiefem Bedauern mußte Walter von Lore erfahren, daß ihre

Tanzkarte fast ganz besetzt war, bis auf zwei Walzer, für die er sie natürlich engagierte. —

Nach dem zweiten Walzer lehnten sie, frische Luft zu schöpfen, einige Minuten am offenen Fenster eines Nebenzimmers. Es führte auf den Rhein hinaus; sein ununterbrochenes Rauschen drang bis hier herauf. Kühl fröstelte der Nachwind um die erhitzten Schläfen der schweigsam Luschenden.

„Mein Fräulein, ich habe eine große Bitte. Darf ich sie aussprechen?“

„Nun?“ Es klang ein wenig beklommen. Sie sah unverwandt auf den Strom hinaus. Ihre Hände bewegten den Fächer in nervösem Spiel. Sie zitterten.

„Würden — würden Sie mir die Verse des Loreleiliedes herlegen wollen? Ich habe in diesem Moment ein heftiges Verlangen, sie noch einmal zu hören; sie sind ganz reizend!“

„Aber nur gesungen, nicht gesprochen,“ warf sie hastig ein.

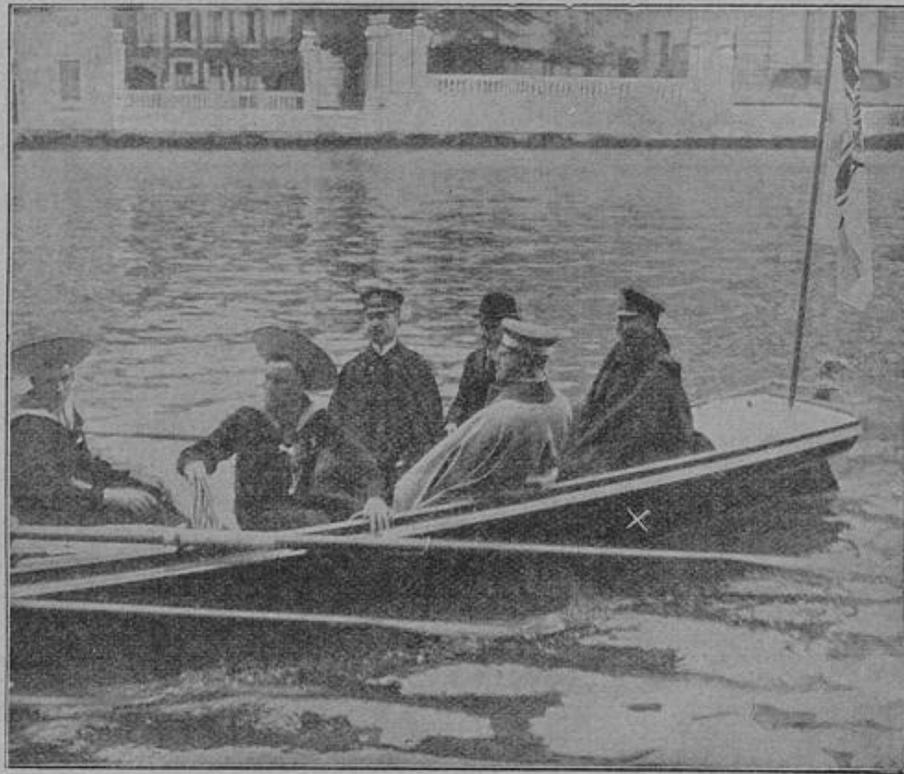
„Haben Sie's schon probiert?“ fragte er lächelnd.

„Nein,“ entgegnete sie verwirrt und errötete.

„So bitte ich nochmals herzlich: versuchen Sie es einmal! Ich bin überzeugt, diese Verse klingen gesprochen genau so bezaubernd, wie gesungen, wenn man die — die richtige Empfindung hineinlegt. Also bitte, bitte, liebes, verehrtes Fräulein Lore!“ Er sah ihr bei diesen Worten so treuerzig und zugleich schalkhaft in die Augen, daß es ihr unmöglich war, seinem Flehen länger zu widerstehen.

„Soll ich von vorn anfangen?“ erkundigte sie sich zaghaft. „Die ersten beiden Verse sollen Ihnen geschenkt sein,“ meinte er fast übermütig. Mit vibrierender Stimme begann sie:

„Wo im Schilf die Rixen rauschen
Und von Blüten blinkt ein Kranz —
Komm herab, um noch zu lauschen,
Komm herab zum Spiel und Tanz,
Spiel und Tanz!“



Zum Besuch des deutschen Kaiserpaars in Venedig: (X) Der Kaiser.

Seine Blicke hingen an ihren Lippen; er hielt die Hände wie in Andacht gefaltet. Sie spricht allerliebste, dachte er. Es ist gleichsam, als tappen und tasten die Worte mit ängstlicher Scheu, als tue sich vor ihnen ein Neuland auf voll unbekannter, seltsamer Empfindungen — — oder als ob von einer Quelle klare Tropfen durchsickerten, die dem Quellschen erst einen Weg höhnen müssen — bis die Bahn frei ist und das junge, lebensfrohe Element sich ungehemmt, jubelbrausend ergießen kann — —

„Lurley harret dein voll Wangen,
Sie, die Lieblichste im Kreis,
Lurley sehnt sich, zu empfangen
Dich mit Armen kühl und weiß,
Kühl und weiß.
Du vergißt in ihrem Herzen,
Was dein Herz und sie verließ — —
Gold erlöst von allen Schmerzen,
Träumst du dich im Paradies,
Im Paradies!“

Immer leiser war ihr Vortrag geworden. Die letzten Worte kamen nur mehr wie ein Hauch von ihrem Munde. Nun stand sie mit gesenktem Haupt und nestelte an ihrem Fächerbände. Er baskte nach ihrem Händchen und hielt es fest.

„Nun bin ich Ihrer Lodung gefolgt, liebliche Lorelei,“ flüsterte er bebend. „zu Tanz und Spiel bin ich herabgestiegen in dieses Reich — nun müssen Sie auch die Sorge dafür tragen, daß der Schluß jener romantischen Prophezeiung an der rauhen Wirklichkeit nicht zu schanden werden kann.“

Sie sah ihn scheinbar verständnislos an. Da nahm er auch die andere Hand. Vom Paradiese möcht' ich träumen, holbe Lore; dazu muß ich aber erst eins geschenkt bekommen. Ihr Herz! Davi ich jemals darauf hoffen! Könnten Sie mir nicht ein wenig gut sein?“

Jetzt senkte sie wieder das Köpschen. „Ich glaube, daß ich Ihnen gut war vom ersten Moment an,“ hauchte sie, und zwei große Tränen traten ihr in die Augen. Plötzlich entzog sie ihm ihre Hände und warf sich mit einem glücksheimlichen Jubellaut an seine Brust. Er umschloß ihre zarte Gestalt mit beiden Armen. „Und ich liebte Dich, noch ehe ich Dich kannte. Dein Lieblein tat's mir an. Als ich Dich dann sah, beschloß ich bei mir: Die muß es sein!“

„Darum fragtest Du auch gleich, ob ich lochen könnte —?“ forschte sie belustigt. Statt aller Antwort küßte er sie. — —

Es war Morgen, als man sich im Schloß Wallern zur Ruhe begab. Die Gäste der Nachbarschaft waren nach Hause gefahren, die weiterab wohnenden blieben bis zum nächsten Vormittage. Auch Walter von Broich nahm die Einladung seiner gütigen Gastgeber dankend an.

Nachdem sich endlich der letzte Festteilnehmer verabschiedet

hatte, bat der Maler Herrn von Wallern um eine kurze Unterredung. Sie endete damit, daß Lore und „Muttschen“ ins Zimmer gerufen wurden und Papachen dem jungen Paare feuchten Blickes seinen Segen spendete. Nach dieser feierlichen Zeremonie schaute er längere Zeit abwechselnd auf den zukünftigen Schwiegersohn und sein glückstrahlendes Mädel; dann meinte er bedächtig: „Und das hat mit ihrem Singen die Lore! — ei, ei! — getan?“

„Au Papa!“

Der Alte schmunzelte; im Handumdrehen aber trat ein barscher Ausdruck in seine Züge. Ingrimig stieß er hervor: „Der Stachelzaun da oben soll ausgebessert werden; ich habe diese liebliche Wirtschaft schon lange satt! Es ist auch nicht gerade nötig, daß jeder Zobeliebige meine Partiewege benutzt, um — —“

Aber Männchen, es ist doch seit Jahren das erste Mal, daß jemand sich von dorthin in unseren Garten verirrt hat,“ fiel ihm seine Gattin in die Rede. „Die Stufen zum Aufstieg sind so leicht nicht zu entdecken —“

„Wahrhaftig, ich habe lange genug suchen müssen,“ beteuerte der Maler mit drolligem Seufzer.

„Ganz egal,“ polterte Herr von Wallern, „einen zweiten Ueberfall mit derartig bedenklichen Folgen möchte ich nicht erleben!“

„Das dürfte Ihnen doch niemals mehr passieren, mein verehrter Herr von Wallern,“ warf der Maler lächelnd ein, „denn meines Wissens haben Sie nur eine Tochter.“

„Nach Ihrem nächtlichen Einbruch in mein Besitztum und in das Herz meines Mädels bin ich auf alles gefaßt,“ war die scherzende Antwort. „Man kann nicht wissen; schließlich kommt noch einer, um Dich

zu holen, liebe Alte!“ Zärtlich klopfte er seiner treuen Ehehälfte auf die Schulter.

„Du willst Dich wohl über mich lustig machen?“ rief die kleine Frau ein bißchen geärgert.

Ihr Gatte lachte. „Behüte! Doch Spaß heisseite, Amalie, die Unordnung da oben muß aufhören. Gleich morgen soll mit dem Begräumen begonnen werden.“

„Und ich male inzwischen meine Lorelei dort drüben — — und meine Lorelei hier im Schloßchen,“ erklärte der Maler fröhlich. „Wollen sehen, welches Porträt schöner wird! — Aber das sag' ich Dir, Lorch: Oben auf dem Lauerfelsen sitzt Du nicht wieder und singst, sonst kommt noch ein anderer und entführt Dich mir!“

„Der Zaun wird ja gemacht,“ beruhigte ihn sein Schwiegervater in spe augenblinzend.

„Gottlob,“ gab Walter zurück und küßte „seine Lorelei“ auf das schimmernde Goldhaar und den roten, lodenden Mund.



Zum Besuch des deutschen Kaiserpaars in Venedig.
Die Kaiserin und Prinzessin Viktoria Luise auf der Fahrt in einer Staatsgondel.



Großherzogin Maria Anna von Luxemburg.

Die Partie Billard.

Nach dem Französischen von S. CUNLA.

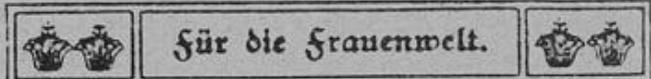
(Nachdruck verboten.)

Die Soldaten sind erschöpft. Zwei Tage hat die Schlacht gedauert und zwei Nächte haben die Aermsten in fürchterlichem Unwetter auf freiem Felde zugebracht. Trotzdem läßt man sie jetzt noch für nichts und wieder nichts drei lange Stunden in Regen und Kälte auf den aufgeweichten Landstraßen und den ungangbaren Feldern umherstehen. Einige von ihnen stützen sich matt auf den Tornister eines Kameraden, während andere sich dicht aneinander schmiegen, um sich zu erwärmen und aufrecht zu halten. Kein Feuer, keine Suppe, strömenden Regen, nachtschwarzen Himmel, rings vom Feinde umgeben — die Lage ist unerträglich. Warum steht man hier? Was geht vor sich? Die im Hinterhalt aufgestellten Mitrailleusen, die Mündung gegen das Gehörs gefährlich scheinen nach dem Feinde auszuspähen. Alles ist zum Angriff bereit. Warum rührt man sich nicht? Warum greift man nicht an? Worauf wartet man noch? Man erwartet vergebens die Befehle aus dem in unmittelbarer Nähe liegenden Hauptquartier. Es befindet sich in dem schönen Schloß Ludwigs XIII., dessen rote Ziegel auf halber Anhöhe aus dem dichten Gestrüch hervorlugen. Diese wahrhaft fürstliche Wohnung ist wohl würdig, das Wappenschild eines französischen Generals zu tragen. Hinter einem tiefen Graben, der die Befestigung von der Landstraße trennt, erstrecken sich bis zur Freitreppe weite, wohlgepflegte Kalenplätze. Auf der anderen Seite des Schlosses liegt der alte Park, wo dichte Laubengänge den spiegelglatten Teich umgeben.

Dieser Friede ringsumher. Die Fahne des Armeehäuptlings beschützt selbst das kleinste Wiesenblümchen und diese große Ruhe in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes hat etwas Ergreifendes. Wenn nicht dort auf der Spitze des Turmes die Klage wehte, wenn nicht an jenem Tor die Soldaten auf Posten ständen, würde kein Mensch hier das Hauptquartier der französischen Armee vermuten. In dem großen, in der Nähe der Freitreppe gelegenen Speisesaal läßt ein halb gedeckter Tisch darauf schließen, daß man eben eine Mahlzeit eingenommen hat. Aus dem Nebenraum ertönt Stimmengewirr, Gelächter und das eintönige Rollen der Billardkugeln. Der General ist in das Spiel vertieft, und das ist auch der Grund, warum die Armee vergebens die Befehle erwartet. Wenn der General die Partie einmal angefangen hat, kann nichts auf der Welt ihn daran hindern, sie zu Ende zu führen. Das Billardspiel! Das ist die Schwäche des großen Kriegsmannes. Er steht da, ernst wie in der Schlacht, die Brust mit Orden bedeckt und verfolgt mit glänzenden Augen die rollenden Kugeln. Seine Adjutanten umgeben ihn und geraten bei jedem Stoß ihres Vorgesetzten außer sich vor Bewunderung. Macht der General einen Point, beeilt sich

alles, diesen zu markieren; hat der General Durst, stürzt alles, um ihn den Grog zu bereiten. Die dienstbeflissenen Höflinge, die glänzenden Uniformen erinnern an die Herbstmanöver von Compiègne, und dieses Bild bildet einen schroffen Gegensatz zu den traurigen Szenen, die sich dort draußen auf der dunklen Landstraße abspielen. Der Partner des Generals ist ein kleiner, zum Stab kommandierter Hauptmann, ein Meister im Billardspiel und wohl fähig, alle Generale der Garde im Spiel zu besiegen. Aber hier heißt es besonders aufpassen: vor allen Dingen nicht gewinnen, aber auch nicht zu schnell verlieren. So spielt ein Offizier der Zukunft . . . Jetzt hat der General fünfzig Punkte, er selbst nur zehn. Nun handelt es sich darum, die Partie so zu führen, daß dieser Abstand bis zum Ende bleibt; gelingt dies dem kleinen Hauptmann, so hat er mehr für seine Beförderung getan, als wenn er draußen in der Kälte stünde, seine schöne Uniform verregnen ließe und Befehle erwartete, die der Höchstkommandierende im Eifer des Spieles vergißt. Die Partie ist wirklich interessant. Die Kugeln rollen und berühren sich. Da erzittern plötzlich die Fensterscheiben durch ein dumpfes Geräusch. Die Offiziere sehen einander unruhig an, nur der General hört und sieht nichts. Ueber das Billard gebeugt, ist er gerade im Begriff, einen prächtigen Zurückzieher zu machen. Darin ist er besonders tüchtig! . . . Der Kanonendonner wird anhaltender, heftiger. Die Adjutanten stürzen an die Fenster. Ob die Preußen einen Angriff wagen?

„Laß sie nur kommen,“ sagt der General ruhig, indem er die Spitze des Billardqueues mit Kreide bestreicht. „Sie spielen, Hauptmann.“ Jetzt erhebt sich am Horizont eine mächtige, rote Rauchwolke, und es sieht aus, als ob der ganze Park im Feuer stünde. Im Hauptquartier wird's lebendig. Von allen Richtungen kommen Ordnonnanz: eine Depesche folgt der anderen. Man fragt nach dem General. Dieser läßt sich jedoch nicht sprechen, ihn hindert nichts daran, die Partie zu Ende zu führen. „Sie spielen, Hauptmann!“ Aber der junge Hauptmann ist zerstreut. Er verliert den Kopf, vergißt seinen Grundriss, macht einen Point nach dem anderen und ist auf dem besten Wege, die Partie zu gewinnen. Der General wird wütend. Ueberraschung und Unwillen sind deutlich auf seinem hageren Gesichte zu lesen. Gerade in dem Augenblick sprengt ein Reiter in den Hof. Ein Adjutant, über und über mit Schmutz bedeckt, hat sich mit Gewalt den Eingang erzwungen und ist mit einem Satz auf der Freitreppe. „Herr General, Herr General!“ . . . Vor Horn schnaubend, rot wie ein Hahn, erscheint der General, das Billardqueue in der Hand, am Fenster. „Was gibst du? Was bedeutet das? Wo steht die Schildwache?“ . . . „Aber, . . . Herr General!“ . . . „Schon gut! . . . Nachher! . . . Man soll meine Befehle erwarten.“ Das ist ja die einzige Beschäftigung der armen Leute, die dort unten seit Stunden im dichtesten Kugelregen stehen. Ganze Regimenter werden niedergemacht, während andere untätig, die Waffen im Arm, auf der Landstraße stehen und sich nicht einmal selbst über ihre Untätigkeit Rechenschaft zu geben vermögen. Man erwartet Befehle, . . . und aus tausend Wunden fließt Frankreichs tapferes Blut. Da oben im großen, schweigenden Schloß geht's heiß her: der General ist dem Hauptmann zwar wieder vor, aber dieser verteidigt sich wie ein Löwe. Siebzehn — achtzehn — neunzehn . . . Kaum hat man Zeit, die Points zu markieren. Der Schlachtenlärm kommt näher und näher. Der General spielt noch um einen Point. Schon fliegt eine Granate in den Park! und entladet sich über dem See. Die spiegelglatte Fläche wird aufgewühlt, und ein aufgeschreckter Schwan schwimmt in einer Wolke von blutigen Federn. Oben tut man den letzten Stoß . . . Der General hat die Partie gewonnen. Totenstille liegt über dem alten Park. Man hört nur das Plotschen des Regens und weit in der Ferne ein dumpfes Getöse, dem Getrampel einer rosenden Herde ähnlich. Die große Armee ist in wilder Flucht. — —



Für die Frauenwelt.

Aus der Kinderstube.

Das Gewicht eines Kindes während der ersten zwölf Monate seines Lebens ist von so hoher Bedeutung für sein Gedeihen, daß sich jede gewissenhafte Mutter die Mühe nehmen sollte, ihr Nesthäkchen recht oft zu wägen. Nur so vermag

sie zu kontrollieren, ob die dem Kinde verabreichte Nahrung seinem Körper zuträglich ist oder ein Wechsel zur gebietrigen Notwendigkeit wird.

Ein gesundes Kind wiegt bei seiner Geburt 6½—7½ Pfund, worauf in der ersten Woche seines Lebens eine Gewichtsverminderung von 100—200 Gramm einzutreten pflegt. Nach dieser Zeit, bis zum vollendeten sechsten Monat sollte sein Gewicht Woche um Woche von 100—200 Gramm zunehmen.

In der Zahnzeit natürlich werden sich stets einige Unregelmäßigkeiten im Wachstum geltend machen, und ist hier das Durchschnittsmaß allein maßgebend. Kleine Kinder sollten in den ersten sechs Monaten ihres Lebens jede Woche, später alle vierzehn Tage, auf ihr Gewicht geprüft werden.

Das Verhältnis des Gewichtes eines Kindes zu seinem Alter sollte stets folgender Tabelle entsprechen:

Alter:	Gewicht:
1 Monat	7 Pfund.
2 "	7½ "
3 "	9½ "
4 "	11 "
5 "	12½ "
6 "	14 "
7 "	15 "
8 "	16 "
9 "	17 "
10 "	18 "
11 "	19 "
12 "	20 "

Dr. med. G. Sch.

Sprüche.

Zum Polsterabend.

Ein Kind als Schornsteinfeger (mit Besen).

Erschredet nicht, ich bin kein Reger,
Nein, nur ein kleiner Schornsteinfeger
Und melde mich zu Diensten an,
Weil man mich wohl gebrauchen kann.
Denn oftmals ist die Luft nicht rein,
Obgleich es nimmer dürfte sein.
Drum, sollt' es einmal bei euch rauchen,
So könnt ihr dieses hier gebrauchen.
Der Besen sagt vorzüglich rein
Staub, Falten, Launen, was mag sein.
So denket denn an mich zuweilen,
Der stets auf euren Ruf wird eilen.
Lebt wohl, ich muß ganz schnell nun wieder geh'n;
Zur Silberhochzeit gibt's ein Wiederseh'n.

Für Tischläufer und Teetücher.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann
Der ist gewiß nicht einer von den Besten.

Ein guter Trunk
Macht Alte jung
Sei mit den deinen
Allzeit im reinen.

Für die Kinderwelt.

Kindleins blaue Augen.

Ein Märchen von E. von der Decken.

Einstmals ging ein Vater mit seinem kleinen Kinde an der Hand heimwärts. Das Kind sah fröhlich plaudernd zum Vater auf und achtete des Weges nicht. Da schoß aus einem Felspalt eine giftige Schlange hervor und züngelte nach dem Kinde. Der Vater aber hatte sie bemerkt, hob schnell das Kleine auf seine Arme empor und zertrat dem giftigen Tier den Kopf. Als die Biöse nun tot zu seinen Füßen lag, wurde das Kind derselben gewahr und sprach mitleidsvoll: „Ach, der arme, große Wurm — warum mußte er denn sterben, Vater?“

„Weil er Dir nach dem Leben getrachtet!“

Aber das Kindlein neigte sich zu der toten Schlange hinab, streichelte sie und sprach liebevoll: „Du armer Wurm, gewiß tat es Dir recht weh, daß Du sterben mußtest.“ Und wie das Kind mit seinen rosigen Händchen die schillernde Schlange berührte, da verwandelte sie sich in eine weiße Taube, die alsbald mit freudigem Flügel Schlag zum Himmel emporstieg.

Das Kind aber jauchzte und streckte frohlockend der Davonfliegenden die Händchen nach.

Die Taube verschwand in den Wolken, allein vom Himmel fielen zwei lichtblaue Flöckchen herab und dem Kinde grad' in die Augen, und als der Vater es heimbrachte, da sagte die Mutter: „Ei, Kindlein, was ist denn geschehen? — Dir schaut ja der Himmel aus den Augen.“

„Ja,“ sprach der Vater, „Kindleins mitleidig Herz hat eine böse Schlange verwandelt und ihr den Himmel geöffnet; nun blüht der Himmel aus unsres Kindleins Augen hervor.“

Rätsel.

Nun ratet schnell, Ihr Kinderlein:
Was mag ich für ein Ding wohl sein?
Trag einen Schast mit einer Zahn';
Ich bin jedoch kein Kriegersmann,
Obgleich ich dien' in jedem Kriege,
Beim Friedensschluß nach manchem Siege.
Mein Körper ist von Horn allein
Und schließt auch eine Seele ein;
Doch Leben find't Ihr nicht bei mir,
Ich kann nicht geh'n und steh'n, wie Ihr,
Wuß stets geführt, gehalten werden,
Und dennoch wirt' ich viel auf Erden,
Obgleich ich gar nicht sprechen kann,
Frag' und bitt' ich jedermann,
Geb' auch gleich die Antwort drauf
Und helfe dem Gedächtnis auf.
Obwohl ich bin ein nützlich Ding,
So achtet man mich doch gering.
Die Alten hielten mich in Ehren,
Die Jungen mich nicht mehr beachren.



Nützliches fürs Haus.



— **Aromatischer Essig als Desinfiziermittel.** Wermut, Rosmarin, Salbei, Pfeffermünze und Raute à 50 Gramm, Lavendelblumen, Kalmus, Zimmet, Nelken und Muskatnuß à 16 Gramm läßt man in drei Kilogramm Weinessig mehrere Tage in gelinder Wärme digerieren. Dieser Essig dazu, sich bei epidemischen Krankheiten gegen Ansteckung zu sichern. Man wäscht damit fleißig Hände, Gesicht und Schläfe, spült auch den Mund damit aus.

— **Das Luftbad.** Da kein Kleidungsstück dem Körper absolut fest anliegt, und da das Gewebe der Kleider an sich mehr oder weniger lufthaltig ist, so ist der Körper stets von einer Luftschicht umspült. Je ausgiebiger der Luftwechsel in der den Menschen umgebenden Luftschicht ist, desto intensiver wirkt dieses Luftbad, und desto schneller wird dasselbe die Differenz der Körpertemperatur und der umgebenden Luft ausgleichen. Die Kleider machen daher das Luftbad zu einem kalten, kühlen oder warmen. Noch ausgiebiger wird ein solches Luftbad sein, wenn es nicht unmittelbar durch die Kleider, sondern voll und ganz den Körper bespült, d. h., wenn der nackte Körper der Luft ausgesetzt wird. Ein solches Bad wirkt sehr energisch auf den Organismus. Von methodisch gebrauchten Luftbädern kann freilich die Rede nicht sein.

— **Ein Mittel gegen Sigbläschen junger Mädchen,** sowie gegen Sommersprossen und Leberflecken vollblütiger Frauen, besteht in einer Auflösung von 8 Gramm Borax in 6 Gramm Pomeranzenblüten- und ebensoviel Rosenwasser. Man befeuchtet damit täglich drei- bis viermal die Haut und läßt im Schatten trocknen.

— **Um Ohrenkrankheiten vorzubeugen,** verhüte man Entzündungen und Blutandrang nach dem Kopfe, halte letzteren kühl, hüte sich vor Erkältung, namentlich nassen Füßen, sowie vor aufregenden Getränken, sorge stets für offenen Leib, lasse die Haare nur bei mildem Wetter verschneiden. Kinder darf man nicht auf die Ohren schlagen oder an denselben zerren. Ohrenkrankheiten erfordern die Hilfe eines tüchtigen Arztes.

— **Gegen Runzeln.** Die Runzeln in der Haut werden namentlich von den Frauen sehr gefürchtet. Um sie zu vermeiden, muß man die Haut häufig mit kaltem Wasser und Seife waschen. Die sog. Krähenfüße, sowie die verdächtigen zwei Falten am Munde sind nur durch Waschen mit kaltem Wasser, oder durch nachfolgendes Rezept möglichst lange aufzuhalten: Man wasche das Gesicht öfter mit Mandelmilch, und lege zuweilen des Nachts eine Binde von feiner Leinwand auf, die in reinem, geschmolzenen Wachs getränkt ist.



Unsere Bilder.



— **Dr. Mönkeberg**, der jüngst verstorbene Bürgermeister von Hamburg, war am 22. August 1839 in Hamburg geboren, studierte in Heidelberg und Göttingen Jura und ließ sich 1862 in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder. Seit 1876 war er Mitglied des Senats. 1888 wurde er erstmalig zum Bürgermeister von Hamburg gewählt, welches Amt er in den vorgeschriebenen Zwischenräumen bis zu seinem Ende führte. Er zeichnete sich durch eiserne Energie aus. (Vergl. das Bild Seite 129.)

— **Der Besuch des deutschen Kaiserpaars in Venedig** brachte der alten Lagunenstadt eine Reihe pompöser Feste und imposanter Aufzüge, wie sie eben nur im sonnigen Italien mit seiner leuchtenden Farbenpracht möglich sind. Wie unsere Bilder Seite 132 und 133 zeigen, trat anstelle des vom Kaiser so geschätzten Autos die Gondel, was dem Gange wieder einen eigenen Reiz verlieh. Das Ziel der Kaiserreise ist die Insel Korfu bei Griechenland, dort hat Kaiser Wilhelm das von der ermordeten Kaiserin Elisabeth mit großem Kostenaufwand erbaute Schloß Achilleion erworben, welches er nunmehr besuchen will. An der Reise nahmen außer dem Kaiserpaar auch Prinz August Wilhelm und Prinzessin Luise teil.

— **Großherzogin Maria Anna von Luxemburg**, die Gattin des Großherzogs Wilhelm von Luxemburg, steht im 47. Lebensjahre und ist geborene Prinzessin von Portugal. Ihre Ehe ist mit sechs Töchtern gesegnet, während ein Thronfolger nicht beschert wurde. Der im 56. Jahre stehende Großherzog ist erst 1905 zur Regierung gelangt; da er aber schon seit zehn Jahren leidend ist, hat er seiner Gemahlin die Geschäfte übertragen und sie zur Statthalterin ernannt. (Vergl. das Bild Seite 134.)



Zur Unterhaltung.



— **Unhöflicher Mensch.** „Denke dir nur, wie ungebildet sich neulich mein Schneider gegen mich betrug. Will ich mir bei ihm einen neuen Anzug machen lassen, aber glaubst du, daß er seinen Fingerhut abnahm?“

— **Natürlich.** Nun, wie gefällt dir unser berühmter Gast? — **Wenn er mich beim Tanzen nur nicht immer auf die Füße träte!** — Ja, liebes Kind, bei einem Klaviervirtuosen darf dich das nicht Wunder nehmen!

— **Neues Gemüse.** Erster Grenzbeamter: Als was ver-zollen wir diesen Lorbeerkranz? — Zweiter Beamter: Nun, als frisches Gemüse. — Erster Beamter: Aber da ist ja noch eine Schleife dran. — Zweiter Beamter: Also als Gemüse mit Beilage.

— **Rech.** Richter: Sie sind zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. — **Angellagerter:** O, und ich hatte mir zuletzt noch einen Gehrod machen lassen!

— **Unverschäm.** Hausfrau (zu ihrem Dienstmädchen): Wie können Sie sich unterstehen und meinen neuen Hut auf-sehen? — **Dina:** Ich wollte bloß mal seh'n, ob ich och sonen Dickkopf habe wie Madam!

— **Vorteil.** „Herr Wirt, ich habe in Ihren Automaten ein Zehnspfennigstück gesteckt, aber es kommt nichts heraus.“ — **Na, seien Sie froh, daß Sie die Schokolade nicht zu essen brauchen!“**

— **Falsch angebracht.** Studios Fiebfest (als ihn beim Ein-tritt in den Prüfungs-saal sämtliche Mitglieder der Kom-mission anbliden): „Meine Herren, Sie haben mich fixiert! Ich bitte um Ihre Karten!“

— **Die Büge.** Zwei Sachsen sehen sich Berlin an und fahren mit der elektrischen Bahn die Bülowstraße entlang. Als der Kondukteur die Haltestelle „Möckernstraße“ ausruft, fragt der eine: „Wo bloß der komische Name herkommen mag?“ — „Kann ich mir schon denken,“ erwidert der andere, „das Möckern kommt von den vielen Ziegen, die hier ver-kehren!“

— **Unüberlegt.** Gerichtspräsident (zum Angellagten): „Be-nehmen Sie sich hier nicht so frech und fleghaft, Sie tun ja gerade, als ob Sie hier der Vorsitzende wären.“

— **Eigentümlicher Maßstab.** „Wie lange studiert Ihr Sohn?“ — **Prbh:** „So etwa 12 000 Mark lang!“



Rätsellecke.



Logogriph.

Es ist grenzenlos und doch begrenzt;
Es dehnt sich aus nach allen Seiten.
Und alles, was uns hier erglänzt,
Ist drin; so war's seit Ewigkeiten.

Sobald es an kein Ding gebannt,
Ist's schwer zu fassen, ohne Gleichen,
Doch ist es als Getränk bekannt,
Wird ihm geraubt ein einziges Zeichen.

Kapsel-Rätsel.

Liebe Marie!

Rudolf, der als Soldat in Bruchsal bei den Dragonern gebient hatte, kam heute mit Matrosen aus Amerika zurück. Der Kaffee wurde im Garten getrunken, wobei wir alle uns an Vanille- und Mohntuchen delectierten. Nachher suchte er seine Rufine auf, aber Elli lief mit dem kleinen Georg in eine Laube, wo sich Therese damit beschäftigte, Gurken zu schneiden. Er kam bald nach und fast erschrak er über das Wiedersehen, mir ist's wenigstens so vorgekommen. Er war zu allen freundlich und edel. Weiß doch ein jeder, daß alles bei ihm aus gutem Herzen kommt. Nachher sang Rudolf Lieder aus der Fremde, die sehr entzückten. Abends gingen wir in die Oper, um uns Wagners „Rienzi“ anzuhören.

Viele Grüße! Vergiß mein nicht, du Liebe!

Deine R. M.

In obiger Postkarte sind 13 Blumen- resp. Pflanzennamen versteckt.

Rätsel.

1. 2.

Eine Insel nennen wir,
Eine vielbegehrte, dir.
Einstmals nahm Amerika
Was es Schönes nahe sah.

2. 1.

Stellst du Silbe 2 voran,
Schaust du nun als Stadt uns an.
Ward erst kürzlich viel genannt,
Liegt in Kaiser Nikolau's Land.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Der Saum.

Rebus: Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.



Nr. 18.

Sonntag, 3. Mai.

Jahrgang 1908.

Dicky.

Frei nach dem Englischen von Gräfin I. A. S.

(Nachdruck verboten.)

In der Nähe eines kleinen Dorfes im Süden Englands lagen zwei große Besitzungen nicht weit voneinander. Das große graue Haus am Fuße eines kleinen Berges war The Manor und gehörte einem exzentrischen, alten Witwer, Sir Trevanior. Dieser lebte hier nur inmitten seiner Bücher, ein langweiliger Gesellschafter für seine kleine blauäugige Tochter; zum Glück hatte diese ein so leichtlebigeres, heiteres Temperament, daß sie sich mit ihrer alten Erzieherin und ihren Hunden recht von Herzen glücklich fühlte.

In dem roten Backsteinhaus, südlich von The Manor gelegen, wohnte Mrs. Lorraine mit ihrem einzigen Sohn, aber die Leute sagten, der junge Mr. Godfrey Lorraine sei nie zu Hause und interessiere sich für nichts anderes als Sport.

Eines Abends jedoch standen Koffer und Reisetaschen in der großen Halle des Hauses, und Godfrey lieferte den Beweis, daß er sich außer für Sport noch für etwas anderes interessierte — für seine Mutter. Vor dem behaglich brennenden Feuer des Kamins saßen sie dicht neben einander, Mutter und Sohn.

„Und nun müssen wir wieder scheiden?“ fragte sie. „Godfrey, soll dies wirklich das letzte Mal sein? Ich bin schon eine alte Frau. Willst du dich denn nicht endlich hier etablieren und mir eine Tochter bringen, die mir meinen Lebensabend verschönt?“

„Ja, liebe Mutter,“ erwiderte der junge Mann sich erhebend, „ich verspreche es dir. In einem Jahre werde ich zurückkommen und dann sollst du mir eine Frau aussuchen. Ich glaube, du hättest die kleine Dicky Trevanior gern zur Tochter!“

„Ich hätte nichts dagegen einzutenden!“ sagte die Mutter lächelnd. „Dicky ist ein liebes, kleines Ding; aber bedenke,



Oster-Speisung russischer Schüler.

daß sie schon sechzehn Jahre alt ist, da ist es Zeit, daß du aufhörst, so mit ihr umher zu tollen!"

"Oh, sie ist noch durch und durch ein Kind! In einem so einfach erzogenen Mädchen liegt ein ungewöhnlicher Zauber. Laß sie bei dir sein, Mutter, wenn ich fort bin; sie wird dich unterhalten und immer deine Brille suchen!"

So unterhielten sie sich noch bis tief in die Nacht hinein, und als der Morgen kam, mußte die Mutter wieder Abschied nehmen von dem Liebsten, was sie auf Erden hatte. Die Tage vergingen Dicky Trevanion wie im Fluge, denn ihre glückliche Zeit war es, wenn sie in Red House sein und die gute, alte Dame pflegen konnte, deren Gesundheit immer wankender wurde. Das Kind war eine kleine, aufbeisternde Gefährtin und eine willige, sympathische Zuhörerin. Während der langen Winterabende konnte sie stundenlang, Godfrey's Foxterrier auf dem Schoß, am Kamine sitzen und Mrs. Lorraine zuhören, welche ihren Kopf über das Strickzeug gebeugt, eine Geschichte nach der andern von ihrem Sohn erzählte. Von nichts sprach sie lieber als von ihm, und schwieg sie, so blickte Dicky in Gedanken versunken in das Feuer und Godfrey schien ihr wirklich ein wahres Ideal zu sein.

Diese Besuche in Red House verloren aber ihren Reiz für Dicky, als Mrs. Lorraine die Tochter eines alten Freundes aus Indien einlud, zu ihr zu kommen. Die alte Dame kannte diese Pauline Wedderburn gar nicht, welche immer nur in Indien gelebt hatte, und sie bereute bald ihre freundliche Einladung, denn Miß Wedderburn hatte außer einem hübschen Gesicht nichts Sympathisches und Mrs. Lorraine Zujagendes.

Kurze Zeit vor Godfrey's Rückkehr reiste Dicky mit ihrem Vater nach London — sie freute sich, fortzukommen, denn abgesehen davon, daß sie der Gedanke, Godfrey wiederzusehen, verlegen machte, machten ihr auch die vielen kleinen Eifersuchtsjzenen Miß Wedderburn's das Leben in Red House unerträglich.

Das Leben in London interessierte und amüsierte das Mädchen, und ihrem Vater schien es endlich klar zu werden, daß er eine Tochter hatte, denn er konnte gar nicht mehr ohne sie sein.

Eines Morgens, kurz nach Neujahr, als Dicky zum Frühstück herunterkam, fand sie einen Brief von Mr. Lorraine neben ihrer Tasse liegen. In eiligen Worten teilte sie nur mit, daß sie in großer Aufregung und Sorge sei; sechs Wochen nach der Rückkehr ihres Sohnes habe dieser heimlich Miß Wedderburn geheiratet und sie seien beide nach Amerika abgereist. Dicky war sprachlos vor Erstaunen, als sie diese Worte las; sie konnte es garnicht fassen, daß ihr Held, ihr Ideal, zu dem sie immer in solcher Bewunderung aufgeschaut hatte, eine solche Wahl hatte treffen können. Aber es war nur zu wahr. Gleich als Miß Wedderburn Godfrey Lorraine kennen lernte, hatte sie sich in ihn verliebt und den Entschluß gefaßt, ihn nicht eine Weile für Richardine Trevanion werden zu lassen; denn daß dies der größte Wunsch seiner Mutter war, wußte sie. Sie war sich ihrer Macht bewußt, hatte sie diese doch schon oft in Indien erprobt. Sie gab sich deshalb sogleich ans Werk und es gelang ihr nur zu gut.

Nach kaum acht Tagen schon wurde es Godfrey klar, was er für einen Irrtum begangen hatte, wie er sich in einem Augenblick der Leidenschaft an eine Frau gekettet hatte, welche in allem tief unter ihm stand und eine selbstsüchtige, herzlose Person war. Aber jetzt blieb ihm nichts Weiteres übrig, als sich in das Unabänderliche zu finden.

Sechs Jahre später an einem sonnigen Frühlingmorgen ging Miß Trevanion mit einem Buch, einer kleinen Handtasche und einem großen roten Sonnenschirm langsam die Treppe zur Brühl'schen Terrasse in Dresden hinauf. Nach einigem Zögern setzte sie sich auf einen leeren Platz, von welchem man einen Blick auf die Elbe hatte. Dann entnahm sie ihrer Handtasche ein Stückchen Brot und fing an, die Spaziergänger zu füttern, und wunderte sich darüber, daß diese ohne Scheu so dicht in ihre Nähe kamen. Sie bemerkte nicht, daß mehr als einer der umstehenden Gäste sie beobachtete und ein junger Engländer sie bewundernd betrachtete. Plötzlich flogen die Spaziergänger ängstlich weg und als Dicky sich umwandte, um die Ursache dieser schleunigen Flucht zu entdecken, sah sie ihren Vater auf sich zukommen.

"So, da bist du, Dicky!" sagte er. "Ich suchte schon im Hotel nach dir."

"Hast du mich entbehrt?" fragte das Mädchen fröhlich. "Ich war bis jetzt in der Galerie und es war so heiß und staubig dort, daß ich dachte, ein wenig frische Luft zu schöpfen wäre vor dem Diner noch ganz angenehm. Hast du den ganzen Morgen geschrieben, Papa? Du mußt entseztlich müde sein. Komm' und seh' dich hierhin."

"Nein, mein Kind, ich muß wieder gehen und meine Arbeit beenden, damit wir nächste Woche in die Schweiz reisen können. Berleger sind so unsichere und vielberlangende Leute. Uebrigens, Lorraine wohnt in dem Hotel hier gegenüber. Um der Freundschaft mit seiner armen Mutter willen möchte ich wohl mal mit ihm sprechen. Willst du ihm schreiben und ihn morgen zum Diner einladen?"

Dicky's Gesicht, welches ganz traurig geworden war, heiterte sich wieder auf. Sie hatte schon oft gewünscht, Mr. Lorraine wiederzusehen, aber seit seiner Heirat war er nicht wieder in Red House gewesen und da die alte Mrs. Lorraine tot war, hatte sie nie Gelegenheit gehabt, ihn zu treffen. Sie freute sich, das Ideal ihrer Kinderjahre wiederzusehen.

"Bist du aber auch sicher, daß er allein ist?" fragte sie. "Denn ich kenne seine Frau und wenn sie auch hier ist, müssen wir sie ebenfalls einladen."

"Gewiß," erwiderte Sir Richard, "ich habe gerade eben den Portier des Hotels gefragt. Es muß Godfrey Lorraine sein. Diese Heirat war eine große Torheit von ihm und nun leidet er unter den Folgen dieses Schrittes. Er tut mir aber herzlich leid; deshalb lade ich ihn zum Diner ein, Dicky."

"Ist das die Art wie du dein Mitleid zeigst, Papa? Gut, da du aber nach dem Diner nicht eine Stunde wach bleiben kannst, werde ich das Mitleid allein zeigen müssen! Vielleicht ist er aber sehr glücklich und bedarf unseres Mitleids nicht."

"Sehr unwahrscheinlich," murmelte Sir Richard wie im Selbstgespräch, dann ging er, seiner Tochter zerstreut zunicke, fort.

Dicky hatte sich nach und nach ganz an das eigentümliche Wesen ihres Vaters gewöhnt; er ließ sie den größten Teil des Tages allein, aber sie war immer bereitwillig zur Hand, wenn er ihrer bedurfte.

Die Menschen wunderten sich, weshalb Miß Trevanion nicht heiratete, aber diese hatte sich ihre eigenen Ideen über das Leben gebildet. Sie fühlte sich durchaus glücklich und lebte vergnügt und harmlos wie ein Kind. Sir Richard hatte sich entschlossen, in diesem Frühjahr zu reisen, wenn er auch eigentlich das beste Leben führte, wie zu Hause, und wo er konnte, hinter seinen Büchern saß. Dicky mußte sich die Zeit allein vertreiben, und sich amüsieren, so gut es ging.

Die Spaziergänger waren alle fortgegangen; einige Zeit blieb sie noch in Gedanken versunken sitzen; dann nahm sie ihr Buch zur Hand. Kaum hatte sie angefangen zu lesen, als der junge Engländer, welcher sie bis dahin immer beobachtet hatte, schnell entschlossen auf sie zukam.

"Ich glaube, ich hatte schon früher das Vergnügen, mit Miß Trevanion zu sprechen?" sagte er, seinen Hut lüftend. Dicky blickte erstaunt auf, dann stammelte sie:

"Ja, ich bin Miß Trevanion; aber —"

"Aber Sie wissen nicht, wer ich bin? — Die Art, mich einzuführen, ist vielleicht ein wenig unzeremoniell, aber ich fühlte mich hier so vereinsamt und da konnte ich nicht widerstehen. Ich erkannte Sir Richard eben erst, und da kam ich zu dem Schluß, daß Sie seine Tochter sein müssen. Es sind schon mehrere Jahre, seitdem ich ihn zuletzt sah."

"Ist es denn möglich, daß Sie Mr. Godfrey Lorraine sind?" unterbrach ihn Dicky und aufblickend, errötete sie heftig. Im ersten Augenblick ihrer Ueberraschung konnte sie gar keine Ähnlichkeit entdecken zwischen diesem ernst blickenden Manne mit dem Vollbart und dem vergnügten Godfrey Lorraine aus ihrer Jugendzeit.

"Ich bin es wirklich, wenn auch zuweilen — ja, sehr häufig — ich wünsche es nicht zu sein," und er nahm Dicky's Hand. "Ich erinere mich Ihrer noch so gut, wie Sie in The Manor mit Ihren Hunden umherliefen und die alte, strenge Erziehlerin Sie nie aus den Augen ließ."

"Sie ist schon tot," sagte Dicky leise.

"Ja? Und meine arme Mutter ebenfalls. Aber Sie wissen es natürlich — meine Mutter hatte Sie so lieb und hörte nicht auf, Sie zu loben. Darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen?"

„Natürlich!“ antwortete Dicky. Ihre Mutter erzählte mir immer so viel von Ihnen. Ich glaube, ich weiß alles, was Sie taten von Ihrer frühesten Jugend an! Sie betete Sie wirklich an!“

„Und mein Dank war, daß ich ihr das Herz brach!“ sagte Godfrey trübe. „Aber weshalb sind Sie jetzt hier? Wie konnten Sie sich nur von Ihren Wäldern und Blumen trennen?“

„Papa wünschte eine Veränderung. Nächste Woche gehen wir in die Schweiz und dann nach Arlorrie in Schottland zum fischen.“

„Arlorrie! Welch' eigentümliches Zusammentreffen! Dort wohnt der einzige Freund, den ich auf der Welt habe.“ Das Mädchen blickte ihn neugierig an, aber er versank in Schweigen.

„Wollen Sie lange in Dresden bleiben?“ sagte sie nach einigen Augenblicken.

„Nein, ich bin ein wandernder Gesell' und suche die Gesundheit.“

Sie unterhielten sich noch längere Zeit, sprachen von der Vergangenheit und der alten Mrs. Lorraine; Dicky bemerkte, daß Godfrey's Stimme zitterte, wenn er von seiner Mutter sprach.

„Er liebt sie und ihr Andenken,“ dachte das Mädchen, „aber ich bin ein wenig enttäuscht von dem Ideal meiner Jugend — er ist gerade so wie andere Männer auch!“

Die Terrasse füllte sich jetzt mit Menschen — Kindern, Mädchen, Kinder, Soldaten und Leuten aus den besseren Ständen, welche der Musik zuhören wollten.

„Ich muß jetzt nach Hause gehen,“ sagte Dicky, „und beinahe hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß Papa Sie einladet, morgen mit uns zu dinieren.“

„Eigentümliche Sympathie der Gedanken!“ antwortete Godfrey, Dicky das Buch reichend. „Ich hatte vorhin das Gefühl, als ob von mir gesprochen würde! — Aber, wollen Sie nicht erst noch eine Galerie besuchen? Sie wissen, ich bin ein alter verheirateter Mann und daher zum Begleiter geeignet!“

Dicky fühlte sich ganz erleichtert, daß er seine Heirat erwähnt hatte, aber bevor sie etwas sagen konnte, fügte er hinzu:

„Ich möchte wohl heute Abend noch zu Ihrem Vater kommen!“

„Ja, tun Sie es,“ sagte Dicky, ihren roten Sonnenschirm mit großer Umständlichkeit aufspannend, als sie zusammen die Straße entlang gingen. Sie überlegte, ob sie wohl erzählen müsse, daß sie keine Frau kannte, beschloß dann aber, eine andere Gelegenheit abzuwarten.

Vor dem Hotel verabschiedete sie sich von Godfrey und eilte schnell ins Haus.

Godfrey Lorraine kam am Abend zu Sir Richard und seiner Tochter und dinierte auch am andern Tag bei ihnen. Geduldig hörte er den Reden des alten Mannes zu, welcher ihn ganz als intimer Freund behandelte und dies auch dadurch bewies, daß er nach Tisch schlief!

Da weder die Trevanions noch Mr. Lorraine Bekannte in Dresden hatten, so war es natürlich, daß sie täglich zusammen waren. Es war Sir Richard sogar sehr angenehm, denn nun brauchte er sich noch weniger um seine Tochter zu kümmern und konnte ungehindert und mit gutem Gewissen bei seinen Büchern bleiben. Am Tage vor ihrer Abreise in die Schweiz suchte er sogar den jungen Mann zu bereben, mitzufahren.

Der junge Mann saß abends allein auf der Terrasse und überlegte, was er tun sollte. Die letzten zehn Tage hatten ihm so recht deutlich den Kontrast gezeigt zwischen seinem jetzigen Leben und dem der verfloffenen sechs Jahre. Klar und deutlich trat ihm alles vor Augen. Im Anfang hatte er alles getan, um das Leben trotz des launischen Wesens und unvernünftigen Eifers seiner Frau erträglich zu machen: er hatte sorglos in den Tag hinein gelebt, bis sich eines Tages pekuniäre Verlegenheiten einstellten. Das hatte ihm die Augen geöffnet und er machte sich an die Arbeit mit einem solchen Eifer, daß seine Gesundheit darunter litt.

Ronald Steele, sein bester Freund, trotzdem seine Frau diesen nicht leiden mochte, hatte ihm geraten, eine Erholungsreise in das Ausland zu machen und so fuhr er nach Dresden, denn hier kannte er niemanden und er sehnte sich nach Einsamkeit, aber die Begegnung mit den Trevanions hatte alle seine Pläne umgestoßen. Er war sich ganz bewußt, daß die Aufforderung mit in die Schweiz zu reisen, nicht von Sir Richard, sondern von Dicky ausging, welche ihm die

Verkörperung von allem schien, was eine Frau sein soll. Und wenn er nun täglich mit ihr zusammen war, würde da nicht — — Jetzt fing er an zu lachen und nannte sich einen sentimental Narren. Selbstredend wollte er mit ihnen reisen! Wie sollte er sich jemals hier so ganz allein erheben? Es würde eine gesunde Zerstreuung sein und er konnte ja noch immer abreisen, wenn es sein mußte. Schnell entschlossen ging er zum Hotel zurück.

Nachdem er drei Wochen mit Dicky zusammen gewesen war, gab ihm noch etwas anderes als nur die wiederkehrende Gesundheit die Liebe zum Leben zurück. Die Tage vergingen schnell, aus Wochen wurden Monate, und Godfrey blieb noch. Er sagte sich, daß es nicht schade, so lange er „klein litte“ und Dicky gab ihm keinerlei Beweise, daß sie sich für ihn interessierte. Sie fand Freude an seiner Unterhaltung, denn außer mit ihrem Vater hatte sie noch selten mit jemandem gesprochen. Ihr Vater dachte aber immer nur an seine Bücher und machte sich sogar während des Sprechens Notizen. Sie wußte wohl, daß Hedberg und seine Frau nicht glücklich waren, aber sie sprach nie von Pauline.

Eines abends, als sie nach achttägigem Aufenthalt in Chamonix nach Genua zurückgekehrt waren, fanden sie alle mehrere Briefe vor. Dicky ging mit den übrigen in den Garten des Hotels. An einem schattigen Platz setzte sie sich in einen bequemen Sessel, und nachdem sie die Briefe durchgesehen, schlummerte sie von der langen Fahrt ermüdet ein. Wohl eine Stunde mochte sie geschlafen haben, als sie ihre Augen öffnete und Godfrey Lorraine vor sich stehen sah. Sie sprang auf und rief erstaunt:

„Ich glaube wirklich, ich habe geschlafen! Ist es schon Zeit zum Diner? Wie, Sie haben da Ihre Reisetasche! Hoffentlich bekamen Sie doch keine schlechten Nachrichten? Können wir Ihnen behilflich sein?“

„Nein, mir kann niemand helfen,“ sagte Godfrey leise. „Es sind schlechte Nachrichten, sehr schlechte, und ich muß gleich nach London abreisen, anstatt Sie nächste Woche zu begleiten. Ich suchte Sie schon überall.“

„Es tut mir so leid!“ erwiderte Dicky. „Ich weiß, daß ich kein Recht habe, zu fragen, aber ist die Nachricht von — —“

„Von meiner Frau!“ unterbrach sie Godfrey beinahe rauh. „Ja, dieser Brief“ — und er blickte auf den Brief in seiner Hand — „liegt schon seit acht Tagen hier. Aber weshalb Ihnen von meinen Sorgen sprechen und Sie traurig machen? Sie — —“

In diesem Augenblick eilte der Portier des Hotels herbei und machte Lorraine darauf aufmerksam, daß er den Zug verfehlen würde, wenn er nicht ginge.

„Ich werde Ihnen den halben Brief Steele's hier lassen,“ sagte Godfrey, „dann können Sie es selbst lesen.“ Schnell riß er den Brief in zwei Hälften, reichte ihr das eine Blatt und steckte das andere in seine Tasche.

Eine weitere Unterhaltung war nicht mehr möglich, da der Portier dabei stand und die Absicht zu haben schien, so lange zu warten, bis Godfrey auch wirklich ginge. So verabschiedete sich Godfrey denn mit einem flüchtigen Lebewohl, aber einen mehr als herzlichen Händedruck. Dicky war noch ganz erstaunt und erregt. Nach dem ernststen Gesicht und dem



Benjamin Franklin,
der erste Botschafter, den Amerika nach
Europa sandte.

sonderbaren Wesen Godfregs zu urteilen, fürchtete sie, daß etwas Ernsthaftes vorgefallen sein mußte. Der Brief würde ihr alles erklären, deshalb legte sie ihn vor sich auf den kleinen Tisch und las:

„Arlorie, 12. September.“

Mein lieber Godfrey, — ich freue mich aus Deinem Briefe zu ersehen, daß es Dir gut geht. Ein Zimmer habe ich schon hier für Dich bestellt und die Fischerei ist erster Klasse! Wir wollen große Spaziergänge zusammen machen, wenn ich auch ein viel beschäftigter Mann bin, da ich des alten Rutherford's Praxis übernommen habe. Aber über mich möchte ich Dir heute nicht schreiben. Ich war gestern in London und machte auch da einen Besuch, wo Du es mir sagtest. Mein lieber Freund, es ist unbedingt notwendig, daß Du unverzüglich nach Hause zurückkommst. Es ist schlimmer denn je und eine ganz bestimmte Tatsache, daß Deine Frau sich dem Trunke immer mehr ergibt. Doch was mich so ängstigt, und es wirklich so nötig macht, daß du zurückkommst, ist —

Hier endete die Hälfte des Briefes. Dicky blieb unbeweglich sitzen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Armer Godfrey!“ dachte sie, in ihrem Herzen regte sich aber mehr als nur Mitleid. Wie eine plötzliche Erkenntnis war es über sie gekommen.

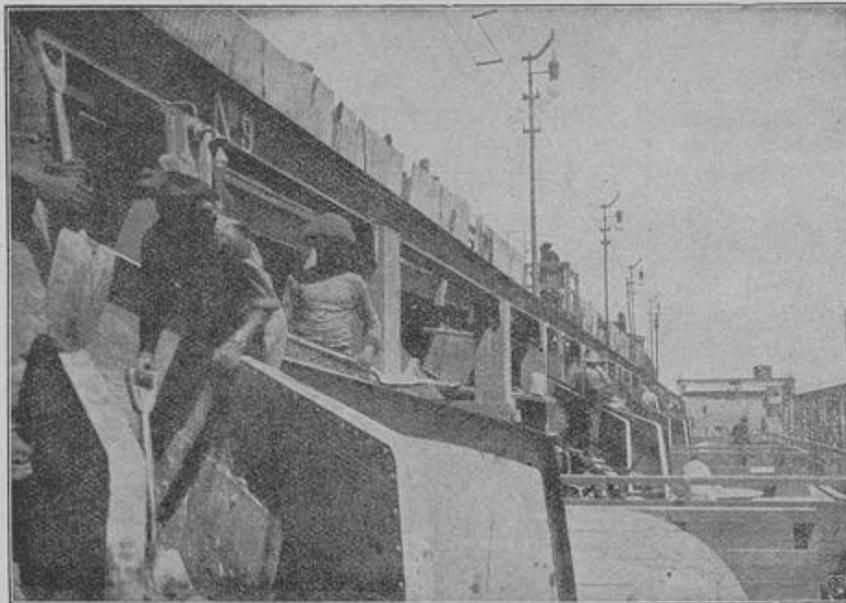
(Schluß folgt.)

Wo der Cullinan-Diamant herkam.

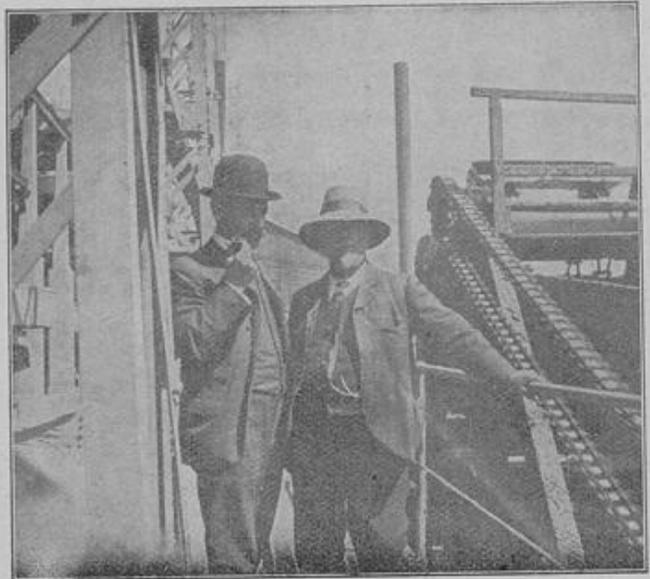
Mit Originalphotographien von Dr. J. Schmittmann.

Es war ein wahrhaft königliches Geschenk, das die Transvaalregierung dem König Eduard zum Geburtstag überreichte. Der „Cullinan“, ein Stein von reinstem Wasser, ist der größte Diamant, der bis jetzt gefunden worden ist. Man tat recht daran, dieses Kleinod einem König zu überreichen, so etwas paßt nur für eine Krone, ein gewöhnlicher Sterblicher hätte diesen Stein von fast unschätzbarem Werte kaum besitzen können. Jetzt zieht man ihm in Amsterdam für eine Million Mark ein glitzerndes, glänzendes Kleid an, damit er würdig unter den englischen Krondiamanten den ihm gebührenden Platz einnehmen kann. Einstweilen hat er noch die Größe einer kräftigen Männerfaust, ist oben gewölbt und unten flach, aber durch das Schleifen wird er viel von seiner stolzen Größe einbüßen müssen.

Der Fundort des Steines, die Premiermine, liegt in Transvaal und ist etwa anderthalb Stunden Bahnfahrt von Pretoria entfernt. Am zweiten Weihnachtstage, der hier nicht



Die Mörser zur Zerkleinerung des Blaugrundes.



Mr. Wells (mit Bart),
der Finder des Cullinan-Diamanten.

gefeiert wird, fuhr ich hinaus. Es war ein heißer afrikanischer Sommertag. Zuerst ging es durch Wiesen und Obstgärten, dann kamen die Diamonds Hills, um die sich die Büren mit Lord Roberts so heiß gestritten haben. Jetzt sieht es dort friedlich aus, die Pflaumenbäume unten am Fuß der Hügel hingen voll dicker, roter Pflaumen. Bei der Station der Mine, natürlich auch Cullinan genannt, verließen wir den Zug. Herr Wagner, ein Mitglied des Aufsichtsrates der Premiermine hatte mir einen Erlaubnischein zum Besuche der Mine ausgestellt und ich möchte ihm an dieser Stelle für sein Entgegenkommen meinen verbindlichsten Dank aussprechen. Durch ihn gelang es mir auch, das Heiligtum der Mine, den Diamantensortierraum in Johannesburg, zu betreten und in hühner- und hafenfußgroßen Diamanten zu wühlen, was einen besonderen Reiz hat, wenn auch die Steine ungeschliffen nicht sehr verführerisch aussehen. Die blauen Diamanten, die nur auf der Premiermine gefunden werden, das wäre etwas für unsere Damenwelt. Von leuchtender blauer Farbe sind sie schon ungeschliffen von außerordentlicher Schönheit. Leider sind sie wegen ihrer

großen Seltenheit kaum zu bezahlen. — Sofort beim Verlassen der Cullinanstation steht man vor einem mehrere Meter hohen Stacheldrahtzaun. Einige Schritte weiter und man zeigt dem Wächter bei einem offenen Gittertor den Erlaubnischein vor. Darf man nach genauer Prüfung passieren, so kommt in einer Entfernung von mehr als Wurfweite ein zweiter Zaun von derselben Beschaffenheit und Höhe. Wieder muß man sich ausweisen. Stimmt alles, so wird man zur Office befördert, recht liebenswürdig empfangen, und darf nunmehr in Begleitung eines Angestellten den Rundgang durch die Mine antreten.

Wir begannen damit, dem Compound der Klaffen einen Besuch abzustatten. Den ersten Eindruck, den man beim Betreten dieser Wohnstätte hat, ist höchst originell. Man glaubt plötzlich mitten im wildesten Afrika zu sein. Die Leute sind ja auch noch ganz unberührt von der Kultur. Aus ihrem Kraal werden sie direkt zur Mine befördert und dürfen den Compound bis zu ihrer Abreise nicht verlassen, es sei denn zur Arbeit, aber auch dann dürfen sie sich nur innerhalb des Drahtzaunes aufhalten.



Mittagspause.

Im Hintergrund die maschinellen Anlagen zur Zerkleinerung des Blaugrundes.

Eine solche Massenbehausung besteht aus einem großen viereckigen Hofe, der von allen Seiten mit gleichmäßigen niedrigen Baracken umgeben ist, in denen sich Küche, Schlafsäle, Kaufläden, Hospital etc. befinden. In diesem fideles Gefängnis haufen über 5000 Kaffern und es schien ihnen recht gut zu gehen; denn häufig hörte ich ein kräftiges Lachen, das von den dicken Lippen kam. Große bronzene Gestalten schritten stolz über den Hof, nur mit einem winzigen Lappen um die Hüften und schmalen Drahttringen um Arme und Beine andere in demselben reichen Kostüm bereiteten ihr überreichendes Mittagmahl, wieder andere kauerten zusammen in bunte Tücher gehüllt und summten ein Kaffernlied, das einer auf einem merkwürdigen einseitigen Musikinstrument begleitete. Mitten auf dem Hofe nahmen einige in einem Bassin ein erfrischendes Bad, während andere ihren Anzug wuschen, was sicherlich nicht viel Zeit in Anspruch nehmen wird. Vier Monate bleiben die Kerle meistens hier, dann haben sie soviel, um sich Ruhe zu kaufen, mit denen sie sich eine Frau erhandeln. In diesem Punkt divergieren die beiden Rassen sehr. Der Weiße heiratet und muß dann sein Geld verdienen, während der Schwarze sich vorher Geld erarbeitet und sich nach der Hochzeit auf die faule Haut legt. Zehn Tage vor ihrer Abreise kommen sie auf eine Holierstation, bekommen leichte Kost, und wenn sie einen Diamanten verschluckt haben, wird man ihn schon zu finden wissen. Was würde die europäische Schönheit entsetzt sein, wenn sie wüßte, daß der herrliche Stein an ihrem Halse schon mal den Körper eines Kaffern passiert hat. Außerhalb des Drahtzaunes wohnen Leute aus allen Ländern der Erde in Zelten, die Steine von den Schwarzen für billiges Geld vor ihrer Abreise kaufen. Aber wehe, wenn sie ertappt werden. Sieben Jahre Zuchthaus sind ihnen sicher nach dem J. D. B. (Illicit Diamond Buyer)-Gesetz. Verläßt man den Compound, so hat man sofort einen guten Ueberblick über die ganze Mine. Wie bekannt, finden sich die Diamanten in trichterförmigen Röhren, die der Engländer pipes nennt.

Diese Premiermine besteht nur aus einer fast runden pipe, die aber einen Durchmesser von 1600 Fuß hat. Darin befindet sich nun der berühmte und vielbegehrte Blaugrund, ein konglomerartiges Gestein. In Deutsch-Süd-West hat man auch pipes mit Blaugrund gefunden, aber bis jetzt leider keine Diamanten. Man schafft nach Auf-

deckung der Mine zuerst durch Tagesarbeit den Blaugrund etliche fünfzig Meter heraus, später werden wegen des herabfallenden Gesteins auch noch Schächte außerhalb der pipe gebaut, um durch Stolleneingänge den Blaugrund von der Seite auszubauen. So ist man schon in Kimberley bis zu 3000 Fuß Tiefe gekommen, aber immer noch nicht ist es gelungen, das Ende einer pipe zu finden. Ueber das geologische Entstehen ist man auch noch im unklaren.

Die Premiermine ist vor vier Jahren entdeckt worden und in den ersten fünf Monaten sind für zwei Millionen Mark Diamanten aus ihr herausgeholt worden. Wir stiegen in den Krater hinein, aber die Pipe war hier so groß, daß wir halb den Rückzug antreten mußten. Unser Führer zeigte uns sowohl den Fundort des Cullinan-Diamanten, als auch den Finder selbst. Mrs. Wells erhielt als Finderlohn die Summe von 50 000 Mark.

Große Mengen kleiner Förderwagen bringen den kostbaren Grund zu mächtigen Mörsern. Hier wird er zerkleinert und dann mit Wasser geschlämmt. Die schweren Bestandteile sinken zu Boden und der darüberstehende Schlamm wird abgelassen. So erhält man das sogenannte Deposit mit den Diamanten, das man über Tische mit konsistenten Paraffin rollen läßt.

Die Diamanten haben nun die lebenswürdige Eigenschaft, an dem Fett hängen zu bleiben, während das Uebrige weiter rollt. Die Steine kommen dann in kleine Sparbüchsen, die direkt nach Johannesburg zur Office gebracht werden. Aber was nützt es denn, wenn man so viele Diamanten findet, sie aber nicht los werden kann? Sie sind doch nur ein Luxusartikel. Die Amerikaner sind und bleiben die Hauptabnehmer. Die Krisis im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten hat den Diamantenmarkt stark mitgenommen, so daß man jetzt sogar davon spricht, die Premiermine ganz zu schließen.

Der Name „Cullinan“ ist jetzt bekannt in der ganzen weiten Welt. Er war ein einfacher Bauunternehmer, als er früher nach Johannesburg kam, jetzt ist er Chairman des Aufsichtsrates der Mine und ein steinreicher Mann.



Große Reinigung im Compound.



Kaffern beim Mittagssahl im Compound.

Sweet seventeen.

Skizze von H. Jula.

(Nachdruck verboten.)

Rolf konnte sagen: ich kam, sah, siegte. Die blonde Komtesse hatte sich auf den ersten Blick bis über beide kleine Ohren in den müden, blassen Mann verliebt, der mit stummer Verbeugung angedeutet, daß sie seine Tischdame sei, und er für diesen Abend übernommen habe, ihr Cavalier zu sein. Anfangs still und zurückhaltend, ging Rolf bald mit Interesse auf ihr lustiges, kindliches Geplauder ein, so daß Inge ihn heimlich herzlich und lieb nannte. Die Freundinnen waren einstimmig der Ansicht, daß man es mit einem langweiligen, überaus blasierten Menschen zu tun habe, der auf Vällen nur Pflichttänze erledigte, im übrigen aber mit hochmütiger Miene, matt an eine Säule gelehnt, das bunte Bild der Tanzenden betrachtete. Inge lernte ihn heute abend zum erstenmal kennen und verstand das Urteil der Freundinnen nicht. Oder war er zu ihr besonders aufmerksam? Gott, wenn das wahr wäre, wenn . . . , aber nein, der gehörte zu den Sternen, die man nicht begehrt. Und doch, warum wich er nicht von ihrer Seite, warum flüsterte er leise mit vielsagendem Blick, als sie der liebsten Freundin einen flüchtigen Kuß auf die Stirn drückte: „Ach, ich möchte an Stelle der Dame sein!“ Inge war unter seinem Blick tief errötet, zumal sie sich eingestehen mußte, daß sie im geheimen denselben Wunsch hegte. Wie beglückt war die kleine Komtesse, als Rolf ihr beim Abschied geschickt die Handschuhe aus den kleinen Händen wand und sie verstoßen in seiner Tasche verschwinden ließ. In der Nacht nach dem Ball tat Inge kein Auge zu. Das Bild des bleichen, interessanten Mannes wollte sie nicht verlassen, noch immer fühlte sie den durchdringenden Blick seiner klugen, grauen Augen forschend auf sich gerichtet. „Rolf, Rolf!“ das war der Mann ihrer Träume, die Verkörperung ihres Ideals, der Stern, zu dem man aufschaut und — nicht begehrt. Aber ganz leise spricht eine Stimme: „Warum nicht? Bist nicht auch du reich, schön und umworben?“ Die kleinen Episoden des Abends ziehen an ihrem Geiste vorüber; Inge lächelt in der Erinnerung. Das Feuer und die Elastizität der sweet seventeen gewinnen die Oberhand; eine Marga-

retenblume aus dem Strauß des Geliebten soll das Drafel fein und ihr den Schleier des Geheimnisses lüften. Die kleinen Hände rupfen energisch die weißen Blüten und die Lippen murmeln: „Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen . . .“ Da jauchzt sie auf: „Heimlich, heimlich!“ Wär's möglich! Noch eine Blüte wird gefragt, und auch ihre Antwort lautet „heimlich“ Leuchtenden Auges küßt Inge die Blumen und denkt des geliebten Sponsors. Nein, seine Blumen können nicht lügen! Doch zur Beruhigung sollen noch die Biedermeierkränzchen an der Decke ihr Urteil abgeben. Mit klopfendem Herzen wird gezählt: „Er liebt mich von Herzen . . .“ und siehe, auch sie sagen „heimlich“. Inge jubelt. Nun stimmt's aber sicher. Margaretenblumen und Biedermeierkränzchen sind sich einig. Ja richtig, warum hatte er so heimlich und verstoßen die Handschuhe eingesteckt; schon mehr als einen Kuß würde er auf die seidenen Dinger gedrückt haben. Rolf, geliebter Rolf — das ist Ingens letzter Gedanke. Als der Morgen graut, umspielt ein glückliches Lächeln die reinen Kinderlippen; das Bild des Geliebten begleitet sie in das Reich der Träume

Zur selben Stunde tritt aus einem Nacht-Café der Residenz eine in einen Pelzmantel gehüllte hohe Gestalt. Der Laternenschein fällt auf ein müdes, blasses Gesicht; — es ist Rolf. Auch er läßt die verflossenen Stunden an seinem Geiste vorbeiziehen und lächelt überlegen, spöttisch. Na, ganz so fade und langweilig wie gewöhnlich war's nicht gewesen. Niedliche Kleine, naiv und harmlos und — wie verliebt in ihn. Gegensätze ziehen an, daran mußte doch etwas Wahres sein. Wie konnte sonst die tafrische sweet seventeen an ihm, dem blasierten Weltmann, der das Leben von allen Seiten kannte und genossen hatte, Gefallen finden. Wie ihre Augen leuchteten, wenn er zu ihr sprach; wie sie jedem seiner Worte Bedeutung beilegte, so ganz Kind, so ganz unerfahrene sweet seventeen, die keine Verstellung kannte. Und doch, sie ließ ihn kalt, unendlich kalt. Rolf zieht ein paar lange, weiße Gegenstände aus der Tasche und betrachtet sie aufmerksam, während es wie verhaltene Ironie um seine Mundwinkel zuckt. „Trüchtes Kind,“ murmelte er leise, „es war ein köstlicher Scherz.“ Im nächsten Augenblick liegen die unschuldigen Dinger im Straßenschlamm. — Arme sweet seventeen. — — —



Dr. Beck, Oberbürgermeister von Mannheim, starb im 62. Lebensjahre.



Sür die Kinderwelt.



Ein Schelmenstreich.

„Auch kann ich in der Nacht oft stundenlang nicht schlafen!“ rief mit wichtiger Miene der 12jährige Ferdinand und zog dabei voll Kummer die Stirne kraus.

Tante Marie, der diese Bemerkung galt, da sie eben über ihre Schlaflosigkeit geklagt, lächelte ungläubig.

„Na, Junge, das ist wieder einmal aufgeschnitten!“ sagte sie; „du wirst es noch dahin bringen, daß man dich weit und breit für einen Großsprecher hält.“

„Aber nein, Tanten!“ rief in verletztem Ton der kleine Aufschneider; „ich kann wirklich oft stundenlang nicht schlafen!“

„Gut, mein Junge, davon will ich mich gelegentlich einmal überzeugen.“

„Das kannst Du immerhin, Tanten; ich wette, was du willst, daß du mich wachend antriffst, wann immer du während der Nacht kommst!“

„Das wollen wir sehen,“ sagte die Tante, „es soll aber wirklich eine Wette gelten! Treffe ich Dich schlafend, sollst du von mir einen derben Nasenstüber bekommen; im andern Falle aber kannst du auf den langersehnten Kalkasten rechnen, er soll dein sein.“

„Es gilt, Tanten,“ sagte Ferdinand mit Eifer, „du wirst sehen, daß ich gewinne.“

„Schon gut, Hans Dampf.“ Mehrere Tage vergingen, und die Sache schien vergessen. Da trat eines Abends Tante Marie vorsichtig ein und sprach flüsternd zu Ferdinands Mutter: „Schlafen die Kinder?“

„Ja wohl.“

„Ich will doch nachsehen, ob der kleine Schelm wirklich an Schlaflosigkeit leidet; ich glaube, daß er sich gern wichtig macht!“

Tante Marie nahm aus einer Nische eine Kerze, brannte dieselbe an und hielt einen Korkstößel über die Flamme. Mit dem angebrannten Kork schlich sie in das Schlafzimmer der Kinder.

Ferdinand schlummerte wahrhaftig wie ein Murmeltier. Leise trat die Tante an sein Lager und malte ihm kunstgerecht einen Schnurrbart von einem Ohr bis zum anderen.

Wohl zog der Knabe die Stirn, als ob er von einer Fliege belästigt würde, aber er schlief weiter.

Lächelnd verließ die Tante das Gemach.

Morgens stand Ferdinand, wie gewöhnlich, erst auf, nachdem man ihn mehrmals geweckt hatte.

Schlaftrunken trat er an den Waschtisch; wer beschreibt sein verdrießliches Erstaunen, als er die Veränderung wahrnahm, die mit seinem Angesicht vorgegangen!

Schon wollte er aufbrauen, da besann er sich der Wette, die er mit der Tante eingegangen, und die Sache wurde ihm mit einem Male klar.

Hastig versuchte er, den Ruß vom Gesichte zu waschen, aber da trat schon die Tante ein, gefolgt von Vater und Mutter, und in der offenen Tür erschien auch die Magd.

Alle lachten, und vollends, als die Tante dem verblüfften Jungen den wohlverdienten Nasenstüber versetzte. Es blieb ihm nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er versuchte zwar, einige Ausflüchte vorzubringen, aber diese wurden mit schallendem Gelächter beantwortet.

Endlich erbarmte sich die Mutter Ferdinands und wusch ihm den Bart vom Gesicht. Aber aus dem Gedächtnis der Hausgenossen konnte sie ihn doch nicht wischen, und Ferdinand bekam die Erinnerung aufgetischt, so oft er sich einer lächerlichen Behauptung vermaß.

Dieser Vorfall blieb dem Aufschneider eine gute Lehre, selbst dann noch, als schon ein wirklicher Schnurrbart sein Gesicht schmückte.

Rätsel.

Paris hat es und Wien,
Auch Bingen wie Berlin;
Das Kind, der Greis, der Weise,
Du hast es bei der Reise,
Bei Dir so wie bei mir
Und selbst sogar beim Bier.
Im Essig und im Wein,
Da werde ich stets sein.

Doch find't man's nie im Hause,
In Flüssen, Feld und Au'n;
Beim frohen Festeschmause,
Auch dort wirst Du's nicht schau'n,
Doch beim Zivilgerichte,
Wo man stillt Zwistigkeit,
Da kommt Dir's zu Gesichte
Mehr als bei Traurigkeit.



Nützliches fürs Haus.



— **Glasflugeln in Gärten.** Schwarze Glasflugeln werden hergestellt durch Leinöl mit Kienruß zu dicker Flüssigkeit eingekocht, indem man nach dem Erkalten dieses in die Kugel gießt und sie so lange schwenkt, bis die innere Glaswand ganz damit überzogen ist. Zum Versilbern nimmt man eine Legierung aus gleichen Teilen Blei, Zinn und Wismut, die mit zwei Dritteln des Gewichtes Quecksilber zusammengearbeitet in die etwas erwärmte ganz trockene Glasflugel gegossen und tüchtig geschwenkt werden müssen. Dieselbe Masse in gelbe Glasflugeln gebracht, gibt ihnen das Aussehen von Vergoldung.

— **Anstrich für Gartenbänke und anderes Holzwerk im Garten.** Man nehme gereinigtes Graphit, Kautschuk und Schellack, verbinde diese Stoffe mit etwas Bleizuder und reibe diese Masse schließlich mit Lein- und Terpentinöl zusammen. Dieser Anstrich hat sich gegen alle Witterungseinflüsse bewährt und ist besonders wegen seiner langen Dauerhaftigkeit sehr beachtenswert.

— **Vertilgung der Spargelfliege.** Eine große Anzahl ein- einhalb bis zwei Fuß langer Stöckchen werden weiß geschält, mit Fliegenleim bestrichen und in die Spargelbeete in zwei Reihen in kleinen Zwischenräumen eingesteckt, so daß es aussieht, als wären lauter weiße Spargelpfeifen da. Das Mittel ist billig und gut und empfiehlt sich ganz besonders bei jungen Anlagen, welche nicht abgeerntet werden dürfen. In kurzer Zeit sind die Stöcke schwarz von Ungeziefer, und man hat nur nötig, erforderlichenfalls mit dem Pinsel an abgelaufenen oder trocken gewordenen Stellen ein wenig nachzuhelfen.

— **Insekten in Glashäusern.** Es ist bekannt, daß Tabaks- saft und Tabaksrauch sehr wirksame Mittel gegen Blattläuse und anderes Pflanzenungeziefer sind. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß manche zarte Pflanzen die Anwendung dieser Mittel, ohne zu leiden, nicht vertragen. Stellt man dagegen durch Uebergießen von Tabaksblättern mit heißem Wasser eine Tabaksbrühe her, und läßt diese dann im Glashause über einem Wärmeboden verdampfen, so hat man ein Mittel, wodurch nicht nur alle Insekten getötet werden, sondern auch die zartesten Pflanzen in keiner Weise leiden.

— **Ritt für Glas, Steingut, Porzellan und dergleichen.** In ein kleines, irdenes Gefäß schabt man von gewöhnlicher weißer Kreide einige Messerspitzen voll und mengt dieselben tropfenweise mit Gummiarabikum, bis die Masse dickflüssig geworden ist. Der zu kittende Gegenstand wird erst auf dem Rand des Bruches dünn mit Gummiarabikum bestrichen, alsdann, sobald er ein wenig getrocknet, mit dem beschriebenen Ritt; zuletzt legt oder stellt man das gekittete Gefäß so, daß beide Teile fest an einander bleiben und läßt sie trocknen. Falls der Ritt übergetreten ist und somit das Gefäß schlecht aussieht, kratzt man ihn, wenn er trocken, mit einem feinen Federmesser behutsam ab. Hat man sehr viel zu kitteten, so streue man zu der Kreide noch ein wenig Stärkemehl. Ist ein Gegenstand in viele kleine Teile zerbrochen, so kittle man erst einen Scherben an, dann, wenn dieser trocken, wieder einen, und so fort. Zum Gebrauch für nasse und feuchte Sachen eignen sich die so gekitteten Gefäße nicht, aber trockene Gegenstände kann man gut darin aufbewahren.

— **Gebrauchte Feilen kann man reinigen,** indem man sie etwa 1 Minute lang in einem Dampfstrom von 40 Pfd. Druck auf den Quadrat Zoll hält. Nach Verlauf dieser Zeit sind alle Unreinigkeiten entfernt, und die Feile wieder wie neu. Das Nachschärfen solcher Feilen geschieht mittels eines Säurebades — ein Teil Salpetersäure, drei Teile Schwefelsäure, sieben Teile Wasser —, worauf ein Wasser- und Kalkmilchbad, dann das Einsetzen der Feilen mit einer Mischung von Oliven- und Terpentinöl und schließlich das Abbürsten mit fein pulverisiertem Coaks folgt.

Unsere Bilder.

— **Osterbrauch in Rußland.** In Rußland pflegt man zu Ostern für die Armen seitens der Bessergestellten offene Tafeln herzurichten. Unser Bild (Seite 137) bringt die Einsegnung einer Tafel, an der russische Schüler gespeist werden sollen.

— **Benjamin Franklin.** (Vergl. das Bild S. 139). Der geniale Erfinder des Blitzableiters war gelernter Buchdrucker und arbeitete sich durch rastlosen Eifer und tatkräftige Energie zum weltberühmten Gelehrten empor. Mit der Einfachheit seines äußeren Auftretens erregte er 1778 als Bevollmächtigter am verschwenderischen Hofe Ludwig XVI. allseits Staunen und Bewunderung.

— **Dr. Beck,** der kürzlich im 62. Lebensjahre verstorbene Oberbürgermeister von Mannheim, war geboren zu Krautheim in Baden am 19. Mai 1846, studierte Jurisprudenz, war im Ministerium des Innern und sodann auf verschiedenen Bezirksämtern tätig, übernahm 1875 die Stelle eines Polizeiamtmannes in Baden-Baden und wurde im Oktober 1891 zum Oberbürgermeister von Mannheim gewählt. Wenn Mannheim heute ein bedeutender Handelsplatz ist, so dankt es dies an erster Stelle Dr. Beck, der den Mannheimer Industriebahnen geschaffen hat. (Vergl. das Bild S. 142).

Zur Unterhaltung.

— **Im Käsegeschäft.** Dienstmädchen: „Hier bringe ich Ihnen Ihren Käse zurück. Der wimmelt ja von Maden!“ — Kaufmann (nachwiegend): „Es fehlt aber etwas.“ — Dienstmädchen: „Na, das werden die Maden inzwischen weggefressen haben!“

— **Höchster Realismus.** Schriftsteller: „Gnädiges Fräulein, wollen Sie mein werden für's Leben? — — Aber bitte, liebes Fräulein, auf die Antwort wollen Sie mich noch ein wenig warten lassen, ich muß nämlich in meinem neuesten Roman die Qualen der Ungewißheit schildern!“

— **Gut gesagt.** Junger Chemann: „Also die Schwiegermutter wollte mich wieder mit einem längeren Besuche behelligen?“ — Onkel: „Es ist mir aber schließlich gelungen, sie für dies Mal noch zu besänftigen.“

— **Die schönste Stadt der Welt.** Emilchen (zu seinem Freunde Fritschen): „O, ich wollte, wir zögen nach Leipzig.“ — Fritschen: „Wieso denn?“ — Emilchen: „Ich hörte, wie Baumeister Schulze zu Papa sagte, in Leipzig kostet die Rute 55 Mark, und Papa erwiderte: „Das ist mir viel zu teuer.“

— **Kasernenhofblüte.** Unteroffizier: „Was sind Sie in Ihrem Zivilverhältnis, Einjähriger?“ — „Schriftsteller!“ — „Aha. Einer von der Sorte, die ihr Jahr nur abdiene, um 'n paar Kasernenhofblüten zu nassauern!“

— **Nicht recht zu machen.** Professor: „Huber, was fällt Ihnen ein, so viele Fehler in Ihrem Exerzitium zu machen, das ist ja eine Schweinerei, so was zu korrigieren!“ — (Nach acht Tagen): „Huber, was fällt Ihnen ein, nicht einen einzigen Fehler in Ihrem Exerzitium zu machen, — wozu lassen Sie mich da erst korrigieren wollen und stehlen mir unnützlich meine Zeit?“

— **In der Wüste.** „Und wo bekamen Sie gleich das Rezept zubereitet, Herr Baron?“ — „Ich ging in die erste beste Löwenapotheke.“

— **Auch ein Geschenk.** „Mama, wie ich an dem alten Bettler vorüberging, bemächtigte sich meiner ein tiefes Mitleid!“ — „Hast Du dem armen Mann auch was geschenkt?“ — „Zunächst, einen freundlichen Blick!“

— **Kostspielige Krankheit.** Sie (vor dem Juwelenladen): „Sieh nur, Mann, dieses entzückende Kollier — zehn Jahre meines Lebens gäbe ich darum, wenn ich es hätte!“ — Er: „So, mir scheint, du hast eine Krankheit, die sonst nur bei Tieren vorkommt.“ — Sie: „Und wie heißt sie?“ — Er: „Die Verlhucht!“

— **Trennherzig.** Die Mutter sucht in der Dämmerstunde von der Wohnung aus die nahe Kirchturmuhre zu erkennen, es ist jedoch schon zu finster dazu. Plötzlich fährt ihr der kleine Rudolf mit einem Rindholz um die Nase. „Was willst du denn?“ wehrt ihn die Mutter verwundert ab. — „Ich will dir leuchten!“ sagt Rudolf trennherzig.

Rätsellecke.

Bezierbild.



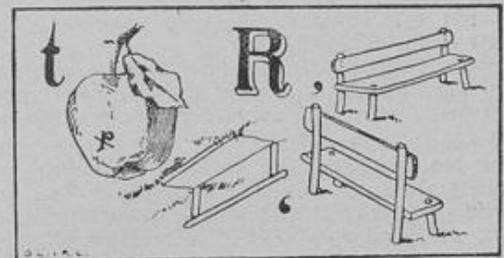
Da fehlt ja noch der Ingenieur. Wo steckt er denn?

Anagramm.

- | | |
|--------------------------|-----------------------|
| a | b |
| 1. Pflanze | — Leuchtkörper. |
| 2. Prophet | — Geogr. Bezeichnung. |
| 3. Stadt | — Dampf. |
| 4. Industriepflanze | — Rube. |
| 5. Pflanzenhülle | — Volk. |
| 6. Gezeichnete Blätter | — Köstlicher Trank. |
| 7. Aufspeicherungsstätte | — Empore. |

Aus den Wörtern unter a. sind Wörter unter b. durch Umstellung herzustellen, woraus sich aus den Anfangsbuchstaben der letzteren ein Akrostichon zu ergeben hat, das einen deutschen Dichter nennt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Logogriph: Raum — Rum.

Kapitel-Rätsel: Bruch (sal bei) = Salbei. Mat (roße) n = Roje. Am(erika) = Erika. (Mohn)kuchen = Mohn. (Hil lie) = Lilia. (Georg in e) = Georgine. The(re)se damit = Reiseda. (hast erschra) = Aster. m(ir ist's) = Iris. (edel. Weiß) = Edelweiß. Rudolf (Lieder) = Kieder. Ri(sen) an(hö)ren = Enzian. (Berg) mein nicht) = Bergheinnicht.

Rätsel: Rube — Baku.

Rebus: Zwischen Lipp' und Nelkesrand schwebt der finstern Mächte Hand.



Nr. 19.

Sonntag, 10. Mai.

Jahrgang 1908.

Dicky.

Drei nach dem Englischen von Gräfin L. N. S.

Schluß.

(Nachdruck verboten.)

War es denn möglich, dachte sie, daß sie sich in einen verheirateten Mann verliebt hatte, das Hoffnungsloseste und Unverständigste, was eine Frau tun konnte? Nun als es zu spät war, sah sie ein, daß es eine verhängnisvolle Freundschaft war; ihre Ansichten, ihre Sympathien waren in allem gleich.

„Der Himmel helfe mir!“ rief Dicky und heiße Tränen rannen über ihre Wangen. „Ich liebe ihn schon so lange ich ihn kenne und erst heute wird es mir klar! Aber ich will seinen Lebensweg nicht mehr kreuzen. Pauline haßt mich schon lange, und ich fühle, sie tut es noch, aber sie ist seine Frau, ich bin ihm nichts. Er ahnt nicht, daß ich ihn liebe, wie sollte er auch, wo ich es selbst noch nicht wußte? und er soll es nie erfahren, denn ich werde ihm schreiben, daß ich ihn niemals wiedersehen kann;“ und entschlossen wie sie in allen ihren Handlungen war, faltete sie den Brief zusammen und verließ den Garten.

Zehn Tage später waren die Trevantons in Arlorrie und Dicky war entzückt von Schottland. Sie wurde nicht müde, in den Wäldern umherzuströmen und ruhte sich dann unter den hohen Bäumen aus, bis der Abend hereinbrach. Auch Sir Richard war sehr vergnügt und freute sich, aber weniger über die schöne Natur als über einige Verleger, welche sich nach vielem Drängen bereit erklärt hatten, seine Manuskripte zu drucken. Er war sehr damit beschäftigt, eines davon druckfertig zu machen und Dicky war einsamer denn je. Im Geiste sah sich Sir Richard schon als großer Autor und dachte an nichts anderes als an eine günstige Kritik über seine Werke, welche in allen Zeitungen zu lesen sein würde. Dicky hatte die Absicht, an God-

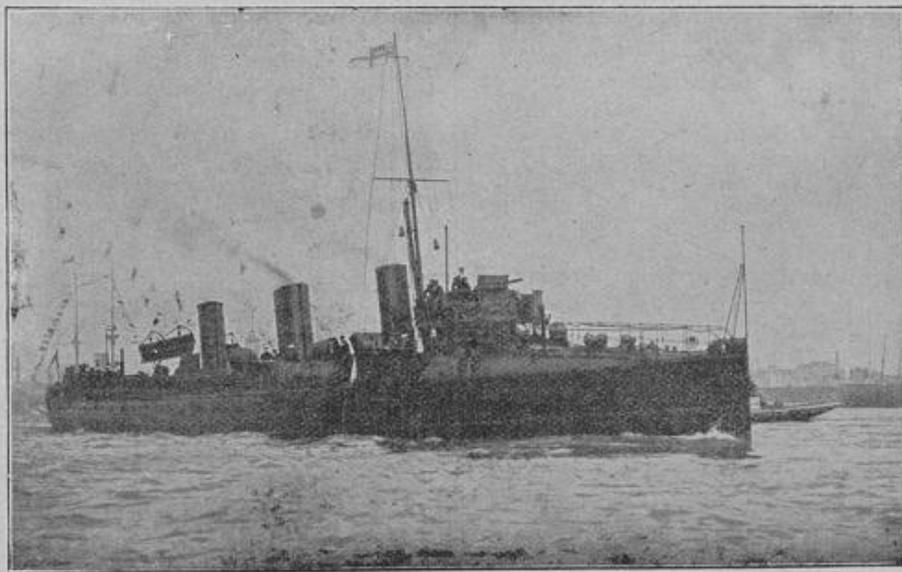
frey zu schreiben, aufgegeben, sie fürchtete ihm dadurch daß zu verraten, was sie ihm verbergen wollte. In Gedanken hatte sie allerdings einen Brief an Godfrey schon fertig. Sie wollte ihm sagen, daß, so leid es ihr auch tue, es unter den obwaltenden Umständen doch besser wäre, wenn man sie nicht mehr zusammen sähe, die Menschen könnten sonst darüber reden, sie fürchte also, ihre Freundschaft müsse ein Ende haben. Diese und ähnliche Worte wiederholte sie sich wohl fünfzigmal täglich, damit sie, wenn die Zeit kam, sie ruhig sagen könnte, und er nicht merkte, daß ihr Herz schier brechen wollte.

Um sich zu zerstreuen und nicht immer an Godfrey denken zu müssen, beschäftigte sie sich wieder emsig mit ihrer Malerei. Jeden Morgen wanderte sie nach Glen Rosa, wo einige Fischerfamilien lebten, und von da durch den Wald zu den Schloßruinen. Hier unterhielt sie sich immer lange mit der alten Mutter Macoll, welche hier in einem kleinen Häuschen lebte und die Aufsicht über den noch gut erhaltenen Teil des Schlosses hatte. Sie vertraute Dicky den Schlüssel zu dem Schlosse an und kam nur hin und wieder, um die Malerei Dickys zu kritisieren und sarkastische Bemerkungen über die Moral der Bewohner Glen Rosas zu machen.

Dicky, die alte Mutter Macoll und zwei Dohlen hatten das Schloß und die Ruinen ganz für sich, denn Touristen kamen nur selten in diese Gegend. Abends brachte Dicky dann ihre Malgeräte in das Häuschen der alten Frau und

stellte jedes Mal die Frage an diese, ob sie sich denn nicht fürchte, so ganz allein hier zu wohnen? Dann wünschte sie gute Nacht und wanderte langsam zu ihrem Vater zurück, welcher weder ihre Abwesenheit bemerkte noch auch, daß sie täglich magerer und bleicher wurde.

Eines Abends war Sir Richard lebhafter und gesprächiger als gewöhnlicher und seine Tochter entdeckte auch bald den Grund. Er hatte sein letztes Manuskript beendet, nun blieb nichts mehr zu tun als es abzuliefern und der ehrgeizige Autor



Ein schwerer Unfall in der englischen Kriegsmarine.
Der Torpedobootszerstörer „Tiger“ wurde bei einem Nachtmanöver von dem Kreuzer „Berwick“ in den Grund gebohrt.

wolte deshalb am folgenden Tag selbst nach London fahren. In aller Frühe reiste er ab und Dicky wanderte unruhig umher, fast bereuend, daß sie ihn nicht begleitet hatte. Fast drei Wochen waren nun schon verfloßen, daß sie von Godfrey Abschied nahm. Da hätte er ihr doch eigentlich einige Zeilen schreiben können, nachdem er sie doch in sein Vertrauen gezogen hatte!

Sie hatte beschlossen, heute nicht zu malen und statt dessen eine alte Nachbarin zu besuchen; doch im letzten Augenblick noch änderte sie ihren Entschluß. Vielleicht würden ihr einige Stunden Arbeit gut tun, deshalb sagte sie den Diensthöten, daß sie wohl spät zurückkehren würde und ging nach Glen Rosa.

Es war beinahe drei Uhr, als sie bei Mutter Macoll's Häuschen ankam. Die Türe stand auf und Mutter Macoll, welche ihr bestes Kleid anhatte, war in großer Aufregung.

„O, hier ist unsere Trepanion!“ rief sie. „Ich fürchtete schon, sie wäre nicht gekommen und wußte nicht, was ich tun sollte!“

„Aber, Mrs. Macoll, was für ein feines Kleid! Gehen Sie zu einer Hochzeit?“ fragte Dicky.

„Rein, nein,“ sagte die alte Frau, ihre Hand auf Dicky's Arm legend und mit wichtiger Miene sprechend; „aber vor fünf Uhr darf ich das Schloß nicht verlassen und möchte doch so gern ein wenig auf den Jahrmarkt nach Demsfreies sehen. Wenn ich aber jetzt gleich nach Glen Rosa gehe, nimmt mich Joshua mit auf seinen Wagen, wenn er seine Ferkel und Kälber hinführt.“

„Aber wie kann ich Ihnen denn dabei helfen?“ fragte Dicky.

„Nun, Miß, wenn Sie auf die Tore des Schlosses achten wollen, es kommt heute sicher kein Besuch, ich gehe schnell auf den Markt und bin dann bald zurück.“

„Nun, dann geben Sie mir die Schlüssel, ich will Sie wohl vertreten,“ antwortete Dicky freundlich. Mrs. Macoll reichte ihr die Schlüssel.

„Ich danke Ihnen vielmals, Miß. Und mein Häuschen schließen Sie dann auch zu, nicht wahr?“

Als Dicky dann zu den Ruinen gehend, sich noch einmal umwandte, sah sie die alte Frau mit staunenswerter Schnelligkeit den Weg nach Glen Rosa hinuntereilen, als ob sie befürchtete, Miß Trepanion könne ihren Entschluß, das Schloß bewachen zu wollen, bereuen und sie zurückrufen.

Miß Trepanion hatte wenig Lust, zu malen; ganz in Gedanken versunken, sah sie vor ihrer Staffelei. Sie fühlte sich so unglücklich und die Ungewißheit qualte sie.

„Aber vielleicht ist es auch besser, daß er nicht wiederkam und nicht schrieb,“ seufzte sie traurig.

In diesem Augenblicke knarrte das eiserne Tor und die Kette klirrte. Dicky sprang auf, da kam also doch jemand, um die Ruinen zu besichtigen, nun, sie wollte ruhig warten, bis derselbe wieder zurückkam. Doch, sie hatte ja Mrs. Macoll versprochen, sie zu vertreten und mußte also auch nach den Wünschen des Besuchers fragen. Als sie hinaus trat, erblickte sie und der Hut, den sie in der Hand trug, entfiel ihr, denn durch den Torweg schritt Godfrey Vorraine und kam auf sie zu. Sie sah gleich, wie abgemagert er war und wie elend er ausah. Ihr die Hand reichend, sagte er:

„Ich kam heute morgen an, Stub fuhr mich zu Eurem Quartier und ich hörte dort, daß dein Vater nach London gereist sei. Die Diensthöten meinten, daß du hier seist und maltest.“

„Ja, ich male, wie du siehst.“

Es entstand eine kleine Pause, aber Dicky brach das Schweigen.

„Willst du es dir ansehen? Es ist das alte Tor, von dem du mir sagtest, ich solle es malen.“

Godfrey trat näher und betrachtete schweigend das Gemälde, während Dicky ihren Hut wieder aufhob und nervös an dessen Garnitur zupfte. Sie überlegte, was sie sagen sollte, denn alles, was sie sich so fest vorgenommen hatte, zu sagen, war ihrem Gedächtnis beinahe entfallen.

„Ich bin gekommen,“ sagte Godfrey endlich mit leiser Stimme, „weil ich das Gefühl hatte, als schulde ich dir eine Erklärung und weil — nun, weil ich dich noch einmal wiedersehen wollte.“

„Noch einmal!“ dachte Dicky. „Ist es denn möglich, daß er etwas ahnt?“

„Und das Glück ist mir hold gewesen, denn ich wußte in der Welt keinen geeigneteren Platz für unsere letzte Unterredung, als diese alten Ruinen, in denen ich so viele glück-

liche Stunden verlebte, bevor ich die Sorgen des Lebens kennen lernte. Wir haben nicht viel Zeit. Stub fuhr mich bis an den Fuß des Hügels und holt mich gleich wieder ab, denn ich muß noch heute abend nach London reisen. Sollen wir uns in diese Fensternische setzen?“

Ohne ein Wort zu sagen und ohne aufzublicken, erhob sich Dicky und setzte sich auf die moosbewachsene Steinbank in der Fensternische. Er hatte so gesprochen, wie sie es eigentlich hatte tun wollen, wenn sie dessen fähig gewesen wäre. Mechanisch zog sie den Brief aus der Tasche und reichte ihm diesen, doch er nahm keine Notiz davon.

„Wie elend du aussiehst! Ich hatte gehofft, dich wohl und blühend zu finden. Du hast hier doch keine Sorgen und Aerger gehabt?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Dicky mit einem nervösen Lachen. „Aber du hattest Sorgen; sind sie vorüber? Sag mir, weshalb launst du nur so kurze Zeit hier bleiben?“

„Ich bin nur gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten wegen der Unruhe, die ich dir gemacht habe.“

„Aber ich will dir doch nicht nur eine Freundin in guten Tagen sein,“ sagte Dicky entrüstet, ihn voll anblickend und alle ihre Vorsätze vergessend. „Ich weiß ja, daß ich nicht in der Lage bin, dir zu helfen. Wie könnte ich, ein Mädchen, das auch?“ Dann ein wenig zögernd: „Geht es ihr schlechter?“

Godfrey antwortete zuerst nichts, ganz zerstreute blickte er vor sich und zeichnete Figuren in den Sand, dann ließ er plötzlich seinen Stod fallen und erhob sich.

„Willst du, daß ich dir Alles erzähle? Ich kam mit der Absicht her, dich nicht zu betrüben, doch nun, wo ich vor dir stehe, scheint mir das Leben zu kurz, um so trügerisch zu handeln, wenigstens dir gegenüber kann ich es nicht.“

„Bitte, erzähle mir alles,“ sagte Dicky sanft — „selbst das Schlimmste.“

Nach einem Augenblick des Zögerns begann er:

„Nun, du weißt, daß ich sehr jung heiratete. Ich möchte nichts gegen sie sagen, der Himmel weiß, daß ich mir die größte Mühe gegeben habe, sie glücklich zu machen. Im Anfang glaubte ich auch, daß sie mich liebte, denn sie war unvernünftig, eifersüchtig, aber während der letzten Jahre kam kein freundliches Wort für mich mehr über ihre Lippen. Sehr bald erkannte ich meine Lage und wußte, daß, wenn ich mir das Leben einigermachen erträglich machen wollte, ich mein Herz verhärtet müsse. Dann hatte ich große Geldverluste, ihre unerhörten Extravaganzen trugen viel Schuld daran. Ein oder zwei Jahre nach unserer Heirat fing ich an zu vermuten, wenn ich es auch nicht beweisen konnte, daß sie trank und das erklärte vieles. Meine Lage wurde immer mißlicher und es wurde mir klar, daß, wollte ich mein Leben nicht in einem Arbeitshaus beschließen, ich Schritte tun mußte, um wieder zu Gelde zu kommen. Ich arbeitete wie ein Galeerensträfling, mein Geld hatte ich mir bald wieder zurückerworben, denn ich hatte Glück, aber meine Gesundheit war ruiniert. Stub, der einzige Freund, der jeden Schritt meines Lebens kennt, sah bald ein, daß ich so nicht weiterleben konnte. Er riet mir, Geschäfte vorzuschützen und ins Ausland zu gehen. Wenn das Leben auch nichts anziehendes für mich hatte, so hängt man trotzdem daran und deshalb reiste ich im Mai des vorigen Jahres ab und du weißt ja, wie ich die letzten drei Monate zubrachte.“

„Ja,“ sagte Dicky schnell und ihr Herz klopfte heftig. „Und dann?“

„Nun,“ fuhr Godfrey langsam fort, „es sind eigentümliche Bekenntnisse, nicht wahr? Es scheint mir so sonderbar, daß ich gerade dir mein Leben so offenbare, aber du wirst meinen Grund hierfür nicht mißverstehen?“ und als das Mädchen stillschweigend den Kopf schüttelte, sagte er: „Dies, was ich dir jetzt sage, wollte ich eigentlich vor dir verbergen. Ich gab dir die eine Hälfte von Stub's Brief, in welchem er mich zurückruft, in der andern Hälfte sagt er, daß meine Frau erfahren hätte — wie, kann ich mir garnicht denken — mit wem ich reiste, und daß sie, falls ich nicht sofort zurückkehrte, einen öffentlichen Skandal machen würde. Es ist natürlich nichts, absolut nichts, was sie ausagen könnte,“ erklärte er mit fester Stimme, als er Dicky's Augen angstvoll und erschrocken auf sich gerichtet sah. „Es ist nichts, was sie sagen könnte, aber um sie zum Schweigen zu bringen, eilte ich zurück. Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, was sich zwischen uns bei meiner Rückkehr ereignete; ich war elend und das Leben während dieser letzten drei Wochen war mir eine Qual. Täglich nahm ich mir vor, dir zu schreiben, aber ich fürchtete, du würdest mich mißverstehen. Ich habe geschworen, dich nicht wiederzusehen, das war das einzige

Mittel, sie zum Schweigen zu bringen. Sie weiß, daß ich Konald hier besuchen will, glaubt aber, du seist noch in Dresden. Ich muß heute nacht wieder abreisen, sonst könnte sie Verdacht schöpfen. Ich habe die weite Reise allein deshalb gemacht, um dir zu sagen, daß unsere Freundschaft enden muß, denn ich möchte nicht, daß auch nur der geringste Schatten auf dich fielen. Ich habe von dir nur gelernt, wie ein Weib sein muß und leben wir uns nicht mehr, so weiß ich, was für einen Verlust das für mich bedeutet. O Dicky, du hast einen anderen Menschen aus mir gemacht durch dein mitsfühlendes Herz! Sage mir auch jetzt, was ich tun soll!" rief er ganz verzweifelt.

Der Anblick von Godfrey's Schwäche verließ ihr wieder Mut. Sie sagte mit zitternder Stimme:

"Godfrey, du wußtest es bisher noch nicht, aber als ich noch ein Kind war, warst du immer mein Ideal. Nun, liebster Godfrey, sei auch jetzt mein Ideal, laß mich immer nur an dich denken, als an einen edlen, braven Mann, der seine Pflicht tut, weil es so das richtige ist, und habe Mitleid mit mir und hilf mir auch, meine Pflicht zu tun."

Sie blickte ihn traurig mit tränenden Augen an, ihre Hand ruhte auf seiner Schulter.

"Dicky," sagte er, ihre Hand nehmend, "willst du mir glauben, daß ich niemals an all' dieses dachte? Du hast Recht, ich will gehen. Jeder, der dich kennt, muß dich lieb haben: ich schäme mich meiner Liebe zu dir nicht, ich bin stolz darauf. Der beste Beweis, den ich dir für meine Liebe geben kann ist der, daß ich die Worte, welche ich so gern sagen möchte, ungesprochen lasse, und daß ich von dir gehe. So leb' denn wohl, liebe, kleine Dicky!" Dann neigte er sich ein wenig zu ihr nieder und küßte ihre Hand, welche er noch in der seinen hielt.

"Leb' wohl," sagte sie sanft und die bis dahin mühsam zurückgehaltenen Tränen flossen jetzt über ihre Wangen. "Leb' wohl und der Himmel segne dich!"

"Willst du mich bis zum Wald begleiten?" fragte er nach einer kleinen Weile. "Ich muß jetzt gehen."

Schweigend gingen sie nebeneinander aus dem alten Schloß und durch das große Tor, ihre Herzen waren zu voll; um ein Wort zu sprechen. Als sie den Wald erreicht hatten, nahm Godfrey die beiden Hände des Mädchens in die seinen, aber alle, was er sagen konnte, war "Lebewohl!"

"Lebewohl!" wiederholte Dicky leise und ohne ein weiteres Wort ging er davon, sie allein zurücklassend; unbeschreiblich einsam und unglücklich fühlte sie sich.

Langsam und traurig ging sie dann zurück. Seine Worte hatten sie ganz überwältigt und bestürzt gemacht, weil sie sie garnicht erwartet hatte, denn der Gedanke, daß er sie lieben könne, war ihr nie eingefallen. Vor Ueberraschung hatte sie keine Worte gefunden und ohne ein Wort des Trostes oder der Theilnahme war er von ihr gegangen. Aber vielleicht war es besser, daß sie geschwiegen hatte, denn eine Beherrschung ihrer Gefühle würde ihr wohl unmöglich gewesen sein.

"Ich will nie wieder hierhin zurückkommen," dachte sie, als sie wieder am Tore stand und das Schloß von den letzten Strahlen der Abendsonne beleuchtet, vor sich liegen sah. "es wird mir eine zu schmerzliche Erinnerung sein und mich für jede Beschäftigung unlustig machen. Auch das Bild muß für immer beiseite gestellt werden. Ich werde morgen jemanden hierhin schicken, der meine Malutenfilien abholt. Jetzt will ich nach Hause gehen und ich hoffe, meine Stimmung wird wieder ein wenig fröhlicher, bis Papa kommt, damit er nichts merkt."

Sie ging durch den Torweg und fand das Tor offen, wie sie es verlassen hatte, aber zu ihrem größten Staunen sah sie eine Dame neben ihrer Staffelei stehen. Es war sonderbar, denn sie hatte doch niemanden kommen sehen; die Dame mußte während der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit gekommen sein.

Als Dicky näher kam, trat sie mit einem Schreckensschrei zurück, denn als die Dame sich umwandte, erkannte Dicky sofort, daß es Pauline Lorraine — Godfrey's Frau — war, welche da vor ihr stand. Dicky's erster Gedanke war, fortzulaufen und Schutz zu suchen, aber Pauline schien diese Absicht zu erraten, denn sie sprang mehr als sie lief auf das Mädchen zu und faßte ihren Arm mit eisernem Griff.

"Du falsche Hexe", knirschte sie zwischen den Zähnen, "endlich habe ich dich!"

"Laß mich los," rief Dicky, deren Mut zurückgekehrt war, "laß mich los, sage ich dir. Was willst du von mir?"

"Was ich von dir will?" — und Pauline warf stolz den

Kopf in den Nacken und stieß ein boshaftes Lachen aus, indem sie Dicky's Arm noch fester umfaßte. "Was ich von dir will?" wiederholte sie dann rauh, ihr Gesicht dem Dicky's nähernd. "Rache will ich! Ich habe Euch nicht umsonst hier aufgespürt und die weite Reise gemacht. Er erzählte mir, du seist noch im Ausland, er lügt, genau so, wie du, deshalb erkundigte ich mich gestern in eurem Haus in London und dort erfuhr ich, daß man deinen Vater zurückwartete, du es aber vorzögest, noch allein hier zu bleiben, um dich mit deinem Liebhaber zu amüsieren. Ich kam mit dem Nachzug hier an, erfuhr mit Leichtigkeit, wo du wohntest und daß du hier zu finden sein würdest. Ich hatte gerade das Vergnügen, euch zusammen zu stören!" — und dann stieß sie wieder ein teuflisches Lachen aus.

Dicky war ganz starr vor Schrecken. Wie sollte sie nur dieser Frau, welche augenscheinlich betrunken war, die Wahrheit begreiflich machen?

Sie hörte und verstand auch glücklicherweise kaum die fürchterlichen Schmähungen und Anschuldigungen, die Pauline gegen sie ausstieß.

"Du weicht anscheinend nicht, weshalb Mr. Lorraine hierhin kam," begann sie.

Aber Pauline wollte in ihrer Trunkenheit nichts hören, sie gebärdete sich wie eine Rasende und stieß die entsetzlichsten Schmähreden aus.

"Könnte ich doch nur heraus!" dachte Dicky; "dann schlösse ich das Tor und rief um Hilfe. Dies ist zu schrecklich!"

"Hör' mich jetzt an," sagte sie jetzt laut und energisch. "Ja, du sollst es!" — und als Pauline einen Augenblick verduht schwieg, befreite sie mit einem Ruck ihren Arm. "Du weicht nicht, weshalb er hier war, wiederhole ich dir; er fährt jetzt mit dem nächsten Zug nach London zurück."

"Du lägst!" schrie Pauline.

"Es ist die volle Wahrheit!" rief Dicky erregt.

"Und ich schwöre dir, daß ich warten werde, um ihn hier zu töten — vor dir" und Pauline zog einen Revolver aus ihrer Tasche, "mit seinem eigenen Revolver", fuhr sie fort, die Waffe liebevoll streichelnd. "Er haßt mich, das sagte er, und ich werde ihn töten, nicht dich, du abscheuliches, bleiches Geschöpf, du sollst leben und alles mit ansehen! Wie werde ich lachen, wenn ich dich weinend bei deinem Geliebten knien sehe, denn ich schwöre dir, er soll nicht leben und dich lieben, — wie werde ich lachen — wie werde ich lachen!" und die Luft hallte wieder von ihrem gellenden Lachen.

"Himmel, hilf mir, sie ist ja wie eine Verrückte!" dachte Dicky, bleich und zitternd vor Angst.

Langsam versuchte sie sich dem Tore zu nähern, aber Pauline kam ihr zuvor, und sie bei den Schultern fassend, drückte sie sie mit aller Gewalt gegen die Steinmauer. Dicky stieß sie zurück, aber bevor sie dann das Tor erreichen konnte, war Pauline vorausgelaufen und hatte es schnell zugeschlagen, abgeschlossen und den Schlüssel fortgeworfen, dieses Alles war das Werk eines Augenblickes.

"Nun, mein schöner Vogel," rief sie, "wenn dein Geliebter diesen Weg gegangen ist, kann ich ihn auf diesem Nichtweg noch einholen!" und triumphierend den Revolver über ihrem Haupte schwingend, eilte sie in den Wald.

Dicky rüttelte mit allen Kräften an dem schweren eisernen Tor, denn sie wußte, diese wutentbrannte Frau, wenn sie Godfrey noch einholte, würde in ihrer Leidenschaft zu allem fähig sein und sicher ihre Drohung ausführen. Des Mädchens einziger Gedanke war Godfrey's Rettung. Könnte sie ihn nur warnen! Und wieder rüttelte sie an dem Tor, laut um Hilfe rufend. Aber die festen Eisenstäbe rührten sich nicht und ihre Stimme verklang ungehört.

Vielleicht konnte man durch die Stangen fassen und es von außen öffnen, dachte sie, aber als sie es versuchen wollte, befiel sie ein Schwindel, sie rang nach Atem und mit einem Schrei fiel sie bewußtlos zu Boden.

Die Stunden vergingen und noch immer lag sie besinnungslos im feuchten Grase, so unbeweglich, daß die Ratten beinahe über sie hinwegkriechen und die Fledermäuse furchtlos an sie heranslogen.

Endlich bewegte sich das Mädchen ein wenig, und mit der zurückkehrenden Besinnung kam auch die Erinnerung an das Vorgefallene zurück. Sie wußte, sie war eine Gefangene, denn so spät abends kam niemand mehr in die Nähe des Schlosses und Mrs. Maroll konnte erst am anderen Morgen wieder zurückkommen. Es blieb ihr nichts übrig, als geduldig zu warten, aber wie lang würde ihr diese schauerliche Nacht vorkommen! Es war schon dunkel, mit Mühe konnte sie den Weg zur Fensternische finden und hüllte ihre

zitternden Glieder in ihren dort liegenden Plaid. Es war ganz windstill, man hörte nur das Quarken der Frösche, das Schreien der Eulen und anderer Nachtvögel, das eintönige Geräusch des kleinen Wasserfalles in der Nähe und hin und wieder das sanfte Gurren einer Holztaube. Dich lauſchte atemlos auf jedes Geräusch, bis sie gegen Morgen in einer unruhigen, unerquickenden Schlaf fiel.

Ganz erschrocken wachte sie auf, es war schon ganz hell; gleich kam ihr wieder die Erinnerung an den vorigen Tag. Was mochte wohl während der Nacht geschehen sein? Würde sie heute befreit werden aus ihrem Gefängnis und was würde sie hören? Sie war machtlos, hoffnungs- und hilflos. Ganz zerschlagen und zitternd vor Kälte schlich sie bis an das Tor und preßte ihre heiße Stirn an die kalten Eisenstäbe. Gespannt lauſchte sie auf jedes Geräusch, ein oder zweimal schon glaubte sie Schritte zu hören, aber jedesmal war es entweder ein durch die Zweige huschender Vogel oder ein Kaninchen gewesen. Endlich hörte sie einen schweren Schritt. Ganz erschöpft von der Anstrengung des beständigen Lauſchens stieß Dich einen verzweifelten Hülfeschrei aus. Die Schritte hielten ein; sie rief nochmals und zu ihrer Freude bemerkte sie, daß die Schritte sich ihr näherten.

Es war ein Fischer, der mit seinen Netzen und Körben auf dem Weg zum See war. Vor der Brücke blieb er erstaunt stehen, denn er sah niemanden.

„Holen Sie den Schlüssel!“ rief Dich. „D, holen Sie den Schlüssel! Während der ganzen Nacht war ich hier eingeschlossen!“

„O weh, wie ist das möglich, arme junge Dame! Waren Sie bei einem Rindvieh und verirrt die Sie sich dann?“

Nachdem der Mann langsam und vorsichtig seine Netze und Körbe auf eine Bank gelegt hatte, kam er an das Tor.

„Nanu!“ sagte der Fischer, am Tore rüttelnd:

ratlos umherblickend, ging er wieder zurück. Seine Abwesenheit währte nur einige Minuten, Dich schienen es Stunden zu sein. Sie ging in die Ruine zurück, holte ihren Hut, strich sich die Haare ein wenig glatt, ordnete ihre Kleider und kehrte dann zitternd vor Kälte und Aufregung zum Tore zurück. Endlich sah sie den alten Mann zurückkommen, er hatte einen Schlüssel in der Hand. Er steckte ihn in das Schloß und drehte ihn so stark er konnte.

„Es sind sonderbare Dinge geschehen in dieser Nacht!“ sagte er, und während er dies erzählte, sprang das Schloß auf und Dich war frei.

„Was für sonderbare Dinge?“ fragte sie hastig, und faßte den Arm des alten Mannes. „Um des Himmels willen sagen Sie mir, was geschehen ist? Ist ein Unglück geschehen? Ist jemand verletzt? O, sagen Sie es mir!“

„Verlezt! Man sagt, es sei in der Nähe von Glen Rose ein Mord geschehen; aber da ich nicht daher komme, weiß ich es nicht genau.“

Dich wurde leichenblau. Vielleicht war es ein Fischer, oder auch eine falsche Nachricht, doch nein — im Geiste sah sie die heruntergefallene Pauline vor sich und hörte ihren Racheſchwur. Es war wahr!

Sie ging aus dem Tor, blieb wieder stehen, als ob sie den alten Mann noch etwas sagen wollte, doch dann wandte sie

sich um und rannte den schmalen Fußpfad entlang, der nach Glen Rose führte.

Erst, als sie die ersten Hütten Glen Rose's erreicht hatte, verlangsamte sie ihren Lauf. Die Türe einer der Hütten stand auf, zwei alte Weiber standen flüsternd und topfschüttelnd davor. In der Nähe der Hütte stand ein Dogkart, ein schlaftrig aussehender Junge hielt das Pferd, dem man ansehen konnte, daß es eine weite Tour gemacht hatte. Dich kannte das Pferd und den Jungen — sie gehörten Doktor Steele. Noch einige Augenblicke und sie hatte das Schlimmste gehört, aber erfahren mußte sie es. Mit einem schnellen Stoßgebet um Kraft eilte sie auf den Wagen zu. Der Junge erkannte sie gleich und nahm seine Kappe ab. Nur mit Mühe konnte Dich sich beherrschen, als sie den Jungen anredete.

„Wer ist denn dort bei Ihrem Herrn?“ fragte sie, eine Hand auf den Hals des Pferdes legend und mit der andern auf die Hütte zeigend.

„Der Herr ist da,“ erwiderte der Junge, „und Mr. Lorraine und die Dame?“

„Welche Dame?“ und Dich faßte unwillkürlich fest in die Mähne des Pferdes, als ob sie einen Halt suchen wollte.

„Die Dame ist verletzt, Miß. Sie ist sterbend! Man sagte, sie sei so betrunken und hätte auf meinen Herrn und Mr. Lorraine schießen wollen, da sei sie gestolpert und hätte sich selbst erschossen. Sie wird doch sicher sterben, die Arme!“

Es wurde dunkel vor Dichs Augen und sie wäre beinahe gefallen, wenn die beiden alten Frauen, welche neugierig herbeigekommen waren, um die Unterhaltung anzuhören, sie nicht in ihren Armen aufgefangen hätten, aber sie erholte sich schnell, ging mutig in die Hütte und blieb auf der Türschwelle stehen.



Zur Fahrt des deutschen Kaiserpaars nach Korfu: Das Kaiserpaar mit Prinzessin Viktoria Luise und Prinz August Wilhelm gehen in Messina, auf der Insel Sizilien, an Land.

In der Mitte der Stube stand ein niedriges, ärmliches Bett und darauf lag das sterbende Weib Godfrey Lorraines. Langsam und sicher schwand ihr Leben dahin, der Atem wurde von Minute zu Minute schwächer.

Auf der einen Seite des Bettes stand Doktor Steele, auf der andern Godfrey Lorraine. Die beiden Männer erschraden sichtlich, als sie Dich plötzlich erblickten und Mrs. Lorraine eilte mit einem leisen Ruf des Staunens auf sie zu. Aber Dich beachtete ihn nicht, sondern trat langsam näher und stellte sich neben den Doktor. Mit bebenden Lippen und fest verschlungenen Händen blickte sie auf das weiße, hübsche Gesicht mit den geschlossenen Augen, welche sich in dieser Welt nicht wieder öffnen würden — auf die Frau, die noch vor wenigen Stunden geschworen hatte, nur noch der Rache leben zu wollen.

Dich empfand nur Mitleid mit dem armen Geschöpf, und ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, sank sie schluchzend neben dem Bett auf die Knie.

„Arme Frau, — armes Geschöpf! O Himmel, sei barmherzig und gib ihr jetzt den Frieden und die Ruhe, welche sie auf Erden nicht fand!“

Während Dich so betete, und die goldene Morgenſonne das kleine Stübchen mit ihrem Glanze erhellte, hauchte Godfrey Lorraines Weib mit einem Seufzer ihre Seele aus.



Belohnung. Gemalt von Paul Wagner.

Drei Tage.

Von A. Sch. (Nachdr. verb.)

„Die Kompagnie zur Bataillonsübung angetreten mit 10 Unteroffizieren und 96 Mann, eingeteilt in 3 Züge, der Zug zu 16 Rotten.“

„Gut, Feldwebel; wer fehlt?“

„Bach und Meyer revierkrank, 3 Handwerker, 12 zum markierten Feind Kommandierte und der einjährige Unteroffizier Esch.“

Bislang hatte der wohlwollenden Dritten gestrenge Herr Hauptmann von Stockhausen fast unbeweglich auf seinem Klappen gesessen, mit der rechten Hand grazios die Zügel haltend, die Linke fest in die Hüfte gestemmt. Seine Gedanken waren so recht noch nicht bei der Sache, und seine Augen schweiften etwas gelangweilt über den weiten Kasernenhof, wo eben die übrigen Kompagnien des Bataillons sich einfanden. Nicht einmal den Gruß seines sich meldenden Leutnants hatte er bemerkt. Die letzten Worte des Feldwebels indessen brachten ihn vollständig zu sich selbst.

„Was? Wer fehlt? Der einjährige Esch? Krank gemeldet?“

So floßen die Worte in Haß dem Feldwebel zu. Gerade heute, wo die gestern zu Unteroffizieren beförderten Einjährigen dem Herrn Major vorgestellt werden sollten, wo sie doch jedenfalls zeigen sollten, was sie gelernt, was sie könnten; gerade heute fehlte dieser Mensch, dieser Einjährige, dieser Esch. Der Kappe geht in die Höhe, so greift Hauptmann Stockhausen in die Zügel.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, nein.“ —

Nur durch einen schleunigen Rücksprung bringt sich Feldwebel Herber vor den Hufen des Pferdes in Sicherheit.

Hauptmann von Stockhausen sagt nichts, zieht seine Uhr, die gerade auf 4½ zeigt, sieht die Kompagnie an, wobei ein langer, langer Blick sein „Satanstlechten“, wie die Musketiere ihn nennen) die übrigen Einjährigen der Kompagnie trifft, winkt dem Pferdeburken, steigt ab und lenkt seine Schritte wie von ungefähr zu den übrigen Kompagnien. Um 5 Uhr soll der Abmarsch erfolgen und eine Viertelstunde vorher will der Herr Major erscheinen, um sich die Beförderten anzusehen. Neben der dritten steht die vierte Kompagnie, deren Hauptmann Faust gerade seine Mannen mustert.

„Faust, haben Sie einen Ihrer Einjährigen befördert?“

„Der Himmel bewahre mich, Stockhausen; lieber ein Mord, wie solch' eine Sünde.“

Grimmig lacht er auf, während drei Augenpaare ihn zu durchbohren versuchen. Stockhausen geht weiter. Der Hauptmann der zweiten ist noch nicht zur Stelle, doch entdeckt Stockhausen gleich in dem früheren Flügelmann einen beförderten Einjährigen. Dreispurig stellt er sich vor ihn.

„Wer sind Sie?“

„Einjähriger Unteroffizier Rodenbach, Herr Hauptmann.“

„Kennen Sie den Einjährigen Esch von meiner Kompagnie?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, jawohl.“

„Waren Sie gestern vielleicht mit ihm zusammen?“

„Jawohl, Herr Hauptmann.“

„Wo?“

„Wir aßen in der „Traube“ zu Abend.“

„Wohl auch die Treffen recht lange betrunken, was?“

Dem Einjährigen Rodenbach, der als Philologe doch schon manches Examen durchgemacht hat, wird es allgemach schwül.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, nein.“

„Ging Esch mit Ihnen heimwärts?“

„Nein, Herr Hauptmann; ich ging schon früh.“

„Wer war noch mehr bei Ihnen?“

„Die Einjährigen Kuhlhoff und Overhamm der ersten Kompagnie.“

„Danke!“

Rodenbach ist erlöst, doch schwant ihm Unheil und während Stockhausen quer über den Platz zur Ersten geht, durchheilen seine Blicke suchend die Reihen der dritten Kompagnie. Himmel! Esch ist noch nicht da. Na, die Bescherung! Wäre er doch nur gestern Abend mit den anderen zusammen geblieben! Aber als die ersten „dicken Bullen“ kamen, hatte er sich gedrückt. Ob Kuhlhoff und Overhamm wohl zur Stelle sind? Wichtig, da steht auch schon Stockhausen vor ihnen und examiniert. Ihr Hauptmann Merveld hört zu. Indessen ist auch hier für Stockhausen das Resultat seiner Nachfrage negativ. Wohl sieht und merkt man den beiden Rechern ihr nächtliches Gelage an, doch keiner weiß, wohin Esch geraten ist. O Esch, Esch! Du bist Schuld, daß nun Hauptmann Merveld weiß, daß Kuhlhoff und Overhamm über den Urlaub hinaus geblieben sind. Darum wehe dir! Wehe! Wehe!

Es war fast 5, als der Ruf: „Der Herr Major!“ über den Kasernenhof schallte und die Kompagnieführer meldeten. Herr Major von Simmern schien nicht besonders guter Laune zu sein. Sofort zog er das Seitengewehr, bestimmte die Reihenfolge der Kompagnien: zweite, vierte, erste, dritte und hinaus ging es mit klingendem Spiele zur Loddenheide, wo der Plan zur Gefechtsübung entwickelt werden sollte.

In der einen Hand die Uhr, mit der anderen das Seitengewehr wie zum „Lauffschritt“ haltend, so setzte in rasender Eile der Einjährige Esch durch die Straßen der Kaserne zu. Ob er über einen Müllimer stolperte, ob er eine Brötchen tragende Maid anrampelte oder ob er einem dahinjagenden Mehgerwagen ausweichen mußte: nichts hielt ihn auf in seinem tollen Laufe. Seine Uhr zeigte 10 Minuten vor 5; noch konnte es gelingen. Schon sah er oben am Straßende die altersgrauen Kasernenmauern auftauchen — noch eine letzte Anstrengung — dann bleibt er wie angewurzelt stehen. Nichtig! Da zieht das Bataillon schon die Bahnstraße entlang. Noch eben kann er die letzten Sektionen erblicken und leise verhallend klingen die Weisen der Regimentskapelle durch die frühe Morgenluft an sein Ohr. Ein echter und kräftiger Soldatenfluch entringt sich seiner Brust und im gemächlichen Schlenkertritt legt er den noch kurzen Weg zur Kaserne zurück. Aus allen Poren schweißend klettert er die Treppen zum Revier der 3. Kompagnie hinauf. Alles ist verschlossen! Trotz allen Kappels und Zerrens öffnet sich keine Tür. Einen Moment setzt sich Esch auf eine der breiten Fensterbänke. Die Mühe in der Hand und mit brummendem Schädel, so starrt er eine Zeitlang völlig ratlos vor sich hin. Wie er sich verwünscht, wie er die sonst so liebe Weinstube Reuter verflucht! Es hilft ihm nichts; er sitzt in der Patzche und wo und wie er hinauskommt? Er weiß es nicht. Seufzend steht er auf und trocknet sich den Schweiß von der Stirn. Plötzlich hört er oben im Turm eine Tür schlagen, Stimmen schallen herab — Donner! Die Handwerker sind da. In drei Sägen ist er oben und auf der Stube, wo der Schneider mit seinem Gehilfen und der Schuster in emsiger Tätigkeit sind. Die drei sind völlig sprachlos und Esch setzt sich ganz erschöpft auf einen Schemel. Der Schneider findet zuerst die Sprache:

„Mensch, Esch, wie sehen Sie aus! Hier ist noch etwas Kaffee! Trinken Sie und dann angezogen; die Stubenschlüssel sind hier oben.“

Alle Subordination dem jungen Unteroffizier gegenüber vergessend, reißt er ihn in die Höhe und schiebt ihm den mit Kaffee gefüllten Ebnapf zu.

„Das Bataillon ist so sehr lange noch nicht fort; vielleicht erreichen Sie es noch. Aber schnell, sonst geht es nicht mehr und dann — Sie wissen wohl, der Alte“ — — — Ein vielsagender Blick trifft den Unglücklichen und schon faust der Schneider hinunter, um Stube und Spind zu öffnen, während der graulame Schuster den Satz vollendet: „schießt Sie nach „Vater Philipp“

und dann bearbeitet er mit seinem Hammer so kräftig das Sohlenleder, als sei es aus Vater Philipps Haut aegerbt; Vater Philipp, den er schon zweimal hat besuchen dürfen. O armer Esch! Wie wird dir so elend! — — —

Das Bataillon lagert bei zusammengesetzten Gewehren am Rande der Loddenheide, hart an der Landstraße, die in einer Länge von ungefähr 2 Kilometern den Exerzierplatz, die Heide, begrenzt. Die Musik ist zurückgeblieben und in traulicher Eintracht lagern Tuba und Klarinette mit all' den andern im tafrischen Heidegrün. Dann und wann hört man den einen oder andern der Musiker süße Triller und Läufe seinem Instrumente entlocken; Töne, die vereint in toller Disharmonie zu dem Bataillone hinüberklingen, so daß der Adjutant im Auftrage des Herrn Majors dem Kapellmeister ein donnerndes „Ruhig da!“ entgegenjarrt.

Herr Major von Simmern, der auf dem Marsche am Schluß der Kolonnen geritten, hält jetzt zu Fuße an der Spitze des ruhenden Bataillons und macht die Offiziere mit seiner Gefechtsidee bekannt.

„Und nun, meine Herren,“ so schließt er eben, „erklären Sie Ihren Kompagnien die Sachlage und schärfen Sie den Unteroffizieren nochmals ein, voll und ganz bei der Sache zu sein. Wir werden von jetzt an öfter ähnliche Übungen machen, damit wir demnächst auf dem Truppenübungsplatz bei den Besichtigungen gut abschneiden, und es nicht wieder heißt, mein Unteroffiziercorps sei im Gefechte noch nicht genügend ausgebildet. Es sind noch einige Minuten bis zum

„Und nun, meine Herren,“ so schließt er eben, „erklären Sie Ihren Kompagnien die Sachlage und schärfen Sie den Unteroffizieren nochmals ein, voll und ganz bei der Sache zu sein. Wir werden von jetzt an öfter ähnliche Übungen machen, damit wir demnächst auf dem Truppenübungsplatz bei den Besichtigungen gut abschneiden, und es nicht wieder heißt, mein Unteroffiziercorps sei im Gefechte noch nicht genügend ausgebildet. Es sind noch einige Minuten bis zum

„Und nun, meine Herren,“ so schließt er eben, „erklären Sie Ihren Kompagnien die Sachlage und schärfen Sie den Unteroffizieren nochmals ein, voll und ganz bei der Sache zu sein. Wir werden von jetzt an öfter ähnliche Übungen machen, damit wir demnächst auf dem Truppenübungsplatz bei den Besichtigungen gut abschneiden, und es nicht wieder heißt, mein Unteroffiziercorps sei im Gefechte noch nicht genügend ausgebildet. Es sind noch einige Minuten bis zum

„Und nun, meine Herren,“ so schließt er eben, „erklären Sie Ihren Kompagnien die Sachlage und schärfen Sie den Unteroffizieren nochmals ein, voll und ganz bei der Sache zu sein. Wir werden von jetzt an öfter ähnliche Übungen machen, damit wir demnächst auf dem Truppenübungsplatz bei den Besichtigungen gut abschneiden, und es nicht wieder heißt, mein Unteroffiziercorps sei im Gefechte noch nicht genügend ausgebildet. Es sind noch einige Minuten bis zum

Beginn und möchte ich mir da eben die beförderten Einjährigen ansehen."

Er führt die Hand zum Helm, macht halbe Wendung und spricht mit seinem Adjutanten. Die Herren verstehen, grüßen und gehen zu ihren Kompagnien.

Hauptmann Stockhausen lacht vor innerem Grimm. Heimlich hatte er gehofft. Major von Simmern würde die Einjährigen vergessen; doch das war nun eitel. Seine Züge müssen wohl fürchterliches künden, denn wie er vor seinen Musketeieren steht, die er mit Stentorstimme aus ihrem Morgendüfel aufgeweckt hat, da sagt eben der Gefreite Kluck zu seinem Nebenmann, daß heute wohl verschiedene von der Dritten ins Loch kämen. Der erste ist natürlich der einjährige Esch und das freut ihn. Im Geiste sieht er schon den Einjährigen nach "Vater Philipp abdampfen", was ein still zufriedenes Lächeln auf seine speckigen Wangen lockt. Gerade erklärt Hauptmann Stockhausen, daß der Feind durch rote Flaggen markiert werde und wahrscheinlich aus irgendeinem Gehölze rechter Hand hervordringen würde, als er Kluck sieht.

"Kluck, was grinst er? wovon sprach ich eben?"

"Zu Befehl, Herr Hauptmann!" stottert Kluck und starrt dann wie blöde ins Leere.

Da springt auch schon der Kompagnie fürsorgliche Mutter mit Buch und Stift herbei. Sie ahnt heute reiche Ernte und richtig, da kommt's auch schon: "Feldwibel, schreiben Sie den Kluck auf; eine Stunde Strafexerzieren mit doppeltem Sandsack. Ich werde ihm helfen, Hallowiria zu treiben!"

Armer Kluck! Sandsack! Sandsack!

Da tönt auch schon der Ruf: Die Herren Hauptleute und einjährigen Unteroffiziere zum Herrn Major! von oben herunter durch die Reihen. O Hauptmann Stockhausen! Wo ist nun die Perle deiner Kompagnie, der Esch?! Wo mag sie liegen, diese Pterde deiner Einjährigeneschar?! — Eben haben sich die Unteroffiziere Radenbach, Kuhlhoff und Overhamm schon gerichtet vor dem Gestrengen aufgebaut, schon legt Stockhausen die Hand an den Helm, um den Esch als fehlend zu melden —, da läßt der hundertstimmige und brüllende Ruf: Halt! halt! die Herren erschreckt herumfahren. Selbst die Pferde, von Burichen gehalten, werden unruhig, so schreit und brüllt das durch die Lüfte: Halt! halt! Oben auf der Landstraße erscheint eine Droschke, deren Gaul, jedenfalls durch die wunderbaren Harmonien der übenden Musiker schon geworden, durchgeht. Umsonst reißt der Kutscher an den Zügeln, um noch vor dem Bataillon den Wagen zum Halten zu bringen, denn er weiß, er fährt jemanden ins Unglück; umsonst verfolgen die Musiker mit ihrem Halt! halt! das Gefährt; umsonst frageln die tapferen Infanteristen aus dem Straßengraben, um den Gaul aufzufangen; vergebens: wie toll geworden von dem Spektakel, so rast die Mähre dahin. Und der Insasse? Man hat ihn erkannt und lautes Hallo folgt seiner Fahrt. Esch, Esch! Geisterbleich, mit bebenden Knien, so sitzt er da, auf dem Rücken den Tornister und das Gewehr in der Hand. Sein Schicksal ist besiegelt; armer Esch! Wo ist dein Mut von gestern abend? Wie schön wäre es gewesen, wenn du dich jetzt so still hättest zu deiner Kompagnie drücken können! Kein Major und kein Offizier hätte dich gesehen, wie nur dein Hauptmann und der — — — nun, ein Unmensch ist er schließlich auch nicht. Doch jetzt? — — Fahr' zu, Esch, Fahr' zu! Dein Major empfängt dich und dein Hauptmann heißt dich willkommen; und mitten hinein gehts in die Vorstellung der einjährig-freiwilligen Unteroffiziere, wo man den Gaul endlich zum Stehen bringt. Gerade beugt sich Esch zum Fenster hin, als der Ruck erfolgt. Der Helm fällt ihm vom Kopfe und rollt dicht vor die Füße des gestrengen Herrn Majors. Overhamm erbleicht und stürzt sich auf den Helm; er ahnt bereits alles. Der Major vermag vor lauter Staunen nur sein: "Aber ich bitte," herauszubringen; doch da hört man schon auf der anderen Seite die Stimme des allzeit jovialen Hauptmanns Merveld:

"Nanu! Da steckt ja ein Einjähriger in dem Kasten." Und wie der Kutscher nun, immer noch scheltend, den Wagenschlag öffnet, da kommt's heraus aus dem Kasten: Esch, der einjährigfreiwillige Unteroffizier Esch im feldmarschmäßigen Anzuge, doch barhaupt; den Helm hat ja Kamerad Overhamm. Eiligst rennen die Herren um den Wagen herum; Stockhausen meint, ihn trafe der Schlag, und Radenbach, der egoistische Radenbach, rechnet mit furchtbarer Gedankenschnelle bei sich aus, wieviel Tage noch zu "Kloppen" sind; denn nach dieser Geschichte ist die gute Zeit im Bataillon für sie alle ganz sicher dahin. Alles ist starr! Doch da rafft Esch sich auf und

in dem allgemeinen Schweigen tritt er zu dem Major, schlägt die Haden zusammen und meldet:

"Einjähriger Unteroffizier Esch zur Stelle!"

Das bricht den Bann! Major von Simmern ringt nach Fassung, Hauptmann Stockhausen lacht wieder, während sich die übrigen Herren anscheinend königlich amüsieren. Selbst die in der Nähe liegende Soldateska reckt den Hals und auch die Pferdeburichen kommen mit ihren Schülzlingen recht nahe, denn daß ein simpler Infanterist mit einem Wagen zum Dienste hinausfährt, — nein, das kommt sicher nicht oft vor und gewiß setzt dies besonderes ab. In ihrer Erwartung werden sie auch nicht getäuscht.

"Herr", donnert jetzt der Major den Unglücklichen an, "woher kommen Sie?"

"Der Herr Major wollen verzeihen," beginnt Esch seine Rede; doch weiter kommt er nicht, denn da setzt auch schon Major von Simmern wieder ein, kirschrot im Gesicht vor Zorn:

"Herr! sind Sie denn jeglichen militärischen Gefühls bar? Erst mal diese furchtbar unmilitärische Anrede, dann diese larnedalmäßige Droschkenfahrt! Ich sehe es Ihnen an, daß Sie getrunken haben; Sie sind ja jetzt noch nicht nüchtern, wie es scheint, sonst wären Sie pünktlich zum Dienste gekommen; und so etwas macht man zum Unteroffizier! — ein vernichtender Blick trifft hier Hauptmann Stockhausen und höher steigt die Stimme des Gestrengen, wie er fortfährt: Nichts von Selbstsucht und Selbstbeherrschung, die man doch gerade von Ihnen verlangen muß. Den Urlaub haben Sie überschritten und Ihre Kameraden jedenfalls auch — Herr, wir sind fertig miteinander; ich will nichts mehr mit Ihnen zu tun haben und Sie, Herr Hauptmann Stockhausen, müssen wissen, was zu tun ist."

Scharf und schneidig klangen die letzten Worte an des Hauptmanns Ohr. O, wenn er ihn vernichten könnte, diesen Einjährigen! Wenn er ihn durchbohren könnte, den beschürzten und betretenen Schandfleck seiner Kompagnie! Und scharf und schneidig, wie der Major zu ihm gesprochen, so spricht auch er zu dem Einjährigen Esch. Stockhausen weiß, was zu tun ist; mit markanter Stimme schleudert er ihm die wenigen, aber fürchterlichen Worte entgegen:

Drei Tage!

Dann geht er zu seiner Kompagnie, die bereits ungetreten ist.

Esch steht da wie betäubt und erst die Stimme des Kutschers schreckt ihn auf:

"Herr Unteroffizier, sie marschieren ab und die Fahrt macht 4 Mark fünfzig!"



Nützliches fürs Haus.



— Feiner Salat aus Sellerie. Eine große Knolle Sellerie wird abgeschält, in passende dünne Spalten geschnitten und in einhalb Liter Wasser, vier Eßlöffel guten Weinessig, drei Gramm Zucker, einhalb Kaffeelöffel Salz weich gekocht. Dann feigt man die Selleriespalten ab, läßt sie abkühlen und bereitet sie mit Del und Essig zu. Auf diese Weise zubereitet, schmeckt der Selleriesalat vorzüglich.

— Pikante Sauce zu gebratenen Fischen. Zutaten: ein Viertel Liter bestes Olivenöl, zwei Eigelb, ein kleiner Löffel Senf, zwei kleine Essiggurken und Petersilie, beides fein gewiegt, eine Prise feines Salz. Die Eigelb werden mit einigen Tropfen Essig in steinerne Schüssel verrührt, tropfenweis das Olivenöl beigefügt, gerührt, bis es dick ist, was ungefähr dreiviertel Stunden Zeit erfordert, dann das übrige hinzugefügt, mit gerührt und kalt gestellt. Man kann die Sauce schon zwei Tage vor Gebrauch machen, jedoch in steinerne Schüssel stehen lassen. Sollte sie beim Versuche zu scharf sein, so kann man etwas kaltes Wasser hinzurühren.





Unsere Bilder.



— Der englische Torpedobootzerstörer „Tiger“. (Vergl. das Bild Seite 145.) Beim Manövrieren des englischen Reservegeschwaders, das bei Nacht und bei gelöschten Lichtern sämtlicher Schiffe stattfand, geriet der Torpedobootzerstörer „Tiger“ unter den Bug des Kreuzers „Berwick“, wobei der „Tiger“ buchstäblich in zwei Teile zerschnitten wurde. Obwohl sofort nach dem Zusammenprall die Scheinwerfer das Meer ablichteten, konnten doch nur 25 Mann der Besatzung gerettet werden. Die übrigen 36 Mann, unter ihnen der Kommandeur des „Tiger“, Leutnant Middleton, fanden den Tod in den Wellen.

— Zur Fahrt des deutschen Kaiserpaars nach Korju. Unser Bild Seite 148 zeigt eine Zwischenstation auf der Reise des deutschen Kaiserpaars nach Korju: Das Kaiserpaar mit Prinzessin Viktoria Luise und Prinz August Wilhelm gehen in Messina, auf der Insel Sizilien, an Land, wo sie von den Behörden der Stadt begrüßt wurden. Die Tochter des Bräufelken, Dr. Trincheri, überreichte der Kaiserin einen Blumenstrauß. Die ganze Stadt prangte im Festeschnuck. Ebenso hatten die im Hafen liegenden Handels- und Kriegsschiffe Flaggengala angelegt. Als Begleitschiffe der Kaiserjacht „Hohenzollern“ nahmen an der Fahrt die „Damburg“ und der „Sleipner“ teil, wach' letzterer bekanntlich dem umfangreichen Depeschverkehr des Kaisers dient.



Zur Unterhaltung.



— **Aufdringlich.** Bewerber: Also, Sie versprechen mir, dafür zu sorgen, daß ich die Hand Ihrer Tochter bekomme? — Brautvater: Jawohl, hier meine Hand darauf. — Bewerber: Geben Sie mir lieber gleich die Hand Ihrer Tochter.

— **Das Entbehrlichste.** Chemann (am Telegraphenschalter eines Badeortes): Bitte, das Telegramm zu befördern — hier sind 50 Pfennig. — Beamter: Es sind aber elf Worte. — Chemann: Dann lassen Sie „treuer“ bei „Gatte“ fort.

— **Gemüthlich.** Prinzipal: Aber machen Sie es nicht so, wie Ihr Vorgänger, den ich auf Schritt und Tritt kontrollieren mußte, weil er alles falsch machte; dann mache ich's lieber selber. — Kommiss: Schön, ist mir auch recht.

— **Gedächtnis.** „Haben Sie schon die Grotte auf Capri gesehen?“ — „Ja, ich kann mich noch so dunkelblau daran erinnern.“

— **Ueberflüssige Entrüstung.** „Sie haben ferner über mich geäußert, ich hätte das Pulver nicht erfunden.“ — „Ja. — Haben Sie es denn erfunden?“

— **Bielbeschäftigt.** „Warum radeln Sie nicht, Herr Doktor? Das Velozipedfahren spart doch Zeit.“ — „Ich habe viel zu viel zu tun und infolgedessen gar keine Zeit zu dieser Zeitersparnis.“

— **Der kleine Diplomat.** Vater: Du bist wohl nicht geschent — weshalb gibst Du denn dem Laubfrosch Zucker? — Alfred: Ach, Papa, damit er morgen zum Sonntag schönes Wetter prophezeit!

— **Schlau.** Herr Meier hat auf der Post für 10 Mark Zehnspfennigmarken verlangt und den Betrag in einzelnen Zehnspfennigstücken aufgezählt. „So viel kleines Geld nehme ich nicht auf einmal.“ schnauzt ihn der Beamte an, der sich offenbar die Mühe des Nachzählens ersparen wollte. „Gut,“ sagte Herr Meier ruhig, „so geben Sie mir halt jede Marke einzeln, ich habe sehr viel Zeit.“

— **Ehe-Dialektik.** Er: Du wirfst mir vor, daß ich von Deinem Vermögen lebe? Diesen Vorwurf verdiene ich nicht. — Sie: Schade! so hättest Du doch wenigstens etwas verdient.

— **Sinngemäße Orthographie.** Lehrer: Hans, Du hast in Deinem Schreibheft das Wort Bestien immer mit einem „ö“ geschrieben. Wie kommst Du dazu? — Hans: Weil sie so „böös“ sind.

— **Rache ist süß.** Liebhaber (zu einer reichen älteren Dame): Vielleicht werden Sie es noch lernen, mich zu lieben! — Sie: Sie irren sich! Niemals! — Liebhaber: Wären Sie wirklich schon so alt zum Lernen?

— **Verführerisch.** „Ich sage Ihnen, Herr Freimann, von meinen sieben Töchtern spricht eine schöner das „Ja“ wie die andere.“



Rätsellecke.



Begierbild.



Wo ist die Maus?

Kettenrätsel.

a ben ber ci cot de den der fa ga
gel fa te ma me mi mo mon
mot na ne ni nu ra ra ri
rif ris schie sen stü ta
ta te ter ter ti
ti ve

Aus obigen 39 Silben sind 13 vier-silbige Wörter zu bilden, bei denen die Anfangsilbe jedes folgenden Wortes mit der Endsilbe des vorausgehenden übereinstimmt. Auch die Schluss-silbe des letzten und die Anfangsilbe des ersten Wortes sind gleichlautend, so daß dadurch die Wortkette geschlossen wird. Die Bedeutung der Wörter ist folgende: 1. ein in den Büchern Moses genanntes Volk, 2. eine Stadt in Mittelitalien, 3. eine scherzhafte Bezeichnung für einen Verweis, 4. eine Art der Birnen, 5. eine Insel bei Afrika, 6. eine Herrscherfamilie aus Mohammeds Haus, 7. eine Stadt in Belgien, 8. ein Längenmaß, 9. eine gebrannte Erdart, 10. ein Baum in Arabien, 11. ein Spiel, 12. ein italienischer Historienmaler, 13. eine Person aus Wielands „Oberon“.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Anagramm: Palme—Lampe; Daniel—Eiland; Triest—Streit; Flachs—Schlaf; Rinde—Jnder; Karten—Nektar; Lagerei—Galerie. Lesing.
Rebus: Tafelgetränke.



Maiblumen.

Drei nach dem Französischen von Gräfin L. K. S.

(Nachdruck verboten.)

In dem elegant und behaglich eingerichteten Salon eines Schlosses im Norden Frankreichs saßen an einem Wintermorgen zwei junge Mädchen. Sie hatten ihre Sessel dicht vor den hell brennenden Kamin gerückt und hielten einen kleinen Fächer in der Hand, um ihre hübschen Gesichter vor der allzugroßen Hitze zu schützen, während eine Hausarbeit unbenuzt auf ihrem Schoße lag. Sie unterhielten sich sehr eifrig, aber mit leiser Stimme, um nicht von Madame Wircourt verstanden zu werden. Dieses war eine ältere Dame und die Tante von Blanche de St. Valéry, der Besitzerin dieses Schlosses und eines großen Vermögens, das sie von ihren schon früh verstorbenen Eltern geerbt hatte. Die alte Gräfin saß an ihrem Sticdrahmen, ganz in ihre Arbeit vertieft. Die beiden Mädchen waren zusammen in Amiens in Pension gewesen und Jeanne de Tourville war jetzt zu Besuch bei ihrer Freundin Blanche, die kürzlich großjährig geworden und zwei Jahre älter als Jeanne war. Ihr Vormund, Baron d'Ossonville, lebte in Paris und gewöhnlich war sie während des Winters bei ihm und brachte den übrigen Teil des Jahres auf ihrer eigenen Besitzung zu in Gesellschaft ihrer alten Tante, die aber wenig Einfluß auf sie hatte. Dadurch, daß man ihr stets den Willen getan hatte, war sie wohl etwas eigenständig und herrisch geworden, sie hatte aber so manche andere gute Eigenschaften an sich, daß sie doch bei hoch und niedrig beliebt war.

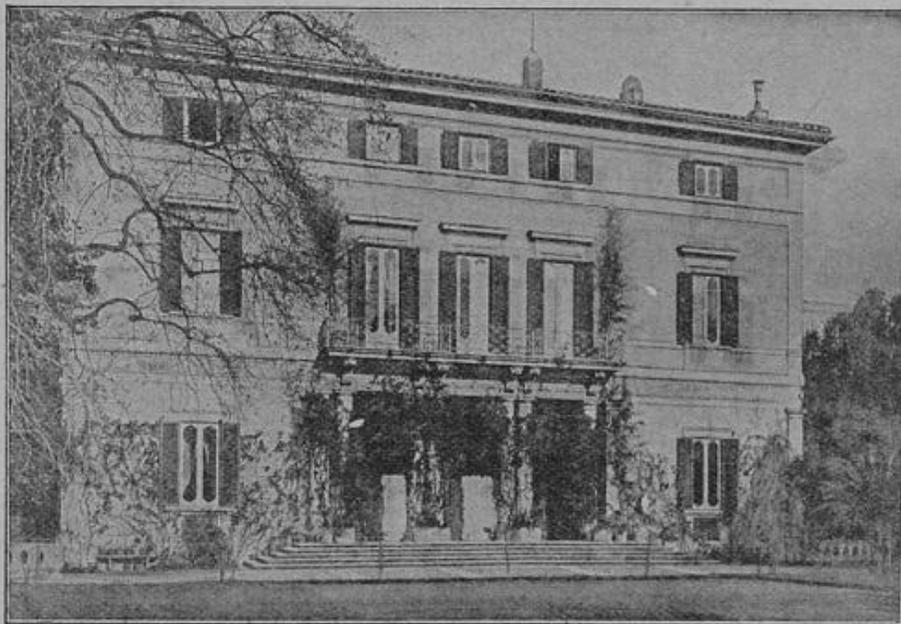
Zu dem Tage ihrer Großjährigkeit war ihr Vormund, der Baron d'Ossonville, eigens aus Paris herübergekommen. Er hielt es sehr

doch für nötig, die junge Schloßherrin über ihre Vermögenslage und deren Verwaltung zu unterrichten. Bei dieser Gelegenheit hatte er auch nicht versäumt, ihr die Notwendigkeit einer baldigen Heirat klar zu machen. — Er legte ihr eine ganze Liste von Bewerbern vor — diese enthielt Herren, die sie in Paris kennen gelernt und bewundert hatten — ferner Nachbarn aus der Umgebung des Schlosses, die sie von Jugend auf kannte, ferner Herren, welche sie nie gesehen hatte, die aber nach ihrem Rang und Titel für eine reiche junge Dame eine sehr passende Partie waren. — Er erklärte ihr ganz offen, daß er zu alt wäre, um die Geschäfte noch lange für sie führen zu können, und da die alte Tante auch keine Ahnung davon habe, so wäre es unbedingt nötig, daß sie so bald als möglich heirate. —

Ueber diesen Punkt unterhielten sie und Jeanne sich an diesem Morgen. Den Anlaß dazu hatte die Toilettefrage für den folgenden Tag gegeben — Es war nämlich der Hochzeitstag Marie de Rochemanges, einer Schulfreundin aus Amiens, und eine Menge Verwandte und Bekannte war eingeladen. — Die Trauung sollte morgens in der Pfarrkirche stattfinden, dann am Nachmittag ein großes Gartenfest und abends ein Ball im Schlosse ihres Vaters den Beschluß machen. — Blanche war sich noch nicht über die Wahl ihrer Toilette im Klaren, während Jeanne schon ihre Wahl getrof-

fen hatte, denn da sie nicht so viele Toiletten besaß wie Blanche, war ihr die Entscheidung gar nicht schwer geworden. Dieses sagte sie auch ihrer Freundin, und Blanche erwiderte:

„Ja, du hast recht, ich mache mir zuviel Kopfzerbrechen, aber ich habe auch soviel anderes zu bedenken. Wenn du wüßtest, wie M. d'Ossonville mich wegen meiner Heirat fort und fort quält. Keine Sekunde läßt er mich damit in Frieden. Er hat eine Liste aufgestellt von Bewerbern um meine Hand, wie er sie ja



Die Villa Bonaparte in Rom,
der neue Sitz der preußischen Gesandtschaft beim Vatikan.

in seiner altmodischen Ausdrucksweise nennt. Du kannst sie lesen, wenn du willst." Und sie erhob sich, holte einen großen Bogen Papier und reichte ihn Jeanne.

"Und welchen von diesen Herren willst du wählen?" fragte Jeanne zögernd, denn auf der Liste stand auch der Name des Vicomte du Plessy, von dem sie wußte, daß ihre Eltern gerne eine Verbindung mit ihm sähen und sie selbst mochte ihn auch gern.

"Keinen von allen," lautete die Antwort.

"Wirklich nicht?" sagte Jeanne mit einem Seufzer der Erleichterung. "Weder den Grafen André de Fumival, noch Charles de St. Amand oder den Marquis de Bellecourt, oder — oder — den Vicomte de Plessy?"

"Nein. Wenn ich wirklich einen von denen heiraten müßte, so glaube ich, wäre mir der Vicomte de Plessy noch der liebste, denn er ist sehr nett und ich mag ihn gern, wenn er auch nicht ganz mein Geschmack ist zum Heiraten."

Jeanne stellte jetzt eine sehr kühne Frage!

"Ich möchte wirklich wissen, ob du schon jemanden kennen gelernt hast, den du wohl heiraten möchtest?"

Blanche zögerte ein wenig, stockerte im Stamin und sagte nach einigen Augenblicken:

"Run, dir kann ich ja wohl sagen, daß einer existiert, den ich lieber als alle anderen habe, den ich wirklich sehr lieb habe."

"O, bitte, sage mir, wer es ist!"

"Er heißt Paul de Nerval und ist Marineoffizier. — Ich habe nun einmal eine Vorliebe für Seeleute. Er ist so ganz anders als wie die meisten Menschen, er ist sehr klug und lustig, schwärmt für Poesie und Musik. Ich sah ihn häufig diesen Winter in Paris und fand ihn reizend."

"Hast du schon mit deinem Vormund oder deiner Tante von ihm gesprochen?"

"Nein, natürlich nicht. Glaubst du denn, ich würde ihnen sagen, ich wollte jemanden heiraten, der noch gar nicht um meine Hand gefragt hat?"

"Würde er denn eine passende Partie für dich sein?"

"Das hängt davon ab, was die Menschen unter „passend“ verstehen. Vermögen hat er nicht, nur sein Gehalt. Er gehört aber einer sehr guten alten Familie an und ist mit den Rochemanns verwandt. Ich erfuhr es erst die vorigen Tage, denn als ich zufällig seinen Namen nannte, sagte mir Maria, er wäre ihr Vetter und ein sehr tüchtiger Offizier. Sie hätten ihn lange nicht mehr gesehen, aber er ist zur Hochzeit eingeladen, und kommt heute abend mit noch mehreren Verwandten aus Paris an."

"O, dann werden wir ihn ja morgen auf dem Ball sehen. Beschreibe ihn mir, Blanche."

"Er wird allgemein sehr hübsch gefunden, aber das ist es nicht, was mich anzieht. Es ist seine Güte, seine Einfachheit und Originalität, die mir so gefallen. Vielleicht ist er ein wenig exzentrisch und auch wohl abergläubig, aber, du weißt, alle Seeleute glauben an Vorbedeutungen und Ahnungen."

"Ein exzentrischer Ehemann wäre mir gräßlich," sagte Jeanne ganz offen.

"O nein, Jeanne, mir durchaus nicht. — Dir wäre also ein ruhiger, kaltblütiger Mann, wie M. de Plessy lieber?"

Jeanne errödete heftig, aber Blanche war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, um es zu bemerken.

"Das einzige fatale ist nun," sagte sie, "daß M. de Nerval der letzte ist, davon bin ich überzeugt, der ein Mädchen ihres Geldes wegen heiratet, und wenn er mich auch liebt, so wird er es mir nicht zeigen, weil er arm ist."

"Aber dein Vormund und deine Tante könnten ihm doch einen Wink geben."

"M. d'Essonville würde alles tun, um zu verhindern, daß ich einen armen Mann heiratete, und überdies habe ich dir ja schon gesagt, daß ich es, außer dir, niemanden sagen würde, daß ich jemanden lieb habe, weil ich nicht weiß, ob er mich wiederliebt."

"Dann bist du also nicht sicher, ob er dich auch gern hat!"

"Kannst sicher, aber nicht ganz, und es ist das kleine Wort „ganz“, das die Schwierigkeit ausmacht. — Aber er würde mir nie seine Liebe bezeigen, wenn er nicht sicher ist, daß ich ihn auch liebe."

"Und wie soll er das jemals wissen?" sagte Jeanne erstaunt. Dieser Fall interessierte sie sehr, und da sie nicht sehr scharfsinnig war, konnte sie sich die Lösung dieser Frage nicht denken. Nach einigen Augenblicken sagte sie:

"Wenn nun aber jemand, dein Vormund, deine Tante oder ich z. B. Marie einen Wink gäben?"

"Auf keinen Fall," erwiderte Blanche schnell. "Bedenke, daß ich dir alles im strengsten Vertrauen gesagt habe, und versprich mir, daß du niemanden auch nur ein Wort von dem, was ich dir gesagt habe, wiederholen willst."

"Gewiß nicht, Blanche, wenn du es nicht willst," versicherte Jeanne enttäuscht.

Nach einer Pause sagte Blanche:

"Vielleicht hätte es doch, ohne mich zu kompromittieren, ein Mittel gegeben, ihm zu zeigen, daß ich ihn liebe. Marie sagte mir, sie freute sich, daß er käme, denn er müßte in einigen Tagen wieder auf See und längere Zeit abwesend sein."

"Aber an welches Mittel dachtest du?"

"O, es ging mir nur mal so durch den Sinn, aber nun ist es zu spät. Es wäre sehr gut gegangen."

"Sag mir doch nur, was es ist."

"Run, M. de Nerval ist, wie ich dir schon sagte, etwas schwärmerisch und abergläubig. Er erzählte mir einmal, daß seine Mutter ihn ein oder zwei Tage vor ihrem Tode in den Wald geschickt habe, um ihre Lieblingsblume zu holen. Als er sie ihr brachte, sagte sie: „Paul, ich habe eine Vorahnung, als ob diese Blumen immer im Zusammenhang stehen mit den wichtigsten Augenblicken deines Lebens. — Als ich deine Geburt erwartete, brachte mir dein Vater täglich ein Strauß dieser Blumen; am Tage deiner ersten heiligen Kommunion war der Altar damit geschmückt — du wirst sie jetzt auf mein Grab legen, denn ich werde früher sterben als die Blumen, die du heute gepflückt hast, verwelken, und nun merke auf meine Worte, das Mädchen, das du liebst und heiraten wirst, wird an dem Tage, an dem sie einwilligt, Deine Frau zu werden, solche Blumen tragen." Er sagte, er hätte diese Worte nie vergessen und wäre überzeugt, daß es so einträfe."

"Und fragtest du, was das für Blumen sind?"

"Ja, aber er wollte es mir nicht sagen, es wäre sein Geheimnis. — Aber gestern, als ich mit Maria durch die Zimmer ging, die sie für ihre Gäste eingerichtet hatte, zeigte sie mir ein Bild und sagte: „Dies ist das Porträt Madame de Nervals, der Mutter von Paul de Nerval, den du ja kennst. Sie hatte eine Leidenschaft für Blumen, und ganz besonders für Maiblumen." Da wußte ich, was er für Blumen gemeint hatte, und heute morgen fiel mir ein, daß ich mein Kleid damit hätte garnieren oder einen Strauß dieser Blumen hätte tragen können, wenn ich mir sie aus Paris oder Amiens früh genug besorgt hätte. Nun ist es nicht mehr möglich, ist das nicht schade?"

"O Blanche, weißt du, ich glaube, daß Gertrud in Dentre-Champ dir noch welche machen könnte. Sie wird gern die Nacht durcharbeiten."

"Wer ist Gertrud?"

"Sie ist die älteste zweier Waisen, die in dem nah gelegenen Dorfe Dentre-Champ wohnen. Sie macht wunderschöne künstliche Blumen für einen Laden in Amiens. — Sie fing zuerst an, wilde Blumen nachzumachen, die Kofette, ihre Schwester, ihr von den Feldern holte, und später schickte ihr die jetzt verstorbene Madame de Lermoise Blumen aus ihren Treibhäusern. Gertrud ist schon seit zwei Jahren bettlägerig. Sie ernährt sich und ihre Schwester durch ihrer Hände Arbeit, und es ist ein gutes Werk, wenn man ihr etwas zu verdienen gibt."

Blanche sprang auf, klingelte und eilte zu ihrer Tante, um diese zu fragen, ob sie und Jeanne eine Ausfahrt machen dürften. —

"Wie schnell du deine Pläne änderst, meine Liebe," sagte die alte Gräfin; „vor ganz kurzer Zeit sagtest du noch, es wäre dir zu last, auszugehen."

"Wir wollen ein armes, bettlägeriges Mädchen besuchen, das ihr Brot durch Anfertigung künstlicher Blumen verdient, und da ich solche brauche, will ich welche bestellen."

"Das ist ein sehr verdienstliches Werk, aber ich hoffe, ihr bleibt nicht zu lange aus, ich ängstige mich so leicht um euch."

"O, wir werden so schnell wie möglich zurück sein," erwiderte Blanche, und als bald darauf der Wagen gemeldet wurde, fuhren die beiden Freundinnen sehr vergnügt von dannen.

Sie fanden Gertrud halb liegend, halb sitzend, in ihrem schmalen Bett, das an das Fenster des kleinen Stübchens gerückt war. Sie sah bleich und elend aus, auf ihren Wangen brannten dunkelrote Flecken, und ihre Augen hatten einen krankhaften Glanz. Überall standen Blumen im Zimmer umher, auf ihrer Bettdecke lagen angefangene Arbeiten, aber die Hände ruhten gefaltet, und sie hatte den

Kopf matt in die Kissen gelehnt. Tränen liefen über ihre Wangen.

Ihre einzige Sorge und der Liebling ihres Herzens war ihre Schwester, die kleine Rosetta. Und dieser Name, die kleine Rosetta, war ihr geblieben, obschon sie jetzt bereits ein großes Mädchen von 17 Jahren war und schon seit einem Jahre mit dem Sohn eines benachbarten Pächters verlobt. Es war ein tüchtiger, fleißiger, junger Mann, und Weihnachten sollte die Hochzeit sein, aber da ereilte ihn sein Schicksal bei der Aushebung, und er wurde zu einer dreijährigen Dienstzeit genommen. Infolgedessen hatte die Hochzeit bis nach seiner Rückkehr verschoben werden müssen. Rosetta hatte sich die vorige Nacht in den Schlaf geweint und dadurch nicht Gertruds Schluchzen, das von einem scharfen Husten ab und zu unterbrochen wurde, gehört. Am folgenden Morgen schickte Gertrud ihre Schwester zu den Eltern ihres Bräutigams, um bei dessen Geschwistern den Tag zuzubringen, und sich etwas zu zerstreuen. Nur widerstrebend hatten die Eltern ihre Einwilligung zur Heirat ihres Sohnes mit der armen Waise gegeben.

„Laß sie vergnügt sein, so lange es geht,“ sprach Gertrud für sich, „diese jungen Dinger vergessen ja so schnell. Aber es ist hart, sterben zu müssen, und sie so allein zurück zu lassen, denn bis zu Jeans Rückkehr wird sie einen Dienst annehmen und bei Freunden leben müssen. Mein armer, kleiner Liebling! — Könnte ich Dir nur stets helfen!“

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen vor, und die beiden jungen Damen, Blanche und Jeanne, klopfen an die Tür des kleinen Zimmers. Gertrud rief leise: „Herein.“

„Wie geht es Ihnen, Gertrud?“ fragte Jeanne; „aber ich brauche wohl nicht zu fragen, Sie sehen viel besser aus.“ Gertruds Wangen waren dunkelrot geworden. „Ich habe Ihnen eine neue Kundin mitgebracht — Mademoiselle de St. Valéry.“

„Sie ist mir willkommen,“ erwiderte Gertrud und öffnete den neben ihr stehenden Kasten; „gefällt Ihnen etwas von diesen Blumen, mein Fräulein?“

„Rosen, Primeln, Heliotrop, Nelken, Stiefmütterchen — nein, das ist alles nicht, was ich suche,“ sagte Blanche nach einem schnellen Blick in den Kasten. „Sie haben wohl keine Maiblumen?“

„Nein, mein Fräulein, vorige Woche schickte ich die letzten nach Amiens.“

„Aber Sie können mir doch welche machen. Ihre Blumen sind wunderhübsch! Wollen Sie mir eine Garnitur Maiblumen für mein Kleid machen und einen Strauß für die Taille?“

Gertrud seufzte und erwiderte: „Ja, das will ich, Fräulein, wenn ich etwas Zeit dafür bekomme.“

Sie war zu schwach und mußte die Arbeit stets öfter unterbrechen.

„Zeit, mein gutes Mädchen!“ rief Blanche, „nein, ich muß wenigstens den Strauß morgen haben, oder ich habe keine Verwendung mehr dafür.“

„Ich kann die Blumen nicht bis dahin machen, erwiderte Gertrud traurig.“

„O doch, Sie können es sicher, meine gute Gertrud,“ sagte Jeanne. „Sie können es, wenn Sie die ganze Nacht arbeiten, und für einmal werden Sie das wohl tun.“

„Wie wenig wußten die beiden Mädchen, wie Gertruds Nächte waren, sie hatten ja keine Ahnung, wie die Vermisse in den langen Stunden der Nacht von Atemnot, Husten und Schweiß gequält wurde.“

„Ich kann sie nicht bis dahin fertig machen,“ wiederholte sie nochmals leise und traurig.

„O bitte, Sie müssen es,“ beharrte Blanche, und Jeanne fügte hinzu: „Sie wissen nicht, Gertrud, wie viel davon abhängt, vielleicht das Lebensglück zweier Menschen, so sonderbar es Ihnen auch lauten mag.“

Diese Worte erstaunten Gertrud und mit einem plötzlichen Aufschrecken ihrer Augen fragte sie:

„Wie viel geben Sie mir, wenn ich Ihnen die Blumen zur richtigen Zeit abliefere?“

„Alles, was Sie wollen,“ rief Blanche, „kein Preis ist mir zu hoch, tausend Franken meinethalben.“

„Gut, ich werde sie Ihnen dafür machen,“ sagte Gertrud errötend, denn sie fühlte, wie unverschämte diese Forderung lautete. Aber sie wußte auch nicht, was sie verkaufte.

„Das ist schön,“ rief Blanche erfreut. „Ich werde morgen einen reitenden Boten schicken.“

„Geben Sie mir so viel Zeit wie möglich,“ bat Gertrud leise.

„Lassen Sie mich mal nachdenken. Das Diner ist um 5 Uhr, wie ziehen uns in Chateau de Rochemann um. — Ich muß die Blumen um 4 Uhr haben, der Bote ist um 3 Uhr hier und wird Ihnen die tausend Franken direkt mitbringen. — Sie werden gut bezahlt, aber ich tue es gern, und das Geld verschafft Ihnen hoffentlich einige Erleichterung.“

„Es wird mir, will's Gott, wenigstens in etwa die Ruhe des Gemüths geben,“ sagte Gertrud leise, aber Blanche und Jeanne hörten die Worte nicht mehr, sie eilten aus dem Zimmer und fuhren sehr zufrieden, lachend und scherzend zum Schlosse zurück.

Gertrud richtete sich in ihrem Bett auf, faltete ihre Hände um ein Kreuzifix und flüsterte:

„O mein leidender Heiland, gib mir Kraft, die Summe zu verdienen, und dann laß mich sterben.“

Entschlossen nahm sie nun ihr Handwerkszeug und begann ihre Arbeit. Als Rosetta nach Hause kam, kniete sie am Bette ihrer Schwester nieder und sie verrichteten gemeinschaftlich ihr Abendgebet.

„Du brennst wie im Fieber,“ rief Rosetta erschrocken, als sie ihre Schwester auf die Wangen küßte.

„Lösch das Licht nicht aus,“ sagte Gertrud.

„Du wirst doch wohl nicht mehr arbeiten wollen?“

„Ich mag nicht im dunkeln sein, wenn ich nicht schlafen kann, und muß mir deshalb den Luxus eines Lichtes gestatten. Aber geh' jetzt zu Bett, kleine Schwester.“

Und die kleine Schwester schlief ruhig die ganze Nacht, während die ältere, halb ohnmächtig vor Erschöpfung und Schwäche an den Maiblumen arbeitete und immerfort Gott um Kraft bat, um nicht zu erliegen, bevor die Arbeit vollendet war.

Noch vor der Ankunft des Boten waren die Blumen fertig. Wieder schickte sie Rosetta unter irgend einem Vorwande fort und als der Bote ihr das Kuvert mit dem Geld reichte, gab sie ihm den Karton und sagte: „Sagen Sie Mademoiselle de St. Valéry, daß ich ihr von ganzem Herzen danke.“

Dann warf sie einen Blick auf das Bild der heiligsten Jungfrau, schrieb auf das Kuvert: „Für einen Stellvertreter beim Militär für Jean“ und schob es unter ihr Kopfkissen. Dann legte sie den Kopf zurück und entschlummerte. —



Zum Brand der Garnisonkirche in Berlin:
Rauchende Trümmer im Innern des Gotteshauses, von dem nur die Umfassungsmauern stehen geblieben sind.

Die Hochzeit im Schlosse von Rochemaure hatte stattgefunden. Es war ein schönes und in jeder Hinsicht wohlgelungenes Fest gewesen. Blanche hatte sich sehr glücklich gefühlt, denn Paul de Nerval hatte sie mit sichtlicher Freude und Rührung begrüßt und sie hatten öfters Gelegenheit zu ungestörten Unterhaltungen, so beim Frühstück und später im Garten, während die übrigen Gäste sich an den Spielen und Aufführungen beteiligten. — Auch Jeanne war sehr vergnügt, denn der Vicomte de Plessy hatte ihr viele Aufmerksamkeiten erwiesen.

Als die beiden jungen Mädchen später in ihr Zimmer gingen, um sich zum Diner und Ball umzuziehen, teilten sie sich voller Freuden ihre Erlebnisse und Vergnügungen mit und erwarteten vom Abend noch ganz was Besonderes. Auf dem Toilettentisch stand eine kleine weiße Schachtel, in der Blanche zu ihrer Freude die Maiglöckchen erblickte. — Die Jungfer befestigte sie an der Toilette und den kleinen Strauß steckte Blanche vor die Brust. — Jeanne fand, daß ihre Freundin noch nie so hübsch ausgesehen habe, und äußerte unverhohlen ihre Bewunderung. — Blanche schickte die Jungfer fort und sagte:

„Tue ich eigentlich etwas sehr Sonderbares, Jeanne? Aber es ist doch nichts Auffallendes, daß ich Maiblumen trage,

Saal gestanden hatten, gingen sie in ein Nebenzimmer, wo einige ältere Herren und Damen Whist spielten. Sie setzten sich auf ein etwas entfernter stehendes Sofa und nach einigen Augenblicken des Schweigens sagte er erregt:

„Hat es eine besondere Bedeutung, daß Sie Maiblumen tragen?“

Sie errötete ohne zu antworten

„Es hat also eine Bedeutung,“ sagte er.

In ihren Augen stand das „Ja“ geschrieben, das sie nicht aussprach. Dann stellte er noch eine Frage, auf die er eine befriedigende Antwort erhielt. Jetzt folgte eine Stunde jenes seligen Glückes, das die meisten Menschen einmal im Leben durchkosten. Oft bleibt das Glück ja auch die ganze lange Lebenszeit, aber wieviel öfter folgt der einen seligen Stunde ein ganzes Leben voller Leid und bitteren Enttäuschung.

Während Blanche und ihr Bräutigam so glücklich beieinander saßen und strahlend in die Zukunft blickten, trat der Pfarrer des Dorfes, den Blanche gut kannte, eilig ein. Sie sprang auf, um ihrem guten alten Freund ihren Bräutigam vorzustellen.

„Bitte, mein Kind, halten Sie mich nicht auf,“ sagte er. „Man hat mich zu einer Kranken gerufen und ich möchte den



Der König von Griechenland mit der Kronprinzessin Sophie (Schwester des Kaisers) und ihren Kindern, auf dem Rückweg zum königlichen Schloß nach der Begrüßung des Kaiserpaars.

meine ich, und überdies ahnt er ja auch garnicht, daß ich kein Geheimnis weiß.“

„Natürlich nicht,“ erwiderte Jeanne, „wie sollte er es auch wissen?“ —

Als Blanche einige Zeit später mit ihrer Tante und Jeanne den Ballsaal betrat, hatten ihre Augen einen eigenümlich leuchtenden Glanz und ein zartes Rot bedeckte ihre Wangen. — Immer wieder flogen ihre Blicke zu der Eingangstür des Saales und sie erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo Paul de Nerval eintreten und ihre Toilette bewundern würde. — Sein erster Blick traf Blanche, als er eintrat und eine fähe Röte bedeckte sein Gesicht. — Während der ganzen Dauer des Dinners mußte er immer wieder nach den weißen Blumen schauen, die so traurige Erinnerungen und frohe Hoffnungen in ihm weckten. Seiner Nachbarin, der Frau des Präfecten, welche er die Ehre hatte, zu Tisch zu führen, schenkte er nur wenig Aufmerksamkeit und ertappte sich öfter auf einer zerstreuten Antwort. — Erst kurz vor Beginn des Balles konnte er sich Mademoiselle de St. Valéry nähern. Er hatte sie am Morgen zur ersten Quadrille engagiert, aber keiner von ihnen hatte daran gedacht, sich nach einem vis-à-vis umzusehen, und nachdem sie eine Zeitlang im

Herrn Grafen schnell um einen Wagen bitten. Während man anspannt, komme ich wieder zu Ihnen.“

Nach einigen Augenblicken kam er zurück, sie stellte ihm Paul de Nerval vor und fragte:

„Müssen Sie weit fahren, Herr Pfarrer?“

„Ja, eine Stunde ungefähr,“ erwiderte er. „Es ist kein meiner Pfarrkinder, aber da mein Konfrater in Outre Champ verreist ist, muß ich ihn vertreten. Die Blumenarbeiterin Gertrud liegt im Sterben.“

Blanche erschrak und sagte:

„Ich sah sie noch gestern, und da schien sie mir gar nicht so krank zu sein.“

„Ihr Leben hing seit Wochen an einem Haar,“ antwortete der Pfarrer. „Es war nur wie ein schwach glimmender Docht, den der leiseste Windhauch auslöschten mußte. Der Vate, der mich holte, sagte mir, daß sie die ganze Nacht gearbeitet hätte, um Blumen, die eine Dame für den Ball bestellt hatte, fertig zu machen. Diese Ueberanstrengung wird zu viel für sie gewesen sein.“

Was Blanche in diesem Augenblicke fühlte, läßt sich schwer beschreiben. Sie rief ihre Tante vom Spieltisch, holte

Jeanne aus dem Ballsaal und bat sie, den Wagen zu bestellen und mit ihr nach Hause zu fahren.
„Erzähle meiner Tante alles von den Maiblumen,“ sagte sie und lehnte sich weinend in eine Wagenecke, „Gertrud liegt im Sterben.“

Schon früh am folgenden Morgen fuhren Blanche und Jeanne nach Outre Champ. Blanche erzählte ihrer Freundin, daß sie sich am vorigen Abend mit Paul de Nerval verlobt habe.

„Aber jetzt ist natürlich alles aus; ich werde nie heiraten. — Wie könnte denn auf einer Heirat, die um einen solchen Preis erkauft ist, Segen ruhen?“ Und ihre Tränen flossen mit erneuter Heftigkeit.

Als sie vor dem Häuschen still hielten, sahen sie, daß die Fensterläden in Gertruds Zimmer geschlossen waren, und sie fühlten, daß alles vorüber war. Rosetta öffnete bleich und weinend die Tür und führte die beiden jungen Mädchen in das Zimmer, wo ihre Schwester lag. Die drei Mädchen knieten an dem Bette nieder und verrichteten ein kurzes Gebet. Als sie danach ins Nebenzimmer traten, sagte Rosetta mit voll Tränen erstickter Stimme zu Blanche:

„O, Fräulein, meine arme, liebe Gertrud, segnete Sie noch so innig vor ihrem Tode. — Sie sagte, daß sie durch Ihre Güte nun viel ruhiger sterben könnte, und sie dort oben für Sie bitten wolle, daß Gott es Ihnen lohnen möge.“

Blanche war ganz erstaunt und erschüttert. Jeanne fragte Rosetta, was dies bedeuten sollte.

„Sehen Sie, Fräulein,“ sagte sie, „diese Summe, die das Fräulein meiner armen kranken Schwester für die Blumen gab, genügt, um einen Stellvertreter für meinen Jean

Bartet zu finden. — Sie wußte, daß sie bald sterben würde, und um mich nun nicht allein in der Welt zurücklassen zu müssen, forderte sie diese hohe Summe, damit ich jetzt schon heiraten könne. Sie trug mir auf, Ihnen dies zu sagen. — Aber, wie kann ich glücklich sein, wo ich sie verlobt habe, und der Gedanke, daß sie die ganze Nacht arbeitete, ohne daß ich es wußte, und ruhig an ihrer Seite schlief, bereitet mir die größte Qual,“ und Rosetta bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und schluchzte.

Blanche trat zu ihr und sagte: „Ich werde stets Ihre Freundin sein, Rosetta, um Gertruds Willen. Ich werde Sie öfter besuchen und für Sie sorgen. Jean Bartet wird keine arme Frau heiraten.“

Dann kniete sie nochmals an der Leiche nieder und betete lange und andächtig.

Es dauerte lange Zeit, ehe Mademoiselle de St. Valéry sich von den Aufregungen dieser Tage erholte. Sie qualte sich mit Selbstvorwürfen, weigerte sich, Paul de Nerval zu

sehen, und verbot ihm, die Verlobung zu veröffentlichen. An dem Tage der Beerdigung Gertruds ließ sie die Maiblumen, welche die Ursache so vieles Glückes und Kummers gewesen waren, auf das Grab legen, und am folgenden Sonntage besuchte sie ihren alten Freund, den Pfarrer. Sie erzählte ihm die ganze Geschichte und sagte zum Schluß, daß sie die Verlobung rückgängig machen würde und für Gertruds Tod in einem Kloster als Krankenschwester Buße tun wolle.

Der alte Herr lächelte und sagte:

„Das werden Sie nicht tun, mein Kind. — Gott ruft Sie in kein Kloster. Er will, daß Sie ihm eine treue Dienerin in der Welt sein sollen. Ich weiß, daß Paul de Nerval ein frommer Christ und ein tüchtiger Mann ist. Sie werden ihn heiraten und dann zusammen glücklich sein.“

„Aber ich verdiene es nicht, glücklich zu werden, nachdem ich Schuld an Gertruds Tod bin.“

„Mein Kind, Sie dürfen es auch nicht übertreiben. Sie handelten unüberlegt und vielleicht auch ein wenig selbstfüchtig, aber der große Gott hat in seiner Weisheit und Güte

diese unüberlegte Handlung zum größten Segen für Gertrud und Rosetta gewandt. Dank der Summe, die Sie für die Blumen gezahlt haben, konnte die ältere Schwester in Frieden sterben, denn die jüngere Schwester, ihr eins und alles in dieser Welt, war versorgt. Was Sie betrifft, liebes Kind, so werden Sie reicher und geläuterter in den Ehestand treten, als es vielleicht ohne dieses Vorkommnis der Fall gewesen wäre.“

„Aber ich muß auch für meine Selbstsucht büßen.“

„Nun werde ich Ihnen eine Buße aufgeben, mein Kind, die Ihr ganzes Leben lang dauern wird.“

Blanche blickte ängstlich und fragend den alten Priester an.

„Sie sollen nie bei einer Bestellung, ihre Ei-

lette betreffend, sagen, daß Sie es für den Tag bestimmt haben müssen, und sollen auch nach Möglichkeit zu verhindern suchen, daß Ihre Bekannten es tun. — Es hat oft noch traurigere Folgen gehabt, als Gertruds schnellen Tod.“

Einige Monate später fanden drei Hochzeiten an ein und demselben Morgen statt. Mademoiselle Blanche de St. Valéry heiratete M. Paul de Nerval, Mademoiselle Jeanne de Tourville den Vicomte de Blessy und Rosetta ihren Jean Bartet. — Wenn auch keine Maiblumen in den Sträußen der Bräute waren, so gedachten doch alle drei der Blumen, die Gertrud während der letzten Nacht ihres Lebens gemahlt hatte, und als die drei jungen Paare aus der Kirche traten, eilten sie aus dem Hochzeitszuge auf den Kirchhof und beteten lange an dem Grabe des armen Mädchens, dem sie so viel verdankten. —



Zur Kaiserfahrt nach Korfu: Kaiser Wilhelm (××) als Besuch des Erzbischofs Gancia di Brofs von Monreale (×) auf der Insel Sizilien.



Eine merkwürdige Verdienstmedaille, die von engl. Frauen bei ihrem Kampf um das Frauenwahlrecht gestiftet wurde. Die Medaille stellt das Tor des Gefängnisses dar, in dem viele vornehme englische Frauen wegen ihrer Ausschreitungen im Kampf um das Frauenstimmrecht kürzere Freiheitsstrafen als Märitzerinnen verbüßen mußten.

Fähnrich Uebermuth.

Militärhumoreske von Johann Tenge (Düsseldorf).
(Nachdruck verboten.)

Es mochte gegen 11 Uhr vormittags sein. Die Sonne strahlte heiß hernieder. Die Füßliere badeten sich beinahe im Schweiß. Das Singen verstummte allmählich und lautlos schlich die lange, glitzernde Schlange, wie die Kolonne von weitem aus, über die endlos erscheinende Chaussee. „Ob's noch nicht bald losgeht?“ flüsterte hier und da einer seinem Nebenmann zu und lästete mal wieder das brüderliche Karoak auf dem Rücken. Bums! Endlich! Erleichtert atmeten alle auf. Der erste Kanonenschuß. Der Feind war aufgestöbert. Nun wurde nicht mehr lange gezögert. Kommandos ertönten und Ordonnanzen sprengten hin und her. Bald war das Gefecht im Gange. Rechts und links gingen die Schützenlinien vor. Hüben und drüben sang es an zu knattern. Es hörte sich an, als wenn hunderte von Stassemühlen gedreht würden. In diesem Konzert spielten die Kanonen einen dröhnenden Bass. Rechts aus dem Walde kamen Kolonnen zum Vorschein. Stramm im Tritt marschierte die Kompanie, wie zur Parade. Das Seitengewehr war aufgepflanzt und das Gewehr zum Sturm gefaßt. Auf einmal schmetterten die Hörner und wirbelten die Trommeln. Hurra! hurra! Hurra! Hurra! Hurra! Hurra! Der Feind konnte diesem machtvollen Vorstoße nicht standhalten; er zog sich zurück, verfolgt mit einem rasenden Schnellfeuer. Allmählich verstummte auch dieses, nur die Artillerie ließ sich noch hören. Die Kavallerie beobachtete natürlich weiter, während die Infanterie schon zu den Bivakplätzen abrückte. Die beiden großen Bivaks noch, dann hatte Reserve Ruhe. Da sprengte der Adjutant heran: „Das Bataillon kommt auf Vorposten,“ meldete er dem Major Brummer.

Diese Nachricht wirkte sehr entmutigend, denn die müden Krieger hatten sich schon gesreut, in Ruhe zu kommen, und nun hieß es, die ganze Nacht für die anderen Wache halten. Das verstimmte sehr, aber ließ sich nicht ändern. Dabei hatten sie morgen wieder Bivak. Es war nur ein Glück, daß es trocken war. —

„Fähnrich Uebermuth, rücken Sie mit Ihrem Zuge jetzt ab,“ sagte Hauptmann Groll zu einem jungen Mann mit rundem, frischem Gesicht und kleinem, dunklem Schnurbärtchen. „Wir haben uns doch verstanden?“

„Jawohl, Herr Hauptmann! Ich habe dafür zu sorgen, daß der Feind in der Nacht keine Brücke über die Ruhr schlägt und uns überrascht.“

„Wichtig. Denken Sie also immer daran, Fähnrich, daß Sie der äußerste, linke Flügel sind, also — Anschluß nach rechts.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Fähnrich Uebermuth marschierte ab. Unterwegs überlegte er schon mit dem Sergeanten Stramm, an welchen Punkten sie die Posten am besten aufstellen wollten, dicht an den Fluß heran oder etwas davon ab. Sergeant Stramm vertrat die Ansicht: „Nicht zu dicht heran, aber doch so, daß man alles sehen kann.“

Fähnrich Uebermuth instruierte nochmal die Posten genau, erinnerte zum so und so vielen Male daran, daß wahrscheinlich der Feind versuchen würde, eine Brücke zu schlagen, und begab sich dann zum Standort der Feldwache, um etwas zu essen. Er fühlte sich sehr müde. Kaum sah er da, da schrie der Posten vor Gewehr: „Der Herr Major und der Herr Hauptmann kommen!“ „Donnerwetter,“ fluchte Fähnrich Uebermuth leise. „Nicht mal 'nen Happen essen kann man.“ Schnell steckte er seine Schinkenbrötchen wieder in den Brotbeutel und schritt den heranreitenden Vorgesetzten entgegen. „Aufgepaßt, Kerls!“ raunte er den Leuten im Vorbeischreiten zu.

Major Brummer führte seinen Namen nicht mit Unrecht. Stets hatte er etwas anzusehen. Immer Tadel, Lob hörte man nie. Kein Wunder, daß er nicht sehr beliebt war. Wenn er etwas sagte, geschah's im brummenden Ton, so daß man scharf aufpassen mußte, um ihn zu verstehen. Fragte man, war's auch nicht recht. Fähnrich Uebermuth meldete. „Danke,“ brummte der Major. „Kommen Sie mal mit und zeigen Sie mir Ihre Postenaufstellung!“

Dem Fähnrich klopfte das Herz. Aber es ging besser, als er dachte. Im allgemeinen war der Herr Major mit der Postenaufstellung zufrieden. „Aufpassen, Fähnrich, während der Nacht. Es ist ja nicht direkt anzunehmen, daß der Feind etwas unternimmt wird, aber man kann nicht wissen, ob er uns nicht doch einen Besuch abstatten will. Denken Sie immer daran, daß Sie mit Ihrer Feldwache den äußersten linken Flügel der Division bilden!“

„Zu Befehl, Herr Major!“

„Danke,“ brummelte Major Brummer vor sich hin. Dann ritt er mit Hauptmann Groll wieder ab.

Jetzt konnte Fähnrich Uebermuth seinen karnibalistischen Hunger stillen, der augenblicklich sich mehr bemerkbar machte, als die Müdigkeit. Aber — kaum sah er ein wenig, da mußte er doch gähnen. „Deiwel nochmal,“ brummte er vor sich hin, „was bin ich müde.“ Gestern war's auch zu schön gewesen. Er hätte nicht gedacht, daß es in dem kleinen Nest so fidel sein könnte. „Ha — ha,“ gähnte er laut. Bis zum Morgen hatte die lustige Sitzung gedauert. Jetzt spürte er erst die Müdigkeit. Wieviel Uhr war es denn? Sieben Uhr abends. Ein paar Minuten die Augen zumachen, daß ging doch wohl. Aber nein, es könnte gerade etwas passieren. „Ha — a — a — ha —“ Was mußte er jappen. Eigentlich könnte ja gar nichts passieren, wenn der Posten vor Gewehr aufpaßte. Dem Soldaten versprach er eine Mark extra, wenn er gut acht gab. Das tat gut, sich so'n bißchen auszustrecken. „Ha — a — a — ha — aaa — — —“

Fünf Uhr morgens. Fähnrich Uebermuth riß erstaunt die Augen auf. „Was ist denn los hier! Lassen Sie mich doch in Ruhe!“ fuhr er den vor ihm stehenden Soldaten an. Er wußte augenblicklich nicht, wo er sich befand. Plötzlich fiel ihm die Feldwache ein. „Was — was — ist passiert?“ stotterte er ängstlich, denn, daß nicht alles in Ordnung war, sah er an dem zerstörten Gesicht des Postens.

„Herr Fähnrich, sie kommen!“ flüsterte der Soldat schnell.

„Wer kommt?“

„Der Feind!“

„Wo?“

„Dort!“

„Herrgott!“ Die Haare standen ihm plötzlich zu Berge. Der Feind hatte 200 Meter flufaufwärts eine Brücke geschlagen und stand schon mit einem großen Teile Soldaten auf diesseitigem Ufer. Und immer neue Scharen drängten herüber. Der Feind hatte augenscheinlich noch keine Ahnung davon, daß er nicht weit von der ersten feindlichen Schildwache weg war, sonst wäre Fähnrich Uebermuth mit seinen Leuten jetzt sicher schon in Gefangenschaft. Nun hieß es aber, schnell handeln. Seine Leute standen schon schußfertig hinter dem Damm. Ein Mann mußte eiligst zum Herrn Major Brummer hin und Meldung machen. Noch verhielt der Feind sich ruhig. Fähnrich Uebermuth wartete noch etwas, dann ließ er ein rasendes Schnellfeuer eröffnen. Der Feind glaubte seinerseits überrascht zu sein und geriet etwas in Unordnung. Als er merkte, daß er nur ein kleines Häufchen vor sich hatte, ging er unverzüglich zum Angriffe über. Jetzt war's für die Feldwache die höchste Zeit, und schnell zog sich Uebermuth seitwärts zurück, damit seine Kameraden freies Schußfeld hatten. Hinter sich hörte er jetzt Kommandos erschallen. „Gott sei Dank,“ murmelte er, „das Schlimmste ist verhütet.“ Der Feind hatte sie wenigstens nicht im Bivak überrascht. „Aber die Brücke?“ Fähnrich Uebermuth suchte zusammen. An die hatte er in der Auf-

regung gar nicht gedacht. Immer mehr Truppen wurden dem heranrückenden Feinde entgegengeworfen, aber es nützte nichts, dem geschlossenen Ansturm konnten sie nicht widerstehen. Mit Hurra erstürmte der Feind die Bivak. Damit war das hitzige Morgengefecht beendet und friedlich lagerten Feind und Freund auf dem Stoppelselde zusammen. Dann hieß es wieder „an die Gewehre,“ und weiter zurück ging's. Von den Schiedsrichtern war zu ihren Ungunsten entschieden worden. Als sie eine kurze Strecke weit weg waren, ritt Major Brummer eiligst an die Kompanie heran.

„Herr Hauptmann Groll,“ rief er mit seiner dröhnenden Stimme, „wer hat die Feldwache am Fluße gehabt?“

„Fähnrich Uebermuth, Herr Major!“ erwiderte der Hauptmann übelgelaunt.

„Wo ist der Herr?“

Uebermuth hatte den Vorgang mit Herzslopfen beobachtet. Unwillkürlich duckte er sich, damit er nicht gesehen werden konnte. Aber es nützte ihm nichts. Er mußte herantreten.

„Herr, was haben Sie gemacht?“ brüllte der Herr Major ihn im größten Zorne an. Mit seinem schweren Trakehnerhengst sprengte er auf den Fähnrich los, als wenn er ihn zu Boden reiten wollte. „Anglaublich!“ Der Fähnrich sprang schnell zur Seite, doch verspürte er noch am Fuße, daß ihn ein Pferdehuf gestreift hatte. Wenn das schwere Tier ihn auf den Fuß getreten hätte, wäre dieser unzweifelhaft zerquetscht worden. Wie der Blitz kam dem armen Fähnrich ein Gedanke. Erschreckt hinkte er einige Schritte zur Seite und griff nach seinem Fuße.

„Da soll Sie der Deuvel —!“ die folgenden Worte verschluckte Major Brummer. „Hat der Gaul Sie getreten?“ fragte er nach einer Pause den stöhnenden Fähnrich. „Nawohl, Herr Major!“ sagte Fähnrich Uebermuth mit kläglichem Gesicht.

Major Brummer knurrte noch etwas vor sich hin und ritt dann ab. Uebermuth frohlockte innerlich. Vorläufig war er gerettet. Er hätte nie geglaubt, daß der „Fehltritt“ des alten Gauls ihn so beglücken könnte.

Major Brummer machte den ganzen Tag ein brummiges Gesicht, ließ den Fähnrich aber in Ruhe. Dieser paßte aber auch scharf auf. Sowie der Major in Sicht kam, fing er an zu hinken. Der neben ihm an der Luene marschierende Leutnant Goldmann lachte leise. Er hatte den Fähnrich heimlich beobachtet. Als gerade wieder Major Brummer an der Kolonne vorbeiritt und Fähnrich Uebermuth anfang zu hinken, rannte er ihm schnell zu: „Sie hinken ja mit dem verkehrten Fuße!“

Fähnrich Uebermuth wurde im Moment perplex und — hinkte schnell mit dem anderen Fuße. Leutnant Goldmann lachte beinahe laut auf. „Hat der Gaul Sie auf beide Füße getreten?“ fragte er leise. Der Fähnrich wurde immer verlegener. Schließlich vertraute er sich dem Leutnant Goldmann an. „Ja,“ meinte dieser ernst werdend, „es war aber auch eine große Pflichtvergeffenheit von Ihnen. Denken Sie mal, wenn das in Wirklichkeit passiert wäre! Aber — fuhr er fort, ich bin der letzte, der Ihnen jetzt eine große Moralpredigt halten will, ich denke mir, Sie werden es ohnehin schon nicht vergessen. Und,“ meinte er mit einem feinen Lächeln, „Sünder sind wir ja alle. Ich freue mich nur, wenn ich sehe, daß Major Brummbar an der Kolonne vorbeiritt und ängstlich nach Ihnen hinsieht. Er scheint gar nicht daran zu denken, daß der Stabsarzt hinter dem Bataillon reitet.“ Uebermuth verfärbte sich. Daran hatte er auch nicht gedacht.

„Komischer Kauz, unser Major,“ so fing Leutnant Goldmann wieder an, „hat Geld wie Heu, aber geizig, geizig ist er, da ist das Ende von weg. Zum Manöver nimmt er nur 'n paar Bullen Rotwein mit, so'n Stücker dreißig bis vierzig. Kein Rhein, kein Mosel, kein Sekt. Denken Sie sich mal, Fähnrich, kein Sekt, der doch für'n ordentliches Bivak am allernotwendigsten ist. Na, heute wird's im Bivak ein Wortschpaß werden. Ich freue mich schon im voraus darauf. Ach so,“ setzte er sich entschuldigend hinzu, „Sie wissen ja noch gar nicht, was geplant ist!“ Und nun erzählte er dem aufhorchenden Fähnrich, daß die Offiziere des Bataillons zu heute abend, wie üblich im letzten Bivak, zum Glase Glühwein eingeladen worden seien. Heute wollten sie dafür sorgen, daß der geizige Brummer, der wahrscheinlich seinen ganzen Vorrat noch beisammen habe, nichts mit in die Garnison zurückbrächte. „Haha,“ lachte Leutnant Goldmann vergnügt, das Gesicht möchte ich morgen früh sehen, wenn er all die leeren Flaschen sieht.“ — (Schluß folgt.)



Für die Frauenwelt.



— **Parfüms von Königinnen.** Königin Wilhelmine von Holland ist die am wenigsten parfümierte Königin Europas. Sie verwendet weder Parfüms noch andere Toilettemittel. Nach einem warmen Bad (verbunden mit kaltem Brausen), das jeden Morgen sieben Minuten in Anspruch nimmt, läßt sie ihren Körper mit einem halben Liter Eau de Cologne einreiben — und das ist das Geheimnis ihres herrlichen Teints, der überall bewundert wird. — Die Kronprinzessin von Rumänien bevorzugt eine Mischung von drei Parfüms: Rosen, Jasmin, weißer Flieder. Auch sie ist sehr wenig parfümiert. — Die Königin Alexandra von England verwendet ein Parfüm, dessen Mischung seit 1829 Geheimnis der königlichen Familie ist und „Ess-Bouquet“ heißt. — Man vermutet, daß es aus Ambre, Rosen, Veilchen, Jasmin, Lavendel, Myrten und Moos besteht. — Die Kaiserin von Rußland soll jährlich 50 000 Franks für ihre Toilettemittel ausgeben. Sie bevorzugt den Veilchenduft, verwendet aber auch alle anderen Parfüms. Sie läßt täglich ihre Appartements so stark parfümieren, daß es schon vorgekommen sein soll, daß Hofdamen durch den penetranten Geruch in Ohnmacht fielen. — Auch in dem Reich des Mikado ist der Luxus der französischen Parfüms nicht unbekannt. Jährlich werden von den ersten Pariser Firmen Toilettemittel für tausende Franks an den japanischen Hof versandt. Die Kaiserin liebt besonders die starken Parfüms, in denen Rosengeruch vorherrscht.



Nützliches fürs Haus.



— **Reinigung der Straußfedern.** Man bereitet ein leichtes Seifenwasser und läßt es so heiß werden, daß man die Hand nicht mehr darin zu halten vermag. Dann nimmt man es vom Feuer, legt die Straußfedern hinein und läßt sie einige Stunden darin, von Zeit zu Zeit sie sorgfältig in den Händen drückend. Hierauf werden sie in lauem, dann in kaltem Wasser gespült, zwischen Leinentüchern ausgedrückt und dann zum Trocknen ausgebreitet. Wenn sie nur wenig feucht sind, bewegt man sie in der Luft hin und her, bis sie völlig trocken sind. Man kann die Federn auch in Wasser waschen, das aufgelöste Kreide enthält. Zerdrückte Federn wieder herzurichten, genügt es, sie senkrecht ins Wasser zu tauchen, augenblicklich wieder herauszuziehen und sie zum Abtropfen freischwebend aufzuhängen, den Stiel nach oben. Nötigenfalls kann man, wenn die Federn trocken sind, einzelne verschobene Teilchen derselben mit einer Blumenzange wieder in die richtige Lage bringen.

— **Belzwerk zu waschen.** Man kocht gute weiße Hausseife in Wasser und gießt die Brühe durch ein Tuch. In der lauwarmen — ja nicht heißen — Brühe wäscht man weißes Belzwerk ohne Reiben, bloß durch sanftes Drücken und Eintandeln, wiederholt dies einige Male mit frischer Seifenbrühe und zuletzt mit reinem Fluß- oder Regenwasser. Man trocknet es an der Luft, bestreut das Belzwerk mit Puder — Stärkemehl — und kämmt dasselbe so aus. Zuletzt klopf man es mit einem weichen Riemen aus.

— **Baumwolle in leinenen Stoffen zu erkennen.** Ein Stückchen von der zu untersuchenden Probe wird in eine Lösung von Zucker und Kochsalz eingetaucht; wenn es trocken geworden, verbrennt man es langsam. Die echt leinenen Fäden lassen eine graue Asche zurück, während die baumwollenen eine schwarze zum Vorschein bringen.

**Steckpferd-
Lilienmilch-
Seife**

von BERGMANN & Co.
RADEBEUL-DRESDEN

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine weiße, sammetweiche Haut u. zarten, blendend-schönen Teint. à St. 50 Pfg. überall zu haben.

Unsere Bilder.

— Die Villa Bonaparte in Rom. (Bild S. 153.) Die Villa Bonaparte ist nunmehr der Sitz der preussischen Gesandtschaft in Rom. 1816 wurde sie von der Fürstin Camillo Borghese, der Schwester des großen Napoleon, aus dem Besitz italienischer Fürstengeschlechter erworben und verblieb weiter der Familie Bonaparte. Als 1907 die letzte römische Aristokratin aus der Familie Bonaparte starb, wurde sie von der preussischen Regierung angekauft; wo früher das Wappen der Napoleoniden thronte, breitet jetzt der preussische Adler stolz seine Schwingen.

— Zum Brand der Berliner Garnisonkirche. (Bild S. 155.) Die Mitte April durch Brand zerstörte alte Garnisonkirche ist auf den preussischen König Friedrich I. zurückzuführen, der auf derselben Stelle eine Garnisonkirche hatte bauen lassen, die nach 19jährigem Bestehen (1720) bei der Explosion eines nahen Pulverturmes zerstört wurde. Friedrich Wilhelm I. ließ dann eine neue Garnisonkirche erbauen, die 1722 eingeweiht wurde, die den Grundbau der nunmehr abgebrannten Kirche bildete. Kaiser Wilhelm II. hat den alten Bau noch durch Einbau eines Turmes erweitert und nur kurze Zeit nach der Renovierung ist die Kirche nunmehr ein Raub der Klammern geworden. Aus dem großen Schatz von Siegestrophäen sind nur zwei Standarten gerettet worden. Außerdem die Feldherrngruft mit Särgen aus den Zeiten Friedrichs des Großen ist unversehrt.

— Zur Kaiserfahrt nach Korfu. Auf der Reise zur Besichtigung seines Schlosses Achilleion auf Korfu hat der Kaiser in Italien außer andern auch dem Erzbischof Vancina di Brois von Montreal auf Sizilien einen Besuch abgestattet. Unser Bild (Seite 157) zeigt den Kaiser und seinen Gastgeber sowie deren Gefolge in einer anscheinend recht lebhaften Unterhaltung.

Zur Unterhaltung.

Eine „eiserne“ Jungfrau. Mama: Aber Else, wozu nimmst Du denn so viele lange Nadeln in Hut und Kleid? — Elsa: Ja, ich will mit der Stadtbahn fahren und nicht allzusehr gedrückt werden.

— Abgeblüht. Ged: Wirklich, ich träumte Tag und Nacht von Ihnen. — Dame: Darum sehen Sie auch so verchlaffen aus.

— Erschöpfende Auskunft. Dame: Ach, Herr Doktor, Sie sind doch ein Mann, der tief in die Geheimnisse der medizinischen Wissenschaft eingedrungen ist. Was machen Sie, wenn Sie heftigen Schnupfen haben? — Arzt: Ich niese, gnädige Frau!

— Ein Barbar. „Das passendste Instrument für Damen wäre die Flöte.“ — „Wieso denn?“ — „Dazu können sie weder singen noch reden!“

— Der Segen der Kontrolle. Herr (zum Bankier): Nun, wie bewährt sich in Ihrem Geschäft die doppelte Sperre? — Ach, hören's mir auf, jetzt gehen's einfach immer zu zweit durch!

— Ein Enthaltamer. Schulze (zu einem Bauernburschen, der sehr gerne trinkt): Na, Sepp, bist denn heut a mal nüchtern? — Sepp: O ja, sogar schon zum zweiten Mal!

Kreuzstern

MAGGI'S Würze

ist und bleibt
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen
ausdrücklich **MAGGI'S Würze.**

Rätselecke.

Begerbild.



Wo ist der Eseltreiber?

Buchstaben-Rätsel.

In des Altertumes Sagen
Bin mit „o“ ich zu erfroren;
Erste an der Götter Herd!
Wurd gefürchtet und verehrt!
Doch schnell ändert sich der Sinn,
Seht statt „o“ ein „i“ du hin,
Von dem Landmann gern genannt,
Bring den Sommer ich in's Land!

Wechselrätsel.

Eine der Städte bin ich, am Donauströme gelegen;
Ändert ihr Kopf mir und Fuß, werd' ich zum Vogel sogleich.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Nettenrätsel: Amoriter, Terracina, Rajenstüber, Bergamotte, Teneriffa, Fatimeben, Dendermonde, Delameter, Terracotta, Tamariske, Kegelschieben, Benvenuti, Titania.
Rebus: Hast du im Tal ein sich'res Haus, dann wolle nie zu hoch hinaus.



Nr 21.

Sonntag, 24. Mai.

Jahrgang 1908.

Unter falscher Flagge.

Frei nach dem Englischen von Gräfin T. K. S.
(Nachdruck verboten.)

„Sie müssen aber doch zugeben, Mrs. Dalton, daß es hier schöner ist, als in dem öden, alten Priory, sagte Leslie Capel, sich an den Frühstückstisch setzend und ihren Kaffee zurechtmachend.“

„Miß Capel, die schöne, junge Erbin, war erst am vorigen Tage in Seaton angekommen, einem kleinen, freundlichen Dorfe in der Nähe des Meeres. — Ihre Begleiterin und Freundin war Mrs. Dalton, eine ältere, gut aussehende Dame, welche früher Miß Capels Erzieherin gewesen war.“

„Meine Liebe,“ erwiderte diese, „Priory ist wunderschön, jedermann schwärmt davon.“

„Es war vielleicht nett dort, als mein Vater noch ein Knabe war und mit seinen Geschwistern dort Verstecken spielte und umhertobte, aber nur für Sie und mich ist es viel zu groß und feierlich.“

„Sie mögen recht haben. Junge Menschen müssen etwas Leben um sich haben.“

„Ich hätte am liebsten ein Duzend Hunde und eben so viele Kinder hier umhertoben!“ sagte Leslie lachend. „Das wäre lustig, nicht wahr?“

und dann rief sie einen wunderschönen Collie an ihre Seite. „Wir wollen heute morgen einen langen Spaziergang machen — nicht wahr, Pax, alter Junge?“ jubte sie fort und lehnte ihre Wange an den schlanken Kopf des Hundes. „Wir wollen uns tüchtig amüsieren und allerhand Unfug machen!“

„Das bezweifle ich nicht, Liebste,“ meinte Mrs. Dalton lächelnd, „und ich bitte Sie nur, mich zu Hause zu lassen.“

Gleich nach dem Frühstück brach Leslie, von ihrem Hunde begleitet, auf. Sie hatte einen dicken, grauen, Mäster an und

einen kleinen, runden Hut auf dem Kopfe, um dem regnerischen Oktoberwetter trohnen zu können. Leslie Capel war nicht nur ein Liebling des Glückes, sondern auch der Natur. Sie war schön wie eine Lilie, mit dunkelgrauen Augen und aschblondem Haar. Sie war mittelgroß und hatte eine schlanke, graziose Figur. Bis vor zwei Jahren hatte sie mit ihrem Vater in einem behaglichen, aber nicht luxuriösen Haus gelebt, dann wurde Mr. Capel durch den Tod seines ältesten Bruders Besitzer des Familiengutes und Vermögens. Er starb aber noch, bevor er in das Heim seiner Kinderjahre einziehen konnte, und seine Tochter, einsam und ohne Verwandte, zog mit ihrer früheren Erzieherin in das alte Haus und wurde der verwöhnte Liebling der Umgegend.

Leslie fing schon an, sich auf ihrem einsamen Spaziergang zu langweilen, als sie oben auf einem Felsenvorsprung stehend, Pax ganz wütend bellen hörte. Sie pfiß, aber der Hund gehorchte nicht, so kletterte sie hinab auf die tiefer liegende Plattform und faßte den Hund am Halsband. Dann entdeckte sie erst den Grund seiner Aufregung. In einer Art Höhle oder Keller stand ein Mädchen ungefähr in ihrem Alter, ganz erschrocken aussehend. Sie hatte anscheinend geweint, und als sie Leslie erblickte, drückte sie ihre Hand auf die Schläfe, als ob sie ihre Gedanken sammeln wollte. Es schien Leslie, als habe sie noch nie ein so kummervolles Ge-

sicht gesehen, und mit ihrem guten Herzen beschloß sie in Erfahrung zu bringen, ob sie demselben helfen könne.

„Ich hoffe, mein Hund hat Sie nicht erschreckt?“ fragte sie mit jenem entzückenden Lächeln, welches alle Menschen an ihr bewunderten.

„O nein, es überraschte mich nur ein wenig,“ erwiderte das Mädchen, „weil ich hier noch nie jemanden getroffen habe.“

„Es ist eine einsame Stelle. Ich bin auf einem Entdeckungsgang. O, Sie sind sicher krank!“ rief Leslie dann, denn alle Farbe war aus dem Gesicht des Mädchens gewichen



Der Vizepräsident des chinesischen Verkehrsministeriums Du Sshi Wu, der sich zum Studium des deutschen Parlamentarismus in Berlin aufhält.

und hatte einer tödlichen Blässe Platz gemacht. Sie rang nach Atem.

Blötzlich fing sie so heftig an zu husten, daß Miß Capel erschraf. Als der Hustenanfall vorüber war, war das Mädchen so erschöpft, daß Miß Capel sie mit ihren Armen stützen mußte, damit sie nicht fiel.

„Sie sind sehr gütig!“ sagte das Mädchen. „Ich war seit langer Zeit nicht mehr so schwach wie heute.“

„Sie sind krank,“ bemerkte Leslie entschieden. „Es ist sehr schädlich für Sie, in diesem feuchten Wetter draußen zu sein. Ich werde Sie nach Hause bringen.“

„Ich möchte nicht nach Hause gehen,“ erwiderte sie. „Dann gehen Sie mit mir! Sie dürfen nicht mehr draußen sein und ich wohne hier ganz in der Nähe. Kommen Sie mit!“

Das Mädchen widersprach nicht, und als sie wieder etwas zu Atem gekommen war, gingen sie den kürzesten Weg zum Hotel zurück. Unterwegs erfuhr Leslie, daß ihre neue Bekannte Beryl Danvers hieß, daß sie eine Waise war, keine Verwandte hatte und jetzt Kinderfräulein bei den Kindern von Mrs. Piers war, welcher augenblicklich auch in Seaton wohnte.

Mrs. Dalton war aus, als sie im Hotel ankamen; Leslie führte Miß Danvers in ihren Salon, bat sie, in einem Sessel am Kamin Platz zu nehmen und wollte ihr behilflich sein, Hut und Mantel abzulegen.

„Aber ich kann wirklich nicht lange bleiben!“ wehrte das arme Mädchen. „Sie sind ja sehr gütig, aber ich muß um ein Uhr zu Hause sein.“

„Gut. Ich wünschte, Sie erzählten mir etwas von sich — wenn — wenn — nein, ich habe kein Recht, darum zu bitten, denn Sie fühlen sich sicher noch nicht so zu mir hingezogen, als wie ich zu Ihnen.“

„Vielleicht wird es Sie auch gar nicht interessieren,“ antwortete das Mädchen. „Eine Kindergärtnerin ist gewöhnlich keine sehr interessante Gesellschafterin.“

„Ich wüßte nicht, weshalb sie es nicht sein sollte! Ich wäre lieber eine Kindergärtnerin als das, was ich jetzt bin.“ Miß Danvers schüttelte den Kopf.

„Wissen Sie vielleicht eine Dame, die — die —?“

„Ja, was möchten Sie sagen?“

„Ich wollte sagen, die eine Gesellschafterin sucht, aber ich vergaß, daß ich auch eine solche Stelle nicht annehmen kann.“

„Weshalb? Wollen Sie Mrs. Piers verlassen?“

„Ja. Sie sagt, ich sei nicht kräftig genug, um alles das zu tun, was sie vor mir verlangt, auch meinen beständigen Husten kann sie nicht mehr hören. Es ist auch nicht angenehm, mit mir zusammen zu leben.“

„Was sagt denn der Arzt von Ihnen?“

„Er sagt, wenn ich nicht Ruhe, Pflege und gute Nahrung hätte, würde ich die Schwindsucht bekommen.“

„Und doch arbeiten Sie weiter und gehen in diesem nassen Nebel draußen herum? Wie können Sie so unvernünftig sein?“

„Was kann ich daran ändern? Ich habe kein Geld. Wenn ich meine jetzige Stelle verlasse, weiß ich nicht, wo ich hin soll. Ich muß dann auf der Straße hungern sterben.“

„O nein — nein — sagen Sie nicht etwas so Schreckliches! Ich bleibe einige Zeit hier, Sie müssen zu mir kommen.“

Leslie sprach im ernsten Impuls, wie sie immer tat. Sie war ganz gerührt über die traurige Geschichte Miß Danvers und möchte die' er zeigen, daß sie eine Freundin an ihr habe.

„Sie sind sehr gütig,“ sagte das Mädchen traurig. Sie wußte nicht, daß Leslie sehr reich und unabhängig sei, und der Gedanke, die Freundin einer ganz Unbekannten zu werden, schien ihr unmöglich. „Ich habe um eine Stelle als Kindergärtnerin nach London geschrieben, aber ich werde wohl nichts mehr davon hören.“

„Aber Sie sollen doch nicht arbeiten. Sie können es doch nicht aushalten.“

„Das brauchen Sie mir nicht zu sagen,“ erwiderte Miß Danvers seufzend. „Wenn sich mir eine Gelegenheit böte, in Luxus und Wohlleben einige Zeit zu verbringen, würde ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.“

„Wirklich nicht?“ rief Leslie ganz aufgeregt. „Nehmen wir an, es böte Ihnen eine ganz Fremde ein luxuriöses eingerichtetes Heim an, in welchem Sie alles haben könnten, was Sie wollten, würden Sie es annehmen?“

„Ja,“ erwiderte das Mädchen ernst, „ich würde ein solches Anerbieten mit Freuden annehmen. Aber was sprechen wir da für einen Unsinn!“ unterbrach sie sich lachend, „ich muß

jetzt gehen. Es ist schon halb zwölf Uhr, Mrs. Piers wird nicht wissen, wo ich bleibe.“

„Lassen Sie mich jemanden hinschicken und sagen lassen, daß Sie nicht zum Luncheon kämen. Ist möchte gern noch etwas länger mit Ihnen zusammen sein.“

„Ich danke Ihnen, aber ich fürchte, ich darf nicht bleiben. Auch ich würde Sie gern noch mal sehen,“ und sie blickte Leslie fragend an, als sie sich die Hände schüttelten.

„Ich weiß ja ihre Adresse; vielleicht komme ich heute nachmittag um vier Uhr.“

Gerade als Beryl Danvers aus dem Zimmer gehen wollte, kam Mrs. Dalton von ihrem Ausgang zurück und Leslie stellte ihr Miß Danvers vor. Nach einigen fröhlichen Redensarten ging Miß Danvers und Leslie wandte sich mit leuchtenden Augen an ihre alte Freundin.

„Ist sie nicht reizend?“ rief sie. „Ich werde sie bitten, während des Winters zu uns zu kommen.“

„Sie hat ein sehr sympathisches Gesicht. Wer ist sie?“

„Sie ist eine Kindergärtnerin,“ antwortete Leslie und dann erzählte sie ihre Begegnung mit Miß Danvers und deren traurige Geschichte.

Mrs. Dalton hatte das größte Mitgefühl, aber das Mädchen zu adoptieren, schien ihr doch etwas unvernünftig und übereilt. Doch Leslie hatte sich einen Plan gemacht, den sie aber erst später, wenn die Gelegenheit kam, an Mrs. Dalton sagen wollte.

Die Nachricht, daß die schöne und reiche Miß Capel in dem einzügigen Hotel Seaton's wohne, hatte sich schnell verbreitet. Auch Miß Danvers hatte es gehört, und sie fragte sich, ob das Mädchen, welches so freundlich mit ihr gewesen war, nicht Miß Capel sein könne. Ihren Namen hatte sie gar nicht genannt. Würde sie ihr Versprechen halten und zu ihr kommen? Gegen vier Uhr wurde Beryl ganz unruhig und setzte sich an das Fenster. Sie brauchte nicht lange zu warten. Ein eleganter Wagen mit zwei schönen Braunen näherte sich dem Hause und hielt vor der Türe. Ihre neue Freundin stieg aus. Beryl Danvers brühte sich ein wenig hinter die Gardinen und ihre bleichen Wangen färbten sich glühend rot. Diese neue Freundin war so elegant, so schön! Wie war es nur möglich, daß sie eine solche Zuneigung zu der armen Kindergärtnerin gefaßt hatte?

Der Besuch wurde angenommen, aber Beryl nicht gerufen. Eine halbe Stunde verging, dann hörte sie einen leichten Schritt auf dem Korridor, die Türe wurde geöffnet und Leslie Capel trat ein. Mit einem strahlenden Lächeln schlara sie die Arme um Beryls Hals und küßte sie, als wenn sie schon alte Freunde wären.

„So!“ rief sie. „Wie freue ich mich, daß nun alles abgemacht ist! Beryl — ich muß Sie Beryl nennen — ich habe einen Plan, den ich Ihnen jetzt mitteilen muß, aber Sie müssen versprechen, mit allem einverstanden zu sein, was ich Ihnen vorschlage. Nun legen Sie sich, Sie sind ja so bleich wie ein Geiß! Mrs. Piers warnte mich, Sie nicht zu erschrecken, das habe ich ganz vergessen!“

„Es geht mir ganz gut. Lassen Sie mich Ihren Plan wissen.“

„Nun, Mrs. Piers sagte mir, daß Sie eine Antwort von der Dame bekommen hätten.“

„Ja, hier ist sie,“ und Beryl reichte Miß Capel einen Brief.

Der Brief war sehr kurz und Mrs. Stanley bat nur, daß Miß Danvers sich bald selbst vorstellen möge.

„Und was beabsichtigen Sie zu tun?“ fragte Leslie.

„Nun, sobald wir nach London kommen, werde ich zu Mrs. Stanley gehen,“ antwortete Beryl. „Mrs. Piers will mich am Dienstag mitnehmen. Aber wenn Mrs. Stanley sieht, wie schlecht ich aussehe, und wenn Sie meinen Kirchhofhusten hört, wird sie mich nicht als Kindergärtnerin nehmen.“

„Nun, wenn Sie meinen Plan annehmen, brauchen Sie nicht nach London zu gehen. Dann können Sie sich den ganzen Winter ausruhen und tun, was Sie wollen. Sind Sie damit einverstanden?“

„O ja, ja!“ rief das Mädchen freudig — „Alles tue ich, um Ruhe zu haben!“

„Ich möchte nämlich, daß wir beide die Rollen tauschen,“ sagte Leslie. „Sie sollen Miß Capel of The Priory sein und dort als unumschränkte Herrin mit Mrs. Dalton leben, während ich die Stelle als Kindergärtnerin bei Mrs. Stanley's Kindern annehme. Lassen Sie uns das mal für einige Monate versuchen und sehen, wie es uns gefällt.“

Beryl Danvers Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, zitternd vor Erregung blickte sie Leslie sprachlos an — war das

Mädchen eine gütige Fee, ein Engel, oder nur ein menschliches Wesen? Sie konnte kein Wort hervorbringen, tränenbes Auges reichte sie Leslie in stummer Dankbarkeit die Hände, und auch in Leslie's Augen schimmerte es feucht.

„Sie versprechen es mir also?“ sagte sie, Beryl's Hände brügend. „Sie werden Ihr Wort nicht brechen?“

„O, Miß Capel, Sie sind zu gut für mich. Was bin ich Ihnen denn?“

„Eine Freundin, aber ich hoffe, eine treue. Und, bitte, nennen Sie mich nicht Miß Capel. Mein Name ist Leslie.“

Es wurde also so abgemacht, Leslie wollte am folgenden Tage nach London gehen, um sich bei Mrs. Stanley vorzustellen, und von dem Augenblick an wurde sie Miß Danvers und Beryl Danvers war Leslie Capel.

Leslie war jetzt schon zwei Monate Kindergärtnerin bei Mrs. Stanley's zwei kleinen Knaben und fand das Los einer Kindergärtnerin durchaus nicht hart. Mrs. Stanley war immer sehr freundlich mit ihr und zog ihre Gesellschaft der ihrer eigentlichen Gesellschafterin Miß Nelson vor. Hugh und Charley, ihre beiden kleinen Schutzbefohlenen, machten ihr auch keine Mühe. Sie liebten Leslie sehr und gehorchten ihr auf den leisesten Wink.

„Meine Stiefföhne kommen heute zurück,“ verkündigte Mrs. Stanley eines Morgens, während sie Leslie's Gesicht neugierig beobachtete.

Leslie zeigte keinerlei Ueberraschung, obschon sie bis jetzt noch nicht gehört hatte, daß Mrs. Stanley Stiefföhne hatte.

„Ja? Erwarten Sie sie schon bald?“

„Sie werden wohl zum Diner hier sein. Sie kommen von Oxford,“ erzählte Mrs. Stanley. „Claude, der ältere, ist Hauptmann bei der Garde. Er war einige Tage in Oxford und kommt nun mit Jack, der dort studiert, zusammen hierher.“

Leslie unterdrückte ein Gähnen. Die beiden jungen Herren interessierten sie wenig; sie würde diese wahrscheinlich genau so wenig sehen wie den Hausherrn, der auch nur zu den Mahlzeiten erschien.

Mr. Claude und Jack kamen im Laufe des Nachmittags an. Leslie begegnete ihnen zufällig unten im Hausflur. Claude blickte sie ganz erstaunt an, sagte aber nichts, während Jack sich gleich für sie interessierte.

„Donnerwetter, was für ein hübsches Mädchen! Wer mag das sein?“ rief er. „Sicher wieder eine neue Favoritin der mater. — Ah, wie geht es Ihnen, Miß Nelson?“ — als diese Dame aus Mrs. Stanley's Boudoir kam. „Können Sie mir sagen, wer die reizende junge Dame ist, welche jetzt bei Mrs. Stanley zu Besuch ist?“

„Sie werden wohl Miß Danvers meinen, die Kindergärtnerin der beiden kleinen Knaben,“ erwiderte Miß Nelson, welche sehr eifersüchtig auf Leslie war und sich ärgerte, daß man diese so bewunderte.

„O, die Kindergärtnerin! Was für eine Acquisition!“ — und Jack Stanley sagte nichts mehr über sie.

Sein Bruder fragte später Mrs. Stanley nach ihr. „Du hast also eine Kindergärtnerin für Hugh und Charley genommen?“ fragte er gleichgültig und lehnte sich an den Kamin.

„Ja, sie ist jetzt zwei Monate hier. Ich mag sie sehr gern, wenn sie auch eigentlich noch ein wenig jung für die Stelle ist.“

„Und zu hübsch, das schien mir wenigstens so, als ich sie vorhin mit einem Blick sah.“

„Sie ist außergewöhnlich hübsch und hat ein sehr sympathisches Wesen. Aber Du und Jack seid doch keine Schuljungen mehr, die sich in jedes hübsche Gesicht verlieben.“

„Nein, so leicht nicht,“ erwiderte Mr. Stanley lachend, „namentlich wenn es eine Kindergärtnerin ist.“

Hauptmann Stanley war ungefähr 26 Jahre alt. Er war groß und würde hübsch zu nennen gewesen sein, wenn nicht ein so hochmütiger Zug in seinem Gesicht gewesen wäre, der geradezu abschreckend wirkte. Jack war zwei Jahre jünger wie er — ein hübscher, junger Mensch, welcher sich für ganz unwiderstehlich hielt, und nicht eine halbe Stunde mit einem hübschen Mädchen sprechen konnte, ohne zu versuchen, ihr die Cour zu machen. — Diese beiden Brüder, so grundverschieden ihre Charaktere auch waren, harmonierten doch in einem Punkt, nämlich, daß kein Mädchen gut genug für sie war zum heiraten.

„Wir wollen mal sehen, was sie nach acht Tagen von Miß Danvers denken werden,“ dachte Mrs. Stanley. „Ich werde sie natürlich heute zum Diner einladen.“

Aber Leslie schützte Kopfschmerzen vor und bat ihm Schulzimmer bleiben zu dürfen.

Als Jack hinunter ging zum Diner, konnte er der Neugierde nicht widerstehen, einen Blick in das Schulzimmer zu werfen. „Eine Vorstellung ist nicht notwendig,“ dachte er, „es ist ja nur eine Kindergärtnerin.“

Leise öffnete er die Thür und blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, dann da das Zimmer nur durch den Schein des Kamins erhellt war, konnte er im ersten Augenblick nichts unterscheiden; er hörte nur eine sanfte, halbblaute Mädchenstimme.

„Nun, Jack war gerade in das Zimmer gekommen,“ hörte er das Mädchen sagen und der junge Mann, dessen Augen sich jetzt an das Dunkel gewöhnt hatten, konnte die kleine Gruppe am Kamin unterscheiden.

Leslie saß in einem großen Sessel, Charley kniete neben ihr, seine Ellbogen auf ihre Knie stützend und Hugh saß auf ihrem Schoße. Beide Kinder blickten sie unverwandt an, augenscheinlich erzählte sie ihnen eine Geschichte. Ein leichtes Geräusch in der Richtung nach der Thüre ließ Leslie aufblicken und ihre Erzählung unterbrechen.

„Da ist jemand an der Thüre, Charley,“ sagte sie, „geh hin und sieh, wer es ist.“

Charley sprang auf, aber Jack war schon näher getreten.

„Bitte, lassen Sie sich nicht in Ihrer Erzählung stören, sie interessiert mich wirklich schon,“ sagte er. „Es tut mir leid, daß ich ein Geräusch machte.“

„Ich, es ist Jack!“ riefen Charley und Hugh wie aus einem Munde.

„Ich glaubte, Ihr hättet es gewußt,“ erwiderte Jack. „Sprachen Sie nicht gerade von mir, Miß Danvers?“

„O nein!“ erwiderte Leslie, ironisch lächelnd, „der Held meiner Geschichte war Jack, der Riesen-Töter!“

„Bitte, weiter, Miß Danvers!“ bat Hugh bringend.

„Ja, fahren Sie bitte fort!“ sagte auch Jack Stanley, der eine Gelegenheit wünschte, um Leslie's Gesicht beobachten zu können.

„Wo war ich denn?“ fragte Leslie.

„Jack war gerade in das Zimmer gekommen im Schloß,“ erinnerte Charley.

„Richtig,“ sagte Jack. „Dies ist das Zimmer, Charley, ich kam gerade zur rechten Zeit! Was kommt nun, Miß Danvers?“

„Er ging durch das Zimmer,“ begann Leslie, einen andern Schluß für ihre Erzählung erfindend, und kokette über die Beine des Riesen, welcher vor dem Feuer lag und schlief. Der Riese erwachte, sprang auf, und als er Jack vor Angst zitternd dastehen sah, fragte er ihn, was er in seinem Haus wollte. Anstatt zu antworten, blickte Jack ganz verzweifelt umher, um einen Ausweg aus dem Zimmer zu finden.

„Wissen Sie nicht, daß es sich durchaus nicht schickt, ohne Aufforderung in anderer Leute Zimmer zu kommen?“ fragte der Riese. Jack antwortete wieder nicht, seine Zähne klapperten vor Furcht. Aber der Riese war sehr gutmütig. „Aber vielleicht bringen sie euch in der Schule keine Manieren bei, kleiner Junge?“ fragte er. „Verzeihung, Sir, ich gehe nicht in die Schule,“ stotterte Jack und fing an zu weinen. „Ne eher Sie gehen, je besser ist es für Sie,“ bemerkte der Riese, und sich zu seiner ganzen Größe aufrichtend, faßte er Jack mit ein paar Fingern, wie ihr vielleicht eine Kasse anfaßt, und das Fenster öffnend, setzte er Jack hinunter in den Garten! — So — meint ihr nicht auch, daß das eine gerechte Strafe für seine Frechheit war?“

Leslie sprach mit den kleinen Knaben, aber Jack Stanley merkte doch, daß das Ende der Geschichte wegen seiner beschleunigt war und das ärgerte ihn. Als Leslie aufgehört hatte, zu erzählen, herrschte erst Schweigen, dann bemerkte Hugh nachdenklich:

„Jetzt gibt es doch keine Riesen mehr, die unsern Jack auch mal aus dem Fenster sehen, nicht wahr?“

„Wenn Sie mit Hugh und Charley spielen wollten, so sind Sie etwas zu spät gekommen, Mr. Stanley,“ sagte Leslie, „denn sie müssen gleich zu Bett gehen.“

„Kann ich denn morgen wiederkommen?“ fragte er ganz gefügig.

„Sie werden sich sicher sehr freuen, wenn Sie kommen und mit Ihnen spielen,“ lautete Leslie's Antwort.

„Ich weiß nicht, was ich von ihr halten soll,“ dachte Jack Stanley, als er die Treppe hinunterging, „sie ist so ganz anders, als ich es erwartet hatte. Sie hat ein reizendes Gesichtchen und kann einen ansehen, daß es einem durch und durch geht. Ich glaube, sie fand es sehr unverschämt von mir, daß ich so ohne weiteres in das Zimmer kam; beinahe wollte ich, ich hätte es nicht getan.“

Am folgenden Abend wurde Leslie wieder von Mrs. Stanley aufgefordert, zum Diner zu kommen. Leslie fürchtete, unhöflich zu erscheinen, wenn sie nochmals ablehnte, deshalb nahm sie die Einladung an und ging in ihrer einfachsten schwarzen Dinertoilette hinunter. Schwarz stand ihr ausgezeichnet, und als sie unbewußt, über etwas lächelnd, in den Salon trat, blickte Kapitän Stanley, welcher allein im Zimmer war, sie voller Bewunderung an. Sein Bruder hatte ihm schon von ihrer Schönheit vorgeschwärmt und es ihm verwiesen, wenn er so wegwerfend von der „Kindergärtnerin“ sprach. Als sie nun auf ihn zu kam, ihre langen Handschuhe zuknöpfend, und anscheinend seine Anwesenheit nicht bemerkend, schien es ihm beinahe selbst ein Unrecht, daß er oft so verächtlich von ihr gesprochen hatte. Er stand mit dem Rücken zum Feuer, und als Leslie aufblickte und ihn ansah, verneigte er sich leicht.

„Miß Danvers, nicht wahr?“ fragte er ernst.

„Ja,“ erwiderte Leslie, „und Sie sind —“

„Ich bin Claude Stanley.“

„Ah, Mrs. Stanleys ältester Sohn! Ich hatte Sie zuerst nicht bemerkt, denn ich bin gewöhnlich die erste im Zimmer!“

mir ein Geheimnis aufklären,“ sagte er, nachdem er seinen Namen, Mr. Cast, genannt hatte. „Während des Diners freute ich mich endlich einmal Miß Capel wiederzusehen, und nun höre ich, daß Sie es gar nicht sind!“

„Ich kenne Miß Capel zufällig sehr gut,“ antwortete Leslie lachend, „und ich hörte öfter, daß wir uns ähnlich sehen sollten.“

„Die Ähnlichkeit ist ganz auffallend,“ sagte Mr. Cast, „ich traf Miß Capel nur einmal, aber ich war überzeugt, sie immer wieder zu erkennen.“

Leslie merkte, daß er ihr nur halb glaubte und fing deshalb ein anderes Thema an über gleichgültige Dinge, aber sie mußte sich doch Mühe geben, sich nicht durch ein Wort oder ein Zeichen zu verraten.“

Nach einiger Zeit sollte musiziert werden, und da eine junge Dame sich bereit erklärt hatte zu singen, bat Mrs. Stanley Leslie, dieselbe zu begleiten. Leslie erhob sich und ging zum Klavier. Der hübsche, dunkle Herr, welcher ihr Nachbar beim Diner gewesen war, sprang auf und eilte herbei, es ihr zu öffnen.

Mr. Stanley, welcher daneben saß, blickte ihn ganz erstaunt



Prinz Citel Friedrich reitet an der Spitze der Leibkompanie des Ersten Garderegiments zu Fuß in seine Potsdamer Garnison ein.

Ihre sanften, dunkeln Augen übten einen ganz besonderen Zauber auf Mrs. Stanley aus und er befand sich bald in einer so höflichen, angeregten Unterhaltung mit ihr, wie er sie nur ganz wenig Frauen zuteil werden ließ, die er seiner Beachtung für würdig hielt. Er wurde von Mrs. Stanley unterbrochen, und als er merkte, daß diese Leslie ganz als Freundin behandelte, überfiel ihn wieder sein alter Hochmut, und er ärgerte sich, daß seine Mutter so freundschaftlich mit einer Untergebenen sprach.

Leslie wurde von einem jungen unbedeutenden Leutnant zum Diner geführt, und da sie dieser nicht interessierte, hatte sie Zeit, die übrigen Gäste zu beobachten. Auf ihrer andern Seite sah ein schlanker, dunkler und hübscher, junger Mensch, der, wie sie hörte, auch im Hause wohnte. Ihr Gegenüber war ein Herr, dessen Gesicht sie zu kennen glaubte. Auch er ließ öfter seine Blicke fragend auf ihr ruhen. Sie hatte ihn einmal im vergangenen Frühjahr bei einem Nachmittagssteetreffen getroffen, entsann sich aber dessen nicht mehr.

Als er später zu den Damen in den Salon kam, ergriff er gleich die Gelegenheit, sich ihr zu nähern. „Sie müssen

an. Er hatte es nicht für nötig erachtet, der „Kindergärtnerin“ diese Höflichkeit zu bezeigen und ärgerte sich, daß Mr. Graham Dyan so diensteifrig war.

Als der Gesang beendet war, kam Mrs. Stanley zu Leslie, und nachdem sie ihr gedankt hatte, sagte sie:

„Würden Sie jetzt wohl Mr. Dyan's Violinpiel begleiten. Miß Danvers?“ Und ohne Leslies Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Erlauben Sie mir, Sie miteinander bekannt zu machen, — Mr. Dyan — Miß Danvers.“

Leslie blickte ihn einen Augenblick an. Er hatte ein hübsches Gesicht mit schönen, dunkeln Augen, aber in seinen Zügen lag der Ausdruck eines eisernen Willens. Leslie fühlte sich unbewußt zu Mr. Dyan hingezogen.

„Ich möchte Sie nicht belästigen, Miß Danvers,“ sagte er. „Es ist eine Zumutung, daß man Sie bittet, etwas zu begleiten, was Sie noch nie gespielt haben.“

„Die Schwierigkeit wird sich wohl noch überwinden lassen,“ erwiderte Leslie freundlich und nahm die Noten. Sie wählte ein Stück, welches sie schon kannte und was auch zufällig eines seiner Lieblingsstücke war. (Schluß folgt.)



Der russische General Linewitsch, der Oberbefehlshaber der Mandchureitruppen im Russisch-Japanischen Kriege, starb im Alter von 69 Jahren.



Sir Henry Campbell-Bannerman, der kürzlich zurückgetretene englische Premierminister, starb im Alter von 71 Jahren.

Fährlich Uebermuth.

Militärhumoreske von Johann Tenge (Düsseldorf).
(Schluß.) (Nachdruck verboten)

Die Offiziere des Bataillons waren am Abend sehr vergnügt. An zwei Feldtischen, die mit weißen Leinen bedeckt waren, saßen die tapfern Krieger. An einem Bindfaden baumelten im Eingange des Zeltes zwei Sturmlaternen, die mit ihrem milden Scheine wenigstens soviel leuchteten, daß jeder sehen konnte, ob er ausgetrunken hatte. Und das war am heutigen Abend die Hauptsache, denn es galt, in der Weinkiste des Majors Brummer eine möglichst große Bresche zu schlagen. Major Brummer war im allgemeinen ein mäßiger Trinker, aber heute abend mußte er schon, der Oberleutnant von Brauneberger trant ihm häufig in liebenswürdiger Weise zu, und da mußte er mitziehen. Die Stimmung wurde immer febler. Leutnant Goldmann hatte das Amt des „Giftnüchters“ übernommen. Er stand am Bivakfeuer und rührte mit Eifer in dem großen Topf, in welchem der Glühwein zusammengebraut wurde. Seine Augen leuchteten, und wenn er sich bückte, und der Feuerschein über sein Gesicht huschte, sah er wie mit Goldbronze überzogen aus. Ein aromatischer

Duft entstieg dem Kessel.

„Um,“ machte der Bursche des Major Brummer.

Leutnant Goldmann sah auf. „Wollen Sie ein Glas haben?“ fragte er dann.

„Jawohl, Herr Leutnant!“

„Kommen Sie her!“

Das brauchte Leutnant Goldmann nicht zu wiederholen. Im Augenblick stand der Bursche schon mit dem Kochgeschirrdeckel da.

„Holen Sie meinen Wilhelm auch mal her!“

Wilhelm brachte gleich den Kochge-

schirrdeckel mit, wahrscheinlich hatte ihm der Bursche vom Major schon instruiert. Im Hintergrunde schlichen noch ein paar dunkle Gestalten umher.

„Wer sind denn die?“ fragte Goldmann.

„Bekannte, Herr Leutnant,“ sagten beide, wie aus einem Munde.

„Denen habt ihr wohl heimlich Bescheid gesagt?“

„Nein, Herr Leutnant!“ beteuerten beide und stießen sich heimlich an.

„Na, ruft sie 'mal leise heran!“ Goldmann hatte eingesehen, daß seine Kameraden den ganzen Vorrat nicht zwingen würden, und alle werden mußte er, so oder so. Und er wurde alle. Einer nach dem andern der Herren Offiziere hatte sich gedrückt, bis schließlich Major Brummer noch allein an seinem Tische saß. Das war für ihn eine zu schwere Sitzung gewesen. Der Bursche hatte Laßt, ihn in den Jägerischen Schlackad hineinzukriegen. Vorsorglich knöpfte er ihn bis zum Halse zu, dann begab er sich auch zur Ruhe und schlief bald so fest wie ein Murmeltier.

Es war auch Zeit zum Aufhören gewesen, denn das Wetter schlug um, und es dauerte nicht lange, bis es anfang ganz fein zu regnen. Es hörte sich unter den Zelten an, als wenn

leise getrommelt würde. Major Brummer und sein Bursche hörten hiervon selbstverständlich nichts; das machte der Glühwein. Eine Stunde mochte vergangen sein, der Regen hatte sich verstärkt, so daß die Feuerwachen an den vielen Bivakfeuern ringsumher kaum in der Lage waren, den Kaffee für ihre Kameraden zu kochen. Fortwährend zischte es in der Glut. Der plötzlich wehende, kühle Wind ließ das Wetter noch ungemüthlicher erscheinen, weshalb sich auch



Zu dem Besuch französischer Studenten in Berlin: Die Studenten vor der Universität.

die Brandwachen an den Feuern noch fester in ihre drei Mäntel hüllten. Ein Glück nur, daß das Manöver zu Ende war.

Da schlich eine dunkle Gestalt heran. In der Nähe des Zeltes des Majors Brummer blieb sie stehen und lauschte. Nichts regte sich. Den Manteltragen hatte der Betreffende hochgeschlagen und die Kapuze über die Ohren gezogen, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Wer mochte es wohl sein? Der in der Nähe stehende Baum rief ächzend seine Aeste aneinander, und in der Ferne bellte plötzlich ein Hofhund, dem bald noch mehrere nachkämpften. Was mochte der unheimliche Mensch bei dem Zelt des Majors vorhaben? Sicher nichts Gutes, sonst hätte er das blinkende Beil nicht mitzubringen brauchen. Jetzt bückte er sich und riß einen Zeltstod aus dem lockeren Erdreich, wodurch eine Oeffnung entstand, durch die er in das Zelt hineingreifen konnte. Als er das Stroh beseitigt hatte, kam das Köpfchen des Schlafjackets vom Major Brummer zum Vorschein. Man hörte an dem Schnarchen, daß er fest schlief. Schnell schaute der unheimliche Mensch an den Füßen an und zog den anscheinend leblosen Körper vorsichtig durch die Oeffnung. Major Brummer merkte nichts, da der Lehm Boden durch den Regen sehr schlüpfrig geworden war. Solange zog der Mensch, bis daß der große Brummer draußen lag. Daraufhin machte der Unheimliche das Zelt wieder in Ordnung, ergriff schnell sein blinkendes Beil und — verschwand im Dunkel der Nacht.

Der Regen verstärkte sich, trotzdem regte sich Major Brummer, der auf dem Rücken lag, nicht. Sein Schlaffack ließ keinen Regen durch, aber ins Gesicht rieselte es ihm unaufhörlich, sodaß der lange, buschige Schnurrbart jeden Halt verlor und zu beiden Seiten schlaff herabhing, mit den Spitzen bald den Boden berührend. Major Brummer stellte einen Augenblick das Schnarchen ein und drehte den Kopf etwas zur Seite. Da floß ihm der Regen ins Ohr. Wieder drehte er den Kopf. Lange kämpfte der läbliche Regen gegen den Glühwein an, endlich hatte er ihn besiegt; Major Brummer schlug die Augen auf. Wo befand er sich denn eigentlich? Ueber ihn zogen schwarze Wolken hin, die der läbliche Wind vor sich hertrieb. Das Wetter klärte sich anscheinend auf. Jetzt wurde es auf einmal wieder etwas heller. Der Mann im Monde blickte plötzlich durch ein Zickzack von dunklen Wolkengebilden hindurch und lächelte anscheinend ganz vergnügt, als er den Major Brummer in seiner hilflosen Lage sah, der immer noch nachgrübelte, wie er anstatt im Zelt auf dem trockenen Stroh zu liegen, hier draußen auf den nassen Lehm Boden hingelassen war. Er mochte nachdenken, wie er wollte, des Rätsels Lösung konnte er nicht finden. Eines war sicher, der Bursche hatte wieder getrunken und nicht aufgepaßt. Dieser verfluchte Kerl. Wäre er nur dem Räte seiner Frau gefolgt und hätte sich noch vor dem Manöver einen andern Burschen ausgesucht. Der Peter hatte seine Gedanken doch schon mehr zu Hause, als bei seinem Major. Er versuchte jetzt krampfhaft, eine der Hände aus dem Schlaffack herauszuziehen, aber nein, es ging nicht. Was nun? Er konnte doch nicht bis zum Morgen so liegen bleiben, damit er zum Gespött des Bataillons wurde. Im Geiste sah er schon die verschmitzten Gesichter. Aber nicht allein in seinem Bataillon, auch im Regiment, nein, in der ganzen deutschen Armee würde man sicher von ihm reden. Brummer fluchte innerlich und machte nochmals den Versuch, die Schultern frei zu bekommen. Jetzt fiel ihm plötzlich ein, daß er dem Herrn Regimentskommandeur auch noch die Pflichtvergessenheit des Fähnrichs Uebelmann, oder wie der Kerl hieß, zu melden hatte. Teufel noch mal! Innerlich gelobte er sich wütend, daß der Fähnrich vors Kriegsgericht kommen sollte. Das Pferd hatte ihn sicher nicht so fest getreten — da fiel ihm ein, daß er den Fuß mal durch den Stabsarzt hätte untersuchen lassen können. Es wurde ihm immer mehr zur Gewißheit, der junge Mann verstellte sich. Aber warte nur. Morgen sollte das Unheil über des Sünders Haupt kommen. Unglaublich, auf Feldwache zu schlafen! Beinahe hätte er bei diesen unerquicklichen Gedanken seine eigene hilflose Lage vergessen. Das hatte er nun davon, daß er ein Zelt für sich haben mußte. Aber die „Herren“ waren ja alle so zart, daß sie nicht mal sein bißchen Schnarchen vertragen konnten. Die sollten's auch büßen, gelobte er sich ingrimmig. Ueberhaupt das ganze Bataillon woltte hochnehmen, daß sie den Himmel für 'n Dudelsack anhaben. „Himmelschodschwerebrett!“ brummte er auf einmal zornig los, „büßen sollen sie's alle, ja allemale. Eine Schande war's, daß ihr Bataillonskommandeur in dem Hundewetter draußen

auf dem Ackerfeld liegen mußte, während das ganze Bataillon sich behaglich im trockenen Stroh herumdrückte. Na, wartet nur! Wenn er den Kopf zur Seite drehte, konnte er eben die dunklen Umrisse der nächsten Zelte sehen. Alle sollten es ihm büßen. Aber das innerliche Räsonnieren nützte nichts. Wenn nur der verfluchte Kerl von Bursche zur Hand gewesen wäre. Vor dem brauchte er sich wenigstens nicht zu genieren. „Peter!“ rief er mit gedämpfter Stimme. Nichts regte sich. Der Kerl hatte sicher auch zu viel Glühwein getrunken. Der verfluchte Glühwein! Ihm sollten die Herren des Bataillons noch mal kommen. Eine Einladung gab's im nächsten Jahre nicht. „Da können sie lange drauf warten,“ knurrte er ingrimmig und drehte wütend den Kopf zur Seite. Da — er zuckte zusammen. Eine dunkle Gestalt bewegte sich in geringer Entfernung. Angestrengt versuchte der Major etwas deutlicher zu sehen. „Ob er den Menschen anrufen sollte?“ Einen Augenblick überlegte er: „Sie da!“ rief er leise. Eigentümlich, der Kerl hörte sofort und kam heran. Was mochte der Mensch hier herumhüpfen? Als er die blanken Knöpfe blipen sah, atmete er auf. Ein Soldat war es. Es hätte auch gerade so gut ein Wegelagerer, ein Häuber sein können. „Hierher!“ befahl Major Brummer, als der Näherkommende sich suchend umsah. „Von welchem Bataillon sind Sie?“ fragte er den vor ihm Stehenden barsch.

„Vom zweiten Bataillon!“ antwortete der Gefragte.

„Gm.“ Also von seinem Bataillon. „Wie heißen Sie?“

„Fähnrich Uebermuth, Herr Major!“

Bei Nennung des Namens fiel dem Major Brummer die Meldung an's Regiment wieder ein. Er vergaß hierüber momentan seine Lage. „Morgen werde ich Ihren Fuß untersuchen lassen und dann geht's vor's Kriegsgericht!“ knurrte er grimmig den zusammenzuckenden Fähnrich an.

Das durfte auf keinen Fall kommen. Fähnrich Uebermuth sagte sich sofort, daß jetzt der geeigneteste Moment war, dies zu verhindern.

„Unglaublich,“ brummte der Major weiter, „auf Feldwache zu schlafen. Das kostet Ihnen den Kragen, Herr Fähnrich Uebelmann!“

„Herr Major, ich bitte gehorsamst um Verzeihung, es wird nicht wieder vorkommen!“

Major Brummer achtete anscheinend gar nicht auf die Worte des zitternden Fähnrichs. „Was stehen Sie denn da und gaffen mich an?! Wissen Sie nicht, was Sie jetzt zu tun haben?! Sie soll der Teufel holen, Herr, wenn ich nicht in einer Minute im Zelte liege!“

Wie der Blitz sprang Uebermuth zu der Stelle hin, an der Major Brummer just herausgezogen worden war. Eine Sekunde war noch nicht herum, da hatte Uebermuth schon den Zeltstod herausgerissen und das Zelttuch hochgeklappt. Dann faßte er seinen schweren Bataillonskommandeur an die Schultern und hob den Oberkörper an. Es mochte nun sein, daß er nicht ordentlich zugefaßt hatte, der schwere Körper rutschte ihm aus den Händen und bums — Major Brummer machte etwas sehr unansehnlich wieder Bekanntschaft mit den Ackerjocheln. „Sind Sie verrückt geworden, mein Herr!“ knurrte Brummer und schüttelte den Kopf; der nasse Lehm war ihm beim Aufklappen des Oberkörpers ins Gesicht gespritzt. Es ging aber. Fähnrich Uebermuth schüttelte das Stroh zurecht und bettete seinen Kommandeur vorsorglich darauf. „Na, sind Sie endlich fertig?“ brummte der Major wieder in seinem gewöhnlichen Daß. Er konnte die Herummerrerei nicht vertragen.

„Zu Befehl, Herr Major.“ antwortete Uebermuth und stellte sich trotz der Dunkelheit stramm hin. Das Herz klopfte ihm ganz gewaltig. Eine kleine Pause entstand.

„Mein Wort wird mir morgen verloren.“ unterbrach Major Brummer das Schweigen. „Verstanden!“

Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen,

samtetweichem Haut, eines reinen, blendend schönen Teints, sowie gegen Sommersprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife.

Vorrätig à Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

„Zu Befehl, Herr Major!“
 „Nun machen Sie, daß Sie fortkommen!“
 „Zu Befehl, Herr Major!“
 „Galt!“ Uebermuth machte wieder lehrte. „Wenn ich Sie nochmals des Nachts herum schleichen sehe, dann sperre ich Sie drei Tage ein! Merken Sie sich das!“
 „Zu Befehl, Herr Major!“
 „Ab!“ knurrte Brummer. Fährlich Uebermuth verschwand eiligst.

Wie es bekannt geworden ist, weiß man nicht, Major Brummer hat selbstverständlich nichts davon gesagt. Fährlich Uebermuth hatte für dieses Mal Glück gehabt, aber er gelobte sich hoch und heilig, am Tage vor einem Biwad nicht mehr zu schwimmeln. Man konnte nicht wissen, ob's nicht wieder hieß: „Feldwache übernehmen!“ Dr! Das mochte er nicht noch einmal erleben.

Nach dem Manöver bezog Fährlich Uebermuth die Kriegsschule und ist heute ein tüchtiger Offizier, der wegen seines Pflichteifers und seiner Zuverlässigkeit sehr geschätzt und geachtet wird.



Für die Frauenwelt.



Das Spielzeug der Kinder.

Elternliebe weiß oft nicht, was sie tun soll, um die Kinder, ihr Teuerstes, so recht zu erfreuen. Dann greift sie zuweilen nach dem, was den Lieblingen gerade an Leib und Seele schädlich ist. Dies zeigt sich in den Geschenken, besonders in der Fülle des Spielzeuges, womit wohlhabendere Eltern ihre Kinder überhäufen. Welch' reiche Fülle solcher Gaben findet sich nicht zur Weihnachtszeit auf den Tischen! Doch verdient diese Tatsache wohl reifliche Betrachtung; denn wo es sich um die Erziehung der Jugend handelt, da ist nichts so klein und unbedeutend, um es außer acht lassen zu dürfen. Wie die Erfahrung lehrt, sind die ersten Eindrücke die bleibendsten, die unvergänglichsten. Darum muß, vom Spielzeug angefangen, alles sorgfältig vermieden werden, was dem kindlichen Geiste eine verderbliche Richtung geben könnte.

Es ist unzweckmäßig, die Kinder mit vielerlei Spielzeug zu versehen, da das „Vielerei“ an sich gegen die Natur des Kindes ist. Dieses haucht nämlich vermöge seiner äußerst lebhaften und starken Einbildungskraft allem in der Natur Leben ein, oder überträgt sein eigenes Leben auf die Gegenstände der Natur. Deshalb findet es auch überall Spielzeug und leidet nicht leicht Mangel daran. Ein Stückchen Holz wird ihm zur Puppe, es baut Häuser, gräbt Wasserleitungen und Teiche, setzt aus verschiedenen Gegenständen, aus Steinen und Stöcken mannigfache Figuren zusammen und kann sich so stundenlang beschäftigen und unterhalten. Das Kind ist viel reicher als wir Erwachsenen. Die Vögel, die Schmetterlinge, die Blumen reden mit ihm, und es redet mit ihnen. Alles regt seine Tätigkeit an. Wozu also das Kind noch mit einer Masse von Spielsachen überbürden, wenn ihm der Aufenthalt in der Natur schon eine solche Fülle darbietet? Durch die Masse von Spielgerät, womit man das Kind beschenkt, können bei demselben nur üble Gewohnheiten hervorgerufen oder befördert werden.

Durch vielerlei Spielzeug gewöhnt sich das Kind gar leicht an Unordnung. Sein Geist ist noch zu schwach und beschränkt, um sich in die Menge finden und Regel in die Masse von Gegenständen bringen zu können. Es wird daher alles bunt durch- und übereinander geworfen, und das Kind lernt nie Freude an der Ordnung, wohl aber bald Vergnügen an der Unordnung finden. Und daß das unordentliche Wesen nur zu leicht aus dem Kindesalter mit in das spätere Leben übergeht und seine verderblichen Folgen dann erst recht äußert, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Die große Menge des Spielzeuges reizt auch das Kind zur Zerstörungssucht und Verschwendung. Denn wo viel ist, da wird das Einzelne, das Geringere weniger geachtet. Wird auch etwas zerstört und verdorben oder verloren, so macht das dem Kinde kein Bedenken, es fühlt deswegen kein Bedauern. Warum sollte es sich denn auch dieserhalb betrüben? Fehlen einige Spielsachen von der großen Menge, so verpiert ja das Kind darum noch keinen Mangel, oder es erhält dafür von seinen Eltern bald wieder Ersatz. Auf diese Weise lernt

das Kind nie den Wert seiner Sachen kennen oder ihren Besitz schätzen. Es wird niemals im späteren Leben oder nur sehr schwer das weise Maß und den Unterschied erlernen zwischen dem, was überflüssig und dem, was notwendig ist.

Ferner artet durch die Menge des Spielzeuges der Tätigkeitstrieb des Kindes nur zu leicht in eigentliche Spielsucht aus. Es gewöhnt sich ans Spielen und will nur immer spielen, und ernstere, anstrengende Beschäftigung will ihm dann schwer behagen, es kann nicht wohl begreifen, daß das Leben der meisten Menschen nichts weniger ist als ein Spiel, sondern Arbeit und Mühe ohne Zahl mit sich bringt. Durch die mancherlei Gegenstände, die das Auge gleichsam verblenden, wird auch die Unaufmerksamkeit des Kindes befördert, indem dadurch die Tätigkeit des kindlichen Geistes bald hier, bald dorthin gelenkt, aber nicht hinreichend auf einen Gegenstand fixiert wird. Später nun, wenn das Kind seine Aufmerksamkeit längere Zeit auf einen und denselben Gegenstand richten soll, fällt ihm dies schwer, da sein Geist an das flüchtige Umherirren von dem einen zum andern zu sehr gewöhnt ist. Es lernt zwar vielerlei Sachen oberflächlich, aber dann nur zu häufig keine einzige gründlich kennen, so daß seine Arbeiten den Stempel des Oberflächlichen, des Stümper- und Fuchserhaften tragen. Diese Unbeständigkeit, dieser Leichtsinns läßt sich später, wie alle aus der Jugend herrührenden Fehler, nur sehr schwer und selten ganz vertilgen.

Noch eine andere Betrachtung zum Schluß. Wird das Kind gar so reichlich mit Spielsachen beschenkt, wie schnell entsteht nicht in ihm Unzufriedenheit mit dem, was es hat, und das Verlangen, immer noch mehr, immer noch reichere Geschenke zu erhalten! Das Alte wird nicht mehr geschätzt, sein Geist, durch die schon vorhandenen Dinge abgebannt, verlangt andere, ihm neuen Reiz gewährende, um sie nach einiger Zeit ebenfalls wieder langweilig zu finden und ihrer überdrüssig zu sein. Welch' eine Schule des Verderbens würden die Spielsachen sein, wenn sie in dem Kinde schon jenen krankhaften Zug nährten, der uns leider zu oft in der Gesellschaft als Blasiertheit entgegentritt! Ihre Aufgabe im pädagogischen Sinne ist vielmehr, in der Hand des Erziehers ein Mittel zu werden, um den Kindern in der Kindheit schon spielend jene große Lehren der Ordnung und Genügsamkeit zu geben, welche für ihr ganzes späteres Leben entscheidend sind.

B. Schlegel.



Nützliches fürs Haus.



— **Sauerampfer-Suppe.** Man läßt ein Stück Nierenfett, etwa soviel wie ein Ei dick, oder auch zur Hälfte Butter recht heiß werden, gibt einen viertel Liter Mehl dazu und läßt dieses recht gar und gelb werden. Dann rühre man 3 Liter gute Kalbsfleischbouillon dazu und sobald diese kocht, einige Hände voll gut gewaschene und fein geschnittene, junge Sauerampferblätter nebst dem nötigen Salz und lasse die Suppe zugedeckt ein halbes Stündchen kochen. Dann richte man sie mit etwas fein geriebener Muskatmus und 2 Eidottern ab; es wird in etwas Butter geröstetes, in Würfel geschnittenes Weißbrot dazu gereicht.

— **Suppe von Spargelwasser.** Man dämpfe 2 Eßlöffel feines Mehl in einem großen Stückchen Butter weiß und recht glatt und rühre das in dem Wasser, worin Spargel gekocht worden, zu einer feimigen Suppe, in welche man Salz, ein Stückchen Zucker und recht viel gehackte Petersilie und Kerbel tut und sie über geröstete Weißbrotschnitten anrichtet. Sehr gut und gesund.





Unsere Bilder.



— **General Linewitsch.** (Vgl. das Bild Seite 165.) Aus dem russisch-japanischen Kriege dürfte der Name Linewitsch noch in aller Erinnerung sein, da der verdiente General 1905 als Nachfolger Kurapatkins den Oberbefehl über die mandchurischen Truppen übernahm. Infolge von halslosen Demenzationen mußte er jedoch nach einem Jahre den Oberbefehl niederlegen und fungierte später als Statthalter von Ostibirien. Im 69. Jahre seines an Auszeichnungen und Erfolgen reichen Lebens starb er am 23. April 1908.

— **Sir Henry Campbell-Bannerman.** (Vgl. das Bild Seite 165.) Kurz, nachdem der englische Premierminister Campbell-Bannerman erst vor kurzem seinem Nachfolger Asquith die schwere Amtsbürde überlassen, ist er an den Folgen eines Herzleidens im Alter von 71 Jahren gestorben. Seit 1868 war er in den englischen Parlamenten tätig, 1871 wurde er Finanzsekretär im Kriegsamt und erhielt dann mehrere Ministerportefeuilles im Laufe der Jahre. Als scharfer Gegner Chamberlains machte er zur Zeit des Burenkrieges viel von sich reden. Den Posten des Premierministers hatte er zwei Jahre inne und verstand es, während dieser Zeit die extremen Elemente zu einer fortschrittlichen Politik zu einen. (Vgl. das Bild Seite 165.)

— **Französische Studenten in Berlin.** (Vgl. Bild Seite 165.) Unter Führung des Professors Andler von der Pariser Sorbonne statteten kürzlich französische Studenten unserer Reichshauptstadt Berlin einen Besuch ab, um das Leben und Treiben des deutschen Nachbarn aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Von der Stadt Berlin und der Studentenschaft wurden die Franzosen herzlich aufgenommen und zu allen Lebenswürdigkeiten geleitet. Hoffentlich hat der Besuch einen günstigen Einfluß auf die Beziehungen zwischen beiden Nachbarstaaten.



Zur Unterhaltung.



— **Eigenlob.** Professor: Sehen Sie, in dem Zündhölzchen, das ich hier habe, sind alle drei Naturreiche vertreten. Zum Mineralreiche gehört der Schwefel, zum Pflanzenreiche das Hölzchen selbst, und die Hand, mit der ich es halte, gehört zum Tierreich.

— **Glückliche Vereinigung.** Heiratsvermittler: Ich habe da ein Mädchen aus der Schweiz, die ist sehr reich, und eine andere aus Sachsen, die ist sehr schön. — Heiratskandidat: Haben Sie nicht eine aus der sächsischen Schweiz?

— **Deutlich.** Herr: Sie wollen mich also wirklich nicht ernst nehmen, gnädiges Fräulein? — Dame: Ich nehme Sie überhaupt nicht.

— **Schwer auszuführen.** „Aber, Herr Wirt, was ist denn das? Sie haben das feinste Hotel am Plage und hier im Musikzimmer steht eine große Pauke?“ — „Ja, sehen Sie, früher stand hier ein Klavier. Da haben nun die verrückten Engländerinnen so darauf herumgepaukt, daß sich die anderen Gäste beschwert haben. Nun habe ich eine Pauke hinstellen lassen, vielleicht spielen Sie jetzt darauf Klavier!“

— **Glück.** „Wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?“ — „Mai.“ — „Donnerwetter, das heißt aber Glück!“ — „Glück? Wieso denn?“ — „Na, Sie können doch eben-
sogut Maier heißen.“

— **Streng.** U.: Weshalb hat man denn den Müller aus dem Vegetarischen Verein geworfen? — B.: Es hatte ihn ein Kollege gefragt, ob er lieber Reis- oder Mehlsuppe esse; da sagte er: „Das ist mir ganz Wurst.“

— **Doppelte Leistung.** Theaterdirektor: Ich habe Ihr Stück zur Aufführung gebracht, muß Ihnen aber nachträglich doch sagen, junger Mann, Ihnen fehlt die Selbstkritik! — Dichter (zugleich Journalist): Nein, die fehlt mir gar nicht; ich habe ja über mein Stück selbst die Kritik geschrieben!

— **Ein ischlaner Wetterprophet.** „Die ganze Zeit hindurch war's wunderbar schön. Keine Spur von Regen, den Sie prophezeit haben, aber geschwitzt haben wir, daß kein Baden am Körper trocken geblieben.“ — „Na, also schau'n's, hab' ich nicht doch recht gehabt, als ich sagte, Sie werden bis auf die Haut naß werden?“



Rätselzettel.



Bezierbild.



Wo ist der Pferdeknecht?

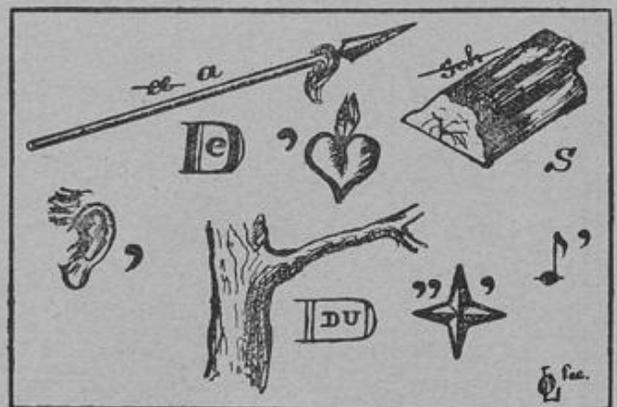
Rätsel.

Wird eine Stadt am Silberband
Der Donau ohne i genannt,
So ist's in Deutschland eine Stadt,
Die einen großen Hasen hat.

Logogriph.

Der Kaiser braucht es bei den Käffern,
Zu prüfen, ob es gilt zu wässern,
Ob ein Verchnitt den Wein muß bessern.
Nimm ihm das Herz, dann gilt es mehr,
Es ist des Landes Schutz und Wehr.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstabenrätsel: Juno — Juni.

Wechselrätsel: Lins, Fint.

Rebus: Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.



Nr. 22.

Sonntag, 21. Mai.

Jahrgang 1908.

Unter falscher flagge.

Frei nach dem Englischen von Gräfin L. K. S.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Mr. Ryan war sehr musikalisch; noch nie hatte Leslie so gut Violine spielen hören. Sein ganzes Herz schien er in die Töne zu legen und in atemloser Spannung lauschten ihm alle.

Leslie vergaß alles um sich herum, es war ihr, als sei sie in eine andere Welt entrückt. Als der letzte Akkord verhallt war, blickte sie Mr. Ryan an. Ihre Blicke trafen sich und diese sagten mehr als Worte.

Lauter Beifall der Zuhörer wurde ihnen zuteil, und von allen Seiten wurden sie bestimmt, noch einige Stücke vorzutragen. Später wurde Leslie noch gebeten, zu singen und ihre sympathische, klangvolle Altstimme blieb den meisten der Zuhörer lange unvergeßlich.

Am folgenden Morgen ließ Mrs. Stanley Leslie rufen und fragte sie, ob sie Weihnachten als Gast bei ihr zubringen wollte bis Neujahr. Sie sollte die Stelle einer Tochter des Hauses vertreten und helfen, die verschiedenen Gäste zu unterhalten, welche Mrs. Stanley erwartete. Leslie lehnte es erst ab, weil sie gerne nach Hause wollte, aber Mrs. Stanley bat so lange und dringend, bis Leslie sich bereit erklärte, zu bleiben.

„O, Miß Danvers,“ sagte Mrs. Stanley, als Leslie gerade aus dem Zimmer gehen wollte, „ich vergaß ganz Ihnen zu sagen, daß Mr. Ryan Sie bitten läßt, ihn auf dem Klavier zu begleiten. Er ist in dem kleinen Salon.“

Leslie ging gleich dorthin und fand Mr. Ryan am Feuer stehend und augenscheinlich auf sie wartend.

„Guten Morgen, Miß Danvers,“ sagte er, ihr die Hand reichend, „wie freund-

lich ist es von Ihnen, daß Sie kommen!“ Ich fürchtete schon, meine Bitte wäre zu unbescheiden gewesen.“

„Ich musiziere gern,“ erwiderte Leslie. „Sollen wir gleich anfangen?“

„Wenn Sie wollen. Aber wenn Sie irgend etwas anderes zu tun haben —“

„Ich habe augenblicklich nichts zu tun.“

Leslie setzte sich an das Klavier und schlug mechanisch einige Akkorde an. Sie konnte nicht umhin, sich zu fragen, ob er sie auch wohl gebeten haben würde zu spielen, wenn er wüßte, wer sie wäre. Glaubte er, ein Kinderfräulein müsse stets allen zu Diensten stehen? Aber unter dem Einfluß der Musik vergaß sie bald diese Gedanken. Sein Spiel übte einen solchen Zauber auf sie aus, daß sie fürchtete, es könne ihr gefährlich werden. Am Schluß des dritten Stückes erhob sie sich plötzlich und ging zum Kamin.

„Ich habe Sie ermüdet!“ rief Mr. Ryan ganz bestürzt. „Und Sie zittern?“

„Ich bin nicht müde,“ sagte Leslie, „nur — nur“

„Sie schwieg, und da Mr. Ryan ihre Verlegenheit bemerkte, fing er an, von etwas anderem zu sprechen.“

„Werden Sie auch zu dem Konzert am Neujahrsabend hier sein?“ so fragte er.

„Ich weiß es noch nicht,“ erwiderte Leslie, welche ihre Selbstbeherrschung jetzt wiedergewonnen hatte. „Ich hatte einer Freundin versprochen, Weihnachten bei ihr zuzubringen, aber Mrs. Stanley hat mich gebeten, den Besuch bis nach Neujahr zu verschieben. Ich muß erst wissen, was Miß Capel dazu sagt.“

„Miß Capel,“ sagten Sie?“

„Ja, kennen Sie diese?“

„Sie meinen doch nicht Miß Capel, die schöne Erbin, welche voriges Jahr Frühjahrs in der Londoner vornehmen Gesellschaft solches Aussehen machte?“

„Ich glaube doch,“ sagte Leslie lachend. „Meine Mrs. Capel ist eine Erbin und einige finden sie auch schön.“



Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn.
Zu seinem 60jährigen Regierungsjubiläum.

„Finden Sie sie denn nicht schön?“
„Ich kenne ihr Gesicht schon so lange und so gut, daß ich es nicht mehr beurteilen kann,“ erwiderte Leslie, ohne zu erröten oder zu lächeln.

„Kennen Sie sie schon lange?“

„Schon so lange ich lebe.“

„Man hält sie allgemein für das glücklichste Mädchen Englands — jung, schön, sehr reich und ganz unabhängig.“

„Und doch,“ sagte Leslie, nachdenklich in das Feuer blickend, „ist Miß Capel trotz ihres Reichtums und ihrer Schönheit nicht so vergnügt und sorglos wie Beryl Danvers, welche sich ihr Brot verdienen muß.“

Beide schwiegen jetzt, denn sie hörten Stimmen im Flur.

„Sie hat das süßeste, reizendste Gesichtchen, was ich je gesehen habe,“ erklärte Jack Stanley warm.

Mr. Stanley antwortete dann kalt und verächtlich: „Ich glaube, wir haben jetzt genug von diesem Puppengesicht, dem Kinderfräulein Mrs. Stanley sollte doch ein schönes Hausmädchen engagieren, dann könntest du deine Liebe zwischen beiden teilen und würdest von der Schande bewahrt, eine von ihnen zu heiraten.“

Mr. Dvans Wangen färbten sich dunkelrot vor Entrüstung. Er warf einen forschenden Blick auf Leslie, um zu sehen, ob sie diese beleidigenden Worte gehört hatte, und dann eilte er zur Türe, um den Beleidiger zur Rede zu stellen. Aber Leslie legte ihre Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück. Er blieb stehen und blickte sie an; sie lächelte, wenn ihr Gesicht auch mit dunkler Röte bedeckt war.

„Bitte, tun Sie nichts Unbedachtes, Mr. Dvan,“ sagte sie. „Ein Mann hat das Recht, über die Untergebenen seiner Mutter zu sagen, was er will!“

Sie lachte, aber er sah doch, wie ihre Lippen bebten. Während ging er im Zimmer auf und ab.

„Ich muß Sie bitten, nichts von dem, was wir eben hörten, irgend jemandem zu sagen,“ sagte Leslie, „es wäre nicht gut.“

„Natürlich tue ich nichts gegen Ihren Willen,“ antwortete er, „aber es wäre mir eine Freude, Stanley zu zwingen, Sie auf seinen Anien um Verzeihung zu bitten!“ — Er war wohl gereizt und böse, aber was er sagte, war ihm auch so gemeint.

„Und wenn er um Entschuldigung bäte, was hätte es für einen Nutzen?“

„Nun, es wäre doch eine Genugtuung — ich hätte ihn bis in den Staub gedemütigt!“ —

„Und anstatt eines Freundes hätten Sie einen Feind an ihm, mich selbst hätten Sie in eine eigentümliche Stellung gebracht und mich gezwungen, das Haus zu verlassen. Außerdem hätten Sie Mr. Stanleys Ansicht doch nicht geändert — und diese Ansicht kann sowohl Ihnen als auch mir ganz egal sein. Versprechen Sie mir, daß Sie genau so freundschaftlich mit Mr. Stanley verkehren wie früher.“

„Das kann ich nicht versprechen. Er hat eine Dame beleidigt und sich eines Edelmannes unwürdig gezeigt.“

„Er hat nichts Derartiges getan, er hat nur seine Ansicht geäußert, daß ein Kinderfräulein nicht mehr sei als ein Hausmädchen. Nun, wenn er das findet, was schadet das? Ueberdies hat er es ja auch gar nicht Ihnen gesagt, und hätte er es auch getan, so wären Sie doch nicht die geeignete Persönlichkeit, für mich einzutreten.“

„Nein, das bin ich nicht,“ erwiderte er bitter, „ich danke Ihnen, das Sie mich daran erinnerten.“

Leslie wollte aus dem Zimmer gehen, aber da sie merkte, daß er sich ein wenig verletzt fühlte, und sie sich sagte, nicht sehr höflich gewesen zu sein, zögerte sie ein wenig und sagte sanft:

„Ich danke Ihnen trotzdem für Ihre Freundlichkeit, für mich Partei nehmen zu wollen.“ Und bevor er antworten konnte, war sie gegangen.

„Sie ist eine kleine Heze!“ sagte er lächelnd zu sich selbst, „durch ein einziges Wort widert sie jeden Mann um den Finger. Aber was für ein elender Kerl ist doch dieser Stanley!“

*

Es war Weihnachten und Leslie war als Gast in dem Hause, in welchem sie bis jetzt als Untergebene gewesen war. Täglich, beinahe stündlich war sie mit Mr. Dvan, Claude und Jack Stanley zusammen. Jack war ganz entzückt dar-

über. Sein Bruder war zuerst sehr zurückhaltend und gleichgültig, nach und nach machte aber diese Gleichgültigkeit einem anderen Gefühl Platz. Er wurde schlechter Laune und mürrisch, wenn er hörte, daß Mr. Dvan und Leslie im Nebenzimmer zusammen musizierten und ärgerte sich, daß er diesen „grünen Jungen“ eingeladen hatte, seinen Urlaub bei ihm zu verbringen. Er wünschte, Miß Nelson hätte nicht immer gerade Migräne, wenn es Zeit zum Diner war, so daß sein Vater dann stets Miß Danvers in den Speisesaal führte.

Jack war bis über die Ohren in Leslie verliebt, Claude äußerte sich gar nicht mehr über sie und Mr. Dvan, wenn er überhaupt von ihr sprach, so tat er es nur mit der größten Hochachtung.

Aber desto mehr dachte er an sie, wenn er sich auch noch nicht über seine Gefühle im klaren war. Wie sie ihm aber zu seinem Glück notwendig war, das fühlte er erst, als das Haus sich mit Gästen füllte. Da gab es kein Musizieren mehr im kleinen Salon, keine ungestörten Unterhaltungen in der Bibliothek, wo sie des Vormittags immer zusammen gewesen waren, keine zufälligen Begegnungen mehr auf den Korridoren oder Treppen. Nur noch selten sah er jetzt Leslie allein und kaum zwei bis drei Minuten konnte er sich ungestört mit ihr unterhalten.

Auch sie fühlte den Unterschied und fand, daß es jetzt im Hause nicht mehr so nett war wie früher, wenn sie sich auch nicht recht erklären konnte, weshalb.

Es wurde gerade ein Walzer gespielt, als Leslie am Weihnachtsabend um halb neun Uhr langsam die Treppe hinunter kam. Sie trug ein schwarzes Tüllkleid mit Silberflitter und lange, schwedische Handschuhe. Mr. Dvan, welchem sie diesen Tanz versprochen hatte, erwartete sie in der Halle.

Sie traten in das Zimmer und er nahm ihre Hand. Leslie tanzte leidenschaftlich gern Walzer, und dies war der erste Walzer, den sie seit dem Juni tanzte. Mit einem so vorzüglichen Tänzer, wie Mr. Dvan es war, genoß sie das Vergnügen des Tanzes doppelt.

Als der Walzer zu Ende war, und sie zusammen stehen blieben, blickte Mr. Dvan sie mit einem so ausdrucksvollen Blick an, daß sie ganz verwirrt wurde. Dvans Herz klopfte heftig, er verlangte danach, ihr zu sagen, wie er sie liebe und ohne sie nicht mehr leben könne. Aber er konnte nicht fünf Minuten ungestört mit ihr sprechen, immer wieder wurde sie zum Tanzen geholt, nur Mr. Stanley kam nicht in ihre Nähe.

Als der Tanz vorüber war und die meisten Gäste, welche nicht im Hause wohnten, fortgefahren waren, befand sich Leslie zufällig allein mit Mr. Stanley in dem kleinen Salon. „Miß Danvers,“ begann er langsam und so, als ob ihm das Sprechen Mühe machte, aber ein Blick ihrer strahlenden Augen ließ ihn alles vergessen, was er eigentlich sagen wollte und er rief nur: „Weshalb sehen Sie so glücklich aus?“

„Glücklich?“ wiederholte Leslie. „Weshalb sollte ich denn nicht?“

„Sie sehen zu reizend aus,“ plägte er heraus, ganz den Kopf verlierend — „es ist kein Wunder, daß jeder in Sie verliebt ist. Auch mich haben Sie dahin gebracht, Sie zu lieben. O!“ rief er leidenschaftlich, „welches Recht hat denn ein so schönes Mädchen, Kindergärtnerin zu werden?“

Leslie blickte ihn in sprachlosem Erstaunen an.

„Weshalb sehen Sie mich so kalt an? O, Beryl, haben Sie denn kein Mitleid? Ich liebe Sie unbeschreiblich, mit der ganzen Blut meines Herzens und kann ich Sie nie zu meinem Weibe machen! Sie wissen alles! Sie wissen, weshalb ich Sie nicht heiraten kann und dennoch sehen Sie mich so kalt und gleichgültig an, als ob — —“

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen,“ unterbrach ihn Leslie ruhig, „wenn es ein Heiratsantrag sein soll, den Sie mir machen wollen, so danke ich verbindlichst dafür.“

„O Beryl, haben Sie Mitleid! Ich liebe Sie — ich werde Sie lieben, so lange ich lebe!“

„Erlauben Sie mir, Ihnen ein Heilmittel für Ihr gebrochenes Herz zu nennen,“ sagte Leslie spöttisch. „Bitten Sie Mrs. Stanley, ein schönes Hausmädchen zu engagieren. Vielleicht teilen Sie dann Ihre Liebe zwischen ihr und mir und werden dadurch vor der Schande einer unebenbürtigen Heirat bewahrt.“

Mr. Stanley trat ganz erschrocken zurück; als er seine eigenen Worte hörte, errötete er vor Scham über seinen Stolz.

Leslie wandte sich mit einem verächtlichen Blick um, aber bevor sie die Türe erreicht hatte, hatte Mr. Stanley ihre Hand ergriffen, war auf die Knie gefallen und beschwor sie, ihn anzuhören. Er erklärte ihr, daß er gewillt sei, alles um ihre Willen aufzugeben. Wenn sie kein Weib werden wollte, würde er mit ihr ins Ausland gehen, wo niemand wüßte, daß er unter seinem Stande geheiratet hätte und wo man auch ihr mit der größten Achtung begegnen würde.

„Welch' großmütiges Anerbieten und lobenswerthes Opfer!“ rief Leslie. „Ich hasse und verabscheue Sie mehr, als ich sagen kann! Sie bilden sich ein, mehr zu sein als ein Kinderfräulein, weil Sie mehr Geld haben, aber in Gefinnungen und Manieren stehen Sie noch unter einem Stallburschen.“ Diese Erklärung überraschte Mr. Stanley so, daß er ein wenig ihre Hand frei ließ, aber als sie diese zurückziehen wollte, faßte er ihr Handgelenk mit einem so festen Griff, daß es ausgerenkt wurde. Sie stieß einen Schmerzensschrei aus, und er sah, wie sie bebte, dann wurde sie ganz ruhig und machte keinen Versuch mehr, ihre Hand wegzuziehen.

„Was ist Ihnen, Berril, mein Liebling? Habe ich Ihnen wehgetan?“ rief ihr Peiniger und sprang gerade zur Zeit auf, um sie in seinen Armen aufzufangen, sie war ohnmächtig geworden.

Er legte sie auf ein Sofa und rief um Hilfe. Die meisten der Damen waren schon zu Bett gegangen, auch Miß Nelson wollte gerade die Treppe hinaufgehen, aber er rief sie zurück. Als Leslie wieder zum Bewußtsein kam, hörte sie, wie Mr. Stanley den Unfall erklärte und sagte, sie habe ein Fenster öffnen wollen und sich dabei das Handgelenk verstaucht. Als sie langsam die Augen öffnete, sah sie mehrere Menschen um sich herumstehen und sie mitleidig und neugierig zugleich anblicken.

Nyan hatte noch nicht bis zum Sofa gelangen können, aber als Leslie die Augen öffnete, beschloß er, energisch vorzudringen.

„Ich glaube, ich kann hier von Nutzen sein,“ sagte er, einige Herren und auch Miß Nelson bei Seite schiebend. Dann nahm er Leslies geschwollene Hand in die seine und streichelte sie so sanft und vorsichtig, daß sie keinerlei Schmerz fühlte. So weit war er nun, aber was jetzt? Er verstand absolut nichts von der Behandlung verstauchter Gelenke. Da fiel es ihm leinene Binden ein. „Ich muß weiche Binden haben,“ sagte er, „aber ganz weiche. Hier — mein Taschentuch ist gut dafür. Nun bitte ich um etwas warmes Wasser.“

„Kaltes, meinen Sie wohl,“ verbesserte Miß Nelson, spöttisch lächelnd.

„Warmes,“ bestand Nyan, denn er fand es jetzt besser, seine Autorität zu wahren und so zu tun, als ob er viel davon verstände.

Während einige gingen, um das Wasser zu holen, riß er sein seidenes Taschentuch in Streifen. Dann sich an die umherstehenden Herren wendend, sagte er entrüstet:

„Ich sage nur, ihr Kerls, nehmt nur mal an, einer von euch läge hier mit solchen Schmerzen, daß ihr einer Ohnmacht nahe wäret, hättet ihr da gern, wenn eine ganze Versammlung glogend um euch herumstände und euch neugierig beobachtete?“

Die „glogende Versammlung“ blickte erst ein wenig überrascht, dann verliehen einige lachend das Zimmer und die übrigen folgten, wenn auch widerwillig. Als das Zimmer leer war, blickte Leslie Nyan mit einem Senker der Erleichterung an. Sie sagte nichts, aber der Dank lag in ihrem Blick und Nyan nahm ihre Hand und küßte sie sanft.

Im nächsten Augenblick kam der Diener mit dem warmen Wasser und Nyan mußte seine Tätigkeit beginnen. Nur mit Mühe konnte er seine Nervosität verbergen, denn er war sich nicht sicher über den Ausgang der Operation! Leslie beobachtete ihn mit großem Interesse. Wenn es auch niemand vorsichtiger und zarter hätte machen können, so verursachte ihr die Bandage doch Schmerzen, aber sie ertrug diese heldenmütig.

„So,“ sagte er, als er fertig war, „das ist alles, was wir jetzt tun können, glaube ich. Ist es besser so?“

„Ich fühle keine Schmerzen mehr,“ sagte Leslie freundlich, „und ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich mit mir gegeben haben, Mr. Nyan!“

„Sie müssen mir erlauben, es zwei- bis dreimal täglich zu

wiederholen. Ich vertraue meine Patientin keinem andern an. Sie müssen auch die Hand in einer Schlinge tragen.“

Diese war schnell gemacht und Miß Nelson brachte Leslie nach oben in ihr Zimmer und blieb bei ihr, bis sie im Bett war.

Leslie schlief nicht viel in dieser Nacht.

*

Gleich nach Weihnachten reiste Mr. Stanley ab, ohne einen Grund für diese schnelle Abreise anzugeben.

Mr. Nyan erriet aber halb und halb den Grund, teilte seinen Verdacht aber niemandem mit. Vergeblich bemühte er sich, Leslie unter vier Augen zu sprechen, sie wich ihm stets aus und wußte es immer so einzurichten, daß sie nicht allein mit ihm war.

Leslie reiste am Neujahrstage ab, ohne daß Mr. Nyan ihr seine Liebe erklärt hatte. Dieser war sehr mißstimmend, er war überzeugt, daß sie ihn liebte, aber weshalb ging sie ihm dann so geflüchtig aus dem Weg? Einen Tag, nachdem Leslie abgereist war, reiste auch er ab und verbrachte dann seine Zeit hauptsächlich im Klub. Immer überlegte er hin und her, wie er Leslie wohl wiedersehen könnte; die Gelegenheit bot sich ihm bald in einer ganz unerwarteten Weise.

Als er einmal in seinen Klub kam, fand er dort einen Brief eines alten Schulfreundes, von dem er seit Jahren nicht mehr gehört hatte. Dieser Freund hatte, auf einer großen Reise begriffen, den Tod seines Vaters erfahren und war nach Hause zurückgekehrt, um die Geschäfte zu ordnen und die Erbschaft anzutreten. Da er der einzige Ueberlebende der Familie war, so war ihm das große Schloß seines Vaters zu einsam und traurig, deshalb beschloß er, nicht lange in England zu bleiben. Er hat Nyan, doch einige Zeit zu ihm zu kommen, da er fürs erste nicht nach London kommen könne. The Chase, das große, alte Schloß, in welchem Nyan früher als Knab seine Ferienzeit zugebracht hatte, lag in Warwickshire — Miß Capels Heimat, wie ihm voller Freude einfiel. Miß Capel war im ganzen Land bekannt, und wie er sich entsann, mußten The Priority und The Chase ziemlich nah aneinander liegen. Vielleicht traf er dort Beryl Danvers. Umgehend teilte er seinem Freund mit, daß er kommen würde, und kaum achtundvierzig Stunden später schüttelten er und sein alter Schulkamerad sich schon herzlich die Hände, zum ersten Male nach vielen Jahren.

Zuerst unterhielten sie sich natürlich nur von den alten Zeiten, aber als sie nach dem Diner mit ihren Zigarren am Kamin zusammensaßen, wurden beide schweigsamer. Graham Nyan überlegte, wie er wohl am besten das Gespräch auf Beryl bringen könnte. Schließlich beschloß er, direkt davon anzufangen und fragte Deriny, ob er Miß Capel kenne.

„Wie, ja,“ erwiderte Deriny, wie aus tiefem Nachdenken auffahrend „jeder kennt Miß Capel! „Der Liebling der Gesellschaft“ heißt sie allgemein. Ich sah sie öfter, als ich in vorigen Jahre einige Monate hier war. Wie? Willst du ihr vorgestellt werden? Das werde ich gern tun.“

„Die Sache ist nämlich die, Deriny,“ sagte Nyan, „ich bin verliebt, ganz unbeschreiblich und hoffnungslos verliebt, und ich kann keine Gelegenheit finden, ihr meine Liebe zu gestehen.“

„Mein lieber Freund,“ erwiderte Deriny, ihn ganz erschroden anblickend, „das tut mir sehr leid zu hören!“

„Weshalb?“ fragte Nyan.

„Nun, weil ich fürchte, daß du gar keine Aussichten hast! Miß Capel hat mehr als ein Duzend Bewerber und sie kümmert sich um keinen. Nun willst du dein Glück bei ihr versuchen und bist ihr nicht mal vorgestellt! — Das scheint mir eine Liebe auf den ersten Blick zu sein, daran habe ich noch nie geglaubt.“

„Liebe auf den ersten Blick, Unsinn!“ wiederholte Nyan. „Es ist ja gar nicht Miß Capel, von der ich spreche. Ich meine ein Mädchen, welches bei ihr zu Besuch ist.“ „O, nun bin ich beruhigt! Dann laß mal alles davon hören. Ich bin gern bereit, dir so viel ich kann, zu helfen.“

Nyan erzählte seinem Freunde die ganze Begebenheit.

„Nun, Graham,“ sagte Deriny, als er die Geschichte gehört hatte, „es scheint mir gar kein Grund vorhanden zu sein, daß du das Hochzeitsfrühstück noch nicht bestellst, wenn die Dame keine herzlose Kokette ist. Und wie heißt sie?“

„Sie heißt Beryl — Beryl Danvers.“



Luitpold,
Prinzregent von Bayern.

So dachte auch Graham Lyon, als er mit Deriny in den Salon trat und Leslie bei ihren Gästen stehen sah. Aber weshalb empfing denn Beryl Danvers Miss Capels Gäste? Weshalb begrüßte jeder nur sie? Wo war denn die Gastgeberin? Diese Gedanken kamen Graham wohl in den Sinn, aber er hielt sich nicht lange mit ihnen auf, es genigte ihm, daß Beryl da war, und der Augenblick war gekommen, wo er sie wiedersehen würde.

„Miss Capel, erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Freund Mr. Lyon vorstelle.“

Sie blickten sich beide einen Augenblick überrascht an, aber Graham, der die Blicke der übrigen Gäste auf sich gerichtet sah, faßte sich schnell und bat Miss Capel ruhig um einen Tanz. Sie murmelte: „Den sechsten“ und wandte sich dann wieder andern Gästen zu. Miss Capel war eine gute und aufmerksame Wirtin. Als der sechste Tanz kam, hatte sie



Wilhelm II.,
König von Württemberg.

„Ach ja, ich hörte, daß sie in The Priory sei, aber ich habe sie noch nicht gesehen.“

„Kannst du es nicht so einrichten, daß wir uns sehen?“
„Da kommst du gerade recht. Uebermorgen gibt Miss Capel einen Ball. Ich bin eingeladen und du kommst natürlich mit mir.“

*

Leslie stand vor dem großen Spiegel in ihrem Schlafzimmer. Als sie ihr Spiegelbild sah, konnte sie ein Gefühl der Freude nicht unterdrücken. Sie sah ein großes, schlankes Mädchen, in weiße Seide gekleidet und zwischen den weißen Straußenfedern am Halsausschnitt und auf den Schultern glitzerten Brillant-Agraffen. Um ihren weißen Hals lag ein kostbares Perlenkollier. Beryl Danvers, welche in das Zimmer gekommen war, blieb voller Bewunderung stehen; auch sie sah hübsch aus. Die bleiche Gesichtsfarbe und den Husten hatte sie ganz verloren und dank Leslie's guter Pflege war sie ganz gesund geworden. Leslie wandte sich um und lachte, als sie ihre Bewunderung sah.

„Kindest du mein Kleid hübsch?“ fragte sie.
„Du siehst entzückend aus!“ rief Beryl.



Friedrich August III.,
König von Sachsen.



Wilhelm II., deutscher Kaiser, König von Preußen,
in österreichischer Generalsuniform.

Liebe und Stolz um die Oberherrschaft und er stand da unentschlossen und noch ganz erstaunt.

Leslie ahnte nicht, welch ein Kampf in seinem Innern tobte, aber es dauerte nicht lange. Hätten sie auf offener Straße gestanden, würde der Stolz vielleicht den Sieg davongetragen haben, aber der Duft der Blumen, das gedämpfte Licht, die Töne der Musik aus der Ferne und die Einsamkeit taten das ihre und er gab nach. Allen Zweifel und allen Stolz beiseite werfend, nahm er das Mädchen, welches er liebte, in seine Arme. Dieses Mal blieben die Worte der Liebe nicht unausgesprochen und als Leslie ihre Arme plötzlich um seinen Hals schlang, las er die Antwort in ihren Augen. Und mit Gefühlen, welche zu tief waren, als daß man sie schildern könnte, neigte er sich zu ihr und drückte einen innigen, zärtlichen Kuß auf ihre Lippen.



Friedrich,
Großherzog von Baden.

ihre Hausfrauenpflichten so weit erfüllt, daß sie sich jetzt ganz Mr. Lyon widmen konnte.

„Ich möchte Sie allein sprechen,“ sagte er ihr leise und ernst, „können Sie mir zehn Minuten nach dem Tanz schenken, aber sollen wir ihn aufgeben?“

„Wir wollen nicht tanzen,“ erwiderte Leslie. „Lassen Sie uns in die Bibliothek gehen.“

Als sie nun durch die leere Halle gingen und sich dem Zimmer näherten, hing doch Leslie's Mut an zu sinken, sie fürchtete vor dem, was er ihr vielleicht sagen würde. In der Bibliothek angelangt, stand er schweigend an ihrer Seite. Es verlangte ihm danach, ihr zu sagen, wie er sie liebe, aber er wagte es nicht, jetzt, wo er wußte, daß sie die reiche Miss Capel und nicht die arme Kinderdärtnerin war, die er liebte. Es war ihm plötzlich alles noch ein Geheimnis, aber er mochte auch nicht um eine Aufklärung bitten. Einen Augenblick nur kämpften

Georg Schulte.

Militärhumoreske von Johann Tenge (Düsseldorf).
(Nachdruck verboten.)



Karl Ebnarb,
Herzog von Sachsen-Koburg.

„Sagt mal, Mutter Schulte, ist Ihr Sohn Georg zu Hause?“ fragte der Polizeigewaltige des kleinen Dorfes A. am Fuße des Wesergebirges, Polizeisergeant Stramm, und zog einen Zettel aus seiner dickbauchigen, alten Brieftasche.

„Ne, Herr Serchant, min Schors' is als gerade nich hier.“ Sie puhte sich die Hände an der blauleinernen Schürze ab und trat neugierig näher. „Soll hei wat, Herr Serchant? Ich kann es ihm so seggen. Heute abend is bei sicher tau Hus.“ Das Hochdeutsche fiel ihr sehr schwer. „He het doch niz gemacht?“

Sergeant Stramm antwortete nicht. Er hielt anscheinend mit sich Kriegsrat ab. Den rechten Fuß setzte er gravitatisch einen halben Schritt quer vor die Front und strich seinen langen Schnurrbart. „Ach was, gemacht,“ sagte er auf einmal. Kurz entschlossen reichte er der alten Frau den Zettel hin. „Das ist ein Gestellungsbefehl,“ sagte er dabei.

„Wat es dat, Herr Serchant?“ fragte die etwas schwer-



Wilhelm Ernst,
Großherzog von Sachsen-Weimar.

hörige Frau. „Ein Ge-
stellungs-
befehl,“ brüllte Ser-
geant Stramm. „Ihr Sohn
heißt doch Georg?“ fragte er
dann, seine Stimme mäßigend.

„Ja, dat is richtig,“ erwi-
derte Mutter Schulte einge-
schüchtert. „In de Döbe hewt
wie dem Jungen den Namen
Georg gegeben, weil min Brau-
der Schors tau Kleinenbrügge
auch so heiten deit. Min Brau-
der, Herr Serchant, is näm-
lich — ungeduldig winkte Ser-
geant Stramm ab. „Den Ge-
stellungsbefehl geben Sie Ih-
rem Sohn Georg. In 4 Wo-
chen muß er Soldat werden.
Infanterie! Verstanden?“

„Wat soll min Schors, Sol-
date werden?“

Sergeant Stramm nickte.

„Ja, Herr Serchant, dat
kann id öwer met Sicherheit
sich nich verspreken, denn id
weit nich, ob min Schors dat
mitheit, he is nämlich en
bischen eigen.“

Schors Schulte sah auf
Stube 22/6 mit seinen Kame-
raden am Tisch und kante an
seinem Federhalter. Heute
mittag bei der Parole war be-
fohlen worden, daß die Rekru-
ten von 5—7 Uhr nachmittags



Friedrich II.,
Herzog von Anhalt.



August,
Großherzog von Oldenburg.



Leopold IV.,
Fürst zur Lippe.



Georg,
Fürst zu Schaumburg-Lippe.

die Lebensläufe anfertigen soll-
ten. Eine schwere Aufgabe für
Georg. Sein Kamerad sah
mal herüber und sagte nach
einem Augenblick: „Du Schors,
Vater wird aber nicht mit ein-
nem langen F geschrieben!“
Schulte sah erstaunt auf und
übermalte dann das lange F
mit einem runden B. Gefrei-
ter Krause trieb zur Eile an:
„Ich sehe es schon kommen,
verschiedene werden bis 7 Uhr
nicht fertig. Aber derjenige
kann sich gratulieren, um den
ich hierbleiben muß, drohte er,
dem poliere ich die Vaden-
zähne, daß sie —“

„Achtung!“ schrie ein Re-
krut. Auch, standen alle auf
den Beinen. Der Feldwebel be-
trat mit Unteroffizier Knuffig
die Stube. Gefreiter Krause
trat heran und meldete: „Stu-
be 22/6 belegt mit einem Ge-
freiten und 8 Mann!“ Dann
trat er zur Seite. Der Feld-
webel blieb abwartend stehen.
Der Stubendiensthabende fehlte
noch. Der kleine Unteroffizier
Knuffig stand hinter seinem
Vorgelegten. Er reckte sich auf
die Fußspitzen und machte fort-
während Zeichen mit dem
Munde, die jedoch keiner
verstand. Die Rekruten schiel-

ten von einem zum andern aber niemand rührte sich.
„Na,“ sagte der Feldwebel, „hat denn hier keiner Stuben-
dienst?“

„Hier!“ rief Schulte und stürzte vor. Dabei stieß er gegen
die Tischkante und rannte 2 Schemel um. „Füsilier Schulte
zum Stubendienst kommandiert!“ brüllte er los. Die stete
Ermahnung, laut zu sprechen, war ihm in Fleisch und Blut
übergegangen. Die großen Hände drückte er krampfhaft
gegen die Hofenbiege.

„Halten Sie doch die Hände still!“ ermahnte der Feld-
webel mit strenger Miene. Schulte hatte die böse Gewohn-
heit, bei solchen Gelegenheiten den kleinen Finger zu be-
wegen. „Schrecklich,“ dachte Unteroffizier Knuffig, aber er
hoffte, es dem Bösewicht noch abzugewöhnen. Dann machte
Georg fecht, daß die Stube dröhnte und marschierte wieder
nach seinem Plaze, wo er sich aufstellte und mit den großen,
reihbraunen Augen von einem zum anderen schielte — ein
ängstliches Augenvollen ohne Tempo —

„Schulte ist sehr dumm, Herr Feldwebel,“ sagte Unteroffi-
zier Knuffig leise, ich habe sehr große Lust mit ihm. Kaum
die einfachsten Sätze kann er nachsprechen. Duzendemale
muß ich ihm alles vorsagen, ehe er es begreift.“



Friedrich Franz IV.,
Großherzog v. Mecklenburg-
Schwerin.



Dr. J. S. Burchard,
Erster Bürgermeister von
Hamburg.

Das 60jährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josefs: Deutsche Bundesfürsten zur Jubiläumshuldigung in Wien.

„Merkwürdig!“ schüttelte der Feldwebel den Kopf. „Der Kerl macht so'n intelligenten Eindruck. Frisches, rotes Gesicht, überhaupt eine ganz famose Figur. Man kann hier auch wieder sehen, daß der Schein oft trügt.“ Als er sich schon abwandte, um die Stube zu verlassen, schien ihm noch etwas einzufallen. „Bringen Sie doch mal Ihren Lebenslauf her, Schulte!“

Georg erschrak heftig, griff in der Hast fehl und warf das Tintenfaß um.

Der Feldwebel lächelte und blickte den vor ihm stehenden großen, uniformierten Jungen an, der verlegen die Augen niederzuschlug. Dann las er halblaut: „Lebenslauf von Georg Schulte. Ich bin der ehrliche Sohn meiner Eltern. Mein Vater ist Appel Schulte.“ Weiter war Georg nicht gekommen.

„Das ist wohl schwer, Schulte? sagte dann der Feldwebel. „Ehrlicher Sohn!“ Sie meinen wohl „ehelicher Sohn“. Das hätten sie ganz fortlassen sollen. Und dann muß es heißen: „Apfelschulte“ und nicht „Appel Schulte“, wie Sie geschrieben haben. Nicht wahr, Ihr Vater ist der Apfelschulte im Dorfe?“

„Nein, Herr Feldwebel!“

„Was denn?“

„Aderer!“

„Ja, hier steht aber; „Mein Vater ist „Appel-Schulte“, also auf richtig deutsch: „Apfelschulte!““

„Nein, Herr Feldwebel, mein Vater heißt Appel Schulte!“ Endlich stellte sich heraus, daß der Vater Abel Schulte hieß. „Gefreiter Krause, helfen Sie dem Schulte bei seinem Lebenslauf,“ sagte der Feldwebel und wandte sich der Tür zu.

Draußen sprach er zu Unteroffizier Knuffig: „Den Gefreiten Krause müssen Sie ein bißchen schärfer herannehmen, der läuft mir zuviel in die Stadt. Gestern verschwand er auch sofort nach Beendigung des Dienstes durchs Tor!“

Krause schimpfte: „Nun kann man wegen solch' einem dummen Hammel nicht ausgehen und dabei wollte ich meine „Aeine“ treffen. Na, warte nur!“ Mit drohendem Gesicht ging er auf Schulte zu. Ein Glück nur, daß Schulte nicht so zerbrechlich war und schon einen ordentlichen Puff vertragen konnte. Abends 9 Uhr war die schwierige Arbeit beendet. Georg eilte schnell an sein Spind und schnitt sich, ehe der Unteroffizier vom Dienst zum Abfragen kam, eine gehörige Schnitte von seinem Kommissbrot; die fünf Zentimeter großen Zahlen des Stempels der Garnison-Bäckerei konnte man noch deutlich darauf lesen. —

Herzutreten!

Die Rekrutenporporalschaften formierten sich zu einem Glicke auf dem Appellplatz der Kompagnie. Unteroffizier Knuffig zählte schnell nach, um dem Feldwebel zu melden. „Zwölf,“ sagte er, „da fehlt ja noch einer.“ Da hörte man Gepolter auf der Treppe und es dauerte nicht lange, da kam Schulte aus der Tür gestürzt und schoß auf sein Loch zu. Den Helm hatte er in der Hast verkehrt aufgestülpt und die rechte Patronentasche hing über's Koppelschloß. Unteroffizier Knuffig wollte schimpfen. Doch als er zornig auf den bebenden Schulte zuging und ihn betrachtete, wäre er beinahe ins Lachen gekommen. Stumm trat er dicht vor dem augenrollenden Schulte hin und sah ihn eine Weile streng an. Dann huschte ein Lächeln über seine Züge und er sagte mit ganz besonderer Betonung nur das eine Wort: „Schors!“

Nach der Pause um 10 Uhr war Turnen. Der Rekrutenoffizier stemmte das Monofel in's Auge und rief die Unteroffiziere: „Neben Sie jetzt mal fleißig Klimmsziehen, damit die Leute kräftige Arme bekommen, sonst können sie nachher beim Schießen die Klinte nicht halten. Ueberhaupt bitte ich mir aus, auf diese Kraftübung am meisten Wert zu legen. Danke!“

Unteroffizier Knuffig sagte seinen Leuten erst die Übung vor und machte dann drei tadellose Klimmszüge mit Anvariff: Schulte wagte kaum hinzusehen. Das Klimmsziehen war für ihn etwas, was eigentlich gar nicht auf der Welt hätte sein sollen, so wie die Klöße, die ihm nachts zwickten. Jetzt kam er an die Reihe. Eilfertig schritt er zum Querbaum hin. In seinem Wesen lag anscheinend eine Aura für zehn Klimmszüge, aber —? Einen Blick nach oben, dann die Hände an die Hosennaht und gerade ausgehen. Jetzt bewachte Georg die kleinen Finger an der Hosennaht, ein Zeichen, daß er etwas sagen wollte. Auf einmal brüllte er los, daß der etwas entfernt in Gedanken stehende Leutnant, dem es in vergangener Nacht mal wieder sehr spät geworden war, zusammenstreckte: „Sprung in Lamphals!“ schallte es über den Kasernenhof.

„Kass!“ rief Unteroffizier Knuffig ärgert. „Sprung in den Langhang, heißt es. Verstanden?“

„Jawohl, Herr Unteroffizier!“

„Dann los!“

Georg bewegte die kleinen Finger an der Hosennaht. Auf einmal brüllte er wieder los: „Sprung in den Langhals!“ Das stimmte wieder nicht. Schnell wollte er sich verbessern, als der Unteroffizier auf ihn zukam und er rief: „Sprung in Lamphals!“

„Hah!“ sagte Unteroffizier Knuffig wutentbrannt. Dann machte er zwei dicke Fäuste in der Tasche und ging wieder zurück. Es hatte bei Georg ja alles keinen Zweck. „Auf!“ kommandierte er kurz. Mit Hilfe der Hilfsstellung baumelte Georg Schulte bald an der dicken Stange. Bis zum jüngsten Tage hätte Unteroffizier Knuffig rufen können: „Schulte ziehen!“ es hätte nichts genützt. Darum sagte der Unteroffizier auch jetzt nichts mehr, sondern wartete, bis Georg von selbst wieder auf seine Füße fiel.

Für nachmittags war Schießen angesetzt. Der Hauptmann war zugegen. Um die Schießausbildung wollte er sich sehr kümmern, wenn er auch selbst nicht gut schießen konnte, dann sollten es aber wenigstens seine Soldaten lernen. Er wollte den Reinfall, wie im vorigen Jahre, nicht wieder erleben, dafür dankte er bestens. Lange hatte er darunter zu leiden gehabt. Bis jetzt ging's noch so ziemlich. Der Hauptmann war zufrieden. Nun war Schors an die Reihe. Er trat auch, wie die anderen, vor seinem Kompagniechef hin. „Füsilier Schulte, Herr Hauptmann!“ brüllte er, das es weit durch den Wald hallte.

„So ist's recht, mein Sohn, immer frisch heran. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß Du auch gut schießen wirst.“ Das laute Sprechen hatte ihm sehr gut gefallen. „Das scheint wohl einer Ihrer besten Rekruten zu sein, Unteroffizier Knuffig?“ sprach er den im Schießgestell stehenden Korporalschaftsführer Georg's an. Der Gefragte wollte etwas antworten, doch hatte der Hauptmann sich schon wieder abgewandt.

„Was sind Sie?“ fragte der Kompagniechef den stramm vor ihm stehenden Schulte.

„Füsilier der 7. Kompagnie, Niederrheinischen Füsilier-Regiments — —“

„Ach was,“ unterbrach ihm der Hauptmann. „Was Sie in Ihrem Zivilberuf sind, meine ich?“

„Aderer, Herr Hauptmann!“

Der Kompagniechef wandte sich stillschweigend ab.

Nach dem Schießen trat Georg Schulte wieder heran und meldete: „Füsilier Schulte 2 vorbei und Scheibe kurz!“

„Wie kommt das nun, daß Sie so schlecht geschossen haben?“ fragte der Hauptmann stürmisch. „Das ist ja schweinemäßig! Na, Antwort!“

„Ich hatte heute morgen so stark das Bässen, Herr Hauptmann!“

„Na, warte nur, mein Junge,“ entgegnete der Kompagniechef ingrimig, „ich werde Dir schon das „Bässen“ austreiben!“

Am anderen Tage mußte Georg für das „Bässen“ nach-exerzieren. Unteroffizier Knuffig ärgerte sich, daß er nur mit einem Mann auf dem Kasernenhof stehen mußte. Und dann noch gar zwei Stunden, während die anderen frei hatten. Das ging ihm doch über die Hutchnur. Es dauerte auch nicht lange, da schwitzte Schulte schon ganz gehörig. Nach und nach legte sich die innerliche Wut bei Knuffig und sein Humor kam wieder zum Vorschein. Georg mußte manche Bemerkung über das „Bässen“ hören. Aber das störte ihn nicht. Immer von neuem marschierte er auf 5 Schritt Entfernung quer über den Exerzierplatz an seinem Unteroffizier vorbei. Georg eilte im Sturmschritt heran.

„Was haben Sie jetzt für einen Fehler im Vorbeimarsch gemacht?“

„Ich habe keinen Tritt gehabt!“ erwiderte Schulte prompt.

Manöver! Wie elektrisierend wirkte dieses Wort. Endlich ging's hinaus aus der Kaserne. Die Alten erzählten den „Hammeln“ von den Quartieren, die sie im vorigen Jahre gehabt hatten. Einer kochte noch mehr wie der andere. Aber das schadete nicht, die Spannung wurde dadurch um so größer. Schors freute sich auch. Jetzt hörte mal endlich das ewige Nachexerzieren für ihn auf. Bisher war er stets mit dabei gewesen. Es sah ihm schon so in den Knochen, daß er ganz von selbst zum Nachexerzieren mit antrat und sich höchst verwundert haben würde, wenn man ihn weggeschickt hätte. Die erste Manöverkassette war geschlagen, und die Kompagnien marschierten, eine hinter der anderen, auf der staubigen Landstraße dahin. Es hatte heute morgen schon manchen Schweißtropfen gelöst. Jedoch Georg machte sich nichts daraus. Er war hart arbeiten von Jugend auf gewöhnt, und sein breiter, starker Buckel eignete sich auch

vorzüglich für den gepackten „Affen“. Jetzt befand er sich in der ersten Sektion; die Kompagnie marschierte nämlich im „Rehrt“. Der Herr Hauptmann ritt nebenan. Er war in Nachdenken versunken. Wahrscheinlich rechnete er die Prozente heraus, die er mit seiner Kompagnie erzielt haben würde, wenn heute morgen scharf geschossen worden wäre. Da kam der Herr General von hinten heran geritten. Als er des Kompagniechefs ansichtig wurde, rief er ihm „Guten Morgen“ zu. Auf diesen Augenblick hatte Georg Schulte anscheinend scharf aufgepaßt, denn sofort brüllte er los: „Guten Morgen, Herr General!“

Als der Herr General eine Strecke weiter geritten war, drehte sich der Hauptmann langsam im Sattel herum und fragte mit grollender Stimme: „Wer war denn das Rindsvieh?“

Der Herr General, Herr Hauptmann!“ antwortete Schors.



Für die Kinderwelt.



Der Holzstoh als Kästchen. Ihr seid wohl schon einmal im Walde gewesen und habt die „Klaster“, die Haufen geschlagene Holzstücke gesehen. Die wollen wir nachahmen und dem Vater als Tabakskasten, der Mutter oder Schwester als Näh- oder Schmuckkasten schenken. Zu ersterem nehmen wir eine größere, zu letzteren eine kleinere Zigarrenkiste oder eine beliebige kleine viereckige Schachtel, unter die wir noch einen Boden leimen oder nageln, so daß der Rand $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zentimeter übersteht. Den Deckel müssen wir so schneiden, daß er genau in die Schachtel hineinpast, nicht auf ihr aufliegt. Nun brauchen wir noch Nuten und Nöllchen von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Zentimeter Dicke von den verschiedenen Holzarten, wie wir sie im Busche abschneiden können. Nachdem wir diese 8 bis 15 Tage in der Küche getrocknet haben, schneiden wir uns zuerst Stücke ab, 3 Zentimeter länger als die Seite des Kästchens ist, und leimen sie hier, nachdem sie nötigenfalls auf der einen Seite etwas glatt geschliffen sind, so an, daß sie auf jeder Seite $\frac{1}{2}$ Zentimeter überstehen. Dann schneiden wir lauter Stücke von $1\frac{1}{2}$ Zentimeter Länge (mit der Laubsäge oder einem scharfen Messer) und leimen sie an den schmalen Seitenwänden so übereinander, daß eine Schnittfläche nach außen sieht. Alle obersten Nöllchen müssen genau mit dem Rande des Kästchens abschließen. Jetzt nehmen wir den Deckel vor und bekleben auch ihn der Länge nach mit so langen Stäbchen, wie sie die Längsseiten zeigen, und diesen Seitenwänden wird nun noch ein Stäbchen aufgesetzt, damit sie mit der Oberfläche des Deckels gleiche Höhe haben. Schließlich werden noch etwaige Fugen und Löcher mit getrocknetem Moose und Flechten ausgefüllt, was das Ganze sehr ziert. Auf die Mitte des Deckels leimen oder nageln wir einen Zweig mit Erlenzapfen oder einen kleinen Tannenzapfen zum Aufheben und der Holzstoh ist fertig. Das Innere der Schachtel wird schon vorher mit Staniol geklebt und lackiert.

— Lottospiel. Auf 90 Täfelchen von Holz oder Wappe sind die Ziffern von 1 bis 90 geschrieben. Sie werden sämtlich in einen Sack oder in eine Büchse gesteckt und umgeschüttelt. Man gibt runderlichen Holzstückchen den Vorzug, die nur an zwei Seiten ein wenig ebene Fläche bieten, die eine davon für die Ziffer, die andere zum bequemen Stehen. Ein Kind übernimmt den Sack mit den Nummern, von den übrigen erhält jedes ein oder mehrere Papptäfelchen. Auf einer solchen Papptafel sind durch zwei Striche drei Zwischenräume erzeugt und diese wieder durch Striche in je neun Abteilungen geteilt. Das ganze Blatt enthält also dreimal neun Vierecke. Von den neun Vierecken jeder Reihe sind jedesmal fünf mit beliebigen Ziffern versehen, die übrigen vier Viertel sind frei. Die Ziffern sind aus denen zwischen 1—90 gewählt, entsprechen also jenen im Sack. Jeder Spieler hat außerdem noch 15 oder, wenn er mit mehr als einem Täfelchen spielt, so vielmals 15, wie er Tafeln hat, viereckige Glasstückchen, so groß wie die Vierecke seiner Täfelchen sind. Das Kind mit dem Ziffernsack zieht aus letzterem eine Ziffer hervor, ohne dabei in den Sack zu sehen, stellt sie auf den Tisch, so daß sie jedes erkennen kann, und ruft die Zahl dabei aus. Wer diese auf seinen Täfelchen dabei bemerkt, belegt sie mit einem Glasstückchen. Je nachdem es beim Beginn des Spiels festgesetzt wird, gewinnt entweder derjenige, der zuerst eine Reihe von fünf Ziffern belegt hat, oder wer sämtliche 15 der Karte belegt hat.



Nützliches fürs Haus.



— Spargel zu togen. Nachdem die Spargel gewaschen und gewaschen sind, werden sie in Bündchen gebunden, in reichlich kochendem Wasser, welchem man hinreichend Salz zugelegt, nicht zu stark gekocht, bis die Köpfe weich sind. Da die Spargel recht heiß ausgetragen werden müssen, lasse man sie bis zu diesem Augenblick nach dem Garwerden in dem heißen Spargelwasser stehen, doch stelle man den Topf so, daß er nicht mehr kocht. Darauf werden die Bündchen auf eine heiße Schüssel gelegt und zierlich geordnet, nachdem man die Fäden durchschnitten und entfernt hat. Frische Spargel bedürfen zum Kochen dreiviertel, andernfalls eine Stunde. Es wird geschmolzene Butter oder eine Spargelsauce dazu gereicht.

— Rhabarber einzumachen. Man schneide die Rhabarberstengel ungeschält in 8 Zentimeter lange Stücke, nehme auf ein halbes Kilo Rhabarber 375 Gramm gestoßenen Zuder, tue beides zusammen (lagenweise) in eine Terrine und lasse es so etwa 12 Stunden stehen; gieße dann den Saft, der sich gebildet hat, ab und koche ihn, bis er dicklich wird, lege den Rhabarber hinein und koche ihn eine Viertel Stunde darin. — Dieses in England so sehr beliebte und namentlich als sehr gesund gepriesene Eingemachte ist recht zu empfehlen, sowohl zu Torten und Obstpasteten, wie als Kompott zu geben, hält sich auch sehr gut und schmeckt wie Stachelbeeren.

— Laubfrösche im Spinat. Große Spinatblätter werden in eine Schüssel gelegt, mit Salz bestreut, kochendes Wasser darüber geschüttet, zugedeckt, bis das Wasser abgekühlt ist und dann zum Abläufen auf ein Sieb gelegt. $\frac{1}{2}$ Kilo fein gehacktes Schweinefleisch, 2 abgeschälte, in Wasser eingeweichte und wieder fest ausgebrühte Brötchen werden nun mit einem Gebäck Butter und einer fein geschnittenen Zwiebel ein wenig gedämpft, Pfeffer und Salz dazu getan und drei Eier daran geschlagen. Hierauf werden immer 2—3 Spinatblätter auf ein Brett gelegt, von der Masse darauf gestrichen, die Blätter mit dem Füllsel wie eine Wurst zusammengewickelt, die Spinatwürstchen eines in das andere in eine flache Kasserolle gelegt, ein wenig Jüs oder Fleischbrühe dazu gegossen und die Würstchen gedämpft und auch herumgewendet. Wenn sie fest sind, nimmt man sie heraus, legt sie in einem Kranze auf die Schüssel und gießt eine Jüs-Sauce darüber.

— Teer-Seife. 60 Teile gestoßene Hausseife, 8 Teile Soda, 25 Teile Borax, 20 Teile flüssiger Teer, 20 Teile Wasser verreibt man mit einander zu einer gleichmäßigen Masse, aus welcher man Kugeln macht.

Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut, schönen Teint und beseligt Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten.
à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Kreuzstern

MAGGI'S Würze

ist und bleibt!
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen ausdrücklich MAGGI'S Würze.



Zur Unterhaltung.



— Seine Papiere. Erster Kommiss: Nun, hat der Fabrikant dich engagiert? — Zweiter Kommiss: Nein, und dabei hatte ich doch ein so gutes Impfzeugnis!

— Höchste Zerstretheit. „Wo ist denn Ihr alter Diener Jean?“ — „Entlassen. Der arme Kerl wurde schließlich so zerstreut, daß er während meiner Badereise die Teppiche, anstatt auszuklopfen, verflopfte!“

— Unangenehme Verwechslung Herr (den Maler besuchend, bei dem er sein Porträt bestellt hat): Was malen Sie denn da, ein Glückschwein? — Maler (verlegen): Nein, Ihr Porträt habe ich da angefangen.

— Neues Wort. Frau (zum Mann): Die Frau des Weinhändlers N. verfällt, so oft sie ein neues Kleid braucht, in einen Weinkrampf. — Mann: Wird halt auch so ein Kunstweinkrampf sein.

— Kasernenhofblüte. Unteroffizier (zu einem Rekruten, der das Gewehr fallen läßt): Meier, Sie Kasser — werfen Sie nicht so mit dem Gewehr herum — hier werden keine Jongleure ausgebildet.

— Intimer Verkehr. Richter: Haben Sie nach dem genannten Vorfall mit dem Kläger noch persönlich oder nur brieflich verkehrt? — Angeklagter: Nei, mer habe nur noch mit de Häußt verkehrt.

— Gemüthlicher Einfall. Hausfrau (zu ihrem neuen Dienstmädchen): Ich gehe in's Theater, Riele, und komme wahrscheinlich erst spät nach Hause. Wenn Du schon schlafen solltest . . . — Riele: Schad't nischt, gnä' Frau — da erzähle Sie mir'ch morgen früh, wie'sch war.

— Aus der höheren Töchterichule. Lehrer: Können Sie mir sagen, was man unter einer Ode versteht? — Schülerin: (schweigt). — Oder können Sie mir vielleicht eine bekannte Ode nennen? — Schülerin (högernd): Eau de Cologne.

— Höchstens. Dame: Was, wir Frauen hätten für Geographie gar kein Interesse? — Professor: Nein, höchsten's für'n schönen Atlas.

— Unsere Frauen. „Können Sie frisieren?“ — „Gewiß. Ich bringe in einer halben Stunde die schönste Frisur zu Stande.“ — „In einer halben Stunde schon? Da kann ich Sie nicht brauchen: denn was fange ich mit dem ganzen Vormittag an?“

— Durch die Blume. Gatte (der in die Bierkneipe geht): Ein berühmter Arzt meint, die Frau brauche mehr Schlaf als der Mann . . . — Gattin: Ja, was willst Du damit sagen? — Gatte: Nun, ich meine nur, Du sollst nachts nicht aufbleiben und mich erwarten. . . .

— Die richtige Fährte. „Öffnet Ihre Frau auch Ihre Briefe?“ — Nur, wenn „persönlich“ draufsteht.

— Ein Empfehlungsgrund. Herr: Sie können mir also die Wohnung ganz besonders empfehlen? — Wirt: Freilich — darin hat jemand im vergangenen Jahre das große Los gewonnen!

— Sie kennt ihn. Er: Ach, das Kleid paßt Dir gar nicht. — Sie: Mir schon — bloß Dir scheint's nicht zu passen.

— Verschnappt. Einer von Guch Jungens hat wieder Rosinen genascht — da liegen noch die Kerne am Boden. Warst Du's, Ebi? — Ebi: „Nein, Papa, ich spucke keine Kerne aus, ich verschlucke sie alle!“

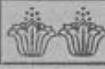
— Falsch aufgefaßt. Der Inspektor inspiziert die Volksschule; er fragt den Lehrer, ob er auch den Anschauungsunterricht ordentlich pflege. Der Lehrer will dies beweisen und fragt ein betrübttes Gesicht machend, einen Schüler: „Was mach' ich jetzt für ein Gesicht?“ — „Ein trauriges!“ antwortete dieser. — „Und jetzt?“ fragt der Lehrer, indem er lacht. — „A dumm's, Herr Lehrer!“ lautete die Antwort.

— Ein guter Mensch. „Wie kommstde mir vor, Gobbi, zu laden den Herrn Meyer, so an gewöhnliche Mann, af unsern Tee? Is nix a mal vün Adell!“ — „Red nix, Rebeleleben — hat der Meyer zwamol herausgeschmissen mein' Konkurrent — lad' ich en amal züm Tee!“

— Aus der Schule geplaudert. „Wenn Du no' amal so a schlechis Zeugnis aus der Schul' bringst, so schlag' i' Di' tot.“ — „Aber, Vater, i' kann ja nix dafür!“ — „Wieso!“ — Der Herr Lehrer hat gesagt, Du bist grad' so a Stodfisch wie Dein Vater, is ka Wunder, daß d' so an Esel bist.“



Rätselecke.

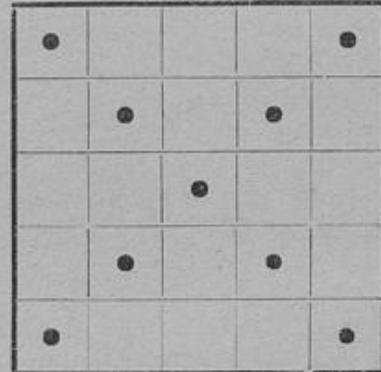


Berierbild.



Du Friß, laß das Nest in Ruß, dort kommt der Herr Lehrer.

Füll-Rätsel.



In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben A, B, C, D, E, E, E, E, E, I, L, M, M, O, P, R, R, R, K, S, U, W derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von nachfolgender Bedeutung bilden, während die beiden durch schwarze Felder bezeichneten Querreihen die Namen zweier deutscher Klüsse ergeben. — 1. Fragewort; 2. französischer Wein; 3. Blütenform; 4. bekannter Komponist; 5. Musikinstrument.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Haimburg — Hamburg.

Logograph: Heber — Heer.

Rebus: Spare in der Zeit, so hast du in der Not.



Nr. 23.

Sonntag, 7. Juni.

Jahrgang 1908.



Pfingstmorgen.

Wie ist's doch so eigen im dämm'rigen Wald,
Welch flüstern am schilfigen Weiher!
Grau über den Wassern der Nebel sich ballt;
Hoch flattert im Windzug sein Schleier.
Da flutet von Osten ein rosiges Licht
Durchs Dickicht der waldigen Räume;
Ein sonniges Glitzern die Stämme umflieht —
Es flieh'n die verworrenen Träume.

Im goldigen Glanz, mit belebender Kraft
Zerstreut nun die Sonne das Dunkel.
Dann schmückt sie manch Blümlein auf schaukelndem
Schaft,

Vom Nachttau benetzt, mit Karfunkel.
Und weiter und weiter im fliegenden Lauf
Umgaufelt sie Zweige und Blätter
Und fordert die lieben Waldbögelein auf
Zu frohem Fanfarengeschmetter.

Münster i. W.

O, welch ein Konzert im Laubdom ertönt!
Heut' weckt es ein Echo bei allen.
Drum läßt auch der Christ, mit der Gottheit verjöhnt,
Gar freudig sein Pfingstlied erschallen.
Dem Geiste der Liebe, der einstens gesandt
In feu'rigen Jungen zur Erde,
Damit, was die Allmacht des Ew'gen umspannt,
Ein Tempel des Heiligsten werde.

Zum Kirchlein da drunten im feiertagschmuck
Zieh'n gläubig am lächelnden Morgen
Viel Väter, befreit vom alltäglichen Druck;
Verbannt sind die irdischen Sorgen.
Kein Herz in dem friedlichen Tale, das heut'
Erstarrt und empfindungslos bliebe
Beim trauten, hochfestlichen Glockengeläut'
Zu Ehren des Gottes der Liebe!

Hermann Steinhäusen.

Swanahilde und Mephisto.

Von Franziska Brockmann, Düsseldorf.
(Nachdruck verboten.)

I.

Marta Mergen war eben eingetreten, um ihre Freundin Rita zum Spaziergange abzuholen.

Da schellte es. Die Post brachte eine Ansichtskarte. Fräulein Margarita Tiefental, S. . . .

„Woher?“ fragte Marga.

„Aus München.“

„Wen hast Du denn da?“

„Du, der irrt sich. Eine kleine Personenverwechslung. Da lies!“

Sie lasen belustigt: „Sehr geehrtes gnädiges Fräulein! Erfülle hiermit mein Versprechen und lasse die erste Karte los. Hoffentlich ist Ihnen der Petersberg und das Eis gut bekommen und Sie haben den letzten Wagen zur Bahn noch erreicht. Herzlichen Gruß gestattet sich — Mephisto.“

Am Rande stand noch in ganz kleinen, kaum leserlichen Lettern die Adresse des Absenders: Ernst Bankard, Dr. med., München.

Das war ja interessant. Die schöne Ansicht von dem Knollchen Fischerbrunnen auf dem Marienplatz wurde nur nebenher bewundert, das Hauptinteresse konzentrierte sich auf die Person des unbekanntes Absenders. „Wie der Mensch nur an meine Adresse kommt?“ meinte Rita. „Aber genau weiß er sie nicht; schau her, die Straßenbezeichnung fehlt.“

„Egal. Du kannst die Gelegenheit benutzen, Dein Kartenalbum zu bereichern,“ sagte die allzeit praktische Marga.

Ritas Natur zeigte einen starken Stich ins Romantische. Von diesem Gesichtspunkte aus gefiel ihr die Sache.

„Ich will ihm wenigstens eben zeigen, daß er einer Weiberlist zum Opfer gefallen ist. Das kann dieser Art Herren nicht schaden. — Die Sache ist mir ja klar. Der hat da bei einem Pfingstaussfluge auf dem Petersberge ein Mädel kennen gelernt, mit dem er nun ein bißchen spielen möchte. Es scheint ihm aber über zu sein, gibt ihm eine falsche Adresse an. Warum aber gerade die meine?“

So philosophierte Rita.

Und Herr Dr. med. Ernst Bankard bekam tags darauf eine Karte. Diese Worte standen darauf: „Herr, ich habe Babylon nie gesehen und weiß nicht, wo die Grube ist! — Uebrigens entbiete ich meinem Bruder in Apoll meinen Gruß. Swanahilde.“

Diesen Namen hatte Rita im vertrauten Kreise, und sie pflegte so ihre Karten zu unterzeichnen.

Dr. Bankard mußte nun entweder nicht verstanden haben, was Ritas Karte besagen sollte, oder aber es ging ihm ähnlich wie der unbekanntes Absenderin, es reizte ihn das Geheimnisvolle der Sache.

Schon am andern Tage sandte er folgenden dichterischen Erguß an Rita ab:

„Lange hab' ich mich besonnen,
Swanahild, was diese Stelle
(Offenbar doch aus der Bibel)
Sagen will, mir ward's nicht helle.
Aber da ich, wie mein Name
Anzeigt, alles nehm' „mephistisch“,
Hab' ich auch das fromme Sprüchlein
Aufgefakt sehr realistisch.
Daß Du Babylon, das alte,
Nie gesehn, ist sehr erklärlich,
Denn heut' heißt's Irak-Arabi,
Und die Reste sind sehr spärlich.
Der Vergleich mit Herrn Apollo
Gab mir wirklich große Ehren.
„Gruben“ gibt es viel bei Dortmund
Im Besitz von Aktionären.
Ist's so richtig? — Nun, ich hoff' es.
Sonst — in deutlicherem Bilde
Zeig' den Sinn mir armem Elmar,
Dunkle Drude, Swanahilde!“

Herzlichen Gruß Mephisto.

„Herrschaft, der hat was los! Der fängt an, mich zu interessieren. Ja, mit dem möchte ich mich ein bißchen messen,“ dachte Rita. „Einmal muß ich ihm sowieso noch antworten, er hat ja, scheint's, noch nicht begriffen.“ Rita wünschte nun aber auch, besser zu begreifen, und sie beschloß, ihn ein wenig zu reizen.

Sie schrieb ihm in Beibehaltung des von ihm gewählten Dreizehnlinden-Tones diese Karte.

„Elmar, Du bist krank, ich weiß es,
Schmerzlich krank an schlimmer Stelle.
Schweigst Du auch, ich kenne lange
Deines Weh's geheime Quelle.
(Weber, Dreizehnlinden.)

Sie, von der die Schwärmer jagen:
Diese ist es oder keine,
Pflingsten an dem Petersberge
Sahst Du sie, die Eine, Deine.

Doch ich bin es nicht gewesen.
Leider! möcht' ich fast bekennen,
Denn Du machst so nette Verse,
Könnst' Dich ebenbürtig nennen

Mir an Geist fast.) Nur ein gütig
Schicksal lenkte so die Dinge,
Daß die Drude Swanahilde,
Elmar, Dir Genesung bringe.

Nur der Name ist derselbe,
Elmar, aber nicht das Weien.
Wärst Du wirklich ein Mephisto,
Hätt'st die Wahrheit längst gelesen

Aus dem Bibelspruch dem frommen.
Und nun braut Dir eine Sude,
Elmar, daß gesund Du werdest,
Swanahild, die dunkle Drude.

Gruß.

Swanahilde.

Dr. Bankard in München dachte nach Empfang dieser Karte einen ganzen Tag darüber nach, daß es doch außerordentlich geheite Weiber gebe. Die Kleine da auf dem Petersberge, nein, die war nicht besonders klug. Aber nett war sie, ja, wirklich sehr nett. Ganz dazu geschaffen, ein paar süße Stunden zu bereiten! Na, falsch war sie ja auch gewesen, hatte ihm eine fremde Adresse angegeben! Das ist die Waffe der Schwachen. — Es soll ihr aber vergeben sein.

Swanahilde würde so etwas nie tun, dessen war er sicher. Aber — dieses Genre von Frauen war doch eigentlich unbedeutend. Er war kein Freund von klugen Frauen. Im „Ernstfalle“ mühte man doch sehr vorsichtig sein. Er lachte über den Ernstfall. Nein, an einen Ernstfall dachte die nicht. Die nicht! Der Gedanke gefiel ihm nun auch wieder nicht. Diese Swanahilde! Er hätte sie doch gar zu gern kennen gelernt.

Er merkte gar nicht, wie sehr sich seit der letzten Karte all sein Denken um Swanahilde drehte. Er war in hochgradig vergnügter Stimmung. So hatten seine Freunde ihn lange nicht mehr gesehen. Er neigte in letzter Zeit zur Melancholie, wohl die natürliche Reaktion vorhergegangenen Sichelns. Mit der Beantwortung von Ritas Karte hatte er es eilig. Er hatte großes Vertrauen zu ihr und konnte gar nicht anders als offen zu ihr sein. Er schrieb:

„Swanahild, auch Du kannst irren,
Kannst Dir nicht den Namen deuten.
Worin diabolisch bitter
Ich verberg' profanen Leuten.

Meine „Krankheit“. Ja, ich bin es
Zeit — doch was soll ich's Dir sagen!
Magst die grünen Nordseewellen,
Magst den „lae d' amour“ befragen!

Sieh, da ward ich ein „Mephisto“.
Kann nur mehr mephistisch lachen;
Frühling, Sonne, Jugend, Hoffnung
Können nicht mehr „Mensch“ mich machen.

Pürn' drum nicht, wenn auf dem Berge
Ich zu gut mein Ich versteckte,
Unbewußt in irgend jemand
Einen falschen Glauben weckte.

Bin ein wenig offen, fürcht' ich;
Doch ich hoff', Du wirst's verstehen,
Und dann — werden wir im Leben
Schwerlich uns ja noch mal sehen.

Vielen Dank für Deinen Willen,
Mir den Zauberrank zu brauen!
Könntest Du's, ich würd' Dich preisen,
Als die weiseste der Frauen.

Schluß! Auch so darf ich wohl hoffen,
Daß wir uns stets gut vertragen.
Des zum Reichen soll Dir dieses
Kärtchen viele Grüße sagen

von Mephisto."

Diesmal wartete Dr. Bankard vergebens auf Antwort. Doch nur eine Woche. Dann hielt er es nicht länger aus. In einfacher Prosa, aber recht herzlichen Tones sandte er seine Grüße an Rita und fragte: „Swanahilde, sind Sie böse?“

Swanahilde war nicht böse. Mephistos weilschmerzliche Karte hatte sie aber nachdenklich gemacht. Dieser „diabolisch bittere“ Mephisto hatte ja, wie es schien, buchstäblich „Menschenhäß aus der Fülle der Liebe“ getrunken! — Schade um soviel Geiß und Intelligenz! Das „Seelische“ an diesem Manne interessierte sie. Sie möchte ihm wohl helfen und ihn einem gesunden Lebensgenuß zurückgeben. — Aber solche Experimente sind gefährlich.

Rita fürchtete nicht für sich. Sie wählte sich gefeit gegen das, was man Liebe nennt. Aber sie hatte Mitleid mit ihm. Rita, Du kluges Weib! Weist Du denn nicht, daß das Mitleid oft der erste Pfeil von Amors Bogen ist?

Dr. Bankard bekam die ersehnte Antwort. Rita schrieb:

„Elmar, hat der blinde Schüze,
Denn so tief Dein Herz getroffen,
Daß die Wunde nie vernarbet,
Nimmer läßt Genesung hoffen?
Bist Mephisto Du geworden
Um ein Weib, das Dich verraten?
Laß den Schwächling so sich rächen,
Kalkenart gebietet Daten!
Kalkenart ist stolz und mutig,
Kalkenart hat starke Flügel!
Breite aus die mächtigen Schwingen,
Fliege zu der Wahrheit Hügel!
Frühling, Sonne, Jugend, Hoffnung
Werden bald Dich wieder laben;
Sieh, auch Swanahilde weinte,
Einst um einen Wendentnaben.
Elmar, Mut! Im Runenbuche
Hab' ich's deutlich jüngst gelesen:
Oh' auß' neu' die Weilschen sprechen,
Ist ein kranker Fall genesen.

Swanahilde.

Die Pseudo-Priesterin hatte recht gelesen. Schon jetzt — die Weilschen waren noch weit, weit — war der „kranke Fall“ in der Genesung begriffen. Seelisch natürlich. Swanahilde's Karte hatte ihn geradezu begeistert, und Begeisterung ist doch ein echt menschliches Ding, ist nichts Mephistophelisches.

Nur der Wendentnabe gab ihm zu denken. Wahrhaftig, er war eifersüchtig auf ihn! Und nun stand es fest bei ihm, er wollte Swanahilde persönlich kennen lernen, er mußte sie sehen! — Wenn er nur nicht gerade jetzt verreisen müßte! Er wollte zur Stärkung seiner abstrapazierten Nerven einen längeren Aufenthalt im Hochgebirge nehmen, und schon in drei Tagen ging's nach Tirol. Sein Vertreter kam morgen an, und er konnte aus verschiedenen Gründen die Reise nicht hinauschieben. So mußte er denn warten. Er teilte Rita seine bevorstehende Reise mit, dankte für ihr Schreiben und reiste ab. Auch Rita flog bald darauf in die Berge. „Swanahilde zieht sich für ein paar Wochen auf ihren Drudenstuhl auf der Fburg zurück. Von dort wird sie Ihnen mitteilen, was die Himmlischen ihr verkünden,“ so schrieb sie an Dr. Bankard. Von ihm bekam sie nun manche Karte, auch hier und da ein Briefchen. Ueberall, wo er Schönes sah, gedachte er ihrer, in hochachtungsvollster Ergebenheit sandte er ihr seine Grüße, aber — er dichtete nicht mehr. Merkwürdig, er konnte es nicht mehr. Das schrieb er Rita auch. Seine Prosa aber gefiel Rita nicht minder gut als seine Verse, und da ja der Stil der Mensch sein sollte, so hatte sie vom Herrn Dr. med. Ernst Bankard auch als Mensch die denkbar beste Meinung.

Leider sollte diese gute Meinung bald einen argen Stoß erhalten. Eine seltsame oder besser gesagt, eine „schwache“ Stunde sollte Mephistos Verhängnis werden.

Die köstliche Luft der Tiroler Berge im Verein mit ungehörtester Ruhe und — last not least — die wiederkehrende Heiterkeit, deren Quelle der geistige Verkehr mit Swanahilde war, hatten Dr. Bankards ursprüngliche gute Gesundheit ganz wiederhergestellt. Als er nach München zurückge-

lehrt war, wurde diese angenehme Tatsache im Kreise seiner zahlreichen Freunde gebührend gefeiert, und als die fidele Stimmung jenen Grad erreicht hatte, wo man seinen „Kuß der ganzen Welt“ bieten möchte, da — beging Ernst Bankard die ungläubliche Unvorsichtigkeit, an Rita eine Karte zu schreiben, an der sich seine sämtlichen Bechergenossen beteiligten.

Diese Karte muß wohl alle Zeichen der Morgenstunde, in der sie entstanden war, an sich getragen haben. Wie sie wirkte, das zeigt die Antwort, die ein paar Tage später eintraf:

„Lieber Elmar! Wir fangen an, einander zu langweilen. Darum schlage ich vor, jeder vor uns sucht sich eine andere Kurzweil. Viel Glück und günstige Winde zur Fahrt über den türckischen Ozean des Lebens wünscht Ihnen

Swanahilde, die dunkle Drude.“

2.

Vier Jahre später.

Im Osning war's. Eine kleine Gesellschaft von Damen und Herren stieg in heiterster Stimmung den Belmerstol hinab. Es waren Sommergäste des lieblichen Jyblles Leopoldstal, Leopoldstal! Dabin muß man gehen, wenn man bei der Allmutter Natur Ruhe, Frieden und Schönheit in vollen Zügen trinken will. Wer die intimen Reize des Osnings kennt, weiß das. Und unsere Gesellschaft wußte es, denn sie bestand ausnahmslos aus echten Kindern des Teutoburger Waldes. Wie weit auch das Schicksal sie in alle Welt zerstreut hatte, wie sehr verschieden sie auch nach Temperament, Neigung und Weltanschauung sein mochten, in einem Punkte waren sie alle gleich und eins, und das war die tiefe, unzerstörbare Liebe zu ihrer gemeinsamen Heimat, zum Teutoburger Walde. Diese Liebe war der feste Kitt, der sie verband, und alljährlich um die Zeit, da man den Staub der Stadt von den Füßen schüttelt, um zum Wanderstab zu grei-



Die bekannte Hamburger Volksdichterin Marielen Timmermann feierte das Jubiläum ihrer goldenen Hochzeit.

fen, zwang es die Ganguosfen zu dieser gemeinsamen Heimat hin mit jener unwiderstehlichen Sehnsucht, die den Vogel, wenn seine Zeit kommt, über's Meer treibt.

In diesem Jahre hatte man sich in Leopoldstal zusammengefunden, und heute war der geliebte alte Belmerstot bestiegen worden. Die Sonne brannte energisch, doch der Wald gab kühlen Schatten und oben auf der freien Höhe, da wehte eine Gebirgsluft von seltener Reinheit. Und was die Stimmung angeht, braucht man sie zu schildern, wenn Jugend, Gesundheit und Freiheit das Szepter führt? O selige, glückliche Zeit!

Ein Paar ist hinter den andern etwas zurückgeblieben. Es ist Rita Tiefental und der Dr. rer. pol. Hermann Gainer. Sie hatten sich seit Jahren nicht gesehen, da Hermann studienhalber im Auslande gewesen war; und da gemeinsam verlebte Kinderjahre sie in ein freundschaftliches Verhältnis gebracht hatten, so gab es nun allerlei zu fragen und zu erzählen. Hermann erkundigte sich nach Ritas Bruder Theobald, seinem Schulkameraden, mit dem er zu so manchem mutwilligen Knabenstreich gemeinsame Sache gemacht hatte. Bald kam man in Feldrom an, wo in einem Wirthshause ein ländliches Schinkenbutterbrot verzehrt wurde. Hermann Gainer schlug vor, an Theobald Tiefental eine Karte zu senden. Es geschah, und während die Karte zur Unterfchrift



Prinzessin Anna Monika Pia mit ihren Schwestern Margarete (links) und Maria Alix (rechts).

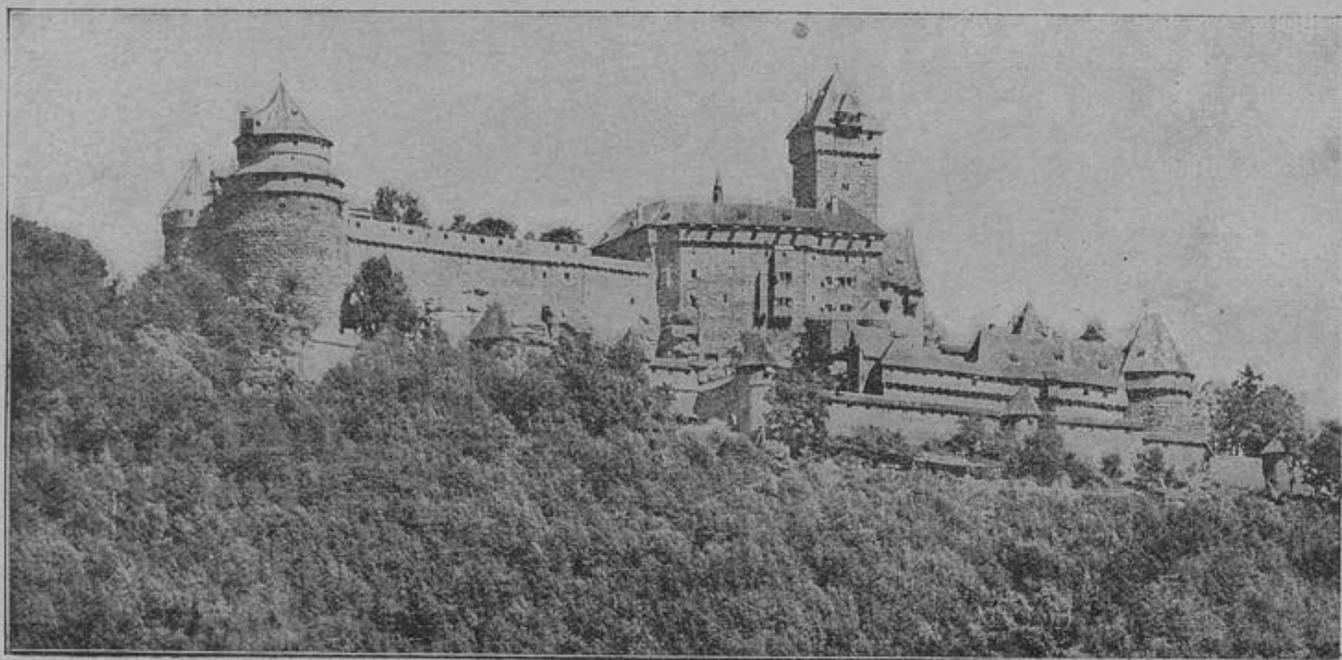
von Hand in Hand ging, bemerkte Hermann, daß Rita als „Swanahilde“ die Karte unterzeichnete. Dieser Name rief augenblicklich eine ganze Reihe von Gedanken und Erinnerungen in ihm wach. War nicht Rita Lehrerin in S.? Hatte nicht sein Freund Ernst Bankard diese Stadt erwähnt, als er ihm die romantische Geschichte seiner kurzen platonischen Liebe zu einer gewissen Swanahilde erzählte? Dieser platonischen Liebe mit dem tragischen Ende?

Wahrhaftig, Rita ist Ernst's Swanahilde!

Das ist ja eine famose Entdeckung! Aber wie soll er's herausfinden, daß sie es wirklich ist? Ach was! Westfalenart geht gerade Wege. Er will sie ganz einfach darnach fragen. Gleich auf dem Heimwege wird's gemacht. Und wenn sie es ist, Ernst, dann werde ich dir einen Dienst erweisen!

Eine halbe Stunde später geht er an ihrer Seite — ein wenig abseits von den andern — den Heidehügel hinan.

Es ist doch nicht so einfach, das Fragen. Diese Rita hat etwas so — so — ja, wie soll er es nur ausdrücken, was sie an sich hat? Es ist so etwas Undefinierbares. So lebhaft und lustig sie auch ist, mit einer Frage nach persönlichen Angelegenheiten wagt man sich nicht so leicht an sie heran. Und als sie am Abend in Leopoldstal anlangten, hatte Hermann Gainer nichts in Erfahrung gebracht, denn er hatte nichts gefragt.



Gesamtansicht der Hohenkönigsburg bei Schleifstadt im Elsass nach ihrer Wiederherstellung durch den Berliner Architekten Vobo Ehardt.

Und nun geht der gerade Westfale einen krummen Weg. Noch am nämlichen Abend ging ein Brief an Dr. Ernst Bankard in München ab, worin es hieß: „Ich glaube, deine Swanahilde ist hier. Komm unverzüglich her. Bis zur Station A . . . fahre ich dir entgegen, wir können dann einen Selbstzugplan entwerfen. Sollte „sie“ es nicht sein, nun, so hast du eben dein Sommerzelt einmal im Teutoburger Walde aufgeschlagen. Ich erwarte umgehend Nachricht, nicht ob, sondern wann du kommst!“

Vier Tage später fuhr Hermann Hainer nach A., seinem Freunde entgegen. Hermann teilte nun Ernst mit, worauf er seine Vermutung gründete, und Ernst zweifelte nicht mehr daran, daß er nun Swanahilde kennen lernen werde.

Selbstverständlich müßte er unter falscher Flagge segeln, denn anders würde er ihr nicht unter die Augen treten.

Wie oft hat er sich nach ihr gesehnt in den vier Jahren! Nach Empfang ihrer letzten Karte war es ihm klar geworden, wie glücklich er in diesem seelischen Verkehr mit ihr gewesen war, das war etwas anderes als alle die Liebeleien mit den kleinen Münchener Mädeln.

Ja, so gar die Gine, die ihm den Glauben an Gott und alles Gute geraubt hatte, wick mit ihrem unseligen Andenken vor Swanahilde aus seiner Erinnerung. Er hatte Swana-

hilde festzubalten, sie sich zu erringen gehofft, tief, tief im geheimsten Winkel seines Herzens hatte dieser Gedanke geschlummert.

Und da ging der schöne Traum zu Ende durch seine Schuld.

Sie hatte ja so recht gehabt mit ihren unbarmherzigen, stolzen Worten. Wie hatte er sich geschämt! Was er geschrieben hatte auf jene unselige Karte, er wußte es nicht, aber ihre Antwort sagte ihm ja genug. Er hat gebüßt in den vier Jahren, wenn anders Neue Buße ist.

Ernst wird der kleinen Gesellschaft in Leopoldstal als Dr. Ilgen aus München vorgestellt. Als Hainers Freund wird er natürlich mit Herzlichkeit in den Kreis aufgenommen, und da er, wenn er will, bedeutendes gesellschaftliches Talent entwickeln kann, so ist er rasch beliebt. Täglich geht es hinaus in den Wald, stundenweit. Aber in der allgemeinen Fröhlichkeit vergißt er keinen Augenblick, warum er hier ist. Ist es denn nicht wunderbar genug, daß er bei Swanahilde ist? Er glaubt zu träumen, und wohl zwanzigmal im Tage fragt er sich, ob dies alles Wirklichkeit sei.

Das also ist Swanahilde! Er malt sich immer wieder den Augenblick aus, wo er sie zum ersten Male sah. Groß und ernst, wie prüfend sah sie ihn einen Augenblick an (sein echter Drudenblick! sagte sich Ernst), dann, gleich als ob die Muste-

zung zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen sei, reichte sie ihm mit herzlicher Freundschaft die Hand.

Groß ist sie, schlant und dunkel. So ungefähr hatte er sie sich vorgestellt. In der Unterhaltung ist sie ungezwungen fröhlich, manchmal schalkhaft und übermütig und außerordentlich angenehm berührt ihn ihre schlichte Art.

„Wahrlich, wenn alle klugen Frauen eine so angenehme einfache Art haben, so möchte ich wissen, warum man sie unbequem nennt,“ dachte Ernst.

„Wie gefällt Ihnen unser Teutoburger Wald, Herr Doktor?“ fragte Rita ihn, als sie am zweiten Tage nach seiner Ankunft den Externsteinen zuschritten.

„O gnädiges Fräulein,“ antwortete Ernst mit ehrlicher Begeisterung, „ganz außerordentlich! Sie glauben nicht, wie sehr ich mich hier wohlfühle.“ Rita verstand den Doppelsinn dieser Worte nicht.

„Heute werden Sie nun unsere Glanznummer kennen lernen,“ fuhr Rita fort. „Eine unserer Glanznummern,“ verbesserte Hainer, der eben hinzukam.

„Ich glaube,“ sagte Ernst, „der Teutoburger Wald hat nur Glanznummern. Ich begreife, daß man eine solche Heimat nie und über nichts in der Welt vergessen kann.“

„Ist Ihre Heimat weniger schön?“ fragte Rita.



Fringssten.

„Mit einem Anfluge von Traurigkeit antwortete Ernst: „Mir ist ihr Bild getrübt.“

„Er hat Trauriges erlebt,“ dachte Rita, „vielleicht eine traurige Jugend.“ Und der Gedanke gewann ihm sofort Ritas Teilnahme. Sie war ein echtes Weib.

„Kennen Sie die Sage vom Teufel an den Externsteinen?“ fragte sie weiter. Und als er verneinte und sie bat, ihm die Sage zu erzählen, tat sie es gleich. Und wie gern hörte er zu! Er hätte sie mögen immer reden hören. Ihm war, als ob er sie schon lange kenne, so vertraut war sie ihm. Und er mußte sehr auf seiner Hut sein, ein paarmal war er nahe daran, sie Swanahilde anzureden. O, wenn sie wüßte!

Von der romantischen Schönheit der Externsteine war Dr. Ilgen — wie Ernst nun hieß — überrascht wie jeder, der sie zum ersten Male sieht. Er erklärte, im nächsten Sommer diesen entzückenden Erdenwinkel wieder aufsuchen zu wollen.

„Ja, Herr Doktor“ sagte Rita, „tun Sie das. Wir kommen auch alle wieder her. Nirgendwo auf der Welt ist es so schön wie hier. Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet“ zitierte sie leuchtenden Auges den alten Heiden.

„O weh,“ sagte in komischem Entsetzen Dr. Ilgen, „gnädiges Fräulein, Sie treiben Latein!“

„Ja, zu meinem Vergnügen. Aber warum sagen Sie — o weh?“

„Die tut noch viel Schlimmeres,“ sagte Hermann Hainer. „Was ist denn das?“ fragte Ernst.

„Sie dichtet!“
Alle lachten, Rita mit. Ernst aber dachte: „Das weiß keiner besser als ich.“

„Sie müssen mir noch Ihr „O weh“ erklären, Herr Doktor,“ beharrte Rita.

„Muß ich? Dann bitte ich nur um Aufschub, gnädiges Fräulein. Es könnte eine schwierige Debatte geben, die uns den Vollgenuß dieser zauberisch schönen Welt hier beeinträchtigen würde. Und das wäre schade.“

„Einverstanden“ erklärte Rita, „aber geschenkt wird's Ihnen nicht.“

Von den Externsteinen ging's weiter zum Hermannsdenkmal. Doktor Ilgen war Ritas treuester Ritter. Es fiel ihm gar nicht ein, sein Interesse für sie zu verbergen. Hermann widmete sich mehr der übrigen Gesellschaft, die mit stillem Vergnügen die zarte Verehrung sah, die Doktor Ilgen Rita weihte.

Wenn man hoch oben auf dem mächtigen Unterbau des Hermannsdenkmals steht und auf die anscheinend endlos sich dehrenden Walduppen des Teutoburger Waldes hinabschaut, so redet man nicht. Ein „Ah“ des Entzückens ist alles. Was soll man auch sagen! angefichts solcher unbeschreiblichen Schönheit, für die es wohl volles, tiefes Empfinden, aber keine Worte gibt!

Ernst Ilgen drückte Rita stumm die Hand und sah ihr glücklich ins leuchtende Auge. Er war froh, so recht innerlich froh, ihm war, als ob Rita Tiefental schon sein eigen wäre. Und Rita? Das starke, selbstbewußte Westfalenmädchen mit dem herben Wesen gab sich willenlos dem Zauber hin, den Ernsts Persönlichkeit auf sie ausübte.

Es muß wohl wahr sein, was Emerson sagt, daß zwei Seelen, welche für einander bestimmt sind, unfehlbar sich finden. Mag eine Welt sie trennen, eines Tages werden sie sich begegnen.

Rita hatte im Verkehr mit Ernst das Gefühl, als ob ein Traum vergangener Zeiten Gestalt angenommen habe. Wann und wo sie ihn geträumt, sie wußte es nicht zu sagen, aber das stand für sie fest, sie fühlte in Ernsts Wesen etwas ihrem tiefsten Innern Verwandtes, das sie wie bekanntes Glück anwehte. (Schluß folgt.)



Das Eisene Kreuz.

das Johanna Stegen, dem Heldenmädchen von Lüneburg, für ihre Aufopferung in dem Gefecht von Lüneburg am 2. April 1813 von Prinzessin Marianne von Preußen verliehen wurde.

Sommerfrische Dabeim.

Von Hans Gisbert.

(Nachdruck verboten.)

Wer wußte früher in der gemüthlichen alten Zeit etwas von der Nothwendigkeit, während oder nach den heißen Tagen seinen Nerven Ausspannung, seinem Geiste Ausruhen, seinem Körper Erholung zu gönnen? Aber heute sehnt der wohlhabende Bewohner der Großstädte sich nach Ruhe, sein Geschäft, sein Amt, seinen Beruf auf kurze Zeit bei Seite setzen oder bewährten Händen anvertrauen zu können, und das hat so ansteckend auf die Kleinen und Mittelstädte gewirkt, daß es auch dort sozusagen zum guten Ton gehört, im Sommer hinauszueilten, um sich im Seebad, im Hochgebirge oder in ferniger Waldluft zu erholen.

Für den Wohlhabenden, der eine Sommerfrische sucht, ist die Auswahl groß genug. Die Welt ist weit und schön und bietet jedem Geschmack, jeder Neigung etwas Passendes. Und wem es an dem ausgewählten Orte nicht, wie erwartet, gefällt, der schnürt sein Bündel und versucht es anderswo. So leicht wird es dem Minderbegüterten oder demjenigen, der aus irgend einer Ursache unabkömmlich ist, nicht, sich die nötige Ausspannung zu gönnen, und doch kann er dasselbe erreichen, wenn die feste Absicht dazu vorhanden und die Energie, sie auch konsequent durchzuführen.

Besonders dem Rheinländer, der durch den herrlichen Strom und seine blühenden Ufer vor den Bewohnern anderer Großstädte bevorzugt ist, wird es verhältnismäßig leicht gemacht, die Sommerfrische zu entbehren und sich dabeim zu erholen, auch ohne weite Reise oder große Kosten. Schon eine regelmäßig durchgeführte Promenade in der Frühe des Morgens oder in der Kühle des Abends erhält dem Körper die Spannkraft der Nerven und kühlt ihn, um den Einwirkungen der Hitze, des Strahlenlärms, den eine große Stadt mit ihrem lebhaften Verkehr, mit dem Gesurr der elektrischen Bahnen, dem Löff-Pöf der Motore, mit all' dem modernen hastigen Treiben im Zeitalter der Elektrizität und des Telephons nun einmal mit sich bringt, besser widerstehen zu können. Gewiß gibt es auch in den Großstädten genug ruhige Straßen, wohin der Lärm der Geschäftsviertel nicht dringt; aber der ganze Zuschnitt unseres Lebens mit seinen mancherlei Ansprüchen, die unsere Mitvorderen nicht kannten, zehrt an Nervenkräften, die von Hause aus nicht ganz besonders fest sind.

Von diesem Gesichtspunkte aus werden heutzutage alle Zweige des Sports befürwortet und begünstigt. Für Herren Ruder- oder Segelsport; für Männlein wie Weiblein das Baden im Fluß und das Schwimmen, das beides seine erfrischende stählende Wirkung nicht verfehlen wird, wenn der Aufenthalt im Wasser und die körperliche Anstrengung nicht über Gebühr ausgedehnt werden. Auch das Tennisspiel hat seine vielen Anhänger und wird sogar ärztlicherseits empfohlen; die körperliche Anstrengung in der frischen Luft, bei der hohe Abzüge und enge Schnürleiber strenge verpönt sind, hat besonders für Menschen mit sitzender Lebensweise große Vorzüge; nur darf es nicht übertrieben werden, wie dies zurzeit der Turniere häufig geschieht. Eine solch' übermäßige Kraft-Anstrengung, zuweilen unter glühender Sonne, kann nur nachtheilig, statt vorteilhaft wirken, und es ist töricht, einem kleinen Ehrgeiz zuliebe seine Gesundheit auf's Spiel zu setzen. Ich habe selbst zwei traurige Fälle von Ueberanstrengung beim Tennis-Trainieren, die ja auch bei uns häufig sehr leidenschaftlich ausgekämpft werden, erlebt. Das eine Mal war ein junger Mann das Opfer, der — sehr stark und vermutlich herzleidend — ganz plötzlich mit zum Schlag erhobenen Racket, von einem Herzschlag getödtet wurde, das andere Mal eine junge Dame, die sich durch einen unglücklichen Fall während des Spiels eine Blinddarmentzündung zuzog, an deren Folgen sie in einigen Tagen starb. Warnung genug, um das schöne und gesundheitsfördernde Spiel nicht zu leidenschaftlich zu betreiben!

Aber auch andere Gründe verhindern viele Freundinnen des Sports, daran teilzunehmen; einmal sind viele durch ihren Beruf festgehalten oder haben im Hause zuviel zu tun; andererseits stellt er doch immerhin gewisse Ansprüche an die Börse, die für manche doch noch zu hoch sind. In diesem Falle sollte eine Mutter aber immerhin darauf achten, daß die Töchter täglich, je nach der zur Verfügung stehenden Zeit, eine Ausspannung irgend welcher Art haben. Wald und Feld und die herrlichen Höhen bieten ja die herrlichste Gelegenheit zu einer täglichen Promenade und wer täglich seinen Nerven eine angemessene Erholung gönnt,

kommt nicht in die traurige Lage, sie sich gönnen zu müssen. Vorbeugen ist auch hier viel leichter als heilen.

Um aber den Charakter einer Kur zu tragen, muß eine solche Ausspannung längere Zeit hindurch regelmäßig fortgesetzt werden, ohne Rücksicht auf das Wetter oder die häuslichen Angelegenheiten. Wenn es z. B. des Hausvaters oder eines Kindes Gesundheit gilt, darf die Gattin oder Mutter nicht schwerfällig sein, muß lieber einmal die große Wäsche herausgeben oder die Haushaltsordnung etwas anders führen.

Eine mir befreundete junge Frau machte sechs Wochen lang täglich mit ihrem sehr nervösen, aber im Geschäft unablässigen Gatten einen abendlichen Ausflug nach einem benachbarten Dorfe, wo sie ganz einfach und bescheiden ein nahrhaftes Abendbrot zu sich nahmen; ein paar Eier, ein Glas süße oder ein Teller saure Milch, Schinken oder kalten Braten, was es eben gab. Nachdem sie gerastet, machten sie in der Kühle der Nacht den Heimweg. Die angemessene körperliche Bewegung in der frischen Luft übte einen solch' wohlthätigen Einfluß auf die überreizten Nerven des jungen Mannes, daß er — nicht nur geistig ermüdet — den wohlthätigen Schlummer fand, der sein Lager so lange gemieden hatte.

Andere geistig Ueberanstrengte, die in der glücklichen Lage sind, einen Garten zu haben, graben, harken, pflanzen nach dem Goethe'schen Rezept; andere haben Holz, um dadurch die dem Körper fehlende gesundheitsfördernde Tätigkeit zu ersetzen. Wasserfahrten werden als besonders nutzbringend empfohlen; manche Nervenleidende mieten sich auf den flußab- und aufwärtsfahrenden Dampfern ein und genießen so in köstlicher, frischer, staubfreier Wasserluft fast die Vorzüge eines Seebades. Nur muß jedes derartige Beginnen auch konsequent durchgeführt werden; wenn wir uns für teures Geld irgendwo im Wald oder auf dem Lande eingemietet haben, müssen wie ja auch mit der Witterung vorlieb nehmen und haben nachher doch eine günstige Wirkung der Kur zu verzeichnen. Sehr nachahmenswert ist auch das Beispiel einer jungen Mutter, die, in kleinen Verhältnissen lebend, doch ihrem tränklichen Söhnchen die Wirkungen einer Kur zukommen lassen sollte. Allmorgendlich in der Kühle des Tages wandelte sie mit ihrem Söhnchen zu einem nicht weit entfernten Punkt im Walde in der Nähe einer Schutzhütte, im Beutel Milch, Vesperbrot und Nahrung. Oben wurde eine Hängematte unter schattigen Bäumen aufgespannt, in der der Kranke sich ausruhen konnte, während die Mutter nähte oder einmal zur Abwechslung vorlas. Zur Mittagszeit brachte das Dienstmädchen im dazu eingerichteten Tragkorb das Mittagsbrot herauf und kochte den Kaffee für die kleine Familie, denen sich an freien Nachmittagen auch der Hausherr zugesellte. War es einmal rauhere Luft oder begann es zu regnen, so bot die nahe Schutzhütte Zuflucht und erst spät gegen Abend kehrte man zurück. Es war ein großes Opfer für die junge Frau und auch für den Vater, der seine Lieben so viel entbehren mußte, und auch vielleicht manches von seiner häuslichen Behaglichkeit; aber er wurde reich entschädigt durch das blühende Aussehen und die gestärkte Gesundheit seiner beiden Sommerfrischler.

So findet sich wohl für jeden Gelegenheit zu der ersehnten Erholung; es gehört nur Energie und Konsequenz dazu, das Begonnene längere Zeit durchzuführen. Viel Glück, allen denen, die es versuchen wollen.

Wie es im Lande der Zwerge ist.

So ist es im Lande der Zwerge:
Ameisenhaufen sind die Berge,
Das Sandtorn ist ein Felsenstück,
Der Seidenfaden ist ein Strich,
Die Nadel ist da eine Stange,
Ein Würmchen ist da eine Schlange,
Als Elefant gilt da die Maus,
Der Fingerhut ist da ein Haus,
Die Fenster sind wie Nadelöhre,
Ein Glas voll Wasser wird zum Meere,
Der dickste Baum ist dünn wie ein Haar,
Ein Augenblick ist da ein Jahr.



Nützliches fürs Haus.



Mayonnaise von Kalbfleisch. 1/2—3/4 Kilo gedünstetes oder gebratenes Kalbsfriccanbeanz wird erkaltet in Scheiben geschnitten, auf eine kleine ovale Bratenschüssel schuppenartig übereinander gelegt, 1/2 Liter kalte Dellsauce darüber gegossen und mit Salatherzchen, Endivien, harten geschnittenen Eiern, geschnittenem, ausgestochenem oder gehacktem Aspik in verschiedenen Farben, Judenkirichen, Kapern, Perlzwiebeln, Oliven, Mixed-pickles, je nachdem was man gerade zur Hand hat, in hübscher Abwechslung garniert und 1/2 Liter der Dellsauce in einer Saucenschale dazu gegeben. — Eine schöne Garnitur ist folgende: kleine Zweige Krauspetersilie werden am Stiel mit einem Häufchen gehacktem roten Aspik bebedt und in die Mitte desselben eine ganz kleine Perlzwiebel gelegt, oder man verwendet weißes, gehacktes Aspik und legt eine Kaper oder Judenkiriche hinein. Man kann diese Französisch aneinander reihen oder in einzelnen Sträußchen das Fleisch damit belegen.

— **Steinpilzsuppe.** Eine gute Portion Steinpilze, gut gewaschen, abgebrüht, werden klein würfelig geschnitten, Mehl in Butter gebräunt und die Pilze darin weich gedämpft, Salz dazu, etwas Pfeffer, wenn beliebt, gewiegte Petersilie, und heißes Wasser allmählich zugegossen. Wenn nötig, etwas Fleischextrakt, bei genügender Portion Pilze ist die Suppe ohnedies kräftig genug.

— **Suppe von jungen Gemüsen.** Hierzu wird ein Stück Nieren- oder gutes Bratenfett kochend heiß und soviel Mehl darin gelb gemacht, als die gewünschte Portion Suppe es erfordert. Dann wird hinreichend Knochenbrühe oder Wasser hinzugerührt. Wenn es kocht, werden reichlich ausgekostete, frische Erbsen nebst einigen klein geschnittenen, jungen Wurzeln hineingetan, beides sehr weich gekocht, Salz und zuletzt fein geschnittene Petersilienblätter durchgerührt. Unterdessen kochte man in wenig gesalzenem Wasser vorher bereitete Fleischklößchen. Diese werden nur eben solange gekocht, bis sie inwendig nicht mehr rot sind, dann sofort mit der Brühe in die dickliche Suppe gegeben und rasch angerichtet.



Für die Kinderwelt.



Höflichkeitsprüche.

Wer auf dem Kopf hat einen Hut,
Dem steht er noch einmal so gut,
Wenn er ihn oft herunter tut.

Wer seine Müß' trägt auf dem Kopf,
Wie angewachsen auf dem Schopf,
Der heißt mit Recht ein grober Knopf.

Die Buben haben meistens Knappen,
Das ist ihr Schild und auch ihr Wappen.
Das Wappen prägt das Sprüchlein ein:
Ihr Buben: sollt hübsch höflich sein.



Ewig jung
Bleibt ein Gesicht mit weichem rosigem Teint, garter sammetweicher Haut sowie ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man die echte
Steckenpferd-Lillenmilch-Seife
von Bergmann & Co., Badseel, 1 Stück 50 Pf. überall zu haben

Unsere Bilder.

— **Hohkönigsburg** (Bild Seite 180). Die am 13. Mai eingeweihte Hohkönigsburg bei Schlettstadt im Elsaß ist seit dem 4. Mai 1899 durch Schenkung seitens der Stadt Schlettstadt Eigentum des deutschen Kaisers. Da die gewaltige Burgruine noch gut erhalten und die schönste aller elsaßischen Ruinen war, suchte man sie unter Anwendung von Millionen wieder in ihrer alten Pracht herzustellen. Die Ausführung des Restaurierungsplanes durch den Berliner Architekten Hodo Ebhardt hat einschließlich der Vorarbeiten und Studien beinahe 9 Jahre erfordert. Die Kosten sind dementsprechend. Trotzdem ist man nicht allseits mit der neuerstandenen Burg zu frieden, da sie der alten nicht in allen Stücken entspreche, wie denn auch der Oberbau des Turmes früher rund gewesen sei.

Zur Unterhaltung.

— **Teures Vergnügen.** Komponist: Ich habe soeben eine größere Komposition vollendet. — Kritiker: Wo erscheint sie denn? — Komponist: Ich lasse alle meine Werke auf eigene Kosten drucken. — Kritiker: Hören Sie mal, ich fürchte, Sie komponieren über Ihre Verhältnisse!

— **Während der Einquartierung.** Bäuerin (entsetzt zu ihrem Mann): Du Alter, a betrunken'r Soldat hat sich auf's Stroh schlafen g'legt! — Bauer: Laß ihn doch liegen! — Bäuerin: Ja, aber im Stroh san zehn Schock Eier drinn!

— **Ein echter Jurist.** Der Referendar Rechtshuber, ein eingeseischter Jurist, hat eines Tages das Unglück, beim Verzehren eines Schnitzels im Restaurant einen Knochen in den Hals zu bekommen. Umstehende Gäste, die ihn um Hilfe rufen hören, leisten ihm den nächsten Beistand, während der Wirt das geöffnete daliegende Notizbuch, in welches man den Unglücklichen noch ganz zuletzt hat schreiben sehen, an sich nimmt. Zu seinem Erstaunen aber findet er in demselben, anstatt etwaiger letzter Grüße an Verwandte, folgende Notiz: Wirt mit bestem Erfolg auf Vorschlag zu verklagen, da Schnitzel normalerweise keine Knochen enthalten dürfen.

— **Bequeme Korrespondenz.** Der junge R. schreibt der Ausgewählten seines Herzens einen Brief, der wörtlich aus einem Briefsteller für Liebende entnommen ist. Die junge Dame besitzt zufällig denselben Briefsteller und schreibt daher ganz kurz an R. zurück: „Ihre lieben Beilen habe ich erhalten. Die Antwort finden Sie auf Seite 270.“

— **Aus der Schule.** Lehrer: Was sagt Schiller von der Hausfrau? — Schüler: Wehe, wenn sie losgelassen!

— **Rücksichtsvoll.** Bettler (auf einem frequenten Plage zu einem vorübergehenden Herrn, von welchem er kein Almosen erhalten): Danke tausendmal. — Herr: Warum bedanken Sie sich, ich habe Ihnen doch nichts geschenkt? — Bettler: Ich wollte Sie nur vor den anderen Herrschaften nicht blamieren.

— **Erinnerung.** Erster Kommiss (im Streite zum andern): Und Sie, Sie sind der dümmste Kerl, den ich je gesehen habe! — Chef (beschwichtigend dazwischen tretend): Aber, ich bitte Sie, doch meine Anwesenheit nicht zu vergessen!

— **Ein verträumter Jüngling.** Junge Dame: Denken Sie nur, Fräulein Lilli, Ihr Bruder hat mir gestern einen Heiratsantrag gemacht. — Fräulein Lilli: Schon möglich, er hat die Angewohnheit, im Schlaf zu sprechen.

— **Verfrühte Frage.** Dame: Nun, Herr Doktor, welches Bad werden Sie mir dies Jahr empfehlen? — Arzt: Kann ich noch nicht sagen, meine Gnädigste, habe meine Arrangements noch mit keinem Badeort getroffen.

— **Alles schon dagewesen.** In einer Gesellschaft verfiel ein alter, grämlicher Herr den Grundsat: „Alles schon dagewesen“. Ein flotter Student opponiert ihm: „Ich will Ihnen hundert Dinge bezeichnen, die zur Zeit ihres ersten Auftretens absolut neu waren. Was wollen Sie z. B. erwidern, wenn ich Ihnen die Großtat eines Columbus erwähne, der Amerika für uns aufschloß?“ — „Alles schon dagewesen!“ sagte der Alte geringschätzig. — „Wie so, Sie gefallen sich wirklich in Paradoxen!“ — „Durchaus nicht! Wäre diese sogenannte „Neue Welt“ nicht schon dagewesen, wie hätte Columbus sie entdecken können?“

Rätselecke.

Begerbild.



Da geht ja ein Mann, der wird mir den Weg zeigen.

Logogriph.

Mit B ist es mit uns verwandt,
Doch auch in der Chemie bekannt.
Mit H kennt man es weit und breit.
Als treffend Bild der Furchtsamkeit,
Auch sieht man es manchmal im Siben
Kosierlich seine Köffel spizen.
Mit N hat es, obgleich ein Hügel,
Doch Wurzel, Spitze und auch Flügel.
Mit V ein Luxusgegenstand,
Wird es gefüllt von schöner Hand.
Doch das mit O im fernen Süden
Beut Buflucht oft dem Wander müden.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Füllrätsel: Warum, Meoc, Nisse, Weber, Leier. — Wefer — Mosel.

Rebus: Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Dillfelder Tageblatt, G. m. b. H., beide in Dillfeld.



Swanabilde und Mephisto.

Von Franziska Brockmann, Düsseldorf.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Sie wußte ja nicht, daß vor Jahren wirklich schon die Brücke von Seele zu Seele geschlagen worden war.

Traumberloren fuhr sie wie lieblos mit der Hand über ein Sträußchen wilder Blumen in ihrem Gürtel, das Doktor Ilgen für sie gesüßt hatte.

In dem Restaurant, das auf der Grotenburg ein wenig abseits vom Denkmal liegt, hatte Hermann eine „kalte Ente“ angefetzt. Die Gläser klangen und Ernst Ilgen brachte in begeisterten Worten ein Hoch auf die alten Sachsen aus.

In später Stunde ging's auf den Heimweg. Die milde Abendluft, die friedliche Waldesstille und die tausend Flüsterstimmen der träumenden Natur woben das letzte Bild für die Erinnerung an diesen poesieverklärten Tag.

Am Nachmittag des folgenden Tages sollte Dr. Ilgen den Belmerstot sehen, so war beschlossen worden. Den Vormittag wurde getrennt marschiert.

Rita lag lesend in einer Hängematte im Walde unweit des Hauses. Da Ernsts Anwesenheit hier nur den einen Zweck hatte, Rita zu gewinnen, so war er natürlich bald zur Stelle.

„Darf man erfahren, gnädiges Fräulein, was Sie da lesen?“

„Sped, Zwei Seelen.“

„Darf ich Ihnen vorlesen? Wir gewinnen ja beide dabei: Auch ichönen Sie Ihre Augen, Ihre schönen Augen, so wollte er sagen, doch Rita war nicht das Weib, dem man solche Dinge sagt, und ich lerne das Buch kennen.“

„Doch nicht, danke! Zum Vorlesen ist es nicht die geeignete Lektüre, zu ernst, zu traurig. Auch bin ich gleich damit fertig. Wenn das Buch Sie aber so sehr in-

teressiert, so nehmen Sie es, bitte, mit, und lesen es daheim. Es ist etwas außerordentlich Gutes.“

„Da Sie es mir empfehlen, werde ich es mit Interesse lesen.“ sagte Ernst. Auf Ritas Veranlassung notierte er sich ihre Adresse — die ihm so wohl bekannte — zwecks Rücksendung des Buches.

Sie sah auf das Geschriebene, und heiß wallte ihr das Blut zum Herzen. Die Schrift kannte sie! Unter tausend Handschriften würde sie sie erkannt haben!

Mephisto!

München, Arzt Hermann nannte ihn Ernst. Das stimmt. Nur der Familienname nicht. Wie der Blitz, so schnell schossen diese Gedanken durch ihren Sinn. Sie beugte sich zur Seite und machte sich zu schaffen, um Zeit zu gewinnen, sich zu fassen. Doktor Ilgen merkte nichts.

Wieder quoll es in Rita warm empor.

Sie schlug eine kleine Wanderung in den Wald vor. Neugierlich war sie ganz ruhig, ihr Herz aber jubelte. Die kleine List verzicht sie gern, bewies doch gerade sie Doktor Bankards Zerknirschung über seinen damaligen faux pas.

Ernst fiel bei dieser Morgenwanderung Ritas überwandelnde Laune auf, er war ganz in ihrem Banne.

„Warum sind Sie ein Gegner des Frauenstudiums, Herr Doktor Ilgen?“ fragte Rita, den Namen Ilgen mit Nachdruck sprechend.

„Wer sagt denn, daß ich es bin?“

„Sind Sie es nicht?“

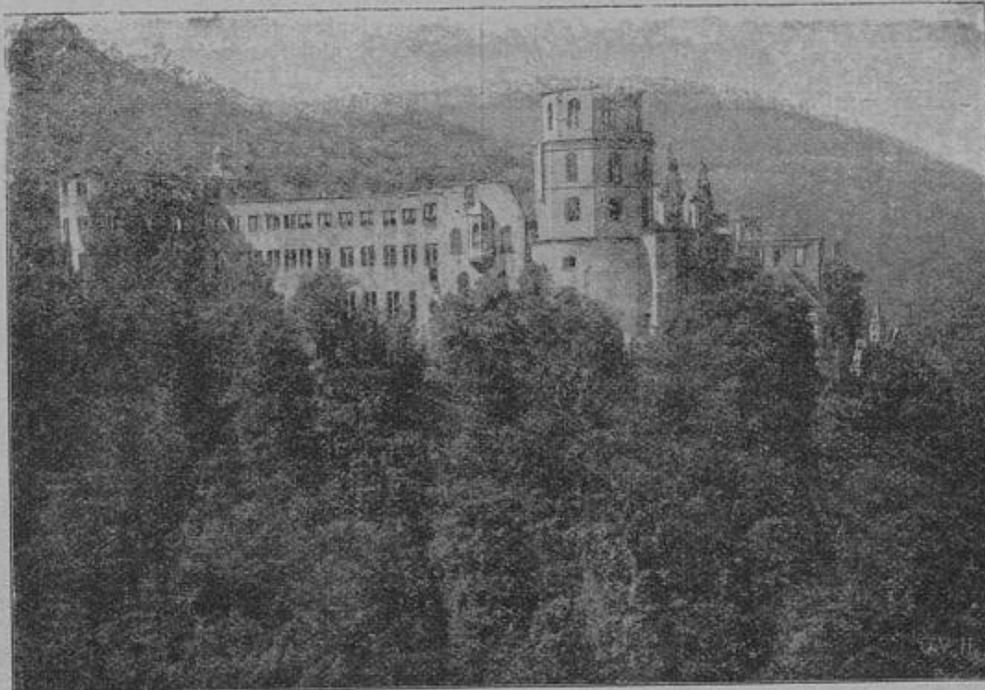
„Ich war es.“

„Warum waren Sie es, und warum sind Sie es nicht mehr?“

„O, das ist zuviel auf einmal gefragt.“

„Nur zwei Fragen, Herr Dr. Ilgen, die ich zu beantworten bitte,“ beharrte Rita.

„Nun denn, da kein Entzinnen möglich scheint. Mein gnädiges Fräulein, ich war es aus Unverständnis und ich bin es nicht mehr, weil ich Sie kenne.“ scherzte Ernst mit gespielter Zerknirschung.



Heidelberg: Schloß (von der Terrasse gesehen).

Rita reagierte nicht darauf, sondern sie fragte mit schalkhaftem Lächeln weiter: „Wie lange kennen Sie mich denn schon?“ Diese Wendung verurteilte Ernst etwas Unbehagen. Doch „der kluge Mann baut vor,“ und so sagte er mit diplomatischer Kühnheit: „Seit ich ein Ideal habe, und das ist schon lange.“

„Er weiß sich zu helfen,“ dachte Rita, doch ohne ihr Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, fuhr Ernst fort: „Da ich nun alle Ihre Fragen so gehorsam beantwortet habe, so gestatten Sie mir, ich bitte, auch eine Frage!“

„Fragen Sie, Herr Doktor!“

„Woraus schließen Sie so bestimmt auf meine Stellung zum Frauenstudium?“

„O,“ lachte Rita, „wenn ein Mann „o weh“ ruft bei der einfachen Tatsache, daß eine Frau Latein treibt, so braucht man nicht mehr zu schließen, denn dann liegt die Sache klar auf der Hand.“

Dr. Ilgen wurde ernst. Es war Rita, als ob ein anderer rede, da er nun sagte: „Ich denke, gnädiges Fräulein, die edelsten Frauenbestrebungen sind die, welche dahin zielen, die Frau glücklich zu machen. Nun ist aber das Glück Sache des Herzens und nicht des Verstandes, beim Weibe sowohl als auch beim Manne. Das Glück des Weibes denke ich mir so: Priesterin am häuslichen Herd, Königin im Herzen des Mannes sein!“

„Ich bin nicht so anspruchsvoll, mir genügt eine Würde, und da ziehe ich die Priesterin vor,“ sagte Rita.

„Und die Königswürde reizt Sie nicht?“

„Wie kann mich das Geringere reizen, wenn ich das Höhere besitze?“

„Einsame Höhen beglücken nicht!“

„Besser allein, als schlecht begleitet.“

„Stimmt. Aber es gibt auch gute Begleitung.“

„Gewiß,“ sagte Rita, „beispielsweise das Studium und gute Bücher.“

„Gnädiges Fräulein, Sie sind heute der Geist, der stets verneint.“

„Wo eine Art weiblichen Mephistopheles! Danke!“ lachte Rita. „Welch ein Absturz, von der Priesterin zum Mephisto!“

„Der wirkliche Mephisto tat einen tieferen Fall,“ scherzte nun auch Ernst.

„Sie setzen also den Engel über die Priesterin. Auch über die Königin, die einmal den erhabenen Thron Ihres Herzens einnehmen wird?“

„Sie wird selber ein Engel sein.“

„Es freut mich, Herr Doktor, daß Sie an die Engel glauben,“ versetzte Rita mit einer geschickten Wendung des Gesprächs.

Rita war tief religiös, und sie hätte gern gewünscht, wie es in diesem Punkte mit Doktor Ilgen stand. Ernsts Glauben hatte nun zwar argen Schiffbruch gelitten, doch in diesem Augenblicke kam er sich gläubig vor. Es gibt Männer, geistig hochstehende Männer, die in bezug auf ihr religiöses Leben das Produkt der Frau sind, die sie lieben. Zu dieser gehörte Ernst. Dennoch war er froh, als er plötzlich die Stimme Hermanns hörte, der laut seinen Namen rief. Sie kehrten also um und gingen ihm entgegen.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte Ernst, „unsere Zwiesprache ist leider zu Ende. Wollen wir nicht das nächste Mal da fortfahren, wo wir heute aufhörten?“

„Gern,“ sagte Rita. Sie wußte genug. Er hatte das Bedürfnis, mit ihr über den Glauben zu reden, ein Zeichen, daß da nicht alles stimmte.

„Ich wollte den Vorschlag machen, daß wir morgen die Iburg besuchen,“ sagte Hermann. „Die andern sind einverstanden. Was meinst du dazu, Rita?“

„Vorzüglich. Die Iburg und Alhausen würden einen Tag interessant ausfüllen,“ gab sie froh zurück. Der Gedanke, mit Mephisto die Iburg besuchen zu sollen, entzückte sie. Ernst fragte scheinbar gelassen:

„Was ist denn in Alhausen Sehenswertes?“

„Wissen Sie das nicht? Das Geburtshaus Ihres Kollegen, des Dichters Friedrich Wilhelm Weber, des unvergleichlichen Sängers von Dreizehnlinden,“ antwortete Rita.

„Meines Kollegen?“ staunte Ernst. Er dachte in diesem Augenblicke nur an den Dichter.

„Nun, Sie sind doch auch Arzt!“

„Ach,“ lachte Hermann, du dachtest wohl, Fräulein Tieffental habe dich zur Würde eines Dichterkollegen erheben wollen? Da müßtest du ihr von deinem Talent doch erst eine Probe geben!“

„O ihr Heuchler!“ dachte Rita, laut aber sagte sie mit schalkhaftem Lächeln: „Ich weiße, Herr Doktor, Sie haben auch schon gedichtet! Oder nicht?“

„Mache ich den Eindruck?“ suchte Ernst die Antwort zu umgehen. Rita forschte nicht weiter. In der folgenden Nacht schlief Ernst nicht viel. Er freute sich auf den Besuch der Iburg, und fest stand sein Entschluß, sich bei der Gelegenheit Rita zu entdecken. Noch länger unter falscher Flagge zu segeln, hielt er für unwürdig, und wer weiß, ob Rita das verzeihen würde.

Der folgende Tag fing für Ernsts Plan günstig an. Eine der Damen hatte sich den Fuß verletzt und zog es vor, die Höhe nicht mit zu erklimmen, sondern auszuruhen im Tale unten, wo am Fuß der alten Iburg kocht und braust der Wunderbrunnen. Man konnte sie natürlich nicht allein zurücklassen, und da die Hitze unbehquem war, so fand sie soviel freiwillige Genossen ihrer Ruhestunden, daß schließlich Ernst und Rita allein hinaufwanderten. Ernst segnete den Unfall der Dame. Auf soviel Glück hatte er garnicht zu hoffen gewagt. Und Rita? Sie liebte diese alte ihr vertraute Götterstätte jederzeit, heute aber hatte sie ganz besonderen Reiz für sie. Es war ihr eine hohe Lust und innige Freude, hierhin Ernsts Führerin zu sein. Er ging mit so seinem Verständnis auf ihr tiefes Empfinden für die Wunder der Natur und auf ihr lebhaftes Interesse für die Geschichte der alten Sagenwelt ein, als ob er gewußt hätte, daß der Weg zu Ritas Herzen durch ihre Seele ging. Und er wußte es auch, war es doch derselbe Weg, auf welchem Rita von ihm Besitz genommen hatte.

„Es war doch ein schönes Leben, das unsere Altvorderen führten, so innig vertraut mit ihren Göttern und der Natur, unverfälscht und unverdorben, tiefinnerlich und darum reich,“ sagte Rita, als sie zwischen den Resten der weit ausgebreiteten alten Burg wandelten.

„So schön,“ versetzte Ernst, „daß ich's fast bedaure, daß die gute alte heidnische Zeit dem Christentume hat Platz machen müssen.“

„Ich meinte nur,“ bemerkte Rita, „daß ihr Leben schön, nicht aber, daß sie glücklich gewesen seien. Im Heidentume kann man das nicht sein. Aber ich denke nur, wenn man an die Stelle von Walhalls Göttern den Gott der Christen setzen, im übrigen aber das einfache, innig naturvertraute Leben unserer Ahnen beibehalten würde, so müßte dabei ein wirkliches irdisches Glück herauskommen.“

„Sie glauben also, daß wirkliches Glück nur auf dem Boden des Christentumes gedeihen könne?“

„Ja, ganz entschieden.“

Ernst schwieg und blickte sinnend vor sich hin.

„Rita,“ kam es dann langsam von seinen Lippen, „ich bin kein guter Christ.“ Die vertrauliche Anekdote war es nicht, worüber Rita errötete. Es lag in Ernsts Worten Vertrauen, Wärme und inniges Bitten zugleich, und Ritas Seele verstand.

„War das immer so?“ fragte sie.

„Nein.“

Rita hielt den Blick gesenkt. Mit leiser, bebender Stimme fragte sie: „Fühlen Sie sich denn wohl in dieser Verfassung?“

Und als er verneinte, sagte sie, ihren umflorten Blick in den seinen senkend:

„So lehren Sie um!“

„Ich finde den Weg nicht mehr!“ Und dann, sich vor ihr auf das Knie niederlassend, ergriff er ihre Hand und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. „Ich finde den Weg nicht mehr,“ wiederholte er, „Rita, willst du meine Führerin sein?“

Und bittend erhob er die Hände.

Rita sah in diesem Augenblicke nicht aus, als ob sie jemandes Führerin sein könnte. Ihr starkes Gefühl für Ernst, das sie bis hierher mit ihrem kraftvollen Willen niedergedrückt hatte, überwältigte sie.

Ernst umfing mit starkem Arm ihre bebende Gestalt, und die ganze tiefe Mut seiner Liebe lag in seiner Stimme, als er wiederum fragte: „Rita, willst du?“

Und da sie regungslos in seinem Arm verharrte und aller

Stolz und alle Herbeheit dieses selbstbewußten Weibes so ganz in Liebe und Hingebung zerschmolz, da drückte Ernst in nie gekannter Seligkeit das heilige Siegel ewiger Liebestreue auf ihren Mund.

„Rita,“ sagte Ernst, „du bist das Glück, du bist der Inhalt meines Lebens. Ich liebe dich unsäglich. — Sage mir nun auch, daß du mich lieb hast, Geliebte!“

Sie entwand sich seinem Arm.
„Ob ich dich so über alles liebe,“ sagte sie, „das kann ich wirklich nicht sagen. Ich — ich liebe noch einen andern.“

„Noch — einen — andern?“ hauchte Ernst erbleichend.
„Ja. Der Herr Dr. Ernst Bankard vulgo Mephisto in München ist dem Herrn Dr. Algen zuvorgekommen, und ich weiß wirklich nicht, wer von euch beiden mir lieber ist.“

„Rita, du weißt?“ sagte Ernst, nun wieder glücklich. Und als sie schalkhaft mit dem Finger drohte, wußte er, daß sie nicht böse sei.

„Swanahilde,“ rief er begeistert und schloß sie auf's neue fest in seine Arme, „so löse nun dein Wort ein!“

„Welches Wort?“
„Und nun braut dir eine Sude,
Elmar, daß gesund du werdest,
Swanahild, die dunkle Brude,“

zitierte er.
Sie lachten beide. Dann mußte sie Ernst erzählen, wie sie sein Geheimnis entdeckt habe, und er sang ein Lob auf Hermanns treue Freundschaft.

„Wirßt du mich auch nicht noch einmal unbarmherzig allein hinanschieben auf den türkischen Ozean des Lebens?“ fragte er.

„Nein,“ sagte Rita, und es klang wie Abbitte aus dem Tone innigster Liebe, mit dem sie sprach, „jetzt fessle ich meinen Falken. Und „seidne Bänder will ich winden um sein glänzendes Gefieder, aus Freude über seine Wiederkehr.“

„Nun,“ sagte Ernst, „dann will ich furchtlos unser Schiff durch Sturm und Wogen lenken, und du gibst mir die Richtung an.“

„Und der Mephisto?“
„Der ist nicht mehr. Die Priesterin Swanahilde hat ihn verwandelt.“

Pfälzer Frühlingstage.

(Zu der Bilderserie dieser Nummer.)
Von L. Lohb.

Wenn ich das heutige Heidelberg noch zur Pfalz rechne, so denkt vielleicht mancher, ich sei kein guter Badenser oder verdiene mindestens die Genur: „Geographie schwach!“ Dem Durchschnittsdeutschen ist zumeist die geschichtliche Bedeutung dieses poesiedurchflungenen, weinlaubumrauschten Ländernamens verloren gegangen. Aber am Neckar und Rheine bewahrt und pflegt man liebevoll die alten Erinnerungen an Friedrich V., den unglücklichen Winterkönig, an die humorbegabte Liselotte und an den kunstsinigen Karl Theodor, und im Untergrunde des Volksbewußtseins schlummert das Gefühl, daß die Pfälzer links und rechts des Rheines zusammen gehören, wenn auch die Politik die einen an Baden und die andern an Bayern gebracht hat. Der Pfälzer hat also lozuwagen zwei Vaterländer. Eins, in dem man lebt und schafft und das einen mit tausend starken Banden an die Gegenwart fettet, und jenes andere, das unter der immergrünen Eukalyptusdecke ruht, die sich um unsere alten Burgen und Schlösser, jene stummen Zeugen einer großen Vergangenheit, schmiegt. Sie sind es, die das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Pfälzer im Volke erhalten, und auf die es stolz ist, weil sie ihm von der Größe seiner Ahnen erzählen.

Wenn dies für irgendeinen Ort in der Pfalz gilt, so für Heidelberg. Das Heidelberger Schloß gehört mit zu den erhabensten Monumenten deutscher Vergangenheit und zeigt nicht nur, wie die zerbröckelten Mitterburgen am Neckar, von der Streitbarkeit unserer Vorfahren, sondern auch von ihrem Kunstgeschmack, ihrer Freude am Schönen und der Fähigkeit, ihrem geistigen Schaffen einen die Jahrhunderte überdauernden Wert zu verleihen.

Das Schloß ist bekanntlich einer der schönsten Fürstenthümer

aus alter Zeit. Jahrhunderte haben an ihm gebaut, sodas drei Stilperioden ihre Spuren hier hinterlassen haben, von denen aber nur, wie bekannt, die mittlere einen vorherrschenden Einfluß in dem Bilde des Schlosses erlangt hat. Und wie man in Dresden z. B. das Barock, in London die Gotik, in Eisenach und Worms den romanischen Baustil in einer Art Verehrung dadurch pflegt, daß er bei privaten und öffentlichen Bauten bevorzugt wird, so ist Heidelberg gleichsam die Stadt der Renaissance geblieben, die in mehr als einer Hinsicht an das Aufblühen deutscher Art und deutschen Geistes erinnert.

Eben jetzt, da der Frühling wieder in die Lande gekommen ist, hat er im Neckartale das alte Schloß mit frischem Grün wunderbar geschmückt. Zu keiner Zeit im Jahre kommt die Pracht des roten Sandsteins, aus dem die Paläste erbaut sind, schöner zur Geltung, und die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Nuancen des Grün ist schier unendlich und stuft sich bis zu den dunkelsten Tönen ab, in denen die prächtigen Koniferen im ehemaligen Hortus palatinus erscheinen.

Von der gleichen Pracht ist der Bergwald, der hinter dem Schlosse aufsteigt. Hier schlafen die Eichen noch den Winterschlaf, die Buchen sind eben erwacht und stecken ihre grünen Spizchen aus den rotbraunen Hüllen, Lärchen aber und Birken prangen im ersten zarten Schimmer des neugewebten Frühlingskleides.

Und auch die alte Stadt erscheint uns neu verjüngt von der belebenden Kraft des Frühlings. Wer Heidelberg mehrere Jahre lang nicht gesehen hat, ist erstaunt, wie sehr es sich, zumal an seiner Peripherie, verändert hat. Die alten Baudenkmäler sind natürlich unverändert erhalten, ja die berühmte Fassade des Gasthofs „Zum Ritter“, des einzigen Hauses, das noch aus dem 15. Jahrhundert übrig ist, hat man mit großen Kosten erst kürzlich wieder restauriert. Dabei ist man so sorgfältig zu Werke gegangen, daß jeder einzelne Stein, der ausgewechselt werden mußte, vorher photographiert worden ist, um die Möglichkeit zu haben, alles ge-



Heidelberg: Schloßhof mit dem Gläsernen Saalbau (Mitte) und Otto Heinrichsbau (rechts).



Heidelberg: Brückenturm.

treulich wieder so herzustellen, wie es vor Jahrhunderten der Baumeister gewollt hat.

Trotz mancherlei Konzessionen, die den dringenden Bedürfnissen der Neuzeit gemacht werden müssen, hat sich doch der anheimelnde Charakter der innern Stadt in seiner unverfälschten malerischen Gemütlichkeit erhalten, dafür aber sind die neuen Stadtviertel ganz modern und elegant, zum Teil sogar luxuriös ausgestattet. Und wie das in Bergstädten ist, so klettern auch hier die schmutzen Villen mit ihren breiten Giebeldächern und ihrer freudvoll farbigen Bemalung tek und unternehmend die Bergabhänge hinauf und blicken stolz auf die Bürgerhäuser hinab, in denen Handel und Gewerbefleiß rastlos für die Sorgen des Tages zu

schaffen haben, während hier oben der sorglose Wohlstand in Sonnenschein und Blütenduft dahinlebt.

Zumal in diesen Frühlingstagen ist das recht augenfällig, denn die unbewaldeten Bergabhänge sind jetzt weiß vom Blütenschnee, der die Obstbäume bedeckt. Der Anblick ist bezaubernd schön und charakteristisch für die ganze Pfalz, denn während sich in Nord- und Mitteldeutschland und auch in den oberen Flußteilen die ersten Knospen zu zeigen beginnen, steht an der Bergstraße und am Haardtgebirge die Natur in voller Blüte und dazwischen breitet die Ebene ihren smaragdnen Teppich aus.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Das Blühen will nicht erden.

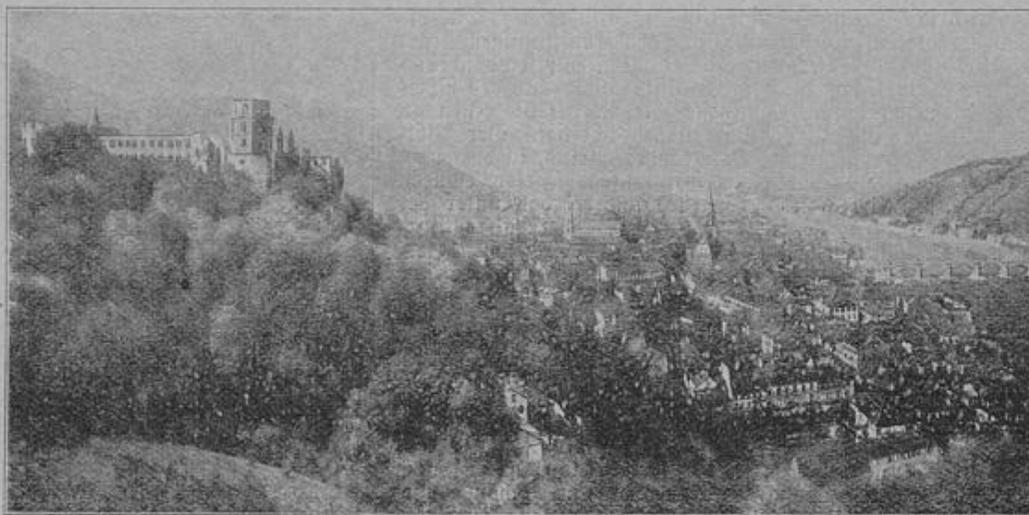
Überall drängen sich Blätter und Knospen ans Licht. Die Kastanien haben ihre grünen Schirme aufgespannt, dazwischen sieht man die Blütenterzen sich reden. In demselben Stadium befindet sich der Flieder, während an Piersträuchern bereits blaue, rote und gelbe Blütchen sitzen. Und unter der Erde reißt der erste Spargel, auch ein echtes Pfälzerkind, der Ernte entgegen. Die vielen Regentage haben allerdings die Hoffnungen der Spargelzüchter arg herabgestimmt, aber für uns Konsumenten, die wir an der Quelle sitzen, wirds hoffentlich noch das eine oder andere Bericht geben. Wenn er dann in der Schönheit und Fülle seiner weißen Glieder auf der Serviette ausgestreckt erscheint, und die Maibowle im Römerglas schimmert, dann sage noch einer, das Leben sei nicht schön. Der Pfälzer in seiner unverwundlichen Lebensfreude wird ihm schon das Gegenteil beweisen.

Der Bettler auf den Stufen von St. Roch.

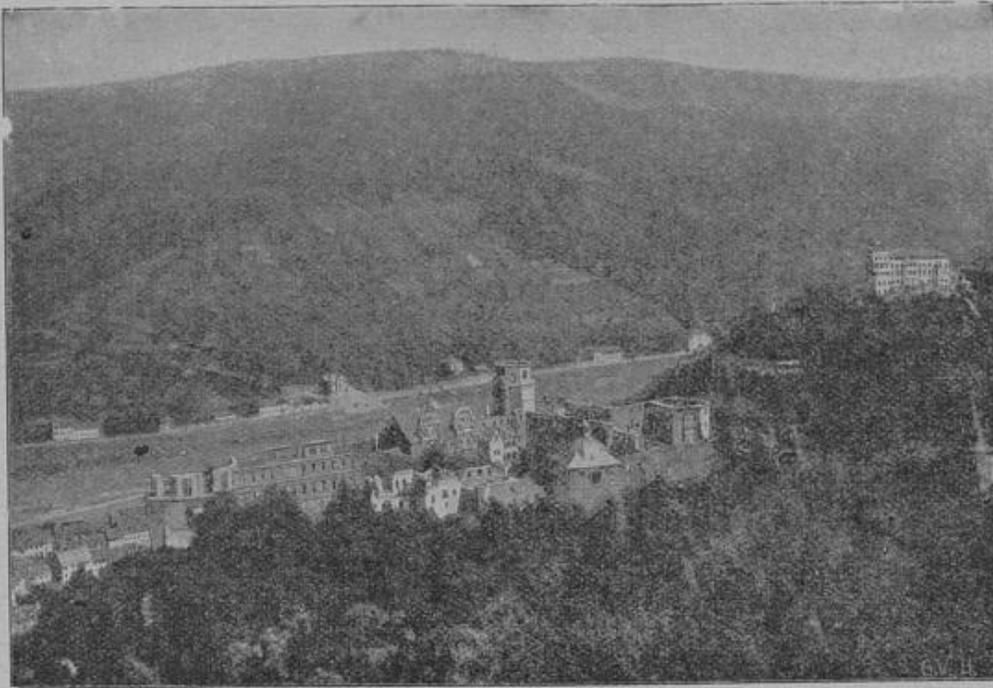
(Eine wahre Geschichte.)

(Nachdruck verboten.)

Ein junger Priester hatte die Gewohnheit, jeden Morgen, wenn er zur Kirche St. Roch ging, einem Bettler ein Almosen zu geben. Dieser sah auf den Steinstufen vor der Kirchentür und war auf die Mildtätigkeit der Vorübergehenden angewiesen. Er war alt und sein Gesichtsausdruck ernst und traurig; wurde er angeredet, so antwortete er kurz und zurückhaltend, und nie hatte ihn jemand auch nur lächeln sehen. Man kannte ihn unter dem Namen: „Der alte Jacques auf den Stufen von St. Roch in Paris“, aber weiter hatte auch niemand nach seinem Lebenslauf und seiner Herkunft gefragt. Dem Priester fiel es auf, daß er den Bettler nie in der Kirche sah, und er versuchte wiederholt, von ihm zu erfahren, ob er seinen religiösen Pflichten überhaupt nicht nachkäme oder zu einer Zeit, wo er unbeachtet war, aber er erhielt jedesmal kurze und ausweichende Antworten. Einige Male hatte der Abbe bemerkt, daß er eine schwarze Schnur um den Hals trug, an welcher ein kleines Emaille-Kreuz hing. Als Jacques merkte, daß der Priester das Kreuz betrachtete, hatte er es schnell versteckt und seit der Zeit trug er seinen alten schäbigen Rod immer ganz zugeknöpft. Der Priester wurde während des Winters in eine andere Pfarre zur Aus-



Heidelberg: Gesamtansicht.



Heidelberg: Blick von der Bismarckhöhe.

hilfe geschickt und blieb mehrere Wochen fort. Nach seiner Rückkehr vermied er den Bettler an seinem gewohnten Platz, und als er auch nach einigen Tagen noch nicht wieder da war, erkundigte er sich nach dem armen Manne. Nach vielen Mühen gelang es ihm endlich, zu erfahren, daß Jacques sehr krank wäre, es aber keinen Zweck hätte, ihn zu besuchen, da er durchaus keinen Priester sehen wolle und entschlossen wäre, bis zu seinem Tode in seinem eigenfinnigen Schweigen zu verharren. — Diese Mitteilung bestärkte den Priester nur in seinem Vorhaben, ihn zu besuchen. Auf dem Wege dorthin fiel ihm das Kreuz ein, welches er an den Hals des alten Mannes bemerkt hatte, und er wunderte sich nicht nur, daß ein Armer einen verhältnismäßig kostbaren Gegenstand hatte, sondern auch, daß ein anscheinend Ungläubiger das Symbol unserer Erlösung trug. Nachdem er eine schmale, dunkle Treppe in dem Hause welches ihm bezeichnet, hinaufgesteigert war, fand er endlich die Dachkammer, in der Jacques lag. — Sein blasses, mageres Gesicht war durch die

Krankheit noch entstellter geworden und die dunklen Schatten um Mund und Augen, das Zucken aller seiner Glieder schienen ein Zeichen, daß das Ende nicht mehr fern war. In dem elenden Raume waren keine Möbel zu sehen, ein Bett, wenn man es so nennen konnte, nahm fast den ganzen Raum ein, und ein großes Stück verblühter Seide hing wie ein Vorhang drapiert an der Wand. Es harmonierte schlecht mit der übrigen Umgebung. Jacques schlug die Augen auf, als der Abbé sich näherte, und schien ihn zu erkennen. Als der Priester ihn freundlich anredete, reichte er ihm die Hand und murmelte einige Dankesworte, aber als er von seiner Krankheit zu sprechen anfing, ihm Trostworte sagte und ihn darauf aufmerksam machte, wie sich jeder Christ auf den Tod vorbereiten müßte und nur dann Barmherzigkeit von Gott erwarten könnte, wenn er sich mit ihm ausgesöhnt habe, verfinsterte sich das Gesicht des alten Mannes und er rief ungeduldig, daß alles umsonst wäre, er einem Priester nichts zu sagen hätte und am liebsten allein gelassen werden wollte. —

„Sie wollen also in ihrem jetzigen Seelenzustande sterben,“ sagte der Abbé sanft: „sind Sie ganz ruhig bei dem Gedanken an den Tod?“

„So ruhig, so ruhig wie ein Verdammter!“ murmelte Jacques, aber mit einem solchen Ausdrucke von Verzweiflung, daß es den Priester entsetzte.

„Sie sind kein Ungläubiger, Jacques, ich weiß, daß Sie es nicht sind; weshalb wollen Sie also nicht als Christ sterben? Ich habe bemerkt, daß Sie ein Kreuz auf der Brust tragen.“

Jacques blickte ihn finster an und flüsterte: „Es versengt mir die Brust.“

Der Abbé kniete neben dem Bette nieder und mit Worten, die nur der Glaube und die christliche Liebe eingeben können, sprach er dem alten Manne zu. Er bat ihn, ihn nicht fortzuweisen, und wenn er nicht mit ihm als einen Priester sprechen wollte, so möchte er wie zu einem Freunde reden und ihm das Geheimnis anvertrauen, das sein Herz so beschwerte.

„Mein Geheimnis!“ rief Jacques. „Wollen Sie mein Geheimnis hören? — Die Haare werden Ihnen zu Berge stehen und mit Abscheu werden Sie sich von mir wenden. — Nun gut, es sei so, wenn Sie wissen, mit was für einem Lump Sie sich befaßt haben, werden Sie alle weiteren Versuche, ihn zu trösten oder zur Reue zu bewegen, aufgeben. — Sie werden selbst gestehen, daß keine Sühne möglich ist für eine Schuld wie die meine. Reue habe ich, aber keine Hoffnung auf Verzeihung. Hat Judas denn Verzeihung erlangt?“

„Er würde sie erlangt haben, wenn er nicht der Verzweiflung anheim gefallen wäre.“

„Nun, ich will Ihnen meine Geschichte erzählen,“ sagte Jacques und seinen erregten Blick auf das ruhige, ernste Gesicht des Priesters richtend, begann er: „Ich wurde auf der Besitzung eines Edelmannes, der lange der Ernährer meiner Familie war, geboren. Als ich noch ganz jung war, nahm er mich in seine Dienste und kurze Zeit darauf brach die Revolution aus. Er war ein gerechter, wohlwollender Herr und seine Frau ein Engel an Güte. Die Reichen ehrten und die Armen verachteten sie. Ich dachte oft, wenn sie in der kleinen Dorfkirche kniete oder Kranke besuchte, oder am Portal ihres



Heidelberg: Schlosshof mit Otto Heinrichsbau (rechts.)

Schlosses Almosen austeilte, daß sie nichts weniger sei als die Heiligen im Kalender. Ihre zwei Töchter waren ebenso gut und schön wie ihre Mutter, und ihr Sohn, der zu der Zeit noch ein kleiner Bürche war, die Freude ihres Herzens.

Nun, die Revolution brach aus und eine unerklärliche Aufregung bemächtigte sich aller Gemüther. Man sagte uns, daß wir alle gleich seien, jeder Vorgesetzte ein Tyrann und die Könige Unterdrücker. Von morgens bis abends hörten wir nichts anderes, bis wir nur noch von Reichthum und Freiheit träumten. Einen andern Willen als unsern eigenen gab es nicht mehr, und wir verfluchten im stillen die geringsten Dienstleistungen, welche unsere Herren von uns verlangten. Mein Herr kümmerte sich nicht viel um öffentliche Angelegenheiten und haßte alle Neuerungen, aber kam er mal in die Lage, so sprach er stets für den König und die Kirche, im übrigen änderte er nichts an seinem früheren Leben, ging auf die Jagd, besuchte seine Nachbarn und ahnte nicht, welches Unwetter sich über seinem Haupte zusammenzog. Seine Frau hingegen gab sich den größten Besürchtungen hin; wir beobachteten, wie sie länger als gewöhnlich in der Kirche betete, und wir bemerkten auch oft Spuren von Tränen in ihrem hübschen Gesicht.

Die jungen Damen, arme Geschöpfe, waren so vergnügt, als ob es keine Revolution auf der Welt gäbe, und mein Herz ausgenommen, in welchem Unzufriedenheit und Ruhelosigkeit herrschte, war Friede in dem alten Schloß bis zu dem Tage, wo ein Kommissar aus Paris sich in dem kleinen Dorfe niederließ und eine Liste derjenigen Personen anfertigte, die ihm als Anti-Revolutionäre und Feinde des Volkes genannt waren.

Der Name meines Herrn stand obenan auf der Liste, und man gab ihm den freundschaftlichen Rat, irgend ein sicheres Versteck aufzufuchen. Diese Mitteilung überraschte den Ahnungslosen ungemein; seine Frau riet gleich, ein kleines Häuschen in den Bergen aufzufuchen, wo eine frühere alte Dienerin wohnte und wo sie vor aller Beobachtung sicher seien. — Dorthin flüchteten sie bei Nacht, ich half ihnen, ihre Sachen einpacken und trug den kleinen Paul auf meinen Armen während des Marsches. O, mein Gott, könnte dieser Tag, diese Stunde noch einmal wiederkehren! Könnte ich nur noch einmal des Kindes warmen Atem an meinen Wangen fühlen, als ich mit ihm den steilen Gebirgspfad hinaufstieg, oder die süße Stimme seiner Mutter hören, wenn sie bat, mich zu setzen und auszuruhen! —

Ausruhen! Für den Bösen gibt es keine Ruhe. Das Rainszeichen ist an mir. Es sind jetzt Jahre her, daß ich ihre Namen nicht mehr nannte; ich glaubte es nie wieder tun zu müssen, aber da ich nun mal begonnen habe, will ich in meiner entseßlichen Geschichte fortfahren, ich darf nicht mehr zögern. Sie muß kurz sein, wie die Zeit, die ich noch zu leben habe. —

Ich kehrte in das Schloß zurück, und eines Tages kamen der Kommissar und seine Leute und nahmen es in Besitz. Sie drangen in den Keller, holten Wein und tranken die ganze Nacht und ich mit ihnen. Sie erzählten von den Taten des Volkes in Paris und sangen wilde Lieder, bis mein Gemüt sich so erhitzte und ich mitsang und ärger fluchte und schimpfte, wie sie alle. Sie schrien, lachten und klatschten Beifall, sie nannten mich einen guten Patrioten, und ich hatte das Gefühl, als ob sich eine neue Welt vor mir aufstie. Einer der Männer zog mich beiseite und zeigte mir ein bedrucktes Papier, auf dem die Revolutionäre ankündigten, daß sie die Besitzungen der Edelleute jedem wahren Patrioten geben würden, der deren Verstecke verrate. Er versicherte mir, daß ich die ganze Besitzung meines Herrn erhalten würde, wenn ich seinen Aufenthaltsort sagte. Meine Gedanken verwirrten sich. Ich vergaß alles und auch, daß vorhin nur von einer gleichen Teilung der Güter die Rede gewesen war, ich sah mich schon als Herrn dieses Hauses, in welchem ich seit meiner Jugend gedient hatte. Ich fragte, was sie mit meinem Herrn tun würden, wenn sie ihn ergriffen. Man sagte mir, daß man ihn zu den ausgewiesenen Prinzen schicken würde, die sicherlich gut für ihre lieben Freunde, die Aristokraten, sorgten, und da ich meinen Herrn oft davon hatte sprechen hören, daß er zu den Emigranten gehen wollte, so sagte ich mir, daß es ja im Grunde genommen egal sei, ob er nun freiwillig oder gezwungen dorthin ginge. Trotzdem konnte ich mich noch nicht entschließen, meinen Herrn zu verraten, ich trank wieder und wieder und lachte und fluchte und renommirte von dem, was ich wußte und nicht sagen wollte. Sie setzten mir gehörig zu und fingen auch an zu drohen. Sie zeigten mir nochmals das Papier und er-

zählten mir von allen Reichthümern, die ich erlangen würde; dann, als alles nichts half, nannten sie mich einen feigen Sklaven, einen elenden Mietling, der nicht wagte, für das Volk aufzustehen und dessen Feinde zu nennen, und als ich auf der einen Seite Gefangenschaft und Tod, auf der andern Reichthümer und Ehren sah, kam der böse Geist über mich, und in einem unglückseligen Augenblicke sprach ich die Worte, die das Schicksal meines Herrn und seiner Familie bestiegeln. —

Ich kann Ihnen keine nähere Einzelheiten sagen, ich kann Ihnen die Todesqualen nicht beschreiben, die ich ausstand. Ich sah, wie man sie in die Stadt führte, ich sah ihre bleichen Gesichter, meines Herrn graues Haupt tief auf die Brust geneigt. Ich sah sie, die Heilige, welche ich von meiner frühesten Jugend an verehrt und geliebt hatte, und ihre kleinen Töchter, welche weinend an ihrer Seite gingen. Der kleine Knabe, welchen jetzt härtere Arme als die meinen damals trugen, entdeckte mich in der Menschenmenge (ich konnte es nicht lassen, ihnen zu folgen auf dem Wege zum Gefängnis) und rief mich, ich möge kommen und ihm helfen. —

Es ist zu verwundern, wie ein Mensch einen solchen Augenblick überleben kann. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen. Sie wurden alle getötet — bis auf den Knaben. Sie hielten ihn eine Zeitlang in der Gefangenschaft. Dann schickten sie ihn fort, ich weiß nicht wohin, denn ich verließ meine Heimat und wurde ein ruheloser Wanderer auf dieser Erde mit dem Rainszeichen auf meiner Stirn. —

Wie wohl zu denken war, habe ich nie einen irdischen Vorteil von meinem Verbrechen gehabt. Der Mann, der mich zum Verrat verführte, nahm das Besitztum meines Herrn an sich. Ich weiß nicht, in wessen Händen es jetzt ist. — Wundern Sie sich nun noch, daß ich nicht wagte, meinen Fuß in eine Kirche zu setzen, daß ich wie ein Verworfenener lebte und nun auch sterbe, wie ich gelebt habe?

Ein schmerzliches Stöhnen entrang sich der Brust des unglücklichen Mannes und sein Gesicht zur Wand wendend, verharrte er schweigend.

„Das Kreuz?“ fragte der Abbé.

„Das Kreuz!“ wiederholte Jacques. „Sie schickte mir das Kreuz. Sie hat nie erfahren, daß ich sie verraten habe, sie war mir dankbar, daß ich ihnen bei ihrer Flucht geholfen hatte. — O, mein Gott, das Kreuz ist mir eine Qual. Die Frau des Gefangenwärters gab es mir in ihrem Namen und mit dem Dank und dem Segen einer Sterbenden. Sehen Sie, sehen Sie.“ rief er, trampfhaft das Kreuz ergreifend, „hier sind ihre Initialen C. M. und hier,“ fuhr er fort, den seidenen Vorhang neben seinem Bett aufhebend, „ist ihr Bild. Ich wußte, daß es im Gartenzimmer des Schlosses hing, und da habe ich es eines Nachts gestohlen und mit mir genommen. Ich konnte es weder ansehen, noch mich von ihm trennen, deshalb verdeckte ich es mit diesem Vorhang. — Gehen Sie fort, Herr Priester?“

Der Priester hatte einen Augenblick das Kreuz und das Bild betrachtet, dann ging er in eine Ecke des Zimmers und kniete dort nieder. Während er sein Gesicht mit den Händen bedeckte, beobachtete ihn Jacques unruhig. — Nach einigen Augenblicken erhob jener sich wieder, sein Gesicht war blaß wie der Tod, aber ganz ruhig. — Zum Bette des Sünders zurückkehrend, sprach er ernst und bestimmt mit ihm.

„Jacques,“ sagte er, „es gibt keine Sünde, welche das heiligste Blut nicht wegwaschen kann. Es ist niemals zu spät zur Reue, und wenn Sie bereuen, wie ich weiß, daß Sie es tun, so kann ich Sie von dieser und allen andern Sünden losbrechen. Ich verlange aber von Ihnen im Namen Jesu Christi, Ihres und meines Gottes, daß Sie eine Beichte ablegen, um die Verzeihung zu erlangen, die ich Ihnen gewähren darf.“

Es lag etwas in der Stimme des Priesters, was den bisher so verstockten Sünder bewegte. Mit einer oft von Schluchzen unterbrochenen Stimme legte er eine Generalbeichte ab und bei dem Bekenntnis, daß er seinen Herrn wie Judas verraten habe, flossen seine Tränen heftig. — Der Abbé sprach ihm tröstend zu und ermunterte ihn zu noch tieferer Reue, dann, als er sah, daß keine Zeit zu verlieren war, gab er ihm die Lossprechung. Die geheiligten Worte waren gesprochen, der sterbende Mann hatte Verzeihung erlangt und in dem kleinen Zimmer jubilierten die Engel, weil ein Sünder seine Seele gerettet hatte. — Ein ruhiger Friede lag jetzt auf dem bis dahin von Verzweiflung und Gram durchfurchten Gesicht.

„Und nun,“ sagte der Abbé, „nun, wo ich Sie mit Gott ausgesöhnt habe, will auch ich Ihnen verzeihen.“

„Sie mir verzeihen, Herr Priester?“ stotterte der Kranke, wodurch habe ich Sie beleidigt?“

„Jacques,“ begann der Priester feierlich, „es waren mein Vater, meine Mutter und meine Schwester, welche Sie auf das Schaffot gebracht haben. Ich bin der kleine Paul, den Sie damals auf dem Gebirgsfelde auf den Armen trugen. Gott hat Ihnen verziehen und auch ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen.“

Jacques blickte den Priester einen Augenblick voller Staunen an, dann stöhnte er laut, fiel zurück und war tot. — Der Sohn seiner Opfer betete noch längere Zeit an seiner Leiche, drückte ihm sanft die Augen zu und dankte Gott, daß er ihn gesandt hatte, um einen armen Sünder in den letzten Augenblicken beizustehen und ihm die Verzeihung zu gewähren, die nur er allein ihm ganz vollständig gewähren konnte.

Sür die Kinderwelt.

Mügenraub.

Genau abgemessen 65 Schritt voneinander entfernt werden zwei gleichlaufende Linien auf dem Erdboden oder im Sande angemerkelt, ein Knabe wird zum Spielordner erwählt, während die Schar der übrigen Spieler sich in zwei Hälften teilt, von denen eine hart neben diesem, die andere neben jenem Strich Aufstellung nimmt. In dem Raum zwischen den beiden Grenzlinien, und zwar 25 Schritte von dem einen und 40 Schritte von dem andern entfernt, wird ein Stab in die Erde gehöhrt und eine Mütze darauf gehängt, natürlich nicht gerade die beste Sonntagsmütze. Beabsichtigt ist dabei, daß die vor dem näheren Mal stehenden Knaben nach der Mütze haschen, die auf dem entfernteren Mal stehenden aber dieselbe verteidigen oder wenigstens den Räuber auf seinem Rückzug einholen und bestrafen sollen, zu welchem letzterem Zwecke einer von ihnen einen „Plumpfack“, d. h. ein mehrfach gefaltetes Tuch bei sich zu führen hat. Ehe das Spiel anfängt, tritt der Spielordner zwischen die beiden Parteien, gibt den „Beginn des Kampfes“ mit lauter Stimme an, und bestimmt hierauf ebenso vernehmlich die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Knaben „laufen“ sollen. Dann zählt er unter jedesmaligem, schallendem In-die-Hände-schlagen bis drei, worauf die ersten zwei Läufer ihre Plätze verlassen und ihrem Ziel zustreben. Der Spielordner hat aufs strengste darauf zu achten, daß keiner der Wettläufer vorzeitig sich vom Platze rührt. Mit schnellen Schritten hat der Räuber den Stock erreicht und die Mütze erhascht, ist aber nach dem Raube zu einer kurzen Wendung gezwungen, wodurch er immerhin etwas Zeit verliert. Der Rächer, welcher seinerseits durch nichts aufgehalten wurde, eilt mit hochgeschwungenem Plumpfack und unter dem Rufe: „Mein ist die Mütze!“ hinter ihm drein, überholt ihn meistens. Holt er den Mützenräuber unterwegs ein, so hagelt es Hiebe auf seinen Rücken, wenn nicht, so muß er sich damit begnügen, daß ihm die Mütze aus dem feindlichen Lager herausgereicht wird, welche er auf dem Wege zu seinem Mal wieder auf den Stock zu hängen hat. Nun tritt ein neues Paar zum Kampfe an, ein neuer Räuber greift nach der Mütze, ein neuer Rächer schwingt den Plumpfack, bis endlich, nachdem alle gelaufen sind, ihre Rollen wechseln, d. h. die Räuber zu Rächern und die Rächer zu Räubern werden.

Der Hüpfen.

Mit dem Brustbein einer Gans läßt sich ein Spielzeug anfertigen, das der jungen Welt zur größten Belustigung gereichen wird. Wenn also wieder eine Gans auf den Tisch kommt, so bewahrt das Brustbein ja auf, reinigt es sorgfältig von der daran haftenden Haut und nehmt folgende Operation mit ihm vor: Zuerst geht ihr zu eurem Schuhmacher und bittet um ein Stückchen Pech so groß wie eine Erbse. Das Pech ist nämlich die Hauptsache dabei, ohne das geht es nun einmal nicht. Dieses Stückchen Pech klebt ihr, nachdem ihr es am Ofen etwas warm gemacht, am Kopfe des Brustbeins fest und zwar an der äußeren Seite. Dann schlingt man ein starkes Stück Bindfaden doppelt um die Gabelenden, steckt durch die Mitte der beiden gleichlaufenden Bindfadenstücke ein Stäbchen, das aber nicht zu schwach sein darf, gibt damit dem Bindfaden fünf bis sieben Drehungen, so daß eine straffe Spannung entsteht, klebt endlich das Ende des Stäbchens an das Pech fest und legt das Ding so auf den Tisch. Nicht lange währt es, so wird es einen hellen Knack geben, wobei das Ding wohl andert-halb Fuß hoch in die Luft springt. Was ist geschehen? Die straffe Spannung der gedrehten Bindfäden hat das Stäb-

chen losgemacht und ihm eine rotierende Bewegung gegeben, wobei es bei der Begegnung mit dem Tisch den hellen Knack gab. Zugleich aber erhielt der ganze Apparat durch diese Begegnung eine Schnellkraft, welche ihn eben die erwähnte Lustreise machen ließ. Jeder Junge, der das Spielzeug gesehen hat, wird nicht ruhen, bis er im Besitze eines solchen ist.

Nützliches fürs Haus.

— **Erdbeer-Omelette.** Man bestreue ein paar Stunden vor dem Gebrauche die Erdbeeren mit Zucker und lasse sie so stehen. Dann, kurz vor dem Servieren, verknopfe man 6 Eier, rühre 3 Eßlöffel süßen Rahm und 1 Eßlöffel Zucker daran, gebe 90 Gr. frische Butter in eine flache Pfanne und bade die Omelette auf der unteren Seite schön gelb, glitche sie nun auf die Schüssel, lege eine Hälfte mit den Erdbeeren, schlage die andere darüber und serviere gleich.

— **Schwäbisch Spägle.** 1 Kilo Mehl wird mit einem Ei, Salz und Milch zu einem festen Teig gerührt. Man streicht diesen durch ein Sieb mit großen Löchern in kochendes Salzwasser, kann ihn auch vom Brett ab mit dem Messer rasch in das Wasser schaben; es müssen ganz kleine Fleckchen oder Stücke sein, die man 5 Minuten aufkocht und dann auf ein Sieb schüttet. Man läßt in einer Pfanne Butter oder Fett braun werden, gibt die Spägle hinein, schwenkt sie gehörig darin um und richtet sie an. Auch kann man noch einige frische Eier darüber schlagen und baden.

— **Dessauce.** Ein Achtel Liter feinstes Olivenöl, 2 Gr. Zwiebelsaft und 50 Gr. feinstes Weizenmehl werden zusammen glatt gerührt und kurze Zeit erhitzt, alsdann verrührt man die Masse mit ein achtel Liter sehr kräftiger kalter Fleischbrühe, Wasser, Weißwein oder Sahne und läßt sie erkalten. Hierauf rührt man sie in einer Schüssel oder Reibschale mit 2 Eidottern oder einem ganzen Ei glatt, fügt 10 Gr. Salz, 5 Gr. Zucker, etwas Pfeffer hinzu und verrührt sie nach und nach mit ein sechszehntel oder ein achtel Liter Essig, je nachdem man sie dick haben will und schmeckt sie zuletzt je nach Erfordernis mit Salz und Zitronensaft ab.

— **Um Kraut — Weißkohl, Sauerkohl, Rotkraut — zu vorzüglichen Köpfen zu erziehen,** soll eine Düngung von einer Handvoll Kochsalz auf drei bis vier Pflanzen von Vorteil sein. Dasselbe wird entweder um die Pflanzen auf die Erde gestreut oder in einer Gießkanne aufgelöst und die Pflanzen damit bespritzt und begossen. Es sollen davon auch die oft zahlreich erscheinenden grünen Raupen des Kohlweslings, welche die Sauerkrautbeete heimsuchen und die Pflanzen bis auf das Stengelgerippe abnagen, sofort verschwinden.

Kreuzstern

MAGGI'S Würze

ist und bleibt
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen
ausdrücklich **MAGGI'S Würze.**

Siebreizend

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die **echte**
Steckenpferd - Lilienmilch - Seife
von **Sergmann & Co., Kadebeul.** à Stück 50 Pf. überall zu haben.



Zur Unterhaltung.



— **Gemütlich.** Schuzmann: Wissen Sie nicht, daß Sie hier auf der Straße nicht spielen dürfen? Auf der Stelle begleiten Sie mich! — Leiermann: Mit Verjünjen. Wat wollen Sie denn singen?

— **Zu naiv.** Ransen: Bei uns in Norwegen trägt im Winter alles Schneeschuhe. — Bäckfisch: Ach — und schmelzen die nicht sehr leicht?

— **Systematische Noblesse.** Hochfahrende Bedientenjeele (zu einer alten Dame): „Sie haben Geld gefunden, sagen Sie? Lassen Sie sehen!“ — Alte Dame: „Ein Silberstück. Vielleicht hat Ihre Gnädige das Geld verloren.“ Bedienter (verächtlich): „Was fällt Ihnen ein? Wir verlieren kein Silber: Wenn wir einmal etwas verlieren, so verlieren wir gleich Gold.“

— **Im Gerichtssaal.** Vorsitzender (zum Angeklagten): „Heute gestehen Sie und in der Voruntersuchung haben Sie beharrlich geleugnet — wie kommt das?“ — Angeklagter: „Ja, sehn S' — ich hab' den Herren halt a Freud' mach'n woll'n.“

— **Hinter den Kulissen.** Baron: „Meine teure Olga, hier bringe ich Ihnen einen Diamant!“ — Ballerine: „Na, Gott sei Dank, jetzt fällt mir ein Stein vom Herzen.“

— **Logisch.** A.: Ich stelle mir vor, die Redakteure der Witzblätter sind sämtlich unverheiratet. B.: Wie kommt Du darauf? A.: Ja, weil sie sich getrauen, fortwährend Schwiegermutterwitze zu bringen.

— **Sein Standpunkt.** Lude: Ja bejreise nich, dat sich die Leute immer Num in den Tee ziehen — mir schmeckt der Num so velle angenehmer.

— **Auch ein Wilderungsgrund.** Richter: Sie gestehen also ein, dem Nachwächter Duseelig einen Schlag versetzt zu haben. Wie wollen Sie diese Tat rechtfertigen? — Studiosus Pumpmeier: Herr Präsident, ich hatte absolut nichts anderes zu versehen!

— **Die Kunst ist nicht heiter.** Besucher: Ich höre von Deinem Papa, Lilly, daß er Dir ein Bienele geschenkt hat! — Lilly: Ja, Herr Schmidt. — Besucher: Und hast Du auch schon gelernt, wie man darauf fährt? — Lilly: Nein, aber wie man herunterfällt.

— **Realistische Kunst.** Direktor einer Schmiere (zu seinem Gehilfen, der den alten Moor spielen soll): Kennen Sie die Hungerzene im dritten Akt auswendig? — Schauspieler: Auswendig nicht, aber inwendig.

— **Eine glückliche Ehe.** A.: Sie sind also verheiratet? B.: Jawohl, schon seit zehn Jahren. — A.: Na, leben Sie glücklich? — B.: Außerst glücklich, zwischen uns ist noch nie ein böses Wort oder ein Plättchen gefallen.

— **Schlau.** Zimmermädchen (zur Köchin, die sich mit dem Froschglas beschäftigt): Was machst Du denn da? — Köchin: Ach, ich binde nur den Frosch oben auf der Leiter an, sonst macht unsere Herrschaft wieder keinen Ausflug, wenn er unten sitzt.

— **Scharfsinnig.** Ein Lehrer erklärt seinen Schülern das Wesen des Geistes und fügt seinen Erläuterungen zum besseren Verständnisse hinzu: „Der Geist hat keinen Körper, also keinen Kopf, keinen Hals, keine Arme und keine Beine. Was ist also ein Geist, Michel?“ Nach längerem Nachgrübeln gibt Michel zur Antwort: „Ein Bauch.“

— **Im Theaterbureau.** Direktor: Lieber Freund, Ihr Lustspiel ist ja ganz neu, es hat aber keine Handlung. — Dichter: Was? Erlauben Sie, gleich der erste Akt spielt in einem Zigarrenladen.

— **Aus der Schule.** Lehrer: Was lehrt uns das Schicksal Ludwig XVI.? — Schüler: Daß wir nie den Kopf verlieren sollen!

— **Wohlverdienter Titel.** „Warum wird eigentlich der lauge Student dort von den andern immer „Herr Vorsteher“ genannt?“ — „Weil er schon dreißig Semester vor dem Examen steht?“

— **Reminiscenz.** Erste Dame: Hat sich eine Ihrer Töchter im Bade verlobt? — Zweite Dame: Nein, leider hat dort nichts angehalten als der Regen.

— **Im Vergleich geblieben.** „Sehen Sie sich mal die Töchter des Geheimrats an, sehen sie nicht aus wie eine Sammlung lrischer Gedichte?“ — „Gewiß, — drum gehen sie auch so schwer ab.“



Rätsellecke.



Bezierbild.



Da ist doch eben ein Gast gekommen, wo ist er nun geblieben?

Merkrätzel.

Papyrus, Traum, Schmied, Orden.

Von jedem Wort sind zwei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, die im Zusammenhang ein Wunder des Altertums nennen.

Dreißilbige Charade.

Die beiden ersten kannst du oft
Mein drittes bauen sehen;
Doch können diese beiden mir
Im dritten erst entstehen.

Wechselrätsel.

Hab' einen Kopf und Haare d'ran;
Verlier ich die, ist's aus mit mir.
Doch wenn ich meinen Kopf verlier,
In Meer und Flüßen lieg ich dann.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Logogriph: Base, Gase, Nase, Base, Dase.

Rebus: Wer sich selbst beherrschen kann, ist fürwahr ein ganzer Mann.



Die Christblume.

Erzählung von E. Borges.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

In einer herrlichen Gegend, in unmittelbarer Nähe einer bedeutenden norddeutschen Seestadt, stand das burgähnliche, romantisch gelegene Schloß der alten, ahnenstolzen Familie derer von Hochstein. Hohe, uralte Platanen, die hellgrün zwischen den dunklen Tannen hervorlugten, bargen in dem weitläufigen Park zahllose lauschige Plätzchen, die zur Ruhe und zum Träumen einluden.

In den wohlgepflegten Gängen des Gebüsches sowie in den Anlagen tummelte sich eine muntere Kinderschaar — sechs kleine Mädchen im Alter von 12—10 Jahren — die mit hochroten Wangen und leuchtenden Augen sich dem frohen Spiel ihrer glücklichen Kindheit hingaben.

Der Besitzer des Schlosses, Freiherr von Hochstein, hatte, seiner Lieblingsneigung folgend, als flotter Kavallerieoffizier seinem kaiserlichen Herrn die besten Jahre seines Lebens gewidmet. Die vielfachen größeren oder kleineren Sorgen des Erdenlebens waren ihm fremd geblieben; das Hüßhorn des Glücks schien im vollen Maße über sein Haus und seine Familie ausgeschüttet, und dennoch lagerte oft ein Schatten wehmütiger Trauer auf seiner hohen Denkerstirn. Sein größter Wunsch, einen Sohn und Erben als Nachfolger für seine bedeutenden Besitzungen aufzuwachsen zu sehen, war ihm nicht erfüllt.

Doch endlich! Das nächste frohe Familienereignis war die Ankunft des langersehnten Erben. Der glückliche Vater quittierte seinen Militärdienst und zog sich mit seiner zahlreichen Familie auf das Erbe seiner Väter zurück, wo er als einfacher Landedelmann die Bewirtschaftung seiner Güter selbst übernahm.

Kein Wunder, daß bald der kleine Kurt der aussergewöhnliche Liebling der Familie wurde. Er war, im Gegensatz zu seinen Schwestern, ein hübsches Kind mit blauen Augen, das durch Zärtlichkeit und

Sorgfalt von Mutter und Schwestern verhätschelt und verwöhnt wurde.

So vergingen die Jahre. Drei der älteren Schwestern hatten bereits mit benachbarten Edelleuten den treuen Bund für's Leben geschlossen und sie lebten glücklich in ihrem neuen Heim. Die vierte Tochter war nach langer, schmerzhafter Krankheit aller Not und Sorge dieses vergänglichsten Erdenlebens entrückt; keine Kunst der geschicktesten Ärzte hatte das blühende Leben zu retten vermocht, und tief gebeugt unter des Allmächtigen Hand standen die trauernden Eltern und Geschwister am Grabe der so früh geknickten Blüte.

Dieses traurige Ereignis machte einen ganz besonders tiefen, erschütternden Eindruck auf das Herz der jüngsten Tochter Alma. Die Lust und die vielfachen Freuden dieser Welt, denen sie sich in früheren Jahren so froh und sorglos hingegeben hatte, iraten jetzt wie ein drohendes Schreckgespenst vor ihre junge Seele, und zeigten ihr in den grellsten Farben die Nichtigkeit ihres bisher geführten untätigen Lebens. Sie war, wenn auch in Glanz und Reichtum aufgewachsen, dennoch mit offenen Augen durch die Welt gegangen, daher bekannt mit der mancherlei Not und dem Elend der Armen. Von jetzt an sollte es ihr Lebenszweck sein, die traurige Lage der Hilfsbedürftigen zu lindern. Es wurde ihr nicht schwer, der Welt und deren Lockungen zu entsagen, und in der Stille der Klostermauer, wo sie als treue Pflegerin am Bette der Leidenden so manchen Schmerz lindern, so häufig Tränen trocknen durfte, hier fand sie den Frieden der Seele wieder, den das Geräusch der Welt ihr zu rauben gedroht hatte.

Jetzt stand der alte Freiherr von Hochstein, der bereits sein 70. Lebensjahr erreicht hatte, mit seiner Gattin und seiner einzig ihm gebliebenen Tochter Helene am deutschen Nordseestrand, und alle drei schauten mit kummervollen Blicken dem langsam entweichenden Dampfer „Seelönigin“ nach, der auf den trügerischen Wellen eine große Zahl wanderlustiger Passagiere in die neue Welt bringen sollte. Der Abschied von ihrem heißgeliebten Kurt, der Hoffnung und dem Stolz ihres Lebens war ihnen schwerer geworden, wie sie geglaubt hatten.



In der Sommerfrische.

Kurt war ein hochbegabter, talentvoller Jüngling. Mit Fleiß und rastlosem Eifer hatte er seine Studien auf dem Gymnasium beendet und dann die juristische Laufbahn gewählt, um den Lieblingswunsch der Mutter zu erfüllen, die bereits in Gedanken und holden Zukunftsträumen ihren Liebling an der Spitze des Ministeriums sah. Das Offiziersleben, wie es der Vater geführt, sagte dem Sohne nicht zu, eine viel größere Neigung zeigte er für das Landleben, und nur, um den Wunsch seiner Mutter zu erfüllen, verfolgte er die wissenschaftlichen Studien.

Da traf ganz unerwartet die Nachricht von dem plötzlichen Tode einer alleinstehenden, entfernt lebenden Tante ein, deren Existenz auf dem alten Familienschloße fast vergessen war. Doch mehr überraschte die Nachricht, daß Kurt als alleiniger Erbe ihres bedeutenden Nachlasses ernannt war. Dieser Tag war der Wendepunkt in dem Leben des strebsamen Jünglings. Er verließ die Universität und lehrte in das Elternhaus zurück, um schon nach kurzer Zeit eine mehrmonatliche Reise nach Amerika anzutreten. Die Eltern gaben gern ihre Einwilligung zu einem kurzen Aufenthalt im fremden Lande, denn bis jetzt war es übertriebene, ängstliche Sorge gewesen, den geliebten Sohn vor jeder Annäherung mit den Töchtern der benachbarten Edelleute zu schützen; in ihren Augen durfte Kurt in späteren Jahren nur die Tochter eines Grafen oder eines Herzogs als zukünftige Herrin in das Schloß ihrer Väter einführen. Eingedenk seiner alten, ehrwürdigen Ahnen, die in der Bildergalerie des Schlosses aus breitem Goldrahmen so oft auf ihn herabgeschaut hatten, würde Kurt in fremdem Lande vor jeder Annäherung von „unzivilisierten Wilden“, wie die Freifrau die Amerikanerinnen zu nennen pflegte, sicher sein.

So war der Tag der Trennung gekommen. Die helle Herbstsonne goß ihren glänzenden Schimmer über Land und Meer, daß selbst die rauchgeschwärzten Häuser der Hafenstadt ein freundliches Aussehen bekamen. Langsam schwante das mächtige Fahrzeug auf offener See, in die ferne Welt hinaus. Die Wellen wurden länger und stärker; die dunkelgrüne Luft schimmerte unter den Strahlen der untergehenden Sonne.

Abwärts von den übrigen Passagieren am Bord des Schiffes stand Kurt von Hochstein. Solange er die Küste mit seinen Blicken erreichen konnte, winkte er seinen Eltern ein letztes Lebewohl zu. Mehr und mehr schwand das Land, und ringsumher sah er nichts als Himmel, Wasser, Luft und Licht. Selbst die flinken Möven, die anfänglich auf leichten Schwingen das Schiff umkreist hatten, blieben zurück und allein verfolgte das Schiff seine spiegelglatte Bahn.

„Hallo, Kurt, alter Freund, du hier! Warum so einsam und traurig?“ Eine schwere Hand legte sich plötzlich auf die Schulter des Jünglings, der jetzt verwundert in die treuen Augen seines Freundes blickte. Seitdem Kurt das Gymnasium verlassen, hatte er Horst Saarfeld nicht wiedergesehen, der als ältester Sohn von fünf Geschwistern seinem Vater in der Verwaltung und Bearbeitung eines Nachgutes eine treue, kräftige Stütze gewesen war.

„Saarfeld, bist du's wirklich? Was in aller Welt bringt dich hierher?“ rief der Angeredete mit gleichem Erstaunen.

„Ich will in der neuen Welt mein Glück machen, so heißt's ja oft in den Märchenbüchern, nicht wahr?“ scherzte Saarfeld. „Doch Scherz bei Seite, wir hatten in den letzten Jahren viel Mißgeschick — schlechte Ernte — Hagel, kurz und gut, wir sind arg zurückgekommen und konnten trotz aller Anstrengung den Nachhof nicht mehr halten. Da hat mein Vater mit vieler Mühe so viel Geld zusammengebracht, daß wir eine Besitzung drüben in Columbia kaufen konnten. Dort will ich mein Glück versuchen und wenn ich sehe, daß es gelingt, so kommen meine Eltern und Geschwister später auch hierher.“

„Unmöglich! Ich glaubte, dein Vater liebte seine deutsche Heimat und wollte sich nicht von ihr trennen.“

Horst nickte trübe. „Gewiß, so ist's auch,“ gestand er, „wer aber für fünf Kinder zu sorgen hat, darf nicht sentimental sein. Unsere Absicht ist, nur eine Zeitlang in Amerika zu bleiben. Mein Vater ist noch rüstig, kaum fünfzig Jahre alt, hoffentlich gelingt es uns, nach einer Reihe von Jahren in die alte Heimat zurückzukehren. Dann dürfen sich hoffentlich meine Eltern einer sorgenfreien Existenz erfreuen. Doch nun genug von mir. Was willst du aber in Amerika, Kurt?“

„Ich will nur die neue Welt kennen lernen.“

„Mensch, welche Idee! Du wirst in Columbia gerade nicht viel sehen. Wenn du etwas tiefer in das Land hineingehst, wie ich es tue, so kannst du dich glücklich preisen, wenn du einmal monatlich ein Zeitungsblatt in die Hand bekommst,

oder wenn du in 4—6 Stunden Umkreis einen Nachbar findest. Es soll ein herrliches Land sein, aber erst für die Zukunft, denn seit wenigen, etwa 12 Jahren, hat man erst angefangen, die alte Wälder umzuhauen und urbar zu machen. Jetzt ist es dort gewaltig öde und einsam auf der großen Farm.“

„Das ist gerade nach meinem Geschmack. Ich will ganz offen mit dir reden, Horst, es liegt mir wenig daran, nach Columbia zu gehen, als hauptsächlich eine Zeitlang von der Heimat entfernt zu sein.“

„Du bist doch kein Menschenfeind geworden, alter Freund?“ wandte Saarfeld betroffen ein.

„Durchaus nicht. Aber so lächerlich es dir auch erscheinen mag, ich sehne mich nach angestrengter, körperlicher Arbeit. Ich bin jetzt 20 Jahre alt, und noch immer hält mich meine gute Mutter am Gängelband; das ertrage ich nicht länger. Der Militärdienst sagt mir nicht zu, am liebsten möchte ich die Verwaltung meiner Güter selbst übernehmen. Doch oft muß ich hören, daß körperliche Arbeit unserem stolzen Namen keine Ehre macht, und das ist eine falsche, ganz lächerliche Idee. Glaube mir, Horst, diese Reise ist meine Rettung. Sie bewahrt mich wenigstens vor einem törichtem verweifelten Schritt.“

„Was würdest du getan haben?“

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls etwas, was unsere Ahnen mit Entsetzen erfüllt hätte, falls sie es erlebt hätten. Vielleicht wäre ich zur Bühne gegangen, als Opernsänger, Ballettänzer, oder sonst etwas. Erst in der neuen Welt werde ich den Vollbesitz meiner Kräfte wieder erlangen.“

„Waren deine Eltern mit deinem Plane einverstanden?“

„Um, ja; was sollten sie auch dagegen einzuwenden haben? Ganz unerwartet gelangte ich in den Besitz eines Vermögens, warum sollte ich also diese Reise nicht unternehmen? Ich fühle jetzt hier auf dem Schiffe erst, was Freiheit bedeutet, die ich früher nie gekannt hatte.“

Horst Saarfeld blickte seinen Freund vorwurfsvoll an. Er hatte früher häufig seine Ferien in Kurts väterlichem Schloße zugebracht und kannte nur zu gut die rührende Liebe, die Eltern und Geschwister für den allgemeinen Liebling hegten.

„Was willst du jetzt mit deiner Freiheit machen, die du endlich errungen hast?“ forschte Horst deshalb ernst.

„Ich will versuchen, wie mir ein arbeitsvolles Leben gefällt,“ versicherte der Gefragte. „Es gibt drüben viel Arbeit, warum sollte ich meine Kräfte nicht erproben? He, willst du mich als Verwalter auf deiner Farm ernennen, Horst? Du sollst es nicht bereuen, wenn du mich anstellst, denn ich arbeite fleißig und treu für dich wie ein Sklave.“

Horst Saarfeld lachte erheitert. „Danke schön, mein Lieber,“ entgegnete er, „meine Mittel würden nicht hinreichen, dir eine Dienerschaft zu halten, wie du es gewöhnt bist. Wer weiß, ob ich auf meiner neuen Farm nicht Herr, Verwalter, Knecht, vielleicht mein eigener Koch sein muß?“

Die alte Freundschaft, die beide Jünglinge bereits als Knaben auf der Schulbank geschlossen, wurde jetzt durch das enge Zusammenleben auf dem Schiffe noch mehr befestigt. Kurts immer heiteres Gemüt verscheuchte jeden trüben Schatten von der Stirn des Freundes, der oft mit bangen Sorgen der Zukunft und seiner Eltern gedachte. Es schmerzte Kurt fast, daß die Tage so schnell dahingingen, die Reise bald beendete war und er die Gesellschaft seines Freundes vermissen sollte.

„Morgen werden wir in Vancouver landen,“ seufzte Saarfeld und blickte sinnend in das unendliche Meer, welches der stolze Dampfer pfeilschnell durchschnitt. „Es war für mich eine angenehme Reise; du hast es so gut verstanden, meine Sorgen zu verscheuchen, daß ich dich in Zukunft recht vermissen werde.“

Kurt lächelte überlegen. „Du wirst mich so bald noch nicht los,“ beharrte er, „ich bin fest entschlossen, mit dir nach Saratonta zu reisen, wo du den Grund zu deinem zukünftigen Glück legen willst. Du wirst doch hoffentlich so gastfrei sein und mir ein Obdach für eine Nacht gewähren? Bedenke, Horst, welche große Freude würden Deine Eltern haben, wenn ich ihnen nach meiner Rückkehr in die alte Heimat eine ganz genaue Schilderung der Gegend und Deiner neuen Tätigkeit geben könnte.“

Doch Saarfeld wollte nicht den Plan des Freundes billigen. Er hielt es für seine Pflicht, den jungen Freiherrn mit allen Schattenseiten der neuen Verhältnisse vertraut zu machen.

„Ich kann Dir kein behagliches, bequemes Leben bieten,“ wandte Horst deshalb ein, „und an Luxus ist erst recht nicht

zu denken. Der jetzige Besitzer der Farm, ein Engländer, Lester mit Namen, hatte vier Wochen seinen Bruder bei sich, und dieser Mann erzählte uns, das Haus sei so schlecht und leicht gebaut, daß man nicht allein jedes im Nebenzimmer gesprochene Wort verstehen könne, sondern auch bei heftigem Regen unter einem Regenbirm sitzen müsse. Jedoch, das Land soll sehr fruchtbar, die Luft erfrischend und gesund sein, daher entschlossen wir uns, die Besitzung anzukaufen.

„Warum verkauft Herr Lester sein Gut?“

„Sein ältester Sohn ist gestorben, da ist den Leuten die Gegend leid geworden, so erzählte man uns. Aber Herr Lester hat noch einen anderen Grund. Er beabsichtigt, sich in Californien anzukaufen, wo er für die Erziehung seiner Kinder besser sorgen kann, als in der Einöde. Er hat versprochen, mit seiner Familie noch 8—10 Tage nach meiner Ankunft zu bleiben, um mir die Uebernahme des Gutes zu erleichtern.“

„Hörst, du mußt einwilligen, mich ein paar Tage zu beherbergen, und wenn Du wirklich so eigensinnig bist, auf meine Dienste zu verzichten, so ziehe ich mit Lesters nach Californien.“

„Wirst Du denn ein einsames Leben und wahrscheinlich höchst einfache Mahlzeiten ertragen können?“

„Ich werde beides mit philosophischer Ruhe hinnehmen; ja noch mehr, Du wirst auf Deiner Farm meine unschätzbaren Dienste erst recht kennen lernen. Weißt du nicht mehr, als wir beide auf dem Gymnasium und abends in meiner Wohnung waren, ich immer als der beste Koch gelobt wurde? Jetzt gedenke ich, meine Kunst auf Deiner Farm zu vervollkommen; das ist mir eine viel angenehmere Abwechslung, als Bälle, Theater und Konzerte zu besuchen, wozu ich in der Heimat gezwungen werde.“

Saarfeld lächelte, dann streckte er seinem Freunde lächelnd die Rechte entgegen. „Schlag' ein, Kurt, ich will mich nicht länger widersetzen, du gehst mit nach Saratona. Aber ach! was wird Deine stolze Mutter zu Deinem Vorhaben sagen?“

„Nichts; absolut gar nichts,“ versicherte Kurt mit komischem Ernst. „Das Entsetzen über die Schilderung meines neuen Lebens wird sie vollständig sprachlos machen. Ja, sie wird so starr sein, daß nicht einmal der Gedanke an die lange Reihe der Ahnen ihr im Augenblick die Sprache wiedergeben wird.“

„Wie gut, daß der Gedanke an meine Ahnen mich nicht in meiner Arbeit beeinträchtigen kann,“ scherzte Horst.

„Und ich werde mich bemühen, den meinen in der neuen Welt Ehre zu machen. Um aber unserem stolzen Namen in den Augen meiner Eltern und der verurteiltsvollen Welt keine Schande zu machen, lege ich denselben von dieser Stunde an ab, und sehe als einfacher: „Kurt Waldau“ meinen Fuß auf den neuen Erdbteil. Vergiß es also nicht, alter Freund, ich bin jetzt Dein Verwalter, Kurt Waldau.“

Endlich war das Ziel der Reise erreicht. Reges Leben herrschte im Hafen und auf der Miede von Vancouver, als der stattliche Dampfer nach langer Fahrt landete. Noch leuchtete und ächzte die Maschine, noch Inarrien die Räder, welche die schweren Anker in die Tiefe bohrten. Doch jetzt erscholl ein kurzer Befehl des Kapitäns von der Kommando-Brücke herab, und schnell lag das Schiff festgeankert an der amerikanischen Küste.

Arm in Arm betraten die beiden Freunde das Festland. Jetzt erst lernten sie die Hindernisse kennen, die noch zu überwinden waren, ehe Saratona erreicht war. Es war vom Hafen bis dorthin eine Entfernung von mindestens 3 Tagereisen in das Innere des öden, wüsten Landes, und an geebnete Wege oder an eine regelmäßige Verbindung von einer Ortschaft bis zur anderen war gar nicht zu denken. Doch Kurt verlor nicht so leicht den Mut. Durch heiteres Gepflauder und munteren Scherz suchte er die mühsamen Auf-touren oder das unerträgliche Fahren auf hoher zweirädriger Karre zu erleichtern, und am dritten Tage langten die Reisenden glücklich, aber bis zum Tode ermattet in Saratona an, wo Herr Lester mit einem bequemen Wagen die Reisenden erwartete.

Ein Blick in das gefurchte, wettergebräunte Antlitz des Herrn Lester sprach deutlicher von den Mühen und Strapazen des dortigen Lebens, als Worte es vermocht hätten. Herr Lester mochte etwa in der Mitte der Vierziger stehen; vor zwölf Jahren hatt er als ein rüstiger, kräftiger Mann das neue Unternehmen in der Wüstenei in voller Tatkraft begonnen und seiner Hände Fleiß verdankte er den jetzigen Wohlstand der blühenden Besitzung. Doch die zwölf Jahre angestrengter Arbeit waren nicht spurlos an ihm vorüberge-

gangen. Die hohe, kräftige Gestalt war leicht gebeugt, zahlreiche Silberfäden durchzogen das üppige Haar, und das Auge schaute nicht mehr so froh und energisch in die Zukunft. Das einförmige Landleben, wo er tatsächlich an den engen Verkehr des Familienkreises und der ziemlich bedeutenden Anzahl von Knechten und Mägden angewiesen war, hatten den früher so rebellen Mann wortfarg und einsilbig gemacht, der alles Interesse an der Außenwelt verloren zu haben schien.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind, Herr Lester,“ rief Herr Saarfeld dem Fremden entgegen und schüttelte kräftig die dargereichte Rechte.

Der Angeredete nickte. „Es ist gut, daß Sie sich einen Gefährten mitgebracht haben, der Ihre Einsamkeit teilt, denn wie ich höre, sind Sie noch unverheiratet, ist es so?“

„Ja; an Heirat denke ich noch lange nicht, ebenso wenig wie hier mein Verwalter, Herr Waldau. Wenn uns das Leben zusagt und unsere Mühe belohnt wird, so werden meine Eltern und Geschwister bald nachkommen.“

„Sie dürfen die Arbeit nicht scheuen, auch muß Ihr Verwalter angestrengt arbeiten,“ lächelte Herr Lester, und bot auch Kurt die Hand. „Wenn Sie erst einige Jahre hinter sich haben, können Sie leicht ein hinreichendes Sümchen ersparen, um sich hier anzukaufen,“ ermunterte er Kurt.

Oh, wenn Kurts stolze Eltern diesen Vorschlag gehört hätten, so würde der Schreck über diese Worte sie vollständig gelähmt haben. Doch Herr Lester schien gar keine Antwort zu erwarten, er hatte bereits die Fägel in die Hand genommen und winkte den Herren, einzusteigen.

Nach mehr als stündiger Fahrt langte man auf dem Gutshofe an. Die Dämmerung war bereits eingetreten, aber die Luft war so warm und milde, daß Frau Lester mit ihren vier Kindern im Freien der Müdtehr des Gatten harzte.

„Ist das Abendessen fertig?“ fragte der Hausherr, als die Begrüßung geschehen war. „Ich verspüre einen gewaltigen Hunger und unsere jungen Freunde gewiß nicht minder. Doch, wo ist Laura?“ fügte er besorgt hinzu, sich im kleinen Kreise umsehend.

„Bally kam herüber,“ erklärte die Mutter, „die Schwestern wollten noch einen Spazierritt machen, sie werden gleich hier sein.“

Hätten die vier Kleinen nicht munter gelacht und geplaudert, so wäre das Abendessen gewiß schweigend eingenommen worden. Doch die Kleinen hatten dem Vater so viel zu erzählen, daß dieser bald ungeduldig fragte, ob Laura denn immer noch nicht zurück sei, um die Kleinen in Ordnung zu halten.

„Laura wollte noch mit der Schwester allein sein,“ entschuldigte die Mutter das junge Mädchen, „da wir in der nächsten Woche von hier fortziehen, empfinden beide schon jetzt die Trennung schmerzlich genug.“

Die beiden Freunde schauten sich betroffen an; sie wußten nicht, daß Herr Lester schon eine erwachsene Tochter hatte. Doch ehe sie fragen konnten, wurde die Tür geöffnet, und eine junge Dame von kaum 18 Jahren, im tadellosen Reitanzuge, trat ein.

Sie war eine Blondine von seltener Schönheit. Das zarte Antlitz war von dem langen Ritt leicht gerötet, das reiche, lockige Haar hatte sich gelöst und fiel in schweren Flechten auf die Schultern hinab. Die lachenden blauen Augen strahlten im hellen Glanz, als die Kleinen von ihren Sitzen aufsprangen, um die Ankommende stürmisch an den Tisch und in ihre Mitte zu ziehen. Laura machte den Eindruck einer vornehmen, deutschen Aristokratin, nicht den einer Amerikanerin. Jedoch, welche Stellung sie auch in der Familie Lester einnahm, sie war der ausserlorene Liebling. Frau Lester's sorgenvolles, trübes Antlitz erhellte sich bei Laura's Anblick, selbst über des Hausherrn Züge glitt ein flüchtiges Lächeln wie Sonnenschein.

„Warum hast du deine Schwester nicht mit hereingebracht?“ fragte Herr Lester.

„Sie wollte nicht. In einer halben Stunde geht der Mond auf, und sie reitet so gern im Mondenschein.“

Frau Lester schüttelte mißbilligend ihr Haupt. „Baleska ist nicht stark,“ mahnte sie, „sie hat sich heute schon zu viel zugemutet. Jetzt hat sie noch einen Ritt von mindestens vier Stunden zu machen, das geht über ihre Kräfte.“

Laura sah bestürzt auf, doch bald erhellten sich ihre Züge. „Bally reitet so gern und Diana ist ein treues Tier, das jeden Schritt und Tritt im Walde kennt,“ beruhigte sie.

Laura und Frau Lester brachten die Kleinen zur Ruhe; die drei Herren blieben allein.

„Ich werde mich sehr freuen, wenn wir erst glücklich von hier fort sind,“ sprach der Hausherr, „da meine Frau bereits die Tage bis zu unserer Abreise zählt; aber für Laura ist die Trennung sehr schwer.“

„Ist Fräulein Laura auch Ihre Tochter?“ fragte Saarfeld, dem die feinen graziösen Bewegungen des jungen Mädchens überraschten.

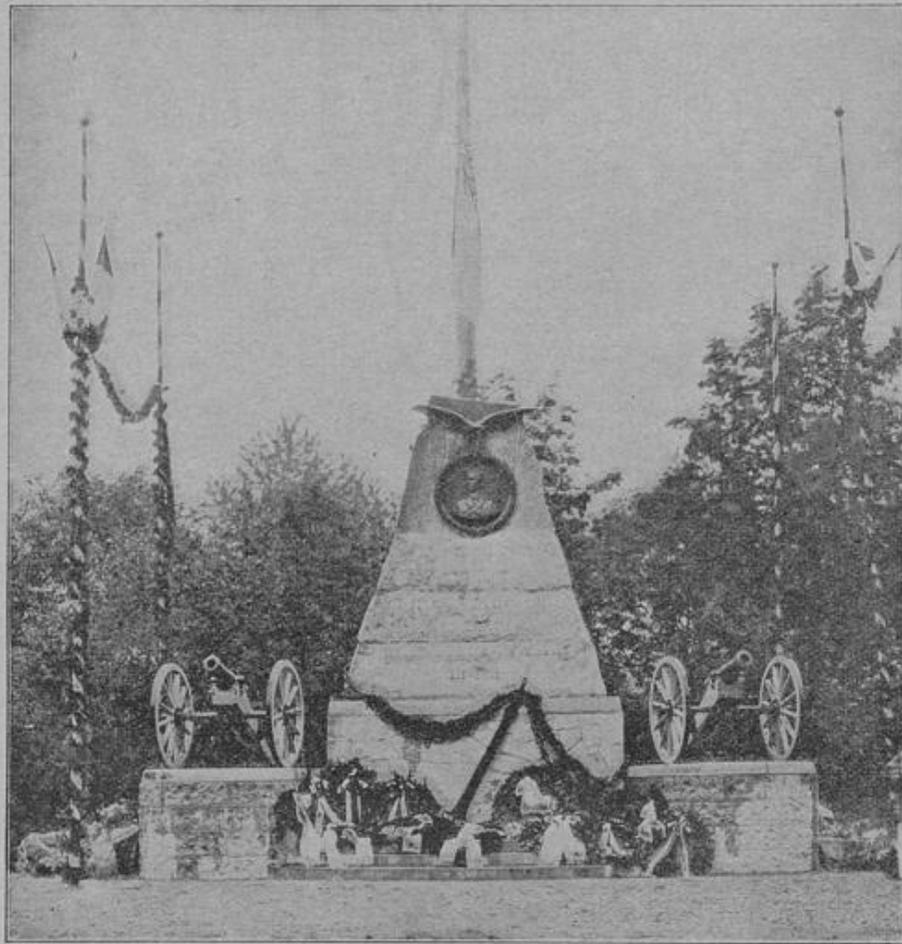
„Gott bewahre. Mein Knabe, der vor sechs Monaten starb, war mein ältestes Kind und er zählte kaum 12 Jahre. Laura ist uns aber so lieb wie unser eigenes Kind, obgleich sie gar nicht mit uns verwandt ist.“

„Vielleicht das Kind eines guten Freundes?“ forschte Kurt, der wohl merkte, daß der alte Mann gern erzählen wollte.

„Nein, auch das nicht. Aber ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Wenn Sie sich hier niederlassen, werden Sie mit Laura's Schwester zusammentreffen, und es ist besser, Sie hören die Geschichte von mir, als vom Fremden. Es war eine sonderbare Begebenheit, die häufiger in Romanen, als in der Wirklichkeit vorkommt.“

Die Geschichte der beiden Schwestern war wirklich kurz, traurig, aber romantisch und erweckte das größte Interesse der beiden Freunde und den Wunsch, die beiden Damen näher kennen zu lernen.

Bald nachdem Herr Lester seine anstrengende Tätigkeit, das Land urbar zu machen, begonnen hatte, kehrte er mit seinem Freunde, Herrn Richter, von einer Geschäftsreise von



Denkmal für Oberleutnant Hellmann von der „Altis“.

Vancouver zurück. Es war eine schwarze Nacht; doch die treuen Pferde fanden trotz der Finsternis und des fast undurchdringlichen Dichtlichts in den Urwäldern den richtigen Weg. Plötzlich hielten die Pferde an. Ungeachtet der Peitsche oder freundlichen Zuredens wollten sie durchaus keinen Schritt weiter gehen; Lester zündete eine für den Notfall mitgebrachte Laterne an und sah zu seinem Entsetzen die anscheinend leblose Gestalt eines Menschen dicht vor den Hufen der Pferde liegen. — Es war ein Weib. Die schwachen Atemzüge verrieten, daß das Leben noch nicht gänzlich geschwunden war. An ihrer Seite lagen zwei schlafende Kinder von ungefähr 6—7 Jahren, fest umschlungen von den Armen der Mutter.

Die beiden Freunde standen ratlos. Nur mit großer Mühe gelang es ihnen, der Sterbenden einige Tropfen Wein einzulößen und die Kinder aus ihren Armen zu befreien. Endlich schlug die Unglückliche matt die Augen auf. In abgebrochenen, kaum verständlichen Worten erzählte sie ihr trauriges Schicksal. — Sie hatte sich aus dem Innern des Landes aufgemacht, um die Spur ihres Gatten, Arthur Nobel, zu verfolgen, der sie vor Jahresfrist verlassen hatte. Da war das Gerücht zu ihr gedrungen, daß derselbe zuletzt in Saratoga gesehen worden sei und unverzüglich hatte sie sich mit ihren beiden Kindern auf den Weg gemacht.

(Fortsetzung folgt.)



Süddeutsche Bürgermeister in London.



Erster Versuch. Von E. Schmidt.

Ein Feigling.

Drei übersezt von Gräfin L. A. S.

Nachdruck verboten.

Es war der Abend des neunzehnten Dezember 1854. Die Freunde und Bekannten, welche Gemma de Gini zum Geburtstag gratuliert und ihr eine häufige, frohe Wiederkehr dieses Tages gewünscht hatten, waren wieder gegangen. Als Gemma die letzten Gratulanten bis zur Haustüre begleitet und dann wieder in das leere Wohnzimmer zurückgekehrt war, rief sie mit einem Seufzer der Erleichterung:

„Oh, wie freue ich mich, wieder allein zu sein! Wie schwer fällt es doch, an einer so alltäglichen Unterhaltung Interesse zu zeigen! Und wie fürchtete ich, daß doch einige dieser Menschen merkten, wie meine Gedanken mit andern Dingen beschäftigt waren und welch menschliche Angst auf meiner Seele lag!“

Sie setzte sich dann an den Tisch und stellte ihren Arbeitskorb vor sich; sie stückte einen Besatz für das Kommunionkleid ihres kleinen Mädchens. Aber schon nach wenigen Augenblicken schob sie alles wieder bei Seite, erhob sich schnell und nahm ein Buch zur Hand. Doch auch lesen konnte sie nicht. Ihre Augen füllten sich mit Tränen und die Buchstaben verwirrten sich vor ihren Blicken.

Sie legte das Buch fort und trat an ein offenes Fenster, von dem aus man einen kleinen Teil der benachbarten Kirche sehen konnte, und auf die Knie fallend, rief sie mit gebrochener Stimme:

„Oh Mutter Gottes, was bedeutet dieser dunkle Schatten, der über allem liegt? Weshalb bin ich heute so traurig und angstvoll? Kann es eine Vorahnung sein, daß Michael oder den Kindern ein Unglück droht? Oh heilige Mutter Gottes, komm mir zu Hülfe; stärke und tröste mich!“

Sich langsam wieder erhebend, ging sie zur Türe und klingelte.

„Visa, wo sind die Kinder?“

„Sie sind im Garten, Madame; es ist heute abend so schön.“

„Bitte, gehe hin und hole sie herein, sage auch Mr. de Gini, daß ich ihn gern sehen möchte!“

Nach einigen Augenblicken kam das Mädchen zurück und sagte, die Kinder ließen bitten, noch ein wenig draußen bleiben zu dürfen und der Herr habe ihr aus seinem Arbeitszimmer zugerufen — die Türe sei abgeschlossen — er könne wegen einer wichtigen Arbeit erst in einiger Zeit kommen.

„Es ist gut so, ich danke dir, Visa.“

Gemma setzte sich wieder an das Fenster und dachte nach:

„Weshalb mag sich Michael wohl in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen haben? Während der vierzehn Jahre, wo wir verheiratet sind, hat er das noch nie getan. Wenn er fürchtet, ich könnte unerwartet zu ihm herein kommen, so ist das doch ein Zeichen, daß er etwas unter Händen hat, was ich nicht sehen soll . . . — Und weshalb verbirgt er etwas vor mir — es könnte doch nur sein, um mir Kummer zu ersparen. Er ist ja so lieb und gut, und wir lieben uns so!“

Und das war wirklich so. Michael und Gemma waren ein Muster christlicher Eheleute. Bray und fromm, freundlich zu allen, mildtätig gegen die Armen, so lebten sie nur für einander und ihre Kinder. Sie waren nicht sehr reich, hatten aber ein gerade genügendes Auskommen und sie waren zufrieden mit dem ihnen von der Vorsehung bestimmten Los. Michael hatte zuerst Jura studiert und mit Auszeichnung sein Examen gemacht. Da ihm diese Karriere aber nicht zusagte, so legte er seine Bücher bei Seite und widmete sich ganz der Literatur. Von einem Verwandten hatte er ein kleines Gütchen geerbt, welches er selbst bewirtschaften wollte. Es lag in der Nähe Turin's. Aber da die Bewirtschaftung des Gutes ihm noch viel Zeit ließ, so wurde er Mitarbeiter einer bedeutenden italienischen Zeitung. — Außerdem mußte er für eine italienische Zeitschrift eine monatliche Uebersicht und Kritik über alle neu erschienenen Bücher schreiben. So kam eines zum andern und de Gini war in der Lage, sorgenlos mit seiner Familie zu leben.

Gemma entstammte einer alten, vornehmen Familie, welche früher sehr reich, durch einen unglücklichen Zufall ihr ganzes Vermögen verloren hatte. Der Erziehung ihrer Kinder widmete sie die größte Sorgfalt, wußte dabei doch stets ihren gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen, welche sie ihrer Stellung schuldig war.

„Michael,“ sagte Gemma, „weshalb hast du deine Türe abgeschlossen?“

„Weil ich sehr viel zu schreiben habe, Gemma. Du mußt mich noch ein wenig allein lassen. In einigen Augenblicken komme ich zu dir und den Kindern.“

„Ach, bitte, laß mich hereinkommen!“

„Aber Gemma, das ist nicht nett von dir. Weshalb soll ich meine kostbare Zeit vergeuden mit dem Ausschließen der Türe?“ rief Michael in scherzendem Ton. „Ich möchte die Arbeit gern möglichst bald fertig haben.“

„Bitte, bitte, laß mich herein,“ wiederholte Gemma traurig, „wenn du nur wüßtest, wie einsam und betrübt ich bin!“

„Ja, wenn das so ist, werde ich die Türe aufschließen.“

Michael öffnete die Türe, aber als Gemma eintrat, bemerkte sie, wie er hastig einen Brief bei Seite schob und zu verbergen suchte.

„Michael, willst du mir nicht den Brief zeigen?“

„Aber, liebe Gemma, du bist wirklich entsetzlich neugierig!“ und er versuchte zu lächeln, als er das tränenüberströmte Gesicht seiner Frau sah.

„Nein, nein, Michael. Ich meine es ganz ernst. Du hast irgend etwas auf dem Herzen, einen Kummer oder eine Sorge, und du suchst mir das zu verbergen. Bedenke doch, daß ich dein Weib bin und ein Recht habe, es zu wissen.“

„Aber, Gemma, glaube mir doch, daß ich nichts vor dir verberge.“

„Das ist nicht wahr!“

„Gemma! Glaubst du denn, daß ich dir eine Lüge sagen würde?“

„Du meinst es gut mit mir, weil du mich lieb hast, aber ich bin überzeugt, daß ich mich nicht täusche. Schon heute morgen habe ich gemerkt, daß du nicht bist wie sonst und den ganzen Tag habe ich daran gedacht und mich deshalb gequält. Meinst du denn, ich hätte nicht gemerkt, wie zärtlich, du Peter und Lucy umarmtest, bevor sie zur Schule gingen und wie lange du ihnen nachblicktest? — Du bist sonst garnicht so demonstrativ. Sieh mich mal an, Michael, und sage mir aufrichtig, wer dir Sorge macht.“

„Gemma, das sind wirklich Einbildungen. Das beständige Grübeln heute hat deine Nerven überreizt. Beruhige dich wieder und denke nicht mehr daran . . . Horch! Da schlägt es fünf Uhr; weißt du, was du tun sollst? Geh in die Kirche. Unserer lieben Frau von den sieben Schmerzen“ zur Weibnachtsnovene und vergiß dort nicht, auch ein kleines Gebet für mich zu beten.“

Gemma zögerte noch eine Weile, da sie aber einsah, daß sie für den Augenblick doch nichts Näheres erfahren würde, wandte sie sich zum Gehen.

„Leb wohl, Michael; möge der Himmel dich trösten und dir helfen, denn ich sehe ja, daß du von deinem Weibe keine Hülfe haben willst.“

So sprechend, eilte sie schnell aus dem Zimmer und ließ ihn allein.

De Gini war auf dem Punkt, ihr alles zu sagen, hätte Gemma noch einen Augenblick gewartet, aber er hörte, daß sie schnell aus dem Hause eilte und die Haustüre schloß. Da warf er sich in einen Sessel, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und rief:

„Oh Gemma, meine Liebe! Du hast recht, ich habe eine furchtbare Last auf dem Herzen, aber du kannst mir nicht helfen, du kannst sie mir nicht erleichtern! Wie hätte ich dir denn sagen können, daß dieser Brief meinen letzten Willen, mein Testament enthält? Daß morgen — — Oh mein Gott, ich bin der elendeste und unglücklichste der Menschen.“

2. Kapitel.

Die Einwohner Turin's haben eine ganz besondere Verehrung zur schmerzhaften Mutter Gottes. Es gibt eigentlich keinen Augenblick im Tag, an dem nicht einige Andächtige in der Kirche vor ihrem Bilde beten. Ganz besonders abends nach dem Ave-Mäuten geht keiner von seiner Arbeit nach Hause, ohne vorher der Mutter Gottes einen Besuch abgestattet, ihr alle Mühen und Leiden geklagt und sie um ihren Schutz angefleht zu haben.

Gemma de Gini hatte einen eigenen Platz in der Kirche, aber da sie ein wenig spät kam, hatten schon einige ihrer Bekannten diesen eingenommen. Sie kniete sich deshalb auf die Stufen des Hochalters und war so vertunken in ihre Andacht, daß erst die Schelle des Küsters, der allabendlich die Kunde machte, bevor er die Kirche schloß, sie aus ihren Gedanken aufschreckte. — Gemma erhob sich und verließ die Kirche. Es war schon ziemlich dunkel. De Gemma fürchtete, Bekannten zu begegnen, die sie denn mit ihrer Unterhaltung stören würden, wenn sie auf dem gewohnten Wege

nach Hause zurückkehrte, so beschloß sie, durch den Stadtpark zu gehen, der um diese Zeit sicher ganz leer sein würde.

Skaun hatte sie den Park betreten, als sie meinte, ganz in der Nähe Michaels Namen gehört zu haben. Sie wandte sich um und sah zwei Herren, welche ihr in einiger Entfernung folgten und von denen der Namen genannt sein mußte.

Die Dunkelheit benutzend, verbarg sie sich hinter einem dicken Baum und horchte aufmerksam und gespannt. Ihr Herz pochte heftig.

„Es ist wirklich sehr bedauerlich,“ sagte der eine Herr, „aber was ist zu machen? Genettis hat ein ganz skandalöses Buch geschrieben, indezent und unmoralisch von Anfang bis zu Ende, das kann niemand bestreiten. De Gini, ein sehr gewissenhafter Mann hat es in der Zeitung ohne Gnade scharf kritisiert und Genettis, wütend darüber, hat de Gini zu einem Duell gefordert. So verhalten sich die Dinge.“

„Das ist ja alles ganz richtig,“ erwiderte der andere, „aber wenn ich de Gini wäre, würde ich die Forderung nicht annehmen, das sage ich Ihnen ehrlich. Und Sie, der Sie sein Freund sind, Sie sollten ihm ganz entschieden abraten. Es liegt absolut kein Grund vor zu einem Duell, und sich mit einem solchen Menschen wie Genettis zu schlagen, ist eine Torheit! Sprechen Sie mir nicht von Ehre! Mein Blut kocht, wenn ich daran denke! Ein Familienvater soll sein Leben aufs Spiel setzen wegen eines solchen Lumpen —“

„Gauner, Lump, Spitzbube, nennen Sie ihn, wie Sie wollen — ich frage Sie nur, was soll man tun? Würden nicht alle über de Gini herfallen und ihn einen Feigling nennen, wenn er die Forderung Genettis nicht angenommen hätte?“

„Und wann soll das Duell stattfinden?“

„Morgen früh bei Tagesanbruch. Die Sekundanten Genettis werden in diesem Augenblick wohl bei de Gini sein.“

„Wo wird das Duell sein?“

Die Antwort auf diese Frage konnte Gemma nicht mehr verschieben, denn die beiden Herren waren schon zu weit entfernt oder sie hatten es auch vielleicht leiser gesagt, um nicht von irgend einem sich vielleicht in der Nähe aufhaltenden Schutzmann gehört zu werden.

Aber ach! was brauchte sie auch weiter zu hören oder zu wissen? Arme, unglückliche Frau! Die unbestimmte Ahnung, daß ihr etwas Trauriges bevorstände, war nun zu schrecklicher Gewißheit geworden, ein Unglück drohte ihrem Gatten, ihr selbst und ihren Kindern. Wer konnte das Resultat dieses entsehliden Duells wissen? — Töten oder getötet werden! — Ein Verbrechen begehen oder selbst als Opfer fallen und zu gleicher Zeit schuldig sein, das Leben des Nächsten gefährdet zu haben!

„Oh nein! Michael sollte so etwas nicht tun! — Er sollte morgen früh nicht aus dem Haus, oder er müßte über ihre und ihrer Kinder Leichen gehen.“

Zitternd, so daß sie nur mit Mühe gehen konnte, die Augen voller Tränen, schlich Gemma wie lahm und blind durch die Straßen nach Hause zurück. Sie ging gleich zu den Kindern. Peter und Lucy, welche sie schon voller Ungeduld erwartet hatten, eilten auf sie zu, um sie zu umarmen, und als sie die Mutter so traurig und bekümmert sahen, flogen sie ihr um den Hals und küßten sie zärtlich.

„Wo ist der Vater?“ fragte Gemma.

In seinem Studierzimmer, Mama. Er war den ganzen Abend dort und sagte zu uns, daß wir nicht zu ihm kommen dürften. Vor einer Weile kamen zwei Herren, die wir nicht kannten, und gingen zu ihm. Nicht wahr, Lucy?“

„Ja, Mama; die Herren sahen unangenehm aus, ich fürchtete mich vor ihnen. Sie gaben Papa nicht einmal die Hand, sondern sprachen nur ganz schnell und leise mit ihm und wir liefen fort, nicht wahr Peter? — Aber weißt du was, Mama, das Abendessen ist schon lange fertig und ich bin ganz entsehllich hungrig!“

„Ich gehe gleich mit euch, will nur erst Vater rufen. Geht schon hin und setzt euch auf eure Plätze. Seht auch Alphonsus auf seinen Stuhl.“

Nach einigen Augenblicken war die ganze Familie im Wohnzimmer versammelt, aber weder Michael noch Gemma konnten einen Bissen essen. Sie sahen beide traurig und niedergeschlagen aus und wechselten nur hier und da mal ein Wort mit den Kindern. Michael beschäftigte sich besonders mit dem kleinen Alphonsus, weil dieser der Schlaf übermannte und der kleine hübsche Blondkopf auf den Tisch sank.

„Küßt den Vater und sagt gute Nacht, Kinder,“ sagte Gemma zu Lucy und Peter, „und geht herauf. Vasa soll euch zu Bett bringen und vergeßt nicht, sehr andächtig zu beten.“

Dann nahm sie das schlafende Kind vorsichtig in ihre Arme,

um es nicht aufzuwecken, und folgte den Kindern. Auf der Türschwelle wandte sie sich noch einmal um und sagte ihrem Gatten:

„Michael, warte einen Augenblick, in fünf Minuten bin ich wieder bei dir.“
(Schluß folgt.)

Für die Kinderwelt.

Das Wortbildungsspiel.

Ein interessantes Gesellschaftsspiel für die junge Welt ist das obengenannte. Man schreibe das Alphabet immer in großen Buchstaben ein paarmal auf starkes Kartonpapier und zerschneide es in einzelne Kärtchen, so daß immer ein Buchstabe auf einem Kärtchen steht. St, b, ch, ph gelten je als ein Buchstabe. Von den Vokalen a, e, i und o, sowie von den Konsonanten d, m, n, r, t, als den am häufigsten vorkommenden Buchstaben, lege man noch ein paar mehr zum Vorrat hinzu, damit sich beim Zusammenlegen der Kärtchen um so leichter ein Wort bilden läßt. Eine beliebige Zahl von Personen kann sich an dem Spiel beteiligen, doch das größte Vergnügen gewährt es, wenn drei oder vier Personen mitspielen. Das Spiel beginnt die erste Person, greift in den Alphabettasten (ohne zu wählen) und legt einen Buchstaben auf den Tisch. Gelegt, dieser Buchstabe wäre O. Die nächste Person zieht vielleicht P und da sie daraus kein Wort zu bilden sich getraut, so legt sie ihr P auf die Mitte des Tisches, aber nicht wieder in den Alphabettasten. Jetzt greift der dritte Spieler in den Alphabettasten und bringt H hervor. „Oh!“ ist ein Wort und Spieler Nr. 3 hat zuerst gewonnen. Da liegt Oh auf dem Tisch. Griffe nun der noch übrige Spieler in den Alphabettasten und brächte ein R heraus, so hätte auch er ein Wort, nämlich OHR. Nun liegen also auf der Mitte des Tisches die gezogenen Buchstaben: O P H R. Das Rennen beginnt von neuem, und der erste Spieler zöge diesmal noch ein R hervor. Sofort wird er mit Zuhilfenahme der bereits aus dem Kärtchen gezogenen Buchstaben das Wort „Rohr“ bilden können, und so kann jeder nachfolgende Spieler aus dem offen daliegenden Buchstabenvorrat sich seine Worte ergänzen, da alle gezogenen Buchstaben an dem Tische liegen bleiben müssen und immer neue Kombinationen entstehen. Wer zuerst zehn Wörter gebildet hat, gewinnt das Spiel (und den etwa gesteckten Apfel), vorausgesetzt, daß alle Spieler sich der Reihe nach beteiligen. Nun läßt sich manches in der Folge an dem Spiele schärfen und begrenzen, wenn dasselbe erst im ganzen und großen verstanden ist; so z. B., daß einer das vom Vorgänger nicht entdeckte Wort, das in dessen Buchstaben lag, jetzt selbst konstruiert. Darauf darf er immer noch selbst in den Kasten greifen und ziehen, ja vielleicht sogar sogleich noch ein Wort bilden; es ist ihm unwehret. Ferner beschränkt man das Spiel dadurch, daß einer nicht bloß einen Vorteil von einem Mitspieler wegnehmen darf, sondern entweder das ganze Wort oder nichts. Auch darf das bloße Umwandeln der Einzahl in die Mehrzahl nicht gelten.

**Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife**

von BERGMANN & Co.
RADEBÜL-DRESDEN

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine weiße, sammtweiche Haut u. zarten, blendenschönen Teint. à St. 50 Pfg. überall zu haben.

Nekmet
Maggis
Würze

zum
Verbessern
Eurer
Suppen



Unsere Bilder.



— **Denkmal für Oberleutnant Hellmann von der „Itis“.** (Bild Seite 196.) Als erster Offizier fiel in den chinesischen Wirren am 17. Juni 1900 der Oberleutnant Hans Hellmann an Bord der „Itis“ bei der Beschießung des Taku-Forts. In dankbarer Erinnerung seiner Taten hat man ihm nun in Reife in Oberschlesien ein Denkmal errichtet, bestehend aus einem Obelisk in vier Granitplatten mit dem Medaillon des Helden an der Stirnseite. Die beiden Kanonen stiftete der Kaiser aus den bei Taku eroberten chinesischen Geschützen. Die Dekoration aus Kette und Anker sind vom „Itis“ und die 30 Meter hohe Stange ist der Maststumpf des „Cormoran“.

— **Süddeutsche Bürgermeister in London.** (Bild Seite 196.) Zur Befichtigung städtischer Einrichtungen in England folgten vor kurzem 50 Bürgermeister süddeutscher Städte einer englischen Einladung. Alle Hauptsehenswürdigkeiten wurden ihnen gezeigt. Auch König Eduard ließ sich die Gäste vorstellen.



Zur Unterhaltung.



— **Bitter.** Anna: Du, Berta, ich glaube, der Geselle Deines Schusters scheint ein Auge auf Dich geworfen zu haben.
— Berta: Ach Gott ja, jedesmal, wenn ich dahin komme, bittet er mich um meinen Fuß. Wenn er mich doch einmal nur um meine Hand bitten wollte.

— **Im Metzgerladen.** Badtsch (immer zu losen Mädchenstreichern aufgelegt) tritt in einen Metzgerladen und fragt die hinter dem Ladentische stehende Frau: „Haben Sie Schweinesfüßchen?“ — Frau: „Gewiß, Fräulein!“ — Badtsch: „Na, darauf muß aber unbequem zu gehen sein!“ — Tableau!

— **Ach, so'n bißchen Französisch!** Ein Reisender überreicht einem emporkommenen Manne seine Visitenkarte. Stotternd liest dieser: „Frankoa“ (François), worauf der Reisende sagt: „Ich habe eine Gedille am C (Zeh)“ — „D,“ erwiderte der andere, „das tut mir aber leid, das muß doch sehr schmerzlich für Sie sein!“

— **Kölisches Krätzchen.** Zwei Kölner Bürschchen treten mit der kurzen Bemerkung in einen Laden: „Frau, hatt' r Kägel?“ — „Näh, Kenger!“ — Womet kratzt er öch denn?“

— **Skeptisch.** Mutter: Nun, hat sich der Assessor Dir näher erklärt? — Tochter: Nein, aber er ist mit warmem Händedruck von mir geschieden! — Mutter: Das will im Hochsommer nicht viel sagen.

— **Vereinfacht.** Vermieterin: Es wird Ihnen vielleicht beschwerlich sein, immer die vier Treppen zu steigen? — Student: Oh, das macht nichts; wenn ich nach Hause komme, bleib' ich schon immer auf den Stufen der ersten Treppe liegen.

— **Aus einer Opernkritik.** Die Stimme der Debütantin steht zu der kleinen zierlichen Figur in schreiendem Gegensatz.

— **Standesgemäß.** A.: Also Ihr Sohn ist jetzt beim Militär? — Bankier X.: Jawohl, er dient bei den Kanonieren und zwar sitzt er dort auf dem Proklasten. Wir können's uns ja leisten.

— **Gedankenplitter.** Eine Frau folgt ihrem Mann gern in „die“ Ehr, aber nicht immer in „der“ Ehe. — Wenn ein Vater seine Tochter verheiratet, merkt er erst, wie „teuer“ sie ihm ist. — Wenn Männer sich „binden“, sagen sie, sie „freien“. — Wie kann ein Hut einer Dame zugleich gut „stehen“ und gut „sitzen“?

— **Ein Trifolium.** „Was machen die Söhne des Hellen?“ — „Die leben alle von der Hand in den Mund, der eine ist Maler, der andere Claqueur und der dritte Taschendieb.“

— **Frage und Antwort.** „Welcher Unterschied ist zwischen dem ältesten General, der sein Jubiläum feiert, und zwischen dem jüngsten Kadetten!“ — „Der eine ist ein Jubelsenior — der Andere ist ein Säbeljunior!“

— **Abkühlung.** Herr: Ach, mein Fräulein, schenken Sie mir doch einen Ihrer Handschuhe zur Erinnerung an die Stunde, in der ich Sie das erste Mal sah! — Fräulein: Was glauben Sie denn! Die Handschuhe sind ja noch ganz neu — kaufen Sie sich selbst welche!



Rätseldecke.



Wegerbild.



Welchen Weg soll ich nun einschlagen, damit mich der Gendarm nicht sieht?

Umstell-Rätsel.

Alma, Selma, Angel, Made, Tropfen, Achse, Eris, Otter, Rain, Elise.

Von jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden und zwar derart, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ein beliebiges Vergnügen bezeichnen.

Trennungs-Rätsel.

Es war unter meinen Geburtstagsgeschenken
Getrennt von Gedichten nach sinnigem Brauch.
Daß ich mich freute, läßt sich denken,
Es war verbunden, prächtig auch.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Meriträtsel: Pyramide.

Dreisilbige Charade: Vogelneest.

Wechselrätsel: Vinjel — Insel.

Rebus: Besser einen Vogel in der Hand, als zehn auf dem Dache.



Düsseldorfer SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düssel-dorfer Tageblatt.

Nr. 26.

Sonntag, 28. Juni.

Jahrgang 1908.

Die Christblume.

Erzählung von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Herr Richter erinnerte sich deutlich, daß ein Fremder dieses Namens erst vor einigen Wochen seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen hatte, der sich nach Europa einschiffen wollte. Wie sehr die arme Frau und die hilflosen Kinder auf der beschwerlichen Reise gelitten hätten, können Worte nicht schildern, aber der jammervolle Anblick der Unglücklichen schnitt den guten Männern durchs Herz.

„Mein Mann liebte seine Kinder,“ hauchte die Sterbende mit letzter Kraftanstrengung, „obgleich er meiner bald leid wurde. Ich könnte in Frieden sterben, wenn ich meine hilflosen Kinder in sicherer Obhut wüßte.“

Ein und derselbe Gedanke durchzuckte das Herz der beiden Freunde. Herr Richter war ein wohlhabender, reich begüterter Mann, er hatte eine brave, edelgesinnte Gattin, aber — sie waren kinderlos. Herr Lester hingegen fing erst an, sich mühsam den Weg zu seiner Existenz zu bahnen. Beide Männer gelobten der Sterbenden feierlich, bei den armen Kindern Vaterstelle zu vertreten, und erleichterten dadurch die letzten Augenblicke der Unglücklichen, die schon nach kurzer Zeit ihrem letzten Seufzer aushauchte.

Frau Lester rechtfertigte vollkommen das Vertrauen, welches ihr Gatte in sie gesetzt hatte und nahm sich mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt des verwaisten Kindes an. Es war ein liebliches, zutrauliches Kind, mit lachenden blauen Augen, das sich in ihrem neuen Heim bald recht wohl fühlte. Die Kleine plauderte nach Kinderart und erzählte, sie heiße Laura Nobel und ihre kleine Schwester heiße Valeska, und daß sie den guten Papa suchen wollten, den sie nun in Herrn Lester gefunden zu haben glaubte.

Noch größere Freude hatte Frau Richter. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie die traurige Geschichte der Unglücklichen und der verwaisten Kinder hörte. Sie drückte das kleine Mädchen fest an ihr Herz. „Meine Christblume!“ jubelte sie, „denn wie diese Blume nur zur Weihnachtszeit unter Schnee und Eis erblüht, so hat mir Gott der Herr am Weihnachtsabend meine Christblume beschert, die du für mich unter einer dichten Schneedecke im Walde gepflückt hast.“

Obgleich die Besitzungen der beiden Freunde etwa vier Stunden von einander entfernt lagen, gab man doch den

Kindern häufig Gelegenheit, sich zu sehen, und die Kleinen hingen fast mit noch größerer Liebe aneinander, als wenn sie unter einem Dache gewohnt hätten. So schwer es den Pflegeeltern auch wurde, sich von den Kindern zu trennen, so entschlossen sie sich doch, sie nach Kalifornien zu bringen, wo sie in einer deutschen Erziehungsanstalt eine ganz vorzügliche Erziehung genießen.

„Ist keine Spur von dem Vater entdeckt?“ fragte Kurt, der mit großem Interesse der Erzählung gelauscht hatte.

„Nein. Herr Richter ist ein alter Mann, und ich gestehe offen, ich bin zu sehr Egoist und will mich von meinem Liebling nicht trennen. Auch liebte Frau Richter ihre Christblume zu sehr, um den Gedanken ertragen zu können, daß der unnatürliche Vater sein Anrecht auf die beiden Kinder geltend machen könne. Ich hingegen,“ fuhr der Erzähler fort, „hatte mit der Urbarmachung meiner Ländereien so viel zu tun und konnte im Interesse der Kleinen keine Nachforschungen anstellen. Die Kinder machen uns viele Freude, wir möchten sie gar nicht mehr entbehren. Richter hat die Zukunft seiner Pflegetochter sicher gestellt und ich hoffe, noch so lange zu leben, bis Laura unter dem Schutze eines Vaters steht. Daher sehe ich nicht ein,“ schloß Herr Lester seine Erzählung, „warum wir einen Vater nachforschen sollen, der vielleicht nicht gut für seine Kinder sorgen würde.“

„Reist Fräulein Laura mit Ihnen nach Kalifornien?“ fragte Saarsfeld.

„Gewiß, wo sollte sie auch sonst bleiben? Meine Frau und die Kinder könnten sie gar nicht entbehren. Vally wird uns besuchen, so bald Herr Richter sie missen kann. Aber er ist alt geworden und seitdem seine Frau gestorben ist, hängt er mit noch größerer Liebe denn je an dem Kinde.“

„Gleicht Valeska ihre Schwester?“ wandte Kurt ein.

„Ganz und gar nicht, es ist zwischen beiden ein Unterschied wie Tag und Nacht. Beide Kinder sind herzensgut, aber Vally ist eine dunkle, schwarzäugige Schönheit und ebenso stolz wie sie schön ist.“

2. Kapitel.

Die Abreise der Familie Lester nach Kalifornien war auf den folgenden Morgen festgesetzt. Die wenigen Tage des gemeinschaftlichen Zusammenlebens mit dem Farmer hatten Saarsfeld genügend überzeugt, daß, wenn er ebenso rastlos arbeitete wie sein Vorgänger, er bald zu einem gewissen Wohlstande gelangen werde.

„Du siehst,“ sagte er zu seinem Freunde, der als Verwalter



Zum goldenen Priesterjubiläum
Papst Pius X.

bereits außerordentliche Geschicklichkeit an den Tag gelegt hatte und sich freudig jeglicher Mühe unterzog, „ich habe ganz bedeutende Vorteile gegen meinen Vorgänger, der anfänglich mit den größten Hindernissen zu kämpfen hatte. Er hatte die mächtigen Urwälder auszurotten, das Land fruchtbar zu machen, ehe er daran denken konnte, sich ein Haus zu bauen. Außerdem hatte er die Sorge um eine kränkliche Frau, um seine Kinder! Wie ganz anders sind für mich die Aussichten. Ich habe nur zu ernten, was mühevoll gesät ist, und ich denke, wenn meine Eltern und Geschwister erst kommen, werden wir hier ein ganz behagliches Leben führen.“

„Dann bin ich wohl überflüssig, und je eher ich Saratonka verlasse, je lieber wird es Dir sein,“ scherzte Kurt.

„Wo denkst du hin?“ entgegnete Saarfeld. „So schnell können meine Eltern an die Reise noch gar nicht denken. Erst in zwei Jahren ist unsere Wadzeit abgelaufen, und so lange dauert es auch, bis meine jüngsten Schwestern ihre Schulbildung vollendet haben. Du siehst, alter Freund, es würde entsetzlich einsam für mich sein, wenn du nicht Mitleid fühlst und bei mir bleibst.“

„Es ist doch sonderbar, daß Vester seine Bestimmung aufgibt,“ fuhr Kurt gedankenvoll fort. „Er hat zwölf Jahre hier gewirkt und geschafft, jedes Fleckchen Land zeugt von seiner Hände Fleiß, und jetzt, da die Gegend blühend und fruchtbar ist, überläßt er freiwillig anderen den Segen seiner Arbeit.“

„Er hat nur das Beste seiner Gattin und seiner Kinder im Auge. Frau Vester sieht wirklich sorgenvoll und abgehärmt aus; der Tod ihres Kindes war ihr ein schwerer Verlust, und Saratonka ist nicht der geeignete Platz für die Ausbildung der kleineren Kinder.“

„Fräulein Nobel ist eine fein gebildete Dame, und sie ist hier aufgewachsen,“ wandte Kurt rasch ein.

„Sie genoß eine sorgfältige Erziehung in einem fernen Pensionate, jedoch wird Herr Vester gefunden haben, daß es ziemlich kostspielig ist, noch viermal dieselben zu bestreiten, darum zieht er gewiß selber lieber fort.“

„Fräulein Nobel gefällt mir; sie ist natürlich und offen, so ganz verschieden von den vergnügungsüchtigen deutschen Modedamen ihres Alters.“

Saarfeld nickte zustimmend.

„Sie ist gerade, wie eine junge Dame sein sollte, die nicht durch Mode, Eitelkeit und Gesallsucht verdorben ist. Es wundert mich nur, daß wir ihre Schwester noch nicht gesehen haben,“ versetzte er.

Die beiden Freunde waren schon dreimal in Waldbrunnen — so hatte Herr Richter seine Wohnung, die Dale in der Wüste, benannt — gewesen; sie hatten den alten Herrn sowohl wie dessen Neffen und Nichte kennen gelernt, aber von Valeska Nobel keine Spur gesehen. Ebenso waren die beiden Geschwister Richter zu ihnen herübergeritten, aber die Pflegschwester war nicht bei ihnen.

„Wenn der alte Richter seine Verwandten nicht zu sich genommen hätte, so würde Valeska die einzige Dame weit und breit im ganzen Umkreis sein.“

„Du vergißt Mutter Dolores,“ scherzte Saarfeld, „sie vertritt bei uns das schöne Geschlecht. Ich freue mich, daß sie hier bleiben will, denn sie ist eine treue Seele und versteht dabei ihre Arbeit im Hause prächtig.“

Die alte Mutter Dolores war eine Negerin, die mit zäher Anhänglichkeit an ihrem Heimatsland hing. Schon seit länger als zwölf Jahren hatte sie in Herrn Vester's Diensten gestanden, war Köchin, Krankenpflegerin oder Kinderwärterin, je nachdem ihre Dienste erforderlich waren; doch sie konnte sich nicht entschließen, die Reise nach Kalifornien mitzumachen.

Laura Nobel war in den letzten Tagen sehr beschäftigt gewesen, nicht daß allein die Pflege der Kinder ihr oblag, auch die vielfachen Vorbereitungen zur Abreise fielen ihr fast ausschließlich zu. Die beiden Freunde hatten längst gemerkt, daß das frische, rosige Gesichtchen von Tag zu Tag sichtlich erbleichte, die Augen lagen tiefer in den Höhlen und breite dunkle Schatten um dieselben kündeten von bangen Sorgen und schlaflosen Nächten. Gewiß war die Trennung von der geliebten Schwester Ursache dieser traurigen Veränderung.

Es war schon spät am Abend. Vester's lagen längst im Schlummer, nur die beiden Freunde saßen noch im traulichen Gespräch im Wohnzimmer. Da öffneten sich leise die Thür und Laura trat schüchtern ein.

„Ich muß vor unserer Abreise noch mit Ihnen sprechen, Herr Saarfeld,“ begann sie ohne Umschweife, „und habe damit bis zu dieser späten Stunde gewartet, um meinen Vater nicht zu beunruhigen; — er hat ohnehin Sorgen genug.“

Saarfeld rückte einen Sessel herbei. Es überraschte und befreudete ihn, daß eine feingebildete, junge Dame allein am Abend um 11 Uhr um eine Unterredung mit einem jungen Herrn bat. Kurt erhob sich.

„Ich will in dieser Unterhaltung nicht stören,“ lächelte er und wandte sich zur Thür.

Aber das junge Mädchen blickte ihn so stehend an, daß er seine Schritte hemmte.

„Bleiben Sie, Herr Waldau, denn auch Sie können mir vielleicht helfen,“ bat sie.

Kurt setzte sich. Eine peinliche Pause entstand. Laura schien nicht den Mut zu haben, ihr Anliegen vorzubringen. Um ihr zu helfen, fragte Saarfeld heiter:

„Haben Sie auch kleine Lieblinge, die Sie meiner speziellen Obhut anvertrauen wollen, Fräulein Nobel? Jedes der Kinder hat mir die Pflege seines Lieblingstierchens ganz besonders ans Herz gelegt, und ich will für das Reh, Harry's Schälchen, Lucy's Vögelchen usw. treulich und gewissenhaft sorgen. Was kann ich für Sie tun?“

„Das ist's nicht,“ versetzte Laura und Tränen verschleierten ihren Blick, „aber — — nehmen Sie sich meiner Schwester, unserer lieben Christblume an!“

Saarfeld erschrak. Er hielt es kaum für möglich, daß eine junge, bildschöne Dame der Obhut ihres Herrn anvertraut wurde, der seinen Schützling nicht einmal gesehen hatte.

„Ich habe Ihre Schwester noch nicht gesehen,“ erwiderte er deshalb ausweichend, „aber ich bin überzeugt, daß mit der Zeit wir Freundschaft schließen werden.“

Laura schüttelte traurig ihr Haupt.

„Sie verstehen mich nicht, aber — —“ hielt sie inne.

„Nein, ich verstehe Sie nicht, — ich weiß nicht, was Sie meinen,“ gab Saarfeld zu. „Sagen Sie mir offen, was ich für Sie oder Ihre Schwester tun kann.“

„Es wird mir schwer, es Ihnen zu sagen. Meinen Vater kann ich mich auch nicht anvertrauen; er würde meine Furcht belächeln. Ich weiß auch nicht, ob dieselbe begründet ist, aber ich ahne, daß Vally einer schweren Zeit entgegengeht; hier fühle ich es“ und dabei legte sie betuernd die Hand auf ihr Herz.

„Die Trennung wird Ihnen schwer, das verstehe ich wohl,“ versicherte Saarfeld.

„Nein, das ist's nicht. Herr Richter ist ein alter Mann; er wird voraussichtlich nicht mehr lange leben, und dann —“

„Sie wissen,“ fuhr Laura fort, als beide Herren schwiegen, „Herr Richter hat meine Schwester als rechtmäßiges Kind adoptiert und sie zu seiner Erbin eingesetzt. Nun lebt aber seit vielen Jahren Michael Richter, der Nefse des alten Herrn, als Verwalter in Waldbrunnen. Wäre Vally nicht dazwischengegetreten, so würde dieser Nefse der Erbe werden, und — — er hat einen schlechten Charakter.“

„Er mißfiel mir vom Anfang an,“ gestand Saarfeld, „aber ich glaubte, es sei Vorurteil.“

„Michael ist nicht allein heimtückisch, sondern auch grausam, und seine Schwester ist noch schlimmer.“

„Wie lange ist Fräulein Richter schon in Waldbrunnen?“ warf Kurt ein.

„Etwa seit einem Jahr. Frau Richter war vor ihrem Tode lange krank, Vally war kaum sechzehn Jahre alt. Da glaubte ihr Pflegevater, die Sorge und die Pflege um die Kranke würde meiner Schwester zu viel werden, und er gab den Vitten Michaels nach, und ließ auch Martha Richter kommen. Aber so herzengut Vally auch ist, hat sie doch ein reizbares, heftiges Temperament, und das hat sie den beiden, die ihr wenig sympathisch sind, oft genug gezeigt. — So lange Herr Richter lebt, fürchte ich nichts, aber nach seinem Ableben werden die Geschwister das arme Kind tyrannisieren. — Wollen Sie dafür sorgen, daß sie später sicher nach Kalifornien geleitet wird. Mein Vater ist so gut; er wird Vally aufnehmen, wie er mich aufgenommen hat.“

„Wenn's weiter nichts ist?“ rief Saarfeld sichtlich erleichtert, „das Versprechen gebe ich Ihnen gern! — Sagen Sie Ihrer Schwester, daß sie sofort einen Boten zu uns sendet, wenn irgend etwas in Waldbrunnen nicht in Ordnung ist. Wir werden dann sorgen, daß sie sicher nach Kalifornien reisen kann.“

Laura schien nicht beruhigt, sie schluchzte bitterlich, und ihr Glieder zuckten konvulsivisch.

„Nachen Sie nicht über mich,“ flehte sie, „aber ich fürchte für meine Schwester.“

„Wenn Sie uns genau sagen wollten, was Sie fürchten, so würden wir Ihnen vielleicht besser helfen können,“ ermutigte Saarfeld das bekümmerte Mädchen.

„Ich fürchte, daß meiner Schwester Unheil droht. Sie haben sie noch nicht gesehen, wissen daher auch noch nicht, wie schön, aber auch wie furchtlos sie ist. Es ist fast zur Gewissheit in mir geworden, daß sie, um dem Haß der Geschwister zu entgehen, einem schrecklichen Schicksal anheimfallen wird. Waldbrunnen liegt noch mehr von jedem menschlichen Verkehr entfernt, wie hier unsere Einöde, und selbst unser bestes Pferd, Hektor, kann bis dorthin den Weg kaum in vier Stunden zurücklegen. Bis Sie im Notfall dort anlangen, könnte sie schon tot oder — — fest eingeschlossen werden, um eines langsamen, qualvollen Todes dahin zu sieden.“

Die Angst der jungen Dame wirkte ansteckend auf ihre Zuhörer. Saarsfeld gab ihr den Rat, Herrn Lester ihre Beorgnis mitzuteilen. Kurt schlug vor, Valeska solle sofort mit nach Kalifornien reisen, aber Laura schüttelte ihr Haupt. „Bally verläßt ihren Vater nicht,“ sagte sie, „und ist selbst so furchtlos, daß sie nur über meine Beorgnis spottet.“ Hierauf verabchiedete sich die junge Dame. Als die beiden Freunde allein waren, sahen sie sich betroffen an, dann sagte Kurt ernst:

„Das ist eine fatale Geschichte, das Gesicht des jungen Richters hat mir gleich schlecht gefallen; er war in meinen Augen ein erbärmlicher Schurke!“

Saarsfeld nickte.

„Der alte Herr soll sehr reich sein, so erzählte mir Lester; jedenfalls hatte sich Kesse und Nichte schon auf die Erbschaft gefreut und sind deshalb erzürnt auf die Pfliegerochter. Wenn wir nur helfen könnten! An gutem Willen soll's gewiß nicht fehlen.“

„Wir müssen scharf beobachten, was in Waldbrunnen vorgeht,“ sagte Kurt ernst. „Es darf nicht gesagt werden, daß eine junge Dame fremd- und schuglos gewesen ist, wenn deutliche Männer in der Nähe sind.“

„Mein lieber, alter Freund, ich bin ebenso gerne bereit, die junge Dame unter meinen Schutz zu nehmen, wie du,“ wandte Saarsfeld ein, „aber scharf beobachten, was auf einer mehrere Meilen weit entfernten Besitzung vorgeht, das ist unmöglich.“

„Scheint dir denn die Angst des besorgten Mädchens unbegründet?“

„Durchaus nicht, Kurt; im Gegenteil, ich fühle inniges Mitleid mit ihr, nur weiß ich nicht, in wie fern wir ihr helfen können. Ich wünsche, daß eine meiner Schwestern oder meine Mutter mit uns herübergekommen wäre, so könnte Laura unter ihrem Schutz bei uns bleiben und selbst über die Wohlfahrt ihrer Schwester wachen.“

*

Die Trennungsstunde hatte geschlagen. Zum letzten Male hatte sich die Familie Lester im Frühstückszimmer versammelt, als draußen Pferdegetrappel hörbar wurde und gleich darauf Valeska in Begleitung des jungen Richters das Gemach betrat.

Valeska war etwa ein Jahr jünger als ihre Schwester, aber gänzlich von ihr verschieden. Sie war groß und stattlich von Gestalt, ihr Antlitz war bleich und ihre dunklen Augen leuchteten schelmisch unter den langen Wimpern hervor. In ihrem langen, schleppenden Reittleide, dem zierlichen Hülschute, den drei echte Straußenfedern zierten, sah sie eher einer stolzen Fürstin ähnlich, die von ihrem Hofstaat umgeben, deren Huldigung entgegennimmt, als der Tochter eines Gutsherrn, die am frühen Morgen einen sehr weiten Ritt durch einsame, ungeebene Wälder gemacht hat.

„Komm setze dich, Michael,“ sagte Herr Lester freundlich, als die erste Begegnung vorüber war, „es ist gut, daß du Bally noch einmal hierher gebracht hast, wie geht's dort drüben?“

Der junge Mann antwortete nur kurz und einförmig. Finstern nahm er den dargebotenen Platz, noch finsterner drohend schweifste sein Blick oft zu dem Schwesterpaare hinüber, die eng umschlossen beieinander saßen.

Bally sprach nur wenig, nur für Herrn Lester hatte sie freundliche Worte, während sie ihrer Schwester kaum ein Abschiedswort sagen konnte, so fest schien ihre Kehle zugeschnürt zu sein. Nur bei der letzten Umarmung flüsterte sie leise Frau Lester das Versprechen zu, für das Grab ihres kleinen Robert treulich sorgen zu wollen und es stets mit frischen Blumen zu bepflanzen.

Kaum waren die Reisenden eine kurze Strecke entfernt, als Michael Richter ausrief: „Lester war ein alter Narr! Die besten Jahre seines Lebens hat er daran gesetzt, sich wie ein Arbeiter geplagt, und jetzt, da er den Lohn seines Fleißes sieht, da seine Besitzung jedes Jahr an Wert

gewinnt, da verkauft er alles, nur weil es seiner Frau nicht länger hier gefällt!“

Doch Valeska sah ihn mit stolzen vernichtenden Blicken an.

„Herr Lester hat edel und großmütig gehandelt, rief sie schneidend, sich mit ihrer ganzen Größe aufrichtend, „er sah, daß seiner Gattin das Herz blutete, daß sie nicht an einem Ort bleiben konnte, wo sie ihr Lieblingskind begraben hatte; darum gab er alles auf, sein reich geeignetes Arbeitsfeld, nur um seine Gattin glücklich zu sehen. Doch du verstehst derartige Gefühle nicht, Michael, sonst würdest du diesen ehrbaren Mann nicht einen „Narren“ nennen.“

„Böse Hexe!“ brauste der Mann auf, „ist das der Dank, daß ich meilenweit mit dir diesen Weg gemacht habe, nur um dir gefällig zu sein?“

„Nicht um mir gefällig zu sein,“ widersprach sie erzürnt. „Du weißt doch recht gut, daß ich lieber allein reite.“

Michael wandte sich an Saarsfeld.

„Sie müssen doch zugeben,“ sagte er lächelnd, „daß eine junge Dame nicht allein und schuglos einen so weiten Ritt durch unwirtbare Wälder machen darf.“

„Ich bin keine junge Dame,“ versetzte die gereizte Amazone, „daran erinnerst du mich täglich und stündlich, Michael, wie kannst du es nur vergessen? Ich bin nur ein armes Findelkind, das die Güte und Barmherzigkeit deines Onkels angenommen hat — das Kind eines Vagabunden und einer elenden Landstreicherin! Erzählst du nicht täglich mir, und bei Gelegenheit jedem Fremden mit diesen Worten meine Familiengeschichte?“

Purpurglut ergoß sich über Michaels Antlitz.

„Was müssen unsere Freunde von dir denken?“ flüsterte er ihr beschwichtigend ins Ohr. „Aber wir dürfen keinen weiteren Augenblick verlieren, wenn wir den Onkel nicht mit dem Mittagessen warten lassen wollen. Darum wenn du deine Lage hinreichend geschildert hast, so wollen wir uns verabchieden.“

Wie ein flüchtiger Sonnenstrahl glitt ein anmutiges Lächeln über das Antlitz des jungen Mädchens; man hätte nicht glauben sollen, daß diese schelmisch lächelnden Lippen noch vor wenigen Sekunden so harte Worte hervorbringen konnten.

„Ich muß ja zu meinem lieben Vater zurück,“ sagte sie mit herabgewinnender Freundlichkeit, die ihr so wohl stand, „er wird mich gewiß schon vermissen. Wenn er nicht in letzter Zeit so alt und hilflos geworden wäre, so würde er Sie gewiß besuchen; aber er hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Sie und Ihr Freund jederzeit in Waldbrunnen willkommen sind.“ Dann gab sie mit graziöser Natürlichkeit den Herrn die Hand und sprengte an der Seite ihres Begleiters davon.

Eine Weile herrschte tiefes Schweigen, dann fragte Michael im larlastischen Tone:

„Was hältst du von den beiden Leuten?“

Es sind die einzigen feingebildeten jungen Herrn, die ich in meinem Leben kennen lernte, gab die Gefragte mit einem spöttischen Seitenblick auf ihren Begleiter zurück.

„Soho,“ rief Michael beleidigt, „willst du dich zum Richter



Adolf l'Arronge †,

der noch vor zwei Monaten die Glückwünsche der ganzen gebildeten Welt zu seinem 70. Geburtstag entgegennehmen konnte, starb in einem Sanatorium zu Konstanz.

über uns aufwerfen? Du denkst wohl gar nicht an den Mann, der dich aus dem Glend empargezogen und dann mit Luxus überschüttet hat!"

"Wenn du meinen lieben guten Vater meinst, oh! der ist der edelste, beste Mann auf dem ganzen Erdenkreis, aber er ist nicht jung und ich sprach nur von jungen Herren."

"Ich bin auch noch jung, ich war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, als ich vor sechs Jahren Europa verließ," versetzte Michael schneidend, "und meine Schwester Martha kam allein um deinetwillen nach Amerika herüber, aber du erkennst die Großmut nicht."

"Annah bargebrachte Opfer werden selten anerkannt. Niemand hat in Balddrinnen nach Martha verlangt, angenommen du allein."

"Du bedenkst Deine Worte nicht," rief Michael von neuem gereizt, "du siehst nicht ein, was gut für dich ist, sonst müßtest du wissen, daß ein junges Mädchen nicht allein mit einem Manne wohnen kann, der nicht einmal mit ihr verwandt ist!"

"O!" lächelte Vally gebehnt, "Herr Richter ist mir mehr wie ein Verwandter, er ist mir seit langen Jahren ein liebevoller, treuer Vater; wenn du aber dich selbst meinst, nun — wir brauchen ja nicht einmal miteinander zu sprechen."

"Du weisst nicht, was recht und billig ist. Dem Hauie fehlte die Herrin, dem Onkel die Pflegerin; es war also nötig, daß Martha kam."

"Du widersprachst dich, Michael; so eben sagtest du, Martha sei allein um meinewillen gekommen."

"Du bist das eigenjinnigste Mädchen auf Gottes Erdboden," rief er zornig aus, und beide setzten schweigend ihren Weg weiter.

Solange der junge Richter im Hause seines Onkels lebte, hatte er mit neidischen Blicken den Eindringling betrachtet, der ihm, nach seiner Meinung, sein Erbe rauben wollte. Anfanglich versuchte er, Valeska zu verleumden, jedoch weder Onkel noch Tante schenkten ihm Glauben, und so blieben seine schändlichen Bemühungen erfolglos. Den alten Herrn zu bestimmen, sein längst gemachtes Testament umzustossen wollte ihm erst recht nicht gelingen, trotzdem er in den orteilsten Farben die Zukunft schilderte und behaupteten wollte, daß, sobald Valeska Erbin sei, ihr würdiger Vater erschei-



Die neuerbaute Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Potsdam.

nen würde, um selbst das Besitztum der Tochter anzutreten. Dieser letzte Einwand schien auf den alten Herrn doch einen Eindruck gemacht zu haben, und er überlegte mit Herrn Vester, welche Schritte zur Sicherstellung der Zukunft seines Lieblings zu nehmen seien. Dieser war so offen und ehrlich, daß er keinen Menschen einer unehrlichen Handlung fähig hielt, und daher Michaels wahren Charakter nie ordentlich erkannt hatte. Er schlug eine eheliche Verbindung der beiden jungen Leute vor und glaubte hiermit den besten Ausweg gefunden zu haben.

Michael ist ein strebsamer, junger Mann, und wird das Besitztum in bester Ordnung halten," riet er ihm, "und Sie haben Gewißheit, daß für Valeska gut gesorgt ist. Aber ich hoffe, Sie werden noch viele Jahre leben; da wir aber keine Stunde sicher vor dem Tode sind, so ist es besser, man sorgt beizeiten für die Zukunft."

"Das wäre ein Lamm unter den Schutz des Wolfes gestellt," brummte der alte Herr. "Und außerdem haben die beiden nicht die geringste Zuneigung gefaßt, es besteht sogar nicht einmal Freundschaft zwischen ihnen."

"Der Plan ist doch nicht zu verachten," erwiderte Vester lächelnd, "beide sind später auf sich angewiesen, da wird die Liebe schon von selbst kommen."

Um diese Zeit erkrankte Frau Richter, und dadurch wurde die Zukunft des jungen Mädchens noch bedenklicher.

3. Kapitel.

Michael Richters Schwester stand allein, schutz- und heimatlos in der Welt. In allen ihren Briefen hatte sie den Onkel angefleht, ihr in seinem Hause ein Obdach zu gewähren, und zuletzt hinzugefügt, daß sie ihre liebe gute Tante in ihrer Krankheit wie eine Tochter liebevoll pflegen wolle. Vielleicht war es dieser letzte Gedanke, der nach langem Widerstreben den alten Herrn zu einer Einwilligung bestimmte, die er früher, da er die Charaktere seiner beiden Verwandten leider zu genau kannte, hartnäckig verweigert hatte.

Jedoch Martha Richter kam zu spät. Noch ehe sie die mühsame Reise beendet hatte, hatte der Tod mit sanfter Hand das flackernde Lebenslicht der stillen Dulderin gelöscht; in den Armen ihrer geliebten Christblume war sie in ein besseres Leben eingegangen. Es war der so schnelle Tod für Valeska recht verhängnisvoll geworden. Die Entschlafene war nicht allein eine kluge, geistreiche Frau gewesen, sondern sie



Zum Besuch des Präsidenten Fallières in London:
Fallières (2) in Begleitung König Eduards (1) und der Königin Alexandra (3),
des Thronfolgers Prinzen von Wales (4) und der Kronprinzessin Mary (5)
auf der englisch-französischen Ausstellung.

besaß auch große Menschenkenntnis, und die Liebe zu Valeska würde ihr in ganz kurzer Zeit die Augen über Marthas wahren Charakter geöffnet haben, den später ihr Gatte allzu nachsichtig beurteilte.

So war Martha Richter nur gekommen, um einen frisch aufgeworfenen Hügel und die Familie in tiefster Trauer zu finden. Von Jugend auf hatte sie Mangel, Entbehrung, ja sogar Armut kennen gelernt; aber anstatt in der harten Lebensschule sanft, geduldig und ergeben zu werden, war ihr Gemüt verbittert, ihr Herz verhärtet worden, und nur das Streben nach Glanz und Reichtum war in ihren kurzfristigen Augen das größte Glück auf Erden. — Sie haßte Valeska, noch ehe sie das Adoptivkind ihres Onkels geiehen hatte, aber sie freute sich, daß ihre eigene gute Erziehung und ihre Weltkenntnis sie weit über ein Mädchen erheben würden, das wild und einsam in der Einöde aufgewachsen war. Als sie jedoch das von ihr so ungerecht gehaßte und verachtete Mädchen sah, biß sie in ohnmächtiger Wut die Zähne zusammen. Diese hoheitsvolle Würde, verbunden mit lieblicher Anmut wäre eher in einem Königsschloß, als bei einem Farmer zu suchen gewesen. Dazu kam noch, daß Valeskas Toiletten höchst geschmackvoll, kostbar und elegant waren. Eine berühmte Modistin hatte den Auftrag, und dazu carte blanche, den verwöhnten Liebling in Waldbrunnen mit allen Neuheiten der Saison zu versehen, und die großen gefüllten Kisten, die in nicht allzu großen Zwischenpausen regelmäßig eintrafen, bewiesen deutlich die gewissenhafte Lösung der Aufgabe.

Um Valeskas geistige Vorzüge noch mehr hervorzuheben, hatte schon Frau Richter Sorge getragen, ihre bedeutenden musikalischen Talente auszubilden, die während ihres Aufenthaltes in Kalifornien nach Kräften gepflegt und vervollkommen wurden. Der sorgliche Pflegevater hatte für seinen Liebling ein reizendes, achteckiges Musikzimmer herichten lassen; die Wände glänzten in Azur und Silber, und große Blumenvasen mit duftenden Gewächsen standen in jeder Nische. Zwischen den Spiegeln hingen kostbare Gemälde in breiten Goldrahmen, aber auch zahlreiche Skizzen ihrer eigenen Hand zierten das trauliche Gemach, und sogar die Staffelei hatte hier ihr Plätzchen gefunden. In einem eleganten Glaskaschmuck prangten die Werke ihrer Lieblingsdichter in prachtvollen Einbänden, kurz, alle kaum erhofften und ausgesprochenen Wünsche fand sie hier herrlich erfüllt.

Herr Richter war ein wohlhabender Mann, für seine Valeska war ihm kein Luxus zu teuer, aber der Anblick der vielen Juwelen und der kräftigen Einrichtung ging wie ein scharfer Stachel durch Marthas neidisches Herz. — Sie hatte von den örtlichen Verhältnissen in der Umgegend von Saratonta sich nur eine mangelhafte Vorstellung gemacht und gehofft, dort bald an der Seite eines treuen Gatten ein eigenes Heim zu finden, doch darin hatte sie sich bitter getäuscht. — Herr Lester war ein verheirateter Mann, und sie mußte sich gestehen, daß sie durch Valeskas Vorzüge in den Schatten gestellt wurde. — Die Geschwister hatten oft überlegt, wie sich die Zukunft für sie vorteilhaft gestalten könnte.

„Es ist am besten, du heiratest Valeska,“ schlug Martha vor, „und dann darf deine Gattin kein trübes, nutzloses Leben führen, wie sie es bisher getan hat. Ich möchte gern erleben, sie arbeiten zu sehen; denn jetzt bildet sie sich ein, keinen Finger rühren zu brauchen. O! verlaß dich darauf, Michael, wir werden sie schon zahm machen, wenn der Onkel tot und sie deine Gattin ist,“ und ein grimmiges Lächeln begleitete ihre Worte.

(Fortf. folgt.)

Ein Feigling.

Drei übersezt von Gräfin T. A. S.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

3. Kapitel.

„Michael,“ sagte Gemma, „ich weiß, daß du morgen bei Tagesanbruch mit Cinettis ein Duell hast.“

„Gemma!“

„O, Michael, weshalb sagtest du es mir nicht? Was tat ich, daß du kein Vertrauen mehr zu mir hast?“

„Mein geliebtes Weib! Du weißt, daß das nicht der Grund ist; ich wollte dir nur nutzlosen Kummer ersparen.“

„Gut, aber du bedenkst nicht, welcher Kummer und Schmerz es für mich würde, wenn sie dich morgen früh als Leiche nach Hause zurückgebracht hätten.“

„Gemma! Das wird Gott niemals zulassen...“

„O, mein geliebter Mann! Hat Gott denn jemals versprochen, diejenigen zu behüten und zu beschützen, die sein Gesetz verachten und es übertreten? Ich will dir etwas sagen: der wahre Grund deines Schweigens war dieser: du wußtest, daß du eine abscheuliche und schwere Sünde begingst, als du das Duell annahmst und du fürchtest, ich würde dich davon überzeugen!“

„Aber meine liebe Gemma, was können wir denn tun gegen die harten Gesetze der Welt?“

„Es sind falsche und sündhafte Gesetze und wir dürfen sie nicht anerkennen.“

„Ich konnte nicht anders handeln,“ stotterte Michael, „ich konnte die Forderung nicht ablehnen!“

„Du bist also nicht länger ein Christ, — du hast aufgehört, ein Katholik zu sein! — Weißt du denn nicht, daß die Kirche diejenigen, welche ein Duell annehmen, mit der Exkommunikation bestraft?“

„Ist es denn meine Schuld, daß dieser Glende mich gefordert hat? — Kann ich denn gegen meine Ueberzeugung handeln? Habe ich nicht das Recht, nein, ist es nicht meine Pflicht als Christ und gewissenhafter Schriftsteller, die Arbeiten Cinettis als schlecht und unmoralisch zu rezensieren?“

„Selbstredend hattest du das Recht,“ erwiderte Gemma, „aber du hast nicht das Recht, und es ist nicht deine Pflicht, ein Duell anzunehmen, einerlei aus welchem Grunde.“

„Höre mich an, Gemma: hätte der Mann mich öffentlich beleidigt, so hätte ich es allenfalls in Geduld hinnehmen können oder durch die Gesetze meines Landes mir Genugtuung verschaffen können. Aber unglücklicherweise liegt die Sache anders. Cinettis hat mir ohne vorherige Mitteilung seine Sekundanten geschickt. Konnte ich ihnen da antworten: Ich fürchte mich — ich will mich nicht duellieren.“

„Du hättest antworten sollen: Ich bin Christ und ein Katholik und ich werde niemals etwas tun, was die Kirche streng verbietet.“

„O, Gemma, du fürchtest nur, ich könnte getötet werden, sonst könntest du nicht so sprechen. Meine Ehre — —“

„Deine Ehre,“ unterbrach sie ihn, „ist auch meine Ehre und die Ehre unserer Kinder. Dein Leben ist mir lieber als mein eigenes, achte es aber, dieses für eine gerechte Sache aufs Spiel zu setzen, so würde ich nie versuchen, dich zurückzuhalten. Nein, Michael, wäre es denn Gottes Wille, daß wir uns hier auf Erden trennen müßten, so hätte ich doch noch die tröstliche Hoffnung, dich einstmals dort oben wiederzusehen. Unsern Kindern könnte ich dann sagen: „Ihr werdet euren Vater

leidig, so hätte ich es allenfalls in Geduld hinnehmen können oder durch die Gesetze meines Landes mir Genugtuung verschaffen können. Aber unglücklicherweise liegt die Sache anders. Cinettis hat mir ohne vorherige Mitteilung seine Sekundanten geschickt. Konnte ich ihnen da antworten: Ich fürchte mich — ich will mich nicht duellieren.“

„Du hättest antworten sollen: Ich bin Christ und ein Katholik und ich werde niemals etwas tun, was die Kirche streng verbietet.“

„O, Gemma, du fürchtest nur, ich könnte getötet werden, sonst könntest du nicht so sprechen. Meine Ehre — —“

„Deine Ehre,“ unterbrach sie ihn, „ist auch meine Ehre und die Ehre unserer Kinder. Dein Leben ist mir lieber als mein eigenes, achte es aber, dieses für eine gerechte Sache aufs Spiel zu setzen, so würde ich nie versuchen, dich zurückzuhalten. Nein, Michael, wäre es denn Gottes Wille, daß wir uns hier auf Erden trennen müßten, so hätte ich doch noch die tröstliche Hoffnung, dich einstmals dort oben wiederzusehen. Unsern Kindern könnte ich dann sagen: „Ihr werdet euren Vater



Das deutsche Kronprinzenpaar in Düsseldorf:
Der Kronprinz (X) wird am Ratinger Tor empfangen.

nicht auf Erden wiedersehen, er hat sein Leben der Pflicht geopfert, aber er hat euch ein unvergessliches Beispiel gegeben. Seid stolz auf euren heldenmütigen Vater, tretet in seine Fußstapfen ein und bittet Gott, daß er uns alle dereinst im Paradies vereinigen möge." Michael, könnte ich denn jetzt hoffen, dich wiederzusehen, und was sollte ich unsern armen Kindern sagen, wenn morgen —

"Gemma, folgte ich deinem Rat, so würde ich als elender Feigling gebrandmarkt werden! Bedenke doch . . ."

"Ich denke, zuerst und vor allem müssen wir den Zorn Gottes fürchten. Was sind denn die falschen Grundzüge der Welt im Vergleich zu den Geboten Gottes? — Wirklich, sie sind nichts — schlimmer als nichts."

"O, Gemma, du brichst mir das Herz!"

"Glaube mir, Michael, mein Herz blutet für dich und leidet wie das deine! Glaubst du denn, daß ich bei meiner Liebe zu dir dich um irgend etwas bitten würde, das unehrenhaft für dich wäre? O nein, tausendmal nein! Habe Mitleid mit mir, mit deinen armen unschuldigen Kindern, habe Mitleid mit dir selbst und laß nicht eine so schwere Sünde auf deine Seele. O, in Gegenwart des Allerhöchsten, der uns jetzt sieht und hört . . ."

Die arme, verzweifelte, aber mutige Frau fiel ihrem Gatten zu Füßen, Tränen erstickten ihre Stimme und Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht. Dieser eine Tag unbeschreiblicher Angst schien sie um zehn Jahre gealtert zu haben.

Als Michael ihr tränenüberströmtes Gesicht sah, ward er von Mitleid gerührt, langsam hob er seine Hand und drückte sie an seine Stirn. O, so dachte er, weshalb kann ich nicht sterben, um der Schande zu entgehen, als elender Feigling von der Welt gebrandmarkt zu werden! Weshalb macht Gott mir die Befolgung seines Geheißes so schwer? Dann sah er, wie Gemma's Blicke nicht mehr auf ihn, sondern auf das Bild des Gekreuzigten, welches an der Wand hing, gerichtet waren, und heiße Tränen traten ihm in die Augen. Der Sieg war errungen, das Opfer gebracht.

"Gemma," sagte er, "stehe auf!" und er reichte ihr seine Hände, um sie zu unterstützen.

"Michael," sagte diese mit leiser, bittender Stimme, auf das Kreuzbild zeigend, „er hat uns gelehrt, daß wir in diesem Leben auf rauhen, dornigen Pfaden gehen sollen. Er selbst hat uns das Beispiel gegeben . . . Wie können wir uns weigern, ihm zu folgen und nachzuahmen?"

"Kann ich denn wenigstens sicher sein, daß du — du, Gemma, und die Kinder, mir niemals Vorwürfe machen werdet, wenn ich aus Liebe zu euch — aus Liebe zu Gott morgen nicht zu dem Duell erscheine?"

"O, Michael, kannst Du daran zweifeln?"

"Sie werden dich die Frau des Feiglings de Gini nennen — die Kinder des Feiglings! — O, Gemma, wenn Gott mich doch in dieser Nacht zu sich nehmen wollte!"

Ein langes Schweigen folgte.

"Gut, Gemma, ich werde tun, wie du wünschst, ich werde die Forderung nicht annehmen, mich nicht duellieren."

Und ihre beiden Hände in die seine nehmend, zog er sie an seine Brust und küßte sie auf die Stirn.

Und nun möge Gott dir eine ruhige Nacht schenken, mein einziger guter Engel! Ich muß noch hier bleiben, um den beiden Herrn zu schreiben, welche mich morgen begleiten sollten. Den Brief will ich ihnen selbst bringen. Gute Nacht, Gemma, der Tag wird noch kommen, wo du einsehen wirst, welches Leid mir diese Nacht gebracht hat."

Turin, den 19. Dezember 1854.

"Meine Herren!

Ich werde morgen früh nicht zu dem Duell mit Genettis erscheinen. Nach reiflicher Ueberlegung bin ich zu dem Entschluß gekommen, mich nicht zu duellieren. — Ich halte mein Urteil über das Buch, welches Genettis geschrieben, aufrecht und nehme keines meiner Worte zurück, aber ich weigere mich, seine Forderung anzunehmen, denn ich bin ein Christ und Katholik und die Gebote Gottes und seiner Kirche will ich befolgen. So laß ich leben. — Ich bevollmächtige Sie, diesen Brief zu veröffentlichen, wenn Sie es für notwendig halten.

Ihr ergebener Michael de Gini."

"Herrn A. Palombo u. C. Simari, Turin."

4. Kapitel.

Am folgenden Morgen unterhielten sich zwei junge Herren in dem Alfieri-Restaurant sehr eifrig mit einander.

"Das muß ich sagen, dein famoser de Gini ist wirklich ein ganz neuer Typus eines Helden! Genettis ist ja ein Lump, das wissen wir alle, aber ich ziehe ihn jetzt trotzdem seinem hafenherzigen Gegner vor."

"Glaubst du denn, daß ich de Gini verteidigen will? Ich versichere dir, ich verteidige oder entschuldige ihn durchaus nicht und möchte heute morgen nicht in seiner Haut stecken. Aber ich gestehe, daß ich sehr erstaunt bin. de Gini ist sonst der mutigste Mann, den ich kenne, und er nahm die Forderung zuerst sehr ruhigen Blutes und stolz an. Nachher — diese kleine Frömmlerin, seine Frau, muß es in Schuld sein — wer weiß? Es tut mir wirklich leid, denn ich achtete ihn sehr hoch, aber jetzt werde ich ihn mir weit vom Leibe halten, das verspreche ich dir."

Und in ähnlicher Weise wurde in ganz Turin dieses fatale, ungesuchte Duell besprochen.

Von diesem Tage an begann ein wahrer Leidensweg mit all seinen Stationen für de Gini. Begegnete er auf der Straße einem alten Freunde, so eilte dieser schnell an ihm vorüber; trat er in ein Restaurant, so wurde er mit verächtlichen feindseligen Blicken betrachtet, und man wich ihm aus. Täglich erschienen in allen Zeitungen Artikel, in denen er als verächtlicher Feigling hingestellt wurde.

Auch Gemma erhielt ihren Teil von dieser Demütigung und Mißachtung. War sie nicht die Frau dieses feigen de Gini? Selbst der kleine Peter wurde von seinen Schulkameraden beschimpft und verfolgt. Er war ja das Kind des Feiglings de Gini!

Es gab aber auch noch einige furchtlose, edelgestimmte Menschen (zu diesen gehörte auch der Besitzer der Zeitung, für welche de Gini schrieb), welche sich nicht scheuten, für de Gini Partei zu nehmen. Eines Tages ging de Gini zu dem Redakteur einer großen Zeitung und sagte ihm:

"Gestern wurde meine Familie und ich in einem ihrer Artikel auf das gröbste beschimpft und beleidigt. Der Schreiber dieses Artikels weiß sehr wohl, daß er sich nicht der Gefahr aussetzt, von mir gefordert zu werden. Ich bitte Sie aber, meine Antwort zu veröffentlichen."

"Es wäre besser, mein lieber Herr, Sie gäben diese Antwort einem andern," antwortete der Redakteur, „denn ich habe keine Lust, die Verteidigung zu übernehmen, eines — was soll ich sagen?"

"Sagen Sie es nur, mein Herr; sagen Sie, was Sie denken — eines Feiglings!" sagte de Gini, seine Faust ärgerlich ballend. „Die Unterschrift der Antwort würde aber mein Name und nicht der Ihrige sein."

"Es tut mir leid, aber ich kann mich auf nichts einlassen," de Gini grüßte höflich und entfernte sich.

Nach so vielen unangenehmen Vorkommnissen fanden de Gini und Gemma es doch besser, ihren Wohnsitz in Turin aufzugeben und auf ihr kleines Gut außerhalb der Stadt zu ziehen. Dies war im Frühjahr 1855. Da in der Nähe keine Schulen für die Kinder waren, brachten de Gini und Gemma Peter in das Barnabite Kolleg zu Montalièri und Lucia kam in ein Pensionat in Genua.

5. Kapitel.

Nachdem es während einer ganzen Woche unaufhörlich geregnet hatte, schien endlich die Sonne wieder und Michael hatte sich schon am frühen Morgen auf den Weg gemacht, um verschiedene Arbeiten auf seinem Gute zu beschäftigen. Gemma beschäftigte sich mit Handarbeit und sah neben dem Wagen, in welchem der kleine Alphonsus lag und fest schlief.

Da kam das Hausmädchen und brachte ihr einen Brief für Michael. Gemma erkannte die Schrift und sah, daß der Brief von einem der wenigen Freunde war, welche de Gini treu geblieben waren in seinem Unglück. Der Brief war von Major de Sanctis. Sie ließ Lisa bei dem Alphonsus und ging, um ihren Gatten aufzusuchen, den sie nach einigen Augenblicken im Gespräch mit einem Soldaten fand.

"Nun, Gemma, genießest du die frische Luft?"

"Ich bringe dir einen Brief von deinem Freund, dem Major."

"Du hättest ihn doch öffnen sollen . . . Laß uns zurückkehren, ich werde dir unterwegs etwas Neues erzählen. Weißt du, wohin dieser Soldat geht?"

"Nein, wohin geht er denn?"

"Er geht nach Turin zu seinem Regiment. Piemont hat sich mit Frankreich, England und der Türkei verbündet in dem Krieg mit Rußland, und fünfzehntausend Mann schiffen sich in der nächsten Zeit in Genua ein, um zur Krim zu fahren."

Der Brief, welchen Michael erhalten hatte, enthielt die Bestätigung dieser Nachricht. Der Major beschrieb die Begeisterung der Soldaten, die den Tag der Abreise kaum erwarten konnten. Der Morale verjaug ruhm und glücklich wie gewöhnlich, aber Gemma bemerkte doch, daß ihr Gatte ein wenig nachdenklich und schweigsam war. Oft war er so in Gedanken,

daß sie mehrmals eine Frage an ihn richten mußte, und seine Blicke ruhten mehrmals wie forschend auf ihrem Gesicht.

Während des Mittagessens sprachen sie wenig miteinander und danach erhob sich de Gini, ging zu Gemma und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Gemma,“ sagte er, „in jener schrecklichen Nacht vor 5 Monaten versprachst du mir, mich nicht hindern zu wollen, wenn die Pflicht mich rief und wenn mein Leben dabei auf dem Spiele stände. . . — Nun ist die Zeit gekommen, wo ich mich in den Dienst des Vaterlandes stellen will, und so der Welt zeigen kann, daß Michael de Gini nicht der Feigling ist, für den sie ihn hält. — Gemma! Du wirst doch nicht wollen, daß der Schatten dieses Verdachtes noch länger auf mich lastet?“

„Arme Gemma! Wie oft hatte ihr Herz ihr gesagt, daß ihre Sorgen noch nicht zu Ende seien! Ganz erschreckt blieb sie stehen und Tränen traten in ihre Augen. — Aber schnell raffte sie sich auf, und nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, was Michael erdulden mußte, und wie er unter dem Vorurteil der Welt litt, sagte sie mit fester Stimme:

„Wenn du glaubst, daß es deine Pflicht ist, Michael, dann gehe. Wir wollen zu Gott beten, daß er dich behütet und beschützt.“

„Tausend Dank, Gemma!“ rief Michael, ganz gerührt durch ihren Großmut und ihre Selbstlosigkeit. Und er nahm ihre Hände und küßte sie. Dann fügte er lächelnd hinzu:

„Dieses Mal, Gemma, hege ich die feste Hoffnung und Zuversicht, daß Gott mich nicht fern von dir und den Kindern sterben läßt.“

Zwei Tage später meldete sich Michael im militärischen Hauptquartier in Turin.

„Kann ich den General La Marmitta sprechen?“ fragte er einen der Ordnonnzen.

„Geben Sie mir, bitte, Ihre Karte, ich werde Sie dann zu ihm führen.“

de Gini wurde bald vorgelassen.

„Sind Sie dieser Herr de Gini,“ fragte er, „welcher im vorigen Dezember —“

„Eine Duell-Forderung erhielt und sie nicht annahm?“ Ja,“ erwiderte Michael, „aber ich bin nicht der Feigling, für den man mich jetzt hält und deshalb biete ich Ihnen meine Dienste an. Ich will für mein Vaterland kämpfen und sterben, wenn es Gottes Wille ist.“

„Sie sind ein tapferer und würdiger Sohn Piemonts! Ihr Mut ist der richtige!“ rief der General und drückte Michaels Hände herzlich. „Gaben Sie schon früher gedient?“

„Ja, ich bekleidete den Rang eines Hauptmannes.“

„Dann nehme ich Sie auch als solchen in meine Dienste, verstehen Sie mich?“

Die Einzelheiten des Arimkrieges wollen wir nicht näher berühren. Es genügt, zu sagen, daß de Gini sich durch seinen Mut und seine Tapferkeit die Bewunderung und Achtung seiner Vorgesetzten und Kameraden erwarb. Er wurde am rechten Arm verwundet, als er an der Spitze seiner Untergebenen bei Cernaia foht.

Für den Tag seiner Rückkehr hatte ihm Gemma eine freudige Ueberraschung bereitet. Als sie und die Kinder ihn auf das freudigste bewillkommt hatten, flüsterte sie ihrem Gatten zu:

„Michael, laß uns in unser altes Heim in Turin zurückkehren. Wir brauchen uns nicht länger mehr vor den Menschen zu verbergen.“

„Ich weiß, liebste Gemma! Ich weiß, was du damit sagen willst. O! welch einen Schatz hat der gute Gott mir an meiner tapferen, selbstlosen kleinen Frau gegeben!“

Und auf die Orden auf seiner Brust zeigend, sagte er laut: „Nein, Gemma, niemand wird noch zu sagen wagen, daß Michael de Gini ein Feigling sei!“



Nützliches fürs Haus.



— Erdbeeren einmachen. Man nehme schöne Ananas-Erdbeeren oder sonst schöne große Erdbeeren mit festem Fleische und auf das Kilo Erdbeeren auch ein Kilo Zucker, den man mit ein wenig Wasser über dem Feuer schmelzen und zu einem Syrup kochen läßt, die Erdbeeren dann hineingibt, sie einen einzigen Wall tun läßt, hiernach vorsichtig in ein Porzellangefäß gießt und 24 Stunden an einen kühlen Ort stellt. Andern Tages lasse man die Erdbeeren wieder ein einziges Mal aufkochen und auch wieder 24 Stunden stehen.

loche sie zum drittenmal auf und tue sie dann in die Gläser.

— Stachelbeertorte. Man brüht 1½ Kilo unreife Stachelbeeren ab und kocht sie dann mit 600 Gramm Zucker, 1 Liter Wein und Zitronenschale weich, läßt sie abtropfen. 125 Gr. Butter werd-n schaumig gerührt, 10 Eigelb dazu, dann 125 Gr. Zucker, 300 Gr. geschälte, gemahlene Mandeln, 125 Gr. geriebene Semmeln, die Stachelbeeren durchgerührt, und dann der Schnee von 6 Eiweiß. Die Torte wird in bestrichener und bestreuter Form gebacken.

— Gurken in Essig und Zucker einmachen. Man schält die Gurken und reinigt sie vom Kernhaus, salzt sie 12 Stunden ein, trocknet sie gut ab, schneidet sie in längliche Streifen und nimmt auf 15 Gurken ½ Kilo Zucker. Letzteren taucht man in guten Weinessig und läutert ihn, tut dann die Gurken hinein und kocht sie mit Nelken und Zimmet, bis sie durchsichtig, aber nicht zu weich werden. Dann füllt man sie in Gläser, nimmt aber die Nelken heraus und kocht den Saft nach einigen Tagen noch einmal auf. Die große Schlangengurke eignet sich am besten dazu. Je länger diese Gurken vor dem Gebrauch stehen können, desto besser ist es.

— Abpoliermittel. Am beim Polieren Zeit zu ersparen und die Politur vor dem Ausschlagen zu schützen, betupft man, nachdem man mit Del fertig poliert hat, die Fläche mit verdünnter Schwefelsäure (1 Teil Schwefelsäure und 2 Teile destilliertes Wasser). Man darf jedoch nie das Wasser zu der Säure gießen, da sonst ein Umherspritzen derselben eintreten könnte, sondern man bringt die Säure tropfenweise in das Wasser. Man reibt sich die Handfläche mit ganz feinem Trippel oder zerfallenem Wienerkalk gut ein und poliert mit dem Handballen so lange, bis der feinste Spiegelglanz sich zeigt, welcher bei der gewöhnlichen Art des Abpolierens nicht so schön und haltbar zu erreichen ist.

— Selbstbereitung einer guten Toiletteseife. Die meisten im Handel vorkommenden Toiletteseifen sind nichts anderes, als gewöhnliche sogenannte Kernseifen, die etwas gereinigt, gefärbt und parfümiert sind. So enthalten meistens die Kräuterseifen keine Kräuter, die Honigseifen keinen Honig, die Glycerinseifen nur selten Glycerin. Eine gute Waschseife, welche die Haut geschmeidig macht und besonders bei Aufspringen derselben guten Dienste leistet, kann man sich auf folgende Weise bereiten: Ein halbes Kilo gute gewöhnliche Seife übergieß: man mit Regenwasser, stellt das Gefäß ins Wasserbad (in ein anderes mit Wasser gefülltes Gefäß) und kocht so lange, bis die Seife aufgelöst ist; dann giebt man unter Umrühren 30 Gramm Honig zu und kocht das Kochen so lange fort, bis das in der Seifenlösung enthaltene Wasser verdunstet ist. Die Seife, die man nach Belieben auch parfümieren kann, wird darauf in passende Formen abgedrückt.

Kreuzstern

MAGGI'S Würze

ist und bleibt
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen
ausdrücklich **MAGGI'S Würze.**

Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung einesrosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen,

samtetwischen Haut, eines reinen, blendenschönen Teints, sowie gegen Sommersprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife.

Vorrätig à Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Unsere Bilder.

— Zum goldenen Priesterjubiläum des heiligen Vaters. (Siehe Bild Seite 201.) Das Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus ist für die katholische Christenheit in diesem Jahre ein Festtag von besonderer Bedeutung, da an diesem Tage auf Beschluß der Fuldaer Bischofskonferenz das goldene Priesterjubiläum des Papstes in allen Kirchen feierlichst begangen wird. Pius X., mit seinem Familiennamen Giuseppe Melchiorre Sarto wurde zu Niese am 2. Juni 1835 geboren. Mit 17 Jahren verlor er, der Älteste von acht Kindern, den Vater, der das Amt eines Gemeindevorstehers bekleidet hatte. Nur unter großen Entbehrungen konnte Giuseppe seine Studien fortsetzen. Er war damals schon zwei Jahre im geistlichen Seminar zu Padua, wo er die philosophischen und theologischen Studien betrieb, nachdem er, vom Pfarrer von Niese vorbereitet, die Lateinschule in Castel-franko absolviert hatte. Am 18. September 1858 wurde er vom Bischof Mgr. Antonio Farina von Treviso zum Priester geweiht, um dann neun Jahre als Vikar von Lombolo an der Seite eines älteren Pfarrers zu wirken. 1867 wurde er zum Pfarrer von Salzano ernannt, wo er, besonders als 1869 die Cholera ausbrach, eine außerordentliche segensreiche Tätigkeit entfaltete. Im Jahre 1875 berief ihn der Bischof in das Domkapitel zu Treviso, wo er als Kanzler, Generalvikar, Spiritual des geistlichen Seminars und 1882 bei dem Tode des Bischofs Pinelli als Kapitularvikar Proben einer außerordentlichen Befähigung ablegte. Der 10. November 1884 brachte ihm die Präkonisation zum Bischof von Mantua durch Papst Leo XIII., während am 16. November 1884 Kardinal Pawecki zu Rom die Weihe vollzog. Am 19. April 1885 hielt der neue Bischof in Mantua seinen Einzug und am 15. Juni 1893 wurde er zum Patriarchen von Venedig ernannt, nachdem ihm der Papst am Tage vorher den Purpur unter dem Titel eines Kardinalpriesters von San Bernardo alle Terme verliehen hatte. Infolge der Streitigkeiten mit der Regierung konnte er erst im folgenden Jahre seinen Einzug halten. In Venedig wirkte Erzbischof Sarto, bis er am Dienstag, den 4. August 1903 von der Mehrheit der Kardinäle als Nachfolger Leos XIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde. Am Sonntag, 9. August 1903, fand die feierliche Krönung in St. Peter statt.

— Adolf Arronge. Schriftsteller und Professor Adolf l'Arronge (siehe Bild Seite 203) war am 8. März 1838 in Hamburg geboren als Sohn des bekannten Komikers und Theaterdirektors l'Arronge. Nach Abolvierung des Gymnasiums widmete er sich der Musik und fungierte als Oberkapellmeister in Danzig, Königsberg, Köln, Würzburg, Stuttgart, Pest, zuletzt in Berlin. Später übernahm er die Leitung verschiedener Theater, so besonders des Deutschen Theaters in Berlin von 1883—1894. Diese Tätigkeit sollte für unser deutsches Theater von größtem Einflusse sein. Er entwickelte sich als der produktivste Bühnenschriftsteller unserer Zeit und besonders „Do-Maus“ und „Wohltätige Frauen“ haben dem deutschen Familienstück wieder zu seinem Rechte verholfen und dem Autor ein bleibendes Andenken gesichert.

— Kgl. Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Potsdam. Die staatliche Handels- und Gewerbeschule in Potsdam (siehe Bild Seite 204) hat mit einem Kostenaufwand von 750 000 Mark ein neues Heim erhalten, das kürzlich im Beisein der Kaiserin feierlich eingeweiht wurde. Die Schule ist für 360 Schülerinnen und 40 Pensionärinnen vorgesehen. Ähnliche Anstalten bestehen noch in Rheidt und Posen.

— Das Kronprinzenpaar in Düsseldorf. Die Anwesenheit des Kronprinzenpaares in Düsseldorf gab Veranlassung zu einer ganzen Serie von festlichen Empfängen und Auführungen. (Siehe Bild Seite 205.) Die ganze Stadt hatte ein Festgewand angelegt, wie es der Stadt der Künstler alle Ehre machte. Der Kronprinz nahm bei dieser Gelegenheit die Parade über die ehemaligen Garbisten aus Rheinland und Westfalen ab und ließ sich Lenie vorstellen, die in seiner Kompanie gedient und auch den Soldaten, der zur Stunde seiner Geburt vor dem Schlosse Wache gestanden. Anlässlich der Anwesenheit des hohen Paares fand auch die feierliche Ueberreichung der Hochzeitsgabe seitens der Provinzen Rheinland und Westfalen statt, bestehend in einem prunkvollen silbernen Tafelaufsatz. Eine Festaufführung in der städtischen Tonhalle bildete den Höhepunkt der festlichen Veranstaltungen.

Rätselecke.

Bezierbild.



Wo mögen unsere Frauen nur bleiben? Wahrscheinlich können sie sich wieder mal nicht von den Hütladen trennen.

Zahlen-Rätsel.

1, 2, 3, 4: ein fühner Forscher,
Der uns erschloß manch fremd Gebiet;
2, 3, 4, 5: aus ihrer Tiefe
So Segen, wie Verderben prüht,
5, 6 und 7 flieht in Schwaben,
Vorbei am Bad, das Wunder tut,
1, 2, 3, 4, 5, 6 und 7 —
Wer's ist, trägt ganz besonderen Gut.

Logogriph.

Von heiligen süßen Banden soll ich sprechen,
Dich mahnen an den reinsten Treueschwur,
Doch manche sind bestrebt, mich zu zerbrechen,
Die seh'n in mir die läst'ge Fessel nur.

Ich binde, was zusammen sich gefunden, —
Doch wenn ich meinen Kopf verloren, bin
Ich Tier; die Poesie ist dann geschwunden,
Es steht nach mir zumal des Trinkers Sinn.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Umstell-Rätsel: Lama, Amsel, Nagel, Dame, Pforten,
Wiche, Reis, Torte, Inka, Eiel. — Landpartie.
Trennungs-Rätsel: Ein Band — Einband.
Rebus: Es fällt keine Eiche von einem Streiche.



Die Christblume.

Erzählung von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Angeredete sah düster vor sich hin. In den ersten Jahren hatte er Bally gehaßt, aber ihre seltene Schönheit und ihr unnahbarer Stolz hatten ihm Achtung eingeflößt. Er stand zwar nicht im freundschaftlichen Verkehr mit ihr, im Gegenteil, sie standen sich äußerst schroff einander gegenüber; aber dennoch liebte er sie, wiewohl seine Liebe selbstjüchtig und gering war. Er wollte die Besizung seines Onkels erben und schon deshalb eine Verbindung mit Valeska eingehen. Als seine Gattin wollte er sie ebenso reichlich mit Luxus überschütten, wie sie es gewohnt war; sie sollte zu ihm aufschauen wie zu einem Wohlthäter, aber er wollte sie nicht von seiner Schwester tyrannisieren lassen.

Doch von diesen Gefühlen durfte Martha nichts ahnen. Er gab gern zu daß es ein guter Plan war, Bally zu heiraten, aber besser sei es noch, den Onkel zu bestimmen, das Testament zu seinen Gunsten zu ändern, oder wenigstens das Gemachte zu zerstören, welches zugunsten seines Pflegekindes verfaßt war.

„Du siehst, es ist so am besten,“ schloß er seine lange Rede, „Bally ist nicht mit ihm verwandt, also wenn er stirbt, erbt sie nicht einen roten Heller.“

„Dann würden wir nicht viel bekommen,“ klagte Martha. „Du vergißt, daß wir nicht die einzigen Erben sind; in Deutschland lebt wenigstens noch ein halbes Duzend, das gleiches Anrecht auch erheben würde; da würde unser Anteil nur sehr gering werden.“

Als an jenem Morgen Valeska mit ihrem Begleiter von Lesters Abschied genommen und jeh nach Waldbrunnen zurückgekehrt war, schloß sich das junge Mädchen in ihr Zimmer ein, um in der Stille ihre gleichmäßige

Ruhe wiederzufinden, die der Trennungsschmerz ihr geraubt hatte. — Michael betrat das Wohnzimmer, wo seine Schwester sich gewöhnlich aufhielt.

„Es ist gut, daß Lesters endlich fort sind,“ begann sie heiter, als der Bruder eintrat. „Sie haben viel dazu beigetragen, Bally zu verwöhnen. Wir werden die Widerspenstige jetzt leichter zügelbar machen können.“

„Jetzt wird's noch schlimmer werden, da die beiden jungen Leute in Saratoga wohnen,“ brummte der Bruder.

„Sei unbejorgt; Valeska interessiert sich nicht für sie. Sie hält die beiden für Abenteuerer, so sagte sie mir noch gestern.“

„Gestern hatte sie die beiden Deutschen noch nicht gesehen. Heute sagte sie mir, daß Herr Saarfeld und sein Verwalter, Herr Waldau, die einzigen feingebildeten Herren seien, die sie kennen lernte.“

„Wirklich? — Du bist wohl eifersüchtig!“

„Spotte nur, Martha! Du weißt, ich hatte Bally's Zuneigung noch nicht einmal gewonnen, wie wird es jetzt werden, da ich zwei Nebenbuhler habe?“ brummte Michael.

„Sind die Herren jung?“

„Vier- oder sechsundzwanzig Jahre!“

Martha seufzte. Sie hatte gehofft, daß die Fremden älter gewesen wären, denn sie hatte bereits ihr dreißigstes Lebensjahr überschritten und durfte nicht mehr wählerisch sein.

Allein in dieser abgelegenen Gegend war sie fühl und berechnend geworden und überließ die Romantik den jungen Schwärmern; vielleicht war es möglich, das Herz eines jungen Herrn zu gewinnen und Herrin auf dem Gutshofe in Saratoga werden zu können.

„Ich will mit dem Onkel sprechen,“ sagte sie überlegend.

„Wenn ich ihm vernünftig vorstelle, daß es für Bally's Zukunft gefährlich ist, so wird er jeden Umgang mit den Fremden abbrechen.“

Ehe sie dies ausführen konnte, kam Bally



Ein Gruppenbild von der Damenhutkonkurrenz auf einem Gartenfest im Auswärtigen Amt zu Berlin.

in fliegender Hast und mit schreckensbleichem Antlitz in das Zimmer gestürzt und brachte nur mühsam die Worte hervor, daß ihr Vater starr und unbeweglich in seinem Lehnstuhl saß und nicht mehr mit ihr sprechen wolle.

Die Geschwister standen erstarrt, doch nur einen Augenblick, dann eilten sie nach dem Zimmer des alten Herrn. Regungslos saß er vor seinem Schreibtisch, sein bleiches Antlitz war verzerrt, die Hände krampfhaft geballt.

„Er atmet noch — das Leben ist noch nicht entflohen, es scheint ein Schlaganfall gewesen zu sein,“ konstatierte die Schwester, dann befahl sie Michael nach der nächsten, zwar weit entlegenen Stadt zu reisen, um den Arzt zu holen.

Hätten der ahnenstolze Freiherr von Hochstein und seine Gattin eine Ahnung gehabt, wie ihr einziger Sohn und Erbe des Titels und des altherwürdigen Namens seine Tage in rastloser Arbeit, als schlichter Verwalter auf dem Gutshof seines Freundes zubrachte, so würden sie ihm ernst und streng die Pflichten gegen seine Familie vorgestellt und den unwidersprechlichen Befehl zur schleunigen Rückkehr gegeben haben. Glücklicherweise ahnte niemand in der alten Heimat die Wahrheit. Man glaubte, Kurt mache viele Reisen und lerne Länder und Leute kennen.

Mittlerweile gingen die Wochen dahin. Es war erstaunlich, wie leicht die beiden Freunde in Saratona sich in ihre neue Tätigkeit einlebten. Saarfeld hatte scharfen Verstand, starke Schultern und kräftige Hände, die keine Arbeit scheuten, während Kurt von Hochstein ebenso eifrig war, wie er. In kurzer Zeit mußte das Land so viel an Wert gewinnen, daß die Saarfeld's in eine gesicherte Zukunft schauen konnten.

So war der Winter gekommen und mit ihm die vielfachen Schattenseiten des Landlebens. Es konnte nach Sonnenuntergang nicht mehr im Freien gearbeitet werden, die Abende wurden fast unerträglich lang, und die alte Mutter Dolores, die oft hereingeringelt wurde, um von ihrem früheren Leben und ihrer Tätigkeit zu erzählen, zeigte sich als eine schlechte, einfühlige Gesellschafterin, so daß der erfolglose Versuch bald aufgegeben wurde. Sie war eine treue Dienerin, erfüllte gewissenhaft die übernommenen Pflichten, doch weiter durfte man nichts von ihr verlangen. Die wenigen Bücher, die Herr Lester bereitwilligst zurückgelassen hatte, waren längst durchgelesen; Zeitungen kannte man in Saratona nicht, auch bot der einsame Ort weder Zerstreuung noch den geringsten Stoff zur Unterhaltung. Kein Wunder, daß daher die beiden Freunde oft stundenlang schweigend einander gegenüber saßen, nachdenkend den ringelnden Rauchwölkchen der Zigarren nachschauten und vielleicht mit stiller Wehmut der Freunde ihrer Vergangenheit gedachten.

Jetzt stand das Weihnachtsfest vor der Tür; es war der Abend des dreiundzwanzigsten Dezember. Saarfeld war ermüdet von einem weiten Mitt heimgeliehet, sein Antlitz war ungewöhnlich ernst, er schien zerstreut und beantwortete nur einfühlbig alle Fragen seines Freundes. Erst als Mutter Dolores das Abendbrot hergerichtet und das Zimmer verlassen hatte, sagte er plötzlich:

„Komm einmal, was ich heute gesehen habe?“

„Ich habe keine Ahnung, denn so viel ich erfahren habe, gehört „Leute zu sehen“ zum europäischen Luxus, den wir hier längst aufgegeben haben.“

Saarfeld rückte seinen Stuhl näher an die Seite des Freundes und flüsterte ihm zu:

„Ich sah heute Valeska Nobel!“

„Wirklich?“ gab Kurt überrascht zurück.

„Erinnerst du dich der düsteren Ahnung ihrer Schwester? Weißt du noch, wie flehentlich sie uns bat, in irgend einer ihr drohenden Gefahr uns ihrer anzunehmen?“

Kurt nickte.

„Ist es nicht sonderbar,“ fuhr der Sprecher im Flüstertone fort, „daß wir in der ganzen Zeit noch nicht einmal Valeska gesehen haben, ausgenommen an jenem Morgen, wo sie von der Schwester Abschied nahm? Als der alte Richter vor drei Jahren den Schlaganfall bekam, sind wir beide noch vier bis fünf Mal hinübergeritten, um uns nach seinem Befinden zu erkundigen, aber Valeska haben wir nie gesehen; und so oft auch Michel mit seiner Schwester zu uns kommt, so haben sie immer Ausreden, die Pflegeschwester daheim zu lassen.“

„Ich finde es auch befremdlich,“ gestand Kurt, „kann mir aber auch denken, daß es ihr schmerzlich sein muß, dieses

Haus, welches sie so gut wie ihr eigenes angesehen hat, jetzt von Fremden bewohnt zu finden.“

„Gewiß, das war auch meine Ueberzeugung, Kurt, doch heute denke ich anders.“

„Du scheinst ja die Sache sehr ernst zu nehmen,“ scherzte der Freund. „Du fürchtest doch nicht, daß Laura's Schwester Gefahr droht?“

„Ich weiß kaum, was ich denken soll — aber ich fürchte es.“

„Mensch!“ rief Kurt ungeduldig, und sprang von seinem Stuhl auf, „sprich endlich deutlich und sage offen, was dir so schwer auf dem Herzen liegt, — oder vertraust du mir nicht?“

Saarfeld blickte warnend nach der Tür; die Wände waren nur dünn und Mutter Dolores mußte jedes laut gesprochene Wort hören, wenn sie nicht wie gewöhnlich um diese Zeit eingeschlafen war. Dann versetzte er ernst, aber leise:

„Es geht in Waldbrunnen nicht alles ruhig zu!“

Kurt erschrak.

„Weiter!“ befahl er.

„Es ist nicht so leicht gesagt,“ seufzte Saarfeld, — „aber schon seit langer Zeit habe ich bemerkt, daß Michael und seine Schwester nicht offen gegen uns waren, wenn wir nach Valeska fragten!“

„Martha ist ein erbärmliches Weib, ich habe sie längst durchschaut,“ brauste Kurt auf, „Michael erscheint mir ehrenwerter, nur ist er zu unmanierlich und ungebildet.“

„Wann hast du ihn zuletzt gesehen?“

„Ich weiß nicht genau — ungefähr vor drei Wochen. Er entschuldigte sich, daß er uns zum Weihnachtsfeste nicht nach Waldbrunnen einladen könne, da in dem Zustande des Dnfelds noch keine Veränderung eingetreten, und da er noch immer besinnungslos sei. Aber er hoffte, wir würden bald zu einem Hochzeitsfeste kommen, denn er gedächte, Valeska Nobel zu heiraten.“

„Warum hast du das mir nicht eher gesagt, Kurt?“

„Ich konnte es nicht über's Herz bringen,“ gestand der Freund, „und fühlte nur inniges Mitleid mit dem armen Mädchen, das für sein ganzes Leben an einen Mann gefesselt werden sollte, der so tief unter ihr stand. Es kam mir wie eine Entweihung ihrer heiligsten Gefühle vor.“

Saarfeld runzelte die Stirn.

„Etwas muß noch getan werden,“ versetzte er gedankenvoll. „Du hast mir noch nicht gesagt, wie es Dir gelungen ist, sie zu sehen, und weshalb du vermutest, daß ihr Gefahr droht?“

„Nun, die Sache ist einfach genug. Ich war im Walde, um zu sehen, wie weit die Holzhauer mit der Arbeit seien, und da wollte ich, als „nächster Nachbar“, nach dem Befinden des alten Herrn Richter fragen, Michael und seine Schwester waren mit dem Doktor fortgeritten, und so hoffte ich, Valeska allein zu sehen, die mir Nachrichten über Lester's geben sollte!“

„Weiter! Was sagte sie Dir?“

„Die schwarze Dienerin sagte mir, daß der alte Herr noch immer in demselben Zustande regungslos daläge, aber nach den Aussagen des Arztes sei keine Hoffnung mehr auf Genesung vorhanden, und das Ende steht nahe bevor. Dann bat ich, mich bei Fräulein Nobel zu melden.“

„Hast du sie gesehen? Was sagte sie dir?“

„Geduld, alter Freund. Hanna, die Schwarze, sagte mir, daß ich Fräulein Nobel nicht sehen könnte, da sie krank sei. Ob sie es wirklich selbst glaubte, oder ob sie nur nachsprach, was Martha ihr befohlen hatte, konnte ich nicht erfahren. Sie erklärte mir bestimmt, daß Valeska das Bett hüte, und nur von Fräulein Nobel gepflegt würde. Ich ließ ein Geldstück in ihre Hand gleiten, doch sie schmunzelte nur und kehrte an ihre Arbeit zurück. Da blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Hektor zu besteigen und davon zu reiten. — Zufällig wandte ich mich um. Mein Auge fiel auf ein kleines, kaum handbreites Fensterchen, das noch dazu mit einer dicken Eisenstange versehen war, und hinter diesem ein bleiches, abgekehrtes Gesicht, — — — es war Valeska.“

„Dann ist sie wirklich krank!“ rief Kurt entsezt. „Die Glenden! Sie reiten mit dem Doktor davon, vergnügen sich vielleicht und vernachlässigen dabei die Kranke!“

„Sei still, ich sage dir noch mehr. Schnell sprang ich vom Pferde und näherte mich dem Fenster. Das Zammerbild war verschwunden, doch wurde bald das kleine Fenster geöffnet und ein Stückchen Papier flog heraus. Mit einer Nadel war ein einziges Wort eingekratzt: „Hilfe!“ Kurt, als ich dieses Wort las, sah ich im Geiste in Laura's flehende Augen, und ich

wußte, daß ihre Furcht nicht unbegründet war. Ich sprengte im vollen Galopp nach Hause, aber Mutter Dolores hielt sich hier im Zimmer auf, darum konnte ich dir nicht gleich von meiner Entdeckung sagen."

"Die Geschwister können sie doch unmöglich so lange gefangen halten, bis sie, an Geist und Körper gebrochen, einwilliat, Michael's Gattin zu werden?"

"Kurt! Du bist hundertmal scharfsichtiger als ich. Ja, so wird's sein! Dieser Gedanke ist mir noch nicht gekommen." Kurt erbleichte.

"So ist es," behauptete er düster. "Der alte Richter kann seinen Liebling nicht mehr schützen, und da er ihm zweifellos sein Erbe vermachte hat, soll sie ganz gezwungen werden, Michael zu heiraten, damit dieser, als ihr Gatte, das Erbe antritt."

"Du sagtest doch soeben, Michael sei nicht so schlecht, nur ungebildet."

"Ich redete es mir selbst ein, und versuchte um Bally's willen eine gute Meinung von ihm zu gewinnen. Was soll aber jetzt weiter geschehen? Wahrlich, wir dürfen doch nicht mit so mühsigen Händen zusehen, wie diese Glenden sie schonungslos zu Tode martern, ohne einen Versuch zu ihrer Befreiung zu machen?"

"Das nicht. Aber mein alter Junge, um ihretwillen müssen wir vorsichtig zu Werke gehen."

"Warum?" "Jeder unbedachte Plan könnte ihr Schicksal leicht verschlimmern. Die Geschwister dürfen nichts entdecken, bis die Befreiung ausgeführt ist, sonst könnte unser Plan nur schreckliche Folgen für das arme Opfer haben. Jetzt haben die Glenden sich nicht gescheut, sie einzukerkern und das Gerücht von ihrer Krankheit auszustreuen, da fehlte nur ein einziger Schritt und die Leiden der armen Dulderin wären zu Ende. Sage mir doch selbst, Kurt, wenn ich das bleiche Schreckbild nicht mit meinen eigenen Augen gesehen und wir nach einigen Wochen ihre Todesnachricht erhalten hätten, würdest du dann Argwohn geschöpft haben?"

"Aber während wir hier zaudern, kann die Lage der Unglücklichen verschlimmert werden!" Saarfeld schüttelte sein Haupt.

"Nein, so weit sind wir noch nicht; sie haben doch noch keine Ahnung, daß ihr schwachvoller Plan entdeckt ist. Sie werden nur ihren Widerstand brechen, ihren Mut beugen wollen, damit sie unterwürdig und gefügig wird. So lange der alte Mann noch atmet, ist ihr Leben nicht direkt in Gefahr."

"Warum vernichtet man nicht das Testament, und läßt die Arme in Frieden — das würde doch weniger entseßlich sein," rief Kurt empört.

"Das Testament ist in sicheren Händen eines Anwalts in Vancouver. Jedoch, Kurt, wenn irgend jemand der armen Baleska helfen kann, so müssen wir es tun. Ich weiß, du bist treu und ehrlich wie Gold; würdest du aber — um Baleska's willen — deine Gefühle beherrschen können, daß du liebenswürdig und zuvorkommend gegen ihre Feinde sein kannst?"

"Ich möchte sie am liebsten mit meinen kräftigen Häufen an ihre Pflicht erinnern."

"Damit würde dem armen Kinde nicht geholfen sein."

"Was rätst du mir also? Der einfachste Weg würde sein, die Schwester kommen zu lassen, sie dürfen ihr den Zutritt zu der erkrankten Bally nicht wehren."

"Daran dachte ich auch, doch den Plan habe ich sogleich wieder verworfen."

"Warum denn?"

"Herr Lester ist ein guter und edler Charakter; er könnte keine Stunde ein Geheimnis bewahren. Um ihn zu veranlassen, seine Gattin und seine Kinder zu verlassen, um Laura auf der gefährlichen und kostspieligen Reise von Kalifornien hierher zu begleiten, müßten wir ihm notgedrungen unsere Befürchtungen mitteilen. Er würde unverzüglich den Geschwistern einen Brief schreiben, der unsere Hoffnungen zerstört."

"Ich glaube, du hast Recht! Hast du einen anderen Plan gefaßt?"

"Wir wollen die Geschwister zum Weihnachtsfeste einladen. Als Herr Lester noch hier war, haben die Freunde das Fest immer gemeinsam verlebt und blieben gewöhnlich zwei bis drei Tage zusammen. Aus einzelnen Bemerkungen glaube ich auch annehmen zu dürfen, daß Mutter Dolores eine unwillkürliche Abneigung gegen Martha Richter fühlt, die müssen wir ins Vertrauen ziehen, — die wird uns gewiß helfen."

"Höre Freund, das ist stark! Ich kann mit der alten Hexe nicht an einem Tisch beim Weihnachtsfest sitzen; jeder Bissen würde mich ersticken."

"Das dachte ich mir! Kannst du um Bally's willen deine Gefühle nicht beherrschen?"

"Was geschieht weiter?" fragte Kurt ungeduldig.

"Sind unsere werten Gäste einmal hier, so muß einer von uns unwohl sein. Mutter Dolores muß mit der Pflege des Patienten so sehr in Anspruch genommen sein, daß sie weder den Weihnachtskuchen backen noch das Festmahl herrichten kann. — Ich glaube, Martha Richter zu durchschauen. Es wird ihren Stolz befriedigen, sich eifrig unserer Häuslichkeit anzunehmen, ohne daran zu denken, daß Damen in unseren Augen alle Anziehung verlieren, wenn sie uns unverkennbar entgegenkommen. Michael muß außerhalb des Hauses beschäftigt werden, damit wir freie Hand haben?"

"Soll ich den Patienten spielen?" fragte Kurt.

"Du würdest gewiß besser den Kranken, als den liebenswürdigen Wirt spielen," überlegte Saarfeld; "außerdem fühlst du dich in Folge des anhaltenden Schnupfens auch in der Tat nicht wohl. Du mühtest alsdann gegen Mitternacht, oder später noch, wenn wir alle im tiefen Schlaf liegen, dich nach Waldbrunnen aufmachen, wo du am folgenden Morgen ankommst. Wie es dir gelingt, in das Haus einzubringen, überlasse ich dir. Wenn die Schwarze dir den Eingang verweigert, mußt du durch List oder Gewalt die Hindernisse bekämpfen und den Zutritt erzwingen. Beim Rücktritt nimmst du Baleska auf dein Pferd, denn wenn wir Diana aus dem Stall nehmen, so werden wir vielleicht noch des Diebstahls bezichtigt."

"Das Pferd wird zu müde sein, es kann zweimal den scharfen Ritt nicht aushalten."

"Du mußt bis zur anbrechenden Dunkelheit in Waldbrunnen bleiben, bis dahin hat Hektor sich ausgeruht. Mutter Dolores muß bei deiner Rückkehr Baleska unter ihren Schutz nehmen; Laura's Zimmer wird für sie hergerichtet, und wenn sie sich erholt hat, müssen wir sie nach Kalifornien geleiten und unter Herrn Lesters Schutz stellen. Was denkst du nun von meinem Plan? Wird er auszuführen sein?"

"Ausgezeichnet! Aber ich beneide dich nicht als Wirt. Es wäre mir nicht möglich, den elenden Geschwistern ein freundliches Gesicht zu zeigen," versicherte Kurt.

Mutter Dolores rechtfertigte vollkommen das Vertrauen, welches die beiden Freunde in sie gesetzt hatten. Sie war eine gutmütige alte Frau, die unter ihrer äußern rauhen Schale



Bildnis der Kaiserin von China, Tzu Hsi, in jüngeren Jahren.

ein edles Herz barg. Tränen traten in ihre Augen, als Saarfeld die Gefahr der jungen Dame schilderte.

„Ich habe nie Fräulein Richter leiden können,“ rief sie empört, „und habe immer gefürchtet, daß sie Unheil über obrunnen bringen würde. — Sie haben aber einen guten Plan erfunden, Herr Saarfeld, und ich will wohl die arme Ballu pflegen, wenn sie hier ist.“

Saarfeld übernahm die unangenehme Pflicht, den Geschwistern die freundliche Einladung zum bevorstehenden Weihnachtsfeste zu schreiben. Er schilderte ihnen, daß es ein Akt der Barmherzigkeit wäre, wenn sie für einige Tage nach Saratouka kämen, um ein prächtiges Reh verzehren zu helfen, welches er erlegt habe. Jeden Strupel, bei dem alten Herrn bleiben zu müssen, beseitigte er in der Voraussicht, daß Fräulein Nobel gewiß gerne die Pflichten am Krankenbette übernehmen werde, und schließlich gab er deutlich zu verstehen, daß das einsame Leben in Saratouka unerträglich und auf die Dauer nicht auszuhalten sei.

Ein reitender Bote wurde mit diesem Briefe sofort nach Waldbrunnen abgesandt.

Martha Richter überlegte. — Sie liebte ihren Bruder, aber sie traute ihm nicht. Glücke ihr Plan, war Naleska seine Gattin, so war seine Zukunft gesichert, die ihrige aber durchaus nicht. Es war nicht unmöglich, daß die neue Herrin später einen gewissen Einfluß auf den Gatten ausüben konnte und Marthas Dienste auf dem Gutshofe nicht mehr verlangt wurden. — Gelang es ihr aber, Herrin in Saratouka zu werden, so konnte sie ruhig der Zukunft ins Auge sehen. Daher entschloß sie sich, die Einladung anzunehmen. Wenn sie Naleska in ihrem elenden Winkel sorgfältig einschloß, den Schlüssel in die Tasche steckte, sie genügend für zwei Tage mit Wasser und Brot versah, so konnte sie ruhig das Weihnachtsfest im Kreise der „Freunde“ feiern, — vielleicht wurde sogar der hartnäckige, starke Wille des jungen Mädchens endlich durch die lange Haft gebrochen.

Um Herrn Richter war sie nicht besorgt. Er lag bewusstlos, ohne seine Umgebung zu kennen; sie konnte ihn der Pflege der Dienerin überlassen. Leichtem Herzens machte sie sich daher mit ihrem Bruder auf den Weg nach Saratouka. (Fortsetzung folgt.)



Zum 25jährigen Künstlerjubiläum des bekannten Opernsängers Julius Liebau von der Königl. Oper in Berlin: Der Künstler als „David“ in den „Meister-singern“ von Rich. Wagner, in derjenigen Rolle (mit dem „Mime“ seiner besten), in der er zuerst am Berliner Opernhause aufgetreten ist.



Das kürzlich in Spandau enthüllte Denkmal für den todesmütigen Pionier Mink.

Weisse Lilien.

Frei nach dem Englischen von Gräfin L. K. S.

(Nachdruck verboten.)

„Kate, wach auf! Der Großmogul ist endlich zu Bett gegangen, nun kommt unsere Zeit.“

„Welche Zeit?“

„O, du kleine Gans, du bist noch ganz verschlafen! — Es ist natürlich jetzt Zeit für unsere Expedition!“

„Der Wilbys Schlittschuhball!“ sagte mir Tom ins Ohr. „Werde munter — es hat gerade zehn Uhr geschlagen! Hier — ich werde ihr mal einen nassen Schwamm ins Gesicht werfen — es gibt gar kein besseres Mittel, jemanden wach zu bekommen!“

„Das sollst du nicht,“ rief ich aus dem Bett springend — „ich bin jetzt ganz wach.“ Und das war ich auch, meine Augen standen weit auf vor Aufregung.

„Meine sechs Brüder und Schwestern, welche ich jetzt beim Schein der Kerze in der offenen Türe meines Schlafzimmers stehen sah, horchten mit angehaltenem Atem und gespitzten Ohren auf das Knacken eines Schlosses, welches das Zeichen war, daß unser Vater sich für die Nacht in seinem Zimmer eingeschlossen hatte. Nach einigen Augenblicken erklang auch der ersehnte Laut durch das stille Haus und gleich darauf ertönte ein leises:

„Hurra!“ von unseren Lippen.

„Kommt mit,“ sagte Jack eine halbe Stunde später, und führte uns leise über den dunkeln Gang am Zimmer unseres Vaters vorbei. Als wir einen Augenblick vor seiner Türe stehen blieben, um zu horchen, hörten wir ihn zu unserer allgemeinen Freude schnarchen und gleich darauf waren wir glücklich und heil unten und standen draußen unter dem funkelnden Sternenhimmel.

„Pitche ist dort mit dem Eselwagen!“ flüsterte Laura.

Da, dort vor dem Gartentor stand unser getreuer Stalljunge mit dem kleinen Eselwagen, der schon seit vielen Generationen in der Familie war und der uns im Triumph nach Wilby Hall fahren sollte. — Dort gab der Besitzer des Schlosses seinen Schlittschuh laufenden Bekannten ein großes Fest, — Musik, Erfrischungen, Lampions und allerlei Allotria.

Natürlich waren wir Tempest's auch eingeladen worden, denn wir waren allgemein beliebt, aber Oberst Tempest hatte die Einladung kurz abgelehnt. — Vor dem hat die ganze Nachbarschaft Angst und Schrecken, denn er ist mit jung und alt unfreundlich und es ist ihm ganz einerlei, ob er verhaft ist oder nicht.

„Wir dulden es nicht länger!“ erklärte Jack heute morgen, als uns Papa zu unserem größten Aerger erklärte, daß wir nicht zu diesem „Wilby'schen Narrenfest“ gehen sollten. Hört auf meine Worte, Mädchen, und laßt uns die Ketten der Sklaverei für immer abwerfen.“

Und dann entwickelte unser ältester Bruder unseren erstaunten Ohren einen Plan, der das Blut erstochen und dann heiß durch die Adern jagen ließ. „Habt ihr euch nun genug gepuht?“ fragte Jack, als meine Schwester und ich noch vor dem großen Spiegel im Salon standen.

Als die jüngste und kleinste von uns vier wurde ich immer bei Seite gedrängt. Meine drei älteren Schwestern betrachteten sich mit Wohlgefallen. Es waren auch wirklich hübsche Mädchen mit den dicken goldblonden Zöpfen wie Kronen um den Kopf gelegt.

„O, Liebste, wie sehe ich nur aus!“ rief ich kläglich, als ich im Spiegel meinen ganz braunen Krauskopf erblickte, auf dem eine kleine Pelzkappe thronte, und ein paar blaue Augen, die bei dem matten Schein der Kerze fast schwarz erschienen. „O Jenny, bin ich so ordentlich angezogen?“

„Du hast eine Nuß auf der Nase,“ sagte Jenny langsam, „und dein Haar sieht aus wie ein ungeordnetes Federbett.“

„Aergere sie doch nicht,“ unterbrach sie meine Schwester Laura, welche so hübsch war, daß sie ohne Reid weniger Ghibsche in Schutz nehmen konnte.

„Kümmere dich nicht um dein Aussehen, Kate,“ bemerkte Jessie, „wenn du in unserer Nähe bist, beachtet dich doch keiner.“

Und hiermit mußte ich mich zufrieden geben. O, weshalb war ich nicht so schön wie meine Schwestern?

Mein Mut wuchs aber, als wir durch die kalte, klare Winternacht fuhren, obschon ich als die Kleinste sehr un bequem in dem engen Wagen auf einem Haufen Schlittschuhe

saß. Diese mitternächtliche Fahrt übte erstens, weil sie eine verbotene Frucht war, und zweitens wegen der Entbedungsgefahr einen solchen Reiz auf mich aus, daß ich einen lauten Ruf des Entzückens ausstieß, als wir an dem großen zugefrorenen, mit unzähligen Vampions beleuchteten See anlangten, auf welchem eine große Menge Menschen umherwogte.

„Kate, benimm dich anständig!“ sagte Laura ernst. Diese war im gewöhnlichen Leben gerade so ein Wildfang wie ich, aber in der Deffentlichkeit nahm sie die Manieren einer Weltbame an.

„Wie freue ich mich, daß Ihr kommen konntet!“ rief die gute dicke Mrs. Walby, auf uns zu watschelnd. „Der Oberst konnte ja auch Weihnachten so hartherzig nicht sein.“

„Der Oberst ahnt gar nicht, daß wir hier sind,“ erwiderte Jack; — „er schnarcht in seinem Bett — und ebenso die arme Tante Thahly. Um des Himmels willen, Mr. Wilby, verraten Sie uns nicht!“ — und fort läuft er über das Eis mit einem der hübschesten Mädchen der Gesellschaft, während seine Schulkameraden und meine Schwestern auf der weiten Fläche dahinsauften.

Ich stand allein und fühlte mich ein wenig verlassen, als hinter mir eine Stimme sagte: „Wollen Sie nicht auch Ihre Schlittschuhe anziehen, Kate Mavourneen?“

Es gibt nur einen Menschen auf der Welt oder jedenfalls im Staate Quiverbby, der so ruhig und unverschämt zu reden weiß, als ob er der Herr der ganzen Schöpfung, insbesondere der Weiber wäre. — Das war Fred Lorimer; in diesem Augenblick liebe ich ihn ebenso glühend wie ich

ihn im nächsten Hasse! — —

Ich lernte ihn erst vor acht Tagen kennen; seit der Zeit hat er es so einzurichten gewußt, daß er mich mindestens zwei- bis dreimal täglich sah. Zuweilen machte er mir den Hof und dann wieder beobachtete er mich gar nicht. Er hat mein Herz gestohlen, und es schien mir fast, als wisse er es und lache darüber. Trotzdem ließ er mich nicht aus den Augen und blieb stets in meiner Nähe.

Ein hübsches, dunkeläugiges Mädchen stand an seiner



Erst das Küßchen. Von Meyer von Bremen.

Seite, als ich mich zu ihm umwandte. Es war Lydia Wilby, von der die Leute sagen, daß er sie heiraten will.

Beim Anblick ihrer eigenartigen Schönheit erwachte ein Teufelchen in meiner Brust.

„Nein, ich danke,“ erwiderte ich mit Würde, und setzte mich auf eine Bank, um meine Schlittschuhe anzuziehen — „ich kann es allein.“

„Als ich mich bückte, fiel meine Pelzkappe ab. Es ist ganz nutzlos, daß ich mir Mühe gebe, würdevoll zu erscheinen, immer passiert dann etwas Lächerliches.“

„Wollen Sie sie wieder aufsetzen?“ fragte Mr. Lorrimer gleichgültig, die Kappe aufhebend und mich anblickend. „Eigentlich ist es doch jammerschade, all das schöne Haar so zu verbergen, nicht wahr?“

„Ich will sie wieder aufsetzen,“ sagte ich schnippisch und riß sie ihm aus der Hand. „Guten Abend, Mr. Lorrimer.“

Ich versuchte möglichst grazios auf meinen Schlittschuhen davon zu laufen, aber ich bin keine Künstlerin auf dem Eis und Bech habe ich gewöhnlich. Es dauerte gar nicht lange, so lag ich da, meine Lippen bluteten und meine Nase ebenfalls.

„So, so, armes kleines Mädel — seien Sie doch nicht so töricht!“ hörte ich eine Stimme sagen, die wie unterdrücktes Lachen klang. „Es glückt Ihnen doch nicht würdevoll zu sein, wenn Sie es auch versuchen. Kommen Sie, laufen Sie mit mir und seien Sie wieder so lieb wie immer!“ Die letzten Worte wurden in mein Ohr geflüstert, als Fred Lorrimer mich aufhob.

Ich blickte ihn ängstlich an, denn ich fühlte, daß ich keinen schönen Anblick bot mit meinen geschwellenen Lippen und zerzaustem Haar. Mr. Lorrimer war sehr groß und jeder Zoll ein Soldat.

„Wollen Sie denn nicht mit Miß Wilby laufen?“ fragte ich.

„Ja, schrecklich gern, aber ich fühle, daß es jetzt meine Pflicht ist, mich um Sie zu bekümmern.“

„Bewundern Sie Miß Wilby sehr?“

„Außerordentlich! wie sollte man auch anders?“

„Oh!“ sagte ich unwillkürlich.

„Was für ein klägliches „Oh!“ Wie vielsagend klang es!“

„Es bedeutet nichts. — Es ist ja ganz natürlich, daß Sie Miß Wilby bewundern, und — und“ — ich fühlte ein beklemmendes Gefühl im Hals — „ich hoffe, daß Sie sehr glücklich werden.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte er ruhig.

„Wann werden Sie ihr einen Antrag machen?“ fragte ich.

„Heute abend,“ erwiderte er lächelnd.

„Dann ist es besser, Sie verlieren keine Zeit mehr, sagte ich mit einer Stimme, die ich kaum als die meine erkannte.“

Wir waren an einer einsamen Stelle auf dem Gise. In der Entfernung schimmerten die Lichter und der Wind trug die Klänge des Walzers: „Wenn andere Lippen und Herzen“ zu uns herüber. — Ich blickte plötzlich voll in Fred Lorrimers Gesicht, was ich dort sah, erfüllte mich mit Freude. Ich vergaß Lydia Wilby, ich vergaß die übrigen Gäste, ich vergaß meinen Vater, Oberst Tempest, der ahnungslos zu Hause schlief. Ich wußte nur, daß Freds Arme mich umschlangen, mich an sein Herz drückten, daß seine Lippen mein Gesicht mit Küßen bedeckten und er mir sagte —

„Ich will auch keine Zeit verlieren, Liebling — ich will jetzt fragen. Willst du mich heiraten, Kate?“

„Ja,“ flüsterte ich.

Fred half mir die Schlittschuhe ausziehen und sehr vorsichtig und zart machte er es. Dann führte er mich vom Gise in eine dunkle Allee des Gartens, wo wir vor den Blicken der übrigen verborgen waren. Hier schlang er seinen Arm um mich und drückte heiße Küsse der Liebe auf meine bebenden Lippen. Strahlend blickte er mich an und flüsterte süße Worte, wie ich sie noch nie gehört hatte.

Wie stolz war ich, wie froh bei dem Gedanken, daß er mein war, daß er mich liebte! Welch ein Gefühl der Sicherheit und der Ruhe kam über mich, als er von der Zukunft sprach, wo nichts uns mehr trennen würde, wo sein Arm mich schützen würde in allen Gefahren und sein liebendes Herz meine Stütze und Trost in allen Trübsalen wäre!

„Kate, willst du nicht sagen, daß es dir leid tut, Kleine?“
Kann denn das dieselbe Welt sein, die noch vor einer hal-

ben Stunde so schön schien? Der Mond hatte sich hinter einer Wolke versteckt und spendete nur eben so viel Licht, daß ich sehen konnte, wie blaß und ernst das Gesicht meines Bräutigams war.

Wir hatten uns gezaunt, aber ich allein hatte die Schuld. Ich hatte unbedachte, grausame Worte gesagt, welche der Mann, der mich liebte, nicht verdiente. Aber mein Trost war erwacht; wie kann ich denn, ein Mädchen, welches sich gerade verlobt hat, mich so erniedrigen und meinen Geliebten um Verzeihung bitten? Ich kann nicht — ich will nicht! Wenn er mich wirklich so heiß liebt, muß er nachgeben, koste es was es wolle!

So dachte ich bei mir, die törichte, romantische, heißblütige Kate Tempest bei mir und als Mr. Lorrimer meine Hand nehmen wollte, stieß ich ihn zurück und sagte ärgerlich und schluchzend:

„Daß mich in Ruhe! Ich gebe dir vollkommen recht, daß wir nicht glücklich zusammen werden können; ich wenigstens werde es nicht sein können mit einem Mann, der so herzlos ist.“

„Herzlos — weshalb? Weil ich lachte, als du sagtest —“

„Ach, wiederhole nicht alles wieder. Du fandest es wahrscheinlich sehr wichtig, aber mich ärgerte es. Du hast weder Herz noch Manieren, bist ein ganz unzüchtiger Bauer, und um dir die Wahrheit zu sagen, das habe ich schon immer gefunden! Du brauchst mich nicht so anzusehen — ich fürchte mich nicht vor dir!“

Fred war ganz ruhig geblieben, aber jetzt verfinsterte sich sein Gesicht.

„Sie gehen doch ein bißchen zu weit, Miß Tempest,“ sagte er gereizt. „Ich möchte auch keine Frau, die ihre Zunge so wenig in Gewalt hat wie Sie. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, wenn Sie — nicht widerrufen, was Sie gesagt haben.“

„Niemals!“ rief ich. „Glauben Sie, daß ich mich von Ihnen zwingen lasse? Alles ist zu Ende zwischen uns.“

Nochmals versuchte er eine Ausöhnung. Ganz verzweifelt schlang er seine Arme um mich.

„Kleine,“ flüsterte er mich betrübt anblickend, „du weißt nicht, was du sagst! Zerstöre unser Glück nicht in diesem Augenblick des Jornes! Sage, daß es dir leid tut!“

„Ich will nicht,“ erwiderte ich. „Sie haben mich beleidigt. Gehen Sie — gehen Sie fort!“

Ich schob ihn von mir und im nächsten Augenblick stand ich allein in der kalten, dunklen Nacht. Er hatte getan, was ich befohlen hatte — er war gegangen.

Nachdem ich eine Zeitlang bitterlich geweint hatte, kehrte ich zum See zurück, zu der lustigen Gesellschaft der Schlittschuhläufer. Ich hoffte, daß man meine verweinten Augen und roten Wangen nicht bemerken würde, aber ich vergaß, daß ich zwei entsetzliche Brüder hatte, die immer alles das sahen, was sie nicht sehen sollten.

„Hallo, Kate, du hast ja ein Gesicht, als ob es mit Bimstein abgerieben wäre!“ rief Tom, als er an dem kleinen Erfrischungszelt vorüber kam, in welchem ich stand, und mich bemühte, mit vergnügter Miene eine Tasse heißen Kaffee zu trinken.

„Rote Leute sind nichts dagegen,“ sagte Jack, der gerade Lydia Wilby eine Erfrischung reichte.

„Miß Tempest sieht aus, als ob sie sich sehr gut unterhalten hätte,“ spöttelte Lydia.

„Das habe ich auch,“ erwiderte ich stolz — lieber hätte ich einen wilden Handbanyo getanzt oder sonst was getan, nur damit sie nicht merkte, daß ich unglücklich war. „Nicht wahr, Jack, es ist um so amüsanter, wenn man bedenkt, daß, wenn Papa es wüßte, daß wir hier wären, er schläge uns und —“

„Großer Gott!“ stöhnte Jack in einem so entsetzten Ton, daß ich mich erschrocken umwandte. Nur zwei Schritte von uns stand wie ein Gespenst unser zärtlicher Vater! — Mit einem festen Griff faßte er mein Handgelenk und bedeckte den Saß für mich.

„Schlagen? Ja, das werde ich, wenn ich euch erst wieder zu Hause habe!“

Und zu meiner größten Beschämung zog er mich vor den Augen Miß Lydia Wilby's wie ein geprügeltes Kind mit sich fort.

(Fortsetzung folgt.)


Für die Kinderwelt.

Der kleine Hans und der Riese.

Von F. Franz.

Man konnte kaum einen lustigeren Burischen finden, als der kleine Hans war. Er hüpfte und sang, pfliff und sprang den ganzen Tag vom frühen Morgen an, und noch niemand hatte ihn traurig gesehen. Am muntersten war der kleine Hans, wenn er den Wald durchstreifte.

Einmal ging er ziemlich weit vom Hause fort, tief in den Wald hinein, und noch niemals hatte er sich so wohl gefühlt in seiner Freiheit, noch niemals sich so sehr geireut an der Schönheit des Waldes. Die lustigsten Lieder quollen aus seiner nimmermüden Kehle.

Da schlug das Murmeln eines Vögleins an sein Ohr. Er ging darauf zu, wo schattige Kühle zur Ruhe einlud. Und weil ihn das Springen und Singen durstig gemacht hatte, wollte er von dem klaren, frischen Wasser trinken. Doch in dem Augenblicke, wo er sich niederbückte, wurde er plötzlich von hinten angefaßt, und als er verwundert umsah, fand er sich in den Händen eines ungeheuren Riesen. Dieser war wohl hundertmal größer als der kleine Hans. Der Riese kümmerte sich nicht um den Schrecken seines Gefangenen, sondern lachte, als ob er eine große Freude hätte. Dann öffnete er einen weiten Sack, steckte seine Beute hinein und ging damit fort.

Ihr könnt Euch denken daß dem kleinen Hans nicht wohl war in dem dunklen Sack und daß er alles Mögliche tat, um wieder herauszukommen. Er schrie, stampfte, schlug um sich und versuchte den Sack zu zerreißen. Aber alles war umsonst; der Riese hielt fest zu und lachte noch mehr. Als dieser endlich in seinem Hause angekommen war, nahm er den Hans aus dem Sack. Was sollte nun weiter mit ihm geschehen? Hans erschrak nicht wenig, als er an einem großen Feuer Fleischstücke braten sah, und dachte: der Riese wolle ihn schlachten und essen.

Aber vorläufig sperrte ihn der Riese in ein Gefängnis. Dieses war aus Eisenstangen gemacht, und nichts war darin als ein Trog mit hartem Brot und ein Napf mit Wasser. Doch Hans dachte nicht an Essen und Trinken, sondern lief wie ein Verzweifelter in dem Käfig hin und her, rüttelte an den Eisenstangen und stieß mit dem Kopf daran. Endlich setzte er sich müde in einen Winkel und verbrachte die Nacht in Furcht und Trauer. Am nächsten Morgen kam der Riese, um nach dem Hans zu sehen. Da dieser noch nichts gegessen hatte, nahm ihn der Riese am Kopfe und stopfte ihm ein Stück Brot in den Hals, so daß er es unter Schmerzen hinunter würgen mußte. Dann blieb Hans den ganzen Tag allein. Er dachte immer an Vater und Mutter, an die Geschwister und Kameraden, an das schöne Haus und den grünen Wald. Er wurde immer trauriger und wußte nicht, was er anfangen sollte in seinem Unglück. Nochmals versuchte er die Eisenstangen zu durchbrechen oder dazwischen durchzuschlüpfen, aber umsonst. Dann schrie er zum Erbarmen. Die Nacht verbrachte er wieder zusammengekauert in einem Winkel.

Als der Riese am anderen Tage kam, sagte er: „Hänschen sing! Du hast doch immer so schön gesungen, ich habe dir ja zugehört im Walde. Sei lustig und sing mir ein Liedchen! Sing Hänschen!“ Aber der Gefangene gab keinen Laut von sich, sondern sah den Riesen ängstlich an. Dieser wurde zornig und um Hans zum Singen zu zwingen, öffnete er den Käfig und griff mit seiner großen Hand hinein. Da schrie Hans noch ärger auf, bewegte ein paar Mal die Arme und verbrehete die Augen; dann fiel er hin und war tot.

So geht die Geschichte aus.

Wißt Ihr, wer Hans ist und der Riese? Hans ist ein Vogel, und der Riese — ein böser, grausamer A n a b e.


Nützliches fürs Haus.


— Das Konjervieren des Erdbeersaftes. Die entstieltten Früchte werden reichlich mit Staubzucker bestreut und dann mit etwas mildem Weißwein (auf 1 Kilogramm Früchte ein Weinglas voll) angefeuchtet. Das Bestreuen mit Zucker kann noch einige Male wiederholt werden. Am nächsten Tage schwimmen die Früchte in einem Sirupartigen Saft und

sind zusammengeschrumpft und völlig wert- und geschmacklos. Man gießt den Saft ab, gießt ihn in eine Flasche von weichem Glase und stellt ihn gut verkorkt an einen kühlen Ort. Nach einigen Monaten klärt er sich von oben anfangend. Das Klare kann dann zur Vitörbereitung, zu Limonaden, der Bodensatz in anderer Weise benutzt werden.

— Um stets frische Kresse für die Tafel zu haben, lege man auf einen gewöhnlichen Suppenteller ein Stück weißes Flanell, welches rund und etwas größer als der innere Durchmesser des Tellers geschnitten ist. Dann wird Wasser hineingegossen, mit dem der Flanell sich vollständig trinkt. Alsdann säet man den Samen der Gartentresse darauf. Ungefähr in 3 Tagen ist die Saat schon zum Grün erwachsen und kann so auf den Tisch gesetzt werden, dem sie eine Pierde verleiht. Die Kresse wird dann nach Bedarf mit einer Schere von dem „Beete“ selbst abgeschnitten. Da diese Kultur weder Erde, noch Dünger und Blumentöpfe erfordert, so ist sie ganz vorzüglich geeignet zum häuslichen Gebrauch.

— **Schmachhaften Erbsen-Extrakt** aus grünen Erbsenschoten. Die Schoten werden in reinem Wasser mit Zusatz von etwas Soda gehörig durchgeloht und dann durch ein Tuch gepreßt, der Extrakt wird mit Zucker eingeloht und hält sich lange Zeit. Die beste Verwendung ist als Zusatz zu Suppen und Fleischbrühen, ein kleiner Löffel voll auf jeden Teller Suppe verleiht der letzteren einen Geschmack, als ob frische Erbsen darin wären.

— Ein **geundes Getränk für heiße Tage** ist Hafergrünwasser. Uebergroßes Schwitzen erfordert, daß man viel Wasser trinkt, um das dem Körper entzogene wieder zu ersetzen. Der öftere Genuß von reinem Wasser reicht aber nicht aus, um das Durstgefühl zu befriedigen, dagegen hat die Erfahrung gelehrt, daß das mit feiner Hafergrüne vermischte Wasser — etwa 10 Gramm und 1 Liter — die Durstigen am meisten erfrischt und erquickt.

— **Polierwachs für hölzerne Möbel.** Man läßt 8 Teile weißen Wachs, 2 Teile Kolophonium und $\frac{1}{2}$ Teil venetianischen Terpentin über gelindem Feuer zergehen, gießt die warme Masse, wenn sie vollständig geschmolzen ist, in ein entsprechend größeres Töpfchen von Steingut und rührt, während dieselbe noch warm ist, 6 Teile rektifiziertes Terpentinöl ein. Nach Verlauf von 24 Stunden hat die Masse die Beschaffenheit einer weichen Butter angenommen und ist so zum Gebrauch fertig. Die Möbel, welche man polieren will, müssen vorher sorgfältig mit Seifenwasser abgewaschen werden; alsdann nimmt man, wenn die Oberfläche wieder trocken ist, ein Lappchen, streicht von der Politurmasse eine Kleingleite darauf und fährt damit über das Holz her. Anfangs reibt man gelinde, nachher stärker. Ist die Masse reichlich aufgetragen, so wartet man $\frac{1}{2}$ —1 Stunde und reibt nach Ablauf dieser Zeit noch einmal die Fläche mit einem frischen reinen Lappen gehörig ab. Auf diese Weise erhält man einen schönen, wenn auch nicht so brillanten Glanz, wie ihn eine gute Schellackpolitur gibt.

Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen,
weiße sammetweiche Haut, schönen
Teint und beseitigt Sommersprossen
sowie alle Hautunreinigkeiten.
à Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.

— **Von der Damenhutfunkurrenz in Berlin.** (Siehe Bild Seite 200.) Das Auswärtige Amt in Berlin veranstaltete vor kurzem ein glänzendes Gartenfest, bei dem eine Prämierung der schönsten Hüte vorgenommen wurde. Als Preise waren kostbare Fächer und Schirmgriffe ausgelegt, die jedoch nicht ohne weiteres gewonnen werden konnten, denn es waren auch mancherlei Bedingungen gestellt. Es genügte nicht, daß die verwendeten Federn schön waren, sie mußten auch von selbst gezeichneten Federtieren stammen. Den ersten Preis bei dieser Veranstaltung erzielte ein schwarzer Hut mit weißen Federn der Komtesse Lehndorff.

— **Kaiserin Tzu Hsi von China.** (Siehe Bild Seite 211.) Als Tochter der dem „unveränderten weißen Banner“ angehörenden mandschurischen Familie Jeh-ho-na-la wurde die Beherrscherin des blumigen Reiches der Mitte am 17. November 1834 geboren und kam schon früh zur kaiserlichen Familie. Später wurde sie zur „westlichen“ (nach der Lage ihrer Gemächer im Palast) Kaiserin erhoben; von 1861—1881 fungierte sie als Kaiserin-Mitregentin, von 1881—4. März 1889 und seit 22. September 1893 wieder als Kaiserin-Regentin. Tzu-Hsi ist eine sehr intelligente und schlaue Dame; ihre Intrigen und Quertreibereien zeitigten die Vogeranfstände, die den europäischen Mächten nicht wenig zu schaden machten. Als es jedoch zum Klappen kam, wußte sie sich vor dem diplomatischen Korps recht geschickt rein zu waschen, und führt auch heute noch, im Alter von 74 Jahren, die Zügel der Regierung, während der 1875 geborene Kaiser Tsaitien „nix to seggen“ hat. Unser Bild zeigt die Kaiserin in der anmutigen Schöne ihrer jüngeren Jahre, jedoch soll sie auch heute noch, dank der weltbekannten Künste ihres Verschönerungsrates, einen stattlichen Eindruck machen.

— **Denkmal für Pionier Klink.** Kürzlich wurde in Spanien ein Denkmal (Vergl. das Bild Seite 212) enthüllt, das den todesmüthigen Pionier Klink darstellt, der durch seinen Opfertod den Preußen bei den Düppeler Schanzen zum Siege verhalfen. Der dänische Ballistendamm um die Schanzen war so fest und wohlgefügt, daß nur eine aus der Nähe verursachte Explosion eine Bresche schaffen konnte. Pionier Klink erbot sich zum tobbringenden Wagemuth. Mit der Bitte: „Grüßen Sie meine Frau und meine Kinder“ legte er den Pulversack an die Befestigung und entzündete ihn mit einem Streichholz unter dem Ausruf: „Ich opfere mir!“ Zu Tode getroffen griff er an die Brust und diesen Moment hat Professor Wandschneider im Bilde vereewigt.

Zur Unterhaltung.

— **Vorsichtig.** Mann: Heut' werde ich das Tischuch zwischen mir und Deinem Bruder entzweischneiden! — Frau (gemüthlich): Na, wart' lieber bis mo. gen. — da haben wir ein g'licktes.

— **Die Noble.** Dame (zu einer andern): „Welchen Platz nehmen Sie gewöhnlich im Zirkus?“ — „Ach, ich war nur einmal da und da habe ich i m m e r eine Loge genommen.“

— **Anerkennung.** „Wie hat Ihnen die neue Operette des Dieblers gefallen?“ — „Na, der Kerl hat endlich 'mal was Originelles gestohlen!“

— **Schlan.** Fremder (leise zu einem der Spieler): „Sie sind entlarvt!“ — Falschspieler: „Machen Sie mich nicht unglücklich.“ — Fremder: „Gut, dann teilen Sie mit mir!“

— **Becheiden.** Bei der österreichischen Zollrevision fragt der Beamte einen Sachsen: „Hob'n S' keine Zigarren?“ — „Ne, här'n Se, mei' lutesies Herrchen.“ erwiderte der, „ich hab' Sie bloß noch drei Stück bei mer, die mecht' ich Sie gern alleine roochen!“

— **Im naturwissenschaftlichen Examen.** Professor: „Nun, Herr Kandidat, was wissen Sie von dem Bindeglied zwischen Mensch und Affen?“ — Kandidat: „Daß es entdeckt worden ist!“ — Professor: „Popstausend! Wie heißt es denn?“ — Kandidat: „Das Bier.“

— **Erleichterung.** Richter: „Zeugin, geben Sie Ihr Alter an!“ — Zeugin: „Darf ich es nicht verschweigen?“ — Richter: „Das nicht, aber Sie können es mir durch zwei dividiert nennen.“

Rätselcke.

Begierbild.



Wo ist der kleine Kellner?

Wort-Rätsel.

Die Eins und Zwei, zu denen wir Auch dormal einjt gehören, Sie ruhen aus in Drei und Vier Und nichts mehr kann sie stören. Das Ganze nennt den Mann, der dann An ihnen seine Pflicht getan.

Schieberätsel.

Gabel, Union, Schnee, Gabel, Neben.

Vorstehende Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung, so untereinander zu setzen, daß zwei senkrechte Reihen zwei bekannte Vöname bezeichnen.

Rätsel.

Manchen Tieren bin ich Brot,
Manchen Tieren bring ich Tod.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zahlen-Rätsel: Emin, Mine, Eng. — Eminenz.

Logograph: Chering—Hering.

Rebus: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.



Nr. 28.

Sonntag, 12. Juli.

Jahrgang 1908.

Die Christblume.

Erzählung von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

4. Kapitel.

Saarfeld hatte seine Gäste am Nachmittag des Weihnachtsfestes empfangen, nachdem die drei Bewohner des Hauses am Morgen eine Hausandacht gefeiert hatten. Auf den Besuch der Kirche mußten sie verzichten, da nur alle vier Wochen ein Missionar für die zerstreut wohnenden Farmer Gottesdienst zu halten vermochte. Das Haus war zu Ehren der Gäste festlich geschmückt, sogar ein Weihnachtsbaum nach alter deutscher Sitte verbreitete einen hellen Lichterglanz und strahlte den Ankommenden entgegen. Jedoch mit sorgenvoller Miene berichtete der freundliche Hauswirt, daß sein guter Freund unwohl sei, und daß Mutter Dolores ihm einen starken Tee gebraut und angeordnet habe, das Bett zu hüten.

Dieser Umstand schien Fräulein Richter ganz erwünscht. Im besten Falle konnte sie doch nur einen Gatten heiraten, und sie war vernünftig genug, Herrn Saarfeld vor seinem ärmeren Freund, dem Verwalter Waldau, den Vorzug zu geben; daher bemühte sie sich, ihre Vorteile im besten Lichte zu zeigen.

Mutter Dolores spielte ihr dabei ausgezeichnet in die Hände. Sie bat, Anordnungen zu treffen betreffs des Abendbrotes, ließ leise Bemerkungen fallen, daß sie zur Führung dieses Haushaltes zu alt geworden sei — der Gutshof entbehre einer Herrin, und das Haus sei schließlich viel zu groß für zwei Jungfrauen. Auch Saarfeld erfüllte vollkommen die lästige Rolle und sollte seinen Gästen alle erdenklichen Aufmerksamkeiten. Doch im heiteren Geplauder wollte nicht Laures lebender Blick, ihr angstfülltes Antlitz von

seiner Seele weichen, und vorwurfsvoll klangen ihm noch die ausgesprochenen Worte ins Ohr: „Warum ist für meine Schwester nicht besser gesorgt?“

Witternacht war längst vorüber. Reife hatte Saarfeld den treuen Sektors gefaltet und führte ihn jetzt in den Hof, wo Kurt in einen langen Mantel gehüllt, seiner harrete.

„Glaube mir, wenn ich am folgenden Tage nach Sonnenaufgang nicht wieder hier bin, so ist es dort drüben nicht richtig, und du mußt selbst kommen und nachforschen,“ sagte Kurt tiefbewegt, seinem Freunde zum Abschied die Hand reichend.

„Das wolle Gott verhüten,“ versetzte Saarfeld feierlich, „ich weiß, wie geschickt du in solchen Ausführungen bist; — sei vorichtig — um Laures willen.“

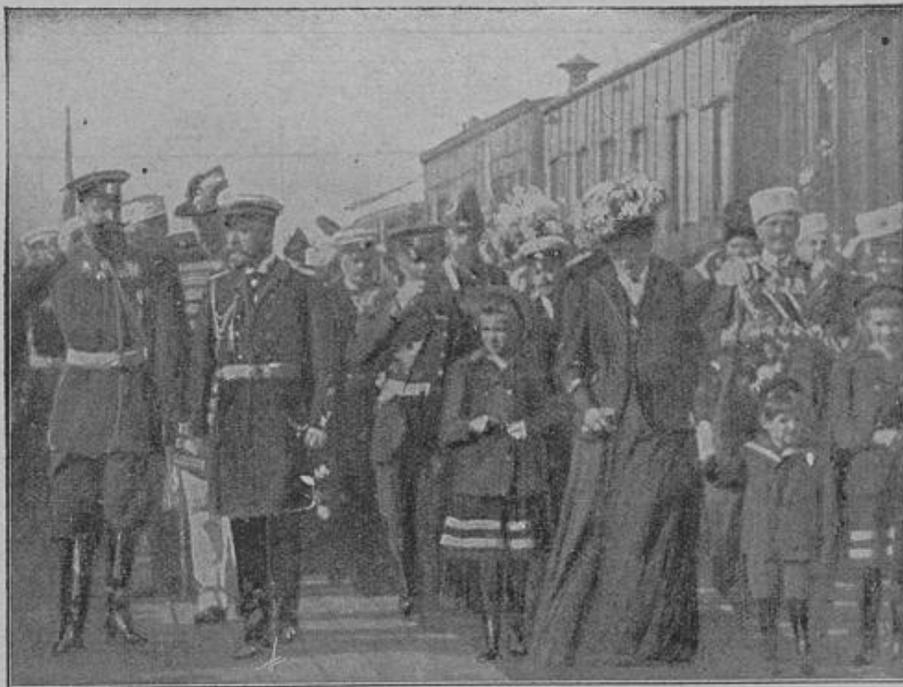
„Ich werde sie hierher bringen, oder — mit ihr sterben,“ versicherte Kurt und verschwand in der Dunkelheit.

Das Herrenhaus in Waldbrunnen war ein stattliches, stolzes Gebäude, das von Wirtschaftsgebäuden eine beträchtliche Strecke entfernt lag, und von einem großen Garten umgeben wurde. Ein großes, eisernes Gittertor führte nach dem Haupteingang, jedoch war derselbe selten geöffnet, denn der Doktor und die wenigen Besucher benutzten ein kleines Seitenspörtchen,

welches direkt nach der Besindestube führte.

Kurt hatte seinen ermüdeten Sektors im Vorwerk unter der Obhut des Verwalters Horn gelassen. Zu Fuß begab er sich nach dem Gutshof, einen Plan nach dem anderen ersinnend und verwerfend, und stand plötzlich gerade der schwarzen Dienerin gegenüber.

Zu seiner nicht geringen Ueberraschung eilte sie auf ihn zu und erzählte ihm in fliegender Eile, daß der Zustand des alten Herrn sich verschlimmert und sie schon einen Boten nach Saratonska abgesandt habe, um



Zur Monarchenzusammenkunft in Reval.
Bar Nikolaus (X) trifft mit seiner Familie in Reval ein, um zur Begegnung mit König Eduard auf die Reede von Reval hinauszufahren.

die Geschwister holen zu lassen. Kurt erschraf. Wenn Martha und der Bruder zurückkehrten, ehe Baleska in Sicherheit war, wagte er nicht an die Folgen zu denken.

„Ich muß sofort Fräulein Nobel sprechen,“ begann er ernst, „ihre Schwester hat mir einen Auftrag für sie gegeben!“ Die Dienerin war sichtlich bestürzt.

„Ah,“ sagte sie zitternd, „weiß Fräulein Laura denn noch nicht, was sich hier zugetragen hat? O, es ist zu traurig!“ „Baleska ist doch nicht tot?“

Die Schwarze bedeckte ihr Antlitz mit den Händen, und schluchzend erzählte sie, daß das arme Fräulein schon seit längerer Zeit wahnsinnig sei, daß sie sich fürchte, zu ihr zu gehen, und daß Fräulein Richter dächte, es sei besser, sie wäre tot.

„Unsinn! sie ist nicht wahnsinnig!“ erklärte Kurt entschieden. „Ich glaube es nicht.“

„Es ist aber wahr, es ist die volle Wahrheit,“ beharrte das Mädchen. „Seit mehreren Tagen wage ich nicht, mich ihrer Thür zu nähern, sie schreit und tobt ganz fürchterlich. O, es ist entsetzlich, mit einer Wahnsinnigen in einem Hause zu sein!“

Kurt verlor den Mut nicht.

„Ich fürchte mich nicht,“ sagte er ganz entschieden, „und ich bin fest entschlossen, dieses Haus nicht eher zu verlassen, als bis ich sie gesehen habe. Wollen Sie mir ihr Zimmer zeigen, oder muß ich es mir selbst suchen?“

„Ich will Ihnen die Thür zeigen, aber — hineingehen kann ich nicht; Fräulein Richter hat es mir auch streng verboten,“ gestand das Mädchen.

Er ließ ein Geldstück in ihre Hand gleiten.

„Sie können Fräulein Richter ruhig sagen, daß Sie das Zimmer weder betreten, noch mit der Kranken gesprochen haben,“ beruhigte er jeden Zweifel, „und Sie brauchen gar nicht zu sagen, daß ich hier gewesen bin.“

Das wirkte. Die Dienerin führte ihren Begleiter durch mehrere Gänge und deutete auf eine kleine Thür. — Aber ach! sie war fest verriegelt; trotz übermenschlicher Anstrengung gelang es nicht, das Schloß zu sprengen. Endlich, nachdem er länger als eine Stunde mit aufgefundenen Werkzeugen gearbeitet hatte, erreichte er sein Ziel, die Thür sprang auf.

Kurt prallte entsetzt zurück; er war nicht vorbereitet auf den Anblick, der sich seinen Blicken bot. Der enge Raum, in den nur durch das kleine Fenster unzureichend Luft und Licht eindringen konnte, enthielt außer einem hölzernen Stuhl nur ein Bund Stroh, auf dem in einem dünnen, zerrissenen Kleide die Unglückliche hockte, die er vor drei Monaten in voller Gesundheit und Lebensfrische in Saratonka gesehen hatte.

Bei seinem Anblick stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, dann starrte sie ihn mit ihren großen dunklen Augen verzweiflungsvoll an. Endlich schien sie ihn zu erkennen, und eine flammende Röthe färbte momentan ihre bleichen, abgehärmten Wangen.

„Ah,“ murmelte sie endlich unverständlich, „Sie sind gekommen, um mich zu retten? Hat sich der Herr im Himmel meines Glucks erbarmt und mein Gebet erhört?“

„Sie sollen mit mir nach Saratonka gehen, dann benachrichtigen wir Ihre Schwester, und geleiten Sie sicher nach Kalifornien,“ tröstete er.

Die Unglückliche schauderte.

„Wissen Sie, daß ich wahnsinnig bin?“ stieß sie unheimlich hervor. „Martha sagt's mir täglich, — ich soll diesen Aufenthalt mit dem Irrenhause vertauschen oder — ihren Bruder heiraten.“

„Martha irrt sich,“ beruhigte Kurt. „Und nun, Baleska, vertrauen Sie sich meiner Obhut an; jetzt halten wir uns noch verborgen, aber sobald die Dunkelheit einbricht, reiten wir davon und sind in wenigen Stunden in Saratonka. Sie sind früher oft dort gewesen, und Mutter Dolores wird gewiß für Sie sorgen.“

Widerstandslos ließ sie sich aus dem engen Raum hinausgeleiten; er mußte sie fast tragen, denn ihre Kräfte waren erschöpft, ihre Knie erlahmt. In der Halle fand er einen warmen Pelzmantel, Martha's Eigentum, er nahm ihn und umhüllte sorglich damit die fröstelnde, zitternde Gestalt. Glücklicherweise erreichte er mit seiner Bürde das Vorwerk und hielt sich dort bis zur eintretenden Dämmerung verborgen.

Hektor wieherte freudig, als sein Gebieter ihm den glänzenden Hals streichelte, und schien die doppelte Last gar nicht zu spüren. Es war jetzt rabenschwarze Nacht. Kurt hatte leider nicht den scharfen Ortsinn, der den Eingeborenen

der Urwälder eigen ist, und da er, aus Furcht, die Geschwister auf dem Wege anzutreffen, den ihm bekannten Weg nicht einschlagen wollte, ritt er geradezu in den Urwald, der sich weit zwischen Waldbrunnen und Saratonka erstreckte.

Er fühlte das Haupt seines Schüglings schwer auf seine Schulter fallen; Baleska mußte entweder vor Ermattung eingeschlafen, oder vor Erschöpfung ohnmächtig geworden sein. Er wagte nicht, das Pferd anzuhalten, — nur weiter, immer weiter, — bis er sein Ziel erreichte und die Unglückliche in Mutter Dolores' Obhut wußte.

„Meine Christblume!“ stieß er plötzlich hervor. „Erst jetzt in dieser Stunde lerne ich die verborgensten Winkel meines Herzens kennen. Heute ist Weihnachtstag; da hole ich mir meine Christblume inmitten der Dunkelheit. — Sonderbar,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „gerade heute vor zwölf Jahren wurden die beiden Kinder in diesem Walde gefunden — vielleicht an derselben Stelle. Ballys Leben schien nur Glück und Sonnenschein; sie war der verwöhnte Liebling und wuchs in Glanz und Reichtum auf, und ach! Welches traurige Schicksal hat sie ereilt! Laura hingegen übernahm die Sorge für die Kleinen, pflegte sie in Krankheit und stand Frau Vester bei jeder Arbeit treu zur Seite. Ha! Die bösen Ahnungen haben sich doch verwirklicht!“

Langsamer und unsicherer wurden die Schritte des sonst so sicheren Kappen, der nur mit äußerster Mühe seinen Weg in der Finsternis durch den undurchdringlichen Wald bahnte. Noch immer ruhte das müde Haupt auf Kurts starker Schulter, der jetzt nur noch den einen Wunsch hatte, seine mühsam errungene Christblume in seinen sicheren Armen gegen alle weiteren Stürme des Lebens zu schützen.

Er kannte jetzt das Geheimnis seines Herzens und wußte, weshalb er früher von einer vermeintlichen Verbindung zwischen Bally und Michael nicht zu seinem Freunde Saarfeld gesprochen hatte. Seit dem Augenblick, da er an jenem frühen Herbstmorgen die stolze Amazone gesehen hatte, war ihr Bild nicht aus seinem Herzen gewichen, trotzdem er im stillen oft über seine Idee gelächelt hatte.

Er kannte die Pläne seiner Mutter zu genau, — und jetzt waren mit einem Schlage ihre Hoffnungen vernichtet. Mit jeder Faser ihres Herzens liebte er das Kind, dessen unglückliche Mutter — verlassen von ihrem Gatten — ein trauriges Ende im einsamen Walde fand, und von dessen unbekanntem Vater noch keine Spur entdeckt war, von dem man gar nichts wußte.

5. Kapitel.

Freiherr von Hochstein mit seiner Gemahlin ertrugen schwer aber mit Ergebenheit die lange Abwesenheit ihres Sohnes und führten auf ihrem alten Familienschloße mit der einzig ihnen geliebten Tochter Helene ein verhältnismäßig ruhiges Leben. Helene war die Lieblingschwester des Bruders, der ihr vor seiner Abreise scherzend das Versprechen abgenommen hatte, sich nicht ohne seine Zustimmung zu verloben, oder gar vor seiner Rückkehr zu heiraten.

„Ich werde nie heiraten,“ hatte Helene errötend erwidert, „Mama hat hoffentlich jeden weiteren Plan aufgegeben und denkt gewiß nicht mehr daran, wie früher, einen Gatten für ihre Tochter auszusuchen.“

Jedoch Freiin von Hochstein schmiedete nach wie vor neue Pläne. Schon vor sechs Jahren hatte sie die ihr so peinliche Entdeckung gemacht, daß ihre Tochter warme Gefühle für einen jungen, allgemein beliebten intelligenten Arzt, Dr. Eckart hegte. — Sie konnte gegen die Persönlichkeit des Arztes nichts einwenden, aber — er war vermögenslos und nur auf seine Praxis angewiesen. Die Mutter veranlaßte nach dieser Entdeckung ihre Tochter zu einem mehrmonatigen Aufenthalt bei einer verheirateten Schwester und gab während der Abwesenheit dem jungen Manne deutlich zu verstehen, daß er als Schwiegerjohn nicht willkommen sei; auch ließ sie durchblicken, daß eine baldige Verlobung mit einem der so vielen adeligen Verehrer nicht ausgeschlossen sei.

Dr. Eckart verließ schon nach wenigen Tagen seine Heimat und reiste nach Asien, um in China, wo eine heftige Cholera-Epidemie ausgebrochen war, die Not der armen Leidenden zu lindern. Als dieses Hindernis beseitigt war, durfte Helene zurückkehren.

Sechs Jahre waren seit jenem Ereignis verflossen, und die Mutter erkannte vielleicht jetzt erst das Verfehlte ihrer Handlungsweise.

Helene hatte sich sehr verändert, ihre Wangen waren gebleicht, die Augen lagen matt und glanzlos in ihren tiefen Höhlen. Ob sie im innersten Herzen immer noch eine stille

Neigung zu dem Arzte bewahrte, konnte die Mutter nicht ergründen, denn sein Name war nicht wieder über Helenens Lippen gekommen. Sie vernachlässigte weder ihre geselligen noch ihre häuslichen Pflichten; sie machte und empfing Besuche, arrangierte Landpartien, ganz wie die Mutter es wünschte, aber dennoch schien das Leben jeden Reiz für sie verloren zu haben. Selbst die Annäherungen der vielen Gutsnachbarn wies sie kalt zurück und gab deutliche Winke, daß sie keine Lust verspürte, ihre jetzige Lebensweise zu verändern.

Bald nachdem Kurt seine Reise nach Amerika angetreten hatte, war die Mutter schnell entschlossen, die Zukunft ihrer Tochter in die Hände eines guten Gatten zu legen.

„Ich bin fast verzweifelt, Helene,“ begann sie vorwurfsvoll, als an einem herrlichen Herbsttage die Tochter sich standhaft weigerte, an einer größeren Landpartie teilzunehmen. „Was denkst du denn, daß später aus dir werden soll, wenn du dich so häufig wie eine Schnecke in dein Haus zurückziehst?“

„Nichts von Bedeutung, Mama,“ versetzte Helene gelassen, „vermutlich werde ich alt und grau werden, wie meine Mitmenschen.“

„Mißverstehe mich nicht, Kind; du weißt recht gut, was ich meine,“ herrschte die Mutter im strengen Tone die Tochter an. „Dein Vater ist alt, — siebzig Jahre — und seine Tage sind voraussichtlich gezählt. Wie würde es dir gefallen, wenn du später in der Welt ohne Stütze allein ständest? Ich bin auch hinfällig und kann auch nicht mehr bei dir bleiben.“

„Sprich nicht davon, Mama, — ich mag nicht daran denken, wie es werden wird, wenn Papa von unserer Seite gerissen werden sollte; aber dann würde ich bei Kurt bleiben.“

„Wenn du nur einwilligtest und die Gräfin Erlau würdest, so würden dein Vater und ich keine Sorge um dich haben.“ Helene wandte sich dem Fenster zu und schaute hinaus.

„Das wird niemals geschehen,“ entschied sie, „der Graf ist ein Ehrenmann, und ich achte ihn hoch, aber er würde mich nie heiraten.“

Die Mutter triumphierte.

„Im Gegenteil, mein Kind; er war gestern abend hier und sprach mit deinem Vater. Jetzt hat er die Erlaubnis, sich mit seinem Anliegen direkt an dich zu wenden.“

Helene erbehte.

„Das bedauere ich sehr, Mutter,“ hauchte sie tonlos.

„Sei doch nicht töricht, mein Kind. Du hast so oft im Leben dein Glück verlernt, werde doch endlich vernünftig! Welchen erdenklichen Grund könntest du angeben, seine Werbung abzulehnen? Es schien mir immer, daß du in deiner Gesellschaft viel frischer und heiterer siehest, als gewöhnlich.“

„Ja,“ gestand errötend das Mädchen, „er ist ein angenehmer Gesellschafter, und ich achte ihn hoch; — aber noch mehr fühle ich tiefes, inniges Mitleid mit ihm!“

„Mitleid?“ wiederholte ungläubig die Freifrau, „er ist einer der reichsten Grafen der Umgegend; sein Name ist berühmt; du müchtest dich glücklich preisen, wenn er dich zur Gattin erheben würde.“

„Nichtsdestoweniger hat er das traurigste Gesicht, das ich je auf der Welt gesehen habe,“ versetzte Helene, „und er steht ganz allein in der Welt und hat gar keine Verwandte.“

„Das ist in meinen Augen nur ein Vortheil für seine zukünftige Gattin,“ wandte die Mutter ein. „Verwandte sind gar oft in dem Leben junger Eheleute lästig.“

„Ich kann dir nur wiederholen, was ich schon oft sagte, ich achte den Grafen Erlau hoch, aber — heiraten kann ich ihn nicht,“ erwiderte Helene entschieden. Dann stand sie auf, näherte sich der Thür, doch die Mutter rief sie zurück.

„Bleibe hier, — setze dich,“ gebot sie streng. „Ich habe bis jetzt deine Launen lange genug ertragen und verlange Antwort auf meine Frage. Warum verweigerst du die Hand des Grafen Erlau?“

„Ich kann ihn nicht heiraten!“

„Das ist durchaus kein Grund? Kannst du leugnen, daß du noch eine Zuneigung zu diesem jämmerlichen, Dr. Eckart verspürst?“

Eine jähe Röthe bedeckte momentan die bleichen Wangen Helenens.

„Dr. Eckart ist nicht jämmerlich,“ versetzte sie würdevoll, „und wenn ich noch eine Zuneigung zu ihm fühle, so habe ich diese Gefühle weder merken lassen, noch je meine Pflichten dadurch vernachlässigt. Er ist ein hochberzogener Mann, der sich freudig zur Viderung des Glucks seiner Mitmenschen

aufopfert, und der Gedanke an seine guten Erfolge macht mich stolz und glücklich. Wenn du meinst, daß ich um seiner willen die Hand des Grafen verweigere, so kann ich dir nur sagen, daß ich niemals einen Gatten wählen werde, den ich nicht eben so hochachten kann als wie den Dr. Eckart.“

„Hast du denn etwa diesem armen Manne dein Wort gegeben?“ fragte die Freifrau sichtlich erschreckt.

„Dr. Eckart hat nie mit mir ein Wort von Liebe gewechselt. — Warum es nicht geschah, weißt du gewiß besser wie ich, Mutter. Ich habe in der ganzen Zeit nichts von ihm gehört, — er mag jetzt schon Weib und Kinder haben, ich kann's nicht wissen; aber das hat mit meinem Entschluß — nie zu heiraten — nichts zu tun.“

Die Freifrau biß sich auf die Lippen. Der Arzt in der Gegend war ein alter Mann, und alle Gutsnachbarn hatten sich vereinigt, den tatkräftigen, allgemein beliebten Dr. Eckart aus seinem segensreichen Wirken in China zurückzurufen und ihn eine glänzende Existenz zu sichern. Hätte sich vor sechs Jahren nicht so nutzlos das falsche Gerücht verbreitet, so wäre Helenens Zukunft längst sicher gestellt, und sie hätte die Tochter in der Nähe behalten. — Vielleicht erriet die Tochter die Gedanken in der Seele der Mutter, denn sie trat dicht zu ihr heran und sagte begütigend:

„Gib doch jeden Versuch auf, mich unter die Haube zu bringen, Mama, dann werde ich wieder glücklich werden. Ich will lieber als alte Jungfer sterben, als den Gedanken ertragen, daß du für mich einen Gatten erwählen willst.“

„Ich will's in Zukunft aufgeben,“ versicherte die Mutter, „aber Graf Erlau wird zu dir kommen, du mußt ihm Gehör schenken. Dein Vater hat ihm die Erlaubnis gegeben, dich um deine Hand zu bitten.“

„Mache dir keine Sorge, Mama, der Graf wird mich verstehen und meine Gefühle würdigen. Ich verstehe mich gut auf Menschenkenntnis und nehme gewiß mit Recht an, daß der Graf schon einmal im Leben geliebt hat, — vielleicht als ich noch ein kleines Kind war.“

„Wahrlich, Helene, du sprichst, als ob der Graf Methuilems' Alter erreicht habe!“

„Er muß ein Fünfziger sein,“ versetzte Helene gelassen, „obgleich er wie ein Siebzigjähriger Greis aussieht. Ungeachtet seines großen Reichthums scheint er doch kein glückliches Leben geführt zu haben.“

Helene saß allein im Salon; ihre Finger hielten ein aufgeschlagenes Buch, doch ihr Blick schweifte träumend über die Seiten hinweg, und erschreckt blickte sie auf, als plötzlich Graf Erlau vor ihr stand.

Sie wußte, was er wollte, und mußte ihren ganzen, nur geringen Mut zusammenfassen, um standhaft zu bleiben.

Graf Erlau war eine stattliche, stolze Erscheinung, und sein früh gebleichtes Haar, der schmerzliche Ausdruck in seinen schönen, aristokratischen Zügen erhöhten nur noch das Interesse für ihn in der gesellschaftlichen Welt.

Er hatte ein romantisches Leben zurückgelegt, war in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen und durch den Tod mehrerer Verwandten zu seinem jetzigen Wohlstande gelangt.



Geheimrat Professor Dr. Richard Schroeder, der berühmte Rechtslehrer in Heidelberg und Schöpfer der deutschen Rechtsgeschichte, feierte seinen 70. Geburtstag.

Jedoch trotz seines Vermögens, trotz der fürstlichen Befugung wollte der traurige Ausdruck, der von tiefsten Seelenleiden sprach, gar nicht aus seinem Antlitz schwinden.

„Ihr Vater sagte mir, daß ich Sie hier finden würde, mein Fräulein,“ begann er mit seiner klangvollen, musikalischen Stimme, „und ich bitte nur, daß sie gütig meine Bitte beurteilen. — Ich stehe allein in der Welt. Zwar ist von mir nichts weiter übrig geblieben, als ein Schiffbruch meines früheren Selbst und dieses einzige, die Trümmer meiner früheren Gesundheit und Kraft, alles, was ich Ihnen anbieten kann. Aber ich vertraue Ihnen, ich schätze Sie hoch, und wenn Sie einwilligen, meine Gattin zu werden, so will ich, so viel in meinen schwachen Kräften steht, tun, um Sie glücklich zu machen.“

„Also kurz gesagt, Sie bieten mir alles an, nur — keine Liebe,“ versetzte Helene bebend.

Graf Erlau erblickte, er blickte mit unendlicher Wehmut auf das junge Mädchen.

„Ich will ganz offen reden,“ flüsterte er kaum hörbar, „ich glaube zu ahnen, daß — so jung Sie auch sind — Sie doch bereits erfahren hätten, was es heißt: geliebt — gelitten und verloren zu haben! Ich dachte, Fräulein Helene, daß, da wir beide das schwärmerische Gefühl, was Menschen Liebe nennen, überwunden haben, wir ein gemeinschaftliches, ruhiges Leben auf gegenseitige Hochachtung gegründet, beginnen könnten. Die Zeit würde diese Gefühle stärken und noch in Liebe verwandeln.“

Helene schüttelte ihr Haupt.

„Ich achte Sie sehr hoch, Graf Erlau,“ gestand sie aufrichtig, „und ich fühle mich erhoben und freudig beglückt, wenn Sie Gelegenheit nahmen, mich in Gesellschaft auszuzeichnen, und ich gerade wie zu einem Freunde emporschauen durfte; aber — heiraten kann ich Sie nicht. Ich glaube noch fest an Liebe, und wenn ich ihn nicht heiraten kann, nach dem jede Faser meines Herzens sich sehnt, so werde ich als alte Jungfrau einst sterben müssen.“

Der Graf trat erschrocken zurück.

„Ihre Mutter sagte mir, Ihr Herz sei ja noch frei,“ stammelte er verwirrt.

„Ich bin noch vollkommen frei, aber dennoch —“

„Ich verstehe,“ unterbrach er sie schnell. „Das Gerücht ist auch vor etwa sechs Jahren zu meinen Ohren gedrungen; aber ich schenkte ihm keinen Glauben. Ich hörte, der Held dieser Vermutung sei nach China ausgewandert.“

„Ja — um vielleicht nie wiederzukehren. Aber sollte er die Heimat wieder auffuchen, und sei es auch nach zwanzig Jahren, und ich lebe dann noch, soll er mich seiner wartend finden.“

„Ist das Ihr Begriff von Liebe?“

„Ja, Graf Erlau. — Wir beide führen ein einsames Leben, Sie sowohl wie ich, Sie haben keine nahen Verwandte, und ich stehe auch allein, selbst im Elternhause. Könnten wir unter diesen Verhältnissen nicht Freundschaft schließen?“

Der Graf erfaßte die kleine zitternde Hand und führte sie tiefbewegt an seine Lippen.

„Treue Freundschaft,“ versicherte er feierlich, „treu und fest bis an meines Lebens Ende. Verzeihen Sie mir, daß

ich mehr verlangte, und gewähren Sie mir die Erfüllung einer Bitte.“

„Von Herzen gern, wenn es in meinen Kräften steht.“

„Sie sind sehr einfach. Wären Sie eine verheiratete Frau, so würde Ihr Gatte die Erfüllung Ihnen gern gewähren. Darf ich Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen, das dunkle Geheimnis enthüllen, weshalb ich, ein Fünfzigjähriger, so allein in der Welt stehe?“

„Später, Herr Graf, später erzählen Sie mir Ihre Geschichte — nicht heute!“ (Fortsetzung folgt.)

Weisse Lilien.

Frei nach dem Englischen von Gräfin L. K. S.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Denke doch nur, wenn er plötzlich ganz unerwartet käme,“ sagte Tante Thaly, als sie in fieberhafter Aufregung Laura's langes Haar bürtete.

„Denke doch nur, wenn der Mond herunter fiel?“ erwiderte Laura ruhig.

„Er könnte aber doch heute abend auf eine Stunde zurückkommen, um nachzusehen, ob ich euch alle gut eingeschlossen habe, wie er es befohlen hatte,“ bemerkte Tante

bemerkte Tante Thaly, bei dem Gedanken schaudernd.

„Es ist sehr unwahrscheinlich, rief Jessie vom anderen Ende des Schlafzimmers aus, wo sie eine Wolke von Mull und Seide ordnete. „Er legt zu viel Wert auf Dinkel Edwin's Geld und riskiert nicht, ihn zu beleidigen, indem er ihn krank in einem Londoner Hotel allein läßt. Ich bin nicht herzlos, aber es ist wirklich ein glücklicher Zufall, daß Dinkel Edwin gerade jetzt sein Bein brach. Wäre es eine Woche früher oder später gewesen, hätte es uns gar nichts genützt. Die Vorsehung hat es wirklich gut eingerichtet.“

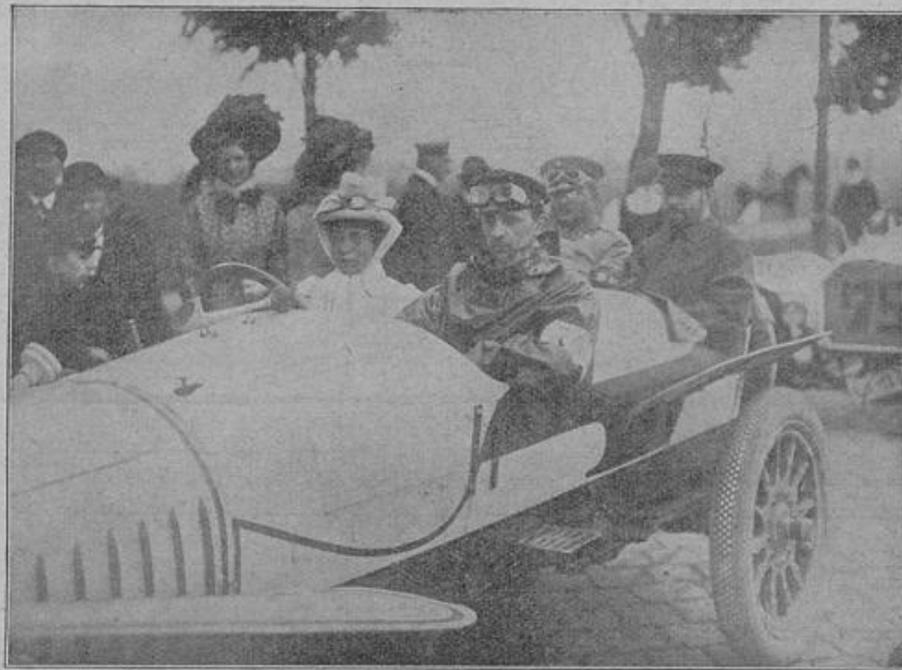
„Jedenfalls,“ bemerkte Laura, „muß die Gelegenheit benutzt werden und ich hoffe, mich heute abend auf dem Balle der Wilby's herrlich zu amüsieren.“

Ich blickte in Laura's hübsches, vor Freude gerötetes Gesicht. Glückliche Schwester! Ich weiß, an was sie dachte! — Sie wußte, daß ein gewisser Sir Philipp Fletcher da sein würde, ein junger Gutsherr aus der Gegend, der sie schon seit seiner frühesten Jugend bewunderte. Nun, möge sie mit ihrer Liebe mehr Glück haben, als ich mit der meinen! Ich seufzte und eine der Schwestern sagte:

„Kate ist heute abend sehr in Gedanken versunken!“

„Das bin ich absolut nicht,“ erwiderte ich. „Aber ich bitte euch, eilt euch ein wenig, wir kommen sonst alle zu spät!“

Ich zählte die Augenblicke, wo ich wieder in der Nähe dessen sein würde, den ich am vorigen Abend so niederträchtig behandelt hatte. Nur die eine Frage hatte mich den ganzen Tag beschäftigt: würde er mir verzeihen? Ich bereute alles so von Herzen und sehnte mich nach dem Augenblick, wo ich es ihm sagen und ihn um Verzeihung bitten konnte, aber vielleicht war es schon zu spät. Ich stand schon fertig an-



Vom Start der Prinz Heinrich-Tourenfahrt in Berlin.

Der von der Sportsdame Frau Alby Sternberg, Berlin, gesteuerte Protoswagen.

gekleidet in Weiß — hatte Fred nicht einmal gesagt, daß er mich so gern in Weiß sähe? — und wartete voller Ungeduld auf meine Schwestern.

Ich glaube, noch vor keinem der vielen verbrochenen Streiche, die in Branksome House ausgeführt sind, hatte eine solche Aufregung geherrscht wie an diesem Abend. Papa ist in Sicherheit in London und der Ball bei den Wilbys beginnt in einer Stunde! — Fast das ganze Hauspersonal ist in unserem Schlafzimmer versammelt, die Köchin brennt Jessies Bocken und das Hausmädchen hilft Jenny, während Pitcher, der Stalljunge im Nebenzimmer bei den Brüdern ist.

„Ich bin fertig!“ verkündete Laura triumphierend. Nun, Kate,“ fügte sie hinzu, in einer Wolke blauen Musselins gehüllt, auf mich zukommend, „ich finde, du siehst auch heute abend sehr hübsch aus, nicht wahr, Jenny?“

„Ich kann nicht sprechen,“ sagte Jenny tragisch und den Atem so anhaltend, daß ihr Gesicht ganz rot wurde. „Noch einmal ziehen, Thoebe — ganz egal, ob es mir wehe tut!“ „Großer Gott, Miß, es geht wirklich nicht mehr!“

wir alles! Wie fängst du es nur an, Kate? Der netteste Mann der ganzen Gegend!“

„So etwas Hübsches sah ich noch nie,“ bemerkte Laura, die weißen Linien umgeben von Mädchenhaar betrachtend. „Er ließ es sicher aus der Stadt kommen.“

„Es paßt zu deinem Kleid,“ sagte Jenny. „Du stellst uns heute abend alle in den Schatten.“

„Nein, sicher nicht,“ erwiderte ich, mein brennendes Gesicht auf die Blumen neigend. Oh, wie glücklich war ich jetzt! „Ich werde es nicht mit auf den Ball nehmen, dort bedirbt und vertrocknet es zu schnell. Wenn ich es in Wasser stelle, hält es sich sicher vierzehn Tage.“

„Nicht mitnehmen? Aber, Kate, das wird ihn beleidigen, er hofft es in deinen Händen zu sehen!“ erklärte Laura.

„Ich werde es ihm erklären, Er wird sich freuen, daß ich es so in Ehren halte — nicht wahr, Tante Thaly?“

„Wirklich Liebste, ich kann es nicht sagen,“ erwiderte die Tante hilflos. „Ich weiß nichts mehr davon — frage mich deshalb nicht.“

Ich stellte die Blumen in eine Kanne mit Wasser und



Vom Künstlertag der Allgemeinen Deutschen Künstlergenossenschaft auf der Kunstausstellung in München: Eine alte Münchener Bürgerwehr in ihren historischen Kostümen. Im Hintergrund das Wachgebäude der Bürgerwehr.

„Ist meine Taille schlank genug?“ fragte Jenny ängstlich. „Schlank, Miß? — Mein Gott, sie ist so dünn wie das Mittelstück des Eierlockers der Köchin!“

Ob Jenny dies zweifelhafte Kompliment sehr freute, war fraglich. In diesem Augenblick schellte es hastig an der Haustür und Thoebe, welche hingeeilt war, lehrte mit einem großen Bufett zurück.

„Für Miß Kate Tempest,“ sagte sie es mir reichend, „mit einem Gruß von Mr. Lorrimer.“

Wenn eine Bombe zwischen uns geplatzt wäre, so hätten meine Schwestern nicht erstaunter aussehen können.

„Nein, so etwas!“ rief die Tante stolz, ganz erschrocken auf einen Stuhl sinkend, „das ist entsetzlich! Was wird dein Vater sagen? Er wird mir alle Schuld geben!“

„Du kleines kotettes Ding!“ sagte Jenny. „Nun wissen

brüchte verstopfen einen Kuß darauf. Kaum konnte ich erwarten, bis meine Schwestern ihre Toilette beendet hatten. Endlich waren sie alle fertig!

Da wir ganz sicher, und wenn wir neunzig Jahre alt werden, nicht wieder auf einen Ball gehen dürfen, hatten wir uns für diese eine Gelegenheit den einzigen geschlossenen Wagen des Dorfes gemietet und jeder von uns zahlte neunzig Pfennige dafür. Wie wir alle sieben in dem Wagen Platz finden sollten, schien ein unlösliches Problem. Nach längerem Streiten glückte es endlich, aber die Jungen zwängten sich auf den Bock, nachdem Jack dem Kutscher noch ein Extratrümpfgeld versprochen hatte.

Gerade als wir fortfahren wollten, stürzte Thoebe noch eilig aus dem Haus und klopfte an das Wagenfenster, welches wir gerade mit vieler Mühe geschlossen hatten.

„Bitte, Miß Statie,“ rief sie, „ich muß Ihnen noch etwas sagen!“

Aber ich war viel zu ungeduldig, um zuzuhören. „Ach laß mich — jetzt nicht, Phoebel! Wir kommen sonst zu spät!“ — und dann führen wir fort gen Wilby Hall, bei jedem Stoß fürchtend, mit dem rappeligen Wagen zusammen zu brechen.

Die Salons waren schon voller Gäste und ich konnte in der Menge meinen Geliebten nicht entdecken. Oh, wo war er nur? Weshalb kam er nicht? Plötzlich flüsterte mir Laura zu:

„Ich hatte geglaubt, in den Blicken Liebender liege ein gewisser Magnetismus, Statie! Mr. Vorrimer starrt dich schon seit fünf Minuten unverwandt an.“

Ich sah auf, Fred stand am andern Ende des Saales, unsere Blicke trafen sich. Aber mein Herz drohte still zu stehen, denn sein Gesicht war ernst und verriet durch keinen Zug Liebe oder Freude mich zu sehen. Einige Augenblicke ruhten seine Augen mit einem Ausdruck des Staunens und des Schmerzes auf mir, dann wandte er sich schnell um und verließ das Zimmer. Er kehrte nicht wieder.

Die Musik spielte gerade einen schwermütigen Walzer: „Leb wohl,“ und hundert Stimmen schienen in und um mich herum die schrecklichen Worte zu wiederholen:

„Leb wohl für immer!
Leb wohl, leb wohl!“

Ich kehrte ganz gebrochen nach Hause zurück. Freds letztes Geschenk, der duftende weiße Blumenstrauß, war alles, was mir blieb, und als er vertrocknet war, nahm ich ihn mit starren, tränenlosen Augen, wickelte ihn in ein Taschentuch, welches Fred mal in unserem Hause liegen gelassen hatte und legte alles in die Schublade meiner Kommode. Mit einem letzten, langen Blick, wie man ihn vielleicht auf einen Sarg wirft, der das Liebste, was man hat, birgt, verließ ich dies Grab meiner Hoffnung und meines Glückes.

Dann wurde alles dunkel um mich herum. Ich entsinne mich nichts mehr.

* * *

Dreizehn lange Jahre waren verflossen und während der ganzen Zeit lagen die vertrockneten Blumen in der Schublade.

Was für ein herrlicher Tag im Juli war es! Die alte Welt erschien wirklich so schön und jung wie vor dreizehn Jahren. Ich sah im Garten meines lieben alten Heims in Stowe Quiberley, aber nicht mehr als die wilde Kate Tempest von damals. Ich war in den dreizehn Jahren Gattin, Mutter und Witwe geworden.

Mein gebrochenes Herz hatte sich nie erholt, selbst nicht durch die zarte Sorge und Liebe des guten, edlen Mannes, dem ich nach vier langen, traurigen Jahren, in denen ich nichts von Fred gehört hatte, meine Hand reichte. Ich heiratete Archibald Creators nicht, weil ich den andern nicht mehr liebte, sondern weil mein Leben so einsam und freudlos war, mein Herz sehnte sich nach Liebe, und ich wußte, daß es in meiner Macht lag, den besten Menschen, den diese Erde trug, durch mein Jawort glücklich zu machen. Er wußte, daß ich ihm nicht mein ganzes Herz schenken konnte, denn ich hatte ihm meine Geschichte erzählt, aber dennoch liebte er mich und schätzte sich glücklich, mich sein Weib nennen zu dürfen und später die Mutter seiner Kinder. Meine Schwestern waren alle gut verheiratet, Laura machte den Anfang als Lady Fletchen und meine Brüder hatten auch ihr gutes Fortkommen in der Welt.

Fünf ruhige Jahre flossen dahin, da verlor ich meinen Gatten — durch ein Unglück im Jagdsfeld wurde er mir genommen, als meine Zwillingssöhne kaum die Worte „Vater“ und „Mutter“ lallen konnten. Wenn ich meinen Gatten auch nicht geliebt hatte, so trauerte ich ihm doch aufrichtig nach als dem besten und treuesten Freund, den ich je gehabt. Ohne die Kinder wäre mein Leben kaum zu ertragen gewesen, aber sie bewahrten mich vor der Verzweiflung. Meine ganze Liebe und Sorge wandte ich Ihnen zu und das erleichterte mein kummervolles Herz. Kurze Zeit nach dem Tode meines Mannes starb auch mein Vater und vermachte mir das liebe alte Haus, in welchem wir alle geboren und groß geworden waren, welches ich aber noch aus anderen Gründen mehr liebte, als irgend einen anderen Fleck der Welt. Ich beschloß, mein Leben dort zuzubringen und schlug der lieben, einsamen Tante Thaly vor, zu mir dorthin zu ziehen.

So hatte Branksome House nach langen Jahren nochmals von lustigen Kinderstimmen wieder, kleine Füßchen trippelten auf den eichenen Fußböden und Tante Thaly wurde wieder „Tantchen“ genannt von zwei kleinen, ausgelassenen Men-

schkindern, von denen sie erklärte, daß sie „durch und durch Tempest's wären! — Mehrere Jahre vergingen so in Frieden und Ruhe und mein Gleichgewicht war zurückgekehrt.

„Ja, Laura, heute werde ich dreißig Jahre alt.“

„Weshalb sagst du es so traurig, Statie? Komm, Liebste, sei vergnügt — ich glaube, daß ich meine hübsche Schwester doch noch glücklich sehen werde! Komm mit mir, ich habe dir eine Neuigkeit mitzuteilen.“

Laura, eine stattliche und noch schöne Frau, führte mich an einen abgelegenen Platz in den Garten. Umherblickend, ob auch niemand in der Nähe sei, nahm sie meine Hände und flüsterte mir vier Worte zu, die mich erbleichen ließen.

Ich wiederholte sie wie im Traum:

„Fred Vorrimer ist hier?“

„Ja, Statie, er ist gestern von Indien zurückgekommen. Philipp traf ihn in der Stadt und jetzt ist er bei uns in Rootwood Court. Gerade, als ich um elf Uhr zu Bett gehen wollte, kamen sie überraschend an, und ich glaubte, einen Gast zu sehen, als ein großer schlanker Mann auf mich zukam, meine Hände ergriff und sagte: „Bei Gott, Laura, kennen Sie mich nicht mehr?“ Kühl nicht wahr?“

„Oh, wie ähnlich sieht es ihm!“ rief ich unter Tränen lächelnd. „Ist er sehr verändert, Laura?“ „Sehr wenig — natürlich etwas älter geworden und stark von der Sonne verbrannt, aber noch gerade so hübsch und unterhaltend wie früher.“

Meine nächste Frage kostete mir einige Anstrengung.

„Hat er von mir gesprochen?“

„Kein Wort. Philipp sagte, Mr. Vorrimer vermiede es sichtlich, deinen Namen zu nennen. Ich habe lange nachgedacht und da ist mir folgende gute Idee gekommen“ ich bringe ihn hierher zu dir, sage ihm, du seiest Jenny und du selbst in Indien. Er wird es nicht merken, denn du und Jenny saßt euch immer zum Verwechseln ähnlich. Was sagst du dazu, Statie? Du kannst ihn dann ohne jede Verlegenheit sehen. Das gibt eine sehr lustige Verwechslung.“

„Ja, lustig für euch, aber schmerzvoll für mich! Nein, nein — ich kann es nicht! Er handelte während all der Jahre so grausam an mir — ohne ein Wort der Erklärung ließ er mein Herz brechen. Nein, ich kann ihn nicht sehen!“

„Ich verstehe wirklich nicht, weshalb du es nicht kannst,“ erwiderte meine Schwester. „Es ist sehr schade. Aber wenn du es durchaus nicht willst — dann nicht. Laß uns von etwas anderem sprechen.“

Laura blieb noch eine Stunde bei mir, aber sie führte die Unterhaltung, ich könnte kein Wort derselben wiederholen, denn nur ein Gedanke beschäftigte mich — Fred, der Geliebte meiner Jugendjahre, ist wieder da!

Bei dem Gedanken an ihm, an sein liebes Gesicht, an unsere wenigen glücklichen Stunden der Liebe, fühlte ich, wie mein Entschluß wankend wurde. Oh Himmel, in meinem Herzen wühlte wieder der alte, alte Schmerz, und er hörte auch nicht auf, bis ich ihn gesehen habe.

Laura stellte einige gleichgültige Fragen, ich versuchte sie zu beantworten, aber meine Stimme versagte. Ich brach in Tränen aus und Laura schlang ihre Arme um mich.

„Mein armer, kleiner Liebling,“ sagte sie, „hätte ich es dir doch nicht erzählt!“

„Laura,“ schluchzte ich, „ich muß ihn sehen! Bring' ihn heute nachmittag hierhin — aber sage ihm nicht, daß ich es bin! Das ist die Bedingung.“ und Laura fuhr nach Rootwood Court zurück, um Fred Vorrimer zu holen.

(Schluß folgt.)



Für die Kinderwelt.



Sprüche.

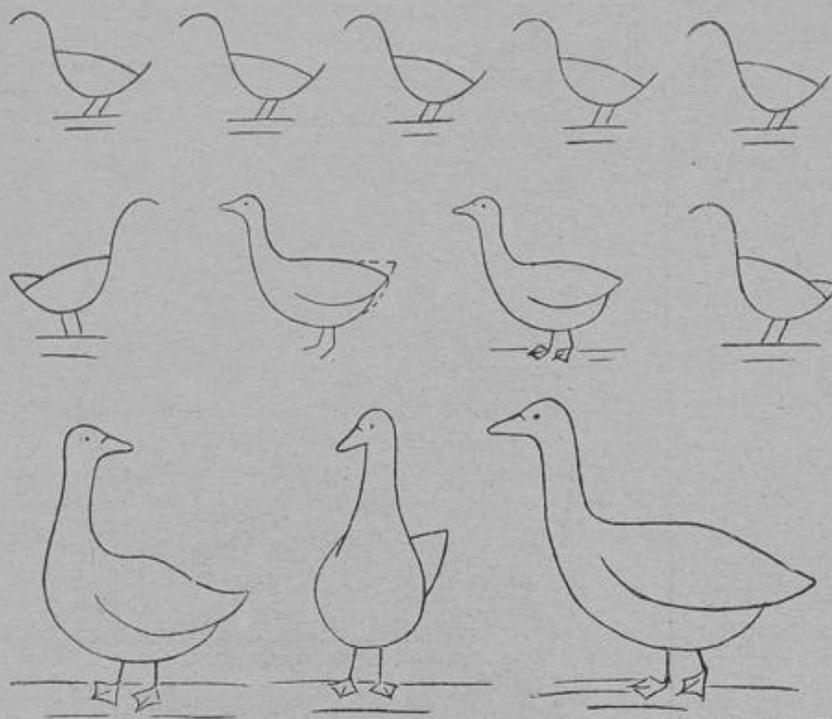
Du stehst im Lenz, doch schon im Lenze mußt du sinnen,
Wie einst das Hächte lasse sich gewinnen.

*

Kind, teil' in Arbeit deine Stunden
Und nütze weise jeden Augenblick —
Was mächtig du an Zeit verlore,
Bringt keine Macht dir je zurück.

*

Du hast zwei Augen und einen Mund;
Mach dir's zu eigen!
Gar manches sollst du sehen und
Manches verschweigen.

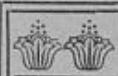


— Wie eine Gans entsteht, das könnt ihr, liebe Kinder, hier sehen und nachmachen. Ist eure Geschicklichkeit im Zeichnen noch nicht groß, so nehmt ihr euch natürlich zunächst nur die einfachen vor, dann kommen so nach und nach auch die weniger leichten dran, und zwar übt ihr stets solange, bis ihr die Formen ganz ohne weiteres aus dem Gedächtnis niederzeichnen könnt. Die Arbeit wird euch sicherlich große Freude machen, und hoffentlich gelingt es euch, in der Kunst des Auswendiglernens der Vorbilder recht weit zu kommen.

*

Hansl und der Raubvogel.

Des Försters Söhnchen Maxl hat einen zahmen Staren. Das ist ein gar drolliger Kauz. Und wie er reden kann! „Guten Morgen, Guter Gnaden!“ „Wie ist's Befinden?“ „Spizhub! Raht den Spizhub!“ „Ist kein Gendarm da?“ — Solche Reden kann Hansl gar prächtig plappern. Einmal sitzt Hansl am Brunnenrog und schaut zu, wie sich die Hennen mit den Späzen um etliche Brocken streiten. So merkt er's nicht, wie der Raubvogel pfeilschnell auf ihn niederhaut. Ehe er sich's versieht, ist er am Halse gepackt, und dahin geht's, hinauf ins Blaue. Da schreit der Star in feiner Not: „Ist kein Gendarm da?“ und wehrt sich und sträubt sich. Doch der böse Raubvogel hält ihn fest zwischen den scharfen Krallen. Der Förster aber hat das Stärlein schreien hören. Er reißt die Büchse von der Wand. Jetzt heißt es haarscharf zielen. Puff! Mitten durch's Herz ist die Kugel gegangen. Den Raubvogel hat's umgedreht; dann ist er tot niedergefallen. Der Hansl hat sich geschwind losgemacht, ist auf den Brunnen geflogen und hat in der größten Wut geschrien: „Ist kein Gendarm da?“ Dann ist er ins Haus gelaufen und hat sich auf die Ofenstange gesetzt. „Wie ist's Befinden, Guter Gnaden?“ sagt der Förster und lacht. „Danke, schlecht!“ sagt Hansl und dreht sich um. Den Raubvogel haben sie ausgestopft und auf ein Hirschgeweih gesetzt. Hundertmal im Tage stellt sich Hansl davor, schlägt mit den Flügeln und schimpft zornig: „Spizhub! Raht den Spizhub!“



Nützliches fürs Haus.



— Ruten mit Mayonnaise. Die Ruten werden gekocht oder gebraten, dann zerschneidet man sie, läßt sie 2-3 Stunden in Del, Essig, Salz und Pfeffer liegen, legt sie in eine Ragoutschüssel, gibt Mayonnaise darüber und verziert die Speise mit Eiern, Salat, Oliven, Sardellen und Kapern.

— Tranchieren des Geflügels. Nötig zum Tranchieren ist vorerst ein gut geschliffenes Tranchiermesser, ein ebenso

scharfes Tischmesser zu kleineren Stücken, eine feste zweizinkige Gabel, und einige Geschicklichkeit in der Hand. Beim Tranchieren eines Kapauern verfähre man folgend: Denselben lege man vor sich hin auf die Platte, daß der Hals zur Linken steht. Alle Tiere dieser Gattung müssen auf die Platte so gelegt werden, daß die Brust oben zu liegen kommt. Die Gabel kommt zwischen die Achselbeine und Brustknochen; zuerst schneide man den Hals vom Rumpfe, den Flügel und Schenkel der rechten, sodann den Flügel und Schenkel der linken Seite; durch einen halbrunden Schnitt wird das Brustbein aus den Achseln gelöst; nun macht man einen Längsschnitt zur rechten und einen Längsschnitt zur linken Seite, um den großen Brustknochen von den Rippen zu befreien; durch einen Querschnitt trennt man das Hinterbein, und vermittels eines Längsschnittes schneidet man dieses in zwei Teile. Ebenso tranchiert man das Rebhuhn, die gejottene Henne, Wachteln, Krammetsvögel, Lerchen werden ganz herumgegeben oder mitten durcheinander geschnitten. Tauben, Schnepfen, junge Hähne teilt man durch einen Längsschnitt in zwei, und noch durch einen Querschnitt in vier Teile. Auf die vorgelegten Stücke muß stets etwas Sauce geträufelt werden; auch darf die Haut durchaus nicht zerlegt werden, sondern muß einem

jeden Stückchen eigen sein und nach oben beim Servieren liegen.

— **Al in Gallerte.** Sauber in Stücke geschnittener Al, etwa zwei Kilo, wird in der Bouillon von drei Kalbsjühen mit Essig, Dragon, Thymian, Lorbeer, Pfeffer, Schnittlauch gar gekocht. Alsdann den Al in eine beliebige Steinform füllen, die Brühe indes durch ein feines Sieb geben. Hat letztere sich gesetzt, gießt man sie über die Ale, den Saß zurücklassend. Soll die Form gestürzt werden, so zieht man dieselbe schnell durch heißes Wasser. Zur Verzierung dienen Zitronen und harte Eierscheiben. Statt Bouillon ist auch 200 Gramm weiße Gelatine zu nehmen.

— **Fledwasser für alte Stoffe.** durch dessen Anwendung selbst zarteste Farben nicht verändert werden, bereitet man auf folgende Weise: 26 Gramm gereinigtes Terpentinöl, 157 Gramm höchst fein rektifizierter Weingeist und ebensoviel Schwefeläther werden mit 15 Tropfen Zitronenöl gut zusammengeschüttelt und dann in einer verschlossenen Flasche aufbewahrt. Bei Anwendung des Fledwassers befeuchtet man die Flecke damit, ebenso auch ein Löschpapier und reibt mit letzterem diese aus.

Kreuzstern

MAGGI'S Würze

ist und bleibt!
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen ausdrücklich **MAGGI'S Würze.**

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit welchem rosigen Teint, zarter samtweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebraucht man die echte

Stechenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. überall zu haben



Unsere Bilder.



— **Monarchenzusammenkunft in Reval.** Der kürzlichen Zusammenkunft der Regenten von England und Rußland mit ihren maßgebenden Ministern in Reval (siehe Bild Seite 217) hat die ganze politische Welt große Bedeutung beigegeben. Wenn auch die in den Zeitungen veröffentlichten offiziellen Trinksprüche recht harmlos sind, so lassen sie doch schon erkennen, daß eine Einigung über die zurzeit aktuellsten Fragen der inneren Politik, die Balkan- und Marokkoaffäre, erzielt wurde. An beiden Fragen sind Deutschland und Oesterreich stark interessiert und wenn auch gerade keine Gefahr für den Weltfrieden besteht, so dürfte man doch gut tun, sich auf alle Eventualitäten vorzubereiten.

— **Professor Dr. Richard Schröder.** Am 19. Juni feierte der berühmte Professor der Universität Heidelberg für Deutsch und Handelsrecht, Dr. jur. et phil., Geh. Rat Richard Schröder, seinen 70. Geburtstag. (S. Bild S. 219.) Er ist am 19. Juni 1838 zu Treptow a. d. Toll geboren und war Schüler von Fritz Reuter. 1863 habilitierte er sich in Bonn, 66 wurde er außerordentlicher, 70 ordentlicher Professor dajelbst; 73 kam er nach Würzburg, 82 nach Straßburg, 85 nach Göttingen und 88 nach Heidelberg, wo er seit nunmehr 20 Jahren tätig ist. Professor Schröder besitzt den Dr. honoris causa der philosophischen Fakultät Göttingen und hat eine stattliche Reihe juristischer Abhandlungen geschrieben, die seinem Namen große Bedeutung gegeben haben.

— **Prinz Heinrich-Tourenfahrt.** Die in Tagesetappen zurückgelegte Prinz Heinrichsfahrt stellte sich als eine Prüfung auf die Leistungsfähigkeit im Dauerfahren dar. Unter den 130 Automobilen, die am Wettlamps teilnehmen, waren auch 3 von Damen geleitete. Unser Bild (siehe Seite 220) zeigt die bekannte Sportsdame Frau Willy Sternberg (Berlin), die einen Protoswagen steuerte. Die ganze Tour war 2218 Kilometer lang, von Berlin (Tempelhofer Feld) über Stettin, Kiel, Hamburg, Hannover, Köln, Trier nach Frankfurt a. M. und wurde in 9 Tagen gefahren.

— **Künstlertag auf der Kunstausstellung in München.** Auf der diesjährigen Kunstausstellung in München gab die Allgemeine deutsche Künstlerchaft ein großes Künstlerfest. Dabei kamen interessante geschichtliche Episoden nach Gemälden berühmter Maler zur Darstellung. Unser Bild (siehe Seite 221) bringt die Darstellung der alten Münchener Bürgerwehr in ihren historischen Kostümen. Auch der greise Prinzregent Luitpold befand sich unter den Teilnehmern des Festes.



Zur Unterhaltung.



— **Kang-Streitigkeit.** Vor Gericht stehen zwei Angeklagte, welche geständig sind, gleichzeitig in demselben Hause zwei Einbrüche verübt zu haben, und zwar der eine bei einem Geheimrat, der andere bei einem General. Ueber einen Punkt, der nicht ganz aufgeklärt ist, werden die Frauen der beiden Delinquenten vernommen. Präsident: „Wer von Ihnen weiß was Genaueres darüber?“ — Erste Frau: „Bitte, die Frau General-Einbrecherin.“ — Zweite Frau: „Nein, bitte nach Ihnen, Frau Geheimrats-Einbrecherin!“

— **Das Kleinere Uebel.** Klient: „Eben habe ich Ihre Rechnung bekommen, Herr Anwalt. Sie wissen doch, weil Sie mich neulich wegen Körperverletzung frei bekommen haben.“

— **Rechtsanwalt:** „Ja, ich weiß, wollen Sie noch etwas darüber von mir wissen?“ — Klient: „Ja, ich möchte nur fragen, ob ich mich nicht anders bestimmen und lieber ins Gefängnis gehen kann?“

— **Anspruchsvoll.** Leutnant: (in einem Lokal, nahe der Bahn, Zeitung lesend): „Hören Sie mal, Kellner, nehmen Sie die Eisenbahn da weg, die stört mich!“

— **Einschränkung.** „Was, ich soll Ihnen hundert Mark borgen? Sie halten mich wohl für sehr dumm?“ — „Nein, aber ich kann mich täuschen!“

— **Wohlverdiente Ruhe.** Die kleine Ella hat Schelte bekommen und weint in einer Ecke des Zimmers. Als nach Verlauf einer Stunde das Kind endlich aufhört, Tränen zu vergießen, wird es von der Mama gefragt: „Bist du jetzt auch wirklich mit dem Weinen fertig?“ — Ella (wütend): „Nein, ich bin nicht fertig — ich ruhe mich nur aus!“



Rätsellecke.



Bezierbild.



Wo ist die Müllerin?

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	4	9	8	Staat der Vereinigten Staaten.
2	7	4	6	8							griechischer Sänger.
3	4	2	8	9							Schlingpflanze.
4	7	9	8	9							weiblicher Vorname.
5	9	4	3	9							Werkzeug.
6	7	1	2	8							Lufsterregung.
7	2	8	1	9							Pflanzenteil.
8	9	3	1	9							Blume.
4	3	1	2								weiblicher Vorname.
9	3	5	9	8							Märchenwesen.
8	6	8	8	9							Gottgeweihte.

Rätsel-Distichon.

Allen bekannt ist mein Name,
Aus einem von Freytags Romanen.
Sucht in „Othello“ mich auf.
Hab' ich ein „a“ statt des ...

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer

Worträtsel: Totengräber.

Schieberätsel: Buche — Linde.

Rätsel: Schrot.

Rebus: Sorgen macht Sorgen.



Die Christblume.

Erzählung von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

6. Kapitel.

Weihnachten! das Fest der Freude! In dem alten Ahnen-
saale des Freiherrn von Hochstein war eine große Zahl Gäste
versammelt, die nach alt hergebrachter Sitte das herrlichste
aller Feste gemeinschaftlich erleben wollten.

Helene und Graf Erlau standen in einer Fensternische in
vertraulichem Gespräche und warteten wie die übrigen auf

das Zeichen, das den Zutritt in den Festsaal mit seinem
strahlenden Lichtermeer gestattete.

Vor wenigen Wochen war die Verlobung der beiden all-
gemein vermutet; aber die Tage vergingen, es gab auch so
mancherlei Neues zu besprechen, und das leere Gerücht ge-
riet ganz bald in Vergessenheit. Zwar war Frau von Hoch-
stein bitter enttäuscht; da sie aber als kluge Weltbabe wohl
einsah, daß es ihrem Recht nicht zustand, in dieser Weise
über das Lebensglück ihrer Tochter zu entscheiden, so drang
sie nicht weiter in sie und ließ auch den Grafen Erlau ge-
währen. Jetzt sah sie den beiden gegenüber, an der Seite
des alten Dr. Hilten, der ein gern gesehener Gast und Haus-
arzt im Schlosse war.



Gegenseitige Ueberraschung. Nach dem Gemälde von Szirmai Antal.

„Ich sah lange keinen größeren Kontrast, meine Gnädige,“ hörte sie jetzt die Stimme des Arztes ihr zuflüstern, „als Fräulein Helene und Graf Erlau. Sie könnten einem Maler als Sujet dienen der volle Gesundheit und Siechtum darstellen will. Es scheint gerade, als wolle Helene noch versuchen, den Lebensabend des finsternen Sonderlings zu erheitern.“

„Den Lebensabend, Herr Doktor, wo denken Sie hin?“ Der Graf ist in seinen besten Jahren!“

„Er wird's nicht mehr lange machen,“ versetzte der Arzt ernst. „Meine Augen, die an den Anblick von Krankheit und Todesnähe gewöhnt sind, lesen auch in seinem Antlitz das nahe Ende. — Ist Ihnen denn noch gar nicht aufgefallen, wie hinfällig er geworden ist?“

Die Worte des Arztes machten einen tiefen Eindruck auf die Freifrau, besonders da sie von seinem Kammerdiener erfuhr, daß sein Herr herzleidend sei, und daß jede heftige Gemütsbewegung verhängnisvoll für ihn werden könne. — Sie nahm ihren Gotha'schen Hoffkalender zur Hand, schlug Graf Erlau auf aber die Rubrik „vermutlicher Erbe“ war leer.

Das Weihnachtsfest war vorüber. Die meisten Gäste hatten Schloß Hochstein längst verlassen, doch Graf Erlau fand Gefallen an dem geselligen Familienleben und wollte noch nicht in sein eigenes Stammschloß zurückkehren.

„Wenn Kurt doch endlich zurückkehrte,“ seufzte Helene, als sie an einem klaren, frostigen Januartage mit ihrem Freunde einen Spaziergang machte. „Sie glauben gar nicht, Herr Graf, wie sehr ich ihn vermisse; wir sind früher sehr selten so lange getrennt gewesen!“

„Wann erwarten Sie ihn zurück?“ fragte der Begleiter teilnehmend. „Er ist im Auslande, in Amerika, nicht wahr?“

„Ja, ihm sagte das Leben in der Heimat nicht mehr zu — er wollte die Welt kennen lernen und durchreist die unwirtliche Gegend in Columbia. Als er uns schrieb, hielt er sich in einem Farmerhause auf; aber wir haben so selten Nachricht von ihm und können nicht begreifen, warum er uns denn nicht häufiger schreibt.“

„Die Farmhäuser sind dort sehr anziehend, besonders für die Jugend,“ versetzte der Graf gedankenvoll, „vor mehr als zwanzig Jahren habe ich es eben so gemacht. Ich reiste nach Vancouver, gerade wie jetzt Ihr Bruder, und fand das Leben dort recht romantisch. Nur war mein Aufenthalt dort nicht allein zu meinem Vergnügen. Sie wissen, daß wir nur durch Erbchaft in den Besitz unseres Vermögens gelangt sind; als ich die Heimat verließ, waren die Aussichten darauf noch sehr gering, darum brachte mein Vater eine kleine Summe zusammen, die er mir mit dem Befehl übergab, damit in der Ferne mein Glück zu versuchen.“

„Ist es Ihnen gelungen?“

Der Graf erbeute.

„Ich stürzte mich gleichsam in einem Strudel von Arbeit, Mühe und Sorgen. Aber vor zwanzig Jahren war diese Gegend noch sehr unwirtlich, und ich hätte eber elendiglich zu Grunde gehen können, als zu einem Wohlstand gelangen.“

„Denken Sie nicht weiter daran, Herr Graf,“ bat Helene, „das Vergangene ist vergangen; die Erinnerung ist Ihnen nur schmerzlich.“

„Und doch ist es besser, ich erzähle es Ihnen. Haben Sie Ihr Versprechen, meine Lebensgeschichte anzuhören, denn vergessen?“

„Nein, sondern ich möchte sie gern hören.“

„Seidem ich weiß, daß Ihr Bruder in Amerika ist, will mir der Gedanke nicht aus den Sinn, ob er mir vielleicht helfen kann. Sie sagen, er ist in Columbia, ist er etwa in der Gegend von Vancouver?“

„Dort landete er. Er muß dort etwa 3—4 Tagereisen im Innern des Landes sein. Wir richteten seine Briefe nach Saratonska, im dortigen Farmerhause hat er sich aufgehalten. Aber er schreibt so selten, wir wissen nicht, ob er sich da noch aufhält.“

„Glauben Sie, daß er — dort — Nachforschungen für mich anstellen könnte?“ Der Graf brachte nur zögernd und mit sichtlicher Anstrengung diese Worte hervor.

„Das würde er ganz bestimmt, wenn —“

„Sie müssen erst alles wissen,“ unterbrach sie der Graf. „Vor etwa zwanzig Jahren reiste ich nach Vancouver, um dort mein Glück zu machen, und fand eine Gattin.“

Helene blickte erstaunt auf.

„Meine Laura ist schon seit vielen Jahren tot,“ fuhr der

Graf fort, „ich liebte sie leidenschaftlich; sie war ein Engel, und ich war ihrer nicht würdig. Die Jahre vergingen, das wenige Geld das ich mitgenommen hatte, war längst verzehrt, wir drangen immer tiefer in das Land hinein, und durch meiner Hände Arbeit mußte ich das Leben meiner Frau und meiner kleinen Mädchen krüpfen.“

Der Graf seufzte. Dann fuhr er fort:

Eines Tages erhielt ich einen Brief von meinem Vater. Er schrieb mir, daß sein Vetter gestorben, daß er in den Besitz eines bedeutenden Vermögens und eines Grundeigentums gelangt sei, daß er aber gleichzeitig Erbe des Titels und des Namens seines Veters, Graf Erlau, geworden sei, denn bisher trug er wie ich den einfachen Namen: Arthur Nobel. Mein Vater war ein harter, strenger Mann, der mich an spartanischen Gehorsam gewöhnt hatte, und den ich daher mehr fürchtete, als liebte. Er schrieb mir ferner, daß ein Gerücht von meiner Verheiratung zu ihm gedrungen sei, und daß, falls dieses Gerücht auf Wahrheit beruhe, er mich nicht allein enterben, sondern auch nicht mehr als Sohn anerkennen werde.“

Helene schien seine Gedanken zu erraten.

„Verließen Sie Ihre Gattin?“ fragte sie schauernd.

„Nein, wenigstens nicht sogleich, doch verschwiegte ich ihr den Inhalt des Briefes. Ich wußte selbst keinen Rat und schlug ihr vor, mich eine Zeilang von ihr zu trennen, um mir in einer anderen Gegend eine gesicherte Stellung zu verschaffen. Meine gute Laura willigte ein; sie tat alles, was ich wünschte. — Dann schrieb ich meinem Vater, verschwiegte ihm meine Verheiratung und zeigte ihm meine Rückkehr an. — Meine Gattin, meine Kinder hatte ich nun verlassen; aber dennoch mochte ich vom Lande nicht scheiden, worin sie weilten. Ich blieb noch ein ganzes Jahr, hielt mich in verschiedenen Gegenden auf, bis ich den strengen Befehl zur sofortigen Rückkehr von meinem Vater erhielt. Ich mußte gehorchen, wenn nicht die Schale seines Bornes über mich ausgeschüttet werden sollte, und ich gehorchte.“

Helene sah den Erzähler finster an.

„kehrten Sie in die Heimat zurück, ohne Abschied von Weib und Kindern?“ fragte sie. „Lebten Sie dort in Glanz und Ueberschuß, ohne der Not der Ihrigen zu gedenken?“

Erlau's Haupt sank tief herab.

„Es gibt keine Entschuldigung für mich,“ stöhnte er, „es müßte die Strenge meines Vaters sein, die mir die Worte in der Kehle ersticken. Ich durfte nicht mehr von seiner Seite weichen, keine Reise unternehmen, sonst drohte er mit Enterbung. So ertrug ich sechs schwere, lange Jahre, bis der Tod ihn von meiner Seite nahm. Doch, was mich entschuldigen könnte? Ich habe nie schlecht gehandelt gegen meine Frau und Kinder.“

„Und dann, was taten Sie nach dem Tode ihres Vaters?“ fragte Helene in banger Erwartung, ohne auf die letzte Bemerkung einzugehen. „Von dem Augenblick an, da Ihr Vater tot war, waren Sie Ihr eigener Herr, nahmen Sie sich jetzt Ihrer unglücklichen, verlassenen Familie an?“

„Allerdings. Ich reiste sofort nach Vancouver und erfuhr dort, was sich in den Jahren meiner Abwesenheit zutragen hatte. Meine Frau hatte mir folgen wollen, doch unbemittelt wie sie war, hatte sie sich nach Saratonska geschleppt und war gerade in der Weihnachtsnacht im Walde gestorben. Zwei wohlhabende Farmer hatten die Kinder aufgenommen, das war alles, was ich erfahren konnte. Ich wagte nicht, sie aufzusuchen; sie mußten gelernt haben, einen Vater zu verachten, der sie schonungslos dem Elende überlassen hatte und am Tode der Mutter Schuld trug.“

Helene sah ihm voll in's Antlitz.

„Sie konnten nicht mehr glücklich sein,“ flüsterte sie gedankenvoll, „selbst das reiche Erbe konnte das verlorene Glück nicht ersetzen.“

„Sie haben Recht, Helene. Seit jenem Tage, da ich von meiner Gattin und von meinen Kindern Abschied nahm, haben die heftigsten Gewissensbisse mich gefoltert. Ich glaube fest, daß der tiefe Seelenschmerz deutlich in meinen Zügen ausgeprägt ist, denn meine Freunde zogen sich schein von mir zurück, und ich mochte keinem meine Lebensgeschichte anvertrauen, bis ich Sie kennen lernte.“

Helene drückte ihm die Hand, sie verstand seinen Zustand und seine Seelenstimmung.

„Sie dürfen sich nicht der Verzweiflung preisgeben,“ tröstete sie, „es ist kein Unrecht so groß, daß es nicht gesühnt werden könnte. Allerdings ist es Ihre Pflicht, das bisher Versäumte nachzuholen; Sie müssen Ihre Kinder aufsuchen und ihre Verzeihung erbitten.“

Der Graf schüttelte sein Haupt. „Es ist zu spät," äußerte er traurig. „Ich hatte eine längere Unterredung mit Dr. Hilten, und seine Mitteilung überrasschte mich traurig. Er sagte mir offen, daß mir nur eine kurze Spanne Zeit vergönnt sei, und ich daran denken müsse, mein Haus zu bestellen. Zu einer neuen beschwerlichen Reise bin ich nicht mehr im Stande."

„Ich hatte mir noch im Herbst die Zukunft so rosig ausgemalt," fuhr der Graf sinnend fort, „und hatte gehofft, wir könnten beide nach Amerika reisen, um meine Kinder zu suchen und so nach Kräften gut zu machen, was ich so schwer gefehlt und verbrochen habe. Ach, es war nur ein Traum! Ich kannte Ihr großmütiges Herz, Sie würden mir ganz gewiß geholfen haben."

„So weit in meinen Kräften steht, werde ich das auch jetzt gerne tun," entgegnete sie ernst; „aber Ihre Krankheit entbindet Sie nicht von der Pflicht, alles anzuwenden, um Ihre Kinder aufzufinden. Wenn Ihre Kinder sehen, was Sie gelitten, und wie Sie Ihren schweren Fehltritt auch bereuen, werden Sie Ihnen verzeihen."

„Es ist zu spät," stöhnte er halb gebrochen; „ich fühle es, meine Tage sind gezählt, ich kann nicht mehr selbst auf die Suche mich begeben; aber mein Anwalt soll sofort Auftrag erhalten, um alle möglichen Schritte zur Auffindung zu tun. Vielleicht kann Ihr Bruder ihm dabei helfen. Vielleicht hat er von — Findlingen gehört."

„Ich verstehe Sie und werde es meinem Bruder schreiben." Bald darauf verließ Graf Erlau das Schloß. Ernst, fast feierlich nahm er von Helene Abschied; er ahnte, daß er sie nicht wiedersehen werde.

Seine Ahnung sollte nur zu bald erfüllt werden. Schon nach wenigen Tagen erhielt Freiherr von Hochstein von Dr. Oswald, dem Anwalt des Grafen, die Nachricht, daß sein Klient am Herzschlag plötzlich gestorben, und daß für Helene ein Legat von dreißigtausend Mark bestimmt sei. Helene sagte nichts, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

7. Kapitel.

Weiter und immer weiter trabte das mutige Pferd in den dichten Urwald von Saratonka in jener finsternen Weihnachtsnacht. Kurt hatte die Richtung verloren, denn aus Furcht, die Geschwister auf dem Wege zu treffen, war er waldeinwärts geritten und stand jetzt ratlos in einem Dickicht, das selbst der treue Hektor nicht durchdringen konnte.

Hast bereute er diesen Entschluß. Es war zweifellos hier diese trostlose Wildnis gefährlicher, als das gefährlichere Zusammentreffen, und anstatt sich Saratonka zu nähern, schien er weiter davon entfernt zu sein. — Die kleine Laterne, die er aus Vorsicht mitgebracht hatte, gewährte ihm nur geringe Dienste, denn sie beleuchtete nur ungenügend die allernächsten Gegenstände, die ihm ganz fremd erschienen. — Sollte er warten bis zum Anbruch des nächsten Tages? Er wagte es nicht; der schneidende kalte Wind, die bittere Kälte der Dezembernacht würden seinem Schützling tobringend sein.

Plötzlich erwachte Valeska aus ihrem schweren Schlummer; ihr blaßes, eingefallenes Gesicht blickte beim trüben Schein des Lichtes fast gepenstlich ihren Begleiter an, dann stammelte sie unruhig:

„Herr Walbau, sind wir in Sicherheit?"

Kurt zögerte.

„Sagen Sie mir die Wahrheit," fuhr die Geängstigte flehend fort, „halten Sie mich nicht für undankbar; ich weiß, was Sie getan haben, mich aus den Händen meiner Feinde zu befreien, und wenn jetzt noch Michael uns einholen und mich wieder gefangen nehmen würde, so weiß ich ja doch, daß es gewiß Ihre Schuld nicht ist."

„Sie sind vor Michael sicher," entgegnete Kurt bewegt, „aber ich fürchte, ich habe Sie nur aus Waldbrunnen gerettet, um hier mit Ihnen vor Kälte zu sterben. Um Michael Richter nicht zu begegnen, schlug ich einen falschen Weg ein und — — — habe mich verirrt."

Das Mädchen erfaßte seine Hand, und der warme Druck ihrer Finger schien seinen gesunkenen Mut wieder neu zu beleben.

„Glauben Sie nicht," flüsterte sie ihm zu, „daß, wenn ich selbst in dieser Nacht sterben müßte, ich Ihnen danken würde, daß Sie mich vor einem furchtbaren Schicksal bewahrt haben? Martha hat mir oft genug gedroht, daß, wenn Michael nicht heiratete, ich mein ganzes Leben in einem Irrenhause zubringen sollte. Ich sollte nie Laura, nie jemand wiedersehen, den ich liebte."

„Die Glenden!" knirschte Walbau.

„Sie sind arm, aber sie streben nach Reichtum, selbst wenn sie ihn auf ungerechte Weise erlangen, — doch, wir wollen nicht von ihnen reden! Wenn ich nur nicht so entsetzlich müde wäre, Herr Walbau, und wenn der Kopf nicht heftig schmerzte, so würde ich den Weg schon leicht finden. Ich bin in dieser Gegend aufgewachsen, kenne jeden Baum und Strauch meilenweit im Umkreise, darum fürchte ich mich nicht, wir werden schon nach Saratonka gelangen."

Kurt schöpfte neuen Mut; er band das Pferd an einen Baum, sammelte dürres Holz und zündete ein Feuer an, damit sie Schutz gegen die Kälte hatten, und beschloß, den Anbruch des neuen Tages geduldig abzuwarten.

„Wenn die Sonne aufgegangen ist, kann ich mich orientieren," versicherte Vally. „O, Herr Walbau, wie habe ich in letzter Zeit gefürchtet, ich würde sie nie wieder aufgehen sehen, ich war ja eine Gefangene, dies kleine Ungemach, uns im Walde verirrt zu haben, erscheint mir daher nur von geringer Bedeutung."

Kurt zog seinen warmen Pelzmantel aus und breitete ihn als Lager im Feuer über die erstarrte Erde hin und ruhte nicht eher, als bis Valeska darauf gebettet war.

„Ich kann gar nicht begreifen, weshalb Sie und Herr Saarfeld so sehr um mich besorgt sind, Sie haben mich ja kaum kennen gelernt und —"

„Wir haben Ihrer Schwester Laura versprochen, Ihnen in der Not Hilfe zu leisten," unterbrach er sie. „Saarfeld ist ein guter Mensch, der ein gegebenes Wort stets hält, und was mich betrifft —" er stockte verwirrt.

„Wissen Sie, welchen Tag wir heute haben, oder vielmehr gestern hatten, denn es ist längst Mitternacht vorüber?" fragte er dann.

„Es ist Weihnachten, meine lieben Pflegeeltern feierten an diesem Tage meinen Geburtstag und nannten mich Christblume, weil sie mich an diesem Tage aufgenommen hatten."

Kurt hielt ihre Hand fest.

„In Deutschland trägt dieser Tag neben dem hehren religiösen Charakter auch den eines trauten Familienfestes", berichtete er, „und Freunde, Eltern und Kinder überraschen einander durch sinnige Geschenke; es ist dort ein Freudenfest."

„Ich weiß es," lächelte sie, „mein Vater hat's mir erzählt."

„Ich will von einer alt hergebrachten Sitte unseres Hauses erzählen," fuhr er fort, „meine Ahnen pflegten am Weihnachtsfeste sich eine Gattin zu wählen, so hat es mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater und so haben es frühere Generationen getan und so will ich es auch tun."

„Aber hier in dieser Einöde können Sie zwölf oder zwanzig Mal Weihnachten feiern und sehen noch keine junge Dame," wandte Valeska ein.

„Ich habe eine gefunden! Meine Christblume! darf ich es aussprechen in dieser Stunde? Von dem Augenblicke an, wo ich Sie gesehen, fühlte ich mich zu Ihnen hingezogen, und in der letzten Stunde der Gefahr und Angst bin ich mir über meine Gefühle klar geworden. Ich liebe Sie mit der ganzen Kraft meines Herzens; wenn wir glücklich dieser Gefahr entrinnen, wollen Sie mir dann versprechen, einstens meine Gattin zu werden?"

Vally schüttelte das Haupt.

„Sie täuschen sich in Ihren Gefühlen, Sie fühlen nur Mitleid mit mir, Herr Walbau, weil ich eines Schutzes gegen Michael bedarf. Was kann Ihnen an einem unbekanntem Mädchen liegen, das in der Waldeinsamkeit bisher gelebt hat?"

„Ich will offen reden," fuhr er fort, „ich kam mit dem Gedanken nach Amerika, hier in der Einsamkeit ruhig zu leben; aber nachdem ich Sie an jenem Herbstmorgen sah, verstand ich deutlich, daß man Reichtum, Glanz, Freunde und Eltern freudig gegen Liebe eintauschen kann."

„So denken Sie jetzt, Herr Walbau," entgegnete Vally, „aber wenn Sie erst wieder in ihrer alten Heimat sind, werden Sie anders empfinden."

„Niemals!" versicherte er.

„Wollen Sie immer hier bleiben?" fragte sie weiter. „Sie sind ganz verschieden von denen, die sich hier in der Umgegend niederlassen, oder die hier durchreisen; oder kehren Sie nach Deutschland zurück?"

„Selbst wenn ich das tue, sollte ich meine Gattin nicht mit in die Heimat nehmen?! Geliebte," er ergriff ihre Hände, „wilst du nicht meine Christblume sein? mit mir Freude und Leid des Lebens teilen? trenn zu mir halten in der Fremde und in der Heimat? Ich glaube, in deinem Herzen



Ulrich von Winterfeldt-Menklin,
der Alterspräsident des deutschen Reichstags †.

regt sich der Wunsch, auch einmal Deutschland, mein Heimatland, kennen zu lernen.

„O, ich fürchte mich,“ gestand sie schüchtern, aber ohne ihm ihre zitternde Hand zu entziehen. „Man würde verächtlich auf mich herabbliden, wenn es bekannt würde, daß meine arme Mutter vor Hunger und Kälte im Walde gestorben, und daß ich ein Findelkind bin. Michael hat mir das tausend Mal gesagt, und es bricht mir fast das Herz, wenn ich daran denke. — Hier leben Sie allein, aber in der Heimat haben Sie Eltern, Verwandte, Freunde; wenn Sie dann Ihren Schritt bereuen, mich als Gattin heimgebracht zu haben, so würde ich sterben.“

„Höre mich an, meine Vally,“ bat er flehentlich und drückte ihre Hand fester. — Der Wind ächzte und stöhnte in den Gipfeln der uralten hohen Bäume, doch sie achteten nicht darauf. Das junge Mädchen lauschte wie im Traume den Liebesworten, die er ihr in's Ohr flüsterte. Er erzählte von Vater und Mutter, von Schwestern, Freunden und der Heimat. Ihr Herz klopfte laut und stürmisch bei der Nennung des Titels und des altadeligen Namens, den er ihr nicht mehr verschweigen durfte. Sie lauschte in atemloser Spannung der Schilderung seines Heimatschlosses, oder er verzichte auf Eltern, Heimat und Freunde, um mit ihr ein glückliches, stilles Leben zu führen.

„Ich will deine Christblume sein,“ hauchte Vally endlich



Geh. Kommerzienrat Paul Mauser,
der Erfinder des nach ihm benannten Militär-Gewehrs.

errötend, „Du hast mich am Weihnachtsfest aus großem Leid errettet, darum will ich Freud' und Leid mit dir teilen.“

„Am Weihnachtsfest werden Gaben ausgetauscht,“ flüsterte er ihr zu und streifte einen kostbaren Diamantring von seinem Finger und steckte ihn ihr an; dann zog er eine Schere aus der Tasche und schnitt eine kleine Locke ihres Haars ab und barg sie sorgfältig in seiner Brieftasche. Sie ließ es ruhig geschehen und blickte sinnend in das verblichene Feuer, das eine erträgliche Temperatur verbreitet hatte. Doch sie vermochte kaum mehr sich aufrecht zu erhalten; müde lehnte sie ihr Haupt an seine starke Schulter, die Augenlider wurden schwer und fielen endlich fest zu. Die Natur hatte ihr Recht gefordert; ein sanfter Schlummer bedeckte mit einem leichten Schleier die Schrecknisse der vergangenen Wochen und die Freuden der letzten Augenblicke. Sorgsam hüllte er sie jetzt in seinen Mantel.

Endlich graute im fernen Osten der trübe neue Wintermorgen. Valeska schlief noch immer. Ein glückliches Lächeln umspielte ihre bleichen Lippen; Kurt rührte sich nicht, doch sehnte er sich nach dem glücklichen Gelingen seines Unternehmens und wünschte seinen Schülbling in Mutter Dolores' treuer Pflege zu wissen.

„O! wie gut, daß du noch hier bist! Ich träumte, du habest mich verlassen, und ich sei allein im Walde,“ frohlockte Vally, als sie erwachte.



Waldmohr Chan,
der bisherige persische Gesandte in Berlin.

„Meine Christblume,“ rief er tief bewegt, „wenn mir im nächsten Winter in Deutschland sind, sollst du die blühenden Christblumen sehen. Meine Schwester pflegt sie im Garten, und sie blühen immer am Weihnachtsfest.“

„Ich habe sie hier noch nie gesehen! Doch jetzt laß uns an die Heimkehr denken, denn ich bin wirklich hungrig und erschöpft. — Wie gut, daß wir bis Tagesanbruch gewartet haben, denn ich kenne die Gegend jetzt ganz genau. Hinter jenen Hügeln liegt Saratonga, in zwei Stunden sind wir dort.“

So war es. Saarfeld erkannte den bekannten Schritt des Pferdes, er eilte in den Hofraum, doch schien Kurt seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er an der Seite seines Freundes das wohlbekannte Gesicht des Herrn Lester sah.

„Gott sei gedankt,“ jagte Herr Lester, als er Vally vom Pferde half, „ich fürchtete, zu spät gekommen zu sein.“

Das junge Mädchen hatte bis jetzt tapfer und standhaft ausgehalten. Als Kurt in der dunklen Nacht fast verzweifelte, war sie mutig geblieben, jetzt, nachdem die Rettung gelungen, fiel sie befinnungslos in die Arme des alten Herrn. Kurt erschrak, das geisterbleiche Antlitz entlegte ihn.

„Ich habe sie getötet,“ stöhnte er. „Dor, der ich war, warum konnte ich denn nicht besser für sie sorgen?“

Lester tröstete ihn.

„Es ist nur die Reaktion der überstandenen Leiden,“ be-

ruhigte er, dann trug er sie wie ein Kind in das Haus und übergab sie Dolores' Pflege.

Die drei Herren hatten viel zu berichten. Herrn Lesters Erscheinen, so unerwartet es auch war, war keineswegs zufällig. So schlaue die Geschwister Richter in ihren schändlichen Berechnungen auch gewesen waren, so hatten sie eine Vorsicht aus dem Auge gehalten.

Der Arzt, der Herrn Richter behandelte, war derselbe, der schon früher dessen Frau in deren Krankheit heilte und ungefähr zur selben Zeit sich vergeblich bemüht hatte, Herrn Lesters ältestem Knaben das Leben zu erhalten.

Ein Fremder hätte wahrscheinlich nichts Auffallendes entdeckt, aber der Arzt war kein Fremder. Er schrieb Herrn Lester, daß in Waldbrunnen nicht alles in Ordnung sei, daß Bally's Wohlfahrt, vielleicht sogar ihr Leben in Gefahr sei, wenn sie nach dem Tode des Pflegevaters der Obhut der Geschwister anvertraut sei.

Frau Lester hat ihren Gatten, Bally nach Kalifornien zu holen, und Laura's stehende Blicke erinnerten ihn so deutlich an das Versprechen, welches er vor 12 Jahren der sterbenden Mutter gegeben hatte, daß er nicht zögerte.

Er langte gerade eine Stunde nach der Abreise der Geschwister in Saratonska an, und freute sich, als er von Saarfes hörte, daß Kurt den Rettungsversuch schon unternommen habe.

„Hoffentlich hat er die Geschwister nicht getroffen,“ fürchtete Saarfes.

„Nun, wenn dem so wäre, was schadete es? Michel ist unbewaffnet, Ihr Freund so stark wie ein Herkules. Beruhigen Sie sich über das lange Ausbleiben. Wäre Ihnen ein Unglück zugefallen, so wäre Sektor hier; denn das treue Tier kennt Weg und Steg so gut wie ich.“

Naum hatte Herr Lester diese beruhigenden Worte gesprochen, als Kurt mit Bally ankam. Er schilderte lebhaft ihre Leiden und die Gefahr, falls sie Michaels Hand verweigerte.

„Sie würden Bally nicht gebeugt haben,“ erklärte Herr Lester;

„beide Kinder haben einen sehr festen Charakter, vermutlich ein Erbteil des Vaters, denn die Mutter war schwächlich und demütig genug. Also in einem Irrenhause sollte Bally ihr Leben enden? Na, da hätte man weit mit ihr reisen müssen, denn hier in der Umgegend existiert eine solche Anstalt nicht. Doch, Gott sei dank! Sie ist jetzt in Sicherheit. Ich nehme sie mit nach Kalifornien und freue mich schon jetzt auf Laura's Empfang.“

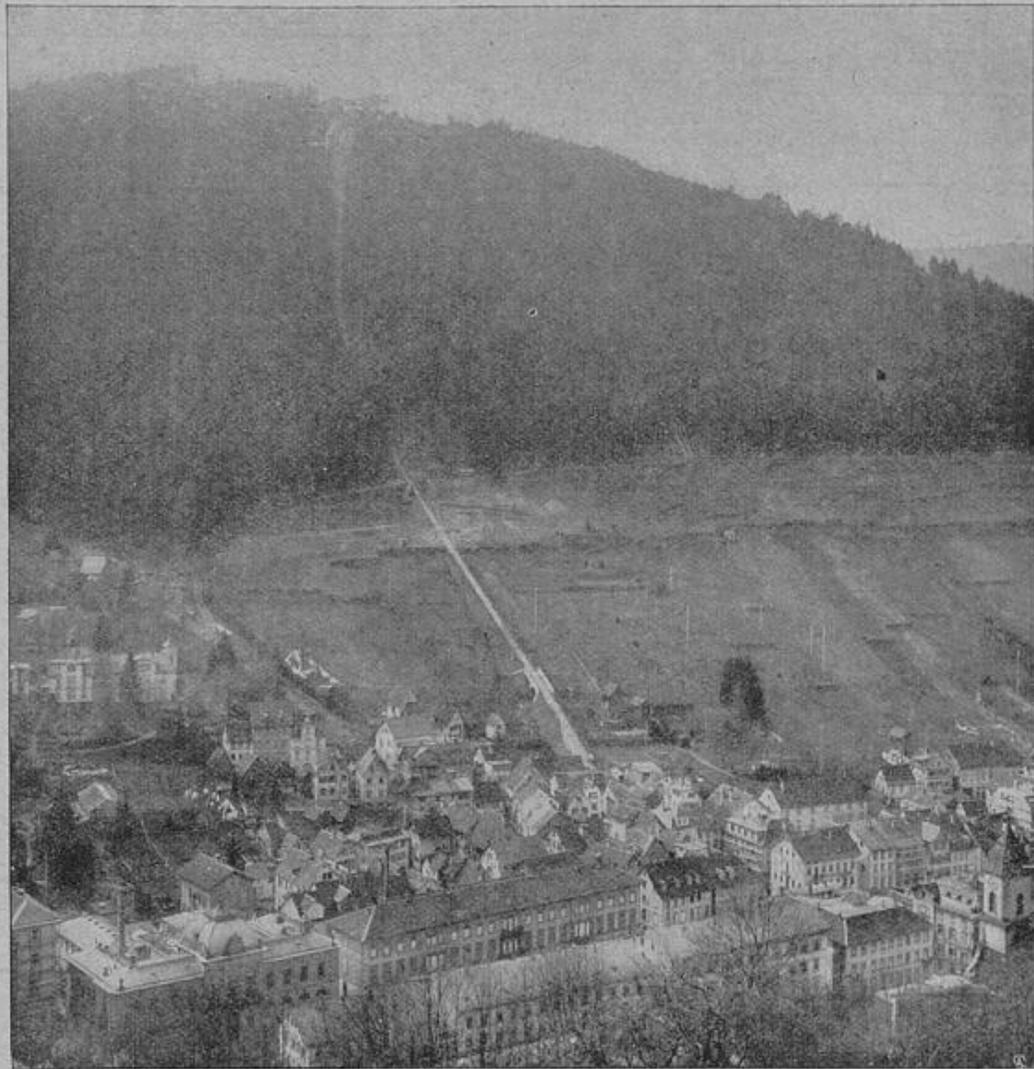
„Bally ist meine Braut,“ schaltete Kurt ein. Wenn Sie ihr einige Wochen Obdach gewähren wollen, so bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Ich hole sie mir dann von Ihnen und reise mit meiner Gattin nach Deutschland. Legen Sie mir kein Hindernis in den Weg, Herr Lester,“ fuhr er bitternend fort, „ich muß sie erringen, selbst wenn ich um sie arbeiten müßte, wie Jakob um Nobel.“

„Was wird deine Mutter sagen?“ rief Saarfes bestürzt. „Bedenke, wie sehr es ihr am Herzen liegt, eine standesmäßige Gattin für dich zu wählen.“

„Nehmen Sie die Sache nicht allzu leicht, junger Freund,“ nahm Herr Lester ernst das Wort. „Denken Sie an das elende Geschick der Mutter! Herr Nobel vernachlässigte seine arme Frau, weil sie nicht mit ihm auf derselben gesellschaftlichen Stufe stand; — vernachlässigen Sie kein Kind nicht!“

„Niemals!“ beteuerte Kurt feierlich. „Ich habe zwar noch keine bedeutenden Leistungen im Leben aufzuweisen, aber ich bin kein Schurke. Ich liebe Bally und will sie glücklich machen.“

Schluß folgt.



Die neue Bergbahn in Wildbad im Schwarzwald.

Weisse Lilien.

Frei nach dem Englischen von Gräfin T. A. S.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Er sah mich immer so gern in Weiß, so will ich auch heute nachmittag diese Farbe tragen. Und doch, was hat es für einen Zweck? Ich bin doch nur Jenny, seine einst so geliebte Katie ist weit weg in Indien. Ach, wenn ich es nur nicht vergesse! Zwei heiße Tränen fielen auf meine Hände, als ich meine Taille züknöpfte. Ich war nun fertig angekleidet, ganz in Weiß und setzte mich an das offene Fenster, damit der frische Luftzug meine heiße Stirne ein wenig kühlte.

Am mich, bevor ich hinunterging, ganz zu beruhigen, nahm ich meine Handarbeit und versuchte zu arbeiten, aber es ging nicht; immer wieder trat sein Bild vor meine Augen und ich glaubte seine Stimme wie vor dreizehn Jahren zu hören. Oh, wie wird es mir sein, wenn er meine Hand in der

feinen hält und in meine Augen blickt? Was wird er von mir denken?

Unwillkürlich warf ich einen Blick in den Spiegel auf meinem Toilettentisch und es erfüllte mich mit Freude, zu sehen, daß er das Bild einer hübschen jungen Frau zurückstrahlte. Aber mit der munteren, ausgelassenen Katie Tempest und ihren schlanken, kindlichen Formen, welche Fred so zärtlich an sich preßte, ist keine Ähnlichkeit mehr zu entdecken.

„Horch! — Ich höre das Rollen von Rädern! Meine Arbeit bei Seite werfend eilte ich die Treppe hinunter und hoffte, daß man meine Aufregung in dem Halbdunkel des Wohnzimmers nicht bemerken würde. Der Wagen fuhr vorüber, und ich atmete wieder auf. Um mich zu zerstreuen, setzte ich mich an das Klavier und spielte die Einleitung zu einem kleinen traurigen Liebeslied. Bald begann ich zu singen, ich hörte nur die Worte, ich sah nichts um mich herum, es war mir, als hörte ich die Stimme eines anderen.

„Nur einmal möcht ich dir noch sagen,
Wie du unendlich lieb mir bist,
Wie dich, so lang mein Herz wird schlagen,
Auch meine Seele nie vergißt.
Kein Wörtlein solltest du erwidern,
Nur freundlich mir ins Auge seh'n,
So, mit gesenkten Augenlidern
Nur stumm und schweigend vor mir steh'n.
Ich aber legte meine Hände
Dir betend auf das liebe Haupt,
Damit dir Gott den Frieden sende,
Den meiner Seele du geraubt!“

Ich blickte mit tränenerfüllten Augen auf und sah am andern Ende des Zimmers meinen einstigen Geliebten stehen, wie er meinem Gesange lauschte.

„O, da ist sie ja!“ rief Laura vergnügt.

„Nenn, du entsinnst dich doch noch Mr. Lorrimer's? Mr. Lorrimer — Mrs. Creatorez.“

Großer Gott, ist es denn möglich, daß dreizehn Jahre verflossen sind? Hier stand ja der nämliche Fred Lorrimer, der mich damals an sein Herz drückte und mich seiner Liebe versicherte. Damals war er 22 Jahre alt — jetzt ist er 35 aber wie wenig oder garnicht verändert ist er! Sprachlos starrte ich ihn an. Mir war, als erwachte ich aus einem langen, schrecklichen Traum und sei wieder die kleine Katie Tempest, Fred ist hier in unserm alten Wohnzimmer und Papa kann jeden Augenblick kommen. Wie werden die Brüder mid nedden, wenn sie mich hier mit Lorrimer finden! Ich schloß ja so lang und fest in dem Schaukelstuhl! — Endlich erwachte ich aus meinen Träumen. — Wie lange mochte ich wohl da gestanden und meinen Besuch wie geistesabwesend angestarrt haben? Ich versuchte zu lächeln, obichon ich eigentlich kaum ein Schluchzen unterdrücken konnte, aber durch einen warnenden Blick von Laura angespornt, reichte ich Mr. Lorrimer die Hand, ihm sagend, wie ich mich freute, ihn zu sehen.

Er erwiderte, indem er mich bewundernd anblickte, daß ich nicht erfreuter sein könne als er.

„Glauben Sie wohl, Mrs. — Mrs. Creatorez, daß ich auf all' meinen Wanderungen immer nur an dies Fleckchen Erde als an meine Heimat dachte? Das ist doch sonderbar, nicht wahr? Denn ich hatte doch niemand hier, den ich mein eigen nennen konnte.“

„Vielleicht,“ stotterte ich, „waren Sie hier glücklich.“

„Ja, Mrs. Creatorez,“ erwiderte er, „das war ich! Ich war nirgends glücklicher, als in dem lieben alten Stofe Quiverley. Ja, es waren gute Zeiten für mich hier!“ — und er lachte herzlich, wie über eine lustige Erinnerung. Eine kalte Hand schien sich auf mein Herz zu legen. Das war nicht die Stimme, noch die Art eines Mannes, dessen Liebe noch so groß und heilig ist, daß er nicht ohne Schmerz von der Vergangenheit reden kann. Wenn jemals ein Mann nicht an Liebe dachte, so war es Fred Lorrimer, als er sich jetzt neben mich setzte — Laura war hinausgegangen — und von seinen Reise-Erlebnissen zu erzählen anfing.

Ich warf zuweilen verstohlene Blicke auf ihn. Was für ein eleganter hübscher Mann ist er doch, fast noch hübscher als damals, als ich ihn zuletzt sah! O mein Liebling, du ahnst nicht, daß die Geliebte deiner Jugend neben dir sitzt! Und wüßtest du es, dein Herz würde nicht schneller deshalb schlagen! O, weshalb kamst du nur zurück? — Endlich kam die Frage, die ich lange gewünscht und dennoch herbeigesehnt hatte.

„Und wie geht es Ihrer Schwester Kate? Lady Ketchu sagte mir, sie sei in Indien verheiratet.“

Ich murmelte „Ja“ und errötete unter seinem Blick.

„Ich würde sie gerne wiedersehen,“ fuhr er fort, „sie war ein reizendes kleines Mädel. Eine echte, kleine Kofette, glaube ich! Ist sie noch so hübsch?“

Ich versuchte ruhig zu antworten, daß ich es nicht wisse, da ich sie so lange nicht gesehen hätte.

„Sie erinnern mich sehr an sie — wenigstens stellte ich mir immer vor, daß sie später mal so aussehen würde — Aber Sie beide glichen sich ja immer sehr. — Ah, Miß Kate,“ fuhr er langsam fort und gedankenvoll blickte er vor sich, während ein leichtes Lächeln um seine Lippen spielte, „du warst ein herzloses junges Ding — du ruhdest nicht eher, bis du mich zu deinen Füßen hattest und dann stießest du mich von dir mit kaltem Blut! — Sie wissen sicher, Mrs. Creatorez — mich fest anblickend — „daß Ihre Schwester jetzt mein Weib wäre, wenn sie damals, als ich hier war, nicht so launenhaft gewesen wäre?“

„So launenhaft?“ wiederholte ich und mein Herz schlug hörbar. Ich glaubte ersticken zu müssen.

„Ja, sie war launenhaft und eigenfinnig. Lieber wollte sie auf mich verzichten als zugeben, daß sie Unrecht habe.“

„Ich — ich — ich verstand immer,“ stammelte ich — „es ging mich ja natürlich nichts an — aber ich erinnere mich, daß Kate mir erzählte, daß sie Ihnen damals auf dem Ball bei den Wilby's ihr Unrecht eingestehen und Sie um Verzeihung bitten wollte, daß Sie aber garnicht zu ihr kamen und ihr keine Gelegenheit dazu boten und — und daß sie Sie dann nicht wieder sah.“

Ich konnte nichts daran machen, die Tränen rannen über meine Wangen, aber das Zimmer war dunkel und er schien nichts zu bemerken.

„Wenn das so ist,“ erwiderte er ruhig, „weshalb tat sie denn nicht, um was ich sie in meinem Brief gebeten hatte? Weshalb trug sie die Blumen nicht, welche ich ihr geschickt und die das Zeichen sein sollten, daß es ihr leid sei und ich zu ihr kommen sollte? Es war doch sehr einfach. Weich' einen törichten Brief schrieb ich ihr — sie bittend, mir dies Zeichen zu geben, ihr versichernd, wie ich sie liebte — und damals liebte ich sie wirklich! Aber nein — sie gab nicht nach. — Dennoch ist alles gut, was gut endet — wie, Mrs. Creatorez? Und wissen Sie wohl, daß ich glaube, Glück gehabt zu haben? Sie war ja hübsch genug, um einen ganz wild zu machen; aber denken Sie nur, eine Frau zu haben, die so launisch —“

„Schweigen Sie!“ stöhnte ich, meine Hand auf seinen Arm legend. „Sagen Sie mir nur, von welchem Brief sprechen Sie? Sie sagte mir nie, daß Sie ihr geschrieben hätten. Sie erhielt ihn — nie!“

„O ja, sie erhielt ihn doch!“ erwiderte er lachend. „Aber ich bitte Sie, regen Sie sich doch nicht so über Dinge auf, die lange vorüber sind! Lassen Sie uns von etwas anderm sprechen!“

„Sie vergessen,“ sagte ich dumpf, „daß ich Kate liebte. Sie hat entsehrlich darunter gelitten — und ist bis auf die heutige Stunde nicht glücklich. Sie hat Sie nicht vergessen und würde nicht so von Ihnen sprechen, wie Sie von ihr.“

Meine Stimme brach, ich konnte nur mit Mühe ein lautes Schluchzen unterdrücken. Aber er durfte es nicht erfahren, wer ich bin! und wenn er heute ging, so wollte ich ihn nie wiedersehen. — Es gelang mir, ihm ruhig zu sagen:

„Wenn es Ihnen einerlei ist, Mr. Lorrimer, so erzähle ich gerne Näheres über die Geschichte. Von welchem Brief sprechen Sie?“

„Welchem Brief? rief er erstaunt. „Nun, den Brief, den ich zwischen den Blumen befestigte — weil — ha, ha — ich fürchtete, daß Oberst Tempest ihn sonst finden und ihn ihr nie geben würde.“

„Wie konnten Sie denn annehmen, daß Kate ihn dort fand?“

„Sagte ich es nicht schon? — Ich trug dem Mädchen, welches mir den Strauß abnahm, auf, an Miß Kate zu sag n, daß zwischen den Blumen ein Brief stecke. Ich weiß es ganz genau, weil ich zu gleicher Zeit ein Trinkgeld in die Hand drückte, um ihrem Gedächtnis nachzuhelfen.“

Und plötzlich stand eine lang vergessene Szene vor meinen Augen — ein ungeduldiges junges Mädchen aus einem Wagenfenster blickend — eine Dienerin, welche atemlos rief: „Bitte, Miß Katie, ich muß Ihnen noch etwas sagen!“ „Daß mich jetzt, Thebele, wir kommen alle zu spät!“

„Mr. Lorrimer,“ flüsterte ich leise, mich erhebend, und meine zitternde Hand auf seine Schulter legend, „jetzt verstehe ich alles. Es war ein entsehrliches Mißverständnis — die

Bestellung wurde nie ausgerichtet! Bis auf den heutigen Tag weiß Kate nichts von diesem Brief!

„Wohin gehen Sie?“ fragte er, aufstehend, als ich zur Türe ging und als ich mich umblickte, sah ich, welche eine Veränderung in seinem Gesicht vorgegangen war.

„Kommen Sie mit,“ erwiderte ich, „ich möchte Ihnen beweisen, daß meine Worte wahr sind. — Der Strauß Lilien liegt noch in der Schublade, in welche ihn Kate damals vor dreizehn Jahren legte, als Sie Stole freiwillig verließen. — Sie öffnete die Schublade nie und erlaubte es auch keinem andern; wenn der Brief zwischen den Blumen war, ist er auch noch da.“

Er folgte mir in das Nebenzimmer — jetzt das Zimmer meiner Kinder — früher war es unser Schlafzimmer und Zeuge mancher Freuden und Leiden. In einer Ecke stand die alte Kommode. Die Kinder bewahrten ihr Spielzeug in ihr auf, nur eine Schublade ist vergeschlossen und trotz aller Bitten und neugierigen Fragen der Kinder habe ich sie nicht geöffnet. Der kleine Schlüssel zu dieser Schublade hängt an einem Ketten um meinen Hals. —

Als ich sie langsam aufschloß und öffnete, lag ein zusammen gebundenes Taschentuch vor uns. Vorsichtig, fast zärtlich nahm ich es und band die Knoten auseinander. Meine Tränen flossen. — Ein Häuschen Staub lag vor uns, das war alles, was von meinen Lilien geblieben war und inmitten des Staubes lag ein Briefchen, vor dreizehn Jahren an „Kate Marommer“ adressiert, welches ich aber nie zu sehen bekommen hatte.

Ich vergaß die Rolle, dich ich spielte, ich vergaß den Mann, der neben mir stand, ich vergaß alles, nur nicht mein zerstörtes Leben, meine zahllosen Träume, die langen kummervollen Jahre, als ich den vergilbten Brief ergriff und leidenschaftlich an meine Lippen preßte.

„Kate,“ flüsterte eine Stimme an meinem Ohr, „glaubtest du, mich täuschen zu können? Glaubtest du, ich hätte nicht im ersten Augenblick das liebe Gesicht erkannt, nach dem ich mich in all' den Jahren so gesehnt habe? Mein Liebste, aller Schmerz, aller Kummer ist nun vorüber! Meine nicht so — mein Weib, meine einzige Liebe!“ Dann nahm er mich in seine Arme und drückte mich an sein treues Herz.

„Wir müssen uns jetzt für die verlorene Zeit entschädigen, Kate,“ sagte er zärtlich — „und jede Träne soll durch einen Kuß von den Lippen deines Geliebten wieder gut gemacht werden!“



Nütliches fürs Haus.



— „Magenkrampf“ werden von Laien gewöhnlich die im Magen wahrgenommenen Schmerzen genannt, welche jedoch aus anderen Verhältnissen entstehen, als durch „Krampf“. Sie treten teils bei nüchternem Magen und langem Hunger, teils kurze Zeit nach dem Essen auf, sind oft von Erbrechen und Ekelgefühl begleitet. Die Kranken können weder Druck noch fest anliegende Kleider in der Magenegend vertragen, welche aufgetrieben, wie geschwollen, erscheint — durch die im Magen enthaltende Luft —. Häufiges Aufstoßen, Hitze im Munde mit Zusammenlaufen von Wasser, Gefühl der Fülle, quälen die Kranken, welche meist auch an Stuhlverstopfung leiden. Genuß von sauren Getränken oder Speisen vermehrt diese Leiden, welche dagegen durch „kohlen-saure Magnesia“ in Wasser, öfteres Essen kleiner Mengen leicht verdaulicher Speisen (besonders „Milch“ mit etwas Rum oder Wein gemischt und Weißbrot als Zusatz, — Austern, — rohe Eier) und sorgliches Meiden aller eiskalten oder heißen Kost gelindert werden, oft sogar bei dieser Behandlung und körperlicher Ruhe von selber heilen. Gegen die gleichzeitige Stuhlverhaltung sind Abführer zu gebrauchen, keine Abführmittel.

— Das Auftragen und Einreiben von Salben. Einreibungen von Salben in die Haut und ebenso Auftragen von Fetigkeiten geschehen entweder mit dem Pinsel oder mit einem flachen, löffelstielähnlichen Instrument. Man darf im ganzen und großen die Salbe nur mäßig dick aufstreichen, wenn anders nicht direkte Vorschriften seitens des Arztes vorliegen; auch muß man Sorge tragen, daß die Salben nicht über die zu behandelnden Stellen hinaus verstrichelt werden. Soll eine größere, nicht eng begrenzte Hautstelle mit Salbe oder öligem Flüssigkeit eingerieben werden, so benützt man wohl auch seine buschige Pinsel oder die Finger, oder endlich die flache Hand. Man reibt alsdann in einfachster Weise das Medikament durch langsame, streichende Bewegung ein.

— **Gebadener Kalbskopf.** Koche denselben in Wasser und Salz weich, löse das Fleisch von den Knochen und schneide es klein. Nade 250 Gramm rohes Kalbsfleisch mit grüner Pfefferfille und Zitronenschale recht fein, vermische es mit geriebener Semmel, 60 Gramm geschmolzener Butter und vier zerquirkten Eiern; rühre zuletzt den geschnittenen Kalbskopf mit Mustatnuß berieben hinzu, bestreibe eine Form mit Butter, streue geriebene Semmel hinein, fülle die Masse darauf, streiche sie glatt und bade sie langsam im Ofen.

— **Kartoffeln a l'Italienne** — vorzüglich. — Etwa ein Kilogramm gelochte, geriebene Kartoffeln werden mit einer Tasse Bouillon, einer Tasse Milch, zur Sahne gerührter Butter, geriebenen Zwiebeln, Salz, Mustat, gestoßenen Zwiebeln und vier Eiern 20 Minuten gerührt. Alsdann in eine vorbereitete Springform gefüllt, obenauf noch einige kleine Stückchen Butter gelegt, Zwiebeln darüber gestreut und eine Stunde gebacken. Bei feinerem Essen statt Kartoffeln zu empfehlen.

— **Spinat.** Wasche denselben sauber, schneide die Köpfe ab, damit jedes Blatt einzeln losfällt, wasche ihn mehrere Male rein und tue ihn in einen Kessel oder Topf, gieße siedendes Wasser darauf und koche ihn mit etwas Wasser weich. Seihe das Wasser rein ab, schütte den Spinat auf ein Brett und bade ihn sehr fein, röste etwas Mehl mit Butter braun, verbinde es mit guter Fleischbrühe und lasse den Spinat mit etwas gestoßener Mustatblüte und Pfeffer darin aufkochen. Wer es liebt, kann auch feingehacktes Schnittlauch in der Butter aufschwizen und dann mit durchgesehen lassen, auch nach dem Anrichten die Schüssel mit hartgekochten, geschälten und halb durchgeschnittenen Eiern verzieren.

— **Apfelsinenaufsaft.** Dreiviertel Liter Milch quirlt man mit 150 Gr. Mondamin zusammen und brennt es mit 125 Gr. Butter auf schwachem Feuer zu einem steifen Brei ab, der sich vom Topfe löst. Nachdem er verflüht, rührt man 10 Eidotter mit 125 Gr. Zucker gut durch, gibt die abgeriebene Schale von einer Apfelsine, den Saft von zwei Apfelsinen und nach und nach die abgebrannte Masse dazu, zieht zuletzt den Eierichne darunter und bakt ihn dreiviertel Stunden.

— **Apfelsinenschalen zu kandieren.** Beim Verbrauch der Apfelsinen sammelt man die frischen Schalen, um sie für den Küchenbedarf zu konservieren. Man zieht die gelbe mit der darunter befindlichen weißen dicken Schale ab. Um dies leicht bewerkstelligen zu können, schneidet man die Schale in vier Teile bis aufs Apfelsinenfleisch leicht ein, worauf sich die Schale leicht abziehen läßt. Dann kocht man sie, die weiße pelzige Schale darin sitzen lassend, mit reichlich Wasser bedeckt, 10 Minuten, gießt das Wasser ab, frisches kochendes Wasser darauf und läßt darin noch 5 Minuten kochen. Dann werden die Schalen abgegossen, zum Abtrocknen etwas aneinandergelagert und dann gewogen. Auf 250 Gramm Schalen säuert man 300 Gramm Zucker, kocht diesen noch stark ein, tut die Schalen hinein, läßt sie darin eine viertel Stunde kochen und stellt den Topf zurück. An andern Tagen stellt man sie auf eine warme Herdplatte und läßt sie so lange stehen, bis sie allen Zucker aufgenommen und der Topf ganz trocken ist.

Liebreizend

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd - Lilienmilch - Seife** von Bergmann & Co., Kadebeul. à Stück 50 Pf. überall zu haben.



Unsere Bilder.

— Ulrich von Wintersfeld-Montin †. Der vor kurzem verstorbene Reichstags-Alterspräsident U. v. Wintersfeld-Montin (Siehe Bild Seite 228) hatte ein Alter von 85 Jahren erreicht. Er war am 2. März 1823 in Berlin geboren und schlug die juristische Laufbahn ein. Im Jahre 1876 wurde er als Mitglied zum preussischen Landtag und 1890 zum deutschen Reichstag gewählt, wo er sich als Deutschkonserverbetätigte.

— Kommerzienrat Professor Paul Mauser. Der Erfinder des sog. Mausergewehrs, Prof. Paul Mauser, feierte am 27. Juni seinen 70. Geburtstag. Der Erfinder (Siehe Bild S. 228) ist am 27. Juni 1838 zu Oberndorf a. Neckar geboren und erlernte mit seinem Bruder Wilhelm in der Kgl. Gewehrfabrik Oberndorf die Büchsenmacherei. Die Brüder arbeiteten jahrelang zusammen und erfanden 1866 das Mausergewehr, das als M. 71 das Gewehr des deutschen Heeres wurde. Durch fortschreitende Verbesserungen hat das Gewehr Weltruf bekommen. Die Kgl. Gewehrfabrik ist heute im Besitze des Professors Mauser und hat schon über 8 Millionen Mausergewehre verschiedenen Modells hergestellt.

— Mahmud Chan, pers. Gesandter in Berlin. In Persien haben sich in letzter Zeit die politischen Ereignisse etwas überkürzt. Nach anfänglichen Erfolgen der Fortschrittspartei — der Vater des jetzigen Schahs hatte bereits ein Parlament ins Leben gerufen und auch sonst mit dem Absolutismus gebrochen, — gewann neuerdings die reaktionäre Hofkamarilla wieder die Oberhand und drängte den nunmehrigen Schah Mahomed Ali Mirza zum Absolutismus zurück. Das Parlament ist wieder ins nichts zurückgeführt und die Fortschrittspartei unterlegen. Dieser bedauerenswerte Umkehrung hat den persischen Gesandten in Berlin, Mahmud Chan (Siehe Bild S. 228), der an der Spitze der Fortschrittspartei stand, veranlaßt, seinen Posten in Berlin aufzugeben und sich ins Privatleben zurückzuziehen.

— Bergbahn in Wildbad im Schwarzwald. Die abgeköhlten Thermal-, Dampf- und Heißluftbäder haben dem Städtchen Wildbad an der Enz im Schwarzwald einen bedeutenden Namen geschaffen und seine jährliche Kurgästeszahl auf die stattliche Höhe von 15 000 gebracht. Das Städtchen mit annähernd 4000 Einwohnern ist romantisch gelegen; in einem lang hingestreckten Tale, von der Enz durchflossen, bietet es zwischen den waldbedeckten Bergen einen lieblichen Anblick. Außerordentlich soll es auch zu einem Luftkurort ausgestaltet werden; zu diesem Zwecke hat man bereits eine Bergbahn (Siehe Seite 229) erbaut, die vor kurzem in feierlicher Weise dem Betrieb übergeben wurde.

Zur Unterhaltung.

— Druckfehler. Der junge Graf zündete sich eine Zigarre an und klingelte nach dem Lutscher.

— Nachtarbeit. Bauer: „Es ist ein Leiden, Herr Doktor, ich kann oft die halben Nächte nicht schlafen. Können Sie mir nicht ein Mittel geben?“ — Arzt: „Zählen Sie nur immer bis sieben, dann werden Sie bald einschlafen.“ — Bauer: Wenn ich immer bis sieben zählen soll, dann komm' ich ja erst um viertel Acht zum Einschlafen.“

— Wahrscheinlich. Arzt (renommierend): „Neulich habe ich einen äußerst komplizierten Beinbruch geheilt, der Mann wurde darauf Schnellläufer.“ — Herr: „Wohl als Sie mit der Rechnung kamen?“

— Dauerndes Andenken. „Was haben Sie denn gegen Herrn Rechenberg?“ — „Ach, wissen Sie, den habe ich mal um ein dauerndes Andenken gebeten, und da hat er mich angepumpt.“

— Zur Frauen-Emanzipation. Hansherr (Zeitung lesend): Die Bildungsansprüche steigern sich doch ins Ungemessene kaum sind ein paar Mädchengymnasien im Reiche eröffnet, da wird schon in unserer Zeitung eine Köchin mit Prima-Zeugnissen gesucht.

— Die höchste Zeit. A.: „Wohin so schnell?“ — B.: „Zu dem reichen Meier, ich will um seine Tochter anhalten!“ — A.: „Gilt denn das so?“ — B.: „Natürlich, sie ist ja die Letzte.“

Rätselecke.

Begerbild.



Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Druif geschossen.

Charade.

Wenn die Erste Fleiß und Müß
Lohnt, die auf sie verwendet,
Ihres Segens Wohlthat sie
Auch in mancher Hütte spendet.
So mit Recht den Letzten du
Je vergleichst ein menschlich Wesen:
Schließ' ihm deine Türe zu,
Laß' es nicht im Herzen lesen.
Ward des Ganzen Macht geschenkt
In den Kämpfen früherer Zeiten —
Welche Todeslaß gar hent
Seine Nachfolger verbreiten.

Rätsel.

Du siehst's, blickst du zu Füßen nieder,
Meist in Gebrauch ist's auf dem Land;
Verliert's von selbst zwei Teile wieder,
So ist's ein Name allbekannt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zahlenrätsel: Kalifornien, Arion, Diane, Irene, Zeile, Orkan, Ranke, Nelke, Ilka, Elfen, Ronne.

Rätsel - Distichon: Ingo — Jago.

Rebus: Frage nicht, was andere machen, acht' auf deine eigne Sachen.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Die Christblume.

Erzählung von C. Dorges.
8. Kapitel.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Es ist empörend! Niemals werde ich mein Haupt wieder erheben dürfen! Die Schande erdrückt mich!

Freisrau von Hochstein hatte in größter Aufregung diese Worte gesprochen und zerknitterte einen Brief, dessen Inhalt die heftige Gemütsbewegung verursacht hatte.

Es war ein herrlicher Maimorgen; die munteren Vögel zwischerten in den blühenden und dicht belaubten Bäumen, Käfer summten und bunte Schmetterlinge flogen emsig von Blüte zu Blüte. Doch die erzürnte stolze Frau achtete nicht auf das rege Leben um sie her, oder auf die Schönheit der Natur. Sie sah mit finsternen Blicken auf der Terrasse ihrer Villa in der Norddeutschen Hafensstadt, wo sich die Familie im Frühjahr gern einige Monate aufhielt, und wo sie vor einigen Monaten von Kurt Abschied genommen hatte.

Ihr zur Seite sah Helene; sie sah ebenso verstört wie die Mutter aus.

Vor wenigen Augenblicken war ein Brief von Kurt gekommen, der vor vier Wochen von Kalifornien abgesehen war. Kurt schrieb nur wenige, aber inhaltsreiche Zeilen. Er meldete seine Rückkehr auf der „Seelöwin“ an, die am 22. Mai einlaufen werde; doch den Hauptinhalt des Briefes bildete die Nachschrift; sie lautete:

„Ich bringe meine Gattin gleich mit. — Sie ist das beste, herrlichste Wesen auf der ganzen Welt. Um meiner willen bitte ich Euch, meine „Christ-

blume“ mit offenen Armen zu empfangen. Wenn Ihr sie erst kennet, werdet Ihr sie um ihrer selbst willen lieben. Ihr Vater war ein Deutscher, obgleich sein Kind in Amerika geboren und erzogen wurde.“

Der Freiherr hatte noch keine Ahnung von diesem Briefe; er saß mit seinen Freunden im Klubsaal, doch ein Diener war abgelandt, um ihn rufen zu lassen. Mittlerweile sah die Freisrau an der Seite der Tochter, ein Bild stummer Verzweiflung.

„Wir hätten diesen Schritt nicht verhindern können, Mutter,“ erwiderte Helene auf eine letzte erregte Bemerkung. „Kurt ist 25 Jahr; er ist majorenn und darf frei und selbständig wählen.“

„Er beslekt unseren alten, ehrwürdigen Namen und denkt nicht daran, was er dem Hause und seinen Ahnen schuldet! Wie ist es möglich, die Frau seine „Christblume“ zu nennen, vielleicht hat er am Weihnachtsfest sie zuerst gesehen! Und diese Person sollte als Herrin in unser altes Stammschloß ziehen und noch dazu die Hochsteinschen Juwelen tragen? Lieber wollte ich meinen einzigen Sohn im Grabe wissen!“

„O Mutter! still, du darfst nicht so sprechen.“

„Ich will sagen, was mir auf dem Herzen liegt,“ entgegnete die erbitterte Frau, „ich möchte diese Schmach der ganzen Welt ausposaunen.“

„Vielleicht ist sie gar nicht so schlimm, wie du sie dir vorstellst,“ wagte Helene zu beruhigen. „Ich kenne Kurt zu gut, er wird nur eine feingebildete Dame zur Gattin erwählen.“

„Du weißt, was er von dem Aufenthalt in Saratonka geschrieben hat. Er hatte dort weder Nachbarn noch Bekannte und an ein geselliges Leben war gar nicht zu denken. Wer weiß — er hat



Das Dorf Zirl in Tirol nach der Brandkatastrophe.

vielleicht von einem einfachen Milchmädchen sich betören lassen!

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete Helene entschieden, „doch sieh, dort kommt Papa!“

Der Freiherr war nicht minder bestürzt, wie seine Gattin, als er die inhaltsschwere Nachschrift gelesen hatte.

„Meine Christblume!“ stöhnte er, „und so schreibt mein Kurt, dem ein Graf seine Tochter nicht verweigert hätte.“

„Papa, sei nicht hart,“ schmeichelte Helene, „sieh, der Brief hat sich verzögert, — Kurt kann am 22. hier sein.“

Der alte Herr erschrak.

„Heute ist der 21. Er wird also morgen kommen!“

Die stolze Freifrau erhob sich und stellte sich mit blitzenden Augen ihrem Gatten gegenüber.

„Hierher wird er nicht kommen,“ entschied sie. „Solange ich Herrin des Hauses bin, soll dein Sohn eine „Wilbe“ oder eine „Negerin“ nicht über diese Schwelle führen!“

„Aber meine Liebe,“ rief verzweifelt der Gatte, „ich bin ebenso entrüstet wie du, was läßt sich aber an geschehenen Tatsachen ändern? Und Kurt ist unser einziger Sohn! Wenn ich sterbe — und ich bin ein alter Mann — so fällt ihm das Besitztum zu, darum süge dich und verdamme nicht eher, als bis du gesehen hast und urteilen kannst! Ich möchte gern den Rest meines Lebens in Frieden leben und mich nicht mit meinem einzigen Sohn entzweien; ich kann ihm mein Haus nicht verschließen, als ob er und seine Gattin Betrüger wären.“

„Darf ich sie am Hafen empfangen?“ bat Helene.

„Durchaus nicht,“ versetzte der Vater. „Am besten wird's schon sein, ich rede mit Herrn Oswald, meinem Anwalt, der versteht sich drauf, die unangenehmsten Sachen glatt zu wideln.“

„Das ist ein guter Einfall,“ meinte die Gattin und glättete die Falten ihrer Stirn, „Herr Oswald kann uns alsdann genaunen Bericht über die äußere Erscheinung dieser Person geben.“

„Kurts Gattin,“ verbesserte der Freiherr lächelnd und verlieh das Gemach.

Ehe er aber den Anwalt aufsuchte, mietete er im „Hotel zur goldenen Krone“ für seinen Sohn eine Reihe prächtiger Zimmer; denn er kannte seine Gattin und wollte aufregende Szenen vermeiden.

Herr Oswald übernahm den schwierigen Auftrag und versprach seinem Klienten die gewünschte Auskunft bald zu überbringen.

„Hängen Sie die Sache aber mit größter Vorsicht an,“ mahnte besorgt der bekümmerte Vater, „damit die junge Frau nicht unvorbereitet erfährt, daß meine Gattin sich weigert, sie zu empfangen. Natürlich muß aber Kurt die volle Wahrheit wissen.“

Herr Oswald begab sich seinem Versprechen gemäß am folgenden Tage an Bord der „Seelönigin“, die im Hafen Anker geworfen hatte. Sein erster Blick fiel auf den jungen Freiherrn, der mit strahlenden Augen das Menschengewühl musterte, das sich auf der Schiffsbrücke sammelte. Er stand allein am Schiffsrand, seiner Gattin harrend, die noch unten in der Kajüte das Einpacken ihrer Sachen beaufsichtigte. Der Anwalt legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes, der freudig überrascht aus seinen lieblichen Träumen erwachte. Doch bald verfinsterte sich sein Antlitz, als sich der väterliche Freund des Auftrages entledigte.

„Das darf meine Gattin nicht erfahren,“ rief er bestürzt, „es würde ihr das Herz brechen. Seien Sie aber für heute mein Gast im Hotel, damit Sie sie kennen lernen und genau meinen Eltern Bericht erstatten können.“

Der Anwalt willigte ein. Doch er wußte sich kaum vor Erstaunen zu fassen, als er die hoheitsvolle, königliche Gestalt und die feine aristokratische Bildung der jungen Frau gewahrte. Die elegante, nicht überladene Toilette erregte besondere Aufmerksamkeit, und er konnte nicht begreifen, daß in jenem einsamen Distrikt in Amerika dieser seine Geschmack sich entwickeln konnte.

„Nun, was sagen Sie? wie gefällt Ihnen meine Christblume?“ fragte Kurt, als seine Gattin das Zimmer verlassen hatte.

„Sie ist entzückend, aber — —“

„Aber die gesellschaftliche Welt will mehr von ihr wissen, ehe sie geduldet wird,“ ergänzte Kurt finster. „Die Damen werden fragen: Wer war sie vor ihrer Verheiratung? und die Herren: Wie groß ist ihr Vermögen?“

„Die Welt ist immer doppelt neugierig, wenn eine Fremde, die plötzlich erscheint, so anziehend ist, wie Ihre Gemahlin.“

„Wirklich? ich will Ihre Neugier befriedigen. Sie heißt Valeska Nobel. Ihr Vater hat sich nicht um sie bekümmert; ein wohlhabender Farmer nahm sich ihrer an und vermachte ihr nach seinem Tode — er starb im Januar — sein bedeutendes Vermögen, worauf wir am Hochzeitstage zugunsten zweier Verwandten, die ihr das Erbe mißgönnten, verzichteten.“

Der Anwalt stuzte. „Darf ich mir einige Fragen erlauben, die Ihnen vielleicht peinlich sind?“ fragte er dann.

„Ich will sie beantworten, so gut ich kann. Ich kenne Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß Sie triftigen Grund zu unangenehmen Fragen haben!“

„Hat Ihre Gattin eine Schwester Laura? Wurden beide vor zirka zwölf Jahren an der Seite ihrer sterbenden Mutter gefunden? Wurde auch Laura von einem Farmer aufgenommen?“

Kurt prallte entsetzt zurück, sein Antlitz erbleichte.

„Ich weiß nicht, wie Ihnen die Geschichte bekannt wurde, aber sie ist vollkommen wahr. Die arme Mutter schien von ihrem Gatten verlassen und starb im Urwald. Zwei Farmer erbarmten sich der armen Kinder. Sie fanden bei der Frau den Trauschein, die Geburts- und Taufscheine der Kinder. — Hier sind sie!“

„Ah!“ rief der Anwalt freudig überrascht, „ich will Ihnen alles erklären. Artur Nobel war mein bester Klient, er starb vor wenigen Wochen und überließ mir die Auffindung seiner Kinder und Erben.“

„Der Vater war ein — —“

„Er hat schwer gefehlt, aber sein ganzes Leben ist bittere Reue gewesen,“ unterbrach ihn der Anwalt. „Die nagenden Gewissensbisse beschleunigten sein Ende; aber er hinterläßt seinen Kindern ein bedeutendes Vermögen.“

„Ich beanspruche kein Vermögen für meine Gattin. Aber Vally ist so zartfühlend, daß ich mich freuen würde, zu hören, ihr Vater sei nicht so schlecht gewesen, wie vermutet werden muß.“

„Er war ein Edelmann, obgleich er herzlos gegen seine Gattin handelte. Vielleicht wird es sie überraschen zu hören, daß Ihre Mutter eine Verbindung mit ihm und Ihrer Schwester Helene plante. Graf Erlau war stets ihr Hausfreund!“

Graf Erlau?“

„Ah! Sie verstehen also? Graf Erlau, alias Artur Nobel erbt den Namen und Titel eines Veters. Sie können Ihre Gattin als Tochter des Grafen Erlau vorstellen!“

Herr Oswald erstattete nicht seinem Klienten den gewünschten Bericht, sondern schrieb einige Zeilen und teilte dem Freiherrn mit, daß er Kurts Gattin gesehen und als feingebildete Dame erkannt habe. Er bat den Freiherrn, selbst nach dem Hotel zu gehen, um sich zu überzeugen.

Die stolze Freifrau entschied sich sogleich, ihren Gatten zu begleiten, denn: „Du könntest ihm Logis in unserem Hause anbieten, und das will ich vermeiden,“ meinte sie.

Zu ihrer Ueberraschung hatte Kurt das Hotel verlassen, doch Valeska kam ihnen so edel und würdevoll entgegen, daß selbst der Freifrau die schöne Erscheinung imponierte.

„Es ist schade, daß Kurt ausgegangen ist,“ begann sie, „er mußte meiner Schwester ein Kabeltelegramm senden, denn Herr Oswald hält der Erbschaft wegen ihr Kommen für wünschenswert.“

Die Freifrau wurde verwirrt.

„Wollen Sie mir Ihren Namen sagen,“ bat sie, „Kurt nannte ihn nicht!“

„Ich bin die Tochter des Grafen Erlau, Ihres Freundes! Um feinetwillen bitte ich, mich ein wenig lieb zu haben.“

Die Freifrau breitete ihre Arme aus und drückte Valeska an ihr Herz.

Nur wenig ist hinzuzufügen. Nach wenigen Monaten kam Laura und Veters mit ihr. Sie hatte sich von ihren Pflegeeltern nicht trennen wollen, und diese wünschten, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben. Doch Saarfeld hatte auch das Geheimnis seines Herzens entdeckt, und als er von Laura Abschied nehmen wollte, gestand er ihr seine Liebe. Er lebt mit seiner Gattin glücklich auf Schloß Erlau, und seine größte Freude ist das nahe verwandtschaftliche Zusammenleben mit seinem Freunde Kurt.

Michael Richter und seine Schwester blieben in Waldbrunn, doch bald durchreiste ein englischer Kunstreiter die Gegend, verheiratete sich mit Marta, und dieser liebenswürdige Meister brannte ihr mit dem Vermögen durch.

Dr. Eckart, der allgemein beliebte Arzt, wurde auf einstim-

miges Verlangen der vielen Edelente aus seiner segensreichen Tätigkeit in China zurückgerufen und führte bald darauf seine treue Helene zum Traualtar.

Sieben Jahre waren vergangen. Kurt pflegt in seinem Garten mit besonderer Liebe die Christblumen, aber er ist nie so glücklich, als wenn er jener schaurigen Winternacht gedenkt, wo seine Christblume für ihn erblühte. Dann zieht die alte Frau ihre herzigen Entfalter auf den Schoß und erzählt ihnen immer und immer wieder die Geschichte, wie der Vater die Mutter gerettet und sie vor größerem Leid bewahrt hat, wie Gefangenschaft. Kurt lächelt still vergnügt, wenn er unbemerkt beobachtet, wie oft die alte Dame die junge Herrin in die Arme schließt und mit einem Kus ihr zuflüstert: „Meine Christblume!“

Licht in Nacht.

Von Henriette Breh.

Nachdruck verboten.

I.

„Du brauchst nicht deutlicher zu sein. Es ist genug. Ich blide tief dir in das Herz und kenne fürs ganze Leben dich!“

(Goethe, Tasso.)

Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne überhauchten die roten Blüten der Ramblerrose, die in üppiger Fülle die zum Garten hinabführende Veranda umspannten, mit einem warmen Schein. Stiller Abendfriede senkte sich herab. In den hohen Baumkronen ab und zu das verschlafene Zwitschern eines Vogels. Irgendwo sang eine Stimme ein schwermütiges Lied und von fern her klang das Abendläuten.

Die beiden jungen Menschenkinder, die einander bleich und zürnend gegenüberstanden, empfanden nichts von dem Frieden des Abends. In ihrer stürmischen Unterredung war eine peinliche Pause eingetreten und bestig ammen starrten beide vor sich hin. Die zitternden Finger des Mädchens zerpflückten in nervöser Unruhe eine Blume nach der anderen, während sie einen halb ängstlich-scheuen, halb trotigen Blick auf ihr Gegenüber richtete, der mit verschränkten Armen und zusammengepreßten Lippen gegen eine der rosenumrankten Säulen lehnte.

Mit einem tiefen Aufseufzen wandte er sich ihr wieder zu und alle Herbeheit war aus seinen Zügen weggewischt. Nur tiefer Schmerz sprach daraus.

„Erfriede,“ sagte er innig, ihre widerstrebenden Hände fassend, „bestimme dich, es kann ja nicht sein! Du kennst dein eigenes Herz nicht. Du kannst dein Wort nicht brechen und mein Leben düster und trostlos machen. Erfriede!“ Eine heiße Zärtlichkeit zitterte in seiner Stimme.

Sie aber zog ihre Hände zurück. „Ach, Reinhard,“ sagte sie schmerzlich, „warum mußt du kommen! Ich schrieb dir doch, daß ich dir nicht angehören könne, daß ich mich über meine Gefühle getäuscht hätte, warum konntest du dir und mir die Qual dieser Stunde nicht ersparen!“

„Warum?“ brauste er auf, „weil ich aus deinem eigenen Munde hören will, ob es wahr ist, was die kalten, toten Worte auf dem Papier besagen. Sollte ich es stumm und ohne Kampf ansehen, wie mein Liebstes sich von mir wendet? Dein Brief machte mich ganz fassungslos. Mein Kollege übernahm meine Klasse und der nächste Zug brachte mich hierher. Und nun verlange ich Rechenschaft. Erfriede, man sagt mir, du seiest leichtsinnig und unbeständig, man sagt, du spieltest mit mir — man bringt den Namen meiner Braut mit dem jungen, schwarzlockigen Künstler in Verbindung, der vor einem halben Jahr in der Gesellschaft auftauchte... ich aber, Erfriede,“ seine Stimme wurde weich, seine Augen strahlten sie voll Liebe an, „ich glaube nichts von alledem, ich glaube nur dir! Sprich nur ein Wort, Lieblich, sage, daß dieses Gerücht Verleumdung ist — sage, daß du mich liebst.“

Er wollte sie an sich ziehen, aber sie wich vor ihm zurück.

„Ich kann nicht,“ murmelte sie.

Seine Züge verdüsterten sich wieder. Mit hartem Griff hielt er ihre Hand in der seinen. „Sprich, war deine Liebe eine Lüge?“ fragte er herb.

Sie antwortete nicht. Die Rote kam und ging auf ihren Wänden.

„Erfriede,“ beschwor er sie, „hast du mich geliebt?“

„Verzeih mir, Reinhard — ich wußte bisher nicht, was Liebe war,“ sagte sie endlich leise.

Er ließ ihre Hand fahren und starrte sie an. Alle Farbe wich aus seinem Gesicht. Eine lange, bange Pause. Er hielt die Augen mit der Hand beschattet, und als er sie sinken ließ, waren seine Züge erschreckend verändert.

„Und jetzt weißt du es? Hat jener Künstler es dich gelehrt?“ fragte er sie endlich, und seine Stimme klang ihr seltsam fremd.

Sie schwieg und ließ den Kopf sinken.

„Es genügt. Ich will kein Hindernis für dein Glück sein.“ Müde und schwer fielen die Worte von seinen Lippen. Langsam streifte er den schmalen goldenen Reif vom Finger, gleichgültig, wie etwas Wertloses, ohne zu achten, wohin er fiel. Ein leises Klirren auf den Fußboden und er rollte die Verandastufen hinab.

Er wandte sich zum Gehen.

„D Reinhard,“ rief sie, erschreckt von dem Ausdruck seines Gesichtes, „gehe nicht im Zorn von mir, ich kann nicht anders!“

„Lebe wohl,“ sagte er leise, ohne ihre ausgestreckte Hand sehen zu wollen, „mögest du das Glück finden, das du erhoffst.“

Erhobenen Hauptes, ohne noch ein einziges Mal umzusehen, schritt er durch den Garten und ließ das Tor hinter sich zufallen.

Sie schaute ihm nach, und ihr war, als ginge ihr Glück von ihr. Aber sie rief ihn nicht zurück. Energisch trodnete sie die herborauellenden Tränen, und ihre Gedanken flogen dem jungen, glänzenden Künstler zu, der mit seiner sieghaften Persönlichkeit in ihrem törichtem, achtzehnjährigen Herzen schon lange das Bild des schlichten, ernstesten Gymnasiallehrers verdrängt hatte.

„Er wird es überwinden, es ist besser so. Ich wäre doch nicht glücklich mit ihm geworden,“ beschwichtigte sie sich selbst. Und damit war die Vergangenheit für sie abgetan. —

Dr. Reinhard Pauli saß in einer Ecke des Wartesaals. Es war noch eine Stunde Zeit bis zum Nachtzug. Draußen wogte das bunte, lärmende Bahnhofslieben des aufblühenden Kurortes, drinnen unter blühenden Kronleuchtern leises Gläserklirren und die diskret gedämpfte Unterhaltung einer eleganten Menge.

Dr. Pauli sah nichts von alledem. Wie geistesabwesend schaute er vor sich hin. Mechanisch ließ er sich von dem Kellner bedienen und versank dann in Grübeln. Er stützte den Kopf auf und presste die Hände gegen die hämmernden Schläfen.

O, wie er dieses Mädchen geliebt hatte! Wie er die Zeit herbeigesehnt hatte, wo sie vereinigt wurden, und er sie heimholen konnte in die schöne rheinische Provinzialstadt, wo sein Beruf ihn fesselte! Sie aber hatte ihm die Treue gebrochen.

Sie hat einen andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg
Es ist alles anders gekommen,
Ich wollt', es wär' wieder Krieg...“

Ein bitterer Zug grub sich um seinen Mund. O Gott, wie kalt und einsam würde jetzt sein Leben werden, wie leer und öde.

Ihn fröstelte plötzlich.

„Einfreigen nach C.“ meldete der Portier.

Dr. Pauli warf vom Bahnsteig aus noch einen letzten Abschiedsblick auf die im elektrischen Licht flimmernde Stadt und fuhr in die Nacht hinaus. —

II.

„Doch nutzlos war mein Tagwerk nicht hienieden,
Ward froh durch mich ein Herz, das bang,
Und mutbeseelt ein müder Gang
Den Weg entlang!“

(F. W. Kreiten.)

Der jour fixe der Frau Direktor Selling war allgemein beliebt. Man unterhielt sich bei der lebenswürdigen, geistvollen Dame aufs beste und lernte nebenbei oft interessante Menschen kennen. Heute war große Fete im Hause Selling. Man feierte den Geburtstag der Hausfrau mit einem reizenden kleinen Souper. Die Gesellschaft war gewählt, die Speisen vorzüglich, die Weine exquisit, die Unterhaltung angeregt und so herrschte allseitig die beste Stimmung. Brennende Tagesfragen, die gestrige Premiere der Oper und die letzten literarischen Neuheiten wurden besprochen. Als Kaffee und Kuchen herumgereicht wurden, löste die Gesellschaft sich in zwanglose Gruppen auf und die Unterhaltung wurde lebhafter. Der Sanitätsrat erzählte Fälle aus seiner Praxis, der alte Amtsrichter debattierte mit dem Hausherrn über einen verwickelten Prozeß. Irgend jemand sprach von dem schrecklichen Unglück des jungen Sekretärs Herwig, den plötz-

lich eine unheilbare Sehnenentzündung befallen hatte und der jetzt blind war — vollständig blind und damit brotlos.

„Sie hätten den Jammer des armen Menschen ansehen sollen,“ schloß der Erzähler, „ich habe selten etwas so Trostloses erlebt.“

„Ja, ein trauriger Fall,“ bestätigte der Amtsrichter in einem Anfall von Wohlwollen, der ihn nach einem guten Diner gewöhnlich befiel, „ich muß sehen, ob ich nicht die Gewährung einer kleinen Pension für den armen Menschen erwirken kann.“

„Hatten Sie auch schon davon gehört, bester Freund?“ wandte sich die Dame des Hauses an Dr. Pauli, der neben ihrer Tochter, einer schüchternen, zarten Blondine, saß. Frau Direktor zeichnete Dr. Pauli stets aus und behandelte ihn mit jener Lebenswürdigkeit, welche Müttern und Tanten, die sich des glücklichen Besites heiratsfähiger Töchter und Nichten erfreuen, so leicht zu Gebote steht. Dr. Pauli war, wenn auch nicht mehr sehr jung, doch ein schöner, stattlicher Mann und eine „gute Partie“. Leider war er aller Geselligkeit abhold und nahm nur selten eine Einladung an. Diejenige seines Vorgesetzten hatte er nicht ablehnen können, und Frau Direktor war nicht wenig befriedigt, den „menschenscheuen Einsiedler“ in ihrem Festkreise zu sehen. Er lebte völlig zurückgezogen, nur seinem Berufe und seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Das weibliche Geschlecht schien für ihn nicht zu existieren. Zwar man munkelte, daß er vor längeren Jahren verlobt gewesen sei, und daß seine Braut ihn um eines anderen willen verlassen. Ob dieses Gerücht auf Wahrheit beruhe, wußte niemand. Jedenfalls gab es viele Damen, die gern bereit waren, ihn zu trösten.

„Nein, gnädige Frau,“ beantwortete er die Frage der Hausfrau, „ich hörte erst soeben davon und bin tief ergriffen. Ein schweres Schicksal! Hilflos, von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen, in ewiger Nacht! Es muß fürchterlich sein!“

„Ja, und der Ärmste ist zudem verlobt mit einem ganz armen Mädchen, Buchhalterin oder Ladenröulein. Und denken Sie, das Mädchen will ihn trotz alledem heiraten! In drei Wochen ist die Hochzeit.“

Lauter Anrufe schwirrten durcheinander.

„Nein, wie töricht, welche überspannte Idee . . . eine



Zu den blutigen Vorgängen in Teheran:

Soldaten des Kosakenregiments, das auf Befehl des Schahs von Persien unter dem Kommando des russischen Generals Lialhoff das persische Parlamentsgebäude beschloß.

Don Quixoterie — wie rührend, das nenne ich großherzig und edel . . . begreifen Sie das? . . . Das ist ja ein Glend zu zweien . . .“ „Lang es von allen Seiten.“

„Ein heldenmütiges Beispiel weiblicher Treue,“ sagte Dr. Pauli und es zuckte seltsam in seinem Gesicht.

Die Gesellschaft begab sich ins Musikzimmer und die Tochter des Hauses setzte sich auf allseitiges Bitten an den kostbaren Ehrhardt-Flügel und trug mit ihrer zwar kleinen, aber wohlklingenden und gutgeschulerten Stimme Schumann'sche Lieder vor.

In Gedanken verloren, ging Dr. Pauli an diesem Abend nach Hause. Das schreckliche Los des armen, erblindeten jungen Mannes kam ihm nicht aus dem Sinn. Wie mochte er es tragen? Welche Verzweiflung mochte in ihm toben! Aus dem blühenden, reichen Leben, das so sonnig vor ihm lag, plötzlich herausgerissen, in qualvolle, nie endende Dunkelheit hinausgestoßen zu sein, von allen Schreden der Nacht umgeben, gleichsam tot bei lebendigem Leibe!

Ihn schauderte es. Er wollte morgen hingehen und den Ärmsten besuchen, vielleicht, daß er ihn trösten oder etwas für ihn tun konnte!

Seine Wohnung lag dunkel. Die alte Verwandte, die ihm den Haushalt führte, war längst zur Ruhe gegangen. Dr. Pauli zündete die Studierlampe an und setzte sich an den Schreibtisch.

Ein wehmütiges Gefühl beschlich ihn. Niemals würde ein liebes Weib ihn hier willkommen heißen, niemals frohe Kinderstimmen ihm jubeln! — Er hatte Recht gehabt: jener tiefe Schmerz, jene herbe Enttäuschung von damals hatte sein Leben düster gemacht. Viele Jahre waren seitdem darüber hinweggegangen. Er hatte längst überwunden; wie ein böser Traum lag das alles hinter ihm. Aber lange Jahre der Verbitterung hatte es doch gekostet und sein Vertrauen war ertötet. Er dachte nicht an ein neues Glück; das war für immer vorbei! Eifrig widmete er sich seinem Berufe, aber dennoch blieb in seinem Innern eine Leere, eine schmerzlich empfundene Lücke. Sein Leben erschien ihm nutzlos.



Zu den blutigen Vorgängen in Teheran:

Die Artillerie des Schah von Persien, die das Parlament bombardierte.

Ueber dem Schreibtisch hingen die Bilder seiner Eltern. Die Mutter hatte er nie gekannt, der Vater war schon zehn Jahre tot.

Sein Vater! — Wie oft stand vor seiner Seele die ehrwürdige Gestalt des ernstesten Mannes im weißen Haar, der seine Kindheit und Jugend so treu umsorgt hatte, dem er alles verdankte. Schlicht und einfach war das Wesen seines Vaters gewesen, anspruchslos und bescheiden — und doch reichte sein Einfluß in weite Kreise hinein, und doch waren Ströme von Segen von seinem Wirken ausgegangen.

Lange und gedankenvoll betrachtete Dr. Pauli das Bild des verstorbenen Vaters. Dann löschte er das Licht aus und legte sich schlafen.

Der folgende Tag war ein lichter, heller Sonnentag. Aber für Georg Herwig, den jungen erblindeten Sekretär, gab es keine Sonne mehr. Seine armen, lichtlosen Augen suchten vergebens die tiefe Nacht um ihn zu durchdringen, und Bitterkeit und Verzweiflung erfüllten ihn. Auch in seiner Seele war es Nacht. Nur ein einziger Stern leuchtete ihm — die treue Liebe seiner Braut. Und selbst das vermehrte sein Leid: durfte er dies junge Wesen an lebenslanges Elend fetten?

Seit einer Stunde weilte Dr. Pauli bei ihm und seinen warmen, ermutigenden Worten war es endlich gelungen, den bedauernswerten jungen Mann ein wenig aufzurichten.

„Und nun leben Sie wohl, mein junger Freund,“ schloß der Besucher abschiednehmend, „halten Sie den Kopf hoch und fassen Sie Mut. Sie besitzen ja noch ein Glück, um das zahllose Ihrer Schicksalsgenossen Sie beneiden können: Ihre Braut, die bald Ihr liebendes, sorgendes Weib sein wird. Wissen Sie, was das prächtige Mädchen mir antwortete, als ich sie vorhin besuchte und ihren Entschluß edel und großherzig nannte? Schlicht und einfach sagte sie: „Ich habe ihn lieb. Wir gehören zusammen. Sollte ich nur im Glück ihm treu sein und im Unglück ihn verlassen?“

Aus Georg Herwigs Gesicht sprach tiefe Bewegung. „Meine liebe, treue Martha,“ flüsterte er weich. „Ja, Sie haben recht, ich darf nicht klagen, mir bleibt noch ein köstlicher Schatz.“

„So ist's recht“ sagte Dr. Pauli herzlich. „Und Sie sind auch nicht hilflos und verlassen. Gott und gute Menschen



Der neue Thron für Papst Pius X., ein Geschenk der Katholiken, zum 50. Priesterjubiläum des Papstes.



Das Wislmann-Denkmal.

werden helfen. Einer meiner Studienfreunde ist Direktor einer Blindenanstalt. Zu diesem will ich fahren und mir die Blindenschrift erklären lassen. Ich weihe Sie dann in die Geheimnisse dieser Schrift ein, und es müßte doch sonderbar zugehen, wenn wir dann nicht irgendeine in Ihr früheres Fach einschlagende Tätigkeit finden sollten, die Sie nicht mit Hilfe einer Schreibmaschine und des Diktates Ihrer klugen Frau ausüben könnten!

Das Gesicht des Blinden hatte sich jetzt völlig aufgehellt. „Sie bringen Licht in meine Nacht,“ sagte er, in tiefer Bewegung nach den Händen des andern tastend, „ich danke Ihnen, Herr Doktor, o ich danke Ihnen —“

Dr. Pauli drückte gerührt seine Hand. „Nun nochmals adieu, mein Lieber, und guten Mut. Dieser Tage komme ich wieder.“

Mit elastischen Schritten ging Dr. Pauli durch die Straßen. Er fühlte sich gehoben und befriedigt. Er empfand die Seligkeit des Gefühls, einem andern Menschen wohlgetan zu haben.

„Sie bringen Licht in meine Nacht,“ hatte der arme Blinde gesagt. Ja, diesen Weg wollte Dr. Pauli fortan einschlagen — er gelobte es sich in dieser Stunde. —

III.

Wachende Augen für anderer Glück,
Fühlende Herzen für fremdes Geschick,
Schnelles Verständnis für Freude und Not,
Helfende Hände für Leben und Tod,
Reich im Entlagen und dürftig im Lohn,
Friede im Auge und Freude im Ton,
Selig im Geben und selbst wünschelos:
Selbstlose Seelen, wie heilig, wie groß!“

M. Herbert.

Die Jahre kamen und schwanden. Dr. Reinhard Pauli's Haar war an den Schläfen ergraut, aber seine Augen blickten noch hell, seine Tatkraft war noch ungebrochen. Statt der früheren herben Linien war in sein Gesicht ein Ausdruck von Milde und Güte gekommen. Was er damals sich gelobt, das

hatte er ausgeführt. Er war den Weg des Wohlthuns und der Menschenliebe gegangen. Und er hatte gestaunt, daß es so viel Glend in der Welt gab, wenn man es nur suchen und finden wollte — wieviel Verbes- und Seelennot es zu lindern, wieviel Tränen es zu trocknen gab! Ganz besonders hatte er die Blinden in sein Herz geschlossen. Das traurige Schicksal Georg Herwigs, seines ersten Schütlings, hatte ihm eine innige Teilnahme eingelöst für diese „Aermsten der Armen“. Ihnen gehörte fortan seine Liebe und Hilfe. Für sie zu wirken, ihr düsteres Los erträglicher zu gestalten, wurde sein edles Ziel. Und die Dankbarkeit und Liebe seiner Schütlinge belohnte ihn reich. Unermülich war er tätig für sie, besuchte, unterrichtete, ermutigte sie, vermittelte ihnen Arbeit und Verdienst, veranstaltete Konzerte für sie und mit ihnen, verschaffte ihnen geistige Anregung und, soweit es möglich war, Kunstgenüsse. Großes hatte er geleistet, und das warme Interesse für die Blinden, das er in weitesten Kreisen geweckt, das Werk, das er ins Loben gerufen, würde auch mit seinem Tode nicht untergehen — würde fortleben in dem „Blindenverein“, den er ins Leben gerufen, und dessen Leiter und Seele er war. Einer war hier des anderen Trost und Stütze, und die gemeinsamen Erholungen, Ausflüge und kleinen Feste bildeten Lichtpunkte in ihrer dunkeln Nacht.

Und Dr. Pauli war der Vertraute, Freund und Ratgeber aller. Man nannte ihn den „Blindenwater“ — und das war der schönste Ehrentitel, der ihm hätte verliehen werden können.

Ja, Dr. Pauli lebte für andere, und dadurch hatte sein eigenes Leben Ankergrund und Inhalt bekommen, war licht und hell geworden, reich und fruchtbringend.

Heute sah Dr. Pauli mit tief umschatteter Stirn vor seinem Schreibtisch. Seine sonst so klaren Augen blickten umflort. Vor ihm lag eine Zeitung — und bei den großgedruckten Todesanzeigen der letzten Seite stand zu lesen: „... Witwe Direktor Reichert, geb. Elfriede Berger“

Dr. Pauli fuhr mit der Hand über die Augen. Sie war tot — Arme Elfriede! Er hatte von ihr gehört. Sie war nicht allfölich gewesen. Sie „hatte gehabt weder Glück noch Stern“. All ihre Familienglieder hatte sie begraben müssen — und nun war sie gestorben — die letzte — vielleicht einsam und allein!

„... nach langer Krankheit, sanft und ergeben,“ ... stand da. — Er atmete tief und faltete die Hände zu stillem Gebet.

„Sie ruhe in Frieden. Möge sie aus Kampf und Leid und Nacht eingehen zum ewigen Licht!“

Heimaterde.

Skizze von Henriette Brey.

(Nachdruck verboten.)

Schweratmend stützte sich das junge Mädchen auf den Arm ihrer Begleiterin, als beide den sanft aufsteigenden Weg zu dem ob seiner herrlichen Lage berühmten Kirchhof des Baderortes Ilfenbrunn hinangingen.

„Die Anstrengung ist ja doch zu groß für dich, liebe Marga“, sagte die ältere Dame besorgt. „Aber du hattest keine Ruhe, du wolltest ja durchaus noch heute den Friedhof besuchen.“ fügte sie im Tone sanften Vorwurfs hinzu.

„O, wir sind ja schon angelangt, Tante Lotte; und mir ist auch ganz wohl.“ Aber sie ließ sich doch schwer auf eine der in der Eingangsallee stehenden Ruhebänke fallen.

„Wir wollen ein wenig rasten, liebe Tante,“ sagte sie, ermattet sich zurücklehnd und die Augen schließend.

Auf den ersten Blick sah man, daß Marga Waldow eine Beute jener tödtlichen Krankheit war, die, wenn sie ihr Opfer einmal erfaßt hat, es nicht mehr losläßt.

Sie war gestern in Ilfenbrunn angekommen, dem letzten Zufluchtsort so mancher Schwindsüchtigen, die in der milden, ozonreichen Luft Heilung für ihre kranke Lungen suchen. Aber für Marga Waldow gab es keine Rettung mehr; Tante Lotte wußte das nur zu gut; sie wußte, daß die Krankheit in ihr letztes Stadium getreten war, wenn auch die Leidende selbst keine Ahnung davon hatte.

Marga täuschte sich gänzlich über ihren Zustand. Mit dem Optimismus so vieler Lungenkranken, bei denen das Uebel einen schleichen, langsam zehrenden Charakter angenommen hat, hoffte sie immer wieder, daß die „leichte Erkältung, der unbedeutende Husten“ bald verschwinden werde. Sie verstand die ängstliche Fürsorge nicht, mit der man sie

umgab. Sie war ja überhaupt nicht krank — ganz und gar nicht; sie war nur müde, so sehr müde! Aber die Kräfte würden schon wieder kommen, wenn sie nur einige Zeit mildere Luft geatmet hätte.

Und so zog sie denn rastlos von einem Badeort zum andern, überall vergebens Binderung suchend und dennoch mit der unverwüthlichen Hoffnungsfreudigkeit ihrer 21 Jahre sich an das Leben klammernd.

Nirgendwo hielt sie es lange aus. Eine innere Unruhe schien sie erfaßt zu haben, als flüchte sie vor dem Tode.

Die alte Dame, die nun schon so lange Mutterstelle an dem Kinde ihrer einzigen Schwester vertrat, kannte diese Rastlosigkeit, das Vorzeichen eines baldigen Endes, nur zu wohl. Genau so war es bei Margas Mutter gewesen! Auch sie hatte es ruhelos durch die Welt getrieben. Das junge Leben wehrte sich kämpfend und ringend gegen den Tod, bis ihr Gatte sie von Mantone sterbend in die Heimat brachte — und ein Jahr später sich neben sie zur ewigen Ruhe legte.

Sorgenvoll betrachtete Tante Lotte die Züge der Kranken. Sie waren von krankhafter Blässe. In den eingesunkenen Schläfen schimmerte das bläuliche Geäder hervor. Die Augen waren tief umschattet und die scharf umgrenzten heftigen Rufen auf den Wangen — Kirchofsblumen — blühten in höherem Rot wie jemals.

Die alte Dame senkte tief auf. Marga richtete sich auf. „Was hast du, Tanten? Gewiß wird dir die Zeit lang. Komm, wir wollen gehen.“

Sie durchschritten das kunstvoll geschmiedete Eingangstor. „Ach, wie wunderbar schön! Welch ein Mhl des Friedens!“ rief das junge Mädchen entzückt aus.

Und in der Tat bot der Kirchhof einen herrlichen Anblick. Terrassenförmig angelegt, lag er mitten in eine köstliche Landschaft eingebettet, rings von prächtigen Anlagen umgeben, die sich vom Kurhaus bis hierher zogen, während in der Ferne die sanftgeschwungenen Linien blauer Berge den Horizont abschlossen. Die Toten von Ilfenbrunn hätten sich kein schöneres Fleckchen zur Grabruhe aussuchen können.

Schattige Wege durchschnitten den Friedhof. Zwischen schwermütigen dunklen Zypressen schimmerten weiße Marmorkreuze und von Künstlerhand geschaffene Grabmäler. Und überall dufteten in verichwenderischer Fülle die Rosen, Rosen in allen Formen und Arten, in allen Farben und Schattierungen. Die Natur schien durch tausendfach spriehendes Leben über Trauer und Schmerz hinwegtäuschen zu wollen.

Die beiden schritten schweigend durch die Gräberreihen und lasen hin und wieder die Inschriften — Worte tiefer Trauer, schmerzlicher Wehmut, aber auch stiller Ergebung, die im Glauben an ein Wiedersehen Trost findet.

„Rosa Wilden, 18 Jahre alt,“ stand auf einem schmucklosen Kreuz. „Es mußte schrecklich sein, so jung zu sterben,“ dachte Marga. „Camille de Charillon“ lasen sie auf einem Grabmal, das einen schlanken, griechischen Säulentempel vorstellte. „Paolo Solanini“, auf einem anderen; „Celeste Lafexieux“, „Ralf Richmond“, — ach, so viele fremdländische Namen ... waren die alle hergekommen, um hier zu sterben? Margas Herz zog sich zusammen.

Ein seltsames Denkmal unter einer mächtigen Trauerische erregte ihre Aufmerksamkeit. Es bestand aus einem einzigen, achtseitigen, schwarzen Marmorblock, auf welchem Name und Titel eingraviert war. Die ganze hoffnungsvolle Verzweigung eines Menschen, dem die Religion keinen Halt gibt, sprach aus der Inschrift zu Füßen des Sockels. „Lost is lost, and gone is gone for ever!“ stand dort eingemeißelt. „Verloren ist verloren, und einmal gegangen ist für ewig gegangen.“

Wie trostlos. Marga fröstelte es. Liebevoll zog die Tante sie fort. „Komm, mein Kind. Siehe dort die wundervoll Grabkapelle, wir wollen hineingehen.“

In den edelsten gotischen Formen, gekrönt von einem schlanken, durchbrochenen Türmchen, erhob sich inmitten des Friedhofs die Grabkapelle.

„Schön wie ein steingewordenes Gebet“, sagte Tante Lotte. Sie schritten hinein. Ein dämmeriges Halbdunkel herrschte innen. Die Wände entlang zogen sich Marmorreliefs, die Totenerweckungen der heiligen Schrift darstellend. Ueber dem Altar erhob sich in sieghafter, erhabener Schönheit die Gestalt des Heilandbes. „Ego sum resurrectio et vita“. („Ich bin die Auferstehung und das Leben“) schienen seine Lippen zu sprechen.

Die Frauen knieten zum Gebete nieder und der stille Frieden des heiligen Ortes umfing sie.

Nach einer Weile erhob sich Marga. „Tantchen,“ flüsterte sie, „bleibe noch was hier, du bist müde. Ich möchte noch ein wenig umhergehen.“

Leise verließ sie die Kirche. Unter einer Gruppe Platanen hatte sie vorhin ein Denkmal gesehen, das sie durch seine Eigenart unwiderstehlich anzog. Jetzt hatte sie es erreicht und lehnte sich gegen das Gitter, von dem es umschlossen war.

Auf einem Steinsarkophag ruhte eine jugendliche Mädchengestalt von idealer, ätherischer Schönheit. „Das Mägdlein schläft!“ stand unter dem Namen der Toten, die das einzige Kind ihrer Eltern gewesen. Und unten am Rande standen folgende schlichte Worte:

„Mutter, wenn der Vater fragt,
Wo ich denn gegangen bin,
Sag, daß Gott mich zu sich rief,
Sag, daß ich im Himmel bin.“
„Vater, wenn die Mutter weint,
Trockne ihr die Tränen ab,
Pflanze, wenn die Sonne scheint,
Eine Blume auf mein Grab.“

Ein seltsames Gefühl befiel Marga. Tränen traten in ihre Augen. Warum mußten doch alle diese jungen Menschen so früh sterben? Und — warum starben sie hier. Was hatte ihnen gefehlt? Waren sie hergekommen, Genesung zu suchen, und hatten den Tod gefunden?

Margas Atem stockte plötzlich; sie drückte die Hand auf das klopfende Herz. Suchte nicht auch sie Genesung? War sie doch vielleicht wirklich krank, so krank, daß es keine Genesung mehr gab, daß auch sie, wie dieses junge Mädchen, in der Blüte ihres Lebens ins Grab steigen mußte?

Zum ersten Male kam eine Ahnung des Zustandes über sie. — Der Tod! Sie hatte nie an das Sterben gedacht und jetzt auf einmal — sie rief sich so manche Umstände ins Gedächtnis zurück. Die bedenklliche Miene der Ärzte, die oft heimlich verweinten Augen der Tante, ihre zärtliche Liebe, wie man sie Scheidenden erweist, das, was sie über den Tod ihrer Mutter gehört und so manche unwillkürliche mitleidige Aeußerung der Leute — und plötzlich wußte sie es: sie war dem Tode verfallen.

Sie brach in die Kniee und presste die Hände vor das Gesicht. In ihrem Kopfe brauste es: Sterben, sterben! Ein dumpfes Wehgefühl presste ihre Brust zusammen. Sterben, sterben. Und die Welt war doch so schön, die Rosen dufteten so süß, die Sonne blickte so strahlend.

Aber — war denn Sterben so schlimm? Würde es sich nicht lieblich ruhen unter diesem lachend blauen Himmel, inmitten der idyllischen Natur? Hier? War denn der Tod schon so nahe? Ein Schauer erfaßte sie; ihre Stirne leuchtete sich. Hilfesehend blickte sie um sich.

Die gütigen Heilandsaugen in der Grabkapelle fielen ihr ein. „Ego sum resurrectio“ („Ich bin die Auferstehung“) hatte er gesagt. Sie erhob sich mühsam und lenkte ihre Schritte dahin.

Ein großes Marmorkreuz stand hart am Wege. Unwillkürlich fielen ihre Augen darauf, und dann weiteten sie sich in plötzlichem Erschrecken. O mein Gott, diesen Toten kannte sie!

Er war ein berühmter, schweizerischer Gelehrter, den sie voriges Jahr in Meran kennen gelernt hatte. Wohl hatte sie väter von seinem Tode gelesen, aber das tägliche Loben hatte den Eindruck schnell verwischt. Hier in der Fremde also war er gestorben, der so begeistert von seiner Alpenheimat sprach.

Schmerzlich bewegt kniete sie zum Gebete nieder. Und dann sanken ihre Blicke tiefer und fielen auf Webers ergreifende Worte, die wie ein Schmerzensschrei aus dem Grabe klangen:

„Jede Günst, sogar die letzte,
Ward nach Mühsal und Beschwerde,
Mir versagt, die allerärmste:
Schlaf im Schoß der Heimerde!“

Heiße Tränen rollten über ihre Wangen. „Schlaf im Schoß der Heimerde!“ O, wenn ihr Tod beschlossen war, wenn sie sterben mußte, — nicht in der Fremde wollte sie sterben, nein, nein, nicht hier schlafen, wo gleichgültige Menschen vorüber schritten und sie vergessen sein würde. In der Heimerde wollte sie ruhen, auf dem trauten Friedhofe im Schatten der altersgrauen Kirche, in der Gruft ihrer Eltern, wo liebe Hände ihr Grab mit Blumen schmückten, wo Verwandte und Freunde sie besuchten, wo treue Herzen manches Vaterunser für ihre Seele sprachen.

Sie wollte heim nach Hause.

Und sie lehnte ihre Stirn gegen das Kreuz und weinte. „Aber Marga, Liebling, was ist dir?“ Zärtlich schlangen die Arme der Tante sich um die leichte Gestalt.

„Warum weinst du, Herz?“
„O, Tante Lotte,“ schluchzte diese, „bringe mich fort von hier. Ich weiß, ich muß sterben . . .“

„Aber um Gotteswillen Kind, wer sagt Dir . . .?“
„Ich fühle es, Tante, aber ich kann nicht in der Fremde sterben, bringe mich nach Hause.“

Zwei Monate später wölbte sich auf dem Familienbegräbnisplatze der Waldow ein frischer Hügel und Tante Lotte in Trauerkleidung kniete jeden Morgen betend am Grabe ihres Lieblings nieder und legte einen Strauß frischer Rosen darauf. Margas Leben war sanft erloschen. Sobald sie in die Heimat kam, war sie ruhig geworden. Täglich hatte dann der alte Pfarrer sie besucht und Friede und Ergebenheit zogen in ihr Herz.

Wehmütig hatte sie oft dem Fluge der Schwalben nachgeschaut, die gegen Süden zogen — und als die ersten Blätter fielen, eines Abends, als im Westen in rotgoldener Pracht die Sonne unterlief, da hatte sie still das müde junge Haupt zur ewigen Ruhe hingelegt — um im Schoße der teuren Heimerde der Auferstehung entgegenzuschlummern.



Nützliches süßes Haus.



— Um guten, feistlebenden Gummi zu erhalten, tut man für 20 Pfg. arabisches Gummipulver in ein feines Töpfchen, gießt eine halbe Tasse lauwarmes Wasser darüber und läßt es drei Stunden lang auf dem heißen Herde stehen, ohne darin zu rühren. Sollte der Gummi zu dick geworden sein, so kann man noch etwas laues Wasser daran gießen.

Ein gutes Rezept zu einer Fischsuppe ist das folgende: Zwei Kilo ausgekommener, gewaschener Fische werden in Stücke geschnitten und in vier Liter kaltem Wasser mit Salz, einem großen Krautband und Wurzeln zu Feuer gekocht. Sind letztere gar, werden sie mit dem Kraut, das über der Suppe ausgedrückt wird, herausgenommen, abgepült und zerschneiden. Die Fische läßt man ganz auskochen, zerbrückt sie, gibt die Suppe durch ein Sieb, begießt die Fische, damit die Kraft ganz herausgeht, mit wenig heißem Wasser und setzt die durchgeseibte Suppe wieder auf. Dann backt man eine Handvoll Sauerampfer, halb so viel Porree und Petersilie mit zwei Eßlöffel voll Mehl, rührt es in etwas weniger als einviertel Liter saurem Rahm aus, verdünnt es mit wenig Suppe, gibt es unter Umrühren zu der heißen Fischsuppe und rührt diese, bis sie kocht. Dann tut man die Wurzeln hinzu und kocht Brot oder Mehlklöße in die Suppe.

Kreuzstern



MAGGI'S Würze

ist und bleibt
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen
ausdrücklich **MAGGI'S Würze.**



Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

von BERGMANN & Co.
RADEBÜL-DRESDEN

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine weiße, sammetweiche Haut u. sarten, blendend schönen Teint. A St. 60 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Zur Brandkatastrophe in Zirl (Tirol). (Vergl. das Bild Seite 233.) Der von Touristen viel besuchte Ort Zirl in Tirol wurde vor kurzem durch die Unvorsichtigkeit spielender Kinder fast vollständig ein Raub der Flammen. Die holzgedeckten Häuser boten den Flammen ein günstiges Material, so daß in kurzer Zeit ungeachtet der riesigen Arbeit der Feuerwehren 164 Gebäude niederbrannten und 1300 Menschen obdachlos wurden.

— Zu den blutigen Vorgängen in Teheran. Dem Drängen der Fortschrittspartei und den Forderungen des Volkes nachgebend, hatte der Schah von Persien unter Hinterrücklassung seiner absolutistischen Macht dem Volke eine Art Verfassung gegeben, dadurch aber die Hofdamarilla mobil gemacht. Deren Ziel war die Auflösung des Parlamentes. Schon im Vorjahre machte der Schah auf ihr Drängen einen Versuch zum Sturz des Parlamentes, ohne Erfolg. Diesmal ist es ihm geglückt. Artillerie und Kosaken (Siehe Bild Seite 226), unter russischem Kommando, beschossen das Parlament und die danebenstehende Moschee und alle Gebäude, die Gegner der Reaktion bargen. Dabei wurde nach Kräften geraubt und geplündert; über 300 Menschen kamen um. Das neue Parlament ist lediglich eine Verbrämung des Absolutismus, den der nun einmal geweckte Geist des Fortschritts auch noch zu Fall bringen wird.

— Witzmann-Denkmal. Dem kühnsten Afrikaforscher Deutschlands haben Freunde und Verehrer in seinem Sterbeorte, in der Nähe seiner früheren Besetzung Weissenbach in Steiermark, ein Denkmal gesetzt. (Siehe Bild Seite 237.) Ein roh behauener, mächtiger Steinblock, trägt in seinem vorderen Oberteile in Medaillonform das Bildnis dieses begünstigten Pioniers deutscher Kultur.

— Der neue Thron für Papst Pius X. Zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum haben die Katholiken dem hl. Vater einen aus kostbarem Holz geschnittenen Thron gestiftet. Das von Bildhauer Cadorin aus Venedig hergestellte Prachtwerk (Vergl. das Bild Seite 237), zeigt auf den Seiten die Apostel Petrus und Markus, und wird durch die päpstlichen Insignien gekrönt.



Zur Unterhaltung.



— Genugtuung. Gast: „Herr Wirt, das Fleisch ist nicht frisch.“ — Wirt: „Wahrhaftig — Geben Sie dem Pikkolo ein paar Ohrfeigen.“

— Doch etwas. Student Kneipmeier: „Nu, wie war's im Examen?“ — Kandidat der Medizin: „Um, nur die drei letzten Fragen habe ich beantwortet.“ — Student: „Was war denn das?“ — Kandidat: „Der Professor fragte mich, wie ich hieße, wo ich geboren und wie alt ich wäre.“

— Zerstreut. Arzt: „Die Operation werden wir an Ihnen in der Klinik vornehmen müssen.“ — Kranker Professor: „Muß ich da selbst hinkommen?“

— Einträgliche Beschäftigung. Onkel: „Hör' mal, Junge, du liegst mir hier immer auf der Tasche, — arbeitest du denn gar nichts?“ — Student: „Na, Onkel, ich bearbeite dich doch den ganzen Tag; mehr kann ich als Arzt auch nicht verdienen.“

— Historisch. Professor: „Was erscheint Ihnen im Leben König Saul's am bemerkenswertesten?“ — Student: „Seine Abneigung gegen die Philister.“

— Poesie und Prosa. A.: „Was wäre die Welt ohne die Freundschaft, die sich opfert, selbst wenn es ihr noch so schwer wird. Siehst du, eine solche Freundschaft hege ich für dich und desgleichen hoffe ich, daß auch du.“ — B.: „Mensch hör' auf — wenn ich dir sage — ich habe nicht einen Pfennig bei mir!“

— Ein weiser Papa. 16jähriger Junge: „Vater, laß mich doch nun auch mal allein kneipen gehen!“ — Vater: „Tu, was du nicht lassen kannst!“ — Junge: „Aber ich habe gar kein Geld!“ — Vater: „So laß, was du nicht tun kannst!“

— Zu viel verlangt. Arzt: „Nun, Herr Grobber, was fehlt Ihnen denn?“ — Patient: „Ach was, fragen Sie nicht lange, sondern kurieren Sie gleich drauf los!“



Rätselecke.



Besierbild.



Ach, da kommt der Papa! Wo denn?

Gleichklang.

Es klingt im Chor
Mit dunklem Ton.
Ich bin's, einst wird
Es auch mein Sohn.
So wünsch' ich mir
Den goldnen Wein,
Doch darf es nie
Der Braten sein.

Ergänzungs-Rätsel.

... ge, Ki . . . e, au . . . h, B . . . nz, . . . r, . . . l,
K . . . e, . . . ier, We . . . , . . . or, K . . . ze:

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben ergeben im Zusammenhang gelesen einen Sinnspruch.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Feldschlange.

Rätsel: Estrich — Erich.

Rebus: Wer die Wahl, hat die Qual.



Von auswärts.

Von D. Doering (Dachau).

Nachdruck verboten.

„Diesmal fangen wir die Geschichte klüger an,“ murmelte Herr Mählmann vor sich hin, schloß den eben fertig geschriebenen Brief, legte an der Zehnpennigmarke und hobte sie sorgfältig auf. Dann erhob er sich, nahm den Brief in die Hand, setzte seinen Hut auf und trat in den Treppenhof. Draußen traf er seine alte Haushälterin.

„Diesmal fangen wir die Geschichte klüger an, Frau Weißle,“ sagte er mit triumphierendem Lächeln. „Neulich, das war ja freilich nichts mit dem sauren Zeug, aber jetzt sollen Sie mal sehen . . .“

„Haben Sie wieder was von auswärts bestellt?“ jagte die Frau in mißbilligendem Tone.

„Natürlich. Was soll man denn essen? Hier in diesem Koft, wohin einen das Schicksal verschlagen hat, gibt's doch nichts!“

„Aber das neulich war doch so schlecht! Die Heringe sind ranzig gewesen, und der Fleischsalat, da haben Sie selber gesagt, daß man da Leibschmerzen von kriegen müßte. Und dann die Fischkoteletten, die waren doch schon das allerdollste! Das waren in Wirklichkeit alte, ausgewachsene Zwerghühner und so hart, daß sie knapp zu beißen waren. . . Und die Krebse?“

„Ganz richtig, liebe Frau Weißle. Das sehe ich ja jetzt ein, solche Dinge kann man von auswärts nicht beziehen. Ich habe mich diesmal besser vorgeesehen.“

„Was ist es denn, wenn man fragen darf?“

„Goulasch!“

„Was?“

„Ja, das heißt eine ganz besondere Sorte. Direkt aus Ungarn. Solches Fleisch gibt's hier überhaupt gar nicht.“

„Na, bloß nicht.“

„Und dann die Paprika. „Die“ heißt es, nicht „der“! Das ist nämlich die Hauptsache.“

„Wieviel ist es denn?“

„Ach, nur ein bißchen. . . eine 10 Pfund-Büchse.“

„Wieviel?“

„Ja, das war die kleinste Menge, die zu haben ist.“

„Wann kommt denn das Zeug an?“

„Ich denke, in acht Tagen etwa. Für die Zwischenzeit ist bereits gesorgt.“

„Sie haben doch nicht noch was kommen lassen?“

„Doch, doch. Ganz etwas Feines. Zu meinem Namens- tag. Warten Sie mal, was?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Sehen Sie mal“, sagte Herr Mählmann etwas zögernd. Der spöttische Ausdruck im Gesicht seiner Haushälterin machte ihn verlegen. . . . Sie wissen doch, daß ich immer so gern Räucherfische esse. Nun lese ich neulich in der „Allgemeinen“, daß da in Thrandorf an der Ostsee ein gewisser Dammayer wohnt, der verschickt Flundern und Aale und Büdlinge und alles mögliche, ganz frisch geräuchert und spottbillig. Sieben Aale und fünfzig Flundern sollten bloß 5 Mk. alle zusammen kosten. Nun habe ich ihm ja geschrieben, so viel brauchte ich garnicht. Er soll nur für dasselbe Geld weniger schicken, aber dafür die Aale sehr dick und Flundern die größte Sorte.“

„So was gibt's doch aber hier gegenüber bei Frau Kahl- dorff auch?“

„Reden Sie mir nicht von Frau Kahlsdorff. Was verstehen die Leute hier von solchen Sachen. Dergleichen kann man nur an der Wasserfontäne würdigen.“

„Waren Sie denn schon mal dort?“

„Das nicht, meine liebe Frau Weißle. Aber ich verjeege mich im Geiste dorthin. Wenn die Aale und Flundern direkt von dort in meine Behauptung kommen, so atme ich gewissermaßen die würzige Seeluft. Das eriebt für jemand, der daheim bleiben muß, eine Ferienreise, ich will ja nicht gerade sagen ganz, aber doch zum recht großen Teile.“

„Nur gut, daß es so 'ne bescheidene Leute gibt. Dann reisen Sie wohl auch im Geiste nach Ungarn, wenn das Goulasch kommt?“

„Nicht gerade da- hin, aber nach Wien an die schöne blaue Donau. Es gibt nur a Kaiser- stadt! Das ist doch gewiß die be- quemste Art und auch die billigste. Nächstens lasse ich übrigens auch Käse kommen — direkt aus der Schweiz.“

„Gibt's doch bei der Kahlsdorffen auch!“

„Was nützt mir das? Er kommt doch nicht direkt für mich! Der Käse der Frau da drüben sagt mir nichts!“

„Damit ging er zum Hause hinaus.“



Festhalle der diesjährigen Katholikerversammlung zu Düsseldorf.

„Was die Männer nicht alles für Einfälle haben,“ sprach Frau Weißle kopfschüttelnd vor sich hin. „Dieser hat nun die Art. Wenn ich bloß noch an meinen Seligen denke. Etwas verrückt sind sie doch alle.“

Während die erfahrene Frau diesem Gedanken weiter nachsann, wobei ihr dessen Richtigkeit immer deutlicher wurde, schritt Herr Möhlmann würdevoll über die Straße. Am Schaufenster einer hübschen Delikatessenhandlung blieb er stehen und betrachtete mit düsterem Blicke, was da ausgestellt war.

„Nun, Herr Steuerrevisor, ist Ihnen etwas gefällig?“ fragte eine freundliche Stimme.

Herr Möhlmann blickte auf und in das hübsche Gesicht der niedlichen Frau Rahlsdorff, die seit ihres Mannes Tode das Geschäft mit gutem Erfolg weiterführte.

„Danke, brauche nichts,“ knurrte Möhlmann so ingrimmig, wie er im Augenblick nur fertig bringen konnte. „Beziehe alle besseren Sachen von auswärts.“

Der Herr Steuerrevisor knüpfte sorgfältig und mühselig die Bindfäden auseinander, mit denen das Aal- und Flunderpaket verpackt war.

„Jetzt bin ich doch mal neugierig nach dem Reinsfall mit dem talgigen Goulasch,“ sagte Frau Weißle, die ihm zuschaute. „Sehr groß scheinen die Dinger nicht zu sein. In solche kleine Schachtel gehen die Flundern von der Rahlsdorffsen nicht rein.“

„Lassen Sie mich mit der Frau gefälligst ein für allemal in Ruhe,“ erwiderte Herr Möhlmann, nervös an den Schnüren reißend. „So, jetzt werden wir's gleich haben. Aha, da sehen Sie mal!“

„Ne, so was,“ lachte Frau Weißle hell auf. „Das sind die ganz dicken Aale und die Riesenflundern!“

Möhlmann betrachtete die dunkelbraunen Geschöpfe mit bedenklichem Gesichte.

„Na ja,“ sagte er dann, „sehr groß sind die Flundern nicht.“

„Ungefähr wie eine Sohle von einem Kinderschuh!“

„Und die Aale . . .“

„Sind so dick wie mein Zeigefinger . . .“

„Aber die Hauptsache ist, daß der Geschmack gut ist. Da probieren Sie mal ein Stückchen.“

„Ja . . . na ja . . . es geht so. Sie sind bloß zu sehr verräuchert.“

„O, das Rauchige ist gerade was Gutes. Nun müssen wir uns aber dranhalten, daß uns die schönen Sachen bei der Hitze nicht alt werden.“

„Da werden wir wohl acht Tage lang nichts anderes essen dürfen, bis wir die siebenundfünfzig Stück auf haben.“

So arg kam es aber nicht. Am dritten Tage bereits hatte Herr Möhlmann einen entseßlichen Widerwillen gegen die geräucherten Fische, zumal sie sich mit einem fettigen Schleim überzogen hatten und keineswegs nach Seelust rochen.

„Schade um das schöne Gesh,“ sprach Frau Weißle, als sie die noch übrigen drei Aale und neunzehn Flundern in tie Müllgrube warf.

Einige Tage danach hielt wieder einmal der Postwagen vor Herrn Möhlmanns Hause und brachte gegen sieben Mark Nachnahme ein Fäßchen Butter. „Rittergut Fangdumst, Post Wiczisznowno, Provinz Posen,“ las Frau Weißle. Da Herr Möhlmann nicht daheim war, öffnete sie die Sendung selbst.

„Du lieber Gott,“ sprach sie, „wie schmeckt das Zeug bloß? Die ist ja ganz und gar ungenießbar. Was macht man denn da? Bezahlt ist sie und wieder hinschicken hat doch gar keinen Zweck.“

Lange stand sie ratlos vor der übelduftenden Ware, dann holte sie ihr Kochbuch herbei und blätterte emsig darin. Halt, da war's. Seite 287: Um schlechte Butter genießbar zu machen, knete man sie sorgfältig mehrmals mit Kalkwasser, wasche mit frischem Wasser nach und mische etwas Mandelöl dazu usw.

Sie eilte zur Apotheke, holte das Kalkwasser und knetete und wusch, was das Zeug halten wollte. Sie erreichte auch so viel, daß der greuliche ranzige Geruch fortging, aber der Geschmack blieb und war durch das Mandelöl nur noch widerlicher geworden.

Da kam Frau Weißle ein rettender Gedanke. Als Herr Möhlmann heimkehrte, betrachtete er schmunzelnd seinen Wendtisch.

„Ah, das ist schön! Frisches Brot — das ist doch das aus der Vereinsaktiengenossenschaftsbäckerei in Kleinschwindelheim? — und frische Butter — famos!“

Er strich sich eine Schnitte dick und aß mit Behagen.

„Ja,“ sagte er dann, „wenn das Brot nicht so ältlich wäre, die Butter ist wirklich ein Hochgenuß. Endlich etwas, was man wirklich mit Appetit essen kann. Finden Sie nicht auch, Frau Weißle?“

Die Gefragte nickte stumm.

„Es ist mir wirklich angenehm. Ich dachte in der letzten Zeit schon ernstlich dran, nichts mehr von auswärts kommen zu lassen. Ja,“ rief er plötzlich, „jetzt mache ich mir einen Spaß. Sie reden immer von der Frau Rahlsdorff. Die werde ich jetzt mal ärgern.“

„Warum, womit?“

„Das lassen Sie mich nur machen. Der zahle ich's jetzt heim, daß sie mich immer so spöttisch ansieht.“

„Das tut sie doch gewiß nicht.“

„Bitte, was ich gesehen habe, lasse ich mir nicht abstreiten.“

Herr Möhlmann achtete nicht auf die Gegendstellungen seiner Wirtschaftlerin. Fünf Minuten später sah man ihn mit langen Schritten über die Straße auf Frau Rahlsdorffs Laden lossteuern. Zufällig war kein Käufer darin. Triumpierend trat er ein.

„Jetzt möchte ich Sie nur einmal etwas fragen,“ fing er an. „Meine Wirtschaftlerin behauptet nämlich immer, ich könnte die Nahrungsmittel hier am Orte besser und billiger haben, als wenn ich sie von auswärts kommen lasse. Nun sagen Sie mir,“ fuhr er fort und stockte zugleich, denn in diesem Augenblicke richtete er seine Augen zum ersten Male auf Frau Rahlsdorff und wurde gewahrt, wie das zierliche Frauchen ihn mit einem unendlich koketten und schalkhaften Lächeln anblickte. Sie sah wirklich allerliebste dabei aus.

„Nun sagen Sie mir,“ stotterte Möhlmann, „ob Sie . . . ob Sie schon mal . . . ob Ihnen schon mal eine Butter vorgekommen ist, die so . . . ich meine eine Butter von solcher Qualität. Sie müssen das doch beurteilen können.“

Er hielt verwirrt inne, denn er hatte schon wieder so einen gefährlichen Blick aufgefangen.

Und nun tat das Weibchen ihre rosigen Lippen auseinander und lachte so herzlich, daß alle die zierlichen weißen Zähnen nur so glitzerten.

„Ob ich solche Butter schon einmal gesehen habe?“ Aber die hat doch Ihre Frau Weißle vor einer Stunde hier bei mir gekauft!

„Bei Ihnen???“

„Und hat gesagt, daß Sie sich welche hätten schicken lassen aus irgendeinem Orte mit einem schredlichen Namen, die wäre so schlecht, daß Sie sie garnicht essen könnten.“

Herr Möhlmann machte ein Gesicht, das man von rechts oder von links anschauen konnte, so sah es absolut nicht sehr klug aus. Dann aber sagte er sich.

„Das soll mein letzter Reinsfall gewesen sein,“ sprach er mit entschlossenem Tone. „Von jetzt ab kaufe ich meine Lebensmittel nur noch bei Ihnen.“

„Das ist mir eine große Ehre,“ lispelte Frau Rahlsdorff. „Und wenn es Ihnen recht ist, hole ich mir auch alles persönlich.“

Es ist mir nicht bekannt, was das niedliche Frauchen darauf gesagt hat. Nur Frau Weißle hat in letzter Zeit öfter geäußert, sie werde sich wohl bald eine andere Stelle suchen müssen. Herr Möhlmann bezöge nämlich nichts mehr von auswärts.



Professor Joh. Schilling,
der Schöpfer des Niederwalddenkmals.



Groover Cleveland †

Daisy.

Ein Erinnerungsblatt von M. Berger.
(Nachdruck verboten.)

Wo ich sie zuerst sah?

In dem hohen saale de société zu M. in Belgien. Da sah sie inmitten der jugendlichen Mädchenschar — eine zarte Gestalt. Lachend tanzte ein Sonnenstrahl durchs hohe Bogenfenster, strich neidend über die blonden und schwarzen Köpfe, fuhr mit süßem Gefluse über die Blutbäckchen der Kleinen und wunderte sich über der Großen heutzutage so ernste Augen. Gar keine Beachtung fand er und schmolend drückte sich der Kobold an das braune Getöse, um bald, allen Anmut vergessend, gemächlich sich auszudehnen auf den weißen Diele, als ob er eigens hierhin eingeladen wäre.

Hast du selbst einmal eine Notenverteilung mitgemacht im Pensionat? Nun, dann kennst du die Erwartung, das leise Zittern.

Ein Ruck geht durch die Reihen. Schnell schieben die Kleinen den weißen Fragen zurecht und alle die schwarzgekleideten Mädchen, sie lassen mit leiser Neugier die hellen und dunklen Augensterne über die eintretenden Damen und Herren gleiten, bevor sie sich anmutsvoll verneigen. Klopft auch das Herzchen dem Vater, der Schwester entgegen, die heute ankamen, zeigen dürfen es nur die leuchtenden Blicke.

Ein blaues Augenpaar hafet forschend auf den Eintretenden, und dann geht's wie Enttäuschung über die reinen Blicke.

Und nun nahen sie, reihenweise, und nehmen von der würdigen Oberin ihre goldene, rote, blaue Karte, fürchtend die schwarze. Da leuchtet ein Auge in tiefer Freude, hier hebt sich eine junge Brust mit schwerem Seufzer, dort zieht sich ein Mundwinkel schmolend herunter, trotz Mère Bonifaces mahnenden Blicken. Lachend nehmen die Kleinen ihr Kärtchen und leises Nicken und Pischen verkündet ihre hohe Freude. Glückselig ruhen Mère Gabrielles Augen auf ihren Lieblichen.

Dort, jene zarte Gestalt! Hat man sie vergessen?

„Daisy!“ erschallt zuletzt ihr Name. Mit schwebendem Schritt, das süße Gesichtchen mit sanften Blauaugen und dem hellen Seidenhaar so bleich, so durchsichtig, Sir Chiltons einzige Tochter ist's, deren Wiege an der klippenreichen Küste Brightons gestanden, die seit dem Tode der Mutter hier eine Heimat gefunden, der Liebling aller. „Dem Fleiß die Anerkennung“, hört sie das lobende Wort und helle Freudenstränen rollen über die bleichen Wangen, während sie bescheiden ihren Platz aufsucht, den Freundinnen glüchlich zunicke.

Und nun jubeln die hellen Stimmen frohe Lieder, bis Mère Cecilie mit leichtem Winke hintritt zum Klavier. Daisy greift zur Geige. Das zarte Kind mit der Geige? — Ernste Töne ziehen durch den Raum, nun spielt wiegend der Bogen; hörst du leises Plätschern? Jetzt kommt Wind, heulend zieht er daher, es braust der Sturm, es brüllen und toben die Bogen, knatternd brechend die Masten, — Wehegeschrei!

Daisy! Wie sie zittert! Ihre Augen, die hellen, leuchten jetzt im dunklen Blau, wie Bergsee im Sonnenglanz, ihre Pulse fliegen, Herzblut steigt in die Lilienwangen, sie berührt die Erde kaum mehr, sie fühlt den Sturm, die Gefahr, sie fleht um Hilfe. Doch, da sieht sie den Retter, erwachend im Schiffelein und „Fürchtet euch nicht, ihr Kleingläubigen“, singt beruhigend ihr Bogen; Vertrauen, Liebe, Andacht, Glaube aushauchend, ersterben langsam die Töne. Wie aus einem Traum aufwachend, läßt sie die müden Arme sinken. Fernem Greife dort, oer unbemerkt eingetreten, ihm rollen schwere Tränen über die gefurchten Wangen.

„Mein Kind, meine Daisy!“ Und sie liegt an des Vaters Brust.

Dichtbesetzt ist der große Saal im Stadttheater zu M. Eine wogende Menge füllt Parterre und Galerie, und an das Summen des Wienervolkes erinnert die lebhafteste Unterhaltung. In den Logen rauschen die seidnen Gewänder, und die strahlenden Lichter der Kronleuchter brechen sich in den glitzernden Brillanten der Damen. In Frack und Uniform stehen die Herren und mit verzeihlicher Erregtheit führen sie ihr Monocle zum Auge und mancher strahlende Mädchenblick sucht den Vorhang der Bühne zu durchdringen; denn heute spielt sie — die Daisy!

Da, lautlose Stille! Die Klingel ertönt und nun rauscht der Vorhang empor. Alles bengt sich vor, sie zu sehen. Eine edle Gestalt, schlank und biegsam, in einfachem Weiß hebt sich vom dunklen Hintergrunde ab. Schimmernde, blonde Haarwellen umrahmen ein feines, klassisch schönes Gesicht von seltener Zartheit, das sich jetzt mit anmutiger Verlegenheit gegen die lautlose Menge neigt. Die Geige hebt sie zur Schulter und halb durchschwellen weiche, seelenvolle Töne den weiten Raum. So spielt nur die Daisy; den anmutigen Kopf leicht zur Seite geneigt, führt der weiche, gewandte Arm wiegenden Spiels den tanzenden Bogen über die Saiten. Doch nun — ein Zittern überfliegt die hohe Gestalt; sie spielt keine Melodien mehr, das sind Gedanken, Erlebnisse, Freuden, Schmerzen.

Sie spielt mit der ganzen fühlenden Seele. Diese einfachen, langgezogenen Töne führen sie zurück in der Kindheit ruhige Tage. Andachtsvoll betet sie in der Kapelle. Traurigen Abschied singt nun die Saiten. — Jetzt so weich so süß: Home sweet Home! Sie sieht Englands Küste, entgegen jubelt sie dem Vaterhaus. — Das ist das Wiegen und Wogen des Meeres. — Und nun seliger Friede, süßer Friede des Vaterhauses, hingebende Kindesliebe; jetzt ein Singen und Klingeln, wie wenn's zum Herzen spricht, ein Rosen, Klüftern, Jauchzen; da schrill ein Ton, wie wenn zerrissen die Saite. Das ist Verrat, Verrat am Heiligsten; dann dumpf der Glocken Grabgesang und hohlt die Töne, gleich dem Niederfallen der Erdschollen. Heißes Abschiedsweh schluchzen die Saiten, Trennung von der Heimat und Vaterland und dann ein Ringen und Kämpfen und Mühen, und zuletzt Ruhe, friedliche Ruhe.

Tiefaufatmend stand sie da und dann sah ich sie wehmütig lächeln bei dem Blumenberg zu ihren Füßen.

Und zum drittenmal sah ich die Daisy.

Es war zur Zeit jener furchtbaren Epidemie in M. Da hielt der Senfmann reiche Ernte und schonte weder jung noch alt. Furchtgequält schlüchen die Menschen einher. Leer standen die Musentempel, doch der Kirchen hohe Hallen füllten bebende Gestalten, um Erbarmen flehend.

Da schritt ein hohes Weiß, in einen dunklen Mantel gehüllt, durch die engen Gassen und trat, ein Engel der barmherzigen Liebe, zu des grausamen Glends hilflosen Opfern. Die Menschen sahen es und schauerndes Erstaunen malte sich in ihren gramverzerrten Zügen. Die Glenden segneten sie und selbst des grausamen Todes Hand wagte noch nicht, diese seltene Blume zu brechen.

Es kam der Winter, und mit seinem Eishauche reinigte er die unheilswangeren Lüfte.

Doch vermochte er nicht den Reim zu ertönen, der sich tief in der Aufopfernden Brust festgesetzt. Und als die Weihnachtsglocken ihr „Gloria in excelsis Deo“ zum klaren Himmel emporjubelten, da fand auch ihre Seele Frieden, Himmelsfrieden.

Alle Stürme auf ihrem Lebensmeere waren ausgetobt und der Herr hatte sie in den sicheren Hafen geführt.

Zwischen Blumen und Kränzen ruhte die weiße Gestalt, und wie Tauperlen erglänzten beim flackernden Kerzenlicht die Dankestränen des Glendes.



Professor Fritz Hoerber
der neue Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie.

Um der Ehre willen!

Erzählung von C. B.

(Nachdruck verboten.)

I.

Die heiße Julisonne neigte sich an dem klaren blauen Himmel dem westlichen Horizonte zu und beschien mit ihren letzten schrägen Strahlen einen schönen, wohlgepflegten Park, dessen prächtige Baumgruppen und Alleen die Bewunderung aller Vorübergehenden erregten. Im dichten Gebüsch versteckt schauten fremdartige Kokosgötter und Göttinnen lächelnd auf die Kinder der Neuzeit herab, und aus dem Grün hervor schaute das Auge entzückt auf ein stattliches Landhaus, vor dem sich sammetartige Rasenflächen, herrliche Blumengruppen und breite mit Gewächsen aller Art besetzte Terrassen ausbreiteten. Alles, was Reichtum bieten kann, war geschehen, um dieses kleine Fleckchen Erde in ein Paradies zu verwandeln, ein Paradies freilich, in dem eine Leere unausgefüllt blieb.

Mit verschwenderischem Luxus waren die innern Räume des Landhauses ausgestattet und zeugten von der Wohlhabenheit seines Besitzers, des reichen Bankiers Paul Helfenstein. Aber dennoch fehlte seinem Hause ein gewisses Etwas — die ordnende Hand der Hausfrau, die vielen Kleinigkeiten, wodurch nur die Herrin es versteht, dem Manne seine eigene Häuslichkeit heimisch zu machen. Doch der reiche Besitzer des Hauses und des weitläufigen Parkes war ein Junggeselle, und obgleich schon Mitte der Dreißiger, schien er bis jetzt wenigstens noch gar keine Lust zu haben, sein einsames Leben zu ändern.

Erst vor wenigen Monaten hatten seine zahlreichen Freunde und Bekannten, und vielleicht er selbst, nicht anders geglaubt, als daß er seinen Namen, Herz und Hand einer unworbene jungen kinderlosen Witwe, Frau von Randau, anbieten würde. Bereits an den Gedanken gewöhnt, daß das einsame Leben sich für ihn nie anders gestalten könne, hatte er schließlich entweder zu lange gezögert, oder das Schicksal war gegen ihn. Denn zum Erstannen der Großstadt, und aller, die sie kannten, ging die reiche Witwe eine ganz romantische Verbindung mit einem armen Künstler ein, der weder Vermögen noch hervorragende Talente besaß und nur auf seiner Hände Arbeit angewiesen war. Gerade an dem Tage und zu derselben Stunde, da der Bankier Helfenstein vor seinem Schreibtisch saß und noch einmal die Zeilen überlas, in denen er die Witwe gebeten hatte, Herrin seines Hauses zu werden, empfing er ihre Verlobungskarte. Vielleicht war die Wunde nicht tief genug; vielleicht war es auch nur der Impuls eines vorübergehenden Augenblickes, denn mit einem Lächeln auf dem Antlitz zerriß er das Schreiben und lag mit doppeltem Fleiß seiner vielseitigen und anstrengenden Tätigkeit ab. Die Einzige, die in spannender Erwartung der Zukunft entaegen geschaut, die alleiniges Interesse an dem Wohl und Wehe des einsamen Mannes nahm, atmete jetzt erleichtert und befriedigt auf und diese war seine Schwester.

Es ist sonderbar, aber dennoch eine unbestreitbare Tatsache, daß Männer, sobald sie ihr 35. Lebensjahr vollendet und noch unverheiratet sind, als ganz spezielles Eigentum ihrer weiblichen Verwandten betrachtet werden, und sollte einer dennoch in späteren Jahren nach eigener Wahl eine Gattin heimführen, so ruft dieser Schritt oft einen Sturm der Entrüstung hervor, der zweifellos vermieden wäre, wenn der betreffende Sohn oder Bruder zehn Jahre früher den Bund der Ehe geschlossen hätte.

Frau von der Wehr war anderer Meinung, wie die meisten Schwestern unverheirateter Brüder, und sie wünschte aufrichtig eine Herrin in dem stattlichen Landhause des Bruders. Ihr einziger Wunsch aber war eine Gattin nach ihrer Wahl. Sie selbst war Witwe mit ausreichenden Mitteln, um unabhängig von dem Bruder zu leben; aber sie liebte die Geselligkeit und liebte es, ein großes Haus zu machen. Sobald der Bruder eine junge, unerfahrene Gattin heimführte, gedachte sie ihren bleibenden Aufenthalt in seinem Hause zu nehmen und nach Herzenslust Gesellschaften und Festlichkeiten zu arrangieren.

Mit Frau von Randau wäre dieser Plan vollständig gescheitert. Die geistreiche Dame war in jeder Hinsicht der Witwe überlegen und ein gemeinsames Leben wäre für beide Teile gewiß eine unerträgliche Last geworden, darum war jene Heirat eine Erleichterung für Frau von der Wehr.

Jedoch der reiche Bankier zählte erst 35 Jahre und es war immerhin noch möglich, daß er eine Wahl traf. Frau von der Wehr war diplomatisch. Mit keiner Silbe deutete sie dem Bruder an, daß es besser für ihn sei, zu heiraten, ebenso wenig hatte sie gezeigt, daß Frau von Randau ihr als Schwägerin unwillkommen war. Aber in geschickter Weise verstand sie es, den Bruder mit jungen, ihr sehr ergebene Damen zusammenzubringen, Damen, die nach ihrer Meinung nicht allein den Bruder glücklich machten, sondern sich auch ihrem Willen beugten. Doch der Bankier ließ die Schwester gewähren, und sie schien es gar nicht zu bemerken, daß er ihre Pläne durchschaute. In gleichmäßiger, freundlicher Ruhe trat er allen Damen gegenüber; ohne eine einzige durch Wort und Blick auszuzeichnen, ging er nach wie vor allen seinen Geschäften nach, ohne sich nur im geringsten um die vergeblichen Bemühungen seiner Schwester zu kümmern.



Die Enkelin des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich,
Fürstin Elisabeth Windischgrätz, mit ihren drei Söhnen.



William Howard Taft (X),
 voransichtlicher Nachfolger Roosevelts als Präsident der Vereinigten Staaten
 von Nordamerika, mit seiner Frau, seinem Söhnchen und den amerikanischen Gene-
 ralen Allen und Edwards.

Es war im März gewesen, als er die Verlobungsanzeige der Witwe erhalten hatte. Heute, an diesem heißen Juliabend, fiel sein Blick zufällig auf die groß gedruckte Trauungsanzeige in der Zeitung — er warf das Papier misstrauisch bei Seite und dachte erst jetzt daran, daß er schon früher von dieser Verlobung gehört, die Tatsache aber vollständig seinem Gedächtnis entschwunden war. Auch kannte er den Maler Walter Nordheim persönlich sehr genau, er zählte ihn sogar zu seinen besonderen Freunden und wußte, daß er zu den ersten Familien der Stadt gehörte. Ebenso gut kannte er auch seine finanziellen Verhältnisse; von dem Ertrage seiner künstlerischen Leistungen hing seine Existenz ab; er hatte nicht einmal alte reiche Verwandte, welche ihn möglicher Weise in späteren Zeiten als Erben einsetzen konnten.

„Sie müssen beide verliebt gewesen sein,“ schloß er endlich seine Selbstbetrachtung; „ich hätte aber niemals gedacht, daß Frau von Randau so viel romantische Anlage hätte.“

Mit dem unbestimmten und unbefriedigenden Gefühl, daß er eine Gelegenheit zu seinem irdischen Glück unbenutzt hatte vorübergehen lassen, nahm er seine Zeitung wieder auf und wandte dann seine Aufmerksamkeit seinen geöffneten Briefen zu, die vor ihm bis jetzt noch unbeachtet auf dem Tische lagen. Die Aufschrift eines ziemlich großen Briefes in einer ihm vollständig unbekanntem Handschrift erregte zuerst seine Aufmerksamkeit; der Poststempel des Briefes war so undeutlich, daß er ihn nicht entziffern konnte.

Er öffnete den Brief. Der Inhalt war nur kurz, aber die Worte so groß geschrieben, daß fast zwei Seiten bedeckt waren. Das Schreiben lautete:

„Neu-Auhren, 21. Juni 18..
 Geehrter Herr!

Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie meinen Brüdern einen ernstlichen Brief schreiben würden. Sie sind jetzt in den Ferien hier, sollen aber

anfangs nächsten Monats nach der Stadt auf das Gymnasium zurück, und sie wollen durchaus nicht. Robert ist auf Ober-Sekunda; er will jetzt zur See. Otto ist auf Tertia und hat die lächerliche Idee, Schauspieler zu werden. Beide erklären mir, daß für ihren zukünftigen Beruf kein weiteres Studium auf dem Gymnasium mehr erforderlich ist. Wir haben uns heifer gesprochen, meine Tante und ich, aber es ist ganz nutzlos. Vielleicht sind Sie so gut und schreiben ihnen ernstlich, daß sie es wenigstens zum Abiturientenexamen bringen müssen.

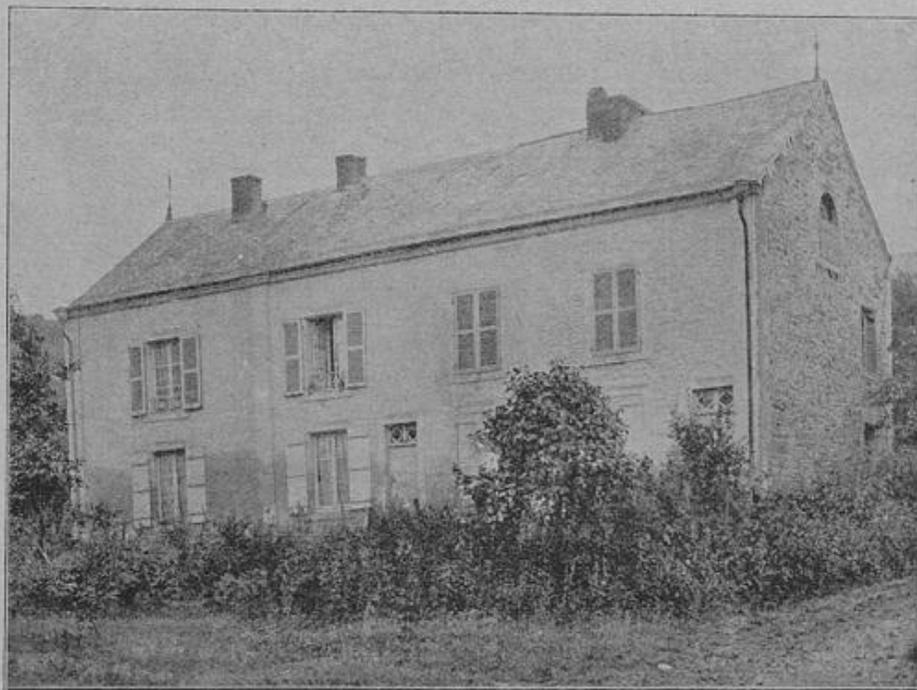
Tante Martha hat sich die Hand verrenkt, sonst würde sie selbst geschrieben haben.

Ihre Dorothea Melzer.“

Paul Selsenstein lachte hell auf, als er diesen Klagebrief zu Ende gelesen hatte.

„Dazu muß viel gehören, bis eine Melzer sich heifer spricht,“ rief er lachend. „Nun, das ist ein Erbteil des Vaters, der nichts mehr liebte als den Ton seiner eigenen Stimme, denn so viel ich mich entsinne, ist die ganze Familie gesprächig. Wie lange ist's denn her, seitdem der Alte tot ist?“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. „Fünf bis sechs Jahre gewiß, und in der ganzen Zeit habe ich noch keines meiner Mündel gesehen. Bis jetzt ist es mir noch unbegreiflich, was meinen alten Freund dazu bewogen hat, mich zum Vormund seiner sieben Kinder zu ernennen. Nun, ihr Geld ist gut angelegt, es ist zwar wenig, aber sie scheinen doch gut damit auszukommen, und die Vormundschaft hat mir bis jetzt noch nicht viel Mühe gemacht.“

Dieser letzte Ausspruch war nicht ganz korrekt, denn der Bankier scheute keine Mühe, das Kapital seiner Pflegebefohlenen gut anzulegen, um dadurch die Zinsen zu vergrößern. Der alte Melzer war ein Freund seines Vaters gewesen, er hatte früh seine Gattin verloren, und deren Schwester, Fräulein Martini, hatte treulich die Pflege



Das Häuschen bei Sedan, in dem Fürst Bismarck und Kaiser Napoleon III. am Morgen vor der Kapitulation von Sedan ihre denkwürdige Unterredung hatten.

der sieben unmündigen Kinder übernommen und wohnte mit diesen in dem entlegenen Landhause an der Ostsee in der Nähe von Neu-Kuhren. Dann war der alte Melzer plötzlich gestorben, der junge Bankier Helsenstein zum Vormund ernannt, und Fräulein Martini hatte ihm mitgeteilt, daß sie die jüngeren Mädchen selbst unterrichtete, die beiden Knaben aber nach Königsberg auf's Gymnasium senden werde, so würde sie mit den Zinsen des Kapitals schon auskommen.

Der junge Vormund fand diesen Plan sehr vernünftig und gab gern seine Einwilligung. So waren drei Jahre ruhig verfloßen. Jedes halbe Jahr hatte er pünktlich die Zinsen eingeschickt, und darauf war ein kurzer Bericht über das Ergehen und die Fortschritte der Kinder erfolgt. Da erschienen plötzlich zwei junge Offiziere im Büro des jungen Bankiers und baten um seine Einwilligung zur ehelichen Verbindung mit den beiden ältesten Töchtern des verstorbenen Melzer. Da die jungen Leute selbst einig waren, Tante Martha dieser Verbindung kein Hindernis entgegen stellte, gab der junge Vormund gern und großmütig seine Einwilligung, und Kosamunde und Beate Melzer folgten ihren neuvermählten Gatten nach dem fernen Strahburg, wohin diese mit Beförderung verkehrt waren. Tante Martha fühlte den Verlust ihrer beiden ältesten Nichten am meisten: nicht allein, daß sie ihrer Hilfe im Haushalte entbehre, der Verlust der Zinsen war ihr recht fühlbar, denn die beiden waren majorenn und hatten ihren Anteil am Vermögen zur Aussteuer verwendet.

Das war vor zwei Jahren geschehen, und außer den regelmäßigen halbjährigen Berichten hatte Herr Helsenstein nichts von seinen Mündeln gehört. Jetzt lehnte er sich in seinen bequemen Sessel und überlegte, wie er am besten den beiden widerspenstigen Knaben einen strengen Brief schreiben könne.

Er war von der Torheit jener Mündel so fest überzeugt, daß er sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, wenn er bedachte, daß Knaben von 14 bis 17 Jahren nicht weiter lernen wollten, obgleich in diesem Jahre das Studium erst beginnen müsse.

„Es ist schade, daß die beiden Offiziere nicht in Königsberg blieben: sie hätten ein wachames Auge auf die jungen Burschen haben können, und die Familie hätte in jeder Not einen Ratgeber zur Seite,“ überlegte er weiter. „Aber was ist jetzt zu machen? Diese Dorothea muß auch längst erwachsen sein, ebenso die andere Schwester Annette. Die ganze Sache ist mir ja ganz gleichgültig, aber als Vormund muß ich doch sorgen, daß die Knaben später ihre Lebensstellung gut ausfüllen. Vielleicht ist's am besten, ich reise selbst nach Neu-Kuhren und rede mit den jungen Rebellen ein ernstes Wort.“

Dieser Gedanke war ihm ganz plötzlich gekommen, und je mehr er ihn überlegte, desto mehr gelangte er zu dem Entschluß, ihn gleich am nächsten Morgen auszuführen. Die Reise war zwar in der heißen Zeit recht beschwerlich, auch war die Entfernung von seiner Stadt bis nach Königsberg recht beträchtlich, und dann wußte er nicht einmal genau, wo der Landaufenthalt seiner Schutzbefohlenen in Neu-Kuhren sich befand.

„Wie mögen sie nur aussehen?“ reflektierte er, als er früh am nächsten Morgen mit dem Schnellzug nach Königsberg fuhr. „Gewiß sind die Kinder alle höchst einfach, hager und mager. Wie sollte es auch anders sein? Der Vater war sogar ein häßlicher Mann, und die Mutter durfte, soviel ich mich entsinne, nicht den geringsten Anspruch auf Schönheit machen. Nun, wie dem auch sei, die beiden ältesten Mädchen sind glücklich verheiratet, da werden die anderen diesem Beispiele folgen.“

Das ist aber nicht meine Sorge, darum bekümmert sich Tante Martha. Meine Pflicht ist es jetzt nur, den beiden jungen Rebellen die romantischen Ideen zu vertreiben. Hätte doch die besorgte Schwester eher geschrieben, anstatt selbst auf die Knaben einzutürmen; sie hat sie zweifellos durch das viele Reden nur noch verstockter gemacht.

Endlich war Königsberg erreicht, aber zu seinem Leidwesen mußte der junge Bankier erfahren, daß der Lokalizug nach Neu-Kuhren erst nach mehreren Stunden abfuhr. Was war da zu tun? Also geduldig warten. Ringsumher dehnte sich ebenes Land aus, Feld, Haide und Wald, und in der Ferne erblickte man einen blauen Streifen Wasser, die Ostsee. Es hatte einige Wochen nicht geregnet, von der staubigen Fahrt hoffte er in dem fernen Neu-Kuhren sich bald von allen Strapazen der Reise zu erholen. Nur lang-

sam verging die Zeit, bis endlich der lang erwartete Lokalizug sich in Bewegung setzte.

Mit ihm in demselben Kupee saß eine kinderreiche Familie. Die vielen Sandeimerchen und Spaten der Kleinen ließen darauf schließen, daß die Reisenden in dem nahe gelegenen Badeort Ruhe und Erholung suchen wollten, und der Lärm dieser kleinen Reisegeellschaft war für den Herrn Helsenstein so betäubend, daß er sich in die entfernteste Ecke des Wagens drückte, um nicht allzuviel von ihnen belästigt zu werden.

Jetzt endlich war auch das letzte Ziel erreicht, aber noch nicht alle Hindernisse überwunden. So häufig der junge Bankier auch nachfragte, schienen weder Bahnbeamte noch die Reisenden die Familie Melzer zu kennen.

„Das Dorf ist ziemlich weit von dem eigentlichen Badeorte entfernt,“ so lautete auf seine Nachfrage die wenig ermutigende Antwort, und die einzelnen Landhäuser so zerstreut, daß sie schwer aufzufinden seien.“

Ein kleiner Knabe schien besser mit den Bewohnern bekannt zu sein.

„Die Familie Melzer wohne weit von hier entfernt,“ berichtete er. „Dicht am Waldesraum an einer Seite dehne sich eine große Fläche aus, die mit braun-grünem Heidekraut und niedrigem Birkengebüsch bewachsen sei. Von Königsberg aus sei der Weg etwa eine halbe Stunde, von hier etwa dreimal so weit, obgleich alle zerstreut liegenden Häuser zu Neu-Kuhren gehören. Am besten sei das Landhaus von Königsberg zu finden, da von dort aus eine Landstraße direkt hinführe.“

Das war nun allerdings eine wenig ermutigende Aussicht für den Reisenden, zumal da an diesem Tage kein Zug nach Königsberg zurückfuhr und an diesem entlegenen Orte kein Wagen aufzutreiben war; er entschloß sich daher, den weiten Weg zu Fuß zurückzulegen.

Die scheidende Sonne warf ihre glutroten Strahlen lang über die mit Strachwerk, Laubbäumen und dunklen Tannen bewachsene Gegend, als Herr Helsenstein rüstig den von dem Knaben bezeichneten Weg einschlug.

„Gehen Sie immer in grader Richtung am Walde entlang und lassen Sie die Bienen links liegen, dann können Sie den Weg nicht verfehlen,“ hatte ihm der Kleine dienstfertig nachgerufen, als er schmunzelnd die Silbermünze in seiner Hand betrachtete.

Die Richtung hatte er treulich inne gehalten, aber jetzt nach fast zweistündigem Marsche hörte der gerade Weg auf und eine breite Landstraße dehnte sich zur rechten und zur linken Seite aus. Da war weder Wegweiser noch Meilenstein zu sehen, auch kein Mensch, der ihm Auskunft geben konnte; die ganze Gegend schien öde und ausgestorben.

Doch Hilfe war bald zur Hand. Hinter einer kleinen Waldböhe ragten einige Dächer mit weißen Schornsteinen hervor. Ein bläulicher Rauch stieg aus ihnen geradeaus in die unbewegliche Luft, sich sanft abhebend gegen das Grün des Hintergrundes und des goldenen Horizonts.

Rasch schritt er vorwärts und erreichte ein kleines Häuschen, vor dem sich ein wohlgepflegter Garten erstreckte. Schnell öffnete er das eiserne Gittertor und betrat gerade in dem Augenblick den Garten, als die Haustür sich öffnete und zwei Personen in den Garten traten — eine alte, von der Last der Jahre gebeugte Frau mit schneeweißen Haaren und tiefdurchfurchtem Antlitz, und ein frisches, blühendes Mädchen von kaum achtzehn Jahren.

„Adieu Großmutter“, rief das junge Mädchen mit silberheller lachender Stimme, der Alten zum Abschied die Hand reichend. „Ich darf jetzt keine Minute länger bleiben: es ist schon so spät, aber ich komme bald wieder.“

Die Alte wankte, auf ihren Stock gestützt, in die Hütte zurück, während das junge Mädchen plötzlich einem fremden Herrn gegenüberstand.

Es war eine liebliche, jugendliche Erscheinung. Die dunkeln, glänzenden Augen glühten brennenden Kohlen, die jetzt schelmisch lächelnd und neugierig den Fremden betrachteten. Das zarte Rot der Wangen, der feine weiße Teint, das ovale, edel geformte Antlitz zeugten von vornehmer Abstammung; jedoch auf diese Außerlichkeiten achtete Herr Helsenstein nicht. Er bemerkte nur das blau und weiß gestreifte Rattunkleid die große weiße Schürze und den großen Strohhut mit dem frischen Kornblumenkranz, der an ihrem Arme hing. Sie trug keine Handschuhe, wohl aber einen großen Strauß Feldblumen in der Hand.

Er hatte sie die bescheidene Hütte verlassen sehen, hatte gehört, daß sie die Alte „Großmutter“ nannte, und schloß daher leicht, daß sie eine Bewohnerin des Dorfes sei, die viel-

leicht bei einer Herrschaft im Dienste stehe und von derselben zweifellos die Erlaubnis erhalten habe, ihre alte Verwandte zu besuchen. Es kam ihm gar nicht der Gedanke, daß die in Dienst stehenden Landmädchen nicht so zierliche feine weiße Hände haben, sondern die Spuren der Arbeit gewöhnlich deutlich bei ihnen zu sehen sind. Er freute sich aber, denn dieses junge Mädchen erschien ihm in diesem Augenblick wie ein Bote der Engel und er wollte gern ihre Engelsdienste mit ein oder zwei Mark lohnen.

„Mein liebes Kind,“ begann er deshalb, „können Sie mir sagen, ob ich auf dem rechten Wege nach dem Hause der Familie Melzer bin?“

Sie blinnte erstaunt auf. Ein schelmisches Lächeln umspielte ihre Lippen und zeigte zwei Reihen blendend weißer Perlenzähne. Hätte er sie scharf beobachtet, so würde ihm dieses Lächeln nicht entgangen sein, doch faßte sie sich schnell, und sich des breiten, häßlichen Dialektes der Landleute bedienend, entgegnete sie schnell:

„Sind Sie der Doktor aus Königsberg? Ich hörte, daß er erwartet wird, denn die Hand der alten Tante ist noch nicht besser.“

„Wollen Sie mir nicht lieber meine Frage beantworten, mein Kind,“ sagte Herr Helfenstein ungeduldig. „Es soll Ihr Schaden nicht sein, denn ich will Ihnen Ihre Mühe lohnen. Können Sie mir den Weg zu dem Landhause der Familie Melzer zeigen?“

„Gewiß, ja,“ lautete die schnelle Antwort. „Gehen Sie hier links die breite Landstraße etwa eine Stunde entfernt, dann gelangen Sie zu einem roten Gebäude mit Eichen bewachsen. Das Gartentor steht gewöhnlich offen, und dicht an demselben stehen zwei große Kastanienbäume. Sie können also gar nicht irre gehen.“

Er zog seine Börse und hielt ihr ein Silberstück entgegen. Mit schelmischem Lächeln folgte sie dieser Bewegung und schaute belustigend auf die Münze herab, dann sagte sie lächelnd:

„Stecken Sie Ihr Geld wieder ein; ich kenne Fräulein Marini und die jungen Damen, und die würden es nicht gerne sehen, wenn ich Geld von ihrem Freunde annehmen wollte.“

(Fortsetzung folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— **Gegen Migräne.** Das einzige Mittel, das der Kranke in seiner Hand hat, um sich vor Migräne einzigermaßen zu schützen, besteht in der Sorge für warme Räume und für reine Luft. Beides zusammen werden gewonnen durch Spaziergänge. Es ist daher den an Migräne leidenden Personen nicht dringend genug anzuraten, daß sie täglich einen Spaziergang von über eine Stunde Dauer machen mögen. Bei schwächlichen und nervösen Personen ist der Gebrauch von eisenhaltigem Mineralwasser, sind Sol- und Seebäder nützlich. Ein vielfach mit gutem Erfolg angewandtes Hausmittel ist der kalt bereitete Tee aus grünen Kaffeebohnen, d. h. also ein viel „Koffein“ enthaltender Auszug, denn in den verrosteten Kaffeebohnen ist durch die Hitze das Koffein zum größten Teile zerstört.

— **hartgetrocknete Stiefel weich zu machen.** Letztere werden zu diesem Zwecke erst einige Stunden in Wasser eingelegt. Das Leder nimmt überhaupt alles Fett niemals gut auf, wenn es sich nicht im feuchten Zustande befindet. Man weiche also die Stiefel in Wasser ein, trockne sie nach dem Herausnehmen oberflächlich ab und reibe sie mit gelinde erwärmtem Tran oder dergleichen tüchtig ein. Bei dieser Behandlung wird das härteste Leder sammetweich.

— **Reinigung der Bürsten.** Bürsten soll man nie mit Wasser reinigen, sondern sie nur mit trockener Kleie abreiben. Ist man gezwungen, Wasser anzuwenden, so nehme man wenigstens kaltes, da warmes Wasser die Borsten weich macht und sie infolgedessen verdirbt. Legt man eine Bürste aus der Hand, so trage man Sorge, sie stets auf die Borsten zu legen.

— **Um Kanarienvögel von Ungeziefer zu befreien.** Man bedeckt das Bauer mit einer ganz reinen Serviette die Nacht über, aber so, daß dieselbe an allen Seiten fest anliegt und am anderen Morgen findet man das Ungeziefer massenhaft an der Serviette. Man wiederholt dies so lange, als sich noch Ungeziefer an der Serviette befindet.

— **Entfernung des Hautgout-Geschmacks des Fleisches.** Falls das zu diesem Zwecke altbewährte übermanganäure Kali nicht zur Hand ist, lege man das Fleisch einige Minuten in einen schwachen, durchgeseihten Aufguss von Kamillentee und spüle es alsdann in reinem Wasser gut ab. Nötigenfalls ist das Verfahren nochmals zu wiederholen. Namentlich Hausfrauen auf dem Lande, die sehr viel Fleisch vorrätig zu haben pflegen, wird dieser Wink willkommen sein.

— **Zur Verhütung der Schimmelbildung bei angeschnittener Wurst** genügt das Bestreichen der Schnittfläche mit frischer Butter, während man die Pelle mit starker Salzlösung bestricht.

— **Lebersuppe.** Eine Kalbsleber wird eine Stunde in Milch gelegt, abgezogen und in Scheiben geschnitten, die mit Pfeffer und Salz bestreut und in Butter leicht gebraten werden. Nun werden die Stücke fein gewiegt, mit etwas zerlassener Butter und einigen zerhackten Schalotten verrührt, alles zusammen noch einige Minuten gedämpft und sodann in kochende Fleischbrühe geschüttet, die man nun noch eine halbe Stunde kochen läßt und dann durch ein Sieb rieht. Die klare Bouillon wird mit Eigelb verquirlt und mit gerösteten Semmelschnitten zu Tisch gegeben.

— **Nierenchnittchen.** Eine sehr feine Beilage zu Bouillon sind gebadene Nierenchnittchen, wie nachstehend bereitet: Gewiegte Kalbsnieren werden mit Butter, einigen Schalotten, Pfeffer und Salz gedämpft, diese Masse sodann auf mit Eigelb bestrichene Semmelscheiben gestrichen und gitterförmig mit Sardellen belegt. Im Bratrofen mit Butter gebacken, munden diese Schnittchen ausgezeichnet.

— **Magout von Kalbszunge.** Zwei bis drei gereinigte Kalbszungen werden mit einer Zwiebel und Gewürz in Salzwasser weichgekocht, sodann gefühlt und abgezogen. In der Zungenbrühe werden zwei blanchierte Kalbsmilche, Schweinsnieren und Champignons weich gekocht, die Brühe sodann durch ein Sieb gegeben, die Zunge in Scheiben, die Zutaten in Würfel geschnitten und folgende Sauce darüber gegeben: Butter wird mit Mehl und ein wenig Zucker gar geschwitz, dann etwas Estragonessig, Gewürzextrakt, etwas Fleischextrakt und soviel Zungenbrühe dazu gegossen, daß die Sauce nicht allzu dünn wird. Pfeffer und Salz nach Geschmack. Für Gesellschaftskessen wird die Schüssel mit Blätterteigrand garniert.

— **Kürbismarmelade.** Aus dem geschälten Kürbis werden mit dem Ausstecher kleine Angeln gestochen, diese gewogen und etwa zwölf Stunden in Weinessig gelegt. Auf je ein Pfund Kürbis nimmt man ein Pfund Zucker, den man mit etwas von dem Weingeist, worin der Kürbis geweicht worden, unter fleißigem Schäumen, auflöst. Dann schütte man den Kürbis nebst kleingeschnittener Vanille hinzu, lasse diesen so lange kochen, bis er weich und durchsichtig ist, schütte ihn dann in einen Steintopf oder Einnmachegläser und gieße zwei Eßlöffel Wognal und zuletzt den zu Syrupdicke eingekochten, abgekühlten Saft darüber.



Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen,

samtweichen Haut, eines reinen, blendenschönen Teints, sowie gegen Sommersprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife.

Vorrätig à Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



Unsere Bilder.



— **Festhalle für den Katholikentag.** Der Plan für die Festhalle der diesjährigen Katholikerversammlung in Düsseldorf ist eine Schöpfung des Düsseldorfer Professors Kleefeld und hat zu seiner Ausführung einen Kostenaufwand von 65 000 Mk. beansprucht. Dafür bietet die Halle aber auch vom Rheine aus gesehen (siehe Bild Seite 241) einen prächtigen Anblick und präsentiert sich als eine Zierde der herrlichen Uferfront der schönen Gartenstadt. Die riesigen Dimensionen sowie die architektonisch hervorragende Gliederung des Baues lassen ihn alle Vorgänger übertreffen. Im frühbyzantinischen Stil erbaut, mit 4 flankierenden Treppentürmen auf den Ecken und der 33 Meter hohen Kuppel, die wieder von 4 kleineren Türmen umfäumt ist, erhebt sich der Bau hart am Rhein als ein Monumentalwerk, auf das sein Schöpfer stolz sein kann.

— **Grover Cleveland** (vgl. das Bild Seite 243), der ehemalige demokratische Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1885–89 und 1893–97, starb im Alter von 71 Jahren.

— **Professor Fritz Roeder.** Der durch den Tod Peter Janssens erledigte Posten des Direktors der Düsseldorfer Kunstakademie ist dem Düsseldorfer Maler Professor Fritz Roeder übertragen worden. Fritz Roeder (siehe Bild Seite 244) besitzt als Künstler einen ausgezeichneten Ruf; doch liegt seine Hauptbedeutung in seiner Genialität als Organisator. Auf diesem Gebiete hat er sich bei den verschiedensten Anlässen, so namentlich bei der großen Ausstellung 1902 unvergängliches Verdienst erworben. Als ausübender Künstler bevorzugt er den großen Stil und monumentale Kompositionen, sei es nun historischen oder allegorischen Charakters.

— **Fürstin Elisabeth Windischgrätz.** (Bild Seite 244.) Die Fürstin Elisabeth Windischgrätz, ehemalige Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich, ist als Tochter des verstorbenen Kronprinzen Rudolf die Enkelin des Kaisers Franz Josef von Oesterreich. Als sie im Jahre 1902 den Fürsten zu Windischgrätz heiratete, mußte sie auf alle ihr als Erzherzogin zukommenden Ansprüche auf den österreichischen Thron verzichten. Die Fürstin steht im 25. Lebensjahre und hat drei Söhne von 4, 3 und 1 Jahre. Die Fürstin ist die Lieblingsenkelin des Kaisers und heute noch auf der Hofburg gern gesehen.

— **William Howard Taft.** Präsidentschaftskandidat der Vereinigten Staaten. Der bisherige Präsident Roosevelt hat bekanntlich im voraus die Wiederwahl als Präsident auf das bestimmteste abgelehnt. Der Nationalkongress sah sich deshalb nach einem anderen um und glaubte den richtigen Mann in dem bisherigen Kriegssekretär Taft (siehe Bild Seite 245), dem ob seiner Einfachheit und unbegrenzten Gerechtigkeit allgemein geschätzten Freunde Roosevelts, gefunden zu haben. Der Kandidat ist 50 Jahre alt, war nach Abolvierung seiner Studien als Journalist, Rechtsanwalt, Oberrichter, Generalanwalt, Zivilgouverneur usw. tätig, und widmet sich nun ganz der Agitationstätigkeit für seine Wahl.

— **Das Häuschen der Unterredung Bismarcks mit Napoleon III.** 1870. Die Stätte der denkwürdigen Unterredung Bismarcks mit Napoleon III. am 2. September 1870 ist nunmehr von einem Feldhüter zum Preise von 220 Francs erworben worden. Das Häuschen (siehe Bild Seite 245), das mit dem Schicksal des französischen Kaiserreichs so eng verknüpft ist, dürfte nun auch späteren Generationen pietätvoll erhalten bleiben.



Zur Unterhaltung.



— **In der Pension.** Anna: „Kannst du schon Kaffee kochen, Willi?“ — Willi: „Ach, hältst du mich für so dummen? Kaffee kocht man nicht, den — mahlt man!“

— **Unglaublich.** Professor Baednuel ist so zerstreut, daß er immer erst in den Spiegel schauen muß, um sich zu überzeugen, daß er wirklich zu Hause ist.

— **Allzu zerstreut.** Professor (der seine Pfeife ausklopft): „Mopste es da nicht? Herein!“

— **Kindlich.** Vater (liest vor): „Der Fürst war begleitet von seinen beiden Leibärzten.“ — Der kleine Walter: „Papa, hatte denn der Fürst solche Leibschmerzen?“



Rätsecke.



Begierbild.



Wo ist der Hirte?

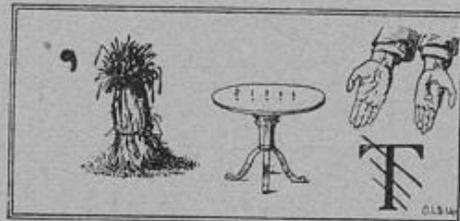
Geographisches Süßrätsel.

E	N					
	E	N				
		E	N			
			E	N		
				E	N	
					E	N

A A A A A B D D E E E G G G H H H I I I I L L
M N N N N O R R R R R S T T T T T U W Z

Obige 42 Buchstaben sind in obenstehende Figur so einzutragen, daß die sieben waagerechten Reihen folgende sieben geographische Namen ergeben: 1. Stadt im badiischen Kreise Freiburg, 2. Stadt in Hannover, 3. Stadt in China, 4. herrlichen Markt im Regierungsbezirk Koblenz, 5. Stadt in Brandenburg, 6. Stadt in Westpreußen, 7. Universität in Deutschland.

Reb



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer

Gleichklang: Alt.

Ergänzungsrätsel: Fuge, Kirche, Tausch, Biene, Gut, Krübel, Kralle, Geier, Wespe, Nestor, Kerze. — Furcht sieht überall Gespenster.

Rebus: Bleibe im Lande und währe dich redlich.



Um der Ehre willen!

Erzählung von C. B.

(Nachdruck verboten.)

II.

Es war ein großes, braun getäfeltes Zimmer mit schweren von der Sonne verblichenen Vorhängen, hochlehnigen Stühlen und wurmfressigen Möbeln. In früheren Jahren hatte es als Schul- und Speisezimmer gedient, war später in ein Arbeitszimmer verwandelt, in dem vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Nähmaschine getreten wurde, bis Rosamunde's und Beate's Nästener beendet war. Jetzt war dieser große lustige Raum Dorothea Melzers Vieblingsaufenthalt. In einem großen bequemen Armsessel saß sie am offenen Fenster, und ihre fleißigen Hände führten so eifrig die Nadel, als ob ihr Leben von der eiligen Beendigung ihrer Arbeit abhinge.

Dreitausend Mark sind zwar zur Bestreitung eines Haushalts auf dem Lande eine genügende Summe, wenn aber davon die Schulrechnungen und die Pension für zwei Knaben bezahlt werden müssen und die jungen Damen des Hauses nicht hinter der Mode zurückbleiben wollen, so schmilzt diese Summe doch arg zusammen.

Tante Martha wußte das und füllte mit ihren eigenen Einkünften manche Lücke aus und Dorothea tat alles, was sie konnte, um durch ihrer Hände Arbeit zu der Bestreitung der Bedürfnisse des Haushalts beizutragen. Sie hatte gerade ihre beendete Arbeit bei Seite gelegt, als die Tür hastig geöffnet wurde, und ihre Schwester Annette mit fliegendem Atem und hochroten Wangen eilig das Gemach betrat.

„Oh Dora, was habe ich heute erlebt!“ rief sie aus, sobald sie vor Lachen sprechen konnte, und dabei schlang sie zärtlich den Arm um der Schwester Hals. „Aber du kannst es gar nicht erraten, so muß ich es dir schon sagen — ein fremder Herr kommt heute abend noch zu uns.“

„Torheit, Annette, wie kommst du auf solche Gedanken?“ versetzte die Schwester vorwurfsvoll.

„Er sagte es mir selbst; ich traf ihn bei Großmutter Braun's Hütte, und er fragte mich, wie

weit es noch bis zu unserer Wohnung sei. Ich gab ihm Auskunft, wiewohl ich vor Lachen kaum sprechen konnte.“

„Anni, sei doch ernst; wer war der Herr?“

Die Angeredete schüttelte mit komischem Ernst ihr dunkelgelocktes Haupt, dann erwiderte sie mit pathetischer Ruhe: „Du erntest jetzt die Früchte deiner edlen Tat. Hast du nicht selbst unserem Vormund geschrieben, daß er unsern Brüdern die Köpfe zurecht lege?“

„Tante Martha wünschte es.“

„Gewiß, die Antwort auf deinen Brief bringt er dir selbst.“

„Wer?“

„Unser Vormund — Herr Helfenstein.“

„Unfönn!“ rief Dora sichtlich erschreckt, „ich habe mit keiner Silbe angedeutet, daß wir seinen Besuch wünschen und ihn nur gebeten, den Knaben einen ernststen Brief zu schreiben.“

„Nun, jetzt wird er mit Ihnen sprechen wollen.“

„Anni!“

Bei dem sichtlichen Erschrecken der Schwester änderte Annette plötzlich ihr nedisches Wesen, schmeichelnd legte sie ihren Arm um deren Schulter, als sie leise versetzte: „Es ist höchst fatal, das gebe ich zu, aber über kurz oder lang wäre er doch gekommen, um mit uns die Zukunft der Knaben zu besprechen. Es ist doch auch für uns billiger, als wenn sie beide zu ihm reisen müßten.“

„Er muß hier bei uns logieren, und was sollen wir denn überhaupt mit ihm machen?“ seufzte die Schwester. „Er ist an Zerstreungen und Vergnügungen der Großstadt gewöhnt und wird unser Landleben nur mitleidig belächeln.“

„Er kann angeln, wenn es ihm Vergnügen macht,“ schlug Annette vor. „Aber beruhige dich doch, Dora; er muß jetzt

jeden Augenblick eintreffen. Ich habe ihm absichtlich den weiten Weg über die staubige Landstraße gezeigt und bin selbst auf dem kurzen Weg durch den Wald zu dir geeilt, um eher hier zu sein und dich vorzubereiten.“

„Sagtest du ihm deinen Namen?“

„Nein!“

„Anni!“ rief Dora vorwurfsvoll, denn ihr war bei dem letzten Wort die Purpurglut auf den Wangen der Schwester nicht entgangen, „du



Zu dem Brückeneinsturz der im Bau befindlichen südlichen Kölner Rheinbrücke.

verbirgst mir etwas, was ist geschehen?" — "Es wird dich betrüben, darum will es dir lieber nicht sagen."

"Ich möchte es doch gern wissen. Glaubst du, daß wir ruiniert sind, daß unser Vermögen verloren ist?"
"O nein, Dora! Herr Helfenstein ist in Folge deines Briefes gekommen; er betrachtete es als seine Pflicht, als unser Vormund. Er ist ganz unheimlich, und ich hasse ihn."

"Warum denn? Du hast ihm ja nicht einmal deinen Namen gesagt, er weiß also nicht, wer du bist."

"Nein. Aber erschrecke nur nicht, Dora — er hielt mich für ein Dienstmädchen."

Die Schwester sah ungläubig auf.

"Er hielt mich ganz bestimmt für ein Dienstmädchen. Du kannst es mir glauben," beharrte Annette, als die Schwester immer noch schwieg, "denn er titulierte mich „mein Kind“ und bot mir zur Belohnung eine Mark."

"Das hat deine einfache Kleidung verschuldet, sonst wäre dieser Irrtum unmöglich gewesen," rief Dora entrüstet.

"O, Anni, wie oft habe ich dich schon gebeten, nicht in deinem einfachen Hauskleide ins Dorf zu gehen und noch dazu mit der Schürze!"

"Ich ergöhte mich über diese Täuschung," erwiderte Anni, "und konnte es nicht unterlassen, ihn darin zu bestärken. Darum antwortete ich ihm in dem gewöhnlichen Dialekt der Landleute, um ihn ganz sicher zu machen. Wie kannst du aber behaupten, daß wir einen jungen Vormund haben, Dora, er ist mindestens 40 Jahre und dabei so stolz und hochmütig, wie man es sich nur denken kann."

Die Schwester seufzte schwer. "Was soll ich nur mit ihm anfangen?" klagte sie, "Tante Martha hat sich schon seit mehreren Stunden zu Bett gelegt; die Hand und der ganze Arm schmerzten sie; die Knaben machen eine Bootfahrt und werden erst spät zurückkehren; ich versprach ihnen, mit dem Abendbrot auf sie zu warten. Aber ich möchte nicht gern, daß Herr Helfenstein sie sogleich sehen würde, sobald sie ins Haus treten — sie ziehen für Wasserpartien immer ihre schlechtesten Röcke an und würden dann keinen günstigen Eindruck auf ihren Vormund machen."

"Ich weiß einen Rat," jubelte Anni. Ich Sorge für ein gutes Abendbrot und auch dafür, daß unsere Brüder respektabel erscheinen. Du unterhältst inzwischen unseren interessanten Gast unten im Salon. Nimm Rätbe mit dir, sie kann dir bei der Unterhaltung helfen. Seitdem Rosa und Beate verheiratet sind, ist Rätbe die schönste hier im Hause, und sie wird später eine würdige Vertreterin unseres Namens sein."

"Du kommst doch zum Abendessen zu uns ins Speisezimmer?" fragte Dora besorgt, "und muß ich ihm von seinem Irrtum etwas sagen?"

"Daß er mich für ein gewöhnliches Dienstmädchen hielt? Na, Dora, ich glaube, es ist besser, wir schweigen darüber. Ach werde inzwischen Toilette machen, denn das Sprichwort sagt schon: „Kleider machen Leute."

So ängstlich jede unnütze Ausgabe auch vermieden wurde, so sorgte Tante Martha doch gewissenhaft dafür, daß ihre jungen Pfleglinge einfache, aber gute Toiletten hatten, die eben so elegant waren, als wenn der Vater noch gelebt hätte. Dora selbst trug ein schwarzes Spitzenkleid, vielfach mit Schleifen und Bändern verziert, und im Gürtel und Haar prangten blühende Rosenknospen.

Mittlerweile war der lang erwartete Gast angekommen und vom Hausmädchen ins Empfangszimmer geführt.

Er fragte zuerst nach Fräulein Martini und dann nach Ihnen, berichtete das Mädchen, als sie ihrer Herrin die Karte des Fremden überreichte, die den Namen „Paul Helfenstein“ trug. Dora warf einen hilfeschreitenden Blick auf ihre Schwester, doch diese nickte ihr zu und flüsterte:

"Ich wußte es ja, daß er kommen würde. Nimm Rätbe mit dir."

Rätbechen war die jüngste in der Familie Melzer und galt allgemein als eine Schönheit. Sie waren alle hübsche Kinder, aber keines von ihnen kam dieser Kleinen gleich. Wenn sie nach Königsberg mitgenommen wurde, so erregte sie durch ihr liebliches, anmutiges Wesen leicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden und in dem nahen Badeorte erkundigten sich die Kurgäste nach ihrem Namen und von allen Menschen, arm oder reich, jung oder alt, wurde sie geliebt. Sie schien zu den wenigen Kindern zu gehören, die ihre Engelnatur beibehalten haben, selbst dann noch, als sie in Verbindung mit der Erde trat. Sie war kaum zwölf Jahre alt, aber so zierlich und klein, daß man sie in ihrem weiß gestickten Kleidchen mit blauen Schleifen kaum für ein achttähriges Kind hielt.

Hand in Hand betraten die beiden Schwestern den Salon.

Der Bankier war von der mühsamen Reise ermüdet, der weite Weg auf der staubigen Landstraße hatte ihn besonders mißmutig gemacht, aber als sein Blick auf das Kind fiel, wurde sein Interesse rege, denn er glaubte ein Gemälde jener Engelsgesichter vor sich zu sehen, wie man ihnen im Leben so selten begegnet.

Er reichte beiden die Hand entgegen und sagte dann, sich gleichsam entschuldigend:

"Ich fürchte hier als Eindringling zu erscheinen, denn ich ahnte nicht, daß Fräulein Martini ernstlich krank sei. Aber nach Empfang des Briefes hielt ich es für meine Pflicht, selbst mit den Brüdern zu reden."

"Es war sehr gütig, daß Sie selbst kamen," mußte Dora gestehen. "Tante Martha wird morgen wieder wohler sein und wenn Ihnen unsere einfache Häuslichkeit nicht zu gering ist, hoffe ich, werden Sie einige Tage bei uns bleiben."

Er willigte gern ein und fragte dann: "Haben Sie den Brief an mich geschrieben?"

"Ja; ich bin Dorothea Melzer."

"Sind Sie die älteste hier von den Geschwistern?"

"Ja. Nach mir kommt meine Schwester Annette, sie ist ein Jahr jünger als ich, dann folgen die beiden Knaben."

"Der zukünftige Seeapitän und der Theaterdirektor," scherzte der Bankier. "Wie kamen die Knaben zu diesem Entschluß, waren es lang gehegte Ideen?"

"O nein! Sehen Sie, Herr Helfenstein, ich fürchte, selbst die Schuld an diesem Vorhaben zu tragen," gestand Dora mit heftigem Erröten, "denn unbedacht ließ ich die Worte fallen, daß die Ausbildung für einen Schauspieler nicht viele Kosten verursachen könne. Otto will gerne Geld verdienen und uns nicht mehr zur Last fallen, und von dieser Stunde an war der Entschluß in ihm gereift, Schauspieler zu werden."

"Für welchen Beruf hatte er sich denn früher entschlossen?"

"Er hatte noch gar keine Pläne für die Zukunft gemacht, aber wir hoffen sehr, daß Robert Landwirt werden möchte, damit er später dieses Gut verwalten kann."

"Leben Sie denn gern hier auf dem Lande?"

"Sehr gern. Sehen Sie, wir kennen diese Gegend und alle Leute meilenweit im Umkreise und haben wohl zwanzig Jahre hier gewohnt."

"Sie werden aber lächeln, wenn ich Ihnen erzähle, mit welchen Hindernissen ich zu kämpfen hatte, bis ich dieses einsam gelegene Landhaus fand."

"Das bedauere ich. Hätte ich Ihre Ankunft geahnt, so würde ich Ihnen einen Wagen nach der Station in Königsberg gesandt haben."

"Ende gut — Alles gut," scherzte der Bankier. "Durch die Güte eines Landmädchens bin ich glücklich hierher gelangt, sonst irrte ich vielleicht noch im Walde umher. Ich traf diese kleine Reiterin an einer kleinen Hütte, wo sie ihre Großmutter besucht hatte — die alte Frau hieß Witwe Braun."

"Aber Frau Braun hat gar keine Kinder," warf die kleine Rätbe dazwischen.

"Aber ein jeder hier im Dorfe nennt sie Großmutter," verbesserte Dora, "daher konnte sich Herr Helfenstein leicht täuschen."

"Das Mädchen gab vor, mit Ihnen bekannt zu sein," fuhr der Gast unbeirrt fort, "es weigerte sich sogar, eine Belohnung für ihre Dienstleistung anzunehmen, weil — wie sie sagte — Fräulein Martini es nicht gern sehen würde."

"Meine Tante würde darüber gezürnt haben," versetzte Dora, sich bemügend, ihr Erröten zu verbergen. "Bitte, Herr Helfenstein, erwähnen Sie kein Wort von dieser Begegnung, besonders nicht in Gegenwart der Knaben. Dergleichen Begebenheiten vergessen sich schwer hier auf dem Lande, wo sich so selten etwas Neues ereignet, und wir haben ein großes Interesse für das Mädchen."

Herr Helfenstein versprach gern Schweigen, obgleich er wußte, daß das junge Mädchen keinen Vorwurf treffen konnte, selbst wenn er die ganze Unterhaltung veröffentlichte. Aber die guten Leute hatten hier vermutlich einen sehr engen Gesichtskreis, da es ihnen schon unlieb zu sein schien, daß er einige harmlose Worte mit ihrem Protege gewechselt hatte. Doras scharjem Ohr waren nicht die Schritte im Flur entgangen, sie beauftragte daher Rätbechen, dem Gast das Fremdenzimmer zu zeigen, und verließ das Zimmer mit der Bedeutung, daß das Abendbrot gleich im Speisezimmer serviert sei. Die Knaben waren inzwischen von der Anwesenheit des Vormundes unterrichtet und erwarteten ihn in tadellosem Anzuge.

"Anni!"

Es war kein Wunder, daß dieser Aufruf Dora's Lippen entfuhr, als sie die Schwester wahrte, denn der Wechsel in ihrer äußeren Erscheinung war wirklich überraschend. Sie trug ein matt blau seidenes Kleid, reichlich mit kostbaren, weißen Spitzen garniert, und ein breiter seidener Gürtel schmiegte sich um die schlanke Taille. Dieses Kleid war zu elegant und zu kostbar, um in diesem stillen Landhause getragen zu werden, doch es war ursprünglich für Rosamunde gemacht, deren Gatte leider die Farbe nicht liebte, und so blieb es für Annette zurück, da sie dieselbe Gestalt und dieselben Formen wie die Schwester hatte. In den ganzen zwei Jahren war das Kleid noch nicht aus dem Schrank genommen, aber heute wollte sie darin glänzen, dann war jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß Herr Helfenstein sie als das einfache, schlichte Landmädchen wiedererkennen würde, dem er vor kurzer Zeit eine Mark Belohnung angeboten hatte.

„Meine Schwester Annette!“ stellte Dora vor, als diese stolz wie eine Fürstin das Speisezimmer betrat, in dem der Bankier schon lange mit dem Knaben geplaudert hatte.

„Du willst also Schauspieler werden?“ fragte der Vormund den jüngeren Knaben. „Weiß du wohl, daß ich um deinetwillen die Reise hierher gemacht habe, um mit dir die Sache zu überlegen?“

„Das dachte ich mir,“ brummte der Knabe verdrießlich. „Meiner Schwester ist gar nicht zu trauen, zuerst haben sie sich heiser geredet, und dann hat man Sie hierher kommen lassen. Aber Sie sind ein kluger Weltmann, Herr Helfenstein, und daher über jedes Vorurteil erhaben, daher müssen Sie mir doch Recht geben, daß eine ehrliche Arbeit keinen Menschen schändet.“

„Versteht sich. Jedes redliche Streben verdient seine Anerkennung, das Wissen und Können stets Achtung. Diesem Grundsatz habe ich von jeher gehuldigt, ohne danach zu fragen, wer die Leute sind und woher sie kommen. Wir wollen morgen die Sache gründlich besprechen, mir scheinen die größten Schwierigkeiten in den Untkosten zu liegen.“

„Aber es kostet gar nichts,“ warf Otto erstaunt ein.

„Nicht wenn du dich mit der niederen Carriere und mit unteren Rollen begnügt, im anderen Falle erfordert auch dieses Studium nicht geringe Kosten. Du mußt viele Reisen machen, Land und Leute kennen lernen und zuerst als feste Grundlage eine vorzügliche Ausbildung genießen.“

Otto schwieg verlegen; nach der Unterredung mit dem Vormund erschien ihm die Zukunft nicht mehr so rosig und verlockend zu sein, wie zuvor. Nach dem Abendessen verließen die Knaben das Zimmer, auch Dorothea entfernte sich, um zu ihrer Tante in's Krankenzimmer zu gehen. Annette blieb mit dem Gaste zurück.

„Ich habe schon Ihrer Schwester die Hindernisse meiner beschwerlichen Reise erzählt,“ begann er, „aber ich bin vollkommen entschädigt, denn ich finde die Gegend hier sehr entzückend.“

Anni sah ihn mit blinkenden Augen an.

Wo hatte er doch diese Augen und das schelmische Lächeln schon gesehen.

„Es ist hier erträglich,“ verlegte sie kühl.

„O, Sie wohnen hier immer und gewinnen daher der Gegend nicht immer neue Reize ab, aber Sie sind hier doch gern?“

„Wir leben hier so einsam, wie lebendig begraben.“

Der Bankier sah ganz bestürzt auf.

„Wenn Sie hier jahrein, jahraus leben sollten, so würden Sie dasselbe sagen,“ fuhr Annette unbeirrt fort. „Im Sommer ist's hier sehr schön, aber im Winter, wenn das Auge nichts wie Eis und Schnee sieht und die nächsten Nachbarn wohl eine Stunde entfernt wohnen, dann würden Sie wohl genug Ihre Meinung ändern. Für mich ist das Leben hier unerträglich, und ich wundere mich nicht, daß die Knaben in die Welt hinaus wollen.“

„Ihrer Schwester gefällt doch das Leben hier sehr gut.“

„Dorothea hat ein sanftes Temperament und eines Engels Geduld, ich aber nicht, das weiß ein jeder. Ich bin hier das einzige schwarze Schaf in der ganzen Herde, und eines muß wohl in jeder Familie sein. Meine sechs Geschwister sind alle geduldig und tugendhaft; ich stehe gerade in der Mitte, und alle schlechten Eigenschaften, die unter uns sieben verteilt sein könnten, sind allein in meiner Person konzentriert.“

„Sie sind Ihrem Vater sehr ähnlich,“ war der Bankier ein.

„Papa sagte immer, es sei schade, daß ich kein Knabe sei, und ich bedauere es auch, denn es will mir scheinen, daß Frauen das meiste Leid auf Erden zu tragen haben.“

„Hoffentlich sprechen Sie nicht aus eigener Erfahrung.“

„Ja, doch,“ gestand Annette offen. „Warum müssen wir hier ein Jahr wie das andere bleiben, während schon die Knaben in guten Schulen ihr Wissen bereichern können! Wir Mädchen haben ja wohl etwas gelernt, aber niemand kümmerte sich um unsere Fortschritte.“

„Als ich vor fünf Jahren mit Fräulein Martini überlegte, sagte sie mir, daß die Erziehung der ältesten Kinder vollendet sei, und sie selbst die der jüngeren übernehmen würde.“

„Ich table niemanden,“ erwiderte Anni, „es ist so der Lauf der Welt. Wir können lesen und schreiben, sind auch in die Geheimnisse der Wissenschaft so weit eingeweiht, daß wir in der Welt keinen Anstoß geben, aber es hätte mehr aus uns gemacht werden können. Unser Geist wurde in den engsten Bahnen gehalten, und ich wundere mich selbst, daß er nicht gänzlich erstarrt ist.“

„Sie sind geistreich genug.“

Annette schüttelte traurig das schöne Haupt.

„Sie werden auch nicht immer hier bleiben,“ fuhr der Bankier fort.

„Wir müssen hier bleiben,“

„Ihre Schwestern blieben auch nicht hier.“

Annette sah erstaunt auf. „Rosamunde und Beata heirateten,“ verlegte sie.

„Ganz recht, und Sie werden diesem Beispiele folgen.“

„Niemals! Wir sind ganz darauf vorbereitet, Dora sowohl wie ich; wir wußten wohl, daß unsere Schwestern heiraten würden, und ihre Gatten waren auch sehr nette Leute.“

„Es ist mir lieb, daß Sie das eingestehen.“

„Aber Dora darf niemals heiraten,“ fuhr die Schwester fort, „wer sollte denn hier haushalten? Sie muß auf die Knaben achten und auf Käthchen.“

„Und auf Sie.“

„Ja, auf mich auch,“ gab Anni zu. „Wenn ich aber reich bin und Käthe erwachsen ist, so will ich meine Schwester zu mir nehmen und sie soll ihr Leben genießen.“

„Wie wollen Sie es machen, um reich zu werden?“

„Ich weiß es noch nicht, aber ich will sehr, sehr reich werden.“

„Warum?“

Anni schüttelte unwillig die dunkeln Locken. „Ich möchte gern viel von der Welt sehen, viel tun, und zu allem ist Geld erforderlich. Also reich sein ist der erste Schritt.“

„Solche Worte von Ihnen sind unnatürlich und unweiblich,“ bemerkte Herr Helfenstein stirnrunzelnd.

Es war ihm eine Erleichterung, daß Dora ins Zimmer trat und das Gespräch eine andere Wendung nahm.

„Tante Martha dankt Ihnen sehr, daß Sie gekommen sind, und Sie hofft morgen wieder besser zu sein“, begann sie.

„Sie war hoffentlich nicht ernstlich krank?“

„Altersschwäche“, warf Anni rasch ein. Als sie aber bei diesem Ausspruch Thränen in den Augen der Schwester bemerkte, legte sie rasch ihren Arm um deren Hals und fügte tröstend hinzu: „Sorge dich nicht, Dora, Leute, die so sanft und geduldig sind, wie Tante Martha, können wohl hundert Jahre alt werden,“ und dann verließ sie schnell das Gemach.

III.

Drei Tage hatten genügt, Herrn Helfenstein mit allen Familiendverhältnissen seiner Schützlinge genau bekannt zu machen. Er war ein weltkluger Geschäftsmann, aber dennoch war ihm nie der Gedanke gekommen, daß, wenn die Rechnungen der Knaben bezahlt, nur sehr wenig zur Bestreitung des Haushaltes und zur Kleidung der Mädchen übrig blieb.

Roberts Wunsch, zur See zu gehen, war wohl berechtigt, aber nach reiflicher Ueberlegung mit dem für sein Alter geistig früh gereiften Knaben wurde dieser Entschluß doch bald verworfen. Das Lernen und besonders das anhaltende Sitzen in dichtgefüllten Schulklassen war ihm zur unerträglichen Last geworden, die noch durch den drückenden Gedanken erschwert wurde, daß um seinetwillen die Geschwister im Hause leiden mußten. Er wagte nicht einmal, die monatlichen Rechnungen für sich und den Bruder einzusenden, da er mit den beschränkten Verhältnissen genau bekannt war. Mit Freunden nahm er daher den Vorschlag seines väterlichen Freundes an, Landwirt zu werden. Zuerst sollte er kurze Zeit die landwirtschaftliche Schule besuchen, später bei einem Freunde des Bankiers praktisch die Land-



Von der Europareise des berühmten deutschamerikanischen Männergesangsvereins „Arion“ aus Brooklyn.

wirtschaft erlernen. In der Nähe seiner väterlichen Besitzung erstreckten sich ausgedehnte Ländereien, die zweifellos mit Leichtigkeit späterhin zu erwerben waren, und dann hoffte er, wenn nicht Missernte oder Hagel die Früchte des Feldes zerstörten, durch Fleiß und Ausdauer den früheren Glanz seines Hauses wieder herzustellen.

Mit dem jungen Bruder Otto wurde der Vormund ebenso gut fertig. Es rührte ihn, daß der Knabe nur darauf bedacht war, den Seinigen die Kosten für seine Ausbildung zu ersparen, da er aber sehr begabt und fleißig war, ließ er sich gern überreden, seine Studien auf dem Gymnasium vorläufig fortzusetzen.

„Du nimmst dann später eine bessere Stellung in der Welt ein und wirst somit deinen Schwestern eine Stütze,“ hatte der Vormund gesagt, und dieser Ausspruch gab den Ausschlag und erfüllte das Herz des lebhaften Knaben mit neuer, froher Hoffnung.

Mit erleichtertem Herzen, die Zukunft der beiden Knaben so einfach und glatt geregelt zu haben, suchte der Bankier Dora auf, die gewöhnlich im Schulzimmer anzutreffen war.

Sie unterrichtete Mädchen, hatte dabei einen großen Korb voll Strümpfe vor sich stehen und ihre fleißigen Finger führten emsig die Nadel, um die schadhaften Stellen auszubessern. Jetzt erst bemerkte er das krankhafte bleiche Aussehen des jungen Mädchens, und es ging ihm wie ein Stich durch's Herz, sich um das Wohl und Wehe seiner Schützlinge nicht früher bekümmert zu haben.

„Warum haben Sie mir den wahren Zustand Ihrer Lage nicht früher geschrieben, ich würde gewiß eine Aenderung getroffen haben,“ rief er fast vorwurfsvoll, sobald die Kleine das Zimmer verlassen hatte. Als ich vor fünf Jahren die finanziellen Angelegenheiten mit Fräulein Martini überlegte, gab sie mir die Versicherung, daß die Zinsen des Kapitals genügend ausreichend seien.“

„Ja, das war vor fünf Jahren,“ gab der Angeredete ruhig zu, „und Tante Martha ist alt, und so gut sie auch ist, fehlte ihr doch die Uebersicht. Im Laufe der Jahre haben sich die Ausgaben auch bedeutend vermehrt. Die Rechnungen der Knaben haben sich verdoppelt, und seitdem wir herangewachsen sind, ge-

brauchen wir für unsere Kleidung auch mehr.“

„Das hätten Sie mir alles früher schreiben müssen.“

„Wozu hätte das genügt? Sie konnten doch unsere Einkünfte nicht vermehren, und obgleich Sie ein tüchtiger Geschäftsmann sind, können Sie doch die Zinsen unseres Kapitals nicht verdoppeln. Gern hätte ich eine Stelle als Erzieherin oder Gesellschafterin angenommen, doch davon darf ich gar nicht sprechen, das duldet Anni nicht.“

„Sie sehen aber doch, daß ich Ihnen helfen kann. Sie haben jetzt nicht mehr die Sorge um die Brüder, die ganz vernünftig mit sich reden ließen. Robert will Landwirt werden, und Otto willigt gern ein, seine Studien fortzusetzen. Es wäre schade um den talentvollen Knaben, wenn er später seine Fähigkeiten nicht verwertete.“

Dora sah erstaunt auf. „Sie sind ein Zauberer, Herr Helfenstein“, lächelte sie befriedigt. „Tante Martha und ich haben uns oft vergeblich heifer gere-

det, aber sie hörten gar nicht auf uns.“

„Ich bin nur ein praktischer Geschäftsmann und erfülle meine Pflicht als Vormund; nun möchte ich aber auch gern Ihr Freund werden. Ich habe so wenig Freunde in der Welt und ringe um die Liebe aller Menschen, die mir nahe stehen.“

„Nun gut,“ lächelte Dora, ohne den geringsten Anflug der Raketterie, „haben Sie denn keine nahen Verwandten? Wir kennen Sie so wenig, und gestern abend sprachen Anni und ich noch von Ihnen und wußten nicht einmal, ob Sie verheiratet waren oder nicht.“

„Ich bin noch nicht einmal verlobt,“ versetzte er lächelnd, „und es knüpfen mich gar keine Familienbände an das Haus, — meine Schwester ist die einzigste nahe Verwandte, die ich auf der ganzen Welt habe.“

„Ist sie noch jung?“ fragte Dora, die gleich ein reges Interesse für sie nahm. „Warum haben Sie die Schwester nicht mit hierher gebracht?“

„Sie würde zu lange Zeit zur Vorbereitung ihrer Reise gebrauchen,“ lächelte der Bankier, „wir sehen uns auch sehr selten, oft in Monaten nicht.“

Dora sah ganz entsetzt auf. „Sie sehen Ihre Schwester so selten? Wohnen Sie denn nicht mit ihr in einem Hause?“ fragte sie verwundert.

„Gott soll mich bewahren,“ rief der Bankier mit komischem Entsetzen, „sie würde mich ganz nervös mit ihrem Geschwätz machen; vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist ihre



Der Brand der Naphthagruben in Galizien.

Ein Lied von den Sommervögeln.

Eine heitere Jugenderinnerung von Theo.

(Nachdruck verboten.)

Der Sommer war wieder mal da mit seinen Freuden, die freilich für jeden von besonderer Art sind. Die Jungen, die sich bei ihren Ziegenherden an den Abhängen der Sandberge vor dem kleinen Dorfe herumtollten, meinten, der Sommer sei nur ihre Wege gekommen und wegen ihrer Ziegen, die hier ein paradies, aber schwachhaftes Mahl fanden.

Es war aber auch ein zu schönes Leben für Buben und Ziegen, die in den tollsten Künften sich den Rang abliefen. Hier tollte ein Junge, wie ein Igel gerollt, den Abhang hinunter, während eine Geiß über die sonderbare Kugel in jedem Sprunge hinwegsetzte. Dort versuchte ein übermütiger Bube sich an den Hörnern seiner kampfeslustigen Sippe, wie man die Ziegen nannte, Hörner zu holen, indem er ihr drohend seinen gesenkten Kopf entgegenhielt. Beim Anseh seiner Sippe drehte er jedoch schnell sein Körperteilchen hin, das infolge seiner federnden Fleischdicke gegen solche unanste Liebesbezeugungen besonders präpariert erschien, so daß sich das getäuschte Zieglein eher seine Hörner einrennen konnte.

Aber dort am einzelnen Brombeerstrauche hat sich der Rat der Alten, d. h. die ältesten unter den Jungen, um den Knirps, wie man das kleine angehende Männchen im Rate nannte, versammelt, um wahrscheinlich etwas auszudeuten, was manchem schon die Haare sträuben gemacht hat, ohne einen Geist gesehen zu haben. Wenigstens verriet das Stichern und die geheimnisvolle Beratung den andern Eingeweihten einen solchen Streich.

Da wandten sich die Augen der wichtigen Ratsmitglieder nach dem Dörfchen, die Dinge ersehrend, die bald kommen sollten. Plötzlich hieß es: „Anselm kommt! der Anselm kommt!“ Wirklich bewegt sich vom Orte her ein den Jungen ganz ähnliches, aber doch nicht ganz gleiches Kerlchen heran. Es ist eben von unverkennbarer Rasse, kaum mißt es einen Zoll mehr, wie der kleinste kleine Kohn. Näher kommt der Ersehnte, schon ist das sanft geschwungene Giebelprofilchen zu unterscheiden, das echte Oval der Leibestützen harmoniert zu dem Wege, die die Seitenperpendikel, Arme genannt, fortwährend in der Luft beschreiben. Kurz es ist ein Fädchen, der Anselm, von der echten Rasse, die dazumal über Polens Grenze zu uns herüberflog.

Da steht auch schon das personifizierte Geschäftche vor den Wartenden. „Tag Anselm! Ge' du! Kein Geschäftche!“ so tönt es ihm entgegen aus den Kehlen der ihn umringenden Dorfbelden. Knirps ist da und winkt Anselm geheimnisvoll. Da regt sich das Handelsblut und das: „Na, er Geschäftche!“ wird lachend von allen begrüßt! „Ja! ein Geschäftche“ bemerkt im Namen aller Eingeweihten Knirps, „es ist von wegen der grünen Sommervögeln aus dem geheimnisvollen, rätselhaften Lied, das wir und du gestern mittag in der Schule nicht begreifen konnten. Wir haben sie heute entdeckt!



Fräulein Anne Fallières,
die Braut des Generalsekretärs ihres Vaters Jean Lanes.

Junge in ununterbrochener Tätigkeit.“ — „Aber — wo wohnt sie denn, und wer sorgt für sie?“

„Sie hat ein sehr hübsches Landgut in der Nähe der Residenz und seitdem ihr Gatte tot ist, sorgt sie für sich selbst.“

„Sie ist Witwe? Ich glaubte, sie sei ein junges Mädchen.“

„Sie ist zehn Jahre älter als ich, aber wenige Leute vermuten es. Es macht ihr Vergnügen, mich bei Fremden als ihren älteren Bruder vorzustellen?“

„Hat sie Kinder?“

„Nein. Sie ist sehr vergnügungssüchtig, und die Gesellschaft der Großstadt hat sie ein wenig verwöhnt. Sie ist gutmütig und freundlich, lebt mit einer Gesellschaftsdame, und viele Leute lieben sie aufrichtig. Ich hoffe, sie wird auch Ihnen gefallen, wenn Sie sie kennen lernen.“

„Dazu ist wenig Aussicht vorhanden.“

„Vielleicht würden Sie alle mit Fräulein Martini im Winter zu mir nach der Residenz kommen. Mein Haus ist groß genug, um ein Duzend Gäste aufzunehmen, ohne im Raum beengt zu sein.“

Dora schüttelte wehmütig ihr Haupt. „Es wäre zu schön, aber dennoch darf es nicht sein; wir würden Ihre Güte mißbrauchen.“

„Meine Schwester würde Sie bald vom Gegenteil überzeugen und Ihnen beweisen, daß ich Ihnen zu Dank verpflichtet bin, wenn Sie mir helfen, die Langweile meiner einsamen Stunden zu verscheuchen.“

„Das verstehe ich nicht, ich fühle mich nie einsam. Aber ich bin auch nicht so gelebt; Anni würde es besser verstehen; sie ist die Klügste von uns allen, und ich hoffe, sie wird es in der Welt noch einmal weit bringen.“

Ein verächtliches Lächeln umspielte die Lippen des jungen Bankiers. „Ihr einziges Streben geht nach Reichtum,“ versicherte er.

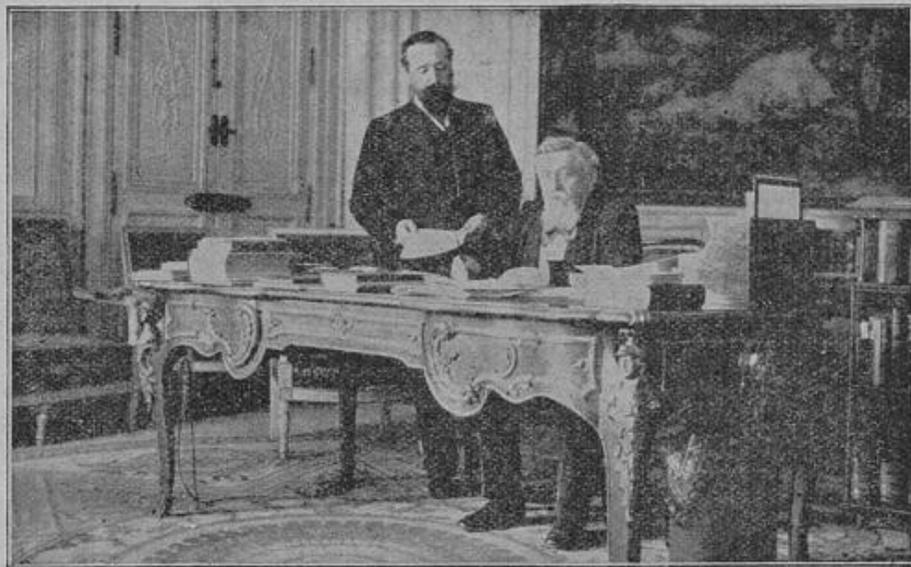
„Niemand fragt so wenig nach Geld und Reichtum wie Anni.“

„Sie sagte es mir selbst.“

„Sie tun ihr Unrecht, Herr Helfenstein,“ verteidigte Dora die Schwester, „aber es ist sonderbar, sobald sie bei Ihnen ist, zeigt sie sich in einem schlechten Lichte.“

„Warum tut sie das?“

Dora schwieg verlegen.
Fortf. folgt.



Präsident Fallières mit seinem Generalsekretär und zukünftigen Schwiegersohn
Jean Lanes.

Was gibst du für ein Stück?“ „Erst eins sehen,“ meint Anselm. Klott zeigt ihm der kleine Bursche ein dem Sohne Israels unbekanntes Heimchen, von den Jungen Krichel genannt. Gewichtig lacht der angehende Handelsmann sein Heimchen an, befühl es, schaut Knirps und die übrigen an, sieht gen Himmel, dreht sich um, und endlich kommt's hervor: „Na wie viel denn?“ „Fürs Stück einen Pfennig! Nochmals Prüfung der Ware. „Halber Preis“ ist Anselms Gebot, „dafür geht es nicht“ meint kopfschüttelnd Knirps, „es sind eben die Sommervögel; du mußt sie erst mal singen hören.“ Anselm tritt von einem Wein aufs andere: „Na, wollen mer's lasse, für 2 Stück 1 Pfg.? mehr kann ich nicht geben.“ Endlich ist man einig. Anselm bezahlt 50 Pfg. und erhält dafür 100 lebendige von den rätselhaften Sommervögeln. „Ei Geschäftche, ich werde dafür erhalten doppelt Preis, macht 100 Prozent für mich,“ meint der Geprellte schmunzelnd für sich.

Knirps hat seine Mannschaften zur Instruktion um sich versammelt und weist seine Getreuen in die Kunst ein, die seltenen Vögel schnell und lebendig zu fangen. Im Nu sind alle an verschiedene Punkte des Abhanges geeilt und suchen nach den kleinen Löchern, die die Wohnung der Handelsobjekte bilden. Ist ein solches entdeckt, so geht es drum, die Tierchen herauszuloden. Nach Knirps' Anweisung wird vorsichtig mit einer weichen Schmirle, einer Grasähre, in dem Heimchenpalast herumgesucht. Ob nun die Vögelchen dadurch erschreckt werden, ob sie ob der Freiheit entrüftet sind, oder ob sie sich geschmeichelt fühlen, durch die tosenden Badenstreicheln der Heimchenjäger, das hat die Zoologie noch nicht festgestellt; genug, sie kommen mit ihrem wertigen Scherenteilschen heraus. Aber kaum haben sie frische Luft geatmet, so fühlen sie die Wahrheit des Verses: „So hast du Jäger mich erschnappt.“ Jedes gefangene Krichelchen wandert den Gang zu Anselmchen, der alles wägt und das Gute behält.

Die Vögelchen werden bald zahlreich; es mehrt sich die kostbare Habe. Mehrere Gefangenwärter müssen angestellt werden, damit keines entflieht, bis endlich ein Junge vom Küster kommt, der den Knaben wegen der nie verlassenden Hilfe beim Läuten gewogen ist und eine leere Stearinterzendoie gern gegeben hat. In dieses Gefängnis müssen alle hohen Sänger hinein, die an Ausdauer denen vom Finsterwalde nichts nachgeben. Freilich betuppt das reblische Mädchen beim Zählen die Verkäufer um gut ½ Duzend. Doch keiner merkt etwas außer Knirps, der aber aus Weisheitsrücksichten nichts sagte; denn wäre der Fusch herausgekommen, so wäre Anselmchen vergerbt worden und das rentable Geschäft in die Brüche gegangen.

Bergnügt trabt Anselm die Straße daher; er hat ja Vögel gefangen — aus Geschäft. Behutsam trägt und hütet er die Bringer des vermeintlichen Geschäftes. Dem Grundsatze treu „ein Jud verrät dem andern kein Geschäft“, legt er, ohne etwas zu sagen, seine Heimchen am häuslichen Herd nieder wo er sie wohlgeborgen meinte. Bevor er sich zur Ruhe begibt, besteht er sich, ohne bemerkt zu werden, seine Schätze nochmal, und schläft dann ein, seine Güter dem Gotte der Väter empfehlend. Auch Aron und Sara, die Eltern des Anselm, begeben sich zur verdienten Ruhe.

Aber nicht allzulange dauert die feierliche Stille im nächtlichen Gai. Plötzlich, wie auf Kommando, stimmte ein unbekannter Chor im höchsten Diskant ein Liedchen an, das Steine erweichen und Menschen rasend machen kann; es war eben ein Konzert der Sommervögel, welche ihre gepriesene Sangeskunst glänzend bewährten, und hätte Anselm den hundertstimmigen Hymnus gehört, es wären ihm sicher die entchwundenen Melodien der Loblieder seiner Väter eingefallen. Anselm schlief aber den Schlaf des Gerechten und hörte nicht; dagegen fuhr der alte Aron plötzlich in die Höhe. Im ersten Momente glaubt er, die Trompeten vom Berge Sinai zu hören. Saraleben, Saraleben! horch, horch! Trompeten! Trompeten!“ Erschreckt erhebt sich auch die bessere Hälfte und beide horchen gespannt. Von neuem setzt der ganze Schwarm ungeheurer Sänger ein, daß fast das Haus davon erfüllt erscheint. „O, waih geschrieen!“ kreischt da Sara, es ist nicht gekommen der Meßias, Diebe oekommen sind, und feilen entzwei den Geldschrank. Beide bewaffnen sich und steigen vorsichtig zu dem Ort hinab, woher das Konzert ertönt; denn bedrohtes Geld macht Helden. Aber nichts ist zu sehen, als vor dem Ofen eine zerfressene Kerpensdose. Verschwunden ist die Sängerschar, wo nur der Schreiner ein Nischen ließ, im kleinsten Spalt sitzt ein Heimchen und ziert aus Leibkräften, aber verstummt ist der Gai, als Aron und Sara Geräusch machen. Zudem scheint das Konzert beendet zu sein und die Alten suchen den veräumten Schlaf nachzu-

holen. Vergeblich zerbrechen sich beide den Kopf, wer denn der Störer des nächtlichen Friedens war.

Es tagt im Osten. Auch Anselm ist munter und will seine Gefangenen inspizieren. Aber paß ist er, verschwunden ist alle Herrlichkeit und er bricht in seine Klagelieder aus: „Mei Vögel sind fort, mei Vögel sind fort!“ Vaterleben sucht seinen Erstgeborenen zu trösten, in dem er freilich nicht die Ursache der nächtlichen Ruhestörung vermutete. Anselm erzählt alles. Da kennt des alten Jzig Wut keine Grenzen, die sich gegen die Buben und seinen Sprößling richtet. „Ei, Geschäftsmann wirst du nicht!“ herrscht ihn Vaterleben an, „wer läßt sich betrügen beiß Geschäft.“ „Vaterleben! ich hab auch doch betrogen, indem ich hab gezählt vor zehn Stück neune!“ Da scheint der Born des Alten bald verjöhnt — — —

Es klopf an der Schultüre. „Klopft jemand! brüllen alle Jungen und allen wenden sich zur Türe. Aron ist, welcher einen Büdling macht, ähnlich dem seines Ar... vaters Abraham, den dieser den drei Fremden machte. Er erzählte dem alten Lehrer alles; nur verschwieg er Anselms Betrug. Knirps aber bringt den ans Licht. „Herr Lehrer“ wendet er schüchtern ein, „der Anselm hat uns beim Zählen betrogen; er hat aber immer geschwind 9 statt zehn gezählt; ich hab's aber wohl gemerkt.“ Nichts erwidert der Alte; heimlich treut er sich, daß also doch Geschäft in seinem Stammhalter stecke. Der alte Lehrer wiegt aber nachdenklich sein Haupt und spricht in einem gütigen Tone: „Hören Sie, Aron, der Anselm bezahlt die Heimchen nach, die er empfangen und nicht bezahlt hat und — — erst dann bezahle ich die Rangen.“ Sprach der Lehrer — — verschwand der Aron.

Ein Schatten.

Skizze von Henriette Brey.

(Nachdruck verboten.)

Im Stadtpark konzertierte heute eine ungarische Kapelle. Auf dem großen, prächtigen Platze vor der Säulengetragenem Orchesterhalle sah an Marmorischen die vornehmste Welt bei Wein und Fruchtweiss und lauschte den feurigen Weisen.

Ich liebe es nicht, ein Kunstwerk — sei es ein Gemälde, Dichtung oder Tonhöpfung — in Gesellschaft von gleichgültigen Menschen zu genießen, die ihrer Bewunderung durch „pyramidal, kolossal, schneidige Leistung!“ Ausdruck geben und die in Zwischenpausen die ödesten Alltäglichkeiten breit-treten oder mit Behagen den banalsten Stadtklatsch und die neuesten On dit erzählen, wobei es denn ohne einige Skandalchen und Pikanterien nicht abgeht.

Langsam durchquerte ich die herrlichen Anlagen, welche in weitläufigen Bogen sich um das mächtige Springbrunnenbassin gruppierten. Hier lustwandelte eine elegante Menge; Damen, welche kostbare Wiener und Pariser Toiletten — wahre Kunstwerke der ersten Schneider-Ateliers — zur Schau trugen, Herren im neuesten Modeanzug, das Monokle lässig ins Auge geklemmt, ein müdes Lächeln auf den blasierten Zügen, entzückende Kinder in duftigen Spitzenkleidern.

Am all der raffinierten Eleganz schritt ich vorüber, am sammetgrünen Rasensflächen mit wundervollen Teppichbeeten vorbei, tiefer in den Park hinein, wo unter schönen, alten Bäumen schattige, stille Wege sich hinzieben.

Hier in der grünen Einsamkeit war es mir am wohlsten. Ich atmete tief auf und eine weiche Traumstimmung umfing mich. Klar und melodisch tönte die Musik zu mir herüber. Und meine Seele weitete sich und gab sich ganz dem Zauber dieser heißblütigen, leidenschaftlichen Klänge hin, aus denen sprühende Lebenslust, jubelndes Glück, dann wieder tiefe Schwermut, Sehnsucht oder wilde, ungebändigte Leidenschaft sprach, und die mit magischer Gewalt meine Empfindungen in ihren Bann zogen.

Wie träumend schritt ich weiter und stand jetzt am Ufer des ausgedehnten Weihers, dessen spiegelnde Wasserfläche unwiderstehlich zu einer Bahnfahrt lockte.

Ein paar Steintrufen führten hinab, und unten lagen zierliche Nachen angeketet. Ich ließ vom Aufseher einen derselben lösen und ruderte auf den See hinaus.

Das Wasser schimmerte tief dunkelgrün und die Sonne glüherte darauf und ließ es in allen Farbenreflexen aufleuchten. Und bei jedem Ruderschlag sprühten tausend Tropfen auf wie leuchtende Diamanten. Stolz weiße Schwäne folgten der silbernen Bahn, die das kleine Schiffelein zog.

Eine Weile folgte ich den Krümmungen des Ufers, wo sich überall prächtige Durchblicke auf die herrlichsten Partien des Gartens öffneten. Dann fuhr ich unter dem ühngezwungenen Brückenbogen durch, der an einer schmälere Stelle des Teiches hoch und schlang sich über die Wasserfläche spannte, umschiffte die Insel mit den reizenden Schwanenhäuschen und fuhr auf die Mitte des Sees hinaus.

Ein entzückender Anblick bot sich jetzt meinen Augen. Ganz im Hintergrunde dunkler, schon bläulich schimmernder Eichenwald, davor in wirkungsvollem Kontrast herrliche Gruppen von zartgrünen Birken, weißen Ahorn, Blutbuchen und blühenden Sträuchern. Im Vordergrund erhob sich ein weißes Märchenloß in reichem Barockstil, das Restaurationsgebäude mit dem Musikpavillon, rings umgeben von üppigen, sorgfältig gepflegten Blumenbeeten, die sich in leuchtender Farbenpracht von dem Sammet des Rasens abhoben.

Und über dem ganzen farbenfrohen Bilde wölbte sich ein tiefblauer Himmel, lag goldener, verklärer Sonnenchein ausgegossen.

Die Wasser der Fontänen rauschten, leise murmelten die Wellen. Die Musik spielte jetzt süße, schwermütige Zigeunerlieder — es klang zauberhaft schön auf dem Wasser.

Ich ließ die Ruder aus den Händen gleiten und den Kahn von den Wellen treiben. Mit trunkenen Blicken hingen meine Augen an dem herrlichen Gemälde — wie schön, wie wunderbar schön war doch die Welt! Unwillkürlich breitete ich die Arme aus, um mit Entzücken all die Schönheit in mich aufzunehmen.

Meine Augen schweiften zum Ufer hin, wo hier und dort die Zweige bis ins Wasser überhängen und mit den zwischen dem Schilfe schwimmenden Seerosen spielten und koiten.

Auf einer Steinbank nahe am Ufer saßen zwei Damen, eine ältere, schwarzgekleidete, und ein junges Mädchen.

Ich hätte sie erst nicht beachtet, aber wie das junge Mädchen sich erhob und die Hände tastend vorstreckte, langsam einige Schritte seitwärts machte und mit einer müden Bewegung den Kopf gegen den Stamm einer dort stehenden Silberpappel lehnte — da erkannte ich sie, und wie ein Stich ging es mir durchs Herz.

Dieses junge Mädchen war das einzige Kind eines Hüttenbesizers und die Erbin von Millionen. Sie war von Luxus und Wohlleben umgeben. Was sorgende Liebe und Reichtum verschaffen konnten, stand ihr zu Gebote — aber dennoch war sie ärmer als das ärmste, gesunde Arbeiterkind, denn... sie war blind!

Ich hatte sie oft gesehen, wenn sie, immer in weißen, schleppeuden Gewändern, am Arme ihrer Gesellschafterin — ihre Mutter hatte sie früh verloren — durch die Promenade wandelte, den Kopf ein wenig vorgeneigt, die großen, blauen, glanzlosen Augen ins Leere gerichtet.

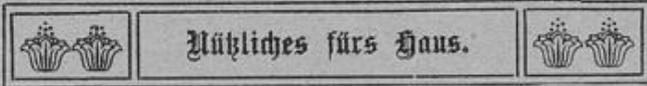
Armes, armes Kind! All' die Pracht und Schönheit ringsum, und — wie eine unserer Dichterinnen sagt — „und diese zwei Augen in ewiger Nacht, zwei tote, glasige Schlacken!“

Wo wir genießen und im Genuße all' der Schönheit schwelgen, da bist du ausgeschlossen, da mußt du darben und mit sehnsuchtsvollem Herzen von ferne stehen, wie dieselbe Dichterin so ergreifend sagt: „... Da mußt ein einziger stumm und bleich und hungernd beiseite stehen.“

Mir war es plötzlich, als sei ein dunkler Schatten auf die Landschaft gefallen und habe die leuchtende Schönheit des herrlichen Panoramas ausgelöscht und in grauen, fahlen Nebel gehüllt — als lauere hinter all' der Pracht nur Tod, Schmerz und Verzweiflung, welche die sonnige Lieblichkeit des lachenden Bildes verdüsterten.

Ein Schatten lag jetzt auf der schönen Landschaft, und ein Schatten war über meine Seele gegliitten.

Still nahm ich die Ruder wieder zur Hand und lenkte mein Schifflein zurück. — „Den Himmel Neapels verdunkelten mir zwei arme, lichtlose Augen...!“



— Probe auf Säuregehalt von Bouillon und Milch. Falls sich durch den Geschmack nicht mit Sicherheit feststellen läßt, ob Bouillon, Saucen, Milch etc. bereits sauer geworden, was namentlich bei Kranken sehr schwerwiegende Folgen haben kann, so bediene man sich zur Prüfung blauen Lackmuspapiers, welches die Eigenschaft besitzt, von jeder Säure gerötet zu werden.

— Instandsetzung zerbrochener Gläser. Schöne geschliffene oder mit der modernen Mattierung verzierte Tee- und Bier-

gläser, die ihren Fuß verloren haben und noch des Erhaltens wert scheinen, lassen sich noch sehr gut zum täglichen Gebrauche herrichten, wenn man sie vom Klempner mit einem Blechfuß versehen läßt, wofür derselbe höchstens 20 Pfennige berechnet. In dieser Gestalt erweisen sie Gläser sich außerordentlich dauerhaft, was man namentlich in kinderreichen Familien zu schätzen weiß. Wenn der glatte Fuß nicht zuzufügt, kann demselben mit Arbeit verziern. Auch ein mehrmals aufgetragener weißer oder gelblicher Emailleanstrich, der wie Porzellan oder Majolika wirkt, dürfte sich bewähren.

— Das Zerspringen der Gläser beim Einfüllen heißer Getränke kann absolut vermieden werden, wenn man zuvor in jedes Glas einen Teelöffel legt und das Getränk langsam hineingießt. — Ebensowenig wird man zersprungene Lampenzylinder zu beklagen haben, wenn man den Docht stets gut abkaut und beschneidet, damit die Flamme keine Rade bilden kann, und den Docht beim Anzünden der Lampe nur wenig emporichraubt. Erst nach erfolgtem Erwärmen des Zylinders wird die Flamme langsam höher geschraubt.

— Mixed Pickles. Nicht nur als pikanter Beisatz, sondern auch zur Verbesserung von Remouladensoßen, denen sie in feingewürztem Zustande beigelegt werden, sind Mixed Pickles sehr zu empfehlen. Ein gutes Rezept hierzu ist folgendes: Kleine Karotten, Zwerggurken, Schalotten, Schotenkerne, Blumenkohl und andere kleine, zierliche Gemüsearten werden gereinigt und jede Sorte einzeln in kochendem Salzwasser halbweich gekocht. Nach dem Abkühlen wird alles mittammen in Einmachegläser gefüllt, aufgekochter und erkalteter Essig bester Qualität darüber gegossen und Meerrettigwürfel, Senfkörner und Pfeffer dazu geschüttet.

— Weißbier-Gelee. Selbst Herren, die jeder anderen süßen Erfrischung abhold sind, pfelegen diesem herzhaften Gelee ihre Gunst zuzuwenden. Die Zubereitung ist sehr einfach: Ein Liter Weißbier, einhalb Liter Mostel- oder leichter Rheinwein, ein Pfund Zucker, die abgeriebene Schale von einer und der Saft von zwei Zitronen lasse man nebst 50 Gramm in Wasser aufgelöster, roter Gelatine, unter stetem Umrühren, im Wasserbade aufwallen, gieße die Masse sodann durch ein Sieb und lasse sie in einer Kristallschüssel oder in Weingläsern erstarren.

— Maraskinocreme. Ein halb Pfund geriebener Zucker wird mit 10 Eigelb eine Viertelstunde durchgerührt und nach und nach ein Liter heiße Sahne dazu gegossen. Dann bringe man die Masse aufs Feuer, schlage sie mit dem Schneebesen, bis sie emporwallt, verrühre sie sodann mit 40 Gramm feinsten Gelatine, stelle sie auf Eis und rühre sie, bis sie anfängt, dick zu werden. Nun tue man den Schnee von sechs Eiweiß und ein kleines Wassergläschen Maraskino dazu, fülle den Creme in geeignete Schalen und lasse ihn erstarren.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife. erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut, schönen Teint und beseitigt Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten. à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Kreuzstern MAGGI'S Würze ist und bleibt DIE BESTE! Man verlange auch beim Nachfüllen ausdrücklich MAGGI'S Würze.



Unsere Bilder.



— Zum Einsturz der Kölner Südbürde. Infolge der starken Belastung und vielleicht auch der Strömung, die eine Senkung der Flußsohle verursacht haben soll, stürzte vor kurzem der 60 Meter weit gespannte eiserne Träger des Montagegerüsts der Rhein-Südbürde (Siehe Bild S. 249) bei Köln zusammen. Da das Unglück während der Arbeitszeit passierte, fanden 8 Arbeiter den Tod, eine Reihe wurde schwer verletzt und ins Bürgerhospital gebracht. Die Ertrunkenen konnten erst nach und nach, meist weit abgelegen von der Unfallstelle, geborgen werden.

— Deutsch-amerikanische Sänger auf der Europareise. Nachdem die Turnbruder aus den amerikanischen Staaten uns anlässlich des 11. deutschen Turnfestes in Frankfurt einen Besuch abgestattet, haben sich auch die Sänger des deutsch-amerikanischen Mannergesangsvereins „Arion“ aus Brooklyn zu einer Sangesfahrt durch Europa entschlossen. Auch in Berlin wurden die Sänger gastlich aufgenommen und ließen auch vor dem kaiserlichen Palais in Wildpark bei Potsdam ihre Gesänge erklingen, wobei der Kronprinz als Vertreter des Kaisers zugegen war. Bei dieser Gelegenheit wurde auch unser Bild (Siehe S. 252) aufgenommen. Bei dem Vereine befindet sich auch ein Damenquartett, das überall gern gehört wird.

— Der Brand der Naphthagruben in Galizien. Der Brand der Naphthagruben in Galizien ist wohl eines der größten Brandunglucke der letzten Jahre. Gegen einen derartigen Brandherd (Siehe Bild S. 252), der in der Runde zirka 50 000 Liter Del vernichtet, sind Rettungsmannschaften machtlos. Unbewiesene Behauptungen lauten auf Brandstiftung, durch die der Ueberproduktion von Del gesteuert werden sollte.

— Zur Verlobung im französischen Prasidentenhaus. Eine Verlobung, von der zurzeit viel gesprochen wird, ist die der Tochter des Präsidenten Fallières von Frankreich mit dem Generalsekretär ihres Vaters, Jean Lames. Jean Lames (Siehe Bild S. 253) ist der Sohn eines Jugendfreundes des Fallières. Als der jetzige Präsident zum ersten Male das Portefeuille eines Kabinettsministers erhielt, nahm er ihn zu sich und lernte ihn als tüchtigen, strebsamen Menschen schätzen und lieben. So gab er denn zur Verlobung mit seiner Tochter (Siehe Bild S. 253) gern seine Einwilligung.



Zur Unterhaltung.



— Auf der Selunbarbahn. Passagier: „Weshalb wird hier angehalten?“ — Schaffner: „Es liegt da ein Betrunkener auf den Schienen.“ — Passagier: „Weshalb fahren Sie nur ruhig weiter! Bis wir dort sind, ist der Mann gewis wieder nachtern!“

— Disziplin muß sein. Unteroffizier: „Warum stehen Sie nicht still, Einjähriger?“ — Einjähriger: „Eine Fliege krabbelte auf meiner Nase.“ — Unteroffizier: „Die hat mit stille zu stehen, verstanden!“

— Höchste Kulturstufe. „Ist's denn immer noch so arg in Afrika?“ — Oberster: „I bewahre, jetzt gibt's dort sogar schon Beschwerdebucher.“

— Deutlich. Schwiegervater: „Also, Herr Schwiegersohn, sagen Sie mir einmal aufrichtig, wie sind Sie mit meiner Tochter zufrieden?“ — Schwiegersohn: „Lieber Schwiegervater, ich kann mich über nichts beklagen, als darüber, daß Sie mich nicht hinausgeworfen haben, als ich um ihre Hand angehalten.“

— Grausam. Sehen Sie, mein Fräulein, dort geht der Graf Hohenberg! — Ist er noch ledig? — Nein! — Wie grausam, mich dann auf ihn aufmerksam zu machen!

— Sein Pech. Gatte (aus dem Wirtshaus kommend): „Donnerwetter, heute bin ich so recht früh zu Hause und noch ganz nachtern, da muß meine Frau auch grad ganz fest schlafen!“

— Die eigenartige Nase. Was haben Sie denn mit der Nase gemacht, die Ihnen zugelaufen ist? — Wir haben sie behalten. — Womit ernähren Sie sie denn? — Ach, sie kriegt so Verschiedenes, aber sie hat eine Eigentümlichkeit, sie frit nur Gefautes. — Was Sie sagen, wer laut ihr denn da ihr Essen?“ — Na, die Nase laut sich's selber.



Rätsecke.



Regierbild.



Komm Gde, dort sehe ich den Pächter? Wo denn?

Anagramm.

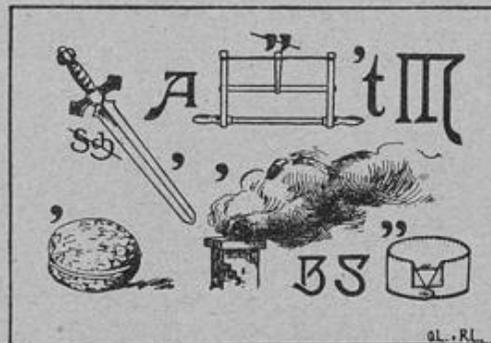
Du hörst mich gern;
Im Haus des Herrn,
Beim frohen Fest,
Im Waldgest.

Nimm aus dem Wort
Zwei Zeichen fort;
Seh' sie zum Schluß,
Dann ist's ein Fluß.

Palindrom.

Ich werde dir einmal beschieden,
Nach dem Gebote der Natur;
Ich gebe Ruhe dir und Frieden,
Und umgekehrt zier' ich die Flur.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Geographisches Fallratseckel: Endingen, Bentheim, Tientzin, Altenahr, Rathenow, Graudenz, Erlangen.

Rebus: Arbeit schändet nicht.



Nr. 33.

Sonntag, 16. August.

Jahrgang 1908.

Um der Ehre willen!

Erzählung von C. H.

(Nachdruck verboten.)

„Sagen Sie es mir offen, hat der Bankier. Sie haben bereits schon zu viel gesagt, um mir nicht jetzt alles zu sagen. Habe ich vielleicht unwillkürlich Ihre Schwester beleidigt?“

„Es war gewiß nicht Ihre Absicht,“ versetzte Dora errotend, „aber erinnern Sie sich noch des ersten Abends, als Sie hierher kamen, und des Mädchens, dem Sie eine Mark als Belohnung anboten?“

„Vollkommen.“

„Es war Anni!“

Der Bankier erschrak. „Unmöglich! sie sprach in einem so häßlichen Dialekt, daß ich kaum ein Wort verstehen konnte,“ rief er aus.

„Es war aber doch Anni. Sie merkte gleich, daß sie für ein Landmädchen gehalten wurde, und diese Täuschung machte ihr Vergnügen. Erst später, als sie ahnte, wer es war, der mit ihr redete, bereute sie ihre Torheit.“

Der Bankier war sehr ernst geworden. „Deshalb haßt sie mich jetzt,“ sagte er nachdenklich. „Aber das ist unrecht; sie

kam aus der Hütte — ich hörte sie die Alte „Großmutter“ nennen, da mußte ich doch denken, daß sie zu dem Hause gehöre.“

„Sie sieht aber nicht aus wie ein Dienstmädchen,“ beharrte Dora, „aber sie darf nicht wissen, daß ich es Ihnen gesagt habe; sie würde mir darüber zürnen.“

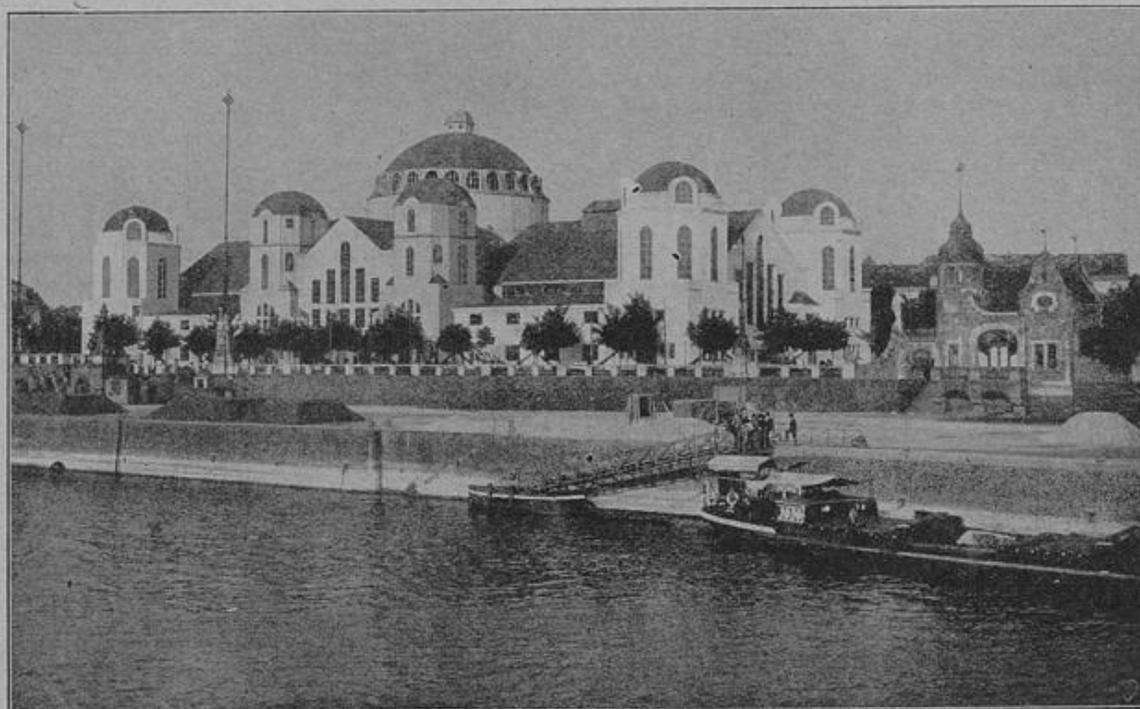
„Sie ist Ihnen sehr wenig ähnlich.“

„Oh nein! Anni ist geistreich und geschickt; ich hoffe, sie wird sicher einst in der Welt eine Stellung einnehmen, die ihr gebührt.“

„Sie haßt mich — haßt sie auch andere Männer?“ fragte er leise.

„Sie hat noch nicht viele gesehen, sie protestierte aber gegen Rosamundes und Beate's Verbindung, und wir freuten uns, daß trotz ihres Widerspruchs die Trauung stattfand. Sie erklärte immer, eine Frau müsse frei sein, aber nach der Verheiratung würde sie zur Sklavin. Rosa war oft böse, aber Beate lachte nur und behauptete, Annis Vorurteil würde nicht eher besiegt sein, als bis sie selbst verlobt sei.“

Der Bankier und Annette waren in den nächsten Tagen viel beisammen. Auf dringendes Bitten der Familie hatte er seinen Besuch noch einige Tage verlängert, auch wollte er Robert selbst dem Direktor der landwirtschaftlichen Schule



Festhalle der 55. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands in Düsseldorf.
Photographie Kunstverlag F. Griebel, Düsseldorf.

übergeben, mit dem er bekannt war. Dora durfte unmöglich ihre vielfachen Pflichten im Haushalte versäumen, dann konnte sie auch die Umgegend längst nicht so gut wie Anni, die sich fast den ganzen Tag im Freien aufhielt. So war es denn ganz natürlich, daß Anni bei allen Ausflügen die Führerin wurde, jedoch trat sie stets allen seinen Ansichten schroff entgegen, und die heftigsten Wortwechsel waren unvermeidlich.

So war der Tag der Abreise gekommen. Tags zuvor sollte eine kleine Festschmückung veranstaltet werden, hauptsächlich auf Bitten der Knaben, die stets am Schlusse der Ferien einen weiten Ausflug mit den Schwestern gemacht hatten. Der alte Wagen wurde aus der Scheune geholt, große Körbe mit Wein und Lebensmitteln eingepackt, und das alte Fräulein Martini und Mätchen fuhren nach den weit entlegenen Sandhügeln, während die jungen Leute die beträchtliche Strecke zu Fuß zurücklegten.

Es war ein herrlicher Nachmittag. Die Touristen hatten sich am Fuß einer kleinen Anhöhe, gerade dem Meere gegenüber, gelagert, und es herrschte hier eine friedliche Ruhe, als ob die ganze Welt ihnen allein gehöre. Plötzlich unterbrachen Ruderschläge die einsörmige Stille. Ein Boot landete am nahen Ufer, und ein junger Herr kam eilfertig auf die kleine Gruppe zu. — Es war der Referendar Sassau aus Königsberg, der bei seinen Streifzügen in der Umgegend gern und häufig die Gastfreundschaft der Familie Meizer annahm.

Fräulein Martini war hoch erfreut. Sie lud den Fremden gleich als Gast zu ihrem einfachen Mahle ein, und bald waren alle in lebhafter Unterhaltung. Nur der Bankier runzelte die Stirn. Das freie, zudringliche Wesen des Fremden mißfiel ihm, und noch mehr aber, daß derselbe ernstlich in Annette verliebt schien, und er wußte doch zu genau, daß er als Referendar noch Jahre lang warten müsse, um an die Gründung einer eigenen Häuslichkeit denken zu können.

Herr Sassau erging sich in langen Reden über das Wetter, die Schönheit der Umgegend, die Reize einer Bootfahrt; doch trotzdem er sich hauptsächlich an Anni wendete, schien diese gar nicht auf seine Worte zu achten und begann sogar eine müßige Spielerei mit ihrer kleinen Schwester.

„Ich mache gern eine kleine Bootfahrt, Herr Sassau,“ rief plötzlich Herr Helfenstein, von seinem Sitze aufspringend, wollen Sie mir Ihr Boot überlassen, während Sie die Damen unterhalten.

Der Angeredete willigte freudig ein, bereute es aber im selben Augenblick, als Anni ausrief:

„Nehmen Sie mich mit, Herr Helfenstein, ich mache auch gern eine Bootfahrt und verstehe geschickt die Ruder zu führen.“

„Die Ruder sind für eine junge Dame zu schwer,“ wandte schnell der Referendar ein, „ich will selbst mitfahren und das zweite Ruder führen.“



St. Lambertuskirche in Düsseldorf.



Kalvarienberg bei der St. Lambertuskirche in Düsseldorf.

Photographie Kunstverlag J. Eyfriedt, Düsseldorf.

Aber Fräulein Martini hatte ihrem Gaste gerade ein Glas Wein gereicht; sie wünschte keine Unterhaltung und sagte deshalb gebietend: „Lassen Sie unsere Anni ruhig mit dem Herrn Helfenstein gehen; Sie müssen müde sein und bedürfen der Ruhe, um später nach Königsberg zurück zu rudern.“

Um nicht unhöflich zu sein, durfte er nicht widersprechen und mußte geduldig zusehen, wie die beiden das leichte Boot bestiegen und, vom günstigen Winde getrieben, sich schnell von der Küste entfernten.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo alles so still und friedlich in der Natur ist, daß wir uns glücklich und erhaben über alles Irdische fühlen und selbst den Ton einer menschlichen Stimme fürchten, um den Zauber nicht zu brechen, der ringsumher verbreitet ist. Ein solcher Augenblick war für Anni gekommen. Sie sah mit dem Bankier allein in dem kleinen Fahrzeug, das, vom günstigen Winde getrieben, pfeilschnell über die spiegelklare Flut dahin glitt. Hoch über ihrem Haupte wölbte sich der tiefblaue Himmel, und die ruhelosen Meereswellen trennten sie immer weiter und weiter vom Ufer, an dem die kleine Gesellschaft dem Boote nachschaute. Sie vergaß alles um sich her, ihre Gedanken von Glanz und Reichtum, von der Freiheit der Frauen waren vergessen, sie fühlte sich unendlich glücklich, und diesen Zauber wollte sie bannen. Der Bankier beobachtete ihre Gesichtszüge aufmerksam. Er war überrascht über den träumerischen Ausdruck in ihrem Antlitz, und endlich brach er das Schweigen, indem er bemerkte:

„Herr Sassau zürnt mir gewiß in diesem Augenblick, denn er sah sehr finster drein als wir uns beide entfernten.“

„Still!“ kam es fast unhörbar von den Lippen der jungen Dame.

Der Bankier sah sie lange forschend an. Sie hielt dieser Prüfung ruhig stand, ohne ihre Stellung zu ändern oder ein Glied zu rühren.

„Ich bin Ihr Vormund,“
fuhr der Bankier fort, denn
er mißdeutete das Schweigen
seines Mündels, „und
ohne meine Einwilligung
dürfen Sie sich nicht mit
ihm verloben; er hat keinen
guten Eindruck auf mich ge-
macht.“

„In wenigen Jahren bin
ich großjährig und Ihrer
Macht entrückt; aber auch
jetzt haben Sie kein Recht,
so mit mir zu sprechen. Ich
würde auch nie daran den-
ken, seine Gattin zu werden,
selbst wenn er mich bitten
würde und mir alle Schätze
der Welt bieten könnte.“

„Es wird nicht lange dau-
ern, so sind Sie mit ihm ver-
lobt.“

„Er kennt meine Ansich-
ten, aber bitte, sprechen Sie
nicht davon.“ Sie schien ihre
träumerischen Gedanken ver-
scheucht zu haben, lachte und
scherzte, wie ihr Begleiter
es selten gesehen hatte. Der
Wind hatte sich gedreht; Herr
Helfenstein bemerkte, daß sie
das Ruder nicht gut führe
und verlangte das ihrige. Zu seinem Erstaunen widersezte
sie sich ganz energisch seinem Willen.

Sie führten oft heftigen Wortwechsel, aber heute war es
das erste Mal, daß sie sich seinem Ausspruch nicht beugte.
Er deutete an, daß es spät würde, der Wind sei ihnen zu-
wider, und Fräulein Martini könne sich ängstigen. Anni
hingegen behauptete, sie rudere gerade so gut wie er und sie
sei gar nicht müde.

„Seien Sie vernünftig; geben Sie mir das Ruder, und
wir werden in kurzer Zeit am Ufer sein,“ sagte er fast be-
fehlend.

„Ich will nicht!“

Diese schroffe Weigerung reizte den Bankier. Es war
kindischer Eigensinn und jetzt sehr schlecht angebracht. Der
Wind hatte sich vollständig gedreht, und fern am Horizont
zeigten sich weiße kleine Wolken, für den Schiffer sichere Vor-
boten eines nahen Sturmes. Dabei brach gewaltig schnell
die Abenddämmerung herein, kein Wunder daher, daß der
Bankier so schnell wie möglich das Ufer zu erreichen suchte. Hätte
er der jungen Dame den wahren Sachverhalt klar gesagt, so
würde sie sich zweifellos seinen Anordnungen gefügt haben,
aber unglücklicherweise schob er seinen gerechtfertigten Wün-
schen einen anderen Grund unter und reizte dadurch ihren
hartnäckigen Widerspruch.

„Seien Sie nicht töricht,“ rief er deshalb, durch ihre Wei-
gerung erschrocken und erregt. „Geben Sie mir direkt das
Ruder, — ich will es haben, und Sie müssen es tun!“

Er war zu weit gegangen. „Müssen“ war ein Wort, das



Kunstpalast in Düsseldorf.

Annette ihr gegenüber keinem Herrn zu gebrauchen erlaubte.
Mit einem Lächeln auf den Lippen beugte sie sich weit über
den Schiffstrand und ließ vor seinen Blicken das Ruder ihrer
Hand entgleiten, das von den bereits hochgehenden Wellen
mit rasender Geschwindigkeit fortgetrieben wurde.

Es war das Werk eines Augenblicks gewesen und so schnell
geschehen, daß der Bankier die Tat nicht hindern konnte.
Starr und unbeweglich schaute er dem Spiel der brausenden
Meereswellen zu; er war kein Feigling und scheute sich nicht,
mutig wie ein Held auf dem Schlachtfelde der Gefahr ins
Auge zu sehen, aber diese Tollkühnheit entsetzte ihn. Seit
seinem Aufenthalte am Strande hatte er mit den Knaben
häufig Bootfahrten unternommen; er kannte die vielen Klip-
pen, die gefährvolle Rüste. Jetzt war er weit, weit vom
Ufer entfernt; der stets zunehmende Wind trieb ihn immer
tiefer ins Meer hinein, und er wußte, daß er nicht in ge-
ringer Gefahr schwebte.

All diese Gedanken stürmten auf ihn ein und raubten ihm
fast die Besinnung; kein Tadel, kein Vorwurf kam über seine
Lippen. Seine ganze Energie, seine volle Manneskraft
wollte er einsetzen, um Anni aus der Gefahr zu retten, in
die ihr eigener Mutwille sie gebracht hatte.

Sein finsternes Schweigen erschreckte sie; sie blickte zu ihm
empor; sein Antlitz war geisterhaft bleich.

„Fürchten Sie sich?“ fragte sie höhnend.

Er blickte sie ernst und traurig an. „Ich ende mein Leben
nicht gern leichtsinnig,“ versetzte er leise, „selbst wenn um
meinen Tod niemand trauert. Wie sollte ich aber Ihrer

Schwester entgegen-
treten können, wenn
Ihnen ein Unglück
zustoßt?“

Anni wagte kaum
zu atmen. „Steht es
schlimm mit uns?“
fragte sie tonlos.

„So schlimm wie
nur möglich.“

„Können Sie denn
schwimmen?“

„Ja.“

„Dann retten Sie
sich und überlassen
Sie mich meinem
Schicksal. Paul, Herr
Helfenstein, Sie sol-
len nicht sterben, weil
ich so töricht war.“

„Ich werde Sie jetzt
nicht verlassen. Aber
sigen sie still, bewegen
Sie kein Glied, —



Düsseldorfer Rheinbrücke.
Photographie Kunstverlag F. Chfriedt, Düsseldorf.

steuern Sie nach links, dem Ufer zu, ich will mit einem Ruder versuchen, uns zu retten."

Aber er wußte sehr gut, daß sie trotz aller Anstrengung tiefer und immer tiefer in das tobende Meer hineingetrieben wurden, und seine geringe Kraft erlahmte bald im Kampf gegen Wind und Wellen. Dazu brach die Nacht herein; er hatte kein Wasser, kein Stücklein Brot, um dem Hunger abzuwehren, und wie sollte Anni in ihrem leichten weißen Kleide die Kälte der stürmischen Nacht ertragen, da sie jetzt schon vor Frost an allen Gliedern zitterte?

Immer wilder wurden die Meereswogen und warfen das leichte Fahrzeug umher wie eine Nußschale. Niemand sprach ein Wort. Der Bankier zog erschöpft das Ruder ein, jede Anstrengung war erfolglos; Annette gefoltert von heftigen Gewissensbissen, wagte nicht aufzuschauen. Endlich brach sie das peinliche Schweigen:

„Wir entfernen uns mehr von der Küste," flüsterte sie leise.

Er nickte zustimmend. „Wir werden tiefer in die See hineingetrieben," entgegnete er dumpf.

Ein dichter grauer Wollenschleier umhüllte die felsige Küste, die jetzt dem Auge nicht mehr sichtbar war. Ein wilder Sturm kam aus Nordwest daher und tobte brausend über die aufgeregten Meereswellen. Die ganze See schien zu



Garten der Städtischen Tonhalle in Düsseldorf.
Photographie Kunstverlag F. Gsfriedt, Düsseldorf.

fochen, zu toben und zu branden; man sah kaum einzelne Wellen, nur im wilden Tanze umherjagenden Schaum. Unheimliche große Wogen erhoben sich, vom Sturm gepeitscht, zischend hoch in die Luft, brachen dann zischend zusammen und überfluteten hervorragende Klippen. Am Himmel jagten tief schwarze Wolken in raschem Fluge vorbei, und das leichte Fahrzeug wurde jetzt wie ein Spielball auf den ungeheuren, schaumgekrönten Wellen umhergeworfen.

„Was wird aus uns?" wie ein leiser unterdrückter Angstschrei kam diese Frage von Annis bangen, zuckenden Lippen.

Keine Antwort erfolgte. — Sein Schweigen erschreckte sie noch mehr.

„Sie müssen mir antworten," flehte sie, „ich weiß, ich trage Schuld an unserer trostlosen Lage. Tadeln Sie mich, aber strafen Sie mich nicht damit, mir die Gefahr zu verschweigen. Sagen Sie mir, welcher Gefahr gehen wir entgegen? Ich kann alles ertragen."

„Dem Tode."

Annis Antlitz wurde aschfahl, aber kein Angstschrei entfuhr ihren Lippen, kein Tränenstrom erleichterte ihr gefoltertes Herz. In stiller Ergebung, mit gefalteten Händen sah sie ihm gegenüber und fragte mit zitternder Stimme:

„Sind Sie ganz sicher?"



Städtische Tonhalle in Düsseldorf.
Photographie Kunstverlag F. Gsfriedt, Düsseldorf.

„Ich bin ganz sicher, daß ich die Herrschaft über das kleine Boot verloren habe.“

„Ist denn gar keine Hoffnung für uns?“

„Es gibt noch drei Auswege. Ihre Freunde müßten uns Hilfe senden, aber das ist in diesem Unwetter kaum möglich; — ein Schiff müßte uns kreuzen und uns aufnehmen, oder“ — er hielt zögernd inne — „wenn der Sturm sich legt, und wir die Nacht hier aushalten, so können wir am nächsten Morgen das Ufer vielleicht wieder erreichen.“

„Ich merke,“ flüsterte das bleiche, zitternde Mädchen, „es ist wenig Hoffnung für uns.“

„Wenn nicht ein Wunder geschieht, so gehen wir dem sicheren Tode entgegen.“

Wieder eine peinliche Pause.

„Können Sie mir vergeben?“ fragte sie dann kaum hörbar. Die Stimme klang so schüchtern und furchtsam, so verschieden gegen früher, daß der Bankier tief von der Erregung ergriffen wurde.

„Gewiß,“ gab er gern die Versicherung, „Sie leiden ja auch.“

„Durch meine eigene Schuld,“ versetzte sie tonlos. „Oh, Paul, ich möchte noch so gern leben und nicht so gern sterben; — ich bin noch so jung, so stark und kräftig und wollte so viel in der Welt tun.“

Er schaute mit-leidig auf sie. Gott, ich könnte Sie retten, aber verzweifeln Sie nicht, Hilfe kann noch kommen.“

Nun schüttelte sie traurig das Haupt; es klang wie ein unterdrücktes Schluchzen, als sie jetzt sagte: „Man wird mich doch weniger vermissen wie Dora, ich freue mich, daß sie gerettet ist.“

„Sie zittern vor Kälte,“ rief der Bankier erschreckt und nahm die eisigen Hände seines Schütlings, dann zog er seinen Rock aus, und trotz ihres Sträubens hüllte er sie darin ein.

Dann, so zärtlich wie eine Mutter es getan haben würde, nahm er die Willenlose und bettete sie auf die harte Bank. Sie war nicht allein in der Gefahr, dieser Gedanke war so beruhigend, daß sie endlich ihre müden Augen im Schlummer schloß und bald so friedlich schlief, als ob sie in ihrem eigenen weichen Bette gelegen hätte.

Herr Helfenstein zog den schüppenden Rock fester um die Schlafende und legte behutsam seinen Arm unter ihr Haupt, damit sie bequemer als auf dem harten Brett ruhen könne. Er hätte sie um alle Schätze der Welt nicht aufwecken mögen, denn der Schlaf schützte sie vor Angst, Hunger und Kälte. Er

selbst fühlte keine Müdigkeit; seine Gedanken waren so klar und gesammelt, daß er mit männlichem, unerschrockenem Mut der Gefahr ins Auge sehen konnte. Und doch drängte sich ein Gefühl von Bitterkeit seiner Seele auf, welches der schlafenden Anni gänzlich fremd gewesen war. Mit kindlicher Offenheit hatte sie ihm gestanden, daß sie noch nicht gern sterben wollte, aber sie hatte nicht geklagt; sie freute sich sogar, daß Dora gerettet war, und wollte lieber sterben, als die Schwester in Gefahr wissen. Er hingegen konnte nur auf ein nutzloses Leben zurückschauen und fühlte ein heißes Verlangen, der Gefahr zu entinnen. Nicht, weil er den Tod fürchtete oder zähe an dem Leben hing, sondern nur, um es von jetzt ab besser zu benutzen: Er war reich, unabhängig, hatte stets in seinem jungen Leben rastlos gearbeitet und geschafft, aber es gab ja niemanden auf der Welt, der ihn vermissen würde. Seine Schwester würde vielleicht seinen frühen Tod bedauern — vielleicht auch ein paar Tränen vergießen, und dann sein Vermögen an sich nehmen und ihn bald vergessen.

Er hatte in seinem Leben nicht das Glück eines einzigen Menschen befördert, das war der bittere Gedanke, der ihn jetzt marterte.

Früher oder später tritt der Gedanke an den Menschen heran, daß alle irdischen Schätze, Glück und Reichtum, gering geachtet werden gegen ein einziges Herz, das liebend für uns schlägt und unseren Tod betrauert. Dieses fühlte Herr Helfenstein bitter.

Wenn er jetzt in dieser Nacht sterben und die Sonne am nächsten Morgen sein erstarrtes Antlitz bescheinen würde, wer trauerte um ihn? Sein Haus würde verkauft werden, seine Diener einen neuen Herrn be-

kommen, und er selbst wäre bald vergessen.

Wie kam es nur, daß seine Gedanken jetzt bei Frau von Mandon weilten? Sie war mit ihrem neuen Ehegatten auf der Hochzeitsreise, und sollte jetzt Herrn Nordheim ein Unglück zustoßen, so würde er von schönen Augen beweint werden.

Er hatte sie ja nie geliebt; er hatte nur eine unbestimmte träumerische Vorstellung gehabt, daß das Leben an ihrer Seite sich für ihn ganz verschiedenartig gestaltet haben würde. Jetzt war sie für ihn verloren; er hatte den Augenblick, sie zu gewinnen, unbenutzt vorübergehen lassen.

Fortsetzung folgt.



St. Rochuskirche in Düsseldorf.



Jan Wellem-Denkmal vor dem Rathaus
in Düsseldorf.
Photographie Kunstverlag F. Gysfriedt, Düsseldorf.

Ein Gezeichneteter.

Eine humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.
(Nachdruck verboten.)

„Tätowieren is 'ne Gabe“, sagte der Nachtwächter auf der Kaje mit Nachdruck. „Es muß wohl 'ne Gabe sein, das werden Sie leicht einsehen. Der Mann muß wissen, was er tätowieren will, und wie's gemacht wird, denn da gibt's kein Ausradieren oder Abwässern. 'S is 'ne Gabe und lernen kann man's nich. Ich kannte mal einen, der jede Reise 'nen Schiffsjungen über und über tätowierte, um die Geschichte zu lernen. Er war man was langsam und pütscherig genau, und das Geschimpfe von die Jungen, wenn'r bei 'r Arbeit war, sollt' man nich für möglich halten; aber als er's 15 Jahre lang probiert hatte, gab er's schließlich auf und kriegte 'ne annere Schrulle.“

Einige Menschen wollen überhaupt nicht tätowiert werden, sondern sind stolz auf ihre weiße Haut, und so und so viele Jahre lang war Hein Wulmeier, von dem ich Sie schon früher erzählt habe, einer von diese Sorte. Wie viele rothaarige Menschen hatte er 'ne sehr weiße Haut, auf die er sich Wunner was einbildete, aber eines Tages ließ er's sich doch machen von wegen 'ne unglückliche Idee, sein Glück zu machen.

Die Sache kam so. Er und der alte Jürgen Boß und Peter Schlichting hatten schon ihr Schiff abgemünstert und verlebten 'ne sehr fidele und lustige Zeit an Land. In 'ne gewisse Weise waren sie ganz vorsichtige Leute, und so hatten sie sich denn ein Zimmer gemietet und die Miete für ne Monat im voraus bezahlt. Das kam billiger als 'n Logierhaus und war außerdem 'n bißchen privater und respektabler, worin der alte Jürgen immer was eigen war.

Sie waren wohl drei Wochen an Land gewesen, als eines Tages der alte Jürgen und Peter allein losgingen, weil Hein sagte, er wolle

nich mit. Er sagte noch 'ne Masse mehr: wie er doch mal sehen wollte, was das für 'n Gefühl wär, in Bett zu liegen, ohne anhören zu müssen wie 'n fetter alter Mann sich die Seele austöhnte, und 'n annerer die ganze Nacht mit zwei Groschen auf den Tisch 'rumklopfte und wissen wollte, warum er nich bedient würde.

Hein Wulmeier fiel in 'n ruhigen Schlaf, als sie weg waren; dann wachte er auf und nahm 'nen Schluck aus der Wasserkanne — er würde was mehr getrunken haben, aber irgend wer hatte die Seife hineinfallen lassen — und dann schlief er wieder ein. Es war schon spät am Nachmittag, als er wieder aufwachte, und da sah er Jürgen und Peter Schlichting an sein Bett stehen und ihn angucken.

„Wo seid Ihr gewesen?“ sagt Hein und redt sich und gähnt. „Geschäft“, sagt Jürgen und legt sich hin und macht 'n wichtiges Gesicht. „Während Du den ganzen Tag auf'n Puckel gelegen hast, haben ich und Peter Schlichting 'n bißchen Stapparbeit getan.“

„Oh!“ sagt Hein. „Womit?“ Jürgen räusperte sich und Peter fing an zu flöten und Hein lang still da und grinste die Dede an und fing an sich ganz famos zu fühlen.

„Na, und was is das für 'n Geschäft?“ sagt er schließlich. Jürgen guckte Peter an aber Peter schüttelte den Kopf.

„Oh, 's is bloß 'n kleines Geschäft, das uns zufällig über 'n Weg lief“, sagte Jürgen schließlich, „mir und Peter, und ich glaub, daß wir mit Glück und Verstand auf'n besten Weg sind, reiche Leute zu werden. Peter hier sieht die Dinge sonst nich so leicht von 'ne heitere Seite an, aber er glaubt's auch.“

„Stimmt“, sagt Peter, „aber da wird wohl wenig auskommen, wenn Du mit jeden eins davon klöhnst.“

„Wir müssen noch 'nen annern Mann dazu haben, Peter“, sagte Jürgen, „und, was die Hauptsache is, er muß rote Haare haben. Da das nun so is, so is es bloß recht und billig, daß unser lieber alter Freund Hein die erste Schanze hat.“

Es war nicht oft, daß Jürgen so liebenswürdig war, und Hein konnt nich recht klug aus ihm werden. So lange wie er den alten Mann kannte, hatte der voll von Plänen gesteckt, um Geld zu verdienen. Dämliche Pläne waren's man, aber je dämlicher sie waren, desto mehr gefielen sie dem alten Jürgen.

„Gut, was is es?“ fragt Hein wieder.

Der alte Jürgen geht erst zur Tür und schließt sie ab; dann setzt er sich auf's Bett und sprach so leise, daß Hein ihn kaum verstehen konnte.

„N' kleines Wirtshaus“, sagt er, „von all den Grund und Boden gar nicht zu sprechen, und 'n rothaarige alte Wirtin die 'ne Witwe is. 'Ne nette alte Frau, so nett, wie sie sich man einer als Mudder wünschen kann.“

„Als Mudder!“ sagt Hein überrascht. „Und 'n hübsche Kellnerin mit blaue Augens und gelbes Haar, die die Cousine von den rothaarigen Mann sein würde“, sagte Peter Schlichting.



Provinzial-Ständehaus in Düsseldorf.
Photographie Kunstverlag F. Gysfriedt, Düsseldorf.

„Paßt mal auf,“ sagt Hein, „wollt Ihr mir nu auf gut deutsch sagen, was los is, oder wollt Ihr's bleiben lassen?“

„Wir sind in 'ne kleine Kneipe am Baumwall gewesen, ich und Peter,“ sagt Jürgen, „und wir wollen Dir mehr davon erzählen, wenn Du versprichst, die Sache mitzumachen zu gleichen Teilen. Sie gehört 'ner Witwe, deren einziger Sohn — 'n rothaariger Sohn — vor dreiundzwanzig Jahren zur See ging, 14 Jahre alt, und von den man nix wieder gehört hat. Als sie sah, daß wir Seelente waren, hat sie uns allen's erzählt, und wie sie immer noch hofft, daß er in ihre Arme zurückkehren wird, bevor daß sie sterben tut.“

„Vor vierzehn Tagen hat sie geträumt, daß er wieder da wär, wohl und munter und mit'n roten Backenbart,“ sagt Peter.

Hein Bulmeier setzte sich auf und guckte sie ohne 'n Wort an; dann stand 'r auf und schob den alten Jürgen auf die Seite und fing an, sich azzuziehen und schließlich dreht 'r sich um und fragt Jürgen, ob er betrunken wär' oder bloß verrückt.

„Is gut,“ sagt Jürgen, „wenn Du nicht willst, werden wir schon wen anners finden, der will, daß 's allens. Da brauchste Dich nich erst so um zu haben. Du bist nich der einzige Rotkopp in der Welt.“

Hein gab'n keine Antwort; er zog sich weiter an aber dann und wann guckte er Jürgen an und lachte vor sich hin, was Jürgens ganz wild machte.

„Da is nix bei zu lachen, Hein,“ sagte er schließlich; „der Junge von die Wirtin würde ungefähr dasselbe Alter haben, als was Du jetzt hast; er hat 'ne Narbe übers linke Auge, g'rad so wie Du, wenn ich auch nich glaub', daß er sie davon hat, daß ern Kerl verprügelte, der dreimal so groß als er war. Er hat helle blaue Augen, 'ne kleine, nette Nase, und 'n hübschen Mund.“

„G'rade wie Du, Hein,“ sagte Peter und guckt zum Fenster raus.

Hein räusperte sich und guckte nachdenklich vor sich hin.

„Das klingt allens ganz plausibel, Maate,“ sagt er endlich, „aber ich kann nich recht sehen, wie wir die Sache anfassen wollen. Ich habe keine Lust, wegen Betrug eingespunnt zu werden.“

„Kann Dich gar nich passieren,“ sagt Jürgen, „wenn Du Dich von ihr ausfinden und reklamieren läßt, wie fannste denn eingespunnt werden? Wir woll'n wieder hingehen und allens auszuhorchen versuchen, besonnern wegen die Tättowierungen, und denn — —“

„Tättowierungen!“ sagt Hein.

„Das 's das Wichtigste,“ sagte Jürgen. „Ihr Junge hatte 'n tanzenenden Matrosen auf 's linke Handgelenk, und 'n paar Delphine auf's rechte. Auf 'r Brust hatt' er 'n vollgetafeltes Schiff und auf'n Buckel zwischen die Schultern war'n die Buchstaben von sein'n Namen — C. R. S. —: Carl Robert Schmidt.“

„Na, Du dämlicher Esel,“ sagte Hein und springt ganz ärgerlich auf, „das verbirbt's ja allens. Ich habe kein einziges Zeichen an mich.“

Der alte Jürgen grinst 'n an und kloppt 'n auf die Schulter. „Da zeigste mal wieder Deinen Mangel an Intelligenz, Hein,“ sagt er ganz freundlich. „Warum denkste nich nach, eh' Du was sagst? Was is denn leichter, als sie machen lassen?“

„Was?“ schreit Hein. „Mir tättowaiieren! Meine Haut mit 'ne Masse gräßliche blaue Zeichen verrungenieren! Is nich, nich wenn ich's weiß. Ich möcht' bloß einen raten, das zu versuchen.“

Er war so verrückt, daß er von nix was wissen wollte, und wie der alte Jürgen sagte, könnt er sich nich doller anstellen, wenn sie'n hätten lebendig die Haut abziehen wollen, und Peter Schlichting versuchte ihm zu beweisen daß die Haut von'n Menschen dazu gemacht war, daß da drauf tättowiert wü'de, denn sonst wü'd' es doch keine Tättowierers geben; g'rade wie der Mensch zwei Beine gefriegt hätte, damit 'r Hosen tragen könnte. Aber alle Gründe war'n weggeworfen bei Hein und er wollt' 'r nich auf hören.

Nächsten Tag nahmen sie'n wieder ins Gebet, aber was auch Jürgen und Peter allens vorbrachten, es rührte 'n nich, obgleich der alte Jürgen rührend von die Freude von die arme Witwe sprach, wenn sie ihr'n Sohn wiederkriegt nach all diese Jahre, daß er beinah' losheulte.

Schluß folgt.



Nützliches fürs Haus.



— **Vorzügliches Düngemittel für Topfpflanzen.** Man nimmt: Schwefelhaures Ammonial 60 Gramm, Salpeter 20 Gramm, Zucker 15 Gramm. Diese Stoffe werden in einem Liter warmen Wasser aufgelöst und in einer Flasche fest verstopft aufbewahrt. Beim Begießen gibt man zu einem Liter Wasser 30—40 Tropfen von dieser Mischung. Dies Mittel darf nur mit mehrwöchentlichen Zwischenräumen zur Anwendung gebracht werden.

— **Behandlung der Hyazinthen in Gläsern.** Um die in Gläsern gesetzten Hyazinthen vor dem Faulen zu bewahren, ist es gut, einige gewöhnliche Holzkohlen unten in das Glas zu legen. Die Erneuerung des Wassers erfolge stets vorsichtig, damit keine Wurzel abbricht. Man muß immer darauf sehen, besonders in der Blütezeit, daß das Wasser bis an die Zwiebel reicht, aber ja nicht weiter, da diese dann leicht fault.

— **Bei Halsentzündungen** bringen warme Umschläge von Weinsamen durch die feuchte Wärme oft Erleichterung, sowie Gurgeln mit Weinsamenauguß; am sichersten helfen jedoch Blutegel. Sind die Geschwüre ausgegangen, dann spüle man zur Heilung die wunden Stellen mit einem Auguß von Salbei, vermischt mit Honig und Essig. Uebrigens veräume man nicht, zu rechter Zeit den Arzt in Anspruch zu nehmen.

— **Zur Entfernung des Steinanlasses** in Nieren, Nodköpfen etc. fülle man die betr. Gefäße bis zum Rande mit Wasser, tue etwas Pottasche und einen flachen Teller voll Chlorkalk hinein und bringe es auf dem Feuer zum Kochen. Der Steinanlass wird sich lösen und die Gefäße vollkommen rein werden.

— **Fleckige Kupfer- und Stahlstiche wieder wie neu herzustellen.** Man verfährt dabei auf folgende Weise: Auf einen halben Liter Wasser gibt man 30 Gramm pulverisiertes Natrium pyrophosphoricum — für ungefähr 20 Btg. in den Apotheken erhältlich — und bringt das Wasser zum Sieden; hierauf gießt man dasselbe in eine flache Schale, welche zur Aufnahme des zu reinigenden Stiches bestimmt ist und legt letzteren hinein. Je nach dem jeweiligen Zustande des Stiches nun läßt man diesen einige Stunden, eventuell auch 1—2 Tage, in dieser Lösung liegen, spült denselben dann mit ganz reinem Wasser vorsichtig nach und hängt ihn zum Trocknen auf, oder man legt ihn auch auf reines Fliesspapier zum Trockenwerden. Das Papier wird dadurch nicht im geringsten angegriffen, es erscheint nach dieser Prozedur vollständig gereinigt; das Vergilbte, sowie die häßlichen Stockflecken verschwinden dadurch völlig. Da die Lösung geruchlos ist und eine überraschende Wirkung hat, so ist das Verfahren jeder anderen Methode vorzuziehen.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit welchem rosigen Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Badebeul. 3 Stück 50 Pf. überall zu haben





Unsere Bilder.



Düsseldorf als Tagungsort der 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Düsseldorf, die schöne Kunst- und Gartenstadt am Rhein, beherbergt nunmehr zum dritten Male die Versammlung der Katholiken Deutschlands in ihren Mauern. Zu Tausenden strömen die Katholiken aus allen Weltteilen in Düsseldorf zusammen, um sich an den Wahrheiten ihres Glaubens zu erbauen und kräftige Anregung zu weiterem christlichen Tun und Handeln mit ins Leben zu nehmen. Für die öffentlichen Versammlungen ist am Ufer des Rheines ein eigenes Heim errichtet, wie es größer und schöner bisher noch keine Stadt geboten hat. Herrlich gelegen erhebt sich die Festhalle mit ihren imposanten Formen, hundert Meter lang, 40 Meter tief und 18 Meter hoch; während sich die majestätische Kuppel auf 32 Meter wölbt. (Siehe Bild Seite 257.) Nicht weit von der Festhalle ragt auch der gewundene Turm der St. Lambertuskirche (Siehe Bild Seite 258) zum Himmel. Es ist dies die älteste Kirche der Stadt und mit deren Geschichte eng verknüpft. Der eigentliche Kern der Kirche wurde bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts erbaut und 1206 zur Pfarrkirche erhoben. Ein feierliches Pontifikalamt in dieser Kirche eröffnet am Morgen des 16. August die ganze Tagung. Von den verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Kirche ist besonders der Kalvarienberg (Siehe Bild Seite 258) zu erwähnen, der in seiner neuen Form seit 1887 steht und als Ersatz für eine verwitterte Kreuzigungsgruppe aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtet wurde. Ein Bild von der Kirche nach Norden zeigt uns das Wahrzeichen Düsseldorfs als Rheinstadt, die Rheinbrücke, (Siehe Bild Seite 259), welche 1898 im Auftrage der Rheinischen Bahngesellschaft für vier Millionen Mark erbaut wurde. In architektonisch schönem Ausbau wölben sich zwei Bogen von je 180 Meter über den Rhein, Diesseits und Jenseits verbindend. Unterhalb der Brücke im Kaiser Wilhelmpark erhebt sich der Kunstpalast (Siehe Bild Seite 259), wie es sich für eine bedeutende Kunststadt ziemt. 1901 erbaut, birgt er der Regel nach alle zwei Jahre große Kunstausstellungen und inzwischen andere Veranstaltungen. Im Jahre 1909 wird er auch das Heim abgeben für die große Ausstellung für christliche Kunst. An vergangene Zeiten Düsseldorfs erinnert die vor dem Rathaus stehende herrliche Bronze-Reiterstatue des Kurfürsten Jan Wellem, (Siehe Bild S. 262), eine der populärsten Gestalten der Geschichte Düsseldorfs (1679—1716). Als größte, architektonisch wohl schönste Kirche Düsseldorfs erhebt sich an der Garten- und Prinz-Georgstraße die 1896 eingeweihte, in romanischem Stile erbaute St. Rochuspfarrkirche (Siehe Bild Seite 261). Unter Teilnahme der katholischen Studentenkorporationen wird in St. Rochus am Montag, den 17. August, das feierliche Pontifikalamt zur Anrufung des heiligen Geistes zelebriert. Als größtes und vornehmstes Konzerthaus der Stadt dürfte wohl die im Stile der italienischen Renaissance erbaute Städtische Tonhalle (Siehe Bild Seite 260), mit prächtiger Gartenanlage (Siehe Bild Seite 260), in der Schadowstraße zu nennen sein. In der Tonhalle tagen auch die sämtlichen Kommissionen während der Dauer der Katholikenversammlung. Der Charakter Düsseldorfs als Sitz der Regierung wird durch das ebenfalls in italienischer Renaissance erbaute Ständehaus (Siehe Bild Seite 262) gewahrt, welches am Schwanenspiegel sich inmitten herrlicher Baumgruppen erhebt und besonders von der Haroldstraße aus einen maleischen Anblick bietet.



Zur Unterhaltung.



— Ein seltsames Leiden. A.: Was macht denn Ihr Fußleiden? — B.: Ach, es nimmt überhand!
 — Ihr Testament. Hat denn Ihre Frau nicht einen letzten Willen hinterlassen? — Nein, nur einen letzten Urwillen!
 — Schein und Wirklichkeit. Regisseur eines Provinztheaters: Herr Direktor, ich brauche vier Mark zu der Hochzeit, die im zweiten Akt vorkommt. — Direktor: Was fällt Ihnen ein, für vier Mark kann man doch schon wirklich Hochzeit machen.



Rätselecke.

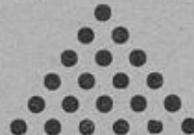


Begierbild.



Ist der Herr Professor zu Hause? — Jawohl, dort kommt er ja.

Pyramiden-Rätsel.



Jede Reihe ist aus der vorhergehenden durch Hinzufügung eines Buchstabens und beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden. Die Bedeutung der Worte ist folgende: 1. Konsonant; 2. altägyptische Gottheit; 3. Aussehen; 4. Bezirksstadt in Tirol; 5. Geislicher; 6. Delikatesse.

Gleichklang.

Zur Höhe ragend, stolz erbaut,
 Am Armband meiner lieben Braut,
 Oft in der Luft ein Traumgebilde,
 Im Haus auch wird es oft erichaut,
 Da bietet's Truh der Diebesgilde.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Anagramm: Gesang — Ganges.
 Palindrom: Sarg — Gras.
 Rebus: Wer A sagt, muß auch B sagen.



Um der Ehre willen!

Erzählung von C. B.

(Nachdruck verboten.)

IV.

Zehn Tage waren seit jener Schreckensnacht vergangen, und Fräulein Martini, die schon oft erklärt hatte, in ihrem ganzen Leben keine Seereise gemacht zu haben, auch keine unternehmen wolle, sah jetzt in einer norwegischen Hafenstadt in einem fremden Hotel und hörte kaum auf das geschwähige Reden der Wirtin, von dem sie doch so gut wie kein Wort verstand. Aber die alte Dame hatte in den letzten zehn Tagen so viel durchgemacht und gelitten, daß ihre ohnehin geringen Kräfte jetzt vollständig erlahmt waren.

Die nächsten Tage, die dem schrecklichen Sturme an der Küste folgten, waren so schrecklich gewesen, daß niemand wagte, davon zu sprechen, kaum daran zu denken. Dora sah mit den Knaben im Schulzimmer in banger Erwartung auf Nachricht; selbst wenn diese Nachricht auch Annis' Tod gebracht hätte, so wäre es besser gewesen, als diese furchtbare Ungewißheit, und Tante Martha war von der unerträglichen bangen Erwartung so sehr angegriffen, daß sie das Bett hüten mußte.

Endlich war aus der norwegischen Hafenstadt ein kurzes

Telegramm gekommen. „Gerettet. Gott sei Dank! A. heftiges Nervenfieber. Kommen Sie sofort mit Fräulein Martini.“

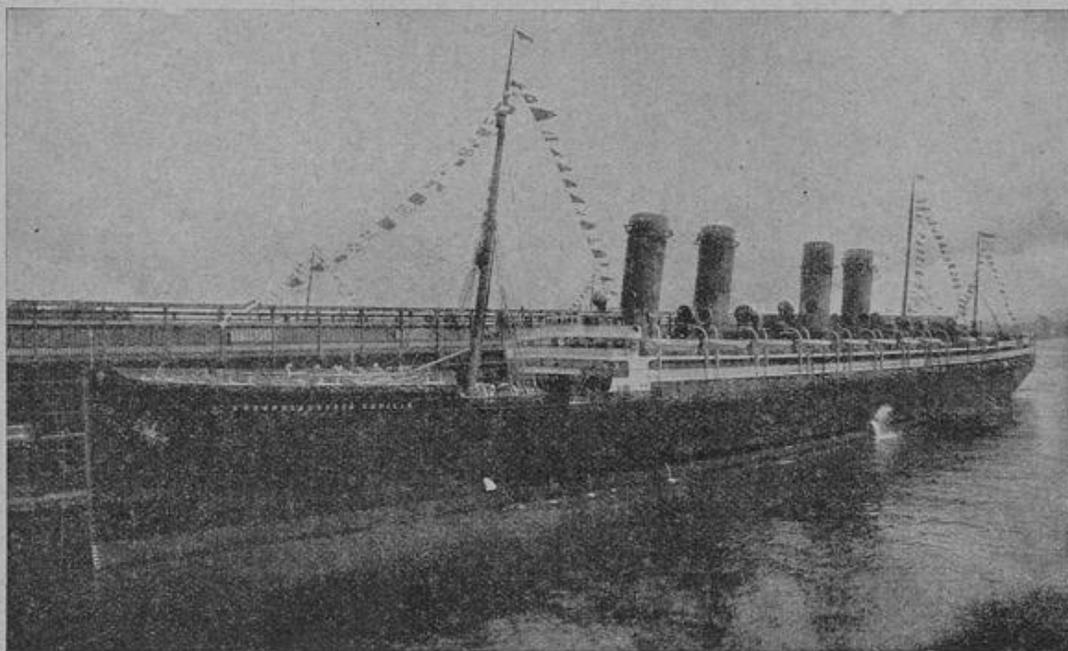
Zum ersten Male in ihrem Leben trat Dorothea mit der größten Energie auf und bestand auf der Begleitung der Tante nach Göteborg, der Hafenstadt, von der die Nachricht gekommen war, und besiegte dadurch alle Hindernisse, die diese der weiten, beschwerlichen Reise entgegensetzte.

Robert und Otto, die diese Nachricht vollständig beruhigt, erklärten sich bereit, ihre durch die Sorge um die Schwester unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, und reisten nach Königsberg ab. Rätchen gehörte zu den wenigen Kindern, die überall und mit Freuden von den Bekannten aufgenommen werden.

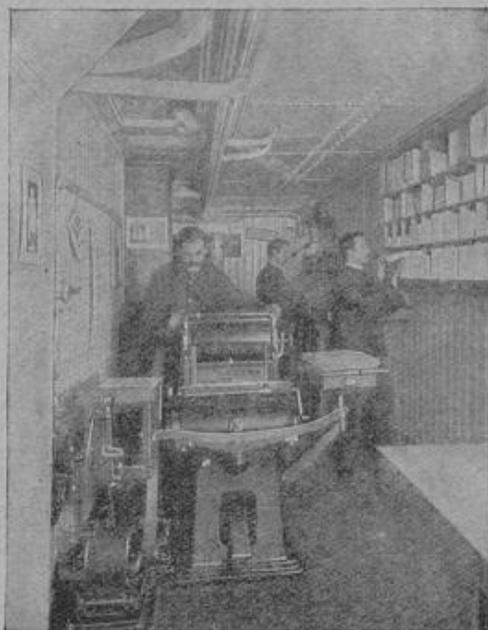
Am Tage nach Empfang der lang erwarteten Nachricht trat Dora mit ihrer Tante die Reise nach Norwegen an, und beide Damen waren so froh und glücklich, als handelte es sich nur um eine kurze Vergnügungstour.

„Dora,“ flüsterte die Tante der jungen Dame zu, ehe sie das Schiff betraten, „diese ganze Reise, der Aufenthalt im fremden Lande und Annis' Krankheit werden uns sehr viel Geld kosten.“

Die Angeredete nickte. „Sorge Dich nicht,“ lächelte sie, „ich will Herrn Helfenstein bitten, mir einen Teil meines Kapitals auszuhändigen.“



Doppelschrauben-Postdampfer „Kronprinzessin Cecilie“.



Druckerei an Bord.

„Hast Du auch schon bedacht, was — die Leute sagen werden?“ Es wurde der alten Dame sichtlich schwer, diese Worte hervorzubringen.

Burpurglut färbte Doras Wangen. Ihre Sorge um das Leben der geliebten Schwester war so groß, die Nachricht ihrer Errettung in Gøtheborg so unerwartet gewesen, daß ihr dieser Gedanke noch niemals gekommen war. Anstatt auf dem kühlen Meeresgrunde der Ostsee, lag Anni wohl abborgen in der sicheren Hafensstadt, das war genug, ihr Herz mit Lob und Dank zu erfüllen und keinem anderen Gedanken Raum zu geben.

Freilich würde es nicht an geschwägigen Zungen fehlen, die diesem traurigen Zufall eine Absicht zugrunde legten. Anni und Herr Helfenstein waren in den letzten Tagen viel beisammen gewesen, sie hatten allein die Bootsfahrt unternommen, das bot immerhin Stoff genug für müßiges Gerede. Doch darum kümmerte sich Dora wenig; Anni, die dem Tode so nahe gestanden, war ihr wiedergegeben, was kümmerte sie daher das kleinliche Gerede der Leute!

„Sorge dich nicht, liebe Tante,“ hat sie, „wir alle wissen, daß es nicht Annis Absicht war, mit dem Bankier nach Norwegen zu reisen; die beiden sind auch über jedes gehässige Gerede erhaben.“

„Aber die Leute haschen immer nach pikantem Unterhaltungsstoff,“ beharrte die Tante. „Noch gestern fragte mich Herr Saffau, ob die ganze Bootsfahrt vorher absichtlich geplant gewesen sei? Natürlich wollte ich den Sinn seiner Worte nicht verstehen.“

„Mir hat Herr Saffau nie gefallen; er scheint kein offener ehrlicher Charakter zu sein,“ wandte Dora beruhigend ein, „aber wirklich, Tante, Sorge dich nicht darum. Herr Helfenstein wird Anni zu schützen wissen und jedes müßige Gerede bald zum Schweigen bringen.“

„Ich glaube, Herr Saffau interessiert sich für Anni,“ meinte die Tante nach kurzer Pause, „deshalb ist er auch so argwöhnisch.“

„Wenn er das tut, ist er von seinem Ziele durch diesen Unfall nicht weiter entfernt. Sobald Anni genesen und in unser stilles Heim zurückgeführt ist, kann er ihr Herz und Hand anbieten, und ich bin gewiß, daß sie beides verweigert. Ich wundere mich nur, wie sie jetzt nach Norwegen gekommen ist!“

Die Geschichte war sehr kurz und traurig, und als Herr Helfenstein sie den Damen erzählte, als er sie selbst am Hafensplatz in Empfang nahm, war er noch so heftig erschüttert, daß Dora erst jetzt merkte, wie nahe er dem Tode gewesen war. Die ganze Schreckensnacht hindurch habe der Sturm getobt, der sich erst gegen Morgen des nächsten Tages gelegt hatte. Aber immer noch war keine Hilfe zu sehen, nichts wie Himmel und Wasser, soweit das Auge schaute. Dazu erwachte Anni in wilden Fieberphantasien, und er hatte nicht

einmal einen Trunk Wasser, ihre brennenden Lippen zu fühlen. In dieser entsetzlichen Lage verging fast der zweite Tag.

Da kam zur Rettung ein kleines norwegisches Segelschiff, das die Unglücklichen aufnahm und mit nach seinem Bestimmungsort, Gøtheborg, nahm. Ein Arzt und eine Krankenpflegerin waren bald zur Stelle, und mit ihrer Hilfe befand sich Anni jetzt außer Lebensgefahr.

Der Bankier führte Fräulein Martini sogleich in das Krankenzimmer, gab aber Dora durch einen Wink zu verstehen, daß er mit ihr vorher zu reden habe.

„Wollen Sie mir erzählen, wie das Unglück geschehen ist?“ fragte sie, als er nach kurzer Zeit zu ihr ins Wohnzimmer trat.

Er wiederholte die Schreckensszene auf dem brausenden Meere, verschwieg aber, daß das Unglück hauptsächlich durch Annis Leichtsinns entstanden sei, doch sie erriet leicht die Wahrheit.

„Meine arme Schwester,“ seufzte sie, „ich fürchtete immer, ihr Leichtsinns würde ein Unglück herbeiführen, aber dennoch hat sie einen guten, edlen Charakter.“

„Ich tadle sie nicht,“ wandte der Bankier ein, „sie hat tapfer der Gefahr ins Auge geschaut und fürchtete sich nicht. Sie schlief anfänglich so ruhig wie ein Kind und erwachte später in Fieberhize.“

„Warum brachten Sie sie hierher?“

Der Bankier zögerte. „Was sollte ich tun?“ fragte er endlich, „ich war dankbar, daß uns die Schiffer aufnahmen u. wir mußten schon bis zu ihrem Bestimmungsorte mit ihnen fahren. Es war kein anderer Ausweg, denn ich hatte nicht einmal meine Börse in der Tasche. Sobald wir hier landeten, telegraphierte ich um Geld an meinen Bankier, denn ich war noch nie in meinem Leben in einer Geldverlegenheit. Sogar das Geld für die Depeche mangelte mir, doch der gutmütige Arzt hat es mir vorgestreckt. Glücklicherweise hat die heutige Morgenpost mich aus dieser fatalen Verlegenheit gerissen.“

Eine lange Pause entstand. Dora ahnte, daß der Bankier noch mehr zu sagen habe, aber seine Lippen blieben fest geschlossen.

„Wußte meine arme Schwester, daß sie gerettet und hierher gebracht wurde,“ fragte sie dann.

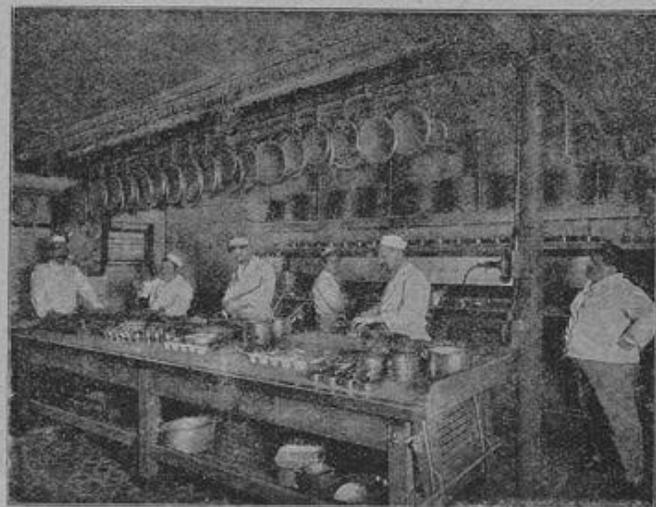
„Nein, sie war noch besinnungslos, als das Schiff hier landete, und ich habe sie seitdem noch nicht wieder gesehen. Die Krankenpflegerin spricht nur sehr wenig deutsch, ebenso wenig der Arzt und auch unsere Wirtin, und dieser Umstand ist ein großes Glück für uns.“

„Aber —“

Er unterbrach sie schnell. Burpurglut färbte seine bleichen Wangen. „Es gab für mich nur einen Ausweg, für Annette zu sorgen, so wie ich es getan habe,“ begann er, „und ich war im Augenblick der größten Not so verwirrt, daß ich kaum die Folgen meiner Worte bedachte. Ich tat vielleicht unrecht, aber es geschah zu ihrem Besten, denn sonst wären die Türen des Hotels uns sicher verschlossen geblieben.“

„Was haben Sie getan?“

„Der Doktor war ganz in der Nähe des Hafens, als das Schiff landete, und wurde von der Mannschaft schnell her-



Zweite Küche.

beigeht. Als er den Zustand der Kranken untersucht hatte, kam er zu mir und sprach — von meiner Gattin. Jetzt erst merkte ich, daß die Schiffsmannschaft uns als verheiratete Leute betrachtet hatte."

"Sie klärten doch diesen Irrtum bald auf?"
 "Wie konnte ich das tun?" rief Herr Helfenstein fast verzweifelt. "Wer würde mir geglaubt haben, wenn ich auch der Wahrheit gemäß die Geschichte unseres Unglücks erzählt hätte? Bedenken Sie, ein Herr mit einer jungen Dame tagelang in einem Boot, das erweckte Argwohn."

"Was wird Anni sagen!" seufzte die Schwester.
 "Gerade deswegen wollte ich mit Ihnen allein sprechen," erklärte der Bankier. "Hatte Ihr Schwester zu Ihnen Vertrauen? Sagte sie Ihnen alles?"
 "Wir hatten niemals ein Geheimnis in unserem ganzen Leben."

"Dann können Sie mir gewiß sagen, ob meine Vermutung begründet ist, wenn ich denke, daß ihr Herz noch frei ist, oder ist sie vielleicht heimlich verlobt?"

"Nein, Anni hat mir häufig wiederholt, daß sie gar nicht zu heiraten beabsichtige; sie glaubt nicht an Liebe."

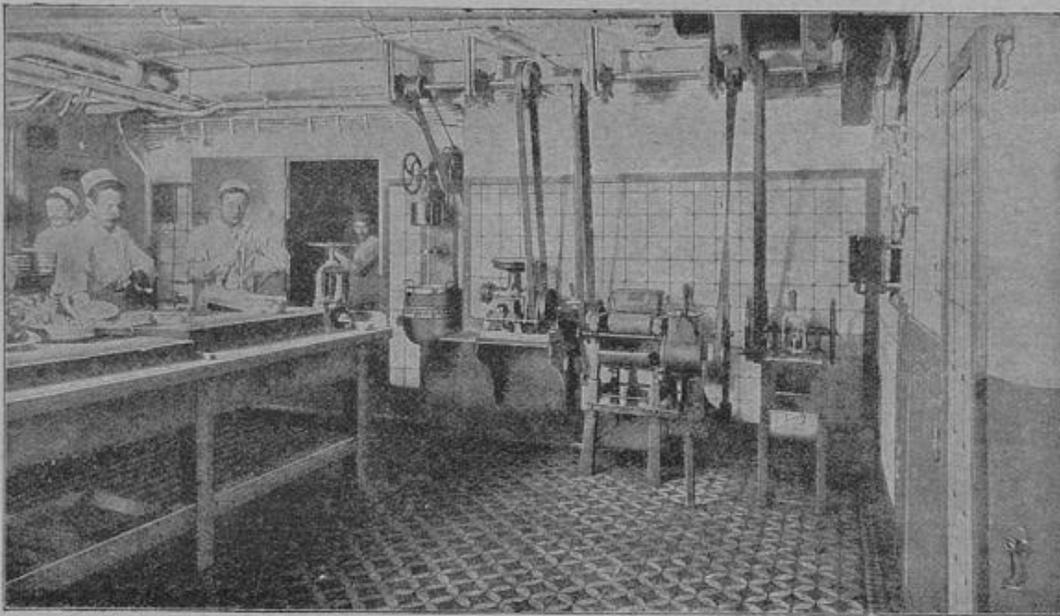
"Gott sei gedankt," kam es feierlich und ernst von den Lippen des jungen Mannes, "dann wird es ihr leicht werden, meinen Namen anzunehmen, um jedem unnützen Skandal die

Ein Gezeichneter.

Eine humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.
 (Nachdruck verboten.)

Sie gingen den Abend wieder zu die Aneipe, und Hein, der sagte, er wär' doch neugierig darauf, wollte mitgeh'n. Jürgen, der noch nicht alle Hoffnung verloren hatte, wollt' r' aber nix von wissen, aber schließlich machten sie denn ab, daß er nich mit 'reingeh'n dürste, aber mal durch die Türspalte gucken könnte. Sie stiegen auf 'ne Pferdebahn und Hein war das gar nicht recht, weil Jürgen und Peter untereinander über die Sache flüsteren und sich rothaarige Leute auf'n Weg zeigten, die wohl passen konnten.

Und es paßte auch man schlecht, als sie zum „Blauen Löwen“ kamen, und Jürgen und Peter 'reingingen und ihn draußen ließen, und er durch die Türe schielen mußte. Die Wirtin gab ihnen ganz freundlich die Hand, und die Kellnerin, 'n hübsches Mädel, schien sich mächtig mit Peter abzugeben. Dein wartete draußen wohl 'n paar Stunden, und schließlich kamen sie wieder 'raus, und schwachten und lachten, und Peter mit 'ner weißen Rose, wo die Kellnerin ihn geschenkt hatte.



Erste Küche.

Spitze zu brechen. Aber ich schwöre es Ihnen, sie soll vollständig frei und unabhängig sein. Sie soll nur meinen Namen tragen, darf nicht an eine andere Verbindung denken, solange ich lebe, in allen anderen Dingen soll sie ebenso ungebunden sein, als ob sie noch Annette Melzer hieße."

Dora schauderte, dann sagte sie fest und entschieden: "Wenn ich in Anni's Lage wäre, so würde ich lieber jedes Gerede über mich ergehen lassen, als daß mein ganzes Leben eine Lüge sei." — "Sie urteilen zu scharf."

"Ich denke nicht. Wenn Sie meine Schwester nur aus dem Grunde heiraten, weil Sie zu stolz sind, um einzugehen, daß Sie ihr unrecht getan haben; ebenso wenn Anni einwilligt, weil sie das Gerede nicht ertragen kann, welches doch bald der Vergessenheit anheimfällt, dann denke ich, ist ihr verheiratetes Leben — so, wie ich es genannt habe."

Herr Helfenstein wurde unruhig. "Ich sage Ihnen, Dora," rief er hastig, "ich verlange von ihr weder Liebe noch Gehorsam und keine anderen Gefühle als die, die ein Freund für den anderen hegt. Ich würde ihr alles anvertrauen, was in meinem Besitze ist, und ich bin fest überzeugt, daß sie meinen Namen rein und fledenlos erhalten wird."

"Das würde sie tun," gab Dora zu, "aber ach! sehen Sie denn nicht ein, daß nur Not und Elend aus Ihrem Plan entstehen kann? Anni ist noch zu jung, kaum achtzehn Jahre alt, Sie können sie fürs ganze Leben elend machen."

(Fortsetzung folgt.)

Hein Bulmeier hatte viel zu quäsen, daß sie ihn so lange hatten warten lassen, aber Jürgen sagte, daß sie allerlei Wichtiges gewahr geworden wär'n, und je mehr er sich die Sache beguckte, je leichter schien sie ihm zu sein, und dann wollten er und Peter Hein gut' Nacht sagen, weil sie noch 'n rothaarigen Freund von Peter, der Charlie Ballner hieß, aufstöbern wollten.

Erst kehrten sie aber noch mal ein und nahmen 'n Paar, und nach 'n Zeit fing Hein an, die Sache in 'n ganz anderes Licht zu sehen, als wie er erst getan hatte, und schämte sich fast, daß er bloß so an sich gedacht hätte, und er nannte Jürgen seinen Bierpott 'n Liebespott, und trank 'r fortwährend aus, um ihn zu zeigen, daß er nix gegen ihn hätte, obgleich Jürgen ihn fortwährend sagte, das wußt er wohl. Dann fing Jürgen wieder an, von's Tätowieren zu sprechen, und Hein sagte, daß jeder Mensch im Lande eigentlich tätowiert werden müßte, um nich die Blattern zu kriegen. Er wurde er so aufgereggt bei, daß der alte Jürgen ihn versprechen mußte, daß er noch dieselbe Nacht tätowiert werden sollte, bevor er 'n man ruhig kriegen konnte.

Sie gingen alle nach Haus mit ihre Arme um ihre Nackens gelegt, aber nach 'ne Zeit fand Hein, daß Jürgen sein Nacken nich da war und er stoppte und sprach 'r ganz ernsthaft über mit Peter. Peter sagte, er könnt' r nix zu sagen, und er hatte solche Lust, Dein nach Hause zu kriegen, daß er dachte, sie würden 'r überhaupt nich mehr hinkommen. Er kriegte



Gesellschaftszimmer.

ihn schließlich ins Bett 'rein und setzte sich dann hin und wartete auf Jürgen und schlief dabei ein.

Hein war der letzte, der am annern Morgen aufwachte, und bevor er ganz zu sich kam, stöhnte er böß. Sein Kopp war ihn gerade, als wenn er ihn springen wollte, seine Zunge war ihn wie 'n Stein, und seine Brust war so wund, daß er kaum atmen konnte. Schließlich machte er aber seine Augen auf und sah um sich und sah Jürgen und Peter und 'n kleinen Mann mit 'n ganz schwarzem Schnurrbart.

„Sei vergnügt, Hein,“ sagt Jürgen ganz freundlich, „die Sache geht famos.“

„Ich glaub, mir springt der Kopp,“ sagt Hein und stöhnt „und ich habe die ganze Brust voll Stednadeln und voll Nähnadeln.“

„Nähnadeln,“ sagt der Mann mit dem schwarzen Schnurrbart. „Ich brauch' nie Stednadeln, die würden das Fleisch vergiften.“

Hein setzte sich im Bett auf und starrte ihn an; dann bog er seinen Kopp runter und schielte nach seiner Brust,

und den nächsten Augenblick war er aus 'n Bett 'raus und alle drei hielten ihn auf 'r Erde fest, daß er nich den Tätowierer den Hals umdrehte, was er mit Gewalt wollte, und setzten ihn aus 'nander, daß der Tätowierer der beste in 'r Welt wär, und daß es nur durch 'n Glückszufall wär, daß 'r den gerade gekriegt hätte. Und Jürgen erinnerte ihn an das, was er den Abend vorher gesagt hatte, und sagt, er würd's ihm später noch mal danken.“

„Wieviel is 'r von fertig?“ sagt Hein schließlich mit 'ne ganz verzweifelte Stimme.

Jürgen sagt's ihn und Hein lag still da und gab dem Tätowierer alle Schimpfwörter, die er wußte, was 'ne ganze Zeit lang dauerte.

„S hat keinen Zweck, so loszulegen, Hein,“ sagt Jürgen. „Setz is Deine Brust ganz verrungeniert, aber wenn Du's ihn bloß fertig machen lassen willst, is es das reine Gemälde.“

„Ich bin stolz darauf,“ sagt der Tätowierer, „auf Ihre Haut zu arbeiten, Maat, f' is g'rade, als wenn man auf 'n Stück Seide malt.“

Hein gab sich schließlich und sagte den Manne, daß er weiter arbeitete und 's fertig machte, und er ging sogar so weit, daß er selbst Jürgen 'n bißchen tätowierte, als der nich aufpaßte. Er machte nur eine Mark, weil die Nadel abbrach, und Jürgen machte so viel Rabau darum, daß Hein sagte, man könnte meinen, er hätt' n' weh getan.“

Es dauerte drei Tage, bis Hein ganz fertig war, und so wund war 'r, daß 'r sich kaum bewegen oder atmen konnte, und all die Zeit, daß er auf sein Schmerzensbett lag, gingen Jürgen und Peter nach 'n „Blauen Löwen“ 'rum und amüsierten sich und holten sich Auskunft. Der zweite Tag war der schlimmste, weil der Tätowierer stark benebelt war. Das Trinken wirkt auf die verschiedenen Menichen auf 'ne verschiedene Weise, und Hein sagte, die Art wie's auf diesen Burichen wirkte, wär, um ihn glauben zu lassen, daß er ihn Knöpfe annähte, statt ihn tätowierte.

Einerlei, schließlich war 'r fertig, seine Brust, seine Arme und seine Schulter, und er wurde fast ohnmächtig, als Jürgen 'n Stück von 'n Spiegel borgte und ihn da 'reingucken ließ. Dann rieb der Tätowierer da was ein, daß seine Haut wieder weich wurde, und noch was anners, daß die Bilbers 'n bißchen älter aussehen sollten.

Jürgen wollte 'n Kontrakt aufsetzen, aber Hein Wulmeier und Peter Schlichting wollten da nix von wissen. Sie sagten alle beide, solche Sachen läßen nich gut in Schrift aus, das heißt, wenn's wen fremdes säh; und Hein sagte auch noch, daß es ihn ganz unmöglich wär, zu sagen, wieviel Geld er in die Fingers friegen würde. Nu, wo das Tätowieren überstanden war, fing ihn der Plan an, gut zu gefallen, und da er 'n Waise war, so viel als er wußte, fing er fast an, sich vorzureden, daß die rothaarige Wirtin wirklich seine Mutter wär.

Sie hatten 'ne kleine Probe in ihr Zimmer, um zu sehen,



Speiseaal.

Ein schwimmender Stahlpalast.

Doppelschrauben-Schnellpostdampfer
„Kronprinzessin Cecilie“
vom Norddeutschen Lloyd in Bremen.
Nautilus-Bremerhaven.

Zu unseren Bildern Seite 265, 266, 267,
268 und 269.

(Nachdruck verboten.)

Der Ozeanrenner „Kronprinzessin Cecilie“ lief am 1. Dezember 1906 in Gegenwart seiner hohen Taufpatin, der deutschen Kronprinzessin Cecilie, auf der Werft des bekannten „Stettiner Vulkan“ vom Stapel. Kurze Zeit nachher war der riesige Innenausbau vollendet, und das Schiff trat am 6. August 1907 bereits von Bremerhaven seine erste Reise nach Amerika an. Eine staunenswerte Leistung deutscher Kraft und deutschen Fleißes.

Der Dampfer hat die stattliche Länge von 215,5 Meter und ist somit noch 54 Meter länger als das Ulmer Münster, 122 Meter länger als die Freiheitsstatue in Newyork und gar 154 Meter länger als die Siegessäule im Berliner Tiergarten hoch ist. Seine größte Breite beträgt 22 Meter und die Höhe vom Kiel bis zum äußersten Rande der vier mächtigen gelben Schornsteine 41 Meter. Stände es in Berlin auf dem Schloßplatz neben dem gewaltigen Kaiserhofe, dann würde es dieses noch um 11 Meter an Höhe überragen. Die Schornsteine sind so weit, daß bequem ein Eisenbahn-Güterwagen durchfahren kann.

Nicht weniger als 220 000 Zentner Stahlplatten und andere Eisensorten, 14 000 Zentner Nieten und Schrauben, 600 Zentner Guß- und Schmiedeeisen, sowie 3750 Kubikmeter verschiedene Holzarten wurden zum Bau dieses Stahlriesen verwendet. Dafür wog er aber auch schon beim Stapellauf die Kleinigkeit von über 11 Millionen Kilogramm, und 20 Güterzüge zu 120 Achsen hätten dazu gehört, um alle Materialien für diesen Bau heranzuschleppen.



Salon.

wie Hein es machen müßte, und daß sie die faulen Punkte rausfinden könnten. Jürgen quiekte mit seiner Stimme und wollt' die Wirtin vorstellen, und Peter wollt' die hübsche Kellnerin vorstellen.

Sie nahmen die Sache wieder und wieder durch, und nur das eine war nich schön dabei, daß Peter Schlichtling jedesmal loskreischt: wenn Hein von seine Brust sprach, daß'r die Zähne zusammenbeißen mußte, und daß der alte Jürgen als Wirtin Hein ein Pott Bier nach'n annern anbot, daß ihm das Wasser in'n Mund zusammenlief.

Schluß folgt.



Kaffee (Rauchzimmer).

Das Schiff macht mit seinen eleganten, aber mächtigen Formen einen hochimposanten Eindruck. Den hat es aber nicht etwa allein hier gemacht, sondern gleich nach seiner ersten Ankunft in New-York nannten die Amerikaner es: „The Queen of the Sea!“ — „Königin der See!“

Das war ein neutrales und darum schwerwiegendes Urteil. Das Urteil eines neidlosen Konkurrenten, auf welches unsere deutschen Schiffbautechniker und Arbeiter mit Recht stolz sein können.

Die Anlagen der Doppelmaschinen, die durch eine dicke Stahlwand so voneinander getrennt sind, daß der eine Raum bei einem Unglücksfall voll Wasser laufen kann, ohne die Leistungen der anderen Maschine zu hemmen, entwickeln die ungeheure Stärke von 46 000 Pferdekraften. Sie treiben außer den beiden vierflügeligen Bronzepleuren, die einen Durchmesser von 42 Fuß haben und das Schiff mit einer Geschwindigkeit von ca. 23½ Seemeilen in der Stunde durch die Fluten jagen, noch 72 andere Dampfmaschinen. Darunter die Dynamomaschinen, welche mehr als 3100 elektrische Lampen speisen, sowie 20 mächtige Pumpen, die im Notfall die Niesenmenge von 15 300 Kubikmeter Wasser in einer Stunde aus dem Schiff entfernen können.

Zur vornehmlichsten Sicherheit hat das Schiff einen starken, in 26 Abteilungen eingeteilten Doppelboden. Wird der äußere Boden beschädigt, so ist noch der innere tragfähig. Zur ferneren Sicherheit ist das ganze Schiff in 20 wasserdichte Abteilungen geteilt, und ein einziger Druck auf einen elektrischen Knopf im Steuerhause auf der Kommandobrücke schließt blitzschnell auf hydraulischem Wege diese 20 eisernen Türen.

In dem Steuerhause sind eine ganze Anzahl Sicherheits- und Kontrollapparate aufgestellt, so daß der Kapitän und die Offiziere jederzeit von allem, was im Schiff passiert, unterrichtet sind. Telephon, Telegraphen, Sprachrohre gehen von hier aus nach allen Richtungen des Schiffes hin.

Besonders erwähnenswert ist noch der Apparat für die „Unterwasser-Glockensignale“, die bei Nacht oder Nebel dem Schiffe anzeigen, daß es sich in der Nähe eines auf einem Riff verankerten Feuerschiffes oder Leuchtturmes befindet.

Oben auf dem „Boots- oder Sonnendeck“ stehen 28 große, gut ausgerüstete Rettungsboote. Am Tage vor der Abfahrt in Bremerhaven und in New York werden stets Bootsmänner gemacht. Am Vordermast befinden sich 2 hochgelegene Ausguckskörbe, in denen bei Nacht oder Nebel stets 2–3 Matrosen scharf Ausguck halten.

Drei große und 2 kleinere Hospitäler sind vorgesehen und stehen unter Leitung von 2 Ärzten und einem geprüften

Heilbiener. Das Mannschaftshospital wird natürlich am meisten aufgesucht. Täglich sind zweimal Sprechstunden.

Das 27 000 Tonnen (à 20 Zentner) große Schiff hat 297 Kammern 1. Klasse und 109 2. Klasse; es kann also 742 Passagiere 1. Klasse, 327 2. Klasse und 740 3. Klasse (Zwischendeck) beherbergen. Dazu kommen etwa 680 Mann Besatzung, macht zusammen 2489 Köpfe. Ein nettes Innenstädtchen also.

Oben auf dem Bootsdeck stehen die Wohnhäuser für den Kapitän und die Offiziere; ferner eine Station für drahtlose Telegraphie, welche die Depeschen für die täglich an Bord erscheinende und in der dortigen „Druckerei“ hergestellten „Ozeanzeitung“ liefert. Mit einem Festlande ist diese Station stets verbunden; entweder mit Europa oder Amerika.

Dieser Schnelldampfer, wie seine 3 Geschwister „Kaiser Wilhelm der Große“, „Kronprinz Wilhelm“ und „Kaiser Wilhelm II.“ sind so eingerichtet, daß im Kriegsfall eine größere Anzahl Geschütze aufgestellt werden können, damit sie als „Hilfskreuzer“ Verwendung finden.

Kun wollen wir uns mal die großen Salons, die der Allgemeinheit dienen, ansehen. Da ist zunächst der mächtige Speisesaal, über den sich auf 16 freistehenden Säulen der wundervolle Lichtschatz erhebt, mit den künstlerischen Wand- und Deckengemälden und dem schönen blaugrünen dicken Teppich. Früher speiste man auf den Lloydsschiffen an langen Tafeln, heute hier an 76 runden Tischen mit 512 Sitzplätzen, an denen man zu jeder Stunde sein Essen einnehmen kann. Also vollständiger Restaurationsbetrieb, wie am Lande. Man kann sich einladen, wen man will und Geburtsstag, Verlobung usw. in fröhlichem Kreise feiern.

Außer der reich mit elektrischen Flammen bespickten Decke, steht auf jedem Tisch eine prächtige, große, elektrische Lampe.

Gemütlich und nett sitzt man auch in dem prächtigen großen Rauchzimmer mit seinem domartigen Glasaufbau, seinen Nischen und Ecken, seinem hübschen Luxuskamin, der reichen Ornamentik und den Gemälden. Die Bezüge der Sofas und Polsterstühle bestehen aus blaugrünem Lederstoff. Hier wird manches Glas geleert, mancher Skat „gedroschen“!

Reizend ist auch das „Kinderispeisezimmer“ mit seinen lieblichen Bildern aus der Märchenwelt.

Schön, geschmackvoll und gemütlich sind die Treppenhäuser und Vorplätze. Alles ist reich mit Gemälden und Ornamentik geziert. Wundervoll sind die Treppengeländer aus Schmiedeeisen. Nun kommt das große Gesellschaftszimmer, dessen Wände und Polstermöbel mit mattrotem Seidenriß bezogen sind. An der Stirnwand befindet sich das lebensgroße Delbild der Kronprinzessin; davor steht ein Konzertsüßel und ein amerikanisches Pianola.



Das Gymnasium in Brilon.

für solche Leute, die gerne Musik machen möchten, aber nicht gerade Klavier spielen können.

Hier ist auch eine reichhaltige deutsche Bibliothek zur unentgeltlichen Benutzung aufgestellt. Vor dem Gesellschaftszimmer steht auf dem Vorplatz eine Buchhandlung, welche durch einen Buchhändler, von dem man sich alle möglichen Bücher kaufen kann, geleitet wird.

Auf demselben Deck, dem sechsten (denn das Schiff hat 7 Decks oder Stockwerke), befindet sich mehr nach vorne der „Schreib- und Lesesalon“, von dem noch ein kleines Extrastübchen durch Glaswände abgetrennt, wo eine Schreibmaschine aufgestellt ist. In diesem Lesesalon ist die englische und französische Schiffsbibliothek aufgestellt.

Sodann gibt es an Bord 2 entzückende „Wiener Cafés“; das eine ist für Raucher, das andere für Nichtraucher. Man kann also auch mal einen „Damenlatte“ geben. Oben auf dem „Sonnendeck“ befindet sich auch ein äußerst beliebtes „Ozean-Café“, in Form einer ostriasischen Laube; nach hinten offen. Alles mollig bequem und nett eingerichtet. Dicht daneben befindet sich der große und stark besuchte Spielplatz. Etwas weiter steht auf jeder Seite ein großer eiserner Behälter für lebende Fische. Ständig werden diese mit frischem Wasser versorgt. Einen besonders beliebten Aufenthalt bieten ferner die beiden breiten und langen Promenadendecks, auf denen viele Passagiere, bequem in Ozeanstühlen liegend, den größten Teil der Reise zubringen, ja selbst ihre verschiedenen täglichen Mahlzeiten einnehmen. Bietet doch dieser Aufenthalt den besten Schutz gegen die tödliche Seekrankheit und nebenbei die herrlichste Aussicht auf den weiten, majestätischen Ozean.

Hat man auf dem Promenadendeck zwei Rundgänge gemacht, so ist ein Kilometer zurückgelegt.

Wenn auch nicht so luxuriös, so sind doch auch die Schlafkabinen und gemeinschaftlichen Salons in der 2. Kajüte hübsch, vornehm und bequem eingerichtet. Es wird sicherlich niemand bereuen, eine Fahrt über den „großen Teich“ in der 2. Kajüte gemacht zu haben. Auch die 3. Klasse ist hell, luftig und geräumig. Selbstverständlich befinden sich in der ersten und zweiten Klasse Barbiersalons, in der ersten sogar eine Friseurie. Auch 2 Duzend Wärterinnen (Stewardessen) stehen zur Verfügung. Die Zigarre steckt man sich natürlich auf elektrischem Wege an.

Drei Küchen befinden sich an Bord, in denen unter Leitung eines Oberkuchs etwa 33 Köche, Bäcker, Schlachter, Konditoren, 30 Aufwäscher usw. ihres Amtes walten. Werden doch allein auf einer einzigen Saisonreise bei vollbesetztem Schiffe nach Amerika und zurück z. B. 41 000 Pfd. Rindfleisch, 9000 Pfd. Tafelbutter, 3000 Pfd. Käse und hundert andere Sachen verbraucht.

Um sich ein Bild von den fabelhaften Wäschebeständen zu machen, sei noch erwähnt, daß auf einer einzigen solchen Reise 32—40 000 Wäschestücke gebraucht werden. Man sollte meinen, das genügt!

Vielleicht interessiert sich der Leser noch für die Zusammensetzung der Schiffsmannschaft. Sie besteht aus dem Kapitän, 24 Offizieren, Ärzten, Zahlmeistern, Postbeamten, 61 Maschinisten, Elektrotechnikern, Kesselschmieden und Schmierern, 231 Oberheizern, Heizern und Kohlenziehern, 250 Kellnern und Kellnerinnen (Wärterinnen), 33 Köchen etc., 9 Barbieren, Buchhändlern, Friseurien, Gepäcksmeister, 2

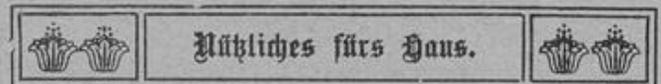
Marconibeamten, 33 Aufwäschern und Büffetiers und 59 richtigen Seelenten, wie Steuer-, Boots-, Zimmerleuten, Segelmachern und Marrojen.

Dreimal täglich gibt die gut besetzte Musikkapelle Konzerte, die von der Besatzung und den Zwischendeckspassagieren stets zu einem famosen Tänzchen benutzt werden.

All dieses ist aber das Werk deutscher Kunst, deutscher Kraft und deutschen Materials.

Mache allzeit der deutschen Flagge Ehre und fahre glücklich, du

„Königin der See“!



— Um Brüsseler Teppiche vorzüglich zu reinigen, nimmt man einen Eimer kaltes Wasser und einen halben Eimer Wasser, gemischt mit einer kleinen Obertasse Salmiak und ebensoviel Spiritus oder guten Brannwein. Nachdem man den Teppich glatt auf den Fußboden gelegt, tauche man einen neuen feinen Aufnehmer in die Mischung, ringe denselben leicht aus und beginne einen kleinen Teil des Teppichs damit kräftig zu reiben; wenn man glaubt, die Stelle sei rein, reibe man mit klarem Wasser sogleich nach. Ist auf diese Weise der Teppich ganz fertig, hänge man denselben zum Trocknen glatt auf. Das Wasser muß sehr oft gewechselt werden, und ist der Teppich sehr groß, auch einmal die Mischung.

— Reinigen von Gipsstatuen. Gipsstatuen werden trocken mit trockenem Gipsmehl abgestaubt und erst wenn sie sehr schmutzig sind, auf folgende Weise mit Wachsfarbe gestrichen: Zuerst wird die Figur mit gebleichtem Veinölsirnis, welchem etwas weiße Delfarbe zugesetzt ist, getränkt, nach 2—3 Tagen mit dickerer Delfarbe, der durch Terpentin verdünnt und streichgerecht gemacht wird, überzogen, und wenn der Schmutz noch durchscheint, nachdem sie trocken, noch einmal mit Delfarbe gestrichen. Man streicht die Farbe mit kurz gebundenem Pinsel dünn und kräftig auseinander, nicht von oben nach unten, sondern wirr durcheinander. Nachdem die Delfarbe ganz trocken ist, wird die Wachsfarbe ebenso dünn aufgestrichen. Sie dient nur dazu, den häßlichen Fettglanz und das Gelbwerden der Delfarbe zu beseitigen, und ist eine durch Wachs stumpf gemachte Lackfarbe.

— Petersilie zu konservieren. Die Petersilie wird verlesen und gewaschen auf ein Brett oder Tuch gebreitet; nachdem das Wasser abgetropft ist, wird sie fein gewiegt und mit Salz tüchtig gemengt. Nun stampft man sie sehr fest in ein Gefäß und drückt so lange, bis die Lake oben steht, streut noch Salz darüber und bindet das Gefäß zu. Auf diese Weise aufbewahrt, kann man sie wie frische gebrauchen, nur muß man sich mit dem Salzen der Speise darnach richten.



Siegel der Stadt Brilon.

Kreuzstern

MAGGI'S Würze

ist und bleibt
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen
ausdrücklich **MAGGI'S Würze.**

Siebreizend

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die **echte**
Steckenpferd - Lilienmilch - Seife
von **Bergmann & Co., Bielefeld.** à Stück 50 Pf. überall zu haben.

Unsere Bilder.

— Das Gymnasium in Brilon, dessen Abbildung unsere Leser auf Seite 270 finden, hat eine lange Geschichte aufzuweisen. Brilon liegt an der Straße, die aus dem Ruhrtales über die Wasserscheide in das Diemeltal führt. Das Gymnasium hat sich aus kleinen Anfängen heraus zu einer bedeutenden Anstalt entwickelt, die heute den besten Ruf genießt. Allen, die sich für das Briloner Gymnasium interessieren, sei die Schrift des Oberlehrers Riemann: „Das Schulwesen der Stadt Brilon“ (Druck: „Düsseldorfer Tageblatt“) bestens empfohlen.

Zur Unterhaltung.

— **Voshaft.** Schriftsteller: Ich bin erst 21 Jahre, habe aber bereits 9 Tragödien, 17 Lustspiele und 31 Romane geschrieben. Welches halten Sie wohl für mein bedeutendstes Werk? — Kritiker: Jedenfalls Ihr Mundwerk!

— **Gelungene Ausrede.** Moses: Herr Schlemmhagen, ich möchte Sie bitten, mir jetzt zurückzugeben mein Geld — ich brauch's — ich will vergrößern mein Geschäft. — St. d. Schlemmhagen: Wie können Sie so leichtsinnig sein und Ihr Geschäft vergrößern wollen — nein, dazu bekommen Sie mein Geld nicht!

— **Kein Kunststück.** A.: Gestern habe ich auf einmal zehn Glas Bier heruntergestürzt, ohne auch nur im geringsten davon benebelt worden zu sein! — B. Schneiden Sie doch nicht gar zu sehr auf! — A.: Keineswegs, ich stieß nämlich einen Tisch um, auf dem zehn Glas Bier standen.

— **Der aristokratische Diener im bürgerlichen Hause.** „Jean, wissen Sie nicht, daß man Briefe auf einer silbernen Tablette überreicht?“ — „Ich weiß es schon; aber ich habe nicht gewußt, daß Ew. Gnaden das auch schon wissen.“

— **Moderner Lenz.** „Was schreibst denn da?“ — „Meinen neuesten Roman „Frühlingszauber.“ — „Ah — lies doch mal vor — fängt doch gut an?“ — „Die Sonne beschien einen dampfenden Misthaufen.“ — „Um's Himmelswillen — hör' auf! Ich würde schreiben: Die junge Lenzesonne strahlte am leichtbewölkten Azurhimmel und erweckte mit ihrer Lebenswärme alle verborgenen Keime der Natur.“ — „Gar keine Idee, das war früher einmal!“

— **Revanchiert!** Wirtin eines Dorftrugs zu ihrem Mann: „Du, der Herr Postaschichtent ist nu schon zwei Jahre lang bei uns zu Mittag, da mußt Du doch auch mal 'n paar Briefmarke bei ihm hol'n lasse!“

— **Günstige Gelegenheit.** Richter: „Sie wissen gar nichts über den vorliegenden Fall? Ja, warum haben Sie sich denn vorladen lassen?“ — Zeugin: Weil ich den Herrn Referendar nie zu Hause treffe; er ist mir noch 5 Mark für Wäsche schuldig.“

— **Im Barbierladen.** Geizhals: Möchte Haar geschert haben? Kostet? — Barbier: 25 Pfennig. — Geizhals: Dann schneiden Sie mir für 10 Pfennig ab.

— **Mühne Behauptung.** Passagier (beim Passieren des Äquators): Nun beginnt mein Reich! — Kapitän: Oho! — Passagier: Gewiß; wir sind jetzt unterm Strich, und ich bin Feuilleton-Redakteur!

— **Ein Fortschritt.** Frau Müller: Wie weit ist denn Ihre Tochter schon im Klavierunterricht? — Frau Lehmann: Mein Mann hat kürzlich die Batte aus den Ohren genommen.

— **Kritik.** „Weshalb mag man wohl hier in diesem kleinen Neste eine Operettenbühne gründen wollen?“ — „Nebenfalls, um einem „schreienden“ Bedürfnis abzuhelfen!“

— **Unter Gannern.** „Sieh' mal, Ede, die scheene Uhr da — die möcht id haben, aber die wird woll theier zu stehn kommen.“ — „Zu sizen, willst' sie sagen.“

— **Treu bis in den Tod.** Herr: „Johann, ich habe immer solchen Durst; ich glaube, ich trinke mich noch einmal tot.“ — Diener: „Ach, gnädiger Herr, lassen Sie mich mitsterben.“

— **Darum auch.** Feldwebel: Der Rekrut Huber ist aber auch zu rein gar nichts zu gebrauchen, schlechter Schütze, schlechter Turner, schlechter . . . was sind Sie eigentlich in Zivil? — Huber: Schlächter, Herr Feldwebel.

Rätsellecke.

Begerbild.



Na warte, Junge, dort kommt die Meisterin.

Charade.

Sei mir gegrüßt, daß du ins endlos Ferne
Liesblau vor meinem Blick dahingebest!
Wie kehrt' ich stets zurück zu dir so gerne!
Wie hab' ich deinen frischen Hauch erjeht!
Du immer herrlich, ewig ruhelos —
Und doch — im Sturme noch — so ruhig groß,
Nach dir beschlich mich Heimweh immerfort —
O sei gegrüßt mir, du mein erstes Wort!

Und dich auch, andres Wörtchen will ich grüßen —
Ich sah dich eilen ohne Aufenthalt —
Ich hörte oftmals tief zu meinen Füßen
Dein heitres Klaudern in der Heimat Wald.
Ich habe lauschend oft bei dir gesäumt —
An deiner Seite manche Stund' verträumt —
Auch du, so klein du bist, stets ohne Ruh',
Gegrüßt, du andres Wörtchen, seist auch du!

Und füge ich euch beide nun zusammen,
So ist es mir, als wänd' ich einen Kranz —
Ich seh' ein Haupt, umschwebt von Ruhmesflammen,
Amschimmert von der Kunst urew'gem Glanz!
Und ob uns kündet auch ein hehr' Gedicht,
Die Nachwelt feire solche Größe nicht —
Es schuf ein Denkmal, dauernder als Erz,
Durch Wohlthat sich des Ganzen gütig' Herz.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Pyramiden-Rätsel: N., Na, Nir, Nwa, Nifar, Naviar.

Gleichklang: Schloß.

Rebus: Verlobungsfeier.



Um der Ehre willen!

Erzählung von C. B.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Bankier sah die erregte Schwester vorwurfsvoll an. „Wenn Anni ein anderes Mädchen wäre, so würde ich diesen Vorschlag nie gemacht haben,“ sagte er dann, „aber ich weiß es, sie glaubt gar nicht an Liebe.“

„Weil sie noch nicht die rechte Liebe kennt.“

„Sie wollen gewiß gern Ihre Schwester sehen,“ wandte der Bankier jetzt so kühl ein, als spreche er zu einer Fremden, aber versprechen Sie mir, daß Sie mein Geheimnis nicht dem Doktor verraten.“

Sie gab gern das gewünschte Versprechen, hauptsächlich, um eine Unterhaltung zu beenden, die ihr peinlich war. Als sie aber den Doktor näher kennen lernte, mußte sie wider ihren Willen diesen Irrtum selbst bestärken. Es war ein alter, gesprächiger Herr, der sich rühmte, das Vertrauen seiner sämtlichen Patienten zu besitzen.

„Ihre Tante sah vermutlich die Verbindung nicht gern,“ sagte er eines Tages zu Dora, „denn Herr Helfenstein hat mich, nicht mit ihr darüber zu reden. Ich sehe zwar nicht ein, was sie an ihm auszulegen hat — ein reicher, junger Mann mit dem besten Herzen von der Welt ist doch gewiß eine ausgezeichnete Partie.“

„Wir achten ihn alle sehr hoch,“ gab die Angeredete zurück, „und mein Vater liebte ihn wie seinen eigenen Sohn, deshalb lehnte er ihn zu unserem Vormund ein.“

„Beim Himmel! Welch ein noch junger Vormund! Und jetzt hat er eines seiner Mündel geheiratet?“

„Die arme Anni! Ist meine Schwester jetzt außer aller Gefahr?“ fragte sie ausweichend.

„Noch nicht ganz. Aber es wird schon wieder gut gehen, denn sie hat jetzt

die rechte Pflege, und jede Aufregung muß vermieden werden. In wenigen Tagen kann sie ihre Hochzeitsreise von neuem beginnen.“

„Endlich kam der Tag, daß die Kranke außer aller Gefahr war, und Frä. Martini dachte schon an die Heimreise. Der Bankier saß nach langer Zeit zum ersten Male neben dem Ruhebett an der Seite seines Schützlings, und erklärte ihr in schlichten, einfachen Worten den Irrtum, in dem sich durch sein Verschulden der Doktor, sowie die Wirtin befand.“

„Anni,“ sagte er dann, als er geendet, „ich würde Ihnen dieses nicht gesagt haben, wenn ich Ihnen nicht gleichzeitig mehr sagen wollte. Geliebte, wollen Sie nicht das werden, was der Doktor von Ihnen denkt — meine Gattin? Wollen Sie mir das Recht geben, Ihr Beschützer und Ihr Freund während Ihres ganzen Lebens zu sein?“

„Wünschen Sie es?“

Der Bankier vermied ihren Blick.

„Ja,“ entgegnete er dann fest, „ich wünsche es. Wir sind beide weder romantisch, noch glauben wir an leidenschaftliche Liebe, aber wenn Sie sich meinem Schutze anvertrauen, verspreche ich Ihnen, daß die Eheketten Sie nicht allzu sehr drücken sollen. Anni,“ er sah ihr fest ins Auge und nahm ihre schlaff herabhängenden Hände, die er

zärtlich an seine Lippen führte, „willige ein, meine Gattin zu werden, und du sollst frei sein, wie du vorher gewesen bist, ich bin ja ebenso wenig sentimental, wie du es bist.“

Die Kranke zögerte: „es lautet fast wie Mitleid,“ hauchte sie matt.

„Nein, durchaus nicht. Ich sage dir, Anni, wenn du dich weigerst, wird mich der Gedanke an diese Täuschung wie eine schwere Schuld mein ganzes Leben lang drücken. Als meine Gattin verspreche ich dir aber, nie mehr von dir zu verlangen, als du mir willig gibst. Wir wollen Freunde



Vertreter der Studentenschaft deutscher Hochschulen vor dem Mausoleum des großen Kanzlers.

sein, die gleiche Interessen und gleiche Sympathie haben und weiter keine Ansprüche machen."

Und dennoch sehnte sich der Mann, der jetzt nur um Freundschaft bat, nach Liebe, die jetzt erst mit voller Macht in seinem Herzen aufsteimte. Nach seiner Einbildung schien es nicht in seiner Natur zu liegen, die Liebe eines jungen Mädchens zu gewinnen, und Annis Offenheit gefiel ihm besser, als verschwenderische Häßlichkeit, die er vielleicht durch sein Gold erkaufte.

Er vertraute Anni vollkommen. In der gemeinsamen Gefahr waren sie sich nähergetreten, und er wouhte nicht daran denken, sich jetzt für sein ganzes Leben von ihr zu trennen.

Auch mit Anni war eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Die Gefahr, die gewisse Erwartung des Todes, die lange Krankheit und später die stillen Stunden der Genesung hatten ihr das Geheimnis ihres eigenen Herzens offenbart, sie wußte jetzt, daß sie heiß und innig liebte, und ihr Herz allein für ihren Ketter schlug, den sie durch ihren Leichnam selbst in die größte Lebensgefahr gebracht hatte. Jetzt hatte sie der Mann gebeten, seine Gattin zu werden, aber er bat nicht um Liebe — nur um Freundschaft.

Das arme Kind! Sie kannte weder die Welt noch die Tiefe ihres eigenen Herzens, es schien ihr schon ein unaussprechliches Glück, an seiner Seite zu leben, und sie glaubte nirgends glücklicher zu sein, als unter seinem Dache. Sie ahnte nicht die unaussfüllbare Leere junger Eheleute, die so nah und doch so unerreichbar fern einander gegenüber stehen und sich fremd bleiben, solange sie noch beisammen sind. Er hatte ja nicht um Liebe gebeten, daher sollte er auch nie erfahren, daß ihr ganzes Herz ihm gehörte. Sie legte jetzt ihre fieberheiße, brennende Hand in die seine und flüsterte leise:

"Wenn es wirklich Dein Wunsch ist, will ich Deine Gattin werden."

Vierzehn Tage später fand in der Kirche eine stille, feierliche Trauung statt und der Bankier Helfenstein war mit seinem Bündel zum treuen Bund für's Leben vereint. Nach der ersten Handlung reisten Fräulein Martini und Dora in die Heimat zurück, während das junge Paar eine längere Hochzeitsreise antrat.

In kurzen schlichten Worten teilte auch Herr Helfenstein seiner Schwester die Nachricht seiner Verheiratung mit. — "Seine junge Gattin sei von einer schweren Krankheit genesen," schrieb er, "und zu ihrer Erholung würde er eine längere Reise, vielleicht nach dem Süden mit ihr machen und dann im Spätherbst oder zu Beginn des Winters in die Heimat zurückkehren."

Nachdem Frau von der Wehr diese Zeilen gelesen hatte, zerknitterte sie das Schreiben und warf es unwillig zu Boden. Zweierlei war ihr ganz klar, es schwebte ein Geheimnis über der plötzlichen Hochzeit des Bruders, und er wollte sie nicht darin einweihen.

"Er schreibt mir nicht einmal, wo und wann die Trauung stattfand", grollte sie, "aber seine Gattin ist gewiß noch sehr jung, wahrscheinlich noch ein Kind, da werde ich sie schon nach meinem Willen lenken und fügen können."

V.

Es war ein kalter, trüber Wintertag, und tiefer Schnee lag rings umher. Ein eifriger Wind trieb die großen Flocken wirbelnd in die Luft; am Himmel jagten sich graue Schneewolken, vor deren schaurig-kalter Berührung selbst das alles durchglühende Tagesgestirn sich machtlos zurückgezogen hatte.

Es war Januar. Das alte Jahr, das für den Bankier und sein Bündel so verhängnisvoll geworden, war beendet, und alle seine Freuden, Sorgen und Enttäuschungen gehörten der Vergangenheit an.

Frau Helfenstein saß ganz allein in ihrem eleganten Boudoir und schaute sinnend in die trübe winterliche Landschaft und gedachte mit schwerem Herzen an den Wechsel in ihrem Leben, der so schnell und unerwartet über sie hereingebrochen war.

Sechs Wochen waren vergangen, seitdem sie an der Seite ihres Gatten als Herrin in ihr neues Heim eingezogen war. Er hatte nichts unterlassen, daselbe in ein Paradies umzuwandeln. Während ihres Aufenthaltes im fernen Süden hatten Maler und Dekorateurs fleißig ihre Hände geregt, und keine Kosten waren gescheut, um die neuen Gemächer mit allem erdenklichen Luxus verschwenderisch auszustatten.

Jetzt spielte sie gedankenlos mit ihrem Trauring und gedachte ihrer fernem Lieben, die sie noch nicht wieder gesehen hatte. Robert fand an der Landwirtschaft große Freude und lag mit großem Eifer seinen neuen Studien ob. Von

Dito liefen die besten Nachrichten ein; er lernte fleißig, sandte von Zeit an seinem Vormund seine Zeugnisse ein und freute sich über jedes Lob, das er von diesem erntete. Das einsame, stille Landhaus in Neu-Kubren war jetzt für Fräulein Martini, Dora u. Käthchen viel zu groß, daß man schon daran gedacht hatte, es auf einige Jahre zu vermieten und nach der Stadt zu ziehen, um näher bei der Schwester zu sein. Dora schrieb, daß ihr Arbeitskorb jetzt oft leer sei, und sie so viele freie Zeit habe, um die Musik zu pflegen — das waren alles gute Nachrichten, aber dennoch wollte sich das unwollte Antlitz der jungen Frau nicht erhellern.

Sie sehnte sich nach ihrer Schwester, sie hatte früher jedes Leid und jede Freude mit ihr geteilt, und jetzt rühlte sie das Alleinsein wie eine unerträgliche Last. Aber dennoch wagte sie nicht, Dora zu einem Besuch einzuladen; so kurz ihr eheliches Leben auch war, erwachte sie doch bald zu dem Bewußtsein, daß ihre Verbindung eine gegenseitige Täuschung war. Hätte sie ihn nur weniger geliebt, so wäre sie vielleicht an seiner Seite glücklich gewesen, denn er erfüllte ihr jeden Wunsch, den er ihr an den Augen absehen konnte, und gewährte ihr in jeder Hinsicht unumschränkte Freiheit, aber ach, das drückte sie am meisten. — Sie wollte nicht frei sein; sie liebte ihren Gatten zu sehr und sehnte sich darnach, seine Gefährtin, seine Vertraute zu sein, nicht allein dem Namen nach seine Gattin.

Der Bankier hielt sein Versprechen ganz wörtlich. Er versorgte sie reichlich mit Billets für Theater und Opern, ohne sich darum zu kümmern, ob sie benutzt wurden oder nicht. Er fragte nie nach ihrer Beschäftigung oder Tätigkeit, drückte weder Erstaunen noch Neugierde aus und ließ ihr in jeder Hinsicht ihren freien Willen. Anfangs eines jeden Monats drückte er ihr in seiner gewohnten Freundlichkeit eine größere Banknote in die Hand mit dem besonderen Wunsche, daß dieses Geld nur zur Befriedigung ihrer Lieblingswünsche bestimmt sei, und es wollte ihr oft scheinen, daß es einer Bezahlung sehr ähnlich sei, täglich zweimal, beim Frühstück und beim Mittagessen, ihm gegenüber zu sitzen.

Er hatte seine Junggesellen-Gewohnheiten nicht abgelegt; arbeitete rastlos, fast zu eifrig, dachte Anni oft bitter und glaubte dann daran schuld zu sein, da sie doch den Hausstand verteuerte. Es war erstaunlich, daß zwei Leute, die in demselben Hause wohnten, sich so wenig kannten und verstanden. Der Bankier öffnete während des Frühstücks seine Briefe und las seine Zeitungen, ebenso schweigsam war er beim Mittagessen, und des Abends blieb er in seinem Klub. Sie würde erstaunt gewesen sein, wenn ihr jemand gesagt hätte, daß ihr Gatte erst stundenlang einsame Spaziergänge machte, und daß er ihr manche freie Zeit widmen konnte, wenn er nur gewollt hätte.

Sie sah heute an diesem trüben Januartage in ihrem hellblauen Wollkleide gar lieblich aus. In früherer Zeit hatte sie auf ihre äußere Erscheinung nur geringen Wert gelegt, aber seit ihrer Verheiratung diese Gleichgültigkeit gegen ihre Toilette abgelegt. Es erschien ihr das Einzige, was sie für ihren Gatten tun konnte, und das mattblaue Kleid, das sie an ihrem ersten Abend in Neu-Kubren getragen hatte, gewann damals seinen Beifall. Sie war bleicher als früher, und ihre Augen glänzten wohl ein wenig mehr, so daß ein jeder die junge Frau als eine Schönheit betrachtete.

Jetzt wurde sie aus ihrer dumpfen Träumerei durch das Eintreten des Dieners gestört, der seiner Herrin auf silbernem Teller eine Karte überreichte. Neugierig, wer dieser unerwartete Besuch sei, las Anni die Worte: „Frau Nordheim.“

Sie hatte den Namen noch niemals gehört, denn ihr Gatte sprach nie von seinen Freunden oder Bekannten; sie wußte nur, daß Nordheim ein berühmter Maler war, der sich in der Künstlerwelt bereits einen Namen gemacht hatte, und fragte sich, ob diese Frau mit der Künstlerfamilie verwandt sei. Sie sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Bald stand Frau Nordheim vor ihr, ein schelmisches Lächeln wie heller Sonnenschein auf ihrem frischen, lieblichen Antlitz, gerade geeignet, einen trüben Wintertag zu erheitern.

"Es ist ein Glück, daß ich Sie allein finde," begann sie, als die erste Begrüßung vorüber war, "wir sind erst jetzt von unserer sehr langen Hochzeitsreise zurückgekehrt, und daher wußte ich nicht, ob Frau von der Wehr nicht für immer ihr Quartier hier in ihrem Hause aufgeschlagen habe, und Sie müssen wissen, daß ich gegen diese Dame eine ganz besondere Abneigung habe."

Anni hatte bei diesen Worten das Gefühl, als lehre das alte Leben aus Neu-Kubren zurück. Seitdem sie von Dora getrennt war, hatte niemand in scherzendem Tone und solche

Worte zu ihr gesprochen. Sie betrachtete die Fremde erstaunt und sah in ein paar lachende blaue Augen, die aus einem sehr zarten, schmalen aber lieblichen Antlitz hervorklärten, das jetzt lächelnd zu ihr aufblickte.

„Erschrecken Sie nur nicht über meine Worte,“ fuhr Frau Nordheim fort, als Anni noch immer schwieg, „denn wir müssen Freunde werden, deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen.“

„Das ist mir sehr lieb,“ gestand Anni, „die Stadt ist so groß, und ich fühle mich darin so einsam.“

Die Fremde nahm die kleine, eifrig kalte Hand der jungen Frau und drückte sie so zärtlich, daß diese ihre Gefühle nicht mißverstehen konnte.

„Sobald ich von Herrn Helsensteins Heirat hörte, war ich fest entschlossen, mit Ihnen Freundschaft zu schließen; soll ich Ihnen meinen Grund sagen?“

„Ich bitte darum.“

„Weil ich Ihren Gatten schon seit fünf Jahren kenne, und weil er der einzige ist, der sich um meine Kunst beworben hat.“ Dann fügte sie mit komischem Ernst hinzu: „Natürlich bin ich jetzt vor Glücksrittern gesichert, aber ich wurde förmlich von einem ganzen Heere belagert, und dann fand ich in Herrn Helsensteins Nähe stets einen sicheren Zufluchtsort und fühlte mich geborgen.“

„Sie sind erst kürzlich verheiratet?“ fragte Anni, deren Interesse immer reger wurde.

„Gewiß!“ rief die kleine Frau, „und mein Mann ist nicht allein der größte Künstler, sondern auch der beste Mensch der Welt. Ich will Ihnen meine ganze Liebes- und Lebensgeschichte erzählen, erst dann lernen wir uns besser kennen. Zuerst aber — für wie alt halten Sie mich?“

„Zweiundzwanzig Jahre,“ versetzte Anni, prüfend ihren Gast anschauend. „Sie sehen zwar noch nicht so alt aus, aber Sie müssen es sein, da Sie bereits fünf Jahre von Glücksrittern umschwärmt wurden.“

„Ich bin siebenundzwanzig Jahre, und es sind gerade zehn Jahre, seitdem ich erwachsen bin. Ich hatte weder Vermögen noch Eltern und lebte bei meiner alten Tante. Da heiratete ich einen Mann, der alt genug war, mein Großvater zu sein. Die Leute schüttelten zwar alle ihre Köpfe und behaupteten, diese Verbindung sei des Geldes wegen eingegangen, aber er trug mich auf Händen und machte mir das Leben zum Paradies. Als er nach zwei Jahren starb, glaubte ich, nie wieder glücklich zu werden, aber der Schmerz kann nicht ewig dauern, und nach dreijähriger Trauerzeit fing ich ein neues gesellschaftliches Leben wieder an. Ich war damals 22 Jahre, aber trotzdem ich vielfach gefeiert und umschwärmt wurde, hatte das Leben allen Reiz für mich verloren, und ich dachte ernstlich daran, in ein Kloster zu gehen. Da lernte ich meinen jetzigen Gatten kennen; wir verlobten uns und heirateten im Juni.“

„Sind Sie glücklich?“

„Natürlich! Sind Sie es etwa nicht? Aber Sie müssen glücklich sein, denn der Bankier ist ein sehr edler, hochherziger Mann, nur seine Schwester ist eine lästige Zugabe. Es ist doch ein Unglück für junge Frauen, wenn die Männer Schwestern haben, ist das nicht auch Ihre Meinung?“

„Ich habe Frau von der Wehr noch niemals gesehen.“

Frau Nordheim sah ihre neue Freundin in sprachlosem Erstaunen an. „Kam sie denn nicht zu Ihrer Hochzeit?“ fragte sie.

„Wir erwarteten sie gar nicht; ich war sehr krank gewesen, daher hatten wir keine große Festlichkeit.“

„Das war Ihr Glück. Wo ist sie jetzt?“

„Bei einer Freundin; sie wird sicher im März zu uns kommen.“

„Dann hören Sie auf meinen freundschaftlichen Rat und nehmen Sie sie nicht auf. Wenn sie eine Woche bleiben will, so dehnt sie ihren Besuch auf ein ganzes Jahr aus.“

„Warum sollte sie das nicht?“

„Weil Frau von der Wehr überall Unkraut säet und Unfrieden stiftet, wohin sie geht.“

„Aber sie ist die Schwester meines Mannes!“

„Sie ist ihm aber gar nicht ähnlich. Die beiden sind sich auch nicht in besonderer Liebe zugetan.“

Frau Nordheim beobachtete scharf und wußte bald, daß ihre neue Freundin nicht glücklich war. Der Bankier war ein edler, hochherziger Mensch, seine Schwester nicht anwesend, was konnte also ihrem Glück hinderlich entgegen treten.

„Sie haben wohl viele Geschwister und kommen aus einer großen Familie?“ fragte sie dann.

„Wie können Sie das erraten?“

Die Fremde lächelte. „Weil ich einen melancholischen Zug in Ihrem Gesicht entdeckte; Sie vermessen etwas, haben vielleicht eine Lieblingschwester zurücklassen müssen.“

Anni wurde dunkelrot, dann konnte sie den seit Monaten zurückgedrängten Tränen nicht mehr gebieten und brach in heftiges Weinen aus. Bald erleichterte sie ihr Herz, und Frau Nordheim erfuhr alles von ihrer ganzen Familie.

Sie erzählte von Dora, von den Brüdern, die jetzt so fleißig ihren Studien oblagen und von dem stillen Landleben in Neu-Dühren, bis Frau Nordheim von allen Verhältnissen so genau unterrichtet war, als sei sie selbst dort gewesen.

„Lassen Sie uns Freundinnen werden,“ bat sie, als Anni ihre Tränen trocknete. „Denken Sie nur, — ich war volle zwei Stunden bei Ihnen! Welch' eine lange Zeit für den ersten Besuch! Wann wollen Sie mich besuchen? Wollen Sie morgen bei mir speisen? Mein Gatte muß wegen eines Gemäldes eine kleine Reise machen, und daher bin ich ganz allein. Er arbeitet so fleißig und rastlos, als ob wir verhungern müßten. Oder wollen Sie lieber zum Abendessen kommen? Herr Helsenstein bleibt gewiß für einen Abend allein oder wollen Sie ihn mitbringen?“

„Mein Gatte bleibt abends in seinem Klub.“

Frau Nordheim war bestürzt, sie kannte Herrn Helsenstein, achtete ihn hoch, und zu seiner anmutigen jungen Frau hatte sie eine innige Zuneigung gefaßt und sie fühlte auch, daß bei diesem jungen Paare nicht alles in Ordnung sei; aber sie kannte nicht den Grund ihrer Mißstimmung. Gerade im Begriff, ihren Wagen zu besteigen, traf sie den Bankier an der Tür seines Hauses.

„Ich habe Ihrer Gattin einen sehr, sehr langen Besuch gemacht,“ begann sie in ihrer herzogwinnenden Freundlichkeit, „und ich finde sie reizend.“

Der Angeredete lächelte. „Nach meiner Meinung passen zwei Damen sehr wenig zu einander, die so verschieden sind, wie Sie und meine Gattin,“ erwiderte er.

„Wieso?“

„Sie sind Ihrem Gatten eine hingebende, liebende Lebensgefährtin, aber Anni hat moderne Ideen.“

„Das ist nicht Ihr Ernst.“

„Ganz gewiß. Bei unserer ersten Begegnung sprach sie ganz offen ihre Meinung darüber aus, und nach ihren Begriffen soll eine Frau ganz frei sein. Sie ist fast noch ein



Guldigungsfeier der deutschen Turnerschaft am Niederwalddenkmal.



Der russische Minister des Aeußeren, Iswolski.



Der französische Minister des Aeußeren, Richon.

Kind, hat aber einen starken Charakter und einen unbengsamen Willen."

"Sie ist entzückend, und jeder Mann müßte stolz auf ihren Besitz sein," beharrte Frau Nordheim.

"Das bin ich auch, besonders jetzt, da sie den Beifall der geistreichsten Dame meiner Bekanntschaft gesunden hat," gab der Bankier lächelnd zurück.

Er ging in das Haus und erwartete, daß Anni ihm von ihrem Besuch erzählen sollte; doch sie war in letzter Zeit ungewöhnlich schweigsam geworden und hatte längst den Versuch aufgegeben, eine Unterhaltung zu Stande zu bringen, — so sah sie ihm auch jetzt während der Mahlzeit still und traurig gegenüber. Er sah sie prüfend an. Wie bleich und krank sie aussah! Er fühlte inniges Mitleid mit ihr; verstand er es denn nicht, sie glücklich zu machen?

"Du hattest heute also Besuch, Anni?" begann er. "Frau Nordheim ist mir eine liebe alte Freundin; wie gefällt sie Dir?"

Anni sah tieftraurig und mit umflorten Blicken zu ihm out. "Sie erzählte mir, sie habe im Juni geheiratet, und ich freute mich darüber, als ich das hörte," entgegnete sie matt.

"Mein liebes Kind, welches Interesse kann es für Dich haben, zu welcher Zeit sie ihren Namen gewechselt hat?"

"Sie wäre eine passende Frau für Dich gewesen," gab Anni ernst zurück, "und wenn sie noch frei gewesen wäre, als — als wir die unglückliche Bootfahrt machten, so würde mich stets der Gedanke verfolgen, Dein Lebensglück zerstört zu haben."

"Wie töricht! Denke doch nie und nimmer daran."



Die Stadt Reval, auf deren Meede die Begegnung des Zaren mit Präsident Fallières stattfand.

"Das denke ich auch nicht; aber Frau Nordheim würde Dich glücklich gemacht haben."

"Nordheim hätte sie mir nicht überlassen; aber wie kommt es, daß Du heute in einer so sonderbaren, gereizten Stimmung bist?"

"Bin ich das wirklich?"

"Ja. Hat Frau Nordheim Dir gefallen?" Anni nickte.

"Du wirst sie niemals von Deinen Grundsätzen überzeugen," fuhr der Bankier lächelnd fort, "denn sie hat nicht Energie genug, um ein Leben zu ertragen, wie Du es gern hast. Sie gehört zu den Frauen, die geliebt werden wollen, und die viel Liebe geben können — die wie eine Königin in ihrem kleinen Reiche herrschen, Ruhm und Ehre aber den Männern überlassen."

Anni mußte gewaltsam ihre Tränen zurückdrängen. Ihr Gatte wollte ja nicht unfreundlich sein, und er wiederholte ja nur ihre eigenen Gedanken, die sie in Rey-Kuhren oft genug ausgesprochen hatte. Wie konnte er ahnen, daß sie jetzt längst ihre Meinung geändert und Glanz und Reichtum für eine Liebhosung freudig hingegeben hätte!

"Ich bekam soeben einen Brief von Dora," sagte sie, dem peinlichen Gespräch eine Wendung gebend, "sie wollen das Landhaus vermieten und nach Königsberg ziehen."

"Warum kommen sie nicht zu uns?"

"Die Knaben müssen doch eine Heimat behalten, und Rätchen ist auch noch da," sagte Anni.

(Fortf. folgt.)

Ein Gezeichneter.

Eine humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Morgen woll'n wir zum letzten Mal 'rumgehen," sagte Jürgen, „weil wir ihr gesagt haben, daß wir'n Tag drauf segeln. Ich und Peter, wenn wir Dein Glück gemacht haben, verschwinden natürlich ganz, aber nach 'n sechs Monate werden wir uns wohl wieder einstellen, und dann stellt uns die Wirtin Dir vielleicht vor.“

„In die Zwischenzeit," sagt Peter Schlichting, „mußt nicht vergessen, uns jede Woche Geld zu schicken.“

Hein sagte, er würde 'r an denken, und dann schüttelten sie sich die Hände und tranken einen zusammen und den nächsten Nachmittag gingen Jürgen und Peter zu dem „Blauen Löwen" fürs letzte Mal.

Es war noch früh, als sie wiederkamen. Hein wunnerte sich, als er sie sah, und er sagte 's auch, aber er wunnerte sich noch mehr, als er ihre Gründe hörte.

„S is uns mit einmal die Idee gekommen, daß es doch unrecht is," sagt Jürgen und seht sich hin und senft.

„Ueberlief uns wie ne Gänsehaut," sagt Peter.

„Unrecht is?" sagt Hein Wolmeier und glogt sie an.

„Wovon quasselt Ihr?"

„Etwas, das die Wirtin sagte, zeigte uns, daß wir Unrecht taten," sagt der alte Jürgen so ganz feierlich, „es kam wie 'n Blitz über uns.“

„Genau so," sagt Peter.

„Ganz plötzlich sahen wir ein, was das für 'n grausamen, gemeinen Streich wär, da hinzugehen und 'n arme Witwe zu betrügen," sagt Jürgen mit ganz heiserer Stimme, „wir fühlten 's beide gleich.“

Hein Wolmeier sah sie scharf an, das tat er, und dann sagt er so was spöttisch:

„Ich glaub', denn ihr wollt kein Geld geschickt haben," sagt er.

„Ne," sagte Jürgen und Peter beide zugleich.

„Du kannst allens allein behalten," sagt Jürgen, „aber wenn Du auf uns hören willst, Hein, gibste die Geschichte auf, so wie wir — desto besser wirfte schlafen.“

„Aufgeben!" schreit Hein und tanzt im Zimmer 'rum, „heut, wo ich über und über tätowiert bin? Ich glaub, Du bist wohl verrückt, Jürgen, — was is bloß mit Dich los?"

„S is nich in Ordnung gegen 'n Frauenzimmer," sagt der alte Jürgen. „Drei kräftige Männer gegen ein armes, altes Weib; das is 's, was uns nah geht, Hein.“

„Na, gut, mich gehts nich nah," sagt Hein; „Ihr tut, was Ihr wollt, und ich tu, was ich will!"

Er ging ganz dicknäsiger weg, und 'n annern Morgen war er so knatterig, daß Jürgen und Peter hingingen, und an Bord von 'n Dampfer, der „Bavaria" hieß, ammusterten, der den nächsten Tag ausgeh'n sollte. Sie gingen in 'n bösen auseinander, und Hein Wolmeier haute Peter noch 'n häßliches blaues Auge, und Jürgen sagte, wenn Hein die Sache erst ins rechte Licht sehn würde, würd's ihn leid tun, was er allens gesagt hätt. Und er sagte, daß er und Peter seine Visage nie wiedersehen wollten.

Hein Wolmeier fühlte sich doch was verlassen, als sie weg waren, aber er dacht, er wollt' doch lieber 'n paar Tage hin-

gehen lassen, eh' er hinlief und die rotharige Wirtin adoptierte. Er wartete 'ne Woche, und schließlich, als er nich mehr länger warten konnte, ging er aus und ließ sich balbieren und ließ sich 'n bißchen auftragen und ging dann nach 'n „Blauem Löwen“.

Es war bei drei Uhr, als er da ankam, und die kleine Kneipe war leer bis auf zwei alte Männer in den Flur, wo's Flaschenbier verkauft wird. Hein stoppte draußen 'ne Minute oder zwei und versuchte sein Bittern zu stoppen, und dann marschierte er in den Schenke Raum und kloppte auf die Tonbank.

„N Glas Lagerbier, bitte," sagte er zu der alten Dame, als sie aus das Wohnzimmer hinter die Schenke kommt.

Die alte Dame zapfte das Bier und stand dann da und mit 'r einen Hand hielt sie den Bierhahn und die andere auf die Tonbank und guckte Hein Wolmeier an in sein neues blaues Trikothemd und seine Tuchmütze.

„Schön Wetter, Madam," sagte Hein und legt seinen linken Arm auf die Tonbank und zeigt den tanzenden Matrosen.

„Sehr schön," sagt die Wirtin und kriegt sein Handgelenk zu sehen, und starrt es an. „Ich glaub', Ihr Seeleute habt das schöne Wetter gern?"

„Ja, Madam," sagt Hein und stützt seine Ellbogen auf die Tonbank, so daß die Tätowierungen an beide Hand-

gelenke zu sehen sind. „Schönes Wetter und 'n guten Wind paßt uns immer.“

„S i' 'n schweres Dasein, die See," sagt die alte Dame.

Sie wischte und wischte immer die Tonbank grade vor ihn, und er tonnt 's sehen, wie sie seine Handgelenke anstarrte, als wenn sie ihre Augen nich traute. Dann ging sie ins Wohnzimmer, und Hein hörte sie da flüstern, und endlich kam sie mit die Kellnerin mit die blauen Augen wieder 'raus.

„Fahr'n Sie schon lange zur See?" sagte die alte Dame.

„Ueber 23 Jahre, Madame," sagte Hein und

sieht von die Kellnerin weg, die seine Handgelenke beguckt, „und viermal hab' ich Schiffbruch gelitten; das erste Mal, als ich noch 'n kleiner Knirps von vierzehn Jahren war.“

„Armer Kerl," sagte die Wirtin und schüttelt ihren Kopf. „Ich kann Sie das nachfühlen, mein Junge ging zur See in das Alter und ich hab'n nie wiedergesehen.“

„Tut mich leid, zu hören, Madam," sagte Hein ganz respektvoll. „Ich glaub, ich hab' meine Mudder verloren, und so kann ich es Sie wohl nachfühlen.“

„Sie glauben, Sie haben Ihre Mudder verloren?" sagt die Kellnerin, „wissen Sie das denn nich für gewiß?"

„Ne," sagt Hein Wolmeier ganz traurig. „Als ich zum ersten Mal Schiffbruch litt, war ich in 'n offenes Boot für drei Wochen, und so ohne Schutz und fast nix zum Essen nich, bekam ich 'ne Gehirnentzündung und verlor mein Gedächtnis.“

„Armer Kerl," sagt die Wirtin wieder.

„Ich kann ebenso gut 'ne Waise sein," sagt Hein und sieht vor sich hin, „manchmal glaub' ich 'n freundliches, hübsches Gesicht zu sehen, was sich über mir bückt, und mein denn, daß es mein Mudder is, aber ich kann ihren Namen mich erinnern oder meinen Namen oder irgend was von ihr.“



Großstadtkinder in der Ferienkolonie.

„Sie erinnern mich sehr an meinen Jungen,“ sagt die Wirtin und schüttelte den Kopf; „Ihr Haar hat dieselbe Farbe, und was sonnerbar ist, Sie haben dieselben Tätowierungen an Ihre Handgelenke. N' tanzenden Matrosen auf 'n einen und 'n paar Delphine auf 'n annern. Und er hatt' ne kleine Narbe übers Auge, fast genau so wie Sie.“

„Simmel,“ sagt Hein Wolmeier und fährt zurück und guckt, als wenn er sich was erinnern will.

„Das is wohl was Gewöhnliches, unter die Seeleute?“ sagt die Wirtin und geht hin und bedient einen Gast.

Hein Wolmeier hätt' sie lieber 'n bißchen aufgeregter gesehen, aber er bestellte sich noch 'n Glas Lagerbier bei die Kellnerin, und dachte nach, wie er das von's Schiff auf seine Brust und von die Buchstaben auf sein Budel anbringen konnt. Die Wirtin bediente 'n paar Leute und kam dann wieder und fing wieder an zu köhnen:

„Ich hab' die Seeleute gern,“ sagt sie; „einmal, mein Junge war 'n Seemann, und dann haben sie solch mißfälliges Herz. Da waren vor 'n paar Tagen zwei hier, die schon ein oder zweimal vorher hier gewesen waren, und der eine dabon war so weichherzig, daß ich dachte, er würd' ohnmächtig werden über das, was ich ihn erzählen tat.“

„So,“ sagte Hein und spikt seine Ohren, „worüber denn?“

„Ich erzähl' ihn gerade von mein' Jungen, gerade wie ich jetzt so mit Sie sprek,“ sagte die alte Dame, „und ich erzähl' 'n grade, wie das arme Kind seinen Finger verlor —“ fährt zurück.

„Sein was verlor?“ sagt Hein und wird ganz blaß und sind Sie nich wohl?“

„Finger,“ sagt die Wirtin. Er war damals erst zehn Jahr alt, und ich schickt ihn aus, um — was is mit Sie los?“

Hein antwortete ihr kein Wort, er konnt's nicht. Er ging Schritt für Schritt rückwärts, bis er zur Tür kam, und dann fiel er da plötzlich durch auf die Straße, und versuchte nachzudenken.

Dann fielen ihn Jürgen und Peter ein, und als er an die dachte, wie sie wohl und munter an Bord von die „Bavaria“ waren, brach er fast zusammen, so verlassen kam er sich vor. Allens, was er wünschte, war, daß er seine Arme wieder um ihre Nackens legen könnnte, wie die Nacht, bevor sie ihn tätowieren lassen hatten.

Durchgefallen.

Novelle von J. Fichtner.

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag vor dem Examen! In Erwägung dieser schwerwiegenden Gewißheit schritten die Schülerinnen des Seminars durch die Gartenspforte, um nach wochenlanger, angestrengter Verntätigkeit die heute reichlich bemessenen Erholungsstunden im Frühlingssonnenschein zu genießen.

Die etwas bleichen Gesichtszüge der jungen Damen verrieten wohl eine ungewöhnliche Anspannung der Geisteskräfte, von jener verzichtenden Ergebung aber, die man mit dem Entschluß, Lehrerin zu werden, fast untrennbar zu 'inden vermeint, war bei dieser Mädchenchar noch nicht viel zu bemerken. Im Gegenteil, angesichts des knospenden, blühtreibenden Frühlings, der in dem schönen, wohlgepflegten Garten sich ganz besonders breit zu machen schien, belebten sich die jugendlichen Gesichter auffallend, und helle Lebenslust leuchtete aus den mattblidenden Augen, die dennoch nicht im geringsten den Verzicht auf ein sogenanntes „Glück“ verrieten. Der eben noch in den vier Wänden herrschende Ernst der Lage schien wie weggewischt, und wenn auch die beständige, qualende Frage: „Werde ich bestehen oder durchfallen?“ nicht ganz verdrängt werden konnte, so milderte die in Gottes freier Natur aufquellende Frische und Dehnbarkeit der Jugend die Tragweite dieser Frage doch ganz bedeutend, man nahm es im Augenblick ziemlich leicht damit und dünkte sich über die letztere Möglichkeit ziemlich erhoben.

Plaudernd, lachend und scherzend durchschwärmten die offnungsvollen Staatsbeamten der Zukunft die breiten Gänge und suchten sich nach Lanne ein Plätzchen in 'en Lauben längs der Bretterwand, welche, die Grenze bildend, den Garten von der übrigen Welt in strenger und gewissenhafter Weise abschloß. Nicht einmal ein Astloch durfte den Verkehr mit „draußen“ vermitteln, denn diese waren sämtlich bis über normale Mädchenhöhe verspundet, gewiß ein Reichen des ungerechtesten Mißtrauens seitens der strengen Vorsteherin.

„Komm' schnell, Susi, ehe die andern unser Plätzchen besetzen,“ raunte eine hübsche Blondine ihrer Freundin zu und zog sie im Eilschritt fort.

„Unsinn, so schnell zu laufen; sie wissen ja, daß wir ein Vorrecht darauf haben,“ wehrte die kleine braune Susi.

„Ein sehr ansehtbares, denke ich, du konntest es doch aber auch erraten, warum ich's so eilig habel!“ Es lag ein leiser Vorwurf in der Stimme und in den blauen Augen des jungen Mädchens; aber Susi schien keineswegs davon gerührt. Ein dunkler, strafender Blick traf die Begleiterin, und ein fester Zug lag um den kleinen Mund, als sie erwiderte:

„Du wirst doch die Torheit nicht so weit treiben und dir heut' noch den Kopf verdrehen lassen, wo du deinen ganzen Verstand zusammennehmen mußt, um das Examen zu bestehen. Falls wirklich so ein Wisch da ist, lege ich Beischlag darauf, du bekommst ihn nicht zu lesen.“

„Still!“ flüsterte Käthe und drückte Susis Arm, daß diese beinah' aufschrie. „Dir kommt es wirklich nicht darauf an, mich zu verraten.“

„Ich denke garnicht daran — aber ich hätte es nicht so weit anehen sollen. Diese Liebelei ist dein Unglück.“

„Sprich nicht so altflug. So ein Ding von achtzehn Jahren will Moral predigen; hast du nicht ebenfalls dein Verhältnis —?“ erwiderte ärgerlich die um einige Jahre ältere Käthe.

„Ich —?“ Susi stieß die Freundin zurück, ihre Augen blickten zornig auf. „Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?“ Die kleine, zierliche Person schien zu wachsen, als sie stehen blieb und mit tiefer Entrüstung die Antwort ihrer Freundin erwartete.

„Nun — dein Vetter!“ kam es kleinlaut heraus. Der gespannte Ausdruck Suses ließ nach, und sie lachte kurz auf.

„So eine Uebertheit!“

„Du hast mir doch aber erzählt —“

„Das war eben die größte Dummheit, die ich je begangen! Du machst selbst aus einem Vetter, dem unerträglichsten, lächerlichsten, anmaßendsten Menschen einen Romanhelden; selbst, wenn ein solches Un Ding ein Krämer ist und auf und davon läuft, wie der meine, der sich jedenfalls in England oder Amerika herumdrückt!“ War es Zorn oder allzugroßer Eifer, der die Wangen des Mädchens dunkelrot färbte? Käthe mochte auch darüber im Unklaren sein, denn sie sah prüfend in das erregte Gesichtchen, legte dann ihren Arm um den Hals der kleinen Freundin und sagte begütigend: „Laß es doch gut sein; wenn es dich ärgert, sprek wir nicht mehr davon.“

„Ich denke auch — es ist doch nicht der Rede wert,“ grollte Susi.

Sie waren in der Laube angekommen, die in einem Winkel des Gartens so verborgen lag, daß man sie fast gar nicht bemerkte. Die Rück- sowie eine Seitenwand wurden von dem Bretterzaun gebildet, während die vordere und die andere Seitenwand aus dichtem Gitterwerk mit einem Gewirr wilder Weinreben durchflochten war, die sich eben mit frischem Grün schmückten. Ringsum laufende Bänke und ein kleiner Tisch boten dem Rastsuchenden die nötigste Bequemlichkeit.

Käthchens klare Augen flogen noch einmal prüfend über die nächste Umgebung. Dann bückte sie sich schnell und ihre Hand glitt suchend am Gefüge der Bretterwand hin und her. Ein halbblauer Ausruf der Freude verriet den Erfolg, und im nächsten Augenblick löste sie unter der Bank einen durch die Augen geklemmten Brief und zeigte ihn freudestrohrend ihrer Freundin. Doch nur einen Augenblick, im nächsten war er in Suses Tasche gewandert.

„Was ich dir gesagt hab — du bekommst den Brief nicht früher zu lesen, bis du dein Examen hinter dich hast.“

„Susi, du wirst doch nicht Ernst machen?“ liehte Käthe, die im ersten Schreck noch immer in ihrer fauernden Stellung verharrte.

„Unbedingt! Ich dachte, du läsest garnicht so fest im Sattel, als daß du noch immer solche Seitensprünge wagen könntest,“ klang es ernst und warnend von den rosigen Lippen.

Käthe erhob sich. „Du wirst doch nicht so grausam sein,“ bettelte sie in schmeichelndem Ton, „liebste Susi, gib' den Brief.“

„Ich sehe es durch — wirklich!“ beharrte die Kleine. Die Geduld Käthes ging zu Ende; ihre Mundwinkel zent-

ten sich unwillig, und sie schien zu überlegen, ob sie einen ernstesten Kampf um den begehrtesten Gegenstand mit Susse wagen könne. Das Recht war ja unstreitig auf Seiten ihrer Freundin, die als Mitwiderin ihres Geheimnisses war ihre Mitschuldige, der aber immerhin zuzutrauen war, daß ihre Ehrlichkeit sie möglicherweise zu einem Verrat trieb trotz ihres innigen Freundschaftsverhältnisses. Und wirklich, die kleine Susse sah heut' sehr streitsüchtig aus, und in ihren Augen blühte es fast gefährlich, wie Rätche zu bemerken glaubte. Deshalb zog sie es vor, lieber klein beizugeben, um ihr Ziel ohne Streit zu erreichen.

„Laß mich doch nur wenigstens die Aufschrift lesen.“

„Als ob überhaupt eine drauf wäre.“

„Oder vielmehr den Schluß — wollte ich sagen,“ verbesserte Rätche im kläglichen Ton.

„Den kannst du dir doch denken: tausend herzliche Grüße und Küsse — immer derselbe.“

Ratlos sank Rätche auf eine Bank, unerschütterlich, ob sie lachen oder weinen sollte. „Sei vernünftig, Susse, und treibe mich nicht zum Wahnsinn! „Es kann ihm ja ein Unglück zugestoßen sein.“

„Das wollen wir nicht hoffen —“

„Oder — vielleicht ein großes Glück,“ drängte Rätche.

„Als ob das so alle Tage vorkäme,“ klang es scherz-spöttisch zurück; die Kleine schien eine arge Schwarzseherin zu sein.

„Ich will dir einen Vorschlag machen,“ hebt Rätche noch einmal an, „öffne du den Brief und lies ihn durch — dich kann er ja nicht aufregen — aber wenigstens kannst du mir doch sagen, ob etwas Besonderes vorgefallen ist. Bedenke, seit vierzehn Tagen warte ich auf Nachricht.“

„Es ist rein lächerlich,“ erwidert nun Susse zögernd, aber sie zieht doch den Brief hervor, „indes, wenn du es garnicht aushalten kannst, will ich dir den Gefallen erweisen.“ Damit setzte sie sich in die andere Ecke der Laube, löste den Umschlag und schlug den Brief auseinander. Ein beigefügter Zettel fiel heraus auf den Boden und schnell wie der Blitz beugt sich Rätche, um ihn aufzunehmen. Während sie nun denselben mit großer Aufmerksamkeit liest, bemerkt sie nicht, wie Susse kleine Härte zitternd den Brief hin- und herwenden, wie ihre Augen sich vergrößern und Röte und Blässe in ihrem Gesicht wechseln. Aber dann fängt sie doch an zu lesen, und lange verweilt ihr Blick auf der Unterschrift, als wolle sie sich von der Echtheit des Namens auf's genaueste überzeugen.

„Susi, welch' ein Zufall! Der Brief ist ja wirklich für dich,“ rief nun Rätche lustig und war mit einem Schritt neben der kleinen Freundin.

„Es ist schändlich — niederträchtig — abscheulich!“ ruft diese mit zuckenden Lippen, während sie den Brief zornig zusammenballt.

„Im Gegenteil — ich finde es reizend — ganz allerliebste, dich auch einmal in ein Abenteuer verwickelt zu sehen,“ lacht Rätche leise.

„Es ist lange keins und wird auch keins werden,“ ruft Susse nachdrücklich, indem sie das Köpfchen zurückwarf.

„Sperr' dich nicht so — man kann bei aller Weisheit und Klugheit auch ein bißchen verliebt sein. Laß doch mal sehen, was der Wiedergefundene schreibt.“ Behutjam löste sie den Brief aus Susse's Händen.

„Mein Otto benachrichtigt mich etwas kurz — du glaubst garnicht, wie er sich gehoben fühlt, daß ich mein Examen mache; er versichert mir, dies sei der beste Sporn für mein Vorwärtstreben,“ erzählt sie dabei.

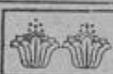
„Dein Otto —! Er ist ein alberner Schwächling; wenn er dich wirklich liebt, so muß das Sporn genug für ihn sein, endlich einmal zu einem Ziel zu kommen — geh' mir mit solchen Phrasen!“ erwidert Susse in verächtlichem Ton. Aber Rätche hat sich mit echt weiblicher Neugier in das Lesen des Briefes verjenseit und hört nichts davon und so schmollte Susse unbeachtet weiter.

„Großartig! Genial! Echt amerikanisch!“ ruft die Lesende voll Bewunderung.

„Unverschämte! Unmakend! Lächerlich!“ bekämpft die Kleine und es sind gewiß Zornestränen, die in ihren braunen Augen aufsteigen.

„Nimm doch Vernunft an! Ich werde dir den Brief einmal vorlesen, da macht sich die Sache ganz anders. Mir dürfte das nicht vorkommen.“ Rätche ist schon halb geneigt, ihren Otto dem neu aufgegangenen Stern zu opfern. —

(Fortsetzung folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— Um Zimmerpflanzen zu üppigerer Entwidlung zu bringen, lasse man einen passenden Weißblech-, oder einen gebrannten irdenen Einsatz für den Pflanzentisch machen, an welchem eine kurze Röhre mit verschließbarem Hahn sich befindet. In diesen Einsatz stellt man die Köpfe mit ihren Unternäpfen und gießt Wasser in den Einsatz. Die Verdampfung des Wassers wird besonders für die Entwidlung der Palmen und der Wasserpflanzen sich besonders günstig erweisen, auch für die Bewohner des Zimmers wirkt sie wohlthätig, da sie die trodene Zimmerluft, besonders im Winter, immer etwas feucht erhält. Der Hahn an der Röhre dient dazu, das Wasser, ehe es fault, bequem abzulassen. Man erneuert dann das Wasser.

— Erdbeerwein. Zu Erdbeerwein nimmt man auf ein Pfd. Früchte, ein Pfd. Zucker, dreiviertel Liter Wasser. Der Zucker wird mit dem Wasser aufgelöst zu den zerdrückten Erdbeeren in eine Flasche gegossen, gären gelassen und im Februar darauf filtriert. Nach 2—3 Jahren schmeckt er wie südlicher Wein und bewahrt das Aroma der Früchte wie kein anderer.

— Erdbeer- und Himbeerjast zu bereiten. Man mache ihn roh ein, weil er besser schmeckt, besser aussieht, sich vorzüglich hält und weil in den Früchten gar kein Saft zurückbleibt. Zu drei Pfund Früchten löse man zweieinhalb Lot — für 55 Pfennige — Weinsteinäure in eineinhalb Liter Wasser auf und gieße es kochend über die Früchte. Nach 24 Stunden gieße man den Saft durch ein feines Sieb und verrühre ihn dann mit viereinhalb Pfund Zucker. Man rühre so lange, bis der Saft ganz klar ist. Dann gieße man ihn in Flaschen und fülle ihn gut. Ganz vorzüglich ist der Erdbeer- und Himbeerjast, der auf diese Art bereitet ist. Man kann ihn stets ohne weitere Zubereitung als Sauce zu kalten, süßen Speisen geben.

— Aprikosen einzumachen. Reife, aber noch feste Aprikosen werden mit beinahe kochendem Wasser übergossen, eine Weile stehen gelassen, dann geschält, entzwei geschnitten und die Kerne herausgenommen. Die halben Früchte legt man in eine Schüssel, die Höhlung immer nach oben. Zu ein Pfund ausgekeilter Aprikosen wird ein Pfund Zucker geläutert, zum Breitlauf gekocht und über die Früchte gegossen. Andern Tags wird der Saft abgeschüttet, gekocht, rein abgeschäumt und wieder an die Aprikosen gegossen. — Dies wird den folgenden Tag wiederholt, dann gibt man die Aprikosen und die aufgelappten, abgezogenen in ein Mullläppchen gebundenen Kerne zum Saft und kocht alles zusammen zehn Minuten vorsichtig mit, damit die Früchte ganz bleiben. In den Gläsern müssen die Höhlungen der Aprikosen wieder oben liegen, dann verfährt man sie mit einem Kirschengeist- oder Salicylsäurepapier und bindet sie mit Pergamentpapier zu.

Steckpferd-Lilienmilch-Seife
 von BERGMANN & Co.
 RADÉBEUL-DRESDEN

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine weiße, sammetweiche Haut u. zarten, blendenschönen Teint. à St. 50 Pfg. überall zu haben.

Nehmet **Maggi's Würste** zum **Verbessern** einer **Suppen**



Unsere Bilder.



— **Vertreter der deutschen Studentenschaft vor dem Grabdenkmal des Fürsten Otto von Bismarck.** Anlässlich der zehnten Wiederkehr des Todestages des Fürsten Otto von Bismarck fand vor dem Mausoleum im Sachsenwalde eine große Gedächtnisfeier statt, zu der sich u. a. auch die Vertreter der Studentenschaft deutscher Hochschulen (Siehe Bild Seite 273) eingefunden hatten. Dr. Rud. Wölmberg hielt in Gegenwart der Verwandten des verstorbenen Reichskanzlers die Gedächtnisrede, worauf die herrlichen Kranzspenden am Sarkophag niedergelegt wurden.

— **Guldbigungsfeier der deutschen Turnerschaft am Niederwalddenkmal.** Den Schluß des deutschen Turnertages in Frankfurt a. M. bildeten Turnersfahrten nach den verschiedensten Richtungen, so u. a. nach dem Niederwalddenkmal. Nicht weniger als 5000 Turner beteiligten sich an dem Guldbigungsakt, (Siehe Bild Seite 275), vor dem Erinnerungszeichen der glorreichen Taten im großen Kriege 1870/71.

— **Begegnung des Kären mit Präsident Fallières.** Nicht geringes Interesse nahm die Begegnung der Würdenträger unserer Nachbarstaaten auf der Reede von Kewal (Siehe Bild Seite 276) in Anspruch. Da die Begegnung einen wichtigen politischen Hintergrund hatte, waren beiderseits auch die Minister des Aeußern, von Rußland Iswolski (Siehe Bild Seite 276) und von Frankreich Richon (Siehe Bild Seite 276) zugegen.

— **Großstadtkinder in der Ferientolonie.** Immer mehr bringt die Erkenntnis bei den Stadtverwaltungen durch, daß ein Ferienaufenthalt auf dem Lande in Gottes frischer Natur für die in den Großstädten aufwachsenden Schulkinder eine wahre Notwendigkeit ist. Die frische Luft, entsprechende Kost und regelmäßige Spiele (Siehe Bild Seite 277) im Freien lassen die körperlichen Kräfte neu aufleben und üben auch auf die seelische Veranlagung der Kinder einen vorteilhaften Einfluß aus. Es ist daher nur wünschenswert, daß möglichst alle Großstädte derartige Einrichtungen treffen.



Zur Unterhaltung.



— **Nichts Neues unter der Sonne.** A.: Ich will dir einen neuen Witz erzählen: Der eine sagt zum andern: Du hast dich aber sehr verändert alter Junge! Ja, ja, erwidert der andere, ich werde alt, ich bin nicht mehr der alte! — B.: Das ist alt, mein Lieber!

— **Nettes Kompliment.** Bursche: Wann wollen der Leutnant immer geweckt werden? — Leutnant: Wecken ist nicht nötig, wache allein auf. — Bursche: Zu Befehl, da würden der Herr Leutnant sich aber famos zu einem Burschen eignen!

— **Aufrichtig.** Frau (die sich sehr krank fühlt): Mann, wenn ich sterben sollte — so eine Frau, wie ich, findest du nie wieder! — Mann: Liebe Frau, so eine, wie du, will ich auch garnicht wieder!

— **Ein aufmerksamer Gatte.** Er (zum Kellner): A gutes Bier möcht' ich haben und etwas zum Essen. Hast du auch Hunger, Karoline? — Sie: Ja. — Er: Dann bringen S bloß a Bier!

— **Eine große Vergangenheit.** „Warum haben Sie denn die Verlobung mit Fräulein Leutemann aufgehoben?“ — „Wegen ihrer Vergangenheit.“ — „Was?“ — „Ja, sie war mir schon zu lange — 32 Jahre!“

— **Intimer Verkehr.** Richter: Haben Sie nach genanntem Vorfall mit dem Mägar noch persönlich oder nur brieflich verkehrt? — Angeklagter: Nei, mer habe nur noch mit de Häußt verkehrt!

— **Ein Menschenkenner.** Stroich (einen Studenten überfallen): Die Pfandscheine her, oder das Leben!

— **Bescheid gesagt.** Gaerl: Herr Doktor, ich habe Sie zu mir rufen lassen, muß Ihnen aber offen gestehen, daß ich zu der ganzen modernen Medizinerei nicht viel Vertrauen habe. — Arzt: Das tut nichts. Ein Hiel z. B. hat gar kein Vertrauen zum Tierarzt und wird hoch kuriert.

— **Merkwürdig.** „Wenn ich nachts Bier trinke, kann ich garnicht schlafen.“ — „Ja, und wenn ich des nachts schlafe, kann ich kein Bier trinken!“



Rätsecke.



Bezierbild.



Wo mag denn Lude bleiben? — Da kommt er schon!

Buchstabenrätsel.

Mit jedem Dom zur Höh' das Erste steigt
Und keiner Kirche ist es doch geneigt;
Zum Glauben und der Liebe schwur das Zweite,
Der Hoffnung nur verlagst es sein Geleite.
Drei will sich Kraft und Freiheit fest bewahren,
Den Kampf nicht fürchtend, mutig in Gefahren.
Das Vierte hat Minerva sich geweiht
Und hält drum zu den Griechen auch noch heut;
Fünf haßt die Armut, liebt den Ueberfluß,
Sechs kann man in der weiten Schöpfung finden
Zugleich in jedem Augenblick ergründen,
Und Sieben in ergebungsvollem Zügen
Läßt leicht sich lesen aus den ruh'gen Zügen.
Von Grün und Blüten Acht sich nimmer trennt
Und dabei weder Baum noch Strauch es kennt:
Neun aber, jeder Jahreszeit gewogen,
Fühlt sich zu keinem Monat hingezogen.
Und nun das Ganze? Viele nie es sahen,
Die sich bewundernd seinen Werken nahen,
Und wem dräng' ihre Sprache nicht zu Herzen?
Sie offenbaren tiefe, heil'ge Schmerzen,
Wie kerngesunde, frische Lebenslust,
In reinen Freuden quillend aus der Brust;
Sie wissen zu erschüttern, zu erheben,
Mit ihrer Frohnatur uns zu umweben,
Und alles ist getaucht in lichte Klarheit —
Kein Zauber wirkt so mächtig als die Wahrheit!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Seebach.

Rebus: Mandschurei.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfener Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Düsseldorfer SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 36.

Sonntag, 6. September.

Jahrgang 1908.

Am der Ehre willen!

Erzählung von C. V.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)
„Dies Haus ist doch groß genug. Ich habe Deine Tante recht gern, und Dora und Käthchen sind den Engeln gleich, wenigstens so gut und tugendhaft, wie ich selten Menschen gefunden habe.“

„Du scherzest wieder.“

„Gewiß nicht.“ Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, dann blieb er plötzlich vor seiner Gattin stehen. „In Doras Gegenwart fühle ich mich verübelt und an das Haus gefesselt“, sagte er langsam, „und Käthchen gehört zu den Kindern, um deren Zukunft man bangt; sie hat eine überirdische Engelsnatur in ihrem Wesen.“

„Ich möchte Dich um etwas bitten, Paul.“

„Was ist es? Du bist so frei und unabhängig, daß Du nicht oft eine Bitte ausspricht. Ist Dein Taschengeld nicht genügend, oder willst Du einen öffentlichen Vortrag über Freiheit des Weibes halten? Tue ganz wie Du willst, Anni, nur verlange nicht, daß ich Deine Rede anhöre.“

„Du bist hart gegen mich“, sagte Anni mühsam mit den Tränen kämpfend.

„Das beabsichtige ich nicht. Nun denn, was wünschst Du, willst Du Geld haben?“

„Du weißt, daß ich mehr habe, als ich gebrauche. Erzähle mir etwas von Frau von der Wehr.“

„Von meiner Schwester? Wirklich, Anni, ich weiß von ihr nichts zu sagen. Sie wird bald hier sein, und dann kannst du selbst urteilen.“

„Natürlich wird sie kommen, um dich zu besuchen. Du hast doch gar nichts dagegen. Sie ist keine Frau, mit der Du Freundschaft schließen könntest, aber um der Leute willen mußt du sie gelegentlich zum Mittagessen und zum Abendessen einladen.“

„Du verstehst mich nicht“, rief Anni scherzend, „ich meine wird sie hier bei uns den ganzen Sommer über hieiben und wohnen?“

Der Bankier lachte belustigt. „Davor möge mich Gott bewahren“, versicherte er.

Anni fühlte sich erleichtert. „Du weißt, ich bin nicht so gutmütig“, gab sie offen zu, „und ich muß gestehen, daß mir ihr Besuch von mehreren Monaten nicht gepaßt hätte, aber dennoch wäre ich nicht so weit gegangen, um zu sagen: „Davor möge mich Gott bewahren.“

Am nächsten Tage freute sich Anni auf den Besuch bei Frau Nordheim. Der Maler bewohnte mit seiner Gattin eine kleine, reizende Villa, und die junge Hausfrau zeigte mit stolzer Freude ihrem Gaste ihre ganze Häuslichkeit. Alle Zimmer waren behaglich und elegant eingerichtet, zwar nicht so verschwenderisch luxuriös, wie Anni es in ihrem eigenen Heim gewohnt war, aber nach der Besichtigung fühlte sie sich trauriger denn je. In ihrem eigenen Hause hätte man eine Grenze ziehen können zwischen ihren Gemächern und denjenigen ihres Gatten. Dort war alles getrennt, nur der Speisesaal war der einzige Raum, der gemeinschaftlich benutzt wurde. Hier war's anders. Selbst in dem Atelier stand in der Fensternische ein kleines Arbeitstischchen mit feinen weiblichen Handarbeiten, „damit er bei seiner Arbeit nicht allein sei“, hatte die Hausfrau erklärend hinzugefügt und in ihrem eigenen Boudoir stand ein großer, braunlederener Armstuhl, der gar nicht zu den anderen Möbeln paßte, und daneben ein Tischchen mit Rauchutensilien, und die glückliche Gattin hatte lächelnd gesagt: „er ist ein so starker großer Mann, daß er fürchtet, meine feinen Stühle zu zerbrechen; deshalb haben wir diesen Sessel hierher gestellt.“

Sie plauderte so fröhlich und heiter, um ihre Teilnahme zu verbergen, die sie für Frau Helfenstein empfand, denn sie merkte gut, daß deren Augen oft mit Tränen gefüllt waren.

„Warum hat er sie geheiratet?“ fragte sie wohl ihren Gatten schon zum zehnten Male, als sie am Abend mit ihm allein war. Herr Helfenstein ist einer der besten Menschen, die ich kenne, aber er hat keine Frau unglücklich gemacht.“ — „Es ist vielleicht nicht seine Schuld.“



Straßenbild von der furchtbaren Brandkatastrophe in der badischen Stadt Donaueschingen im Schwarzwald.

meinte der Künstler, der rechtzeitig von seiner Reise zurückgelehrt war, um die Gattin seines Freundes kennen zu lernen, „vielleicht liebte sie vorher einen anderen.“

„Daran ist nicht zu denken!“

„Du weißt es ja besser, mein Schatz, sonst würde ich erklären, daß Frau Helfenstein ein romanziges Leben hinter sich habe. Nur jene Liebes- und Leidensgeschichte kann diesen schwermütigen Ausdruck im Antlitz einer jungen Frau hervorbringen.“

„Sie liebt ihren Gatten,“ seufzte Frau Nordheim, „ich verstehe das recht gut, aber dennoch fühlt sie sich unglücklich.“ Der Maler schaute gedankenvoll den blauen Ringeln seiner Zigarre nach. „Der Bankier ist ein guter Mann,“ sagte er dann endlich.

„Und hat eine allerliebste kleine Frau geheiratet,“ ergänzte die Gattin, „mußt Du mir nicht recht geben?“

„Sie gefällt mir gut,“ gab der Gatte zu, „aber Helfenstein ist nicht der Mann, der absichtlich seine Frau unglücklich machen würde. Die ganze Sache beruht vielleicht auf einem Mißverständnis, das leicht aufgeklärt werden kann, und dadurch entzweiteten sie sich, ehe sie es ahnten.“

„Das war sehr törricht, dann kann die Sache aber leicht ausgeglichen werden.“

„Wie soll das geschehen? Du bringst zwar viel fertig, mein Lieb, aber Du kannst doch unmöglich zu dem Bankier gehen und ihm sagen, daß er kalt und unfreundlich gegen seine Gattin sei!“

„Nein, das nicht, gab sie lächelnd zu, aber ich habe bis jetzt noch jedes Vorhaben durchgeführt und bin fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis unsere Freunde ein anderes Leben führen. Ich werde nicht eher zufrieden sein, bis sie so glücklich sind, wie — — —“

„Wie wir sind,“ ergänzte der Gatte, seine erröthende junge Frau in die Arme schließend.

VI.

Tage vergingen. Sie reichten sich an Wochen, und Wochen an Monate. Frau Nordheim und Frau Helfenstein waren fast täglich beisammen, sogar der Bankier versäumte nicht, an kleinen Festlichkeiten teil zu nehmen, die oft im Künstlerhause veranstaltet wurden. Aber dennoch war Frau Nordheim ihrem Ziele so weit entfernt, wie nie zuvor. Es bestand eine gähnende Kluft zwischen beiden Gatten, ohne daß dieselben den geringsten Versuch machten, sie zu überbrücken.

„Wenn sie nur einmal verschiedener Meinung wären oder sich zankten,“ klagte Frau Nordheim ihrem Gatten, „so würde ich auf eine Vereinigung hoffen. Aber sie sind zuvorkommend und höflich gegen einander wie Freunde, und ich glaube, sie sehen sich nur bei den Mahlzeiten, das ist ganz schrecklich und wäre für mich unerträglich!“

„Frau von der Wehr wird Dir vielleicht helfen, sie wird erwartet.“

„Sie ist sehr ungehalten, daß der Bruder sie nicht eingeladen hat, als sie „auf ein paar Tage“ zum Besuch kommen wollte. Sie hat sich eine Wohnung ganz in der Nähe gemietet.“

„Wenn der Bruder schrieb, wird sie seiner Gattin keine Schuld heimessen.“

„Warum hat Helfenstein wohl geheiratet?“ fragte die junge Frau sinnend.

„So frag ihn doch!“

„Sie liebt ihn, aber er ahnt es gar nicht. Oßt kommt mir der Gedanke, er habe sie aus Mitleid geheiratet, aber sie stammt aus einer sehr guten Familie und hat so viele Reize, daß ein Mann sich in ihrem Besitz wohl glücklich fühlen kann, ohne sie aus Mitleid zu seiner Gattin zu erheben.“

„Es scheint ein Geheimnis über dieser Verbindung zu schweben, das noch nicht aufgeklärt ist.“

Der Bankier war ein weltkluger Mann, aber dennoch hatte er die Folgen nicht bedacht, als er seiner Schwester die Aufnahme in seinem Hause verweigerte. Frau von der Wehr gehörte zu jenen engberzigen Naturen, die die Hand verlegen, die Gutes getan hat, sobald dieselbe sich zutut.

Sie hatte von dem Bruder sehr vielen Nutzen gezogen, aber er sollte mehr tun. Während seines Junggejellen-Lebens hatte sie den größten Teil des Jahres in seinem Hause zugebracht, jetzt, da er ein junges unerfahrenes Mädchen geheiratet hatte, gedachte sie, für immer bei ihm zu bleiben.

Seit zwei Tagen weilte sie in der Hauptstadt, und bei jedem Glockenton, bei jedem Schritt auf dem Korridor erwartete Anni in fast fieberhafter Angst die unbekannte Verwandte. Endlich am dritten Tage erschien sie. Anni war

gerade damit beschäftigt, einige kostbare chinesische Vasen selbst abzustauben, als die Thür ungestüm aufgerissen wurde, und eine Fremde mit langem, seidenem Schlepplleide unangemeldet hereintraf. Sie warf einen verächtlichen Blick auf die junge Hausfrau, die ihr zum Empfange mit gewinnendem Lächeln beide Hände entgegenstreckte.

„Ist mein Bruder ruiniert?“ fragte sie dann spöttisch.

„Hoffentlich nicht,“ versicherte Anni, durch diese unerwartete Frage verwirrt, wie kommen Sie zu dieser Vermutung?“

„Durch Ihre Beschäftigung,“ gab Frau von der Wehr hochmütig zurück, mit der Fußspitze das Staubtuch fortstoßend, daß Anni in der Ueberraschung hatte fallen lassen. „Paul war doch in früheren Jahren kein geiziger Mann, er muß aber in letzter Zeit sehr herunter gekommen sein, da seine Gattin die Arbeit eines Hausmädchens verrichten muß.“

Anni lachte herzlich. „Oh, ich tue es nur, weil es mir Vergnügen macht, und weil die Vasen so sehr zerbrechlich sind. Sie bleiben doch heute bei mir, Frau von der Wehr?“

„Ja; ich wollte bleiben — wenn es Ihnen paßt,“ fügte sie dann hinzu, jedes einzelne Wort betonend. „Wo haben Sie geheiratet?“ fragte sie plötzlich.

„In Götterborg,“ versetzte die junge Frau ohne Zögern. „Meine Tante und Dora wollten wieder in die Heimat zurück, daher beschleunigten wir die Hochzeit. Ich war vorher sehr krank und wäre vielleicht gestorben, wenn ich nicht so gute Pflege gehabt hätte. Aber jetzt bin ich wieder ganz kräftig und gesund und viel frischer wie vor meiner Krankheit.“

„War Paul denn in Norwegen, wie kam er dorthin?“

Anni erröthete heftig. Jetzt sehnte sie sich nach ihrem Gatten, der diesen peinlichen Fragen bald ein Ende gemacht haben würde, und sie fühlte sehr gut, daß Frau von der Wehr ihr nicht freundschaftlich zugetan war.

„Wir verlobten uns dort, und bald darauf fand die Trauung statt,“ versetzte Anni.

Frau von der Wehr war in ihrer Art eine kluge Frau, sie verstand es, sich von der jungen Verwandten alles erzählen zu lassen, was sie wissen wollte, und bildete danach ihre Schlüsse. Ehe noch eine Stunde vergangen war, wußte sie die Geschichte der traurigen Bootfahrt und von dem Irrtum des Arztes, der sie bei der Ankunft in Norwegen schon für die Gattin ihres Beschüters gehalten hatte.

„So ist’s,“ grübelte sie, als sie wieder allein in ihrem Logis war. „Paul hat sich um der Ehre willen für sie aufgeopfert. Kein Wunder, daß er in dieser kurzen Zeit um zehn Jahre gealtert ist, ebenso daß er mich nicht in seinem Hause dulden will — ich soll sein häusliches Glend nicht kennen lernen. Zweifellos hat das schlaue Mädchen ihn listig in diese Falle gelockt und die unglückliche Bootfahrt gewaltsam herbeigeführt. Es war doch zu verlockend, nach dem stillen einsamen Landleben als Gattin des reichen Bankiers hier in der Hauptstadt eine Rolle zu spielen.“



Ferid Pascha, der bisherige Großwesir des türkischen Reiches.



Bildhauer Louis Castan,
Begründer des Castanschen Panoptikums in Berlin.

„Anni! Frau Helfenstein! was fehlt Ihnen?“
Vier Wochen waren vergangen. Frau Nordheim hatte mit ihrem Gatten einen Landausenthalt genommen, wo der Künstler neue Skizzen aufnehmen wollte. Jetzt war sie zurückgekehrt, und ihr erster Besuch galt ihrer Freundin. Unwillkürlich entfuhr dieser Ausruf ihren Lippen, als sie die traurige Veränderung wahrte, die in dieser Zeit deutliche Spuren auf dem Antlitz der jungen Frau hinterlassen hatte. Sie sah älter und noch bleicher aus wie früher; dunkle Ränder umschatteten die tief liegenden Augen, und um die schmalen feinen Lippen zuckte es bedenklich.

„Nichts,“ erwiderte die Angeredete tonlos, „oder auch alles — aber Sie können mir nicht helfen; niemand kann mir helfen.“

„Kann ich es nicht versuchen?“

Anni schüttelte traurig ihr Haupt. „Sie sind die einzige Freundin, die ich auf der Welt habe, aber dennoch können Sie mir nicht helfen.“

„Sagen Sie mir, was Ihnen fehlt.“

„Ich kann es nicht!“

„Sagen Sie lieber, ich will nicht. Aber ich kann es auch erraten. Hat Frau von der Wehr Ihnen wehe getan?“

„Sie meint es gewiß nicht böse, aber sie bemitleidet ihren Bruder und — sie bemitleidet auch mich.“

Frau Nordheim lächelte verächtlich. „Ich bemitleide den Bankier durchaus nicht, aber ich glaube auch kein einziges Wort, was seine Schwester sagt. Jetzt müssen Sie mir aber auch alles erzählen, und Ihre Sorgen werden verschwinden wie Schnee vor der Sonne. Zuerst also, warum bemitleidet sie ihren Bruder?“

„Weil er mich geheiratet hat!“

„Mein liebes Kind, wenn Sie in den Spiegel sehen — heute nicht, denn Ihre Augen sind vom Weinen ganz gerötet — so werden Sie sich selbst überzeugen, daß er zu beneiden ist um den Besitz einer so lieblichen und anmutigen jungen Frau. Wissen Sie denn nicht, daß Sie eine ausgesprochene Schönheit sind?“

Aber die junge Frau schluchzte bitterlich. „Ach, wenn ich nur sterben könnte!“ Moate sie. „Ich war zufrieden, unter seinem Dache zu leben, selbst wenn er mich nicht liebte, aber ich ahnte nicht, daß er vorher eine andere liebte.“

„Das hat er nie getan.“

„Frau von der Wehr sagte es mir.“

„Hat sie auch gesagt, wen er liebte, als er Sie heiratete?“

„Es sei eine sehr reiche und schöne Dame, die auch hier in der Stadt lebe, aber den Namen wollte sie mir nicht nennen. Zwei Jahre lang habe er mit ihr in regem geselligen Verkehr gestanden, und er habe nur gezögert, ihr seine Hand anzubieten.“

Schluchzend schüttelte Anni der teilnehmenden Freundin jetzt ihr ganzes Herz aus. Die gefährliche Bootfahrt, der Arttum der Seelente und des Arztes, die sie bereits als Gattin angesehen hatten, und daß schließlich um der Ehre willen der Bankier ihr seine Hand und seinen Namen angeboten habe.

Frau Nordheim hatte traumverloren der traurigen Geschichte gelauscht. „Anni,“ begann sie dann, „habe ich Sie jemals getäuscht? Haben Sie mehr Vertrauen zu mir wie zu Frau von der Wehr?“

„Sie haben mich noch niemals getäuscht, und ich vertraue Ihnen ebenso sehr wie meiner Schwester Dorothea,“ sagte sie feierlich.

„Glauben Sie denn nicht, daß die schöne und reiche Dame, von der Frau von der Wehr Ihnen gesprochen hat, besser über ihre eigenen Gefühle urteilen kann, als eine Fremde?“

„Gewiß, aber ich kenne ihren Namen nicht.“

„Ich aber kenne ihn. Die Welt versteht nicht eine Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau und redet gleich von Liebe. Ehe ich heiratete, konnte ich mich fast nicht retten vor Schmeichlern und Glückwünschern, und von allen Herren meiner Bekanntschaft war nur einer, der mich mit Liebesbeteuerungen verschonte. Ich wußte, daß ich ihm vertrauen konnte, und er wurde mein Beschützer gegen die lästige, zudringliche Schar. So wurden wir treu erprobte Freunde. Nach meinem Gatten kenne ich keinen Menschen auf der ganzen Welt, dem ich mehr vertraue als dem Bankier Helfenstein.“

„Aber — — —“

„Er liebt mich nicht,“ fuhr die junge Freundin fort, „davon bin ich fest überzeugt. Ich habe oft gedacht, daß, wenn keiner von uns sein Ideal finden würde, wir ein eheliches Leben später mit einander führen könnten, gegründet auf Freundschaft und Hochachtung, Bewunderung und Vertrauen. Aber dennoch wäre es ein Waagnis gewesen, da wir beide der Liebe bedürftig waren. Bald darauf lernte ich meinen Gatten kennen und die Trauung fand statt. Ich weiß, was es heißt, geliebt zu werden, aber der Bankier hat mich nie geliebt. Frau von der Wehr haßte mich um der Freundschaft willen, die ihr Bruder für mich hegte; sie säet immer Unkraut und heutet jetzt diese Freundschaft aus, um Sie elend und unglücklich zu machen.“

„Wissen Sie das ganz sicher? Täuschen Sie mich nicht aus Mitleid?“ hauchte sie matt. „Ich möchte lieber die volle Wahrheit wissen.“

„Habe ich Sie jemals getäuscht? Ihr Gatte war mir stets ein treuer Freund, aber er hat mich niemals geliebt.“

Eine lange Pause trat ein.

(Schluß folgt.)

Sie strickt.

Von W. Willach.

(Nachdruck verboten.)

„Bitte, geh' zu Bett, Mama — ich kann nicht schlafen, wenn du jetzt noch arbeitest!“ klingt es halb weinend aus dem Bett herüber an das halb offene Fenster, durch welches die weiche Sommerluft hereinströmt und breitblättrige, grüne Zweige traulich hereinrücken.

„Nur noch ein paar Minuten, der Strumpf ist gleich fertig!“ und emsig klappern die Nadeln und regen sich die Hände der Mutter, die sich vor Müdigkeit kaum aufrecht erhalten kann.

„Ich brauche doch garnicht soviel Strümpfe — du strengst dich so an — hör' doch auf, Mama!“ Die Stimme ist aufgeregt — dem Weinen nahe.

„Strümpfe kann man nie genug haben — kaufen darfst du dir keine, und wer weiß, wenn du —“

„Hör' auf — es ist schon so spät!“

„Wenn du mir versprichst, den Strumpf selbst zuzumachen — Zeit wirst du genug haben; aber ich weiß schon, stricken ist nicht deine Leidenschaft!“

„Nein — wirklich nicht! Aber ich verspreche dir's — schon auf der Fahrt — es ist ja eine so weite Reise!“

Die Mutter legt die Arbeit zusammen und stand säuwiegend auf. In dem Zimmer sah es wüst und verstört aus. Gepackte Reiseförbe, Koffer, Handgeväd, Bavierbeutel und Kegen, offene Schränke — es kam eben zu schnell und unerwartet, und dem Ruf als Erzieherin ins Ausland, wobei man noch soviel lernen konnte, mußte doch Folge geleistet werden.

Rastlos hatte man gearbeitet und alles in Ordnung gebracht an Kleidern und Wäsche, soweit es möglich gewesen.

Das war nun die letzte Nacht, oder vielmehr die letzten Stunden in der Heimat, denn Mitternacht war schon vorüber und um fünf Uhr früh sollte es schon fortgehen.

„Komm' her, Mama!“ Der müden, bittenden Stimme nachgebend, trat die Mutter ans Bett.

„Ach — wie bange ist mir doch um dich, Mama!“

„Du sollst dir keine Sorgen machen, leg' alles in Gottes Hand, niemand vermag uns zu schützen, als er allein.“

„Wenn dir aber was passiert — du könntest ein Unglück haben —“ und wieder gab sie der Angst ihres Herzens Ausdruck.

„Sei endlich vernünftig,“ mahnte die Mutter — „du hast dir den Weg selbst gewählt, und den Strumpf strickst du fertig, du hast es versprochen — erinnere dich daran!“

„Richtig — schluchzt Edith — „so streng wie immer, jetzt in der letzten Stunde!“

„Schlaf — es ist ein Uhr!“

Frau Walter löschte die Lampe und trat ans Fenster, sie öffnete es in seiner ganzen Breite und lehnte sich weit hinaus.

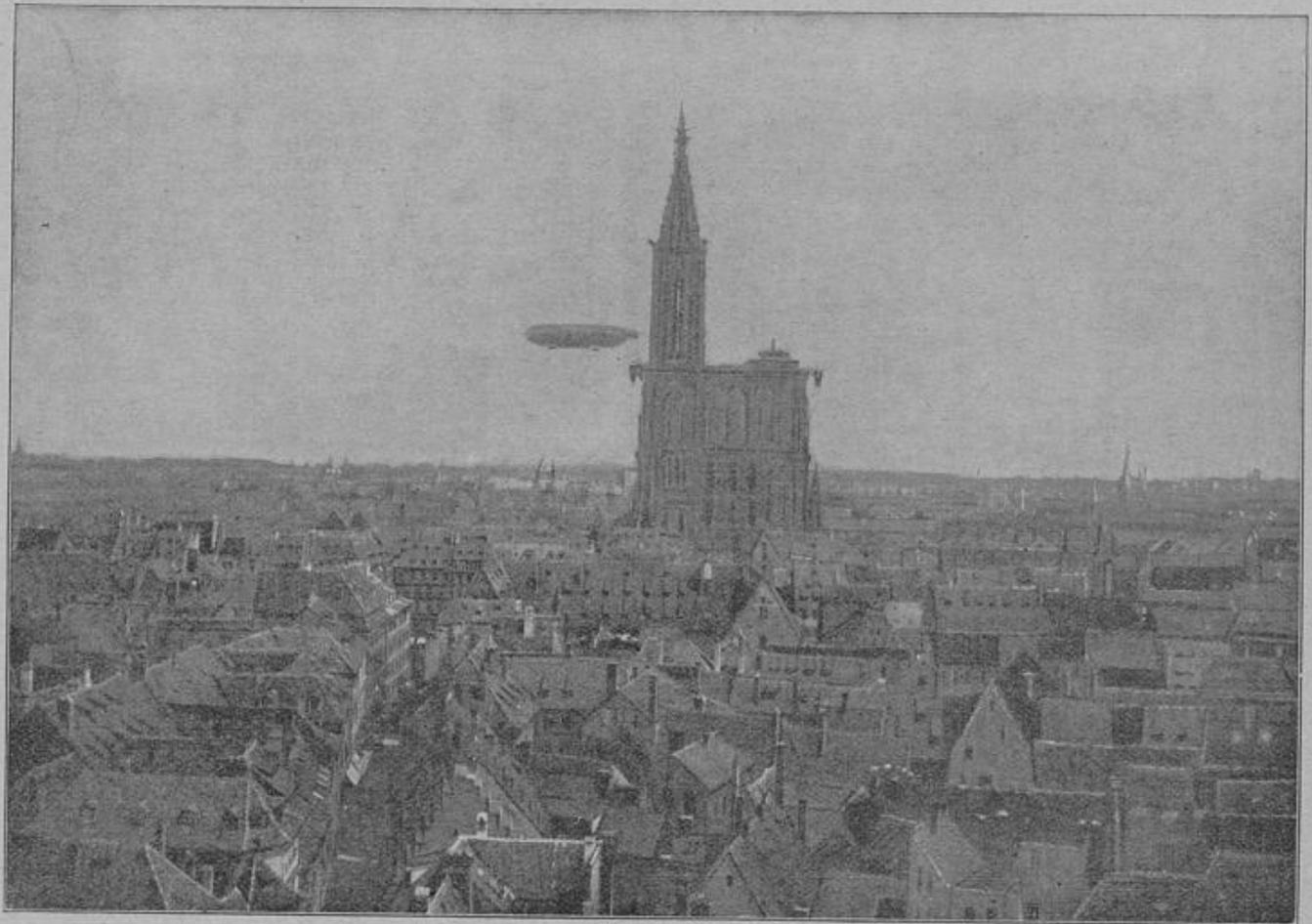
Eine wahre Gottesstille lag über dem blühenden Garten des Vorderhauses, dessen burgartige Formen und Türmchen

werden mühte? Darum fort mit aller Weichheit, kein Bögnern, kein Zagen und keine Tränen! Das erschwert nur das Scheiden und Weiden.

Und während ihr Inneres so rätionierte, tropften ihr doch die Tränen aus den Augen. Frau Wolter erschrak! Warum war auch die Nacht so berückend schön. Schnell schloß sie das Fenster und wandte sich zurück.

Sie lauschte. Regelmäßige Atemzüge. Gott sei dank — sie schläft. Ein dankbares Aufatmen ihrerseits und — ach — da liegt ja noch der unvollendete Strumpf — die Nadeln glänzen im Mondeslicht — ob sie ihn doch noch beendet? Nein — Ditha hat es versprochen — nun darf sie nicht nachgeben und an einer Mahnung zur Pflichttreue wird es morgen nicht fehlen. Flugs steckt sie Strumpf und Wolleknäuel in die Handtasche der jungen Reisenden. Nun noch ein Stündchen Ruhe, wenn — ja, wenn sie welche finden konnte.

Um fünf Uhr tanzen goldene Sonnenstrahlen über den tafrischen Garten. Ein herrlicher Tag — ein autes Omen. Schnell und geschäftig rüstet man sich. Jedes hat mit sich



Von der jüngsten Dauerfahrt des Zeppelinischen Luftschiffes. Das Luftschiff am Straßburger Münster.

vom weißen Mondlicht übergossen, wie ein Märchenzauber wirkten.

Das leise Plätschern einer Fontäne, das fern verhallende Rollen eines Wagens, hier und da der verschlafene Ruf eines Vogels, erhöhte die fast greifbare Stille, die durch keinen menschlichen Laut gestört wurde.

Aus dem dunklen Gebüsch des Gartens dufteten die Nachtviolen, die Luft war süß und begann nach des Tages Schwüle erfrischend zu wirken.

Frau Wolter erinnerte sich der Worte ihrer Tochter. Hart und streng sollte sie sein?

Selbst einst viel zu weich und nachgiebig, als der Zauber einer eigenen Heimat sie umschlossen, hatte sie nach Verlust derselben es erst erkannt, daß man im Kampfe des Lebens damit nicht auskommt — vielmehr erliegen muß.

Hart und streng! Würde sie es sein, wenn diese Heimat ihr gehörte — wenn sie nicht entlehnt und schwer bezahlt

zu tun. Edith würgt mit fichtlicher Anstrengung den Abschiedskuchen zum Frühstück hinunter.

„Nun sieh' doch 'mal — ist das nicht nett? Das habe ich vor der Tür gefunden!“ ruft eine fröhliche Stimme. Ediths junge Schwester hält eine ziemlich umfangreiche Bonbonniere an blauem Bändchen in die Höhe.

„Nein — so 'was — von wem denn?“ Edith greift schon darnach. „Erst sehen!“ Glückliche Reise ist hier zu lesen, aber Grete wendet den Karton hin und her.

Das anhängliche angenehme Interesse Ediths ist schon wieder im Erlöschen begriffen.

„Wie nett!“ sagt sie nun, ohne weiter nach dem Spender zu forschen; wieder erhebt sich riesengroß und sentner schwer die Trennung vor ihrem Auge.

„Wollen wir nicht teilen?“ fragt Grete dazwischen, noch immer das unerwartete Präsent bewundernd. „Behalte dies ganz,“ klingt es ruhig.

Mit großen Augen schaut Grete nach der Schwester und stellt schnell das Präsent hin. So war's nicht gemeint. Edith ist ja nicht wieder zu erkennen — sie, die sich um ein Stück Schokolade oder Kuchen regelmäßig mit ihr geprügelt.

„Der Wagen ist da, dort kommt der Kutscher schon nach dem Gepäck,“ mahnt die Mutter. Edith greift nach der Handtasche.

„Ist das Strickzeug drin, Mama?“

„Ja,“ erwiderte diese mit innerer Freude. Noch ein Blick. Mit großen Augen schaut Edith sich um in den alten, lieben Räumen — auf Jahre lang, vielleicht für immer — wer weiß es? —

„Adieu, Adieu!“ „Glückliche Reise, Fräulein!“ — „Lassen Sie sich's gut gehen!“

So ruft es aus allen Ecken des weiten Hauses. Sie hat sich nicht sonderlich um all diese Leute gekümmert, aber — sie sind ihr doch wohl alle gut gewesen.

„Kommen Sie bald wieder!“ schreit ein achtjähriger Bengel aus einem halboffenen Fenster.

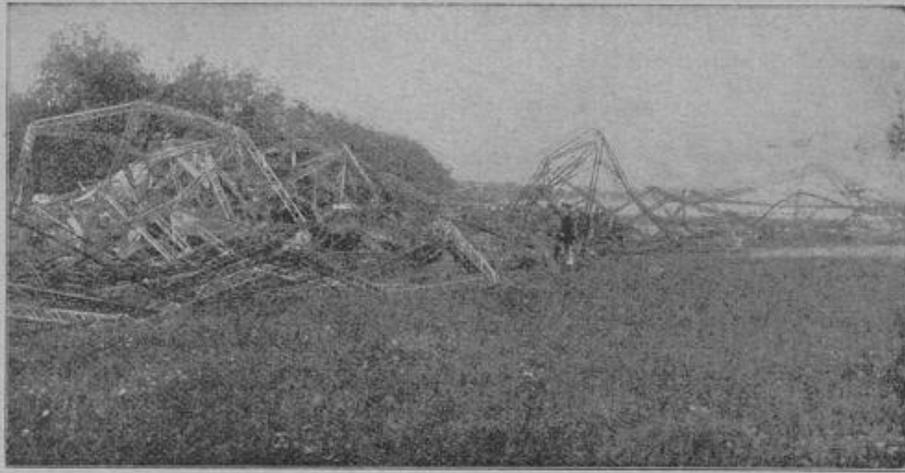
„Nein — nein; das fehlte noch! Zwei Jahre mußt du mindestens bleiben!“ protestierte Mutter in Erwägung der nicht unbeträchtlichen Opfer, welche diese weite Reise erforderte. Edith ließ den Kopf hängen.

„Wenn du wiederkommst, bist du vollständig sprachfertig und dann —“

„Ist alles aufgepackt?“ ruft der Kutscher. Fort geht's in den sonnigen, lachenden Morgen und tapfer schluckt Edith die Tränen hinunter und versucht ein Lächeln, welches ihr auch gelingt — sie ist ja doch immer zu gern einmal Droschke gefahren!

Auf dem Bahnhof sind nicht allzu viel Reisende. Die kleine Gruppe wird bemerkt: Edith sieht hübsch und niedlich aus in ihrem neuen Reiseanzug und manch' Auge sieht voll Interesse auf die junge Reisende.

„Nicht weinen, Mama!“ flüstert sie und diese betet in ihrem Herzen wohl tausendmal: „Gott schütze Dich! Geht es doch durch zwei fremde Länder nach Frankreich und bald werden Hunderte von Meilen zwischen ihnen liegen und alle Sehnsucht des Herzens wird vergebens sein. Jetzt schnell — schnell! —“



Das Zeppelinsche Luftschiff nach der Katastrophe.

Dahin braust das Dampfroß! Gott schütze Dich!

Edith ist auf ihren Platz gesunken — sie hat nicht rechts noch links gesehen. Beide Hände vor dem Gesicht schluchzt sie laut auf und weint bittere Trennungszähren. Da schlägt eine rauhe, gedämpfte Stimme an ihr Ohr. „Wer wird so trostlos sein? — Sie wissen doch, daß Sie in unserem Herrgott den besten Begleiter haben, der jedes Haar auf ihrem Haupte schützen wird! Schauen Sie hinaus in die schöne Welt. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schiebt er in die weite Welt. Solcher Genuß wird nicht jedem zuteil, darum weinen Sie nicht, schauen Sie mit hellen Augen in die Welt und in die Zukunft!“

Sie fühlte ihre Hände herabgezogen — ein alter, weißhaariger Herr lacht sie mit hellen Augen an. Der ließ sie nun nicht mehr in ihren Trübsinn zurückfallen, er sorgte für sie wie ein Vater, und nach acht Stunden Bahnfahrt übergab er sie den schon wartenden Verwandten, die ihr einige fröhliche Stunden verschafften und sie am nächsten Morgen auf die große Tour brachten.

Nun war sie schon mutiger. Der Durchgangszug weckte ihr Interesse und die fremden Gegenden flogen in märchenhafter Schönheit an ihren staunenden Augen vorüber.



Gesamtansicht des Zeppelinschen Luftschiffes nach der Katastrophe von Eszterdingen.

Und trotzdem schien sich der lange Sommertag ins Unendliche zu dehnen. Stunde um Stunde verging und dieses Dahinliegen ins Endlose verursachte der jungen Dame bald ein drückendes Angstgefühl. So weit — so weit weg von der Heimat — von den Ihrigen — von der Mutter.

Sie legte die Hände über die vom vielen Sehen beinahe schmerzenden Augen. Was würden sie daheim jetzt tun? Was würde die Mutter beginnen ohne sie. Da — ein Gedanke. Sonderbar! dachte sie an Mama, so fühlte sie sich auch immer zu etwas verpflichtet.

Wo war denn der Strickstrumpf? Sie hatte doch versprochen, und schon suchten die kleinen Hände in der Handtasche, achlos wurde die Bonbonniere bei Seite gestoßen, da blinkten die Stricknadeln — sie hatte ja so viel Zeit und — sich schnell umblickend — sie war ja allein.

Prägend überblickte sie ihre Aufgabe. Nein, es war nicht mehr viel! Wie fleißig war doch Mama gewesen — auf zwei Jahre hinaus war sie mit guten, selbstgeknüpften Strümpfen versorgt.

Nur das kleine Endchen noch — — —

Wie die Windsbraut eilte der Zug dahin, durch lachende, sonnige Gefilde. Edith ahnte es nicht. Die Nadeln flogen ebenfalls, wenn auch nicht so schnell, aber sie konnte doch ziemlich gut stricken, und das gewährte ihr im Augenblick eine Genugtuung, so unmodern, ja verächtlich beinahe es auch war, in dieser höchsten Kulturperiode sich seine Strümpfe selbst zu stricken. Mit den Maschen flogen die Gedanken nach der Heimat, natürlich zurück zur Mutter. Diese hatte stets darauf gehalten, ihr zuerst das Stricken beizubringen. Sie war ein kleines, wildes, quecksilbernes Ding gewesen, das sich nicht leicht festknüpfen ließ. Es kam aber Mama nicht darauf an, sie einfach an den Stuhl festzubinden und auf die starren kleinen Hände derbe Fingerklappe zu applizieren, und so war es gekommen, daß sie etwas mehr leistete.

Wiß um Bild aus der Kindheit, der Schul- und Nachschulzeit tauchten vor ihrer Seele auf, während sie eifrig bei der Sache war, und nicht hin noch her, sondern nur auf den zu vollendenden langen Strumpf schaute.

Nun gedachte sie einer Szene, bei deren Erinnerung freudiger Stolz das Blut ihr in die Wangen trieb.

Zur frühlingstfrohen Osterzeit, am Schluß der Entlassungsprüfung, war es gewesen. In Hangen und Wangen saßen sie alle, und selbst den Lustigsten war der Humor vergangen, als der gestrenge Herr Schulrat sein Urteil sprechen sollte. Nun — er war ja im großen und ganzen befriedigt und stellte am Ende die Frage:

„Nun, meine jungen Damen, welche von Ihnen wollen sich nun dem Lehrberuf widmen?“ Fast alle Hände flogen empor — nur einige, auch Ediths Hände hielten sich zögernd zurück.

Der Schulrat strich sich das Kinn und umfaßte mit einem halb ernst, halb ironischen Blick die blühende Mädchenschar.

„So — so! Sie alle wollen zum Gelehrtentum übergehen. Will denn gar keine von Ihnen — heiraten?“

Bald waren ebenso viele Hände als vorher emporgehoben, aber — in halber Höhe sanken sie wieder zurück. Jetzt mußte er ein Lächeln mühsam unterdrücken.

„Sehen Sie? — Ich möchte Ihnen aber gern einen guten Rat geben: Wer heiraten will, muß selbst einen guten Strumpf stricken können, denn“ — lächelte er mit Entrüstung hinzu — „die gekauften Strümpfe taugen nichts. Wer also von Ihnen kann sich selbst ein Paar Strümpfe stricken?“

Eine augenblickliche heilige Stille. — Purpuralut stieg in die verlegenen Gesichter — keine Hand hob sich. — Da drüben in der Ecke aber rührte sich's — nun folgte ein Gepolter. Klatschend fiel ein Buch auf die Diele — darüber aber erhob sich die kleine Edith, den Arm mädlichst hoch emporstreckend. Die Vorsteherin wurde blaß vor Entsetzen.

„Recht so!“ lachte der Schulrat — „es lebe die Häuslichkeit und — der Strickstrumpf!“ — — —

Das war ein Spaß gewesen. — Edith strahlte und strickte so emsig, als sollte sie noch jetzt den Beweis von ihrer Fertigkeit geben.

Ja, Mama hatte doch recht getan, ihr diese Kunst beizubringen. Nun waren ihre Gedanken schon wieder bei ihr und sie merkte nicht, daß zwei Herren, in der Absicht, sich Bewegung zu machen, den Gang auf- und abschritten, daß der Jüngere den Älteren kräftig anstieß und in einem ganz sonderbaren Ton sagte: „Sie strickt!“ Was lag nicht alles in den zwei Worten. Vor allem — Staunen, Verwunderung. — Hatte sie doch etwas gehört? — Sie blickte auf. War es eine Vision? Immer größer wurden ihre Augen — zitternd sanken die Hände nieder. Das war er ja

selbst — der Schulrat gerade so wie damals, auch das belustigte Lächeln — und nun kam er gar noch auf sie zu — und hinter ihm drängte sich ein junger Herr, der dieses seltene Exemplar einer jungen Dame näher betrachten wollte.

„Wirklich! Sie sind es, Fräulein — —“

„Edith Wolter,“ ergänzte sie, heiß errötend über den freudigen Ausruf.

„Wo in aller Welt fahren Sie hin?“ — Beide Hände streckte er ihr entgegen, so, als verlehre er täglich mit ihr.

Sie suchte die Hände aus dem Strickzeug zu lösen, aber er erfaßte sie samt den blinkenden Nadeln, und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er begeistert fort:

„Das lasse ich mir gefallen. Andere junge Damen lesen während der Fahrt schlüpfrige Reiselektüre oder suchen Bekanntschaften anzuknüpfen; Sie aber“, er war ganz gerührt und schieng einen Augenblick, wobei er die ganze, in ihrer Verwirrung äußerst liebliche Erscheinung mit einem Blick umfaßte.

„Richtig — komm mal, Junge!“ Er zog seinen jungen Begleiter näher heran.

„Mein Neffe, Wilhelm Frgang; fahre eben mit ihm nach Hannover, um ihn eigenhändig in sein neues Lehramt einzuführen — hier — Fräulein Edith Wolter, die vernünftigste und praktischste junge Dame der Welt!“

Edith spitzte die Ohren — von keinem Menschen hatte sie jemals eine solche Würdigung und Anerkennung erfahren, und der Schulrat dachte garnicht daran, daß er soeben eine Bekanntschaft vermittelte, nach welcher Edith gar nicht ausgehant hatte, wie er vorhin so lobend hervorgehoben.

Die beiden Herren blieben natürlich bei ihr sitzen; es entwickelte sich ein lebhaftes Plauderkündchen, in welchem der Schulrat lebhaft plaidierte, daß Edith höchstens ein Jahr von der Heimat fern bleibe, da er ja ihre guten Anlagen zur französischen Sprache genügend kannte.

In Hannover wurde Edith veranlaßt, die Reise zu unterbrechen, um sich die schöne Stadt näher zu betrachten. Der Schulrat übernahm die Führung und sorgte dafür, daß Frgang an Ediths linker Seite blieb!

Noch warf die Vergangenheit lichte Strahlen hinüber, da schaute Edith schon in eine neue sonnenhelle Zukunft.

Es dauerte gar kein Jahr, da umschloß Frau Wolter ihre froh und glücklich heimgekehrte Tochter, die es sich nicht nehmen ließ, trotz aller Redereien ihrer Freundinnen ihre Brautstrümpfe selbst zu stricken, denn — „gekaufte Strümpfe taugen nichts!“ — hört sie den Onkel Schulrat sagen und der hatte doch das erste und letzte Wort.

Durchgefallen.

Novelle von J. Fichtner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Halblaut, aber mit großem Nachdruck beginnt sie den Brief vorzulesen und ergibt sich stillschweigend darin, die aufregende Mitteilung noch einmal in sich aufzunehmen.

„Liebe Susi! Im Begriff, dich als meine kleine Frau nach Amerika zu holen — diese Annahme“, wirft Susi dazwischen — erfahre ich unterwegs von meinem Freund Otto — „sie sind Freunde, Susi, das habe ich ja garnicht gewußt, ach wie hübsch, Suschen“. Diese rümpft sichtbar verächtlich das zierliche Näschen — „Freund Otto“, wiederholt Käthe — „daß du morgen dein Lehrerexamen machen willst. Ich habe dir früher schon hundertmal erklärt, daß ich mir keinen Blaustrumpf heirate, indes bin ich geneigt, mit deinem kleinen, trostigen Herzchen, das mir ja doch gehört — „der unverschämte Menich“, stößt Susi hervor — „Mitleid zu haben, unter der Bedingung, wohlgerne! daß du von deinem Examen zurücktrittst und es mir überläßt, dich in allen Pflichten einer tüchtigen Hausfrau auszubilden.“

„Wenn das Mutter hörte!“ schluchzt das junge Mädchen beleidigt.

„Reizend, sag' ich dir,“ ruft Käthe entzückt und fährt dann fort:

„Ein gutes Zeugnis in der edlen Rechenkunst würde ich dir verzeihen, denn eine tüchtige Kaufmannsrau muß in erster Linie gut rechnen können.“ — „Ganz mein Fall! Der leibhaftige Rechenknecht, wie er es immer gewesen ist!“ ruft Susi in bitterem Spott dazwischen. „Besteht du aber auf der Torheit, das Examen zu machen, so sind wir geschiedene Leute, und ich heirate mir die erste Direktrice unseres Geschäftes — nebenbei gesagt, ein nettes, hübsches Mädchen!“

„Das wirst du nicht zugeben, Susi, hörst du!“ braust Käthe an.

„Meinetwegen — tausendmal!“ Und Zorn, Scham, Empörung — vielleicht auch noch etwas ganz anderes spricht aus den krampfhaft hervorgestoßenen Worten.

„Ich hoffe, daß du meine Warnung beherzigen wirst und ich dich womöglich heute noch in Empfang nehmen kann. Dein treuer Vetter Ehrhardt.“

„Freilich — sofort — augenblicklich, wenn's beliebt.“ Du wirst doch nicht töricht sein,“ warnt Käthe, erschrocken über den unjünglichen Hohn, der in Susis Worten lag. „Das ist doch wenigstens ein Brief, sag' ich dir.“

„Eine nette Liebeserklärung!“ Die Stimme bricht in halbem Schluchzen.

„Tausendmal mehr wert, als die verrückteste Liebeserklärung ohne wahren Hintergrund; ich würde mich keinen Augenblick befehlen, und ich rate dir dringend —“

„Mein Examen aufzugeben — wie gut du bist! Nein — nimmermehr! Nicht vor dem mühsam errungenen Ziel soll ich die Ehre opfern, meine Anwartschaft auf einen selbständigen Erwerb preisgeben, um mich von diesem Menschen peinigern zu lassen, gerade jetzt, wo ich die mühevollste, freudlose Arbeit des Studiums hinter mir habe — gerade jetzt! Nein, ich denke nicht daran!“

In heftiger Erregung, die Hände wie in leidenschaftlicher Abwehr vorgestreckt, stieß Susi diese Erklärung hervor, deren wahrer Grund — das verletzte Selbstgefühl sich in jedem Wort offenbarte.

Trotz der ausgesprochenen Verneinung erriet die Freundin doch den schweren inneren Kampf, und warmherzig, wie sie war, tröstete und beruhigte sie, so weit sie es bei Susis empfindsamem Charakter wagen durfte.

„Liebte Susi, beruhige dich doch — ach, der abscheuliche Brief, nimm es doch nicht so schwer, ich bitte dich inständig. Es ist ja wahr, du hast so glänzende Aussichten, du bist die Klügste und Beste von uns allen — aber überlege es dir, du würdest vielleicht doch sehr glücklich, wenn du ihm gut bist.“

„Wer jagt denn das?“ fuhr Suschen auf und blickte wild um sich.

„Ach Gott, niemand — ich dachte nur so!“

„Ich habe noch nie daran gedacht! Wie kann man denn einen Vetter lieben und noch dazu einen solchen! Ich bin außer mir — ich hasse ihn — ich —!“ Im bitteren Herzweh brach die Stimme der kleinen Widerspenstigen, und fassungslos sank der Kopf auf die über dem Tisch getrenzten Arme.

Die treue Käthe beugte sich über die weinende Freundin und sagte eindringlich: „Ich lasse dich jetzt allein, Herzchen, überlege dir, was du tun willst; vielleicht findest du doch, daß Liebe mehr wert ist, als Ehre.“

Aber ohne aufzusehen, schüttelt Susi nachdrücklich den mit braunen Flechten gezierten Kopf; bedenklich und fast nicht minder erregt verläßt Käthchen die Laube, um vor derselben auf und ab zu gehen. Bisweilen bleibt sie stehen und lauscht im innigen Mitgefühl den schluchzenden Lauten schmerzlicher Erregung, die das junge Herz dort so mächtig erschüttert.

Jenseits der Bretterwand, dicht an derselben, wandelt auch schon längst jemand, der in kurzen Zwischenräumen immer wieder auf dem schmalen Rain stehen bleibt, in den blauen Himmel schaut und ebenfalls lauscht — vielleicht dem Jubelgesang der Lerchen, die über jedes Erdenleid erhaben, sich im blauen Aether wiegen. Das Gesicht des feinen, vornehm aussehenden Herrn zeigt in sonderbarer Mischung von Ernst, Strenge, Wohlwollen und Güte, ebenfalls innere Erregung. Oftmals kneift er die Augen schalkhaft zusammen, und ein belustigtes Lächeln umspielt den schmalen Mund; er gedenkt gewiß des kleinen Sünders, den er vorhin hier erwischte und am Kragen gefaßt und der ihm wohl oder übel gestehen mußte, was er da an der Bretterwand herum zu hantieren hatte. Mit einem Zehnfünnigstück und ein paar Pfaffen entließ er ihn und bald hätte er über den Freundsprängen des kleinen Darfäbers vergessen, die erzwungene Adresse zu notieren.

Nun wandelt er wieder ein paar Schritte hin und her und lauscht und lauscht und zieht die Augen in die Höhe, als höre etwas ganz Besonderes aus den süß berausenden Frühlingsstimmen an sein Herz klingen.

Fast vergißt er, seinen geräuschlosen Spaziergang fortzusetzen, an jener Ecke scheinen die Sonnenstrahlen so warm und durchdringend, fast bis ins Herz hinein, und die oftmals bedenkliche Miene, der Ausflug strengen Ernstes weicht schließlich doch einem sonnigen Lächeln, welches sich durch keine Bedenken mehr verdrängen läßt.

Im Schatten der Laube aber kämpft die liebliche Susi einen schweren Kampf, der selbst durch die mächtigsten Sonnenstrahlen des Lebens — den Erinnerungen an eine selbige Kinderzeit — nicht besiegt werden kann. Vor ihren geistigen Blicken tauchte sie auf die glückseligste Zeit, wo jeder sonnige Tag einem Festtag gleich, wo sie von treuer Mutterhand gepflegt, geberzt, beschützt, über die kleinen Kümmernisse des Kinderdaseins hinweggehoben würde. Die unvergeßliche Zeit, wo die Teure trotz eigenen tiefen Herzeleids dem lauschenden Kinde die Zauberwelt der Märchen erschloß, wo die einfachen, herzbewegenden Erzählungen aus ihrer eigenen Kinderzeit gleich Perlen in das empfängliche Herzchen fielen, um dort die stärksten Empfindungen zu erwecken.

(Fortsetzung folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— Die Aufbewahrung des Pelzwerks geschieht an trocknen, womöglich dunklen Orten. Mit Anfang des Frühlings muß es leicht ausgeklopft und mit einer Schicht klarem Pfeffer bestreut oder mit kleinen Stücken Kampfer belegt werden; dann wird es in ein Tuch eingeschlagen und den Sommer über in Kästen eingeschlossen, in welche die Motten nicht eindringen können. Wendet man Kästen von Pappe oder Holz zur Aufbewahrung des Pelzwerks an, so bestreicht man die Enden der Deckel mit Kleister und legt einen Streifen starkes Papier darum.

— Um die Mottenbrut aus dem Pelzwerk u. dergl. gründlich zu vertilgen, verfährt man in folgender Weise: feiner, trockener Sand wird so erhitzt, daß man nicht mehr die Hand darin leiden kann, daß er aber noch nicht sengt. Dieser Sand wird langsam auf dem Pelzwerk hin und her gerollt, indem man ihn zwischen die Haare so recht auf die Haut kommen läßt. Das nun völlig gereinigte Pelzwerk wird nun, mit einem der Mottenschuhmittel versehen, in starke gewachsene, oder in Eisenvitriol-Auflösung getauchte Leinwand verpackt und ist dann völlig sicher.

— Gegen Mehlwürmer auf Speichern und in Bäckereien. Zunächst lasse man den Raum von allem etwaigen Schmutz, Unrat, Staub usw. der Ecken und Winkel gründlich säubern, dann mit frischgebranntem Kalk austünchen, nun befeuchte man die Unterlagen der Waren, also Bretter, Papiere usw. ganz gehörig mit Benzol, stände die Winkel und Ritzen tüchtig mit Insektenpulver aus, und schließlich suche man eine lebhafteste Luftdrainage zu ermöglichen, das heißt, einen lebhaften Luftzug durch zahlreiche kleine Löcher in der Nähe des Fußbodens und große Öffnungen an der Decke.

— Selbstbereitung von Glanzstärke. Vier Eßlöffel Reiskeärke bester Sorte, vier Eßlöffel pulverisierter Borax, acht Eßlöffel dünn aufgelöster Gummitragant werden mit warmem Wasser vollkommen klar gerührt, dann wird bis zu 1 Liter Wasser zugegossen; mit dieser Mischung können sechs Chemise, sechs Paar Manschetten und 12 Kragen gestärkt werden. Man setze der Stärke beim Bügeln etwas Borax und Talg — besser Stearin — zu. Der Borax gibt der Wäsche Glanz und Steifheit und der Talg verhindert, daß die Stärke an das Bügeleisen klebt.

— Ein vorzügliches Toilettenmittel ist Goldcream. Man bereitet sich solchen, indem man 80 Gr. Süßmandel-Öl, 10 Gr. reines, weißes Wachs, 20 Gr. reines Schweinefett und 10 Gr. Wallrath zusammen erwärmt und glatt flüssig werden läßt. Alsdann rührt man die Masse kalt, indem man tropfenweise 10 Deziliter Rosenwasser dazu gibt.

— Tapezierte Zimmer vor Ungeziefer zu schützen. In tapezierten Zimmern kommt es häufig vor, daß sich, besonders wenn die Tapeten etwas schadhaft werden oder losgerungen sind, Ungeziefer, Wanzen, Ameisen etc. hinter den Tapeten einnistet. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, setzt man dem beim Tapezieren verwendeten Kleister etwas Koloquintepulver zu, und zwar ungefähr auf drei Kilo 50 bis 60 Gramm.

— Das Reinigen der Ledertücher. Man wäscht die Ledertücher in lauwarmem Seifen- oder Sodawasser und seift besonders schmutzige Stellen mit weicher Seife ein oder man reinigt sie in Salzwasser. Sind die Tücher rein, so drückt man sie aus, spült sie in starkem Seifenwasser und läßt sie an einem warmen Orte trocknen. Der zurückbleibende Seifenrest bewahrt dem Leder die Weichheit und Geschmeidigkeit. Das Trocknen geschieht durch Aufhängen an der Luft.



Unsere Bilder.



— Die Brandkatastrophe bei Donaueschingen. Vermutlich eine kleine Ursache, Unvorsichtigkeit spielender Kindern, schuf aus dem badischen Städtchen Donaueschingen ein großes Trümmerfeld. (Siehe Bild Seite 281.) Etwas 300 Gebäude wurden durch eine Brandkatastrophe vernichtet; 1500 Personen, die so obdachlos geworden sind, bleiben nunmehr auf die werktätige Nächstenliebe ihrer Mitmenschen angewiesen.

— Louis Castan, Begründer des bekannten Panoptikums in Berlin. Wie so mancher geniale Erfinder ist nun auch der Begründer des weltberühmten Panoptikums in Berlin, Bildhauer Louis Castan, (Siehe Bild Seite 283), im Alter von 80 Jahren, in großer Armut gestorben. Solange das Institut sich „Unter den Linden“ befand, war es eine der Hauptsehenswürdigkeiten Berlins und wurde von den höchsten Herrschaften besucht. Die Verlegung in andere Räume ließ jedoch das Ansehen schwinden, so daß der einst gefeierte Künstler am Ende seines Lebens auf die Hilfsbereitschaft seiner Freunde angewiesen war.

— Dauerfahrt des Zeppelinschen Luftschiffes. Die letzte Fahrt des Grafen Zeppelin mit seinem 128 Meter langen Luftschiff nahm einen großartigen Verlauf und war dem Photographen ein dankbares Objekt. (Siehe Bild Seite 284.) Das nahe Ende, das die Elemente dem stolzen Luftschiff bereiteten, ist bekannt. Nur dem Umstande, daß der Graf kurz vor der Katastrophe bei Ehlerdingen seinen Salon (Siehe Bild Seite 285) verließ, um seiner Tochter ein Telegramm zu senden, verdankt der geniale Erfinder sein Leben. Von seinem Kunstwerke, dem Beherrscher der Lüfte, wie es stolz genannt wurde, blieb lediglich das verbogene Aluminiumgerippe (Siehe Bild Seite 285) übrig.



Zur Unterhaltung.



— Fürsorglich. Ifig: Nu sag mer blos, Izaakleben, wofu haste geschickt Deinen Aaron zu die Artill'rie? — Izaak: Nu, wie haist! Damit er sich gewöhnt ans „Krachen“!

— Gewappnet. Fechtbruder: Bitte um eine Kleinigkeit. — Wirt: Was, Sie betteln —!? — Fechtbruder: Ober wenn Sie Arbeit haben —!? — Wirt: Jawohl, Sie können Holz hacken. — Fechtbruder: Is jut — id werde Ihnen den Ieich schiden, for den id Arbeit suche.

— Schlaun. Gast: Frau Wirtin, Ihr Logis ist sehr gut, in Ihrem Bett habe ich aber etwas — gefunden —. — Wirtin (ärgerlich): So, das werden Sie wohl selbst mitgebracht haben, das nehmen Sie auch nur gefälligst mit. — Gast: Schön. Ich habe nämlich einen Brillantring d'rin gefunden!

— Bei der Abfahrt. Keffe: Na, adieu, Onkel! Und wenn du mich mal besuchen willst, gib mir vorher per Draht Nachricht. — Onkel: Na, per Draht ist wohl nicht nötig. — Keffe: Allerdings, das „per“ ist überflüssig. Der „Draht“ genügt mir!

— Natürlicher Zustand. A.: Daß man dich nie im Gleichgewicht findet! Immer entweder übermäßig traurig oder übermäßig lustig! — B.: Ganz natürlich: ist mein Herz schwer, dann ist mein Portemonnaie leicht, und ist das Letztere schwer, dann ist mein Herz leicht! Gleichgewicht ist da nie herzustellen!

— Begründeter Neid. Ein Brauereibesitzer läßt seinen Buchhalter ein neues Gebräu probieren und fragt ihn darauf schmunzelnd: „Nicht wahr, Sie sind auch erfreut, über das gehalten reiche Bier?“ — „Sogar neidisch bin ich darauf, Herr Prinzipal!“ lautet die schlagfertige Antwort des lach besoldeten Beamten.

— Sträflicher Traum. Der Kleine Gustav: Mutter, letzte Nacht träumte mir, es habe tüchtig geregnet und mein neuer Anzug wäre ganz und gar naß geworden unterwegs. — Mutter (gibt ihm eins hinter die Ohren): So, du Schlingel, da hast eins, träum' du mir noch einmal, du hättest deinen Regenschirm vergessen!

— Klassisch. Bäckfisch: Herr Doktor, wenn Sie mich in einem Gedicht besingen wollten, welche Form würden Sie wohl wählen? — Dichter: Das Sonett, mein Fräulein. — Bäckfisch: Und weshalb gerade dieses? — Dichter: Weil Sie so nett sind!



Rätzelecke.



Bezierbild.



Wo ist nun Karl geblieben?

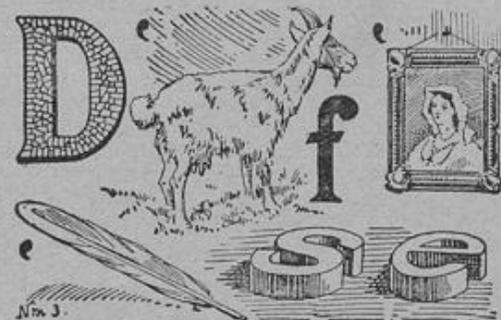
Wort-Rätzel.

Nennst du mein Wort, wie es ist, so kündet schwäbische Stadt dir's,
Die, vollen Rechtes, sich rühmt, daß sie ein Höchstes besitzt;
Fügt du dem Worte was vor, so fahrt's zu stolzerer Höhe,
Fügt du dem Worte was nach, hoch strebet immer es noch.

Vierfilbige Charade.

Ist's 1 und 2 um dich, so wird oft leicht
Ein Wandel mit geringer Müß erreicht,
Doch kann' das Wort aus des Gemütes Grunde,
Wo nicht mit guten Geistern es im Bunde.
In 3 sich manche stolze Höhe spiegelt,
Bis sein Geschick im Bruderarm besiegelt;
Du kennst es auch, sich in den Lüften wiegend,
Und rückwärts, Meere mit dem Schiff durchpflügend.
4 kann als Waffe sehr gefährlich sein,
In anderm Sinn dein lauschend' Ohr erfreu'n.
1, 2, 3, 4, das Haupt zum Himmel ragend,
Und ew'gen Schnee und Eis als Krone tragend
Die, wenn Frau Sonne auf sie niederlacht,
Helleuchtend strahlt in Diamantenpracht.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben-Rätzel: Desregg.r.

Rebus: Landrichter.



Um der Ehre willen!

Erzählung von C. B.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Verstehen Sie jetzt, daß Frau von der Wehr nur Unfrieden gestiftet hat? Alles Leid und alle Sorge muß doch wie ein Nebel zerrinnen; darum seien Sie wieder heiter und glücklich, wie Sie es früher waren.“

„Sie vergessen, daß die Hauptsache doch immer die Wahrheit bleibt,“ versetzte die unglückliche Frau; „er liebt mich nicht und hat mich nur aus Mitleid und um der Ehre willen geheiratet.“

„Das wußten Sie doch immer; warum willigten Sie denn in seinen Plan ein?“

„Sie können mich nicht verstehen,“ schluchzte Frau Helfenstein. „Ich liebte ihn zu sehr und konnte den Gedanken einer Trennung nicht ertragen. Ungeliebt in seiner Nähe weilen, schien mir ein größeres Glück, als ihn gänzlich zu verlieren.“

„Wie denken Sie denn jetzt? Ist es Ihnen nicht möglich, die Klüft zu überbrücken, die zwischen Ihnen entstanden ist?“

„Wie kann das geschehen?“

„Ich weiß es nicht, aber ich würde es versuchen. Ständen Sie sich immer fremd gegenüber, oder fingen Sie Ihr eheliches Leben nicht wie andere Leute an?“

„Auf unserer Hochzeitsreise waren wir stets bei einander.“

Er zeigte mir alle Lebenswürdigkeiten in den Städten, hier ist er aber zu sehr beschäftigt.“

„Sind Sie denn nicht oft mit ihm allein?“

„Beim Frühstück und beim Mittagstisch, er spricht kaum mit mir; ich fürchte, er haßt mich.“

„Er hätte Sie gar nicht für's Leben an sich fesseln dürfen,“ sagte Frau Nordheim, finster die Stirn runzelnd.

„Sie wären jetzt vielleicht die geliebte Gattin eines anderen, wäre er nicht dazwischen getreten.“

„D nein! Niemals! Nie und nimmer!“

„Warum nicht?“

„Ehe ich meinen Gatten kennen lernte, war ich fest entschlossen, niemals zu heiraten,“ gestand sie naiv. „Meine Schwestern machten so viel Gerede von ihrer Verlobung, und das war mir ganz unverständlich. Ich hielt es für weit besser, mein ganzes Leben hindurch frei und unabhängig zu sein.“

„Kannte Herr Helfenstein Ihre Gedanken?“

„Ich sprach sie ganz offen aus.“

„Was sagte Ihr Gatte dazu?“

„Anfänglich lachte er darüber, jetzt spricht er gar nicht mehr davon; wir reden überhaupt selten mit einander. Vor unserer Hochzeit gab er mir das Versprechen, ich sollte meine Freiheit behalten. Er erklärte mir, ich müsse seinen Namen tragen, dürfe nicht heiraten, solange er lebe, in allen anderen Sachen könne ich tun was ich wolle — und er hat treulich Wort gehalten. Aber ich verlange keine Freiheit, ich sehne mich nach Liebe. Das Leben hat keinen Reiz für mich, und am liebsten möchte ich mein müdes Haupt zum Sterben niederlegen.“

„Seien Sie stark und mutig, Anni.“

„Das Leben ist für mich so öde und liebeleer,“ klagte die unglückliche Frau, „und wenn ich andere Leute so glücklich sehe, will mir oft das Herz brechen.“

„Sie werden auch glücklich werden,“ tröstete die Freundin aufrichtig, obgleich sie fühlte, daß die Klüft zwischen den Gatten größer sei, wie sie gedacht habe.



Königin Ena von Spanien mit ihren beiden Kindern, dem Thronfolger Alfonso und dem jüngstgeborenen Infanten Don Jaime.

Am nächsten Tage kam Anni von einem einsamen Spaziergange heim, als der Diener ihr mit der unerwarteten Meldung entgegentrat, der Bankier sei verreist und werde wahrscheinlich morgen abend zurückkehren.

„Er war in sehr großer Eile,“ fügte er hinzu, als er das Erstaunen seiner Herrin gewahrte, „und schrieb schnell noch einige Briefe: — er hat vor kaum 5 Minuten das Haus verlassen.“ Die junge Frau ging in das Arbeitszimmer ihres Gatten; sie hatte es so jet-

ten betreten — es war ja sein Gemach, und er hatte sie nie aufgefordert, hier bei ihm zu bleiben. Der Diener hatte reagiert, er hatte das Zimmer erst verlassen. Die Feder, mit der er die Briefe geschrieben hatte, war noch naß, und die Briefe selbst lagen noch auf dem Schreibtische, sie waren noch nicht zur Post befördert. Flüchtig schweiften die Blicke der jungen Frau über die Aufschriften. Einer war an den Grafen Haldenberg gerichtet; es war ein Jugendfreund des Bankiers und wohnte in einer benachbarten Provinzialstadt; aber trotzdem er sehr häufig in der Residenz weilte, hatte Anni ihn noch nie gesehen. Die Aufschrift des anderen lautete an Herrn Ernst Trellmann, einen Rechtsanwalt und Univerfitätsfreund des Bankiers, der stets mit ihm in vielfacher geschäftlicher Verbindung stand. Ein dritter Brief lag etwas entfernt von den übrigen und trug die Aufschrift: „Frau Helfenstein.“ Es war das erste Mal, daß sie einen Brief von seiner Hand in ihrem Besitze hatte, und mit einem nie gekannten stolzen Glücksgefühl nahm sie den kleinen Schatz an sich, barg ihn in der Tasche und verließ eilig das Gemach. Auf dem Korridor begegnete ihr der Diener.

„Ich bitte um Verzeihung,“ stammelte er, „aber mein Herr gab mir einen Brief für Sie; ich will ihn gleich holen.“

„Es schadet nichts,“ entgegnete sie gütig; „ich fand ihn bereits; tragen Sie aber die anderen Briefe zur Post.“

Sie verschloß die Türe ihres Zimmers, dann öffnete sie den Brief. Sie las ihn einmal und dann wieder und wieder. Jeder Nerv ihres Körpers zuckte in fieberhafter Aufregung. Erst jetzt, als sie zum dritten Male die Zeilen durchlas, verstand sie es, daß dieselben gar nicht an sie, sondern an den Freund, den Rechtsanwalt Ernst Trellmann, gerichtet und nur durch einen unglücklichen Zufall in den falschen Briefumschlag geraten waren.

Der Brief trug überhaupt keine Ueberschrift, sonst würde Anni auf den ersten Blick den Irrtum entdeckt haben, und so las sie nun:

„Ich muß schnell verreisen und komme morgen Abend zurück. Während meiner Abwesenheit erledige Du die traurige Angelegenheit. Gehe zu ihr — Du weißt, wen ich meine, ohne Dir den Namen zu nennen — und sage ihr, daß sie haben kann, so viel sie will, selbst die Hälfte des namhaften Vermögens. Du kannst die Sache viel besser erledigen, wie ich, denn ich könnte meine Ruhe verlieren und heftig werden. Du hast schon so viel für mich getan, lieber Ernst, hilf mir auch jetzt, denn ich kann sie nicht wiedersehen. Dein treuer Freund Paul Helfenstein.“

Das war alles. Jedes einzelne Wort schien wie mit einem glühenden Eisen in die Seele der unglücklichen Frau eingegraben zu sein. Was sollten diese Zeilen nur bedeuten? Ach: sie verstand sie nur zu gut. Ihr Gatte haßte sie; er konnte ihre Gegenwart, ihren Anblick jetzt nicht mehr ertragen. Er wollte ihr jetzt Geld geben — viel Geld, sein halbes Vermögen, und dann, sollte sie fort! Er wollte sie nicht einmal wiedersehen, aus Furcht, heftig zu werden und seine Ruhe zu verlieren, darum sollte der befreundete Anwalt die traurige Angelegenheit für ihn ordnen. Wie eine entlassene Dienerin sollte sie mit Geld abgelohnt werden.

Ihre Augen glühten wie brennende Kohlen. Schnell raffte sie einige Sachen zusammen, nicht eine Stunde länger wollte sie unter seinem Dache bleiben; freiwillig wollte sie gehen, ehe sie von ihm entlassen wurde.

Sie schellte nach ihrer Jose. Die treue Dienerin erschraf über das geisterhaft bleiche Aussehen ihrer Herrin, aber kein Argwohn stieg in ihrer Seele auf.

„Herr Helfenstein ist verreist, und ich mag hier nicht allein bleiben,“ erklärte sie, „darum reise ich nach Königsberg. Meine Schwester wohnt dort, und eine kleine Abwechslung wird mir gut tun. Vielleicht bleibe ich längere Zeit dort, jedenfalls werde ich bald schreiben.“

Dann blickte sie noch einmal in ihrem Zimmer umher; es war doch zu schwer, für immer von dem traulichen Raum Abschied zu nehmen; stumm reichte sie der Dienerin die Hand und bestieg dann den ihrer harrenden Wagen.

VII.

Herr Helfenstein hatte kaum sein Haus verlassen, als er auf dem Wege zum Central-Bahnhof dem Grafen Haldenberg begegnete, den er gerade in der Provinzialstadt besuchen wollte.

„Sie kommen gerade zur rechten Zeit,“ rief er ihm entgegen, ihm zum Gruße die Hand bietend, wissen Sie, daß ich auf dem Wege zu Ihnen war? Da Sie so selten anwe-

send sind, hinterließ ich für jeden Fall einen kurzen Brief an Sie.“

„Kommen Sie hier herein,“ versetzte der Graf, den Arm seines Freundes nehmend und ihn in das Restaurant führend, „hier können wir ungestört miteinander reden, nebenbei spüre ich auch einen gewaltigen Hunger. Haben Sie die fatale Angelegenheit für mich geordnet?“

„Ich beauftragte Trellmann damit, — ich sprach schon oft mit ihm über die traurige Sache, und er versteht als Jurist die Regelung besser wie ich,“ gab der Bankier ernst zurück. „Sie wissen, daß ich Ihnen in jeder anderen Angelegenheit gern dienlich bin, aber als Ihr persönlicher Freund ist es mir zu schwer. Ich bin dreimal bei Ihrer Gattin gewesen, und jedesmal überschüttete sie mich mit Vorwürfen. Trellmann als vollständig Fremder wird die Sache leichter arrangieren können.“

Der Graf senfte. Er, Träger eines erlauchten Namens hatte, kaum dem Jünglingsalter entrückt, eine Ehe mit einer leichtsinnigen Tänzerin geschlossen und bald genug diesen übereilten Schritt bitter bereut. Jahrelang hatte er gebulbig ihre Launen ertragen und schwer an den Ketten geschleppt, die er sich selbst geschmiedet hatte. Jetzt ging es nicht weiter. Er mußte sich von ihr trennen, wollte ihr geben, was sie forderte, sogar die Hälfte seines großen Vermögens. Nur sollte sie einwilligen, seinen Namen abzulegen, und nie den Versuch machen, ihn wiederzusehen.

„Nehmen Sie die Sache nicht allzu ernst,“ nahm der Graf mit erzwungener Heiterkeit wieder das Wort, „wenn sie mich später nicht belästigt, wird mir das Leben wieder erträglich. Ich führe dann ein Junggejellenleben, das Sie doch vor wenigen Monaten ganz angenehm fanden.“

Der Bankier lächelte. Anni war in letzter Zeit ihm nicht näher gerückt, aber sie war so unschuldig und ihm so treu. Er hätte nicht an eine Trennung denken mögen, selbst nicht für alles Geld der Erde. „Ich sehne mich nicht nach meinem früheren einsamen Leben zurück,“ gestand er deshalb, „obgleich mir die Zeit sehr angenehm verging. Kommen Sie heute Abend mit mir, dann lernen Sie meine Gattin kennen.“

„Ich habe sehr viel von Ihrer seltsamen Hochzeit gehört und gestehe, daß ich Frau Helfenstein gern kennen lernen möchte.“

„Sie ist eine Tochter des alten Melzer. Er war mein langjähriger Freund und machte mich zum Vormund seiner Kinder. Es war doch nicht so seltsam, eines seiner Mädchen zu heiraten!“

Der Graf merkte, daß er zu weit gegangen war.

„Frau von der Wehr erzählt so viel darüber,“ entschuldigte er sich, „sie wird nicht müde, ihren Bruder zu beklagen, der nur um der Ehre willen zu diesem Schritt veranlaßt sei.“

„Sie werden bald Ihre Meinung ändern, sobald Sie meine Frau gesehen haben.“

Mit dem Versprechen, am nächsten Tage zu kommen, schied der Freund. Die Reise des Bankiers war jetzt nutzlos, da er den Freund gesehen hatte. Er überlegte, ob er in seinen Klub oder nach seinem Hause gehen sollte. Er war dicht am Centralbahnhof. In geringer Entfernung fuhr ein Wagen an ihm vorüber. Plötzlich scheuten die Pferde — sie bäumten sich — der Antscher konnte sie nicht mehr regieren, im nächsten Augenblick wurde der Wagen hart gegen einen Brellstein geschleudert und stürzte um. Im Nu sammelte sich eine große Menschenmenge um die Unglücksstätte; auch der Bankier trat näher.

„Ist sie tot?“ hörte er eine Stimme dicht an seiner Seite.

„Nein, nur ohnmächtig.“

„Bringt sie in's Hospital.“

Der Antscher raffte sich nun auf; ihm war der Arm gebrochen.

„Bringt sie wieder nach Hause; sie wohnt Ecke der Karlstraße; nur fährt langsam,“ hörte man ihn sagen.

Der Bankier hörte diese Worte, er stand wie elektrifiziert, er ahnte, daß es seine Gattin sei, wiewohl er sie noch nicht gesehen und kein Wort von ihr hörte. Gewaltsam bahnte er sich einen Weg durch die Menge, seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Bleich und starr lag sie vor ihm, als habe der Todesengel bereits seine eiserne Hand nach seinem Opfer ausgestreckt.

„Ist sie tot?“ stöhnte er. „Sie ist meine Gattin. Warum holt man nicht den Arzt? Holt einen Wagen, damit sie nach Hause gebracht werden kann.“

Der Arzt war bald zur Stelle, er begleitete den Bankier nach seinem Hause.

„Frau Selsenstein wollte nach Königsberg reisen; sie sah sehr krank und bleich aus,“ berichtete die Jose.

Der Bankier hörte nichts; er harrete in banger Sorge auf den Ausspruch des Arztes, der allein im Krankenzimmer war. Auf dem Tisch lag ein Brief an ihn adressiert. Er öffnete ihn und fand zu seinem Erstaunen seine eigenen Zeilen, die er an seinen Freund Trellmann geschrieben hatte. Aber noch mehr. Einige Zeilen seiner Frau, die sie eilig mit Bleistift hingeworfen hatten, waren beigelegt.

„Du hast die Zeilen an mich adressiert, und ich las sie,“ schrieb sie. „Es tut mir sehr leid, daß Du Dir selbst diese Kette geschmiebet hast, aber sie soll Dich nicht länger drücken. Bis zu meinem Tode sollst Du nichts mehr von Deiner ungeliebten Gattin hören.“ Heiße Tränen fielen auf das Blatt in seinen Händen, wie sehr mußte seine Gattin gelitten haben, und er überhäufte sich mit den bittersten Vorwürfen. Und ach! wie entsetzlich lange mußte er auf den Ausspruch des Arztes warten! Endlich kam er.

„Sie hat keinen Schaden genommen,“ erklärte er, „nur ist ihr Gemüt heftig erregt, und ihre Nerven sind arg erschüttert. Sie muß eine starke Gemütsbewegung gehabt haben, und wenn sie sich nicht beruhigen kann, so stehe ich nicht für die Folgen.“

„Lassen Sie mich zu ihr.“

Der Arzt schüttelte das Haupt. —

„Sie scheint zu phantazieren, denn sie will nur fort von Ihnen, damit Sie wieder frei sind. Lebten Sie etwa nicht im besten Einvernehmen?“

Der Gefragte seufzte. —

„Meine Gattin las einen kurzen Brief, der nicht für sie bestimmt war, sie hat ihn mißverstanden, aber ich kann leicht alles aufklären.“

Er ging ins Krankenzimmer, und ehe Anni wußte, was ihr geschah, beugte sich der Gatte über sie und küßte sie zärtlich. „O, mein Liebling,“ flüsterte er ihr zu, „wolltest Du mich wirklich verlassen?“

„Du hast es selbst gewünscht.“

„Niemals!“

Sie öffnete ihre Augen und blickte ihn vorwurfsvoll an. „Ich las Deinen Brief,“ sagte sie leise.

„Der gar nicht für Dich bestimmt war,“ ergänzte der Gatte. „Die fatale Sache besteht in der Scheidung des Grafen Haldenberg von seiner Gattin. Ich bin sein Freund, daher übertrug ich die Sache dem Anwalt Trellmann, der als ein Fremder die Trennung besser bewirken kann. Auf dem Wege nach dem Bahnhofe, um den Grafen aufzusuchen, traf ich ihn hier unerwartet. Dann sah ich in meiner Nähe den Unfall, ahnte aber nicht, daß meine eigene Gattin im Wagen saß.“

„Ich glaubte, zu sterben,“ hauchte die Kranke, „und ich freute mich darüber, dann wärest Du frei.“

„Anni,“ flüsterte der Bankier, noch immer die kleine, fieberheiße Hand fest in der seinigen haltend, „bedauerst Du wirklich, daß Du mir angehörst? Wärest Du das Geschehene ungeschehen machen?“

„Ja! Du hättest mir nie dieses Opfer bringen sollen. Frau von der Wehr sagt mir, Du habest mir nur aus Mitleid, um der Ehre willen die Hand geboten.“

„Sag meine Schwester reden, Du kennst sie. Ich vertraue Dir, Anni, darum sage mir offen, ob Du bedauerst, meinen Namen zu tragen?“

„Bist Du glücklich?“ hauchte sie matt.

„Ich weiß es selbst nicht. Oft denke ich, ich hätte Deine Unerfahrenheit nicht ausnützen dürfen, vielleicht hätte es ein anderer besser verstanden, Dich Liebe zu lehren. Dann kommen aber die Augenblicke, in denen ich freudig und dankbar bin, daß Du mein eigen bist, daß ich Dich beschützen und behüten darf und daß, solange ich lebe, kein anderer Recht an Dich hat. Ich weiß, Anni, Du glaubst nicht an Liebe, das kann mich aber nicht hindern, Dich zu lieben.“

Die Kranke seufzte. „Wenn wir nur von Neuem beginnen könnten,“ murmelte sie.

„Warum können wir das nicht? Weißt Du, was ich jetzt tun würde, wenn Du nicht meine Gattin wärest?“

„Nein,“ erwiderte sie erwartungsvoll.

„Ich würde Dich um Deine Liebe bitten. Ich würde Dir sagen, meine Liebe für Dich sei so stark und mächtig, daß sie Gegenliebe gewinnen muß. Ich würde Dich bitten, zu mir zu kommen, um für mich zu lernen, daß ein eheliches Leben nicht auf Freiheit, sondern auf Liebe gegründet sein muß.“

Ihre Augen glänzten in neuer Freude, oann entgegnete sie leise:

„Ich würde Dir antworten, daß Reichtum, Freiheit, Ehre, und Ansehen nichts ist, und daß eine Frau nur eins bedarf, um glücklich zu sein — Liebe.“

„Anni,“ frohlockte er, „mein Liebling, haben wir uns in der ganzen Zeit denn nicht verstanden? Hast Du auch gelernt, daß das ganze Leben nichts ohne Liebe ist?“

Sie antwortete nicht, aber ihr Haupt sank auf seine Schulter, und ihre Arme umschlangen seinen Hals.

Es war ein stiller, weibvoller Augenblick, als dieses glückliche Paar sich in Liebe wiederfand, nachdem die Schranken niedergedrückt, die ein falsches Gefühl im Herzen eines jungen, unerfahrenen Mädchens aufgebaut hatte. Wie leiser Geisterhauch wehte es durch das Gemach, in dem es so stille ward, als diese neue Vereinigung gefeiert wurde, die zwar kein irdischer Priester, wohl aber der große Priester droben segnete.

Durchgefallen.

Novelle von J. Richter.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Und dann kam die Schulzeit und die leidenschaftliche Liebe zu den Büchern, von welchen sie niemand anders hinwegzuseuchen vermochte, als der rücksichtslose kede Vetter Ehrhardt, der sie „Blaustrumpf“ schimpfte, an den braunen Zöpfen zog und sie zwang, mit ihm „Pferd“ zu spielen. Sie war außer sich und ließ sich doch von ihm quälen, und wenn er wieder ging, sah sie ihm sehnsüchtig nach und selbst das schönste Märchen vermochte sie dann nicht mehr zu fesseln.

Es war doch aber nur ihr Vetter, über den man sich schließlich doch nur ärgern kann, der da glaubt, ein Vorrecht zu haben zu allem beleidigenden Tun und Reden, zum Beispiel sie unversehens zu küssen, und ihr zu sagen, daß sie eine krumme Haltung habe, sich die Augen verderbe und ein Blaustrumpf sei, den er sich nimmermehr heiraten werde. — Die Mutter lachte dazu, — aber sie selbst war äußerst empört, und als heranwachsendes Mädchen zeigte sie ihm ihre ganze Nichtachtung, was er auch sagen mochte, er war ja doch nur ihr Vetter.

Sie las und lernte weiter und er wurde ein gefeilter Handlungslehrling, der sich in Zahlen vergrub, wie sie sich in ihre Bücher. Aber den loien Mund konnte er doch nicht zähmen, denn er verlangte von ihr, daß sie die Bücher beiseite werfe, ihm einen Kuß gebe und ihm sein Leibgericht — Milchreis mit Pflaumentunke — koche.

„Du könntest in unser Geschäft als Lehrling eintreten, oder bei meiner Mutter die Wirtschaft lernen; eins oder das andere mußt du gründlich verstehen, wenn du meine kleine Frau werden willst,“ flüsterte er ihr zu mit fast beleidigender Vertraulichkeit, als er sich durch die Glückwünschenden drängte, die zu ihrer Einsegnung herbeigeeilt waren.

Wie sie das trankte und beleidigte — sie mit ihrer Gelehrsamkeit und ihren fünfzehn Jahren. „Ich werde Lehrerin,“ erwiderte sie damals kühl und würdevoll, „und auf den übrigen Unsinn zu antworten, lohnt nicht der Mühe.“

„Ist das dein Ernst —?“ hatte er zurückgefragt.

„An einem solchen Tage scherzt man nicht,“ und damit hatte sie ihm den Rücken gedreht. Und seitdem, seit jener Stunde hatte sie ihn nicht mehr gesehen, ohne Gruß war er verschollen bis jetzt — gerade jetzt.

„O Gott, o Gott,“ jammerte sie nun, „dieser Amiespalt. Nein, ich kann nicht, es war schlecht von ihm, rücksichtslos wie er immer ist, sich es so einzurichten und ich sollte mir selbst untren werden, nein — warum kommt er nicht früher? Ich — ich kann ihn ja auch nicht lieben!“

Aber warum schluchzte sie dies nur so herzbrechend in sich hinein?

Die Zeit schwand und vom nächsten Turm schlug es elf Uhr. Köthe, die während ihrer Wanderung nichts weniger als ihr Gramen bedacht, verglich im stillen ihre Lage mit der ihrer Freundin. Wenn „ihr Otto“ so weit wäre, ihr die Hand entgegenzustrecken, um sie mit einem Ruck aus der selbstgewählten Patzche zu ziehen, und sie an sein großes Herz zu ziehen, das nichts weiter verstand, als zu lieben — ach, mit welcher Freude würde sie noch heute — schneeflüchtig sich ihm in die Arme werfen! Aber das war's ja eben — Student im zehnten Semester, großmütig darauf verzichtend, etwa durch ein Staatsexamen den übrigen hungernden Philologen die zu erhoffende Brotkrume streitig zu machen, blieb ihr nicht die mindeste Aussicht. Deshalb war auch ihre liebe Verwandtschaft so zwanglos gewesen, ihr Ver-



Die Führer der beiden Parteien bei den diesjährigen Kaisermanövern im Elsaß.
General der Infanterie
von Brittwig und Gaffron,
Kommandant des XVI. Armeekorps.



General der Infanterie
Ritter Hentschel von Gilgenheimb,
Kommandant des XV. Armeekorps.

hältnis als ein gänzlich aussichtsloses auf das Hackebrett der abendlichen Tees zu nehmen und grausam zu zerfleischen.
Um dieser liebevollen Tätigkeit ein Ende zu machen, faßte Käthchen den Entschluß, aus der Gesichtswerte ihrer Angehörigen zu entschwinden und einem plötzlich auftauchenden Gedanken Folge gebend, das Verhältnis der Form nach auflösend.

Wie es trotzdem durch die Vermittlung eines kleinen zerlumpten Liebesboten nicht durch die Hände der gestrengen Vorsteherin, wohl aber durch die Augen des alten Bretterzaunes weitergeführt wurde, haben wir bereits erraten. Das gute Mädchen hoffte im stillen, dem saumseligen Studio zur Nachahmung zu entflammen, und er hatte sich deshalb zu einem Examen entschlossen, ohne die Behauptung Suschens, daß sie nicht allzu fest im Sattel sitze, bestreiten zu können. Sie war stets zur Einsicht geneigt und eine heimliche Beklemmung befiel sie, wenn sie nur an den nächsten Tag dachte. Dazu jezt noch die Aufregung der Entdeckung eines wirklichen Heiratslandsboten für die kleine bröde Suse, — es war doch etwas sehr viel — am allerletzten Tage vor der Prüfung.

Ein leichter Schwindel überfiel sie — oder war es vielleicht vor Hunger — es mochte schon halb Mittagzeit sein.

Mit dieser Erkenntnis trat sie schnellen Schrittes in die Laube. Suse schien sie zu erwarten, das herzige Gesichtchen zeigte deutlich die Spuren der ausgestandenen Herzenskämpfe, aber die noch bebenden Lippen zwangen sich, den schon vorhin bemerkten unbegleitenden Zug festzuhalten.

„Run?“ fragte Käthchen erwartungsvoll.

„Es bleibt dabei, wie ich schon gesagt.“

Der Stimme fehlte der feste Klang, weshalb Käthe weiterforschte:

„Das heißt?“

„Ich mache mein Examen und —“

„— wirst eine alte Jungfer — o Suse!“ klagt Käthe.

„Gerade so wie du,“ lächelt die trübe und faßt die Freundin unter dem Arm.

„Das ist doch noch sehr die Frage. — Du weißt, ich habe keine Anlage dazu und denke gar nicht daran, meinem Otto untreu zu werden.“ Suse weiß nicht, ob sie die siegesgewisse Freundin beneiden soll. Käthe war unstrittig ein sehr hübsches Mädchen und geeignet, das winzigste Studentenherz zu fesseln, — aber wie konnte man sich nur auf einen Mann verlassen, wenn man arm war?

In dieser verächtlichen Stimmung begab sich Suse am nächsten Tag mit ihren Kolleginnen in das Kreuzfeuer des Examens.



Bandenführer aus verschiedenen Gegenden der Türkei.

das eigentlich für sie ein im voraus überwundener Standpunkt war. Denn Susanne Friedmann galt als Stolz und Stierde der ganzen Lehranstalt. Jedoch — mit des Geschickes Mächten, ist kein ew'ger Bund zu flechten usw. usw.

Rassunglos, rein außer sich, nachdem die Prüfungskommission schon den dritten Tag in der ihr überlieferten Herde wütete, zog sich die Schulvorsteherin, Frau Berta Reinert, in ihr Privatzimmer zurück. Sie konnte es keine Sekunde länger mit ansehen, wie der Regierungsschulrat Dr. Eichler, gerade die Susse, ihren Liebling, aufs Eis zu führen suchte. In allen Fächern war das arme geplagte Mädchen, das förmlich Blut schwippte, selbst den ausgetüfteltesten Sähligen entgangen, hatte sich tapfer herausgebissen und ihr Wissen und Können glänzend bewiesen.

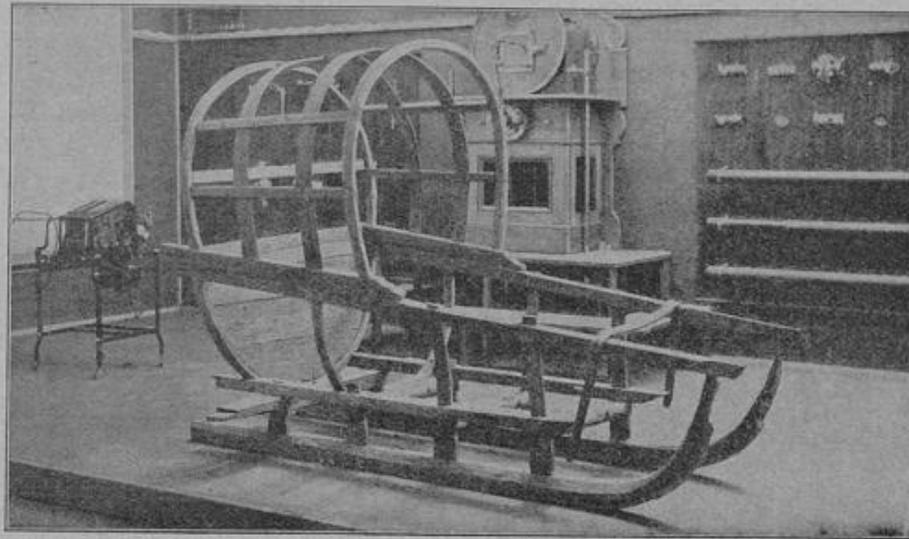
In der verwünschten Mathematik schien er ihr die Grube graben zu wollen, in welcher sie rettungslos stecken bleiben sollte. Das war kein Examen mehr — das waren ausgeuchte Fallstricke auf Leben und Tod, bei denen selbst der Vorsteherin unheimlich zu Mute wurde und arge Zweifel an ihrer eigenen Kunst sich ihrer bemächtigten.

Hatte denn der sonst so menschenfreundliche Schulrat einen persönlichen Groll auf das arme Ding? Es konnte fast gar nicht anders sein! Aber er kannte sie ja gar nicht. Nachzehend warf sich Frau Berta Reinert auf das Sofa und nahm sich vor, dem herzlosen Mädchenquäler nach beendeter Prüfung gründlich auf den Zahn zu fühlen.

Bis zum äußersten erschöpft, — zwei waren in den letzten Stunden ohnmächtig geworden — harrten die Prüflinge der Entscheidung. Susse's dunkle Augen glänzten fieberhaft, ihre Wangen glühten; ihr ganzes Denken richtete sich auf eine Frage, die für sie ebenso unentschieden war wie für die andern. Rätbe war heiter und zuversichtlich — natürlich! Die Dummen haben ja immer Glück — dachte die ehrgeizige Susse in wenig freundschaftlicher Stimmung.

Im Konferenzzimmer aber saß der hohe Rat beisammen und die Vorsteherin suchte wieder zu ihrem Rechte zu kommen.

„Aber, mein bester Regierungsrat,“ wendete sie sich an den Bestrengen mit der Vertraulichkeit eines langjährigen Zu-



Der Schlitten, den Napoleon I. auf seiner Flucht aus den Steppen Rußlands benutzte.

sammenwirkens, „was hat denn meine kleine Freundin verbrochen, daß Sie so arg mit ihr ins Feuer gingen?“

„Verbrochen hat sie nichts, aber es liegt mir daran, die kleine Widerspenstige etwas zahm zu machen,“ lächelte Dr. Eichler geheimnisvoll, indem er die Prüfungsakten durchblätterte.

„Ich bin sprachlos! Wie — kennen Sie denn — Sie wollen sie doch nicht etwa durchfallen lassen?“ plappte Frau Berta Reinert ängstlich heraus.

„Sie haben es erraten, Verehrteste,“ nickte der Schulrat gelassen.

„Das ist nicht möglich! Dagegen erhebe ich Einspruch!“ rief die etwas starke Dame, in dem sie zinnoberrot wurde und die Hände empört zusammenschlug.

„Bitte, beruhigen Sie sich, Verehrteste, ich bin Ihnen allerdings eine kleine Erklärung schuldig, aber ich hoffe, daß Sie nicht abgeneigt sind, mit mir einmal etwas Vorsehung zu spüren!“

Damit führte er sie in eine Fensternische und erzählte ihr von einem Spaziergang, auf dem er wunderbare Dinge zu sehen und zu hören bekommen habe.

Die würdevolle, auf strengsten Anstand haltende Vorsteherin mußte sich hastig setzen, um die Wucht dieser vertraulichen Mitteilungen in sich aufnehmen zu können.

„Und was machen wir mit dieser leichtsinnigen Käse Hellwig? Ihr gebührt die Strafe!“

Das war das erste Wort, welches die empörte Dame hervorbrachte.

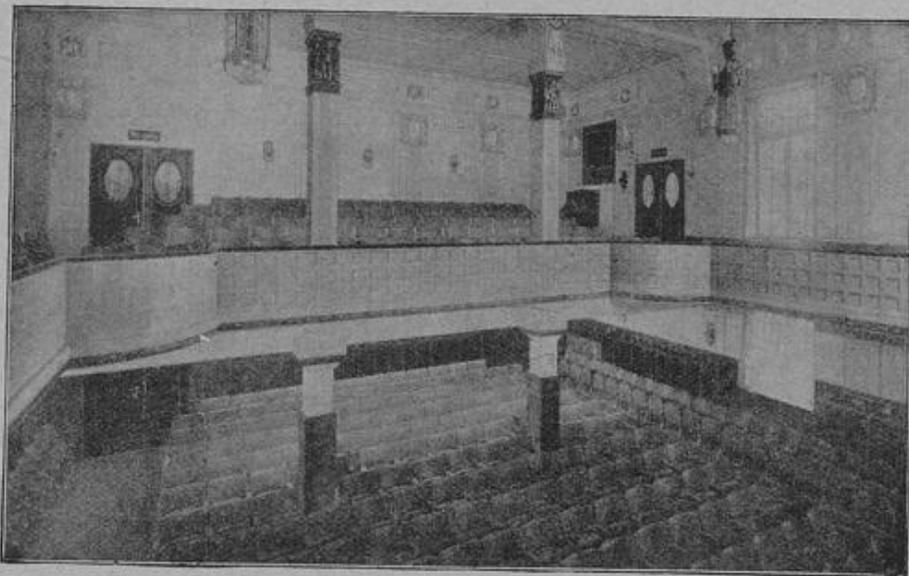
„Ach — seien wir nicht hart! Sie hat sich redlich Mühe gegeben, und Sie wissen ja, des Weibes schönstes Vorrecht ist — vorzählen,“ beschwichtigte sie der Rat.

„Und meine kleine tapfere Susse?“

„Ja, das ist wahr, sie hat sich tapfer durchgeschlagen, ich denke, sie wird ihrem Better ziemlich zu schaffen machen.“

„Sind Sie denn Ihrer Sache auch ganz sicher?“ forschte Frau Reinert ängstlich.

„O — und wie!“ lächelte die regierungsrätliche Vorsehung und dachte an den plötzlichen Schreck und die nachfolgende Begeisterung, die sein Einfall in Ottos Bude verursacht hatte.



Der Kirchensaal der amerikanischen „Gesundbeter“ in Berlin.

„Na — in Gottes Namen denn! Aber in der mildesten Form, mit der Zulassung einer Nachprüfung in der Mathematik. — Ihrem Stedenpferd.“

„Herzlich gern — natürlich! Aber man wird von dieser Günst keinen Gebrauch machen, verlassen Sie sich darauf, meine Gnädigste!“

Frau Berta Reinert schüttelte ihr weißes Haupt. Sie glaubt doch ziemlich viel Menschenkenntnis zu besitzen, aber auch darin sollte sie übertrumpft werden. —

„Durchgefallen!“ Wie Höllefeuer tanzte es vor den Augen des jungen Mädchens, in allen Tönen des Weltgerichts Klang es in ihren Ohren — dieses eine Wort, vor dem die ganze Weisheit ihres achtzehnjährigen Erdenwallens in Trümmer aing.

Ihr Herz schien still zu stehen. Doch im nächsten Augenblick tobte es wie ein Vulkan und in dem Wellengebraus des empörten Blutes versank der in Trümmer geschlagene Ehrgeiz, die stolze Hoffnung der kindlichen Liebe, der Glaube an die Menschen und ihre Gerechtigkeit und nach dem stundenlangen inneren Sturm blieb nichts übrig als ein unsagbares Wehegefühl, das lähmende Bewußtsein, nichts — auch gar nichts zu sein, ohne den Schutz eines — Mannes.

Sie schlägt die Hände vor die brennenden Augen und Tränen der bittersten Verzweiflung quellen durch die weißen Finger. O, der grausame, ungerechte Regierungsrat!

„Liebes Kind,“ flüstert die Schulvorsteherin, indem sie jählich über das braune Köpfchen streicht, „nehmen Sie sich die Sache nicht so zu Herzen; ich bin gar nicht unzufrieden mit Ihnen — gar nicht, im Gegenteil, in einer kurzen Stunde können Sie die Scharie wieder ausweihen.“

„Nein, nein,“ schluchzt das bedauernswerte Mädchen, „ich denke nicht daran, mehr könnte ich doch nicht leisten!“

„Das sollen Sie auch nicht,“ verschnappte sich die gute Dame, „fahren Sie nur schleunigst zu Ihrer Mutter, beruhigen Sie in den Ferien Ihre aufgeregten Nerven und dann kommen Sie wieder!“

„Zur Mutter!“ Wer das auch so ohne alle Gewissenbisse sagen konnte. „Zu der armen, getäuschten Mutter,“ schrie es in ihrem Herzen auf und heißer flossen ihre Tränen.

Und Räthe? Ach, die schämte sich wirklich, in ihrem unverdienten Glück der so grausam behandelten Freundin entgegenzutreten. Wie sollte sie sich nur entschuldigen? In ihrem großmütigen Herzen verdrängte ein helbenmütiger Voratz den andern. Einmal wollte sie das Ergebnis ihres Strebens — wenn es auch nur eine bescheidene Nummer drei war — ihrem Otto zu Füßen legen, alsdann hätte sie wieder am liebsten ihrer stets bewunderten Freundin damit ausgeholfen, — dann wollte sie eine höhere Schule gründen, ihren Otto natürlich an der Spitze, und die tüchtige Susi als erste Lehrerin, trotz allen Schulräten der Welt.

„Kränlein Hellwig, Sie könnten meine liebe Friedmann wohl zum Bahnhof bringen,“ fuhr die Vorsteherin in ihre schönen Mäntel dazwischen.

Und so geschah es, daß sie doch mit Susi in nächste Berührung kam. Die blauen Augen waren aber so voll ehrlicher Teilnahme, daß selbst das tiefverwundete Ehrgefühl Susis wieder Vertrauen faßte und sie als beste Freundinnen schieden.

Nach einer kurzen Reise langte Suschen in der Heimat an — schier gebrochen an Leib und Seele, und doch eilte sie rastlos durch die Straßen, denn es schien ihr, als zeige man selbst aus den Fenstern mit Ringern auf sie. Und dabei — o, der Gedanke war schrecklich, — harrete in froher Erwartung ihr Mütterlein, das mit dem heutigen Tage sich aller Sorgen ledig wäunte, und nun? — O, du arme Mutter! Nun stand sie zögernd auf der Schwelle, wie eine Unwürdige, die nicht wert ist, dieselbe zu überschreiten.

Ach, könnte sie in die Erde versinken — da öffnet sich die Tür und im hellen Jubelton klingt es ihr in die Ohren, das schreckliche Wort! „Durchgefallen!“ Zwei kräftige Arme fassen die wartende, zierliche Gestalt und heben sie leicht wie eine Feder empor, um sie im Triumph hinein zu tragen und der Mutter an's Herz zu legen.

„Durchgefallen — armes Kind!“ lächelt diese unter Tränen und drückt einen mütterlichen Kuß auf die wie im Taumel geschlossenen Augen ihres Bißlings, der gar nicht weiß, wie ihm geschehen.

„Darf ich auch?“ fragen zwei bärtige Lippen dicht an ihrem Ohr, und sie muß nun doch die braunen Augen aufschlagen, um den Kraner zu sehen.

Ja, er scheint wirklich gegen alles Erwarten in Amerika Anstand gelernt zu haben, denn er benimmt sich nun zart und

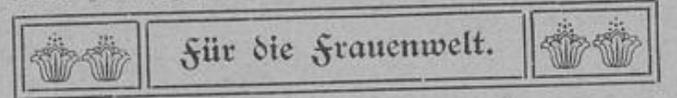
rücksichtsvoll, obwohl er doch immer nur — ihr Vetter ist. Auf ihr Erstaunen darüber gesteht der stattliche Mensch, an dem ihre Blicke in stiller Bewunderung haften, offen ein, daß er nun weit mehr Achtung vor ihr habe, weil ihre echt weibliche Natur doch den „Blaustrumpf“ siegreich überwunden, indem sie nun ja durchgefallen sei.

Sie verseht ihm mit ihrem niedlichen Mändchen einen Schlag auf den Mund, gerade so, wie es eine Lehrerin mit ihrem naseweisen Bögling tut.

„Und woher konntest du denn das zuerst wissen?“ forschet die so aus tiefster Schmach in höchstes Glück Durchgefallene.

Ehrhardt sinnt lächelnd ein Weilschen nach, ob er ihr den Zusammenhang klar machen soll, wobei er herzlich der Vorsetzung in Gestalt des Schulrats gedenkt, dann aber erwidert er:

„Das ist ein Geheimnis und meine Waffe gegen etwaige Uebergriffe aus dem Gebiete der Frau in das des Mannes, deines zukünftigen Herrn und Gebieters!“



Für die Frauenwelt.

Wie die Menschen schreiten.
Von Ch. Täuber.

(Nachdruck verboten.)

Der Gang ist ein wichtiges Merkmal beim Menschen. Die Griechen und Römer schritten ruhig, gemessen und hoheitsvoll daher; dazu paßte die umgeschlungene Toga oder der schöne Faltenwurf des langen Frauengewandes. Ein eiliges, trippelndes Gehen aber wäre unvereinbar gewesen mit solcher Bewandung, mit der ganzen edel und ruhig wirkenden Gestalt der antiken Römerin oder Griechin; unvereinbar wären damit auch die hohen Stöckelschuhe der beweglichen Französin. Ruhig, fest und sicher, man möchte sagen charaktervoll ist der Gang der Engländerinnen im Vergleich zu der sich der möglichsten Grazie befleißigenden Französin — von den durch die unvernünftige Einschnürung der Hüfte verkrüppelten Chinesinnen ganz zu schweigen.

Die Fußbekleidung übt natürlich eine große Wirkung auf den Gang der Menschen aus, die Füße selbst, die uns doch zur Fortbewegung so nützlich und wichtig sind, werden oft recht mangelhaft gepflegt und in ganz ungeeignetes Schuhwerk gepreßt, so daß die Zehen eine andere Form annehmen und schmerzen, ähnlich wie bei den Chinesinnen, die ja allerdings, wenn sie reich und vornehm sind, wenig Bewegung machen, sondern sich lieber in der Sänfte herumtragen lassen.

Schön und grazios ist der Gang der Spanierin, der Polin, der Wienerin. Eine wirklich vornehme Dame, gleichviel welcher Nation, wird niemals gekünstelt, kokett wiegend dahinschreiten, sondern ruhig und fast ohne die Arme zu bewegen, die sie an den Oberkörper gedrückt hält. Die Haltung soll aufrecht und fest sein, ein, wenn auch nur leichtes, Vorwärtsneigen des Oberleibes oder Kopfes muß vermieden werden, denn es wirkt äußerst unschön, ungrazios und verkleinert zudem die Gestalt; es sollten daher Menschen von kleinem Wuchs besonders darauf achten, sich aufrecht und gerade zu halten.

In der Großstadt ist das rasche Vorwärtsrücken, das hastige Gehen (Laufen sagen die Berliner stets) üblich. Jeder will schnell zum Ziel gelangen, ins Geschäft, zum Einkauf, zur Beforgung seiner Angelegenheiten, zum Essen usw.; im Gewühl, auf schmalem Trottoir stößt einer rücksichtslos an den andern, und meistens ohne jede Entschuldigung, was, wie Gebildete wissen, eine schlimme Unart ist. Kleinen, schwächlichen Leuten wird da am übelsten mitgegeben. Und die Herren gestikulieren mit ihren Spazierstöcken oder Schirmen streifen mit ihren brennenden Zigarren rücksichtslos die Kleider der vorübergehenden Damen — und wahrlich! froh muß die alleingehende schutzlose Frau sein, wenn sie mit heiler Haut, ohne blaue Flecken und mit unbebildeter Kleidung heimkommt. In Deutschland und Amerika nimmt ein Mensch auf den anderen wenig Rücksicht im öffentlichen Verkehr. Die Berliner „laufen“ durch die Straßen, immer dazu bereit, die Ellenbogen zu gebrauchen.

Eine Erscheinung von fremder Rasse, z. B. ein Türke, Araber, Neger u. a. fällt uns sowohl durch seine Physiognomie, Hautfarbe, Tracht, als auch durch seinen Gang auf. Bedächtig, langsam und würdevoll schreitet der Orientale ein-

her mit seiner abstoßenden Fußbekleidung. Weit weniger schön ist der Anblick der sich in den Straßen mohammedanischer Ortschaften bewegenden orientalischen Frauen, die in ihren unförmlichen Umhüllungen, der Ferredje (dem Mantel), dem Beidylir (Schleiertuch) und den doppelten Schuhen (den Pantoffeln und den großen farbigen Lederstiefeln (den Femenie) darüber recht plump und unbeholzen aussehen — es soll ja auch kein fremdes Auge die Formen ihres Körpers, die Züge ihres Gesichtes erblicken.

Plump und wuchtig schreitet der Bauer, der Land- und Waldbarbeiter in seinen schweren Stiefeln aus, breit der Seemann doch schneidig, stramm und gleichmäßig der Soldat. Bernimmt unser Ohr Musik so wird der Gang unwillkürlich elastischer, leichter; dies erinnert an die ungemein belebende und aufstrebende Wirkung der Militärmusik im Kriege oder auf anstrengenden Märschen an heißen Sommertagen.

Die Gangart ist auch von psychischen und psychiatrischen Einflüssen abhängig. Ein von schweren Lebensorgen, Seelen Schmerz bedrängter Mensch schreitet langsam, schleppend, schier mühsam einher, während derjenige dessen Herz in Freude, Frohmüt und Glück schlägt, mit raschen, leichten, heiteren Schritten weiterreilt. Bei gewissen Nerven- und Geisteskrankheiten zeigt sich schon im Anfangsstadium ein unsicherer Gang, es kann von dem Erkrankten keine gerade Linie eingehalten werden, keine Gleichmäßigkeit der Schritte. Schwer Nervenleidende schwanken zuweilen gleichsam haltlos dahin, als hätten sie im Trinken zu viel des Guten getan; und solch arme Kranke werden dann oft noch gräßlich verhöhnt.

Die Pflege der Gesichtshaut.

Von Ch. Täuber.

(Nachdruck verboten.)

Ein reiner klarer Teint mit natürlicher rosiger Färbung der Wangen macht immer einen angenehmen Eindruck, selbst bei weniger hübschen Zügen, während ein noch so schön gebildetes Gesicht bei unreiner misfarbiger Haut gewiß nicht zur Geltung kommt. Schon im Altertum gehörte eine sorgfältige, ja übertriebene und sehr kostspielige Schönheits- und Körperpflege zu den täglichen Bedürfnissen. Die vornehmen Griechinnen und Römerinnen brachten täglich schwere Stunden im Bade- und Ankleidezimmer zu, von ihren vielen Sklavinnen bedient. Zur Erzielung eines zarten, schönen Teints wurden Waschungen mit Eismilch angewandt, auch ließen sich die Damen des Altertums abends einen Teig aus Eismilch und weichem Brot auflegen, der über Nacht liegen blieb. Eismilchbäder waren sehr beliebt, und in den römischen Häusern hielt man viele Hunderte von Eislinnen dieser Bäder wegen. Aber auch in späterer Zeit gebrauchten Damen zur Beseitigung der Pockennarben Milchbäder.

Großer Luxus ward im Altertum mit den Widern u. Hauttonerierungsmitteln getrieben: Mit den teuersten orientalischen Balsams und Essenzen, deren Bereitung ein Geheimnis der morgenländischen Quacksalber blieb, riechen die Griechen und Römer, Männer und Frauen, den ganzen Körper ein, um die Haut weich, fein und geschmeidig zu erhalten. Und ein kleines Alabastrerfläschlein solcher Balsams und wohlriechender Essenzen kostete bis zu 10 Minen (= 750 M.).

Uns modernen Menschen stehen billigere Mittel zur einfachen, vernünftigen Hautpflege zur Verfügung. Schon die gewöhnliche Waschung mit einem geringen Zusatz von pulverisiertem Borax (Kaiserborax) verbessert den Teint. Gesichtsbäder, einige Mal täglich genommen, wobei man das Gesicht in die zur Hälfte mit weichem Wasser gefüllte Waschkübel taucht und durch etwas Bewegung Wellen schlägt machen die Wangen voller. Gegen die leidigen Runzeln hilft abendliches Einreiben mit mildem Fett, Lanolin, Vasoline, am besten aber Cold cream. Auch eine milde, geschickte Gesichtsmassage beseitigt schon vorhandene Fältchen, wenn sie nicht zu tief sind. Vor dem Massieren setzt man zweckmäßigerweise das Gesicht der Einwirkung heißen Wasserdampfes aus.

Bei fliegender intensiver Gesichtsröte sind Eisigwaschungen anzuwenden, jedoch nicht allzu oft, denn dem Reiz der Zusammenziehung folgt stets die Schrumpfung der Haut. Fettiger Teint ist unschön; dieser muß täglich mit heißem oder warmem Wasser und einer geringen aromatischen Beimischung, z. B. Lavendelgeist gewaschen werden. Wenn die Poren im Gesicht auffallend groß sind, wird dem Waschwasser etwas Alkohol, etwa Franzbranntwein, Eau de Cologne oder nur reiner Kornschnaps zugesetzt. Die trockne Haut betupft

man zuweilen mit reinem Lavendelgeist oder Toilettenessig. Ein gutes Teinttonerierungsmittel, das sich leicht mischen läßt, besteht aus 900 Gr. Weinessig, 200 Gr. Ora-geblütenessenz, 5 Gr. Lavendelöl, 40 Gr. Kampher. Diese Mischung läßt man fünf Tage lang stehen und filtert sie dann. Ein anderes Mittel wird folgenderweise hergestellt: Man trit Mandelklee, etwas Veilchenwurzelpulver in ein Säckchen aus durchlässigem Stoff, z. B. Organtin, tränkt die Klee mit Glycerin und Rosenwasser, bindet das Säckchen zu und legt es in ein reines Gefäß. Nun gießt man heißes Wasser darauf, wendet das Säckchen in der Flüssigkeit ein paar Mal herum und gebraucht letztere zum Waschen. Es ist nicht gleichgültig, welche Seife zum Waschen des Gesichtes benützt wird; es soll stets eine milde Fettseife sein. Zum Abtrocknen nimmt man raue Handtücher und reibt die Haut kräftig was schon als eine Art einfache Massage zu betrachten ist.

Fliegende Gesichtsröte, umschriebene Flecke rühren oft von Blutstauung her, können aber auch nervöser Natur sein. Dagegen helfen kühlende Gesichtsbäder, tägliche Ganzwaschungen. Bei sorgfältiger Reinlichkeit und Körperpflege, milder, reizloser Nahrung, gesundem Schlaf, gesunder Blutmischung wird die Gesichtshaut klar und rein bleiben, auch wenn schon der zarte Schmelz der Jugend geschwunden ist. Nur hüte man sich vor dem Schminken und ähnlichen anaeprieienen Mitteln.



Nützliches fürs Haus.



— Fettglanzwiche. Man mischt 200 Tl. fein gepulverte Knochenohle, 100 Teile indischen Syrup, 20 Teile Fischtran und 500 Teile Wasser innig zusammen und veretzt die Mischung zunächst mit 35 Teilen roher Salzsäure und 3 Teilen gepulvertem Eisenvitriol oder: Man läßt 2 Teile Kerntalg, 2 Teile Wachs und 1 Teil Walrath (Spermaceti) in einem passenden Gefäß in der Hitze schmelzen, setzt dann der Masse 6 Teile Leinöl zu und rührt alles so lange, bis die Masse erstarrt ist, gut durcheinander. Dieses Fettgemisch hat ungefähr einen Schmelzpunkt von 47 Grad C. und härt sich in seiner Konsistenz dem Rindstalg. Man trägt dasselbe mittels Lappen auf und verreibt es auf der Narbe, so daß diese mit einer ganz dünnen Schicht von Fett bedeckt ist. Für stark geschmierte Leder kann man der Mischung mehr von dem Glanzmittel (dem Wachs) zusetzen, wodurch aber das Fettgemisch bedeutend steifer wird und sich schwieriger auftragen läßt. Um die Steifheit zu vermindern, setzt man dann der Mischung im Verhältnis, als man das Wachs vermehrt hat, einhalb bis ein Teil Terpentinöl zu, welches die Masse dünner und zum Auftragen handlicher macht. Beim Zerreiben der Wiche mit einem Lappen von abgetragenen Wollstoffen erzielt man einen schönen Glanz. Das Verreiben wird vorgenommen, nachdem man der Wiche einige Zeit zum Einziehen und Trocknen gelassen hat.



Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut, schönen Teint und beseitigt Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten.
 1 Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— **Neue Aera in der Türkei.** Durch die Proklamation der Verfassung ist in der Türkei ein grundlegender Umschwung in den öffentlichen Verhältnissen eingetreten. Die Führer der einzelnen Banden (Siehe Bild Seite 292), die ein Schrecken der Lande waren, haben aus diesem Grunde die Waffen gestreckt.

— **Eine Napoleoneurlique.** Auf der Jubiläumsausstellung in Prag findet sich eine interessante Napoleoneurlique: es ist der Schlitten (Siehe Bild Seite 293), auf dem Napoleon I. nach der unglücklichen Schlacht an der Beresina (26. November 1812) aus Rußland entflo.



Zur Unterhaltung.



— **Richtige Vermutung.** Richter: Was dachten Sie sich eigentlich, Angeklagter, als Sie den Kläger ein „riesiges Kamel“ nannten? — Angeklagter: Daß er mich deshalb verklagen würde.

— **Die richtige Antwort.** Gast (sich setzend): Bitte, ein Glas Wasser, die Zeitungen, etwas Feuer und den Aschenbecher. — Kellner: Und wieviel Stühle?

— **Liebenswürdige Fürjorge.** Gutsherr (vor Beginn einer Treibjagd zu seinen Gästen): Meine Herren, schießen Sie nur heute blindlings drauf los. Es befindet sich nämlich ein junger Wundarzt unter uns, dem es noch sehr an Praxis fehlt!

— **Gewichtig.** Toni: Ich begreife nicht, wie du dich in den unbedeutenden Menschen verlieben kannst. — Otti: Unbedeutend? Ich denke, der wiegt über zwei Zentner!

— **Nuppig.** Vater: Junge, kämme dir doch dein Haar! — Junge: Ach, wozu denn, übermorgen solls mir ja doch abgeschritten werden.

— **In der Sommerfrische.** Bauer: Was renne Se denn immer der Kuh mit dem Dings da nach? — Junge Frau (mit dem Thermometer in der Hand): Mein Kind bekommt die Milch direkt von der Kuh, und da wil ich mich überzeugen, ob das Tier auch die richtige Temperatur hat!

— **Sonntagsjäger.** A.: Nichts geschossen? — B.: O, sehr viel! — A.: Ihre Jagdtasche ist doch ober ganz leer? — B.: Ich kann doch all' die Treiber nicht in meine Jagdtasche stecken!

— **Kindlicher Maßstab.** Nelli: Meine Mama ist reicher als deine, meine Mama hat so viel Haare, daß sie sie gar nicht alle trägt. — Gilli: Und meine Mama ist noch viel reicher — die hat so viel Gold, daß sie es sogar in den Zähnen trägt.

— **Der zärtliche Gatte.** Sie: Meinst du, daß ich wieder heiraten soll, wenn du einmal stirbst? — Er: Meinnetwegen! — Sie (weinend): O — und das sagst du so gleichgültig? — Er: Aber, Malchen, ich kann doch keinen Menschen bedauern, den ich nicht kenne!

— **Das ändert allerdings die Sache.** Theaterbesucher: Die Liebesjane in ihrem Zugstück wird aber in dieser Saison lange nicht so gut gegeben, wie in der vorigen. Wertwürdig — dieselben Personen spielen doch die Szene! — Direktor: Jawohl! Sie dürfen aber eins nicht vergessen, Verehrteste: die beiden Darsteller haben sich vor einigen Monaten geheiratet.

— **Hinansgehmehelt.** Schneider: Wann werden Sie mir nun endlich mein Geld geben? — Student: Ach, wissen sie, dazu habe ich sie viel zu gern. — Schneider: Was heißt das? — Student: Na, wenn ich Ihnen jetzt bezahle, kämen Sie nie wieder zu mir!

— **In der physikalischen Vorlesung.** Professor (den Galvanismus erl. end): Und was denken Sie wohl, meine Herren, was geschehen würd, wenn Sie in der einen Hand Gold und in der anderen Silber hielten? — Ein Student: Das würd sofort flüssig werden.

— **In den Hitterwochen.** Mann: A. r. Frauen, in dem Pudding sind ja lauter Eierchalen! — Frau: Nun ja, ich habe ja auch sechs Stück darangetan. — Mann: Aber — Frau: Ach, re'd nicht, im Kochbuch steht: nimm sechs ganze Eier und —



Rätsellecke.



Bezierbild.



Nicht so laut, Herr Baron, meine Frau hört uns.

Silberrätsel.

Ob auch der Ersten Heimat trennen,
Vom deutschen Reich die Meereswogen
Wir drum nicht minder gut sie kennen,
Denn vielfach kommt sie hergezogen.

Wie häufig sehnst du dich vergebens
Mit opferfähig warmem Herzen,
Im Labyrinth des kalten Lebens
Nach den drei Letzten! Deine Schmerzen.

Wie deine Freuden nur sie finden,
Wenn du gewußt, in Lieb' und Treue
Ein andres Herz dir zu verbinden,
Daß dir's mit jedem Schlag sich weihe.

Und solche Einheit nimmer trübe
Das Ganze, selbst für Augenblicke;
Wie leicht zurück ein Stachel blühe,
Gefahren drohend deinem Glücke!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Porträtsel: Alm, Ralm, Ulme.

Biersilbige Charade: Finsteraarhorn.

Rebus: Die Gesilde der Seligen.



Der Zweikampf.

Erzählung von A. Berkall.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es war an einem lieblichen Abend im Monat April; die Glocken der St. Michaelskirche hatten eben die neunte Stunde verkündet.

Die Alleen und Anlagen, welche den inneren Teil der Stadt einschlossen, erstrahlten im Lichte der elektrischen Lampen; in ihrem Schein erglänzten die strotzenden Blattknospen der Kastanien, die stolzen, ihrer vollen Entwicklung zustrebenden Blumenkelche der Magnolien, der zierlichen Träubchen der Ribes und all das mannigfach gestaltete jugendliche Grün der Biersträucher, welche gärtnerische Kunst zu wirkungsvollen Gruppen vereinigt hatte. Auf dem breiten Wege, der sich unter den Baumkronen hinzog, ergingen sich plaudernd und lachend die friedlichen Bürger, und labten sich nach der Tagesarbeit an der lauen Frühlingsluft.

Mancher bog an der Ecke des Wilhelmsplatzes ab und

nahm den Weg nach einer vielbesuchten Restauration, deren Fenster weit geöffnet waren, um der Luft und dem Duft der jungen Jahreszeit Einlaß zu geben.

Die unteren Säle erschienen dicht besetzt und die Kellner halten schwere Arbeit, um im flottesten Tempo den Wünschen der Gäste nachzukommen.

Ein bevorzugter Tisch am oberen Ende des Saales kennzeichnete sich durch ein aufgestelltes Fähnchen als Stammtisch der Juristen. Die Herren hatten ihre gewohnten Plätze eingenommen, nur ein Stuhl war noch unbelegt.

„Wo mag doch Burdhardt wieder bleiben?“ bemerkte ein Rechtsanwalt, auf den leeren Stuhl deutend, „die ganze Woche hat er sich noch nicht sehen lassen.“

„Ja, der hat sich in letzter Zeit sehr verändert,“ antwortete sein Nachbar. „Früher der schneidigste und lustigste von uns allen, läßt er jetzt den Kopf hängen, geht tief sinnig einher, kommt abends spät oder gar nicht, beteiligt sich nicht an der Unterhaltung. Was mag dem doch fehlen?“

„Das weißt du nicht,“ sagte der flotte Amtsrichter Fried, ein alter Junggeselle, „es ist doch in der ganzen Stadt bekannt, daß er in den Fesseln seiner hübschen Hausgenossin



Der Düsseldorfer Katholiken-Tag. Kardinal Fischer verläßt die Tonhalle.

schmachtet, der kleinen Gertrud Delfs. Schon zu Lebzeiten Dierkings verkehrte Burdhardt viel in der Familie und nach dem Tode des Alten, den die hübsche Kleine mit wirklich großer Anjopferung pflegte, hat er den Verkehr nicht eingestellt. Ach, er ist so dumm nicht, die Kleine ist als reiche Erbin hoch im Werte gestiegen.

„Meine Aufwärterin,“ bemerkte der Rechtsanwalt, „erzählte mir, sie hätte einige Tage nach dem Hinscheiden Dierkings gesehen, wie das Mädchen in Begleitung Burdhardts die Sale, Kulte und alle Gefasse der Wohnung durchsuchte, als wenn sie nach verborgenen Schätzen jagdete, doch — lupus in fabula — da kommt er!“

Ein schlanker junger Mann mit ernstem, ausdrucksvollen Zügen näherte sich dem Tische, begrüßte die Gesellschaft und nahm Platz.

„Wo warst du so lange?“ rief ihn der Amtsrichter an, „man sieht dich immer seltener.“

„Ich war durch Arbeit in Anspruch genommen,“ erwiderte Burdhardt.

„Du siehst wirklich angegriffen aus, und schaust so trübe drein, als wenn dich eine zentnerschwere Last drückte,“ spottete der Amtsrichter.

„Ach was,“ schnarrte der Assessor Ahrend, „die Last ist süß, er trägt sie gern.“

II.

Am nächsten Morgen erschien ein von Ahrend gesandter Kartellträger und verlangte, daß Burdhardt die gestern ausgesprochene Beleidigung zurücknehme. Burdhardt lehnte das entschieden ab, indem er darauf hinwies, daß er für die Ehre einer ihm bekannten und von ihm hochgeschätzten Dame eintrete. Darauf erfolgte die Forderung; das Duell sollte, da der nächste Tag ein Feiertag war, erst am zweitfolgenden Tage stattfinden.

Nachdem der Kartellträger sich verabschiedet hatte, bedachte Burdhardt seine Lage, mehr aber richteten sich seine Gedanken auf Gertrud, die Pflagerin des verstorbenen Herrn Dierking. Hatte er ihr durch Annahme der Forderung einen Dienst erwiesen? Er mußte sich gestehen, daß dieses Duell, das sicherlich nicht unbesprochen bliebe, zu bösem Gerede Anlaß gäbe, wobei die Lasterer manchen Stein auf Gertrud werfen würden. Und — wenn der Zweikampf für ihn einen unglücklichen Ausgang nähme? Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Ach, Gertrud, sie stand so allein in der Welt, sie war mittellos. Ein Testament hatte sich nicht gefunden. Wer würde ihr ratend und helfend zur Seite stehen, dem armen Kinde? Ob sie sich wohl grämen würde, wenn er nicht mehr wäre?

Es reute ihn fast, daß er sich von den Worten eines halb-



Der Düsseldorf'er Katholiken-Tag. Männer-Wallfahrt nach Kaiserswerth.

„Was weißt du davon?“ rief Burdhardt aufgeregt. „Ei, was viele andere auch wissen,“ erwiderte Ahrend. „Ich table dich durchaus nicht, im Gegenteil, ich finde es sehr flug, daß du dir das Goldfischchen nicht entchlüpfen läßt.“

„Deine Bemerkungen sind sehr überflüssig und wenig zartfühlend, ich muß sie mir entschieden verbitten,“ antwortete Burdhardt mit erzwungener Ruhe.

„Oho, nicht so hinig,“ rief Ahrend, der offenbar dem Glase stark zugesprochen hatte. „Das kleine Fischchen hätte früher schon gern gebissen, aber es fand sich wohl keiner, der die Angel auswarf. Nun ist das fehlende Gold dazu gekommen, und als reiche Erbin darf sie auch ihre Augen schon zu einem Messer erheben.“

Da sprang Burdhardt auf und rief zornig: „Ich finde es höchst niederträchtig, daß ein gebildeter Mann sich in Gesellschaft derartiger verletzender Äußerungen über eine sehr ehrenwerte Dame erlaubt.“

Ahrend stieß in höchster Erregung das Glas von sich und rief: „Niederträchtig? Du nimmst das Wort zurück oder —“

Burdhardt würdte ihn keines Wortes, ergriff seinen Hut und verließ das Lokal.

trunknen Menschen hatte hinreißend lassen. Aber gebot ihm nicht seine Stellung als Jurist und Leutnant der Reserve, die Beleidigung abzuwehren und die Forderung anzunehmen?

Trüben Sinnes trat er an den Schreibtisch und traf Bestimmungen über seinen Nachlaß. Als er die Papiere ordnete, kam ihm ein Paket Briefe in die Hand, die ihm einst, zu Regina seiner Universitätszeit, sein Vater geschrieben hatte. Das ehrwürdige Bild des Dahingekleideten stieg vor ihm auf, und heiße Sehnsucht nach der glücklichen Zeit, wo dessen Liebe für ihn waltete, ergriff ihn. Wie würde sich der Vater, die Mutter betrübt haben, wenn sie es hätten erleben müssen, daß ihr Sohn die tödliche Waffe auf einen Mitmenschen richten und frevelhaft das Gebot Gottes und die Gesetze des Vaterlandes mißachten wollte. „Mein lieber Sohn,“ schrieb der Vater, „laß dich durch keine Menschenfurcht abhalten, die Gebote Gottes zu beobachten, achte die Gesetze, die unser Vaterland groß und glücklich gemacht haben, und ererbe lieber Hohn und Spott der Menschen, als daß du vom geraden Wege abweichst. Sei ein Mann, frei von irreführenden Vorurteilen und verderblichen Wahn. Halte das Wort vor Augen: Wer immer auf die Menschen Rücksicht

nimmt, der nimmt leicht von Gott Absicht. Ach, ist es nicht, als ob der gute Vater eine Ahnung gehabt hätte?

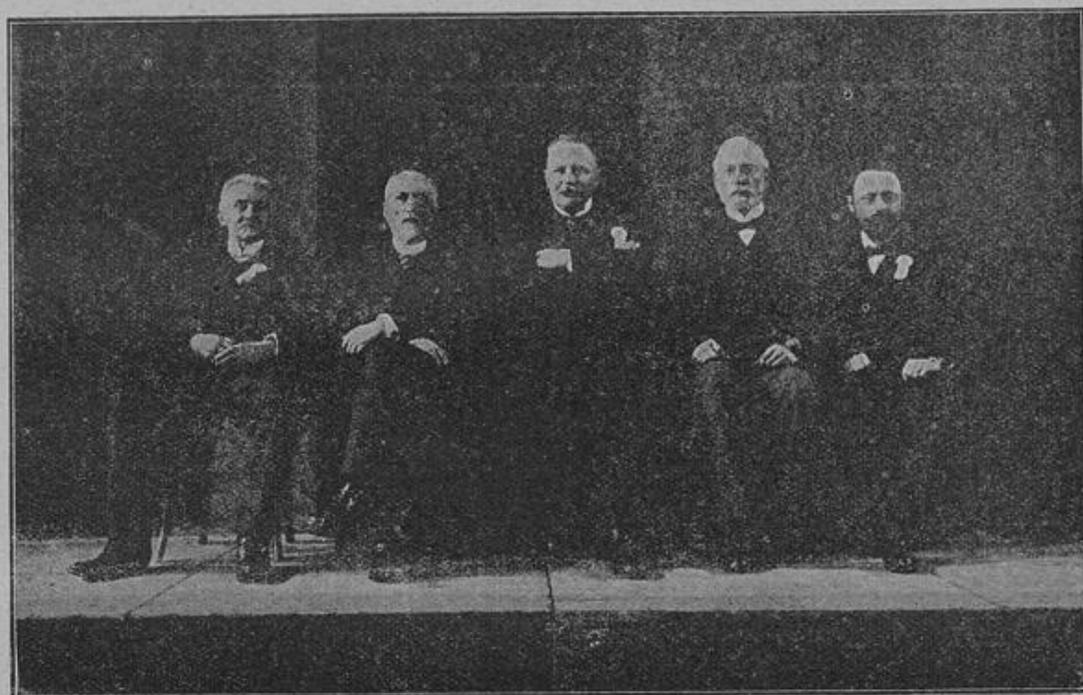
Es fiel dem Assessor schwer aufs Herz, daß er im Begriff war, der Mahnung des Vaters entgegen zu handeln. Zudem gebot ihm sein Beruf, Hüter der Gesetz zu sein und er habe jetzt eingewilligt, ein wichtiges Gesetz zu übertreten. Und was habe ihn dazu geführt? Falsches Ehrgefühl und Menschenfurcht. Wenn die Krugel ein junges Menschenleben vernichtete, war damit die Beleidigung geführt? Dann suchte er wieder das pochende Gewissen zu beschwichtigen. Stand er nicht unter dem Zwang der Verhältnisse? Sahte er sich nicht der Gefahr aus, falls er die Forderung ablehnte, feige zu erscheinen, aus dem Offiziersstande ausgestoßen, in seinem Fortkommen gehindert und von vielen, die ihn bisher hochhielten, verachtet zu werden? Und gab es einen anderen Weg, für Gertrud einzutreten?

Bei der Erinnerung an das geliebte Mädchen hielt es ihn nicht länger im Zimmer, er ordnete sorgfältig seine Toilette und stieg in die erste Etage hinunter, welche der alte Dierling zu seinen Lebzeiten bewohnte. Burchardt hatte viel bei demselben verkehrt, da der vermögende, aber sehr sparjame Rent-

Ich bin fest überzeugt, daß ein Testament vorhanden ist, in welchem Sie bedacht sind. Herr Dierling hat mir gegenüber wiederholt geäußert, daß für Ihre Zukunft gesorgt sei. Er wird das Schriftstück wohl zu sorgsam versteckt haben, wie es seine Art war. Durchsuchen wir noch einmal den Schreibtisch. Sollte sich nicht am Ende darin ein Geheimschreiben vorfinden?"

Gertrud war sofort bereit. Alle Schubladen und Gefache des Schreibtisches wurden sorgfältig durchsucht, endlich stieß Burchardt an ein hervorragendes Spitzchen; er drückte darauf und ein geheimes Fach öffnete sich, in welchem einige Papiere lagen. Voll freudiger Erwartung entfaltete Gertrud dieselben: es waren Briefe, vor langen Jahren geschrieben, jedoch das Testament fand sich nicht.

Betrübt schaute Burchardt auf das Mädchen, welches jetzt einem ungewissen, vielleicht harten Loos entgegen ging, das er so gerne abgewendet hätte. Es hätte ihn gedrängt, ihr ein Geständnis zu machen, aber — das unglückselige Duell! So nahm er denn endlich bewegten Abschied von ihr und ging wieder hinauf in sein Zimmer. Dort fand er eine Karte des Oberlandesgerichts-Präsidenten von der Linden,



Der Düsseldorfer Katholikentag. Das Präsidium. Von links nach rechts: Kommerzienrat Müller-Hoberg (M.-Gladbach), 1. Vizepräsident; Landesrat a. D. Friken (Düsseldorf), 2. Ehrenvorsitzender; Hans Graf Praszma Rogau, Kreis Jallenberg, D.-Schlesien, Präsident des Katholikentages; Oberlandesgerichtspräsident Peter Spahn (Stiel), erster Ehrenvorsitzender; Dr. Burguburu (Straßburg), 2. Vizepräsident.

ner gerne Gelegenheit nahm, kostenlos juristischen Rat in Anspruch zu nehmen. Ein junges, blühendes Mädchen, die Tochter seines Jugendfreundes, führte das Hauswesen des alten Herrn und wurde seine Pflegerin, als er erkrankte.

Am Krankenbette war ihr Burchardt näher getreten und hatte mancher freundliche Wort mit ihr gewechselt und ihr später nach dem Hinscheiden des alten Herrn mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Mehr und mehr fühlte sich der junge Assessor von ihrem Liebreiz, ihren stillen Tugenden angezogen. Doch erkannte er, daß er seine Gefühle zurückdrängen müsse, denn, was konnte er dem geliebten Mädchen jetzt bieten, seine Zukunft war noch nicht gesichert.

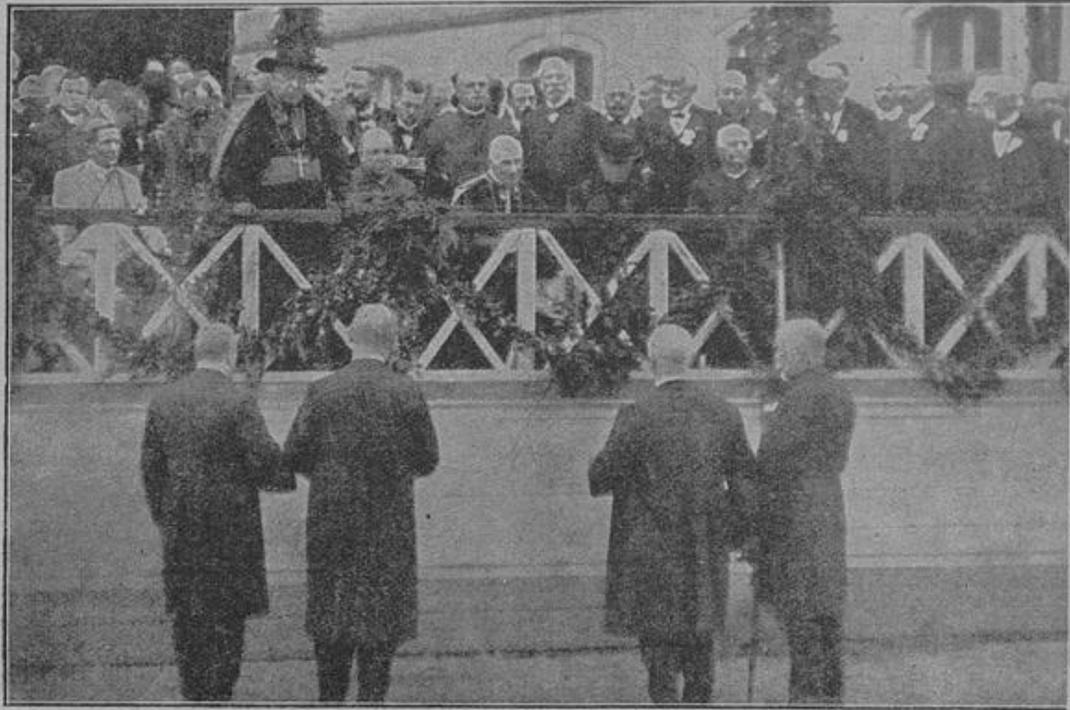
Als der Assessor bei Gertrud eintrat, wurde er freundlich von ihr begrüßt, aber sein durch die Liebe geschärft Auge las in ihren Zügen, daß Kummer ihr Herz bedrückte.

„Wie geht es Ihnen heute, Fräulein Gertrud?“ sagte er, ihr die Hand reichend. „Sie schauen trübe in die Welt?“

„Ach, Herr Assessor,“ erwiderte sie, „habe ich nicht Ursache traurig zu sein? Bald muß ich dieses Haus verlassen, da der Bruder des Herrn Dierling beabsichtigt, dasselbe zum Verkauf zu stellen, und ich werde darauf angewiesen sein, mir mein Brot bei fremden Leuten zu verdienen.“

„Geben Sie doch die Hoffnung nicht auf, Fräulein Gertrud.“

welcher ihn auf Sonntag zu einem kleinen Abendessen einlud. Burchardt durfte die Einladung des in Juristenkreisen hoch geschätzten Herrn nicht ausschlagen, zumal ihm derselbe immer besonders freundlich gewesen und ihn in jeder Weise gefördert hatte. So nahm er denn am Abend, obgleich ihn Sorgen schwer bedrückten, den Weg zu der Wohnung des Präsidenten. Es war nur eine kleine Gesellschaft, welche sich dort nach und nach einfind, drei ältere Kollegen und sein Gegner Assessor Ahrend. Man setzte sich zur Tafel und es entspann sich bald ein lebhaftes Gespräch. Die beiden Assessoren waren nicht wenig erstaunt und erregt, als der Hausherr in keiner Weise das Gespräch auf die Vorurteile lenkte, welche in gewissen Kreisen über die Ehre herrschen und trotz aller Bekämpfung sich erhalten. Insbesondere wies er auf das Duell hin, das er vom christlichen, rein menschlichen und juristischen Standpunkte aus scharf verurteilte. Die von Ahrend erhobene Einwendung, daß es in einigen Fällen kein anderes Mittel gäbe, der beleidigten Ehre genug zu tun, widerlegte er in schlagender Weise, indem er dabei auch auf die Bestrebungen weiser Gesetzgeber zur Bekämpfung dieser Anstöße hinwies. Er erhob sich und entnahm seiner Bibliothek einen Band, öffnete ihn und sagte: „Sehr eindringlich hat einst Friedrich der Große über den Zweikampf, die nach



Der Düsseldorfer Katholiken-Tag. Ansprache des Kardinals Fischer an die Führer des Arbeiter-Festzuges.

Ehre und den Mut geschrieben; in seiner Epistel an Still findet sich die betreffende Stelle. Wenn es den Herren recht ist, wollen wir sie einmal hören."

Die alten Herren stimmten zu, die beiden Assessoren, mehr und mehr betroffen, schwiegen.

"Sie, Herr Assessor," wandte sich der Gastgeber an Ahrend, „haben den Ruf eines guten Redners und Vorlesers, bitte, tragen Sie uns die angestrichene Stelle vor."

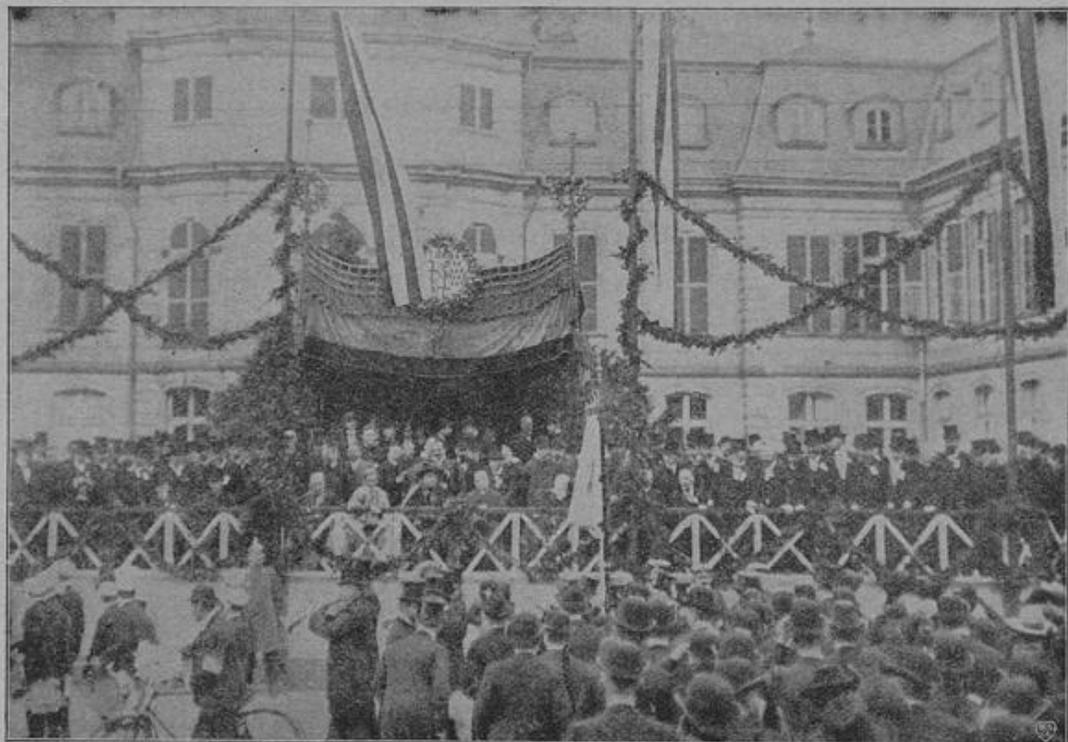
Schluß folgt.

Ihr erstes Wirtschaftsgeld.

Ein wahres Geschichtchen v. J. Fichtner.

(Nachdruck verboten.)

Nun war sie eine junge Frau und sollte selbstständig die Hauswirtschaft führen — ganz allein, ohne jede Einmischung von Mutter oder Schwester. Den Küchenzettel für acht Tage hatte sie schon fertig, aber noch kein Wirtschaftsgeld. Auf die Einbändigung desselben wartete sie schon mit aller Sehn-



Der Düsseldorfer Katholiken-Tag. Vorbeimarsch des Arbeiter-Festzuges am Jägerhof.



Der Düsseldorfer Katholiken-Tag. Der Studentenzug vor der Hochkirche.

sucht ihrer jungen hausfraulichen Würde. Endlich kam der große Augenblick.

„Hier überreiche ich dir dein monatliches Wirtschaftsgeld. Wir haben heute schon den dritten und du wirst hoffentlich gut damit auskommen!“ begann der junge Hausherr, ebenfalls mit großer Würde und überreichte seinem Weibchen fünf blanke Zwanzigmarkstücke. „Deine Mutter, die eine sehr gute Wirtin ist und vorzüglich kochen kann, hat mir anvertraut, daß die Summe von 100 Mark vollständig genü-

gend ist, für den Anfang wenigstens. Hier in dem kleinen Städtchen haben wir noch die billigen Fleischpreise — Delikatessen — wenn wir auch solche essen wollten, sind nicht zu haben, und so denke ich, könntest du vielleicht noch ein paar Mark übrig haben für deine kleinen Toilettenausgaben. So — bist du damit zufrieden, Gretchen und — wirst du mich auch nicht hungern lassen und mir immer etwas Gutes kochen?“ —

Statt aller Antwort fiel sie dem geliebten Manne um den



Der Düsseldorfer Katholiken-Tag. Der Studentenzug in der Tonhallenstraße.

Gals und war so gerührt über sein Vertrauen und die fünf blinkenden Goldstücke, daß sie gar nicht antworten konnte und nur mit einigen herzhaften Küßen dankte.

Quadert Mari — solch ein Reichtum — für eine hübsche Bluse mußte da doch mindestens etwas übrig bleiben.

In dem blonden Köpschen gingen die Gedanken auf und nieder, wie würde sie sich alles einteilen und vorteilhaft kaufen. Schon morgen war Markttag, da mußte sie zeigen, was sie konnte.

Von Natur aus sehr mißtrauisch und vorsichtig, sann sie nach, wo sie ihren Wirtschaftsschatz verbergen sollte; sie fürchtete, Diebe und Räuber könnten Eingang in die Wohnung finden und so mußte sie sich ein ganz besonderes Versteck ausdenken.

Noch war sie nicht glückliche Besitzerin eines Schreibtisches mit Geheimfächern und zu gewöhnlichen Schränken und Schüben konnte man ja Nachschlüssel haben.

Sie hätte wohl für's Erste ein Zwanzigmarkstück verfilbern und indes ihrem Paul den andern Betrag zum Aufbewahren geben können — aber nein, einmal im Besitz und nicht wieder heraus.

Endlich kam ihr ein kostbarer Gedanke, den sie sofort ausführte, als sie einen Augenblick allein war.

Sie nahm ein kleines Schiebefäßchen aus dem großen Vorrat der verschiedensten Schächtelchen, tat vier Goldstücke hinein, schlüpfte im geheimnisvollen Dunkel in die gute Stube, hob den Dedel vom Piano in die Höhe und schob das kleine Kästchen hinein. Nun war ihr Schatz geborgen, wer würde dort etwas suchen? —

Am anderen Morgen begann sie ihren Mundgang. Zunächst zum Schlächter, der ihr das Goldstück am besten wechseln konnte. Sie besorgte ihren Kleinscheinkauf und der behäbige Meister, der das junge Frauchen gern als Kundin erobern wollte, wag so reichlich und gab ihr am Ende den ganzen Restbetrag in funkelndgelblichen Markstücken heraus, die er eben einer neuen Geldrolle entnommen.

„Überall neues Geld,“ lachte Gretchen, „wenn man's nur nicht ausgeben müßte!“ Und weiter setzte sie ihren Markttag fort und war schließlich sehr zufrieden mit ihren Einkäufen. Nur das Ausgeben der schönen neuen Silberstücke tat ihr weh. — Als sie zu Haus nachrechaete, stimmte alles klipp und klar, und um doch etwas von dem neuen Silbergeld zu retten, zählte sie sechs Mark zurück und verwahrte sie ebenfalls in dem schönen Versteck.

„Das hast du heute gut gemacht, Weibchen, es hat mir vortrefflich geschmeckt!“ lobte der Gatte und wuschte sich mit der Serviette den Mund ab, um ihr, die glücklich lächelste, einen Dankeskuß zu applizieren.

„Sei aber auch vorsichtig mit dem Wirtschaftsgeld, wo hast du es denn aufgehoben?“

„Das verrate ich dir nicht!“

„Oho, du traust mir wohl nicht?“

„Ich hab's ganz sicher verwahrt, das wirst du nie und nimmer erraten!“

„Wirst du mir's gleich gestehen.“ Er umfaßte sie schon.

„Nein, nein, das ist mein Geheimnis!“ und sie entschlüpfte ihm lachend.

„Wehe, wenn du nicht damit auskommst, ich helfe dir nicht aus!“

„Brauchst du auch garnicht — ich werde noch viel übrig haben!“

„Ich finde es aber doch!“ sagte er beharrlich.

„Wetten wir, daß du es nicht findest!“ rief sie übermütig.

„Tovv, wetten wir um fünf Mark! Entdecke ich den Schatz, nehme ich mir sie gleich weg davon!“

Gretchen besann sich einen Augenblick. Fünf Mark war etwas viel — aber sie dünkte sich doch so sicher und er mußte ihr doch als Verlierer der Wette auch denselben Preis bezahlen, so daß sie freudig einschlug. — Nun mußte sie sich aber vorsehen, daß er sie nicht einmal belauschte oder überlistete.

Gretchen mußte, wie alle Hausfrauen, die aufregende Erfahrung machen, daß das Geld unter den Händen schwindet wie Schnee in der Märzsonne. Sie hätte meinen können um die schönen blanken runden Dinger und konnte es kaum fassen, daß trotz aller Sparsamkeit am Ende der Woche das Portemonnaie leer war. Rum Glück stieg die niedergedrückte Stimmung wieder dadurch bedeutend in die Höhe, daß sie sich noch rechtzeitig erinnerte, sechs blanke Märker bei den vier Goldstücken geborgen zu haben.

Sie nahm das Wirtschaftsbuch her, wo sie jeden ausgegebenen Pfennig notiert hatte; die Nachrechnung stimmte überraschend — sie war doch ein ganz musterhaftes Weibchen.

Bergnügt trat sie in ihren Salon, um aus dem verborgenen Vorrat zu schöpfen, da sah sie ihren Gatten, wie er im Vertiko herumkramte und seine Nase in jedes Käpschen und Töpfchen steckte.

„Was machst du denn da?“ rief sie strafenden Tones

„Ich suche!“ —

„Aha — dazu hast du mir meine Schlüssel gemaußt — na, suche nur!“ lachte sie.

„Wenn ich hier nichts finde, drehe ich den Wäscheschrank um.“

„Untersteh' dich — mir die Wäsche in Unordnung zu bringen!“

„Siehst du, hier willst du mir das Terrain abschneiden, dort steckt dein Schatz! Ich werde mich hüten, meine Wette zu verlieren!“

Oho; weiteres machte er die Drohung wahr und es blieb ihr nichts übrig, als ihm noch dabei zu helfen, um einer argen Verwüstung vorzubeugen.

„Ich ergebe mich noch lange nicht,“ rief er, als er erfolglos geucht, „jetzt hole ich mir die Steigeleiter und suche auf allen Schränken.“

Gretchen benutzte schnell den Augenblick, sich etwas nötiges Geld aus ihrem Versteck zu nehmen. Sie bekam nur Silber in die Hände und dachte in der Eile: „Es ist auch besser, wenn ich nicht schon wieder ein Geldstück wechselt, wenn es einmal angerissen ist, geht es schnell damit.“

Kling, kling, schob sie fünf Mark in die Tasche, welche bis zum nächsten Montag vorhalten mußten.

Alles Suchen des jungen Ehemannes war vergeblich — auf die Idee seines klugen Weibchens kam er doch nicht.

Nun war wieder Wochenmarkt und die kleine Hausfrau fühlte sich veranlaßt, wieder tiefer in das Kästchen zu greifen. Seufzend tat sie es — denn, warum waren auch Butter und Eier gar so teuer?

Draußen bürstete Paul noch an seinem Ueberzieher herum, also schnell — sie konnten noch ein Stück zusammen gehen, wenn er seinen Amtsweg antrat, also ein Zwanzigmarkstück — nein, das war ja noch das übrige Markstück, das sie erwischte. Sie schob das Schächtelchen weiter auf — die großen blauen Augen wurden noch größer — das waren ja nur Markstücke — und zwar so silberblank, als ob sie eben die Münz verlasen hätten.

„Gretchen,“ scholl es draußen, „es ist Zeit!“

Aha, da war ja der Attentäter! Ihre Bestürzung wich und das erstaunte Gesicht lächelte — so hatte er doch ihr Versteck entdeckt, und ihr noch dazu den Streich gespielt, und das Gold in Silbermünze eingetauscht — warte nur — aber die Wette, die war verloren — na — sie würde ihm ja keine fünf Mark geben.

„Paul, du schlechter Mensch!“ rief sie — „komm doch schnell einen Augenblick — du Erzschelm, du —“

„Was hast du denn zu zetern, schöne Kantippe, ich muß ins Büro, sag ich.“

„Erst das gestohlene Wirtschaftsgeld heraus,“ rief sie dem Eintretenden entgegen — „ich lasse mich nicht durch neue Silberstücke blenden.“

„Was — willst du? — Da sehe einer, im Klavier hat sie ihren Schatz — solch' ein Gedanke!“

„Berstell' dich doch nicht erst,“ — rief sie halb lachend, halb ärgerlich über sein verblüfftes Gesicht, „seit wann hast du's denn ausgeschnuffelt?“

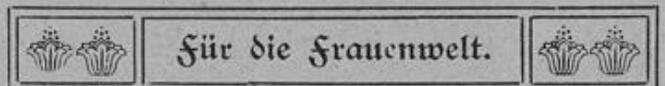
„Ich versteh' dich nicht?“

„Nun, meine Goldstücke — die mußt du doch sofort wieder herausgeben — das verstehst du doch?“

„Ich bin sprachlos — was willst du denn eigentlich?“

„Nun, mein Wirtschaftsgeld, hier hast du deine neuen Markstücke wieder, heb' sie bis zu meinem Geburtstag auf, da nehme ich sie gern als Geschenk.“

Schluss folgt.



Für die Frauenwelt.

Die richtige Behandlung des Klaviers.

Unser Instrument hat sich recht schnell abgekauft, obgleich täglich nur zwei bis drei Stunden darauf gespielt wurde. Wir müssen doch seinerzeit bei dem Kaufe überverteilt worden sein! Diese Klage vernimmt man nicht gerade selten. Wenn man aber den Ursachen der vorzeitigen Abnutzung,

der Verminderung der Klangschönheit und Klangfülle, wie des mangelhaften Funktionierens des Mechanismus, stets auf den Grund gehen könnte, so würde sich in den meisten Fällen herausstellen, daß nicht der Fabrikant, sondern der Käufer selbst der schuldige Teil ist. Auch das beste Instrument muß Schaden nehmen, wenn es jahrelang falsch behandelt wird! — Welche Behandlung verlangt nun das Instrument?

Es soll an einem Platze stehen, der nicht fortwährend oder häufig der Zugluft, Feuchtigkeit und schnellem Temperaturwechsel ausgegesetzt ist. Ist es unvermeidlich, das Klavier an einer feuchten Wand aufzustellen, so rücke man es wenigstens eine Handbreit ab und drapiere die Wand mit dicken Luchern oder Decken. Erhält das Instrument, wie es umeist geschieht, einen Fensterplatz, so ist dieses Fenster an regnerischen Tagen geschlossen zu halten. Der Stand unter und neben dem Klavier oder Flügel soll stets trocken aufgenommen werden. Findet gründliche Reinigung statt, so empriecht es sich, das Instrument in einen Nebenraum zu bringen, als der Fußboden in dem Klavierzimmer wieder vollkommen trocken ist. Alle diese Vorsichtsmahregeln sind geboten, um zu verhindern, daß Feuchtigkeit in das Instrument dringe. Durch Feuchtigkeit bilden sich Oxide auf den Saiten und die Holz- und Ledertheile, die Filzauflagen usw. werden mit der Zeit zum Schaden des Mechanismus von einem feinen Schimmel überzogen. Ebenso schädlich ist ein schneller und häufiger Temperaturwechsel; im Winter darf das Instrument nicht zu nahe am warmen Ofen stehen. — Beim Staubwischen, auch an den inneren Teilen, bediene man sich eines sehr weichen, nicht fasernden Luches, am besten eines alten leinenen Halstuches, und vermeide es sorgfältig, die Saiten mit den Händen zu berühren, da diesen ja immer etwas Feuchtigkeit anhaftet. Der Klavierdeckel soll möglichst selten beim Spiel geöffnet werden.

Kinder und Anfänger sollte man außerdem immer von neuem daran erinnern, daß das Pedal keine Fußbank ist. Abgesehen von dem zweifelhaften Ohrenschaus, den das Durcheinandersummen sämtlicher Töne bereitet, wird der Mechanismus des Instruments durch zu häufige Anwendung sehr in Mitleidenschaft gezogen.

Wer ein Instrument gekauft hat und es nach der Aufstellung in seiner Wohnung zum ersten Male probiert, macht bisweilen die unangenehme Entdeckung, daß es „ganz anders“ klingt, als da er es beim Kaufe in der Fabrik prüfte. Nicht selten klingt es dumpf, gedrückt, als wollten es widerwilligen Töne nicht „aus dem Kasten heraus“. Die Gründe für den oft völlig veränderten Klang, namentlich auch hinsichtlich der Tonfülle, liegen in der ungünstigen Umgebung, in die man das Instrument gebracht hat. So hatte eine Dame ihr schönes, neues Konzertpiano folgendermaßen plaziert: Es stand ganz dicht an der Wand, die zum Teil noch mit türkischen Schals drapiert war, auf einem schweren Smyrnatypich; vor dem Klavier ein dickes Fell, Portieren an den Türen, Drapieren an den Fenstern, auf dem Deckel des Instrumentes eine wollene, geflickte Decke. Bilder, Büsten und zwei mächtige Majolikafibel mit Palmen! Und da sollte der Ton frei und voll klingen!

Viele Stoffdraperien in der Nähe eines Klaviers sind zu vermeiden. Je weniger davon der Raum anweist, desto schöner kann sich der Ton entfalten. Vor allem aber benutze man den Klavier- oder Flügeldeckel nicht als Kappes-, Bücher- oder Notenbrett, da jede Belastung schallhemmend wirkt. Die — den Seitenleuchtern vorzuziehende — Klavierlampe mit hübschem Schirm sei des Pianos einziger Schmuck. Wo Kerzen benutzt werden, Sorge man durch ihre Sauberhaltung und Anbringen großer Glasmanschetten mit breiter Filzunterlage stets dafür, daß kein Stearin bezw. Wachs auf und zwischen die Tasten tropft; es sieht unordentlich aus, erschwert das Spielen und beim Abtragen pflegt ein Teil der fettigen Masse zwischen die Tastatur zu geraten, was der Spielbarkeit natürlich nicht dienlich ist. Endlich soll der Hausherr beim Spielen seine brennende Zigarre nicht neben die Tastatur legen. Wie leicht bekommt die feine Politur des Holzes unheilbare Flecke, abgesehen davon, daß Asche zwischen die Taste fallen kann.

Wer sein Instrument nach diesen Regeln behandelt, wird die Freude haben, daß es jahrelang äußerlich wie innerlich in bester Verfassung bleibt.

A. Linde.



Bibliothek fürs Haus.



— **Paprikahühner.** Man teile vier junge Feldhühner in Viertel und bestreue sie mit Salz und ein paar Messerspitzen voll Paprika; lasse nun zwölf Lot Butter zergehen, füge zwei feingehackte Chalotten hinzu und dämpfe die Hühner, fest zugedeckt, eine halbe Stunde darin, gieße die Butter ab, gebe einen Schoppen sauren Rahm über die Hühner und, wenn nötig, noch Salz und Pfeffer, womit man sie noch einige Minuten dämpfen läßt, auf einer flachen Schüssel, in der Sauce anrichtet und ringsherum hellgeröstete Weißbrots-Croutons legt.

— **Einfache Suppe von alten Feldhühnern.** Man zerlege zwei große alte Feldhühner und brate sie mit einem kleinen Stück recht frischer Butter, etwas Sellerie und ein wenig Salz. Wenn sie völlig gar sind, so gieße man ca. drei Liter kochendes Wasser darauf, tue sie in ein verichtoffenes Gefäß, lege dieses in der Bratpfanne oder ins Bain-Marie, lasse es langsam drei Stunden kochen und gieße es dann durch ein Sieb. Nach Geschmack kann man geröstete Weißbrotsmitteln dazu geben.

— **Alte Flecke aus weißen, gebleichten Dielen zu entfernen.** Der Fleck wird mit grüner Seife bestrichen, mit Spiritus übergossen und dieser sodann angezündet. Selbstverständlich muß man sich mit den Kleidern von der Flamme fern halten. Nach dem Verlöschen wird sofort mit der Bürste, mit weichem Wasser und Seife nachgetrieben; die Flecke sind alsbald vollständig verschwunden. Petroleumflecke lassen sich ebenso entfernen.

— **Gegen Runzeln.** Die Runzeln in der Haut werden namentlich von den Frauen sehr gefürchtet. Um sie zu vermeiden, muß man die Haut häufig mit kaltem Wasser und Seife waschen. Die sogenannten Strahlenröthe, sowie die verdächtigen zwei Falten am Munde sind nur durch Waschen mit kaltem Wasser, oder durch nachfolgendes Rezept, vollständig lange anzuhalten: Man wasche das Gesicht öfter mit Mandelmilch, und lege zuweilen des Nachts eine Binde von Leinwand auf, die mit reinem geschmolzenen Wachs getränkt ist.

— **Um Ohrenkrankheiten vorzubeugen,** verhüte man Entzündungen und Blutandrang nach dem Kopfe, halte letzteren kühl, hüte sich vor Erkältung, namentlich nassem Köpfe, sowie vor aufregenden Getränken, Sorge stets für offenen Leib, lasse die Haare nur bei mildem Wetter schneiden. Kinder darf man nicht auf die Ohren schlagen oder an denselben zerrn. Ohrenkrankheiten erfordern die Hilfe eines tüchtigen Arztes.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit welchem rosigem Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Kadebeul, à Stück 50 Pf. überall zu haben

Kreuzstern

MAGGI'S Würze
ist und bleibt!
DIE BESTE!
Man verlange auch beim Nachfüllen
ausdrücklich **MAGGI'S** Würze.



Zur Unterhaltung.



— **Zuverlässige Zeitbestimmung.** „Sagen Sie einmal, Anna, mein Mann ist gestern abend sehr spät nachhause gekommen, wieviel Uhr war es denn?“ — „Das weiß ich nicht, aber wie ich in der Frühe aufgestanden bin, hat der Ueberzieher des gnädigen Herrn noch gebaumelt!“

— **Ertappt.** Junge Frau: „Womit hast du denn den Hasen geschossen?“ — Mann: „Na, mit der Flinte!“ — Junge Frau: „Aber hier steht ja noch der Lappen im Lauf, den ich heute morgen hinein gestopft habe!“

— **Es kommt drauf an.** — „Braut“ ist doch ein bezauberndes Wort. Findest du das nicht auch, lieber Oskar?“ — Oskar: „Gawiß, wvnnns klein geschrieben ist.“

— **Underschämt.** Bettler: Bitte um eine kleine Gabe.“ — Hausherr: „Nanu, Sie waren doch erst vor einer halben Stunde hier und haben etwas bekommen?“ — Bettler: „Nu, davon kann man doch nicht ewig leben!“

— **Unsere Kinder.** Pferdebahnschaffner (das Töchterchen einer Dame wegen der Zahlpflicht prüfend): „Wie alt bist du, Kleine?“ — Die Kleine: „Gott, wie indistret!“

— **Indirekt.** Wissen Sie, was ich an Ihrer Frau am nettesten finde?“ — „Na?“ — „Dass Sie nicht die Meine ist.“

— **Die Unschuld vom Lande.** Er: „Bitt' schön, ein einziges Küchchen! Ein Küchchen in Ehren kann ja niemand verwehren.“ — Sie: „Ja, das kenne ich schon, nachher werden's immer gleich eine ganze Menge!“

— **Mehr, als er wollte.** „Denk' nur, was mir passiert ist. Ich gebe neulich dem Diener meiner angebeteten Hofraa den Auftrag, mir heimlich eine Locke von ihr zu verschaffen.“ — „Nun — und?“ — „Bringt mir der Mensch heute einen ganzen Popf mit!“

— **Zu dumm!** „Darf ich Sie vielleicht fragen, ob Sie ein Verwandter von Herrn Tielemeier sind?“ — „Tielemeier? Bin ich selber!“ — „Ach so — daher die große Aehnlichkeit!“

— **Guter Rat.** Rand. med.: „Wozu räst du mir, Vater — soll ich Spezialist für Ohren oder Zähne werden?“ — Vater: „Natürlich für Zähne!“ — Rand. med.: „Aber weshalb gerade dafür?“ — Vater: „Weil der Mensch bloß zwei Ohren, aber dreiunddreißig Zähne hat!“

— **Ballgespräch.** „Sehen Sie bloß mal das Kräulein Spednubel an, wie die defolletiert ist! Die hat ja rein gar nichts auf dem Boden!“ — „D ja!“ — „Was —?“ — „Ihre dreiunddreißig Jahre!“

— **Ein leuchtendes Vorbild.** Dunkel: Heut nacht mußt du anpaffen: da ist ein Komet sichtbar, der alle hundert Jahre nur einmal erscheint.“ — Studiosus: „Wahrhaftig? Ach, wenn nur mein Schneider so wär, der Kerl erscheint alle Jahr hundertmal!“

— **Verständigt.** Bettler (der von einem Herrn ein Geldstück erhalten): „Dieses Fünzigpfennigstück ist ja falsch!“ — Herr: „Was, Sie sehen ja! Ich denke, Sie sind blind!“ — Bettler: „Ach, Donnerwetter, da hat mir der Buchbinder ein falsches Schild umgehängt — ich bin ja taubstumm!“

— **Schlechter Vergleich.** Herr (erzählend): „... vier Stunden mußte ich in dem eiskalten Raume warten — ich saß wie auf glühenden Kohlen...!“

— **Der Unzufriedene.** Lehrer: Was hast du nur immer dein Weib zu schelten? Sie ist doch so fleißig und brav!“ — Wirt: „Dat sich was, Herr Lehrer. Bis die ein Hendl rupft, derweil ess' i zwei!“

— **Unglücklicher Schluß.** Freund: Na, haben Sie die Novelle schon beendet, an der Sie neulich arbeiteten?“ — Schriftsteller: Jawohl. — Freund: Sie waren neulich noch im Zweifel wegen des Ausgangs. Hat sie denn nun einen glücklichen oder einen unglücklichen Schluß?“ — Schriftsteller: Einen unglücklichen, der Redakteur hat mir das Manuskript zurückgeschickt.

— **Wald-Jdhl.** Frau (auf einem Spaziergange zum Gatten): Dreißig Mal hat der Knud jetzt hintereinander gerufen, ich werde also noch dreißig Jahre leben! — Gatte: Wenn ich das Vieh erwisch, erschlag ich es.

— **Ein gutes Kind.** Mutter: Die Müller'schen Kinder sind doch zu ungezogen! Daß du mir nicht wieder mit ihnen spielst, Billy! — Billy (nach einer Pause): Aber hauen darf ich sie doch, Mama?



Rätselecke.



Begierbild.



Wo ist der Vogelsteller?

Tanzkrästel.

Eier, Mode, Feld, Brei, Muster, Rum, Wand, Harm, Raft, Weste, Kabe, Herr.

Aus jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes bekanntes Hauptwort zu bilden wie aus Kind das Wort Rind oder Rinn oder Wind. Die neu eingesetzten Buchstaben müssen im Zusammenhang etwas bezeichnen, das alle jungen Damen als sehr wichtig und interessant betrachten.

Dreifilbige Charade.

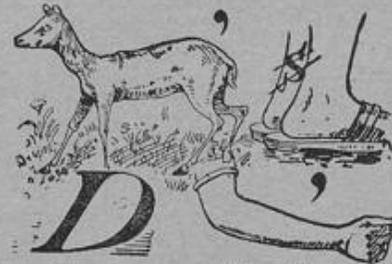
Die Erste scheint gar vielen unentbehrlich, Doch schafft sie Sorgen auch und graues Haar. Ja, manchem wurde sie sogar gefährlich Und brachte früh ihn in das letzte Paar. Der eine sucht umsonst sie zu erraffen, Ob er von Land zu Land auch ruhslos irrt! Terweil dem anderen in stillem Schaffen Dabeim oft sein Geschäft zum Ganzen wird.

Wortspiel.

Neftar, Notar, Tropfen, Streich, Iran, Ostern, Silen, Inka, Lannen, Mais.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben im Zusammenhang den Namen eines berühmten alten Gelehrten.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silberrätsel: Mißverständnis.

Rebus: Patentanwalt.



Der Zweikampf.

Erzählung von A. Bertall.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Bögernd nahm der Assessor das Buch und las mit unsicherer Stimme:

Das Herz des Jünglings wird schnell vom Zorn entzündet;
 Ein einziges Wort und er entblöht
 Den Degen, Nachsicht, leerer Wahn der Ehre flöht
 Ihm falschen Eifer ein, in wüt'gem blindem Grimme
 Sieht er den Freund nicht, höret nicht die Stimme
 Des Bluts, verleitet von dem falschen Wahne,
 Daß eine Lastertat den Weg zur Ehre bahne.
 Sind's der Vernunft beraubte Toren,
 Sind's Rasende, die dort im Zweikampf sich durchbohren,
 Um einen Schimpf zu rächen? — Nein!
 Ein braves Boll, vom Vorurteil gelenket,
 Sieht man den edlen Mut, den ihm der Himmel schenket,
 Durch frevelhafte Wut entweih'n.
 Verblendete! o haltet ein!
 Dämpft Eures Zornes wildes Feuer!
 Besleht den mütterlichen Schoß
 Der Erde nicht mit Blut, das blinder Rachsicht floß.
 Die Stimme des Lesenden zitterte hörbar und verriet eine heftige Bewegung.

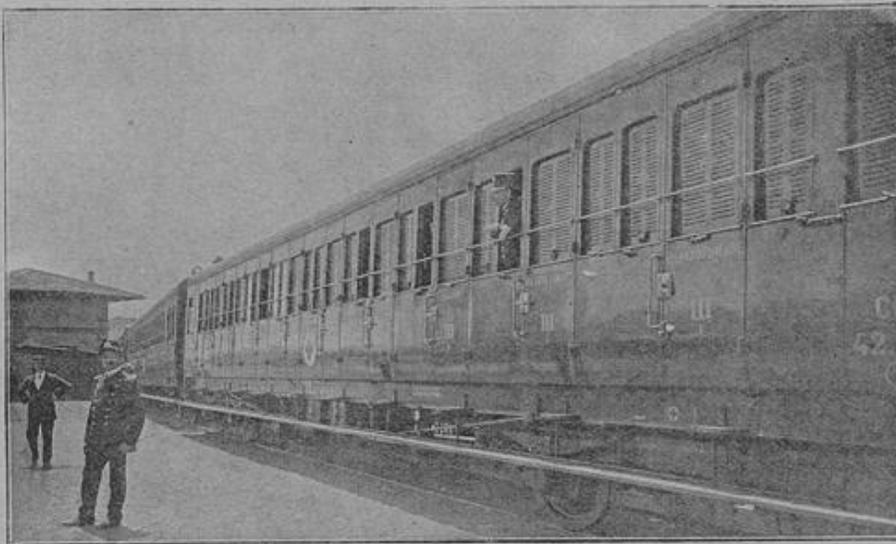
„Herr Assessor,“ unterbrach ihn jetzt rasch der Präsident, „greift Sie das ernste Wort des Königs so an? Geben Sie mir das Buch her, ich will fortfahren. Oder, Herr Assessor Burdhardt, wollen Sie nicht das Amt übernehmen?“

„Verzeihung, Herr Präsident,“ erwiderte der Angeredete, „ich bin kein guter Vorleser, ich fürchte, heute würde ich meine Sache besonders schlecht machen, ich fühle mich nicht ganz wohl.“

„So, nun dann will ich fortfahren,“ bemerkte Herr von der Linden, und er las mit großer Eindringlichkeit weiter, dabei sich ausschließlich an die beiden Gegner richtend:

Blutgierig stürzte sich der Geier —
 Ein schuldlos Taubenpaar
 Zu würgen aus der Luft hernieder;
 Blutlechend von Natur sind Geier, Falk und Aar,
 Ihr aber, Preußen, ihr seid Brüder,
 Verknüpfet durch ein heilig Band,
 O werfet drum die Waffen aus der Hand;
 Umarmt Euch brüderlich, statt Euch zu töten!
 Beleidigungen lernt hohen Herzens zu verzeih'n.
 Wollt Ihr den heil'gen Boden frech entweih'n
 Und Euer Vaterland mit Bürgerblute röten?
 Voll Wehmut ruft es aus: Ach, soll ich Zeuge sein,
 Daß mein: Söhne sich einander selbst ermorden;
 Hab ich Euch nur genährt,
 Mich, die Euch Mutter war, durch Eure Grausamkeiten
 Zu schänden, und Euch selbst Verderben zu bereiten?
 O schont das teure, brüderliche Blut,
 Kämpft gegen Feinde nur, beweiset Euren Mut
 Im Schlachtfeld! Dort der Sieg belohnt
 Euch mit dem Ruhmes Kranz. Doch jene blinde Wut,
 Die Euch zum Zweikampf spornte
 Ein Wort, durch Blut zu rächen,
 Ist ein abscheuliches Verbrechen,
 Ist Mord, der laut nach Sühnung schreit.
 Wer hat Euch, Eurer Brüder Leben
 Zu kürzen, Zug und Recht gegeben?
 Auf, macht Euch von der Tyrannei
 Der Leidenschaft, vom Joch verjährten Wahnes frei!
 Burdhardt, dessen Wangen vor Aufregung gerötet waren, richtete verlegen seinen Blick auf den Vorleser, während

Ahrendt blaß und verstört vor sich hinsah. Beide aber waren sich bewußt, daß der Herr Präsident von der Forderung wissend, mit Vorbedacht das Gespräch auf das Duell gelenkt hatte. Nachdem er geendet, blickte er sie forschend an und sagte: „Ich bin überzeugt, daß wir alle dem großen König freudig zustimmen. Ich weiß ja allerdings, daß viele jüngere Herren über den point d'honneur anderer Ansicht sind und meinen,



Ein Sanitätszug für Kriegszwecke.

in gewissen Fällen wäre das Duell unvermeidlich. Aber Religion, Gesetz und Vernunft sprechen in allen Fällen eindringlich dagegen, sie weisen jederzeit auf den richtigen Weg zur Wahrung der Ehre. Wäre es nicht angemessen, jetzt in der Stunde der Begeisterung, uns zu binden, daß wir gegebenen Falles nicht die tödliche Waffe zur Hand nehmen wollen? Ich schlage vor, meine Herren, wir geben uns gegenseitig das Ehrenwort, niemals, wie es auch komme, die verletzte Ehre durch einen Zweikampf sühnen zu wollen."

Die alten Herren bemerkten, für sie bedürfte es dessen wohl nicht mehr, indes die Abgabe des Ehrenwortes dürfte die beiden jungen Herren gegebenenfalls vor übereiltem Handeln schützen.

Diese zögerten. Endlich erhob sich Burdhardt, ergriff die Hand des Präsidenten und gab bewegt das Gelöbniß: „Ich gebe mein Wort, Herr Präsident."

Da sprang auch Ahrendt auf und sprach: „Hier, auch meine Hand darauf."

Als die Gesellschaft zu später Stunde aufbrach, hielt der Präsident die beiden Herren zurück und führte sie wieder ins Zimmer. „Sie haben wohl erkannt," sprach er, „daß ich von Ihrem Zweikampf, der morgen stattfinden sollte, unterrichtet war. Da ich aber verhindern wollte, daß zwei junge, strebame Männer, die ich hoch schätze, einem wraleten Vorurteil zuliebe, ihr eigenes Leben frevelhaft aufs Spiel setzen, so hat ich Sie auf den heutigen Abend zu mir. Ich freue mich, daß Sie eben in meine Hand das Gelöbniß abgelegt haben. Jetzt bitte ich die Herren, sich auch die Hand zur Versöhnung zu reichen. Sie waren ja stets gute Freunde, die Beleidigung geschah sicher nicht mit Vorbedacht."

„Gewiß," erwiderte Ahrendt, „schon am selbigen Abend habe ich sie bereut, aber ich konnte das Geschehene nicht rückgängig machen."

„Und das harte Wort, das ich gesprochen," rief Burdhardt, wurde nur durch meine Erregung veranlaßt, ich nehme es gerne zurück."

Die beiden Gegner reichten sich die Hände und der Präsident rief freudig: „So ist's recht. Nun wollen wir aber die Versöhnung noch durch eine Flasche alten Rudesheimer befestigen."

III.

Mit neuer Lebenslust erwachte Burdhardt am nächsten Morgen. Er dachte an Gertrud; er malte sich aus, wie schön es wäre, mit ihr vereint durch's Leben zu gehen, er faßte wieder Hoffnung, daß es ihm bald nach Erlangung einer festen Stellung vergönnt sein würde, das geliebte Mädchen sein nennen zu dürfen. — Am Nachmittag stieg er wieder in die erste Etage hinab. Er klopfte an, Gertrud eilt ihm entgegen, reichte ihm die Hand und tiefatmend rief sie: „Gott Dank, daß Sie da sind, mir hat schon gebangt, ich sähe Sie niemals wieder."

„Liebes Fräulein, wie soll ich Ihnen danken für den innigen Anteil, den Sie an meinem Schicksal nehmen? Woher wußten Sie aber nur, daß mir Uebles drohte?"

„Ach, man erzählte es ja schon gestern Abend in der Stadt. Voller Schrecken eilte ich nach Hause, um Sie womöglich noch zu treffen, aber leider vergebens. Da habe ich eine angstvolle, ruhelose Nacht verbracht. Aber sprechen Sie, ist es denn wirklich wahr, daß Sie sich schlagen wollten?"

„O, wie wohl tut mir Ihre liebevolle Sorge. Ja, liebes Fräulein, ich hatte die schlimme Absicht, aber dem Himmel sei gedankt; das Vorhaben ist durch das fürvorigliche Eingreifen eines hochverehrten Freundes vereitelt und eine Versöhnung herbeigeführt worden."

Da atmete Gertrud, deren Blicke mit ängstlicher Spannung auf Burdhardt ruhten, erleichtert auf, und dem Impulse ihres Herzens folgend, ergriff sie mit beiden Händen seine Rechte und rief: „O wie freue ich mich, Gott hat mein Gebet erhört! Aber bitte, Herr Assessor, nehmen Sie doch Platz und erzählen Sie mir, wie es kam, daß die Sache beigelegt wurde."

Er setzte sich ihr zur Seite und berichtete getrenlich den Hergang. Als er dann von dem Anteiile sprach, den die Epistel Friedrichs des Großen an der glücklichen Lösung hatte, erhob er sich, trat an den Bücherstapel und nach einigem Suchen entnahm er demselben den betreffenden in Schweinsleder gebundenen Band aus den Werken Friedrichs des Großen, um ihr die Dichtung vorzulesen. Da entfiel dem Umschlag ein darin verpacktes Pavier, er hob es auf und entfaltete es. Kaum hatte er einen Blick hingeworfen,

da rief er jubelnd: „Was sehe ich, — ich hab's, — da ist das lang gesuchte Testament!"

Gertrud sprang auf, ergriff das dargereichte Papier und las. Der Hingeshiedene hatte sie, „seine Pflegerin, die sich für ihn aufgeopfert", zur Universalerin seines großen Vermögens eingesetzt.

Burdhardt beglückwünschte sie herzlich, sie aber sah ihn bittend an und sprach: „O dieses unerbittliche Glück verdanke ich Ihnen, Herr Assessor, wie soll ich Ihnen vergelten?"

„Vergelten? Nicht mir verdanken Sie es, sondern einer gütigen Fügung, deren Werkzeug ich war. Ueberreicher Lohn ist mir die Gewißheit, daß Ihr Los sich jetzt freundlicher gestalten wird."

„Ich bitte Sie, Herr Assessor, schlagen Sie es mir nicht ab, daß ich Sie für Ihre vielen selbstlosen Bemühungen um meinen dahingeschiedenen Wohltäter und Ihre freundliche Sorge um mein Geschick Anteil nehmen lasse an dem Ueberfluß, der mir jetzt zugefallen ist."

„Nein, nein Fräulein Gertrud, von Ihrem Vermögen werde ich nichts annehmen. Mein Lohn ist Ihr Glück. Sie sind jetzt eine reiche Erbin, die Welt steht Ihnen offen, — unsere Wege aber müssen sich trennen", fügte er mit unsicherer Stimme hinzu: „Mögen Sie das Glück finden, das Sie so reichlich verdienen; leben Sie wohl!" — Er reichte ihr mit abgewandtem Gesicht die Hand, sie aber ergriff dieselbe und schelmisch erwiderte sie:

„Nicht doch, Herr Assessor, so wollen wir nicht scheiden, besinnen Sie sich, hätten Sie mir sonst nichts zu sagen?"

Da wandte er sich ihr wieder zu, schaute in ihr erglühendes Gesicht! Aus ihren tiefen blauen Augen leuchteten ihm Liebe und Vertrauen entgegen. Er konnte nicht länger an sich halten, das Herz trat ihm auf die Zunge, und in innigen, berebten Worten gestand er ihr seine lang verhaltene Liebe.

Ihr erstes Wirtschaftsgeld.

Ein wahres Geschichtchen von J. Fichtner.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Paulchen hielt plötzlich das Kästchen mit dem glänzenden Inhalt in den Händen und ratlos, noch immer nicht verstehend, sank er auf einen Stuhl.

„Du kannst einen ja verrückt machen, aufheben soll ich dies?" Gretchen schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief halb weinend: „Du wirst mich noch verrückt machen — so gesteh's doch schon ein!"

„Was soll ich denn gestehen?"

„Daß du mein Versteck entdeckt hast!"

„Nein!"

„Und daß du mir meine Goldstücke in Silber eingetauscht?"

„Nein — hier hast du dein Geld und laß mich in Ruh! Ich muß fort!" Er stand auf und gab ihr das Kästchen zurück. Einen Augenblick übersah sie seinen Inhalt hoffend, daß der Umtausch stattgefunden."

„Wirklich nicht, Paul? — Schwöre mir!"

„Wirklich und wahrhaftig nicht, Märchen!" Er wollte ihr einen Kuß geben, sie stieß ihn zurück, das rosigte Gesicht wurde aschfahl, und mit dem gellenden Rufe: „Dann ist das Gold verberzt!" ließ sie das Kästchen zur Erde fallen und weithin rollten die Geldstücke unter Tisch und Schränke.

„Zum Donnerwetter, was soll denn das bedeuten?" und gleichzeitig umfaßte er sein schwankendes Weibchen, zog es auf die Knie und wußte nicht, was er mit demselben anfangen sollte, denn Gretchen schluchzte laut und war kaum zu beruhigen.

Eine weitere Viertelstunde genügte, ihn endlich zu informieren. Während Gretchen ins Nebenzimmer flüchtete, um die verhassten Markstücke nicht zu sehen, kroch er auf der Diele herum und suchte sie zusammen.

Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, als er, am Fenster stehend, mit Brille und Lupe bewaffnet, feststellte, daß der Inhalt des Kästchens aus drei wirklichen Markstücken und zwei — in Silber verwandelten Zwanzigmarkstücken bestand. War das verfluchte Geld denn wirklich verberzt?

Es kam ihm bald vor, als brenne es ihm in den Händen, am liebsten hätte er's fortgeworfen und doch, es hatte einen so gleichenden, berückenden Silberglanz, den er, so schien ihm, noch niemals gesehen.

Da kam ihm ein Gedanke, sollte irgend ein chemischer Vorgang im Spiele sein?

Rasch entschlossen teilte er Gretchen mit, daß er sich für den Vormittag im Büro entschuldigen wolle, um die Entdeckung der verschwundenen Goldstücke zu betreiben.

„Du mußt aber mitkommen!“ Ja, das wollte sie, nur kein Geld in die Hand nehmen.

Die Stadt war so groß, daß sie keinen Chemiker aufwies, nicht einmal einen Juwelier, dafür aber einen alten, erfahrenen Uhrmacher. Zu diesem nahm man seine Zuflucht. Er hörte sich die Geschichte an und wog die tabellofen Münzen in der Hand, dann begann er an einem silbernen Zwanzigmarkstück herumzutragen, dann fragte er:

„Was war vorher im Kästchen?“

„Nichts, gar nichts!“ beteuerte Gretchen.

„Doch, es muß etwas drin gewesen sein, und wenn auch noch so wenig und zwar — Quecksilber!“

„Quecksilber!“ wiederholte Paul.

„Quecksilber!“ In Gretchens Kopf begann es zu dämmern.

„Wir hatten einmal zu Hause ein klein wenig von einem zer Schlagenen Thermometer. — Die kleinen Perlen freuten uns so, wir Geschwister haben uns je ein paar aufgehoben!“

„Und dazu hast du gerade diese Schachtel genommen?“

„Es kann sein“, gab Gretchen kleinlaut zu.

„Und Sie haben manchmal die Schachtel geschüttelt?“ fragte der Alte.

„Vielleicht, ich wollte mich nur versichern.“

„Ob dein Haushaltungsgeld nicht von deinem Manne gestohlen sei!“ neckte Paul.

„Es sind drei Markstücke und zwei Zwanzigmarkstücke, stimmt's damit?“ fragte der Uhrmacher, und bei dieser Frage wurden die Gesichter der jungen Eheleute wieder ziemlich länglich.

„Ach nein, das stimmt eben garnicht!“ klagte Gretchen, und nun begannen beide zu rechnen und an den Fingern zu zählen.

„Es fehlen zwei Goldstücke“, konstatierte Paul mit einer wahren Grabesstimme.

„Die müssen von der jungen Frau als Markstücke ausgegeben worden sein, vielleicht erinnern Sie sich noch, wem?“

Der gute Alte half dem völlig fassungslosen Pärchen auf die Spur.

Sie stürmten fort.

Zuerst zum Wurstmacher. — Der meinte, neues Geld bekäme er alle Tage und gestern Abend sei er von einer Reise zurückgekommen, da habe er viel ausgegeben. Der Bestand wurde untersucht — es fand sich nichts. Ziemlich still verfügte man sich zur Väterstrasse, die etwas wärmere Teilnahme für die junge Frau zeigte und bald aus einem versteckten Winkelchen einen Beutel hervorholte, in welchem sie das „ganz neue“ Geld aufbewahrte.

Eine fieberhafte Prüfung ergab, daß sich ein verstecktes Goldstück in der Silbermaske vorfand.

Mit heralichem Danke wechselte man die Münze in ein richtiges Markstück ein.

Das Resultat ergab nun drei verkleidete Goldstücke, eins war in richtiger Form ausgegeben, so daß nur ein Zwanzigmarkstück fehlte, welches man aber nirgends entdecken konnte. Man hegte einen kleinen Verdacht gegen den Wurstmacher, konnte denselben aber nicht begründen.

Abgehört kam man wieder bei dem alten Uhrmacher an.

„Werden Sie nun so freundlich sein und die Goldstücke von ihrer falschen Hülle befreien?“ fragte Paul.

„Ich will's versuchen, es wird aber viel Mühe kosten!“

„Die wir Ihnen natürlich ersetzen. Wann können wir nachfragen?“

„In zwei Tagen, denke ich, das Zeug sitzt zu fest.“

Nun gingen sie still und stumm nach Hause. Gretchen sah immer furchtlos an ihrem Gebieter hinauf. Wann würde das Gewitter losbrechen — die hohe Stirn war ziemlich umwölkt.

Als sie die verlassene Wohnung wieder betraten, hob er an zu sprechen.

„Nun haben wir auch noch kein Mittagessen — das ist das Schlimmste an der Sache!“

Gretchen traute kaum ihren Ohren.

„Was,“ rief sie — „das Schlimmste? Ist das wirklich dein Ernst, Herzenspaulchen? Schiltst du nicht dein dummes, liederliches Weibchen, das so viel Geld verbummelt hat?“

Da flog ein Lächeln um seinen Mund, und gleich darnach wrotchen ihm um den Hals, und er öffnete seine Arme und zog sie an sich.

„Ach, du edler, großherziger Mann, jetzt hab' ich dich erst in deiner Größe erkannt!“

„Wieso denn? Es ist doch dein Haushaltungsgeld! Du mußt ja allein zusehen, wie du damit auskommst!“

„Was, du willst mir nichts dazu geben, nichts ersetzen?“

„Ich denke garnicht daran!“ Empört machte sie sich von ihm los.

„Na, ich gratuliere dir — was du wirst zu essen bekommen — einen Tag Pellkartoffeln und Salz, den anderen Salz mit Pellkartoffeln!“

„Ich werde dir's anstreichen!“ drohte er.

Am Ende einigte man sich. Paul gab seine Wette verloren, denn im Klimbertasten hätte er nie und nimmer die Wirtschaftskasse seiner Frau gesucht — das ergab fünf Mark Bußz. Alsdann erklärte er sich bereit, die entstehenden Unkosten zu zahlen und obendrein für ein binnen einer Stunde herzustellendes solennes Mittagbrot großmütig fünf Mark opfern zu wollen.

Gretchens Augen flogen suchend in der Küche umher, da — mit einem Freudenschrei stürzte sie darauf — entdeckte sie die wohlbekanntete Futterkiste, die in ihrer Familie immer hin und hergondelte. Der Postbote hatte sie während ihrer Abwesenheit der Aufwärterin übergeben.

„Topp“ — rief sie und schob mit einem Ruck ihr Poulchen in das Schlafzimmer.

„Hier ruhe dich aus von unserm ersten Feldzuge, in dreiviertel Stunden speisen wir.“

Die geliebte Kiste ergab ein Paar bratfertige Backhähnchen, zwei Pfund Svargel, stark duftenden Kaffee, Chocolate und einen großen Beutel frisches Eiergebäck.

„Als ob sie's erraten hätte, die gute, liebe Mutter!“ rief sie, und sprang wie ein junges Käzchen.

Die stinken Hände flogen nur so; das kochte und prugelte wie in einer Hotellüche und als der Tisch alsdann mit allen Schätzen ihrer Kochkunst beladen, dem jungen Chemann gar so verführerisch entgegenlächelte, erklärte er schließlich, daß er noch nie so gut, aber auch noch nie so teuer gespeist habe.“

Das dicke Ende aber kam noch nach.

Der alte schlaue Uhrmacher forderte für die Reinigung der drei Goldstücke je eine Mark — Poulchen mußte bluten.

Und als man die unbeimlich, in ihrem wahren Schimmer blinkenden Goldstücke an den Mann bringen, d. h. in Zahlung geben wollte, lehnte jedweder Händler mit Indignation die Zumutung ab, falsches Geld für echte Waren zu nehmen.

Das Geschichtchen hatte sich herumgesprochen und nur halben Glauben gefunden. Das junge Ehepaar stand noch lange Zeit in einem schmählischen Verdacht, von welchem sie sich nur dadurch reinigen konnten, daß sie fortan nur noch mit lumpigen Nickeln ihre Ware bezahlten.

Unter der Erde.

Erzählung von Johann Denge (Düsseldorf).

(Nachdruck verboten.)

Es geht das Herz den eigenen Weg und unerforscht sind seine Tiefen,

Was es gefühlt, wofür es schlägt, wer kann den wahren Sinn verbrießen.

(Steller.)

Der Berggraben an der linken Seite der Ruhr ist ein Ausläufer des Haarstranges, der im Gegensatz zu dem Teil am Mittellauf des schon ansehnlichen Flusses als fast vegetationslos bezeichnet werden kann. An der rechten Seite dagegen dehnen sich große Weidestrecken aus, auf denen in der besseren Jahreszeit Rinder und Pferde friedlich nebeneinander grasen. Wenn der Schnee in den Bergen des Sauerlandes schmilzt, verwandelt sich der ruhig dahinfließende, klare Fluß in einen reißenden Strom, der sein schmutziges, gelbes Wasser über die ebenen Flächen ergießt und sie so in einen trüben See verwandelt, aus dem hier und da Heckensträucher und einzelne verwaufene Bäume herausragen. Die dicht am Ufer stehenden alten, abgestorbenen Weiden sind kaum noch zu sehen. In ihren Nesten und Zweigen verjüngt sich allerlei Unrat, den die Wellen mitgeführt haben. Wenn das Wasser sich wieder verlaufen hat und der Fluß in sein bescheidenes Bett zurückgekehrt ist, hängen die schlanken Weidengerten noch trauriger herab und tauchen



Hauptmann Otto Süß,
der älteste aktive Offizier der deutschen Armee.

die Spitzen noch tiefer in die klare Blut, als wollten sie ganz ergebenst dafür danken, daß sie diesmal noch verschont geblieben waren. Hier und dort war doch einer der Bäume aus der Reihe verschwunden. Er war zu schwach gewesen, dem plötzlich über ihn hereinbrechenden Schicksal Trost zu bieten, und trieb nun, von den Wellen geschaukelt, einem unbekanntem Ziele entgegen.

Unweit des Flusses liegt der langgestreckte Ort, dessen Hauptstraße zur Kreisstadt führt. Erst die Industrie hatte dem Flecken sein jetziges Gepräge gegeben, früher wußte man kaum etwas von ihm. Besonders der emporblühende Bergbau zog immer mehr fremde Menschen heran, die manches mitbrachten, was den Eingesehnen bisher fremd geblieben war.

Früh morgens wurde es in den Häusern lebendig. Die Männer und Jünglinge eilten noch schlaftrunken der Grube zu; die Frauen hatten es besser. Wenn die Männer in ihren schwer benagelten Schuhen oder auch mit Holzschuhen die Treppen hinuntergepoltert waren, begaben sie sich schnell nochmal ins warme Bett.

An der Bremse in Flöz „Siebenschrom“ machten die darin beschäftigten Gauer und Lehrbauer in der Regel erst Halt und ruhten sich ein wenig von der langen Wanderung durch den holperigen Querschlag aus. Noch ruhte der Betrieb, da die Personenbeförderung noch nicht beendet war. Die Bergleute hielten erst ein kleines Vergamt ab, d. h. sie setzten sich zusammen und erzählten von diesem und jenem, bis sämt-



Professor Dr. Wilh. Dilthey,
ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Berlin.

liche Nachzügler angekommen waren. Zu lange durften sie es nicht ausdehnen, sonst konnte sie der Steiger überraschen. Als der alte Varenholt und Wilhelm Schwedtman herankamen, lönte ihnen lautes Lachen entgegen.

„Hör' mal, Wilm, wat die schon Spaß haben.“

Schwedtman nickte mit dem Kopfe, sagte aber nichts.

„Scheint heute morgen auch nicht gut gelaunt zu sein,“ dachte der Alte.

„Na,“ trat er heran, „ihr lacht schon so früh, dat euch die Nak' nicht noch kriegt.“

„Lacht's euch mal erzählen, es ist zu scheene,“ lachte Grüneberg, der kleine Sachse, die beiden an und zwinkerte ihnen mit den Augen zu.

„Wer, Brinkmann?“ fragte Varenholt. Hast'e wieder wat erlebt?“ Das war bei Brinkmann fast jeden Morgen der Fall, darum hieß er auch Schwächer.

„Ja, ja,“ sagte Grüneberg. „Nu, erzähle doch!“ wandte er sich an Brinkmann.

„Dann vertell en beiken rasch, glichs kömmt dä Steiger,“ mahnte auch Varenholt. Nechzend ließ er sich auf einen Stempel nieder. „Wat wet man stief, wenn man oft wet,“ brummte er dabei.

„Gestern nachmittag wollte ein Fuhrmann eine Karre Mist den Kanarienberg hinauffahren,“ fing Brinkmann alias Schwächer an. „Das Borstpannferd schien noch ein ganz junges Tier zu sein und sprang gehörig in die Ketten, während das Karrenferd, so'n alter dicker Gaul, sehr gemütlich dabei blieb. Auf einmal blieben sie stecken. Jö, Jö, schrie



Abg. von Bollmar,
der Führer der bayerischen Sozialdemokraten.

der Fuhrmann aus Leibeskräften. Aber es ging nicht. Der Berg war zu steil. Die Pferde pusteten und schnauften. Als sie sich einen Augenblick ausgeruht hatten, fing der Fuhrmann wieder an zu schrei'n: „Jö! Jö!“ Der dicke Gaul schien von vornherein zu wissen, daß es unmöglich war und bewegte sich kaum. Sein junger Freund dagegen sprang mit solcher Wucht vor, daß die Zugketten rissen und er mindestens 10 Meter nach vorn stürzte. „Sibihihibibi,“ lachte der dicke Gaul los und schüttelte den Kopf, als wenn er schadenfroh gewesen wäre.“

Die Zuhörer lachten auch.

„Das dicke Dier hatte den richtigen Prinzipal,“ meinte der lange Eilenberg.

„Du meinst, vom vielen Arbeiten geht det beste Bärđ kaput.“

„Natürlich,“ nickte der Lange.

„Ja, Kinder, un wenn et kaput geht, dat nuht alles nichts, wir müssen wieder dran.“ Varenholt erhob sich. Er war früher auch ein stürmisches Arbeitspferd gewesen, aber jetzt mußte er schon langsam gehen lassen. Seine alten Knochen waren mit der Zeit steif geworden.

Ein Mann nach dem andern kletterte die Fahrten im Ueberhan hoch, bis zur Arbeitsstelle.



Der Berliner Rathhaus.

Varenholt und Schwedtmann arbeiteten auf Ort 2. Sie waren mit ihrem Stollen schon am weitesten in das Holz vorgebrungen und hatten noch eine gute Strecke zu gehen, ehe sie vor Ort waren. An der kleinen, unter dem Hängenden stehenden Kiste, in der sie auch ihren Sprengstoff und ihr Geschütz aufbewahrten, legten sie ihre Taschen ab. Varenholt war schon warm geworden. Er trank einen Schluck Kaffee aus seiner Blechtüte.

„Nee, nee,“ lachte er auf einmal auf, da Schwäger. Ein toller Kerl, wat Wilm?“

Wilm blickte den Alten fragend an.

„Hast du denn dat Stückchen nich gehört, wat Brinkmann erzählt hat?“ fragte Varenholt verdrießlich. Er konnte sich ärgern, wenn sich einer so dumm anstellte.

„Ich habe nicht darauf gehört,“ entschuldigte sich Schwedtmann.

„Ja, aa, so wat! Wat hast du denn eigentlich? Bist mir überhaupt in letzter Zeit so ganz anders geworden. Demwel noch mal, wie ich so'n junger Kerl war, da sprang ich über Tisch und Bänke! Nm — wat haste denn?“ Forschend sah er Schwedtmann an, dessen Gesicht sich verfinsterte. Wilm war nicht mehr sehr mitteilhaft, das wußte der Alte wohl.

„Na, Wilm, du weißt doch, dat ed et gut mit di meine. Oder hast du kein Vertrauen zu mir?“ fragte er treuherzig.

Wilm nickte mit dem Kopfe. „Doch, doch,“ murmelte er.

„Ja, dann rede doch, vielleicht kann ed die met Rat und Dat tau Seite steh'n. Et geschieht gern, Wilm, darauf kannst'le di verlassen. Da oll: Varenholt hat schon manchem gut geraten.“

Wilm wußte, daß der Alte schon viel mitgemacht hatte, aber es fiel ihm zu schwer, über seine unglücklichen Familienvhältnisse zu reden.

„Ja, wenn du nicht willst,“ sagte Varenholt pikiert, und wollte sich erheben.

„So ist es nicht gemeint,“ sagte Wilm hastig und nun fing er an zu reden.

Varenholt merkte, wie schwer es Wilm wurde, seine Stimme lang ganz gepreßt.

„Ihr wißt ja, daß ich bei der Artillerie in D. gedient habe.“

Varenholt nickte mit dem Kopfe. Im ersten Jahre bin ich garnicht aus der Kaserne herausgekommen. Dann beredeten mich ein paar alte Kerls, mit zu einem Tanzlokal auf der anderen Rheinseite zu gehen. Der Tag sollte für mich verhängnisvoll werden. Auf dem Tanzboden ging es lustig zu. Am meisten staunte ich, daß auch Mädchen ohne jede Begleitung da waren. So etwas kannte ich in meinem Dorfe nicht. Meine Begleiter wußten, daß ich noch ein unschuldiger Bursche war, und hatten sich abgesprochen, wie ich nachträglich erfahren habe, mich mal mit einem Mädchen zusammen zu bringen. Weil ich mehr getrunken hatte, wie notwendig war, hatten sie leichtes Spiel mit mir.

Wilm hielt mit dem Sprechen ein und blickte zur Seite. „Ja und da?“ fragte Varenholt gespannt.

„Das andere kann man sich denken,“ murmelte Schwedtmann mit toaler Stimme, „ich war ja nicht nüchtern.“

Varenholt nickte mit dem Kopfe.

„Die Lina, meine jetzige Frau, war ein armes, aber sehr hübsches Mädchen und ich bildete mir sehr viel darauf ein, daß sie mich angeblich so lieb hatte. Die andern haben dazu gelacht. Erst zu spät brachte ich in Erfahrung, daß sie das Mädchen besser kannten. Als reichen Bauernsohn zeichnete sie sich mit aller Raffinesse vor allen anderen aus, und das machte mich vollständig blind. Auch gegen die vernünftigen Einwände meiner alten, braven Eltern blieb ich taub. Mit meinem, vom Vater geerbten starren Kopf gab ich nicht nach, und so kam es mit den Eltern zum Bruch. Ich bildete mir zur damaligen Zeit ein, daß mir alle das schöne Mädchen nicht gönnen. Meine Mutter schrieb mir, daß sie die hergekauftene Dirne niemals als ihre Schwiegertochter anerkennen würde. Das sah ich Dummkopf damals als eine schwere Beleidigung auf. Ich bedachte garnicht, daß ich alle Zukunftspläne meiner Eltern in meiner Uebernunft zu nichte machte. Ich hatte die Ackerbauschule besucht und sollte nach Mobilisierung der Militärdienstzeit den Hof übernehmen. Auch eine Frau hatten die Alten schon für mich in petto. Nachbars Marielchen sollte ich freien, dann kam das Stück Wald, was bisher unsere Acker und Wiesen getrennt hatte, nicht mehr als Schiedswand in Frage. Wie manchen Abend mochten die Alten über dieses angenehme Thema nicht schon diskutiert haben und ich — und ich — machte es so.“ Wilm stöhnte auf und eine kleine Pause entstand. Dann fuhr er auf einmal auf und sagte mit veränderter Stimme: „Meine Frau hat wahrscheinlich gedacht, wenn wir erst mal verheiratet sind, dann werden die Alten schon klein beigegeben. Es war aber nicht so. Zuerst blieb ich in der Garnisonstadt, um lohnende Beschäftigung zu finden, bis ich schließlich nach hier verschlagen wurde. Und nun schufte ich schon seit 10 Jahren



Denkmal der Landgräfin Elisabeth von Hessen.

in der Grube und es wird wohl auch bis an mein Lebensende so bleiben.“

„Manchmal, dann wünsche ich, es nähme ein Ende mit mir. So geht's nicht weiter, oder —“ der Rest des Satzes verlor sich in einem Murren.

Beide sahen eine kurze Zeit stumm da. Wie aus weiter Ferne ertönte ein dumpfes Rollen. — Sonst war um sie her tiefe Grabesstille. Nur das Aufplätschen eines Wassertropfens war hörbar. Keiner von ihnen dachte daran, daß sie jetzt 600 Meter tief unter der Erde in einem schmalen Stollen saßen. Gedanken kamen und gingen in ihren Köpfen. In Schwedtmanns Brust tobte ein Sturm der Gefühle und um sie herum war anscheinend tiefster Friede. Sie wären längst an ihre Arbeit gegangen, aber heute dachten sie nicht daran.

„Da finde ich gestern nachmittag diesen Brief.“ Schwedtmann beugte sich vornüber und zog aus der Innentasche seines Rockes einen zerknitterten Brief, dessen Umschlag halb abgerieben war. „Da.“

Varenholt stocherte seine Lampe auf und rüdtte sich zurecht. „Liebe Vire!“ las er mit halblauter Stimme. „Wo warst Du gestern abend? Ich habe Dich vergeblich an der bewachten Stelle erwartet. Zu Dir konnte ich nicht kommen, unten in der Haustür standen fortwährend Leute. Teile mir doch schnell mit, wann ich kommen kann. Ich freue mich schon wieder darauf. Ach Schakelein, es war doch neulich zu schön! In Eile grüßt und küßt Dich

Dein Julius.

Schreibe sofort wieder, ich warte mit Sehnsucht darauf.“ „Donnerkiel!“ entfuhr es Varenholts Munde.

Wilm blickte zuerst zur Seite und dann wieder in die Flamme seiner Lampe.

„Donnerkiel!“ rief der Alte nochmals. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. So etwas ging über sein Fassungsvermögen. Allerhand Worte murmelte er in seinen grauen Bart hinein. Schmeichelnamen waren es sicher nicht, davon zeugte das finstere Gesicht. Ja, jetzt verstand er seinen Freund. Im Geiste sah er das zweistöckige Haus an dem schmalen schmutzigen Graben, in dem die Kinder herum-matschten, so daß sie nachher aussahen wie die Mähren. Die Pfosten in den dünnen, weiß gestrichenen Wänden waren mit Teer getränkt, der im heißen Sommer flüssig wurde und an den weißen Wänden hinunterlief. Wie oft hatte er schon den Blondkopf der jungen, schönen Frau am Fenster gesehen. Sie blickte immer so unschuldig drein. So etwas hatte er nie gedacht. Sein eigenes Weib war zwar keine große Schönheit, aber brav war sie stets gewesen.

„Was sagt denn deine Frau dazu?“ fragte Varenholt plötzlich. Wilm fuhr aus seinen Grübeleien auf. „Kreisch ist sie geworden. — Ob ich mir eingebildet hätte, daß sie Bergmanns-Frau hätte spielen wollen — Auf meine Eltern hat sie geschimpft — Sie war wie rasend — Zum Hohn rief sie mir noch zu, ich hätte sie in D. lassen sollen!“ Wilm lachte grell auf.

„Wahrscheinlich hat sie es da auch schon so getrieben. Ich weiß auch gar nicht, daß ich damals so blind gewesen bin. Das schöne Gesicht hat es mir angetan — und ich hatte sie auch so gern. — Siehe er dumpf hinzu. Einen Augenblick schweig er, dann fuhr er plötzlich auf. „Die armen Kinder tun mir leid sonst —“

In Schwedtmanns Stimme glucksten Tränen, glühende Tropfen, die ihm das Herz verbrennen wollten. —

In der Ferne ertönte wieder für einen Augenblick ein dumpfes Rollen. Ein Wassertropfen nach dem anderen fiel von der Kirst herunter und klappte auf den Boden auf, sonst war es still. Wilm hielt das Gesicht in den Händen.

Varenholt hörte ihn murmeln — „mir tut das Herz so weh — Ich hab sie ja so lieb —“

Varenholts Augen wurden feucht. Ein paar mal schüttelte er das alte Haupt und blickte zur Seite in's Dunkle. „Na, ja, dachte er und senkte: „Das Herz ist ein eigen Ding, das geht seinen eigenen Weg —“

Ein paar Stunden hatten beide schon tüchtig gearbeitet, es galt, das Veräumdte wieder einzuholen. Schwedtmann hatte bereits eine Anzahl Wagen mit Kohlen beladen und nach der Bremse hingefahren. Das half ihm am besten über die trüben Gedanken hinweg.

In der Bremse wurden die Fördergefäße zur Sohle hinuntergelassen, wo junge Burschen die Wagen zu 10 aneinander hielten und mit Pferden durch den Querschlag dem Schachte zuführten. Man konnte hierbei mit Staunen beobachten, wie klug manche Tiere waren. Viele darunter wollten

absolut nicht mehr, als die übliche Zahl Wagen ziehen. Es war gerade, als ob sie beim Anrücken dieselben gezählt hätten. Waren es mal einige mehr als zehn, dann blieben die klugen Tiere steh'n. —

Varenholt hatte gerade ein paar Stempel gesetzt. Das Hangende war nicht sicher und mußte bis kurz vor Ort abgestützt werden. Dabei war es seit einigen Tagen feucht geworden. Hier und da sickerte Wasser herab. Der Alte hatte es schon mit Mißvergnügen wahrgenommen.

„Bah“, brummte er verdrücklich und wischte sich mit dem Ärmel seines braunen Flanellhemdes durch's Gesicht. Als er in die Höhe sehen wollte, war ihm ein nasser Klatsch in's Gesicht gefallen.

Immer wieder ging ihm die Geschichte mit Wilm durch den Kopf. „Der gute Kerl reißt sich auf dabei“, jagte er sich. „Harte Arbeit und Aerger taugen nicht zusammen. Beide machen den Menschen kaputt.“

„So, jetzt will ich die Schußlöcher schlagen.“ Als alter Bergmann hatte er die Uhr im Kopf. Er mußte sich spüten, um noch rechtzeitig vor Schicht fertig zu werden.

Bald ertönte es — Klipp — Klapp — das gleichmäßige Schlagen mit dem Handhäufel auf dem Bohrer, durch den Stollen. Wilm war eben dabei, einen Wagen vollzuladen, da kam der Steiger angeklammert. Er hatte lange, schwere Stiefel an, so daß man ihn schon von weitem herankommen hören konnte.

„Glück auf“, sagte er beim Näbertreten.

„Glück auf“, erwiderten die beiden seinen Gruß.

„Nun, wie geht's hier?“

„Ja, wie soll es gehen, Steiger, antwortete Varenholt. Die Kohle ist so wetterwindisch. Wenn man glaubt, sie geht mal gut, dann wird sie wieder so fest wie Eisen. Man muß sich gehörig pladen, wenn man seine Anzahl Wagen haben will.“

Der Steiger lächelte und strich behaglich seinen roten Bart.

„Ja, ja“, sagte er, so ist's recht. Wissen Sie was, Varenholt? Sie sind der richtige Bergmann!“ Er nickte dem Alten zu.

Als dieser ihn fragend anblickte, fuhr er fort. „Ein echter Bergmann muß stets klagen.“ Wohlgefällig belachte er seine Worte.

Aus Varenholts grauen Augen blickte der Schalk. Er verstand seinen Vorgesehten sehr gut. „Nein, nein, Steiger, im Ernst gemeint. Das Schlimmste aber ist, daß es wieder so naß wird.“

„Das ist allerdings unangenehm, erwiderte Brandt. Dann nehmt Euch nur mit dem Hangenden in Acht. Gemöhtlich wird das dann auch schlecht. Stützt immer rechtzeitig, damit Euch nichts passiert. Ich glaube es kommt wieder so'n Stück, in dem viele Kesselsteine hängen. Seid nur ja recht vorsichtig.“

Beim Sprechen klopfte der Steiger mit dem Hämmerchen, das gleichzeitig als Griff an seinem Meterstock diente, mal gegen das Hangende, mal gegen einen Stempel.

„Hm“, meinte er, mit dem Druck geht's noch.“ Dann stocherte er seine Wetterlampe etwas größer und entschloß sich zum Zurückgehen.

Nach einigen Schritten kehrte er wieder um und fragte: „Wie steht's denn mit den Wetterern?“

„Jetzt, wo es wieder feuchter wird, haben wir nicht mehr soviel davon gemerkt.“

Der Steiger nickte mit dem Kopf. „Hab's wohl gedacht.“ Dann ging er. „Glück auf“, grüßte er die beiden, die ebenfalls mit „Glück auf“ antworteten.

Bald verhallten seine Schritte in der Ferne. Das Klämmchen seiner beim Gehen hin und her pendelnden Lampe erschien immer kleiner und kleiner, schließlich wie das Klämmchen eines Kobaltwürmchens in lauer Sommernacht, bald jedoch verschwand auch dieses, und dunkel war es wieder wie vordem. —

Jetzt mußte wieder tüchtig geschafft werden. Während Schwedtmann mit dem Volladen des Wagens beschäftigt war, klopfte Varenholt den Bohrer tiefer und tiefer in das Gestein hinein. Ein kleiner Einbruchschuß am Fußende mußte zuerst knallen, damit der Hauptschuh, der von oben schräg angelegt war, gehörig wirken konnte.

Endlich war er soweit. Das hatte heute viel Mühe gekostet.

„Wilm!“ rief er Schwedtmann zu, „laß nur ab mit dem Volladen des Wagens, es wird Zeit, ich muß knallen lassen.“

„Es ist auch nichts mehr da, antwortete Wilm, ich hab schon als das keine Feig zusammengeschrappt.“ „Seh mal“, sagte er mit der Hand in den Wagen hinein, „lauter feines, weiches Dredzene. Da könnte man sich gut zum Schlafen hineinlegen, da läge man wenigstens weich.“

„Schieb den Wagen etwas zurück, meinte Varenholt, nachdem er einen kurzen Blick in den Wagen getan hatte, ich habe die Rändschnur etwas kurz genommen, damit es nicht so lange dauert. Ich bin immer noch bange, die Schüsse versetzen, denn es war höllisch naß im Loch. Geh schon zurück, ich steck an!“ Als die Rändschnur an zu zischen fing, schritt er eiligst hinter Wilm her. An ihrer kleinen Kiste setzten sie sich lauschend nieder.

„Dums“, dröhnte der erste Schuß. Ein heftiger Luftzug machte sich bemerkbar. Die Flämmchen in den Wetterlampen wehten hin und her. Durch die Holzverschaltungen rieselten einige abgeprungene Kohlenbröckchen herab; es hörte sich an, als wenn Tiere in dürrer Laube raschelten.

„Na, der zweite bleibt aber lange aus,“ brach Schwedtmann das Schweigen.

Noch eine Weile lauschten sie.

„Der wird wohl nicht verlossen sein?“ flüsterte Varenholt.

„Wenn er in ein paar Minuten nicht kommt, dann bohre ich ihn aus.“

„Warte noch ein wenig, Wilm.“

Noch eine Weile harrten sie, stumm zusammen sitzend.

„Jetzt gehe ich hin!“ Schwedtmann sprang auf. „Wo ist der Schlangenbohrer?“

„Der steckt da vorn unterm Gangenden. Sei aber vorsichtig beim Ausbohren!“ rief Varenholt hinter dem Davoneilenden her.

Der Pulverdampf kam wie kleine, weiße Wölkchen herangeschwebt und machte sich unangenehm bemerkbar. Die Schüsse wurden stets zu Ende der Schicht angezündet. Bis daß die anderen Arbeitskollegen in ein paar Stunden die Arbeit wieder aufgenommen hatten, war der stidige Qualm verzogen.

Varenholt zog seine alte Jacke wieder aus. Recht ärgerlich war es. Jetzt wären sie auch schon am Schachte.

„Da — was war das.“ Ein dumpfer Knall war hörbar geworden.

Varenholt hielt den Atem an. „Sollte das — nein, das verbitte Gott.“ Er konnte das Schreckliche nicht ausdenken. Und doch — es war ja nicht anders möglich. Die anderen Arbeitskollegen waren sicher schon längst fort. Einen Augenblick lauschte er angestrengt. Aber nichts war zu hören, als das Aufklatschen des Wassertropfens in seiner Nähe. Mit zitternden Händen griff er nach seiner Lampe, die an der Seite hing. Da — er wollte sie noch greifen, da lag sie schon auf dem Boden und war verloscht. „Auch das noch,“ höhnte Varenholt auf. Was nun — Zur Bremse war es zu weit. In seinem Hirn hämmerte es. Der Pulverdampf wurde immer unerträglich. Das Atmen wurde ihm schwer. Die Strecke kam ihm furchtbar lang vor. Ein Hustenanfall schüttelte ihn. Das machte der stidige Qualm. Einen Augenblick mußte er Pause machen. „Wilm!“ rief er, einer plötzlichen Eingebung Folge leistend, so laut er konnte. Nichts regte sich. Der Pulverdampf wurde immer dichter. Er mußte aber bald am Ort sein, sein Fuß berührte schon abgeprengte Steinstücke. Zweifelnd blieb er stehen. Die unheimliche Stille und die Dunkelheit wirkten beängstigend. „Es ist doch besser, ich gehe zur Bremse,“ sagte er sich. Ein graufiges Gefühl überkam ihn. Obwohl er sich standhaft dagegen wehrte, er verspürte das Ritzern seiner Glieder. Hätte er doch Licht gehabt. Da — Mechanisch hatte er noch einen Schritt vorwärts getan. Da hatte sein Fuß an etwas Weiches gestoßen. „Wilm!“ rief er nochmals halb laut. Nichts regte sich. Da kroch's ihm wieder so eifig über den Buckel. Entschlossen hüdt er sich. Entsetzt fuhr er zurück. Beim Herumtasten hatte er in etwas Warmes, Klebriges gefaßt.

„Sicher ist Wilm nur ohnmächtig,“ kam es ihm auf einmal in den Kopf. Der Gedanke gab ihm wieder Mut. Entschlossen faßte er jetzt an und schleppte den jungen Freund zurück. Trotz des ekelhaften Pulverdampfes fühlte er sich riesenstark. Er wollte schon für Hilfe sorgen. Wenn nur die Atemnot ihn nicht so geplagt hätte. Nur der Husten war es schuld, wenn er Wilm nicht bis zur Bremse brachte. Einen Augenblick mußte er sich hinsetzen und ausruhen, es wurde ihn plötzlich schwindelig. Nechzend ließ er sich nieder. Einen Augenblick — Wilm — dann — dann —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

„An et war doch so 'ne gute Mann,“ meinte die kleine, dicke Frau Bedmann. „Schrecklich, schrecklich, so zu Tode zu kommen, Frau Vogt! denkt mal an, sprach sie mit verändertem Tonfall hastig weiter, ein scharfer Steinplitter hat ihm die Kehle raitchtig durchgerissen. Jeeses! Jeeses! Neel! Neel!“

Die Angeredete nickte. „Da arme Mann,“ erwiderte sie. Aber isset nicht immer so, die besten Menschen müssen zuerst dran glauben.“ Die Frau Vogt wischte sich über den Mund. Sie hatte zu beiden Seiten einen hervorstehenden Vadenzahn, die von der Oberlippe nicht ganz bedeckt wurden. So kam es, daß sie beim Sprechen stets den Speichel vom Munde abwischen mußte.

Selbst die hagere Waschfrau, die stets nach Lauge roch, hatte es sich nicht nehmen lassen, mit der Leiche zu gehen. „Die arme Frau, die armen Kinder,“ sagte sie leise. Sie war selbst Witwe und hatte ihren Mann auch im Bergwerk verloren. Darum wußte sie auch, wie hart der Kampf ums Dasein war. Ihr Rücken hatte sich schon nach der Wundschütze verkrümmt. „Wie alt sind die Kinder?“ wandte sie sich mit trauriger Miene an die Frau Vogt.

„Das kleinste ist erst sechs Jahre alt, das Mädchen, die Minna, kommt jetzt aus der Schule.“

„Ob Varenholt auch mit geht?“ fragte eine Nachbarin, ich habe gehört, er soll krank geworden sein.“

„Dat muß auch schrecklich gewesen sein für den ollen Mann, so mehrere Stunden mit einem Toten tief unter der Erde zu sitzen. Ganz allein und im Dunkeln. Ich glaube, ich hätte zuviel gekriegt.“

Die Vogt'sche schauerte zusammen.

Immer mehr sonntäglich gekleidete Menschen kamen an. Die Bergmannskapelle stand auch schon bereit. Grünberg, Grünmann, der Schwäher und all die anderen aus der Breme im Ort Siebenjöröm waren herbeigeeilt, um ihrem verunglückten Kollegen die letzte Ehre zu erweisen. Der Steiger hatte sogar einen glänzenden Zylinder auf. Neugierig wurde er angestaunt. In seiner Nähe sprachen die Frauen leise. Jetzt wurde der einfache Sarg herausgetragen. Die Kapelle stimmte eine Trauerweise an.

„Der alte Varenholt,“ ging es plötzlich von Mund zu Mund.

In der Nähe der dreistufigen Steintreppe blieb der Alte stehen. Eine Träne rollte langsam über seine runzliche Wange. Beim Drehen des Kopfes erblickte er die junge Witwe, die schwarzverschleiert mit gesenktem Kopfe aus der Haustür trat. Er hörte jemanden in seiner Nähe flüstern: „Die arme Frau.“ Da bäumte sich etwas hoch in seinem Innern. Laut hinaus hätte er schreien mögen: „Ihr irrt, ich weiß es besser!“ Etwas unsagbares Bitteres quoll ihm aus dem Herzen. Es wurde ihm auf einmal so schwül. Gligst riß er den Hut vom Kopfe, den er bisher ganz vergessen hatte, abzunehmen. Da stiegen sich die Leute an und flüsternten eifrigst miteinander. Staunend sahen sie nach Varenholt hin. Sie wußten es alle zu genau. Varenholts Haar war doch ganz dunkel gewesen, und jetzt leuchtete es schneeweiß.

Liebreizend

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiche, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

von Bergmann & Co., Radebrul, à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Nehmet
Maggis
Würze

zum
Verbessern
Eurer
Suppen

Vor dem zweistöckigen Hause mit den weiß gefärbten Fachwänden und der schwarzgeteerter Holzzimmerung standen die Nachbarn und Bekannten zusammen. Schwedtmann wurde heute zu Grabe getragen. Eifrigst flüsternten die Leute miteinander.



Unsere Bilder.



— **Sanitätszug für Kriegszwecke.** Das rote Kreuz in Italien hat nunmehr einen eigenen Sanitätszug (Siehe Bild Seite 305) bauen lassen, der aus 16 Wagen besteht und im Innern einem vorzüglichen, allen Anforderungen der modernen Hygiene Rechnung tragenden Spital gleicht.

— **Der älteste aktive Offizier der deutschen Armee.** Auf eine 60jährige Militärdienstzeit kann in diesem Jahre Hauptmann Otto Süß (Siehe Bild Seite 308), von der Schloßgardekompagnie in Berlin zurückblicken. Der Jubilar trat 1848 bei der 2. Kompagnie des Garde-Jägerbataillons in Potsdam ein und wurde 1860 zur Schloßgardekompagnie kommandiert. Unser Bild zeigt ihn in seiner historischen Uniform als Hauptmann der Schloßgardekompagnie.

— **Professor Dr. Wilhelm Dilthey.** Professor Dilthey (Siehe Bild Seite 308), einer der bekanntesten deutschen Philosophen an der Universität Berlin, wurde zum stimmberechtigten Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst ernannt.

— **Abg. von Vollmar.** Die bayerische Sozialdemokratie, deren Führer von Vollmar (Siehe Bild Seite 308) ist, hat bei den diesjährigen Etatsberatungen, zum ersten Male seit Bestehen der Partei, für das Budget gestimmt und dadurch den Zorn der norddeutschen Genossen auf sich geladen. Von Vollmar nahm als bayerischer Offizier an dem Kriege 1870/71 teil und schloß sich 1877 der sozialdemokratischen Partei an.

— **Der Berliner Eispalast.** Zu den hervorragendsten Erregungenschaften unserer Reichshauptstadt zählt der kürzlich vollendete und seiner Bestimmung übergebene Eispalast. (Siehe Bild Seite 309.) Eine künstliche Eisbahn gibt den Schlittschuhläufern auch während des Sommers Gelegenheit, ihrem Lieblingsport zu huldigen.

— **Landgräfin Elisabeth von Hessen.** Im Bad Homburg, um das sich die Landgräfin Elisabeth von Hessen große Verdienste erworben, wurde ihr ein Denkmal (Siehe Bild Seite 309) errichtet, und in Gegenwart des deutschen Kaisers und des Königs von England enthüllt.



Zur Unterhaltung.



— **Alzu fürsorglich.** Gast (in der Bahnhofrestauration): Warum geben Sie denn gar so kleine Portionen? — Kellner: Nun, damit Sie den Zug nicht veräumen.

— **Auf dem Markt.** Höferin: Schöne junge Gänse, Madame! — Käuferin: Was kostet eine? — Höferin: Zwölf Mark beide. — Käuferin: Ich frage, was eine kostet. — Höferin: Eine verkaufe ich nicht. Sechs Jahre hab ich sie beide gefüttert, jetzt will ich sie auch beide loswerden.

— **Abwechslung muß sein.** „Du, Papa, die Mama läßt Dir sagen, Du sollst essen kommen, das Essen wird sonst kalt.“ — Sag Du der Mama, es schadet nichts, wenn's auch heut mal angefriert; bisher war's ja immer angebrannt.“

— **Zerstrent.** Professor: Werden gnädige Frau dieses Jahr wieder nach Wiesbaden gehen? — Frau: Nein, ich möchte mal 's Ausland besuchen. — Professor: 's Ausland, 's Ausland, wo liegt denn das eigentlich?

— **Sein Standpunkt.** A.: Glauben Sie wirklich, daß die Röntgenstrahlen einen praktischen Wert haben? — B. (Humorist): Na ob! Was meinen Sie wohl, wie viel ich schon bloß durch die Waise darüber verdient habe!

— **Verhört.** Souffleur: Durch seinen tadellosen Wandel gelangte er zu Ansehen und Achtung! — Schauspieler: Durch seinen Badehosenbandel gelangte er zu Ansehen und Achtung.

— **Unsere Kinder.** Anna: Du, Lieschen, weshalb willst Du nicht mit meinem Bruder spielen? — Lieschen: Ach nein, dann denkt er gleich, man muß sich heiraten!

— **Die Macht der Illusion.** Leni: Also Papa und Mama haben längst Einwilligung und Segen zur Verbiadung mit Deinem Erwählten gegeben und die ganze Verwandtschaft weiß davon. Na, warum habt Ihr denn da Eure Verlobung noch nicht proklamiert? — Elli: Ach, weißt Du, es ist eben gar zu süß, sich so heimlich zu lieben.

— **Empfehlenswerte Kneipe.** Gast: Kellner, einen Zahntocher! — Kellner: „Bitte, wird noch benutzt!“



Rätsellecke.



Bezierbild.



Wo ist der Grenzwächter?

Palindrom.

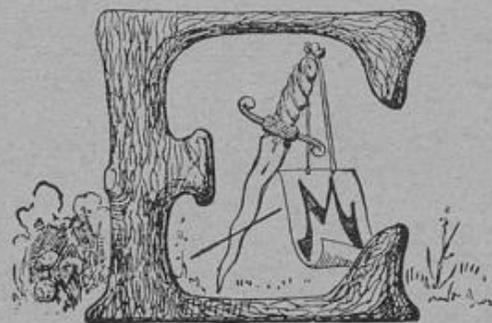
Ein Name klingt aus Sagen
Der alten Fabelzeit.
Um die, so ihn getragen,
Hat Jupiter gefreit.

Das Weib, um dessen Schöne,
Ein blut'ger Krieg entbrannt,
Ein Paar der behrnen Söhne
Hat „Mutter“ sie genannt.

Doch wird das Wort gewendet,
So stellt's sich anders dar.
Wenn die Natur es spendet,
Ist's immer echt und wahr.

Wohl kann ein Fürst es geben,
Doch höchsten Wert verleiht
Ihm doch nur Sinn und Leben:
So denket uns're Zeit.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lautkräftel: Bier, Made, Fell, Blei, Mutter, Rom, Wind, Halm, Rest, Wette, Kate, Meer, Balltoilette.
Dreißigbige Charade: Goldgrube.
Wortspiel: Karten, Ornat, Pforten, Estrich, Rain, Restor, Insel, Rain, Alonen, Siam, Kopernikus.
Rebus: Referendar.



Düsseldorfer SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 40.

Sonntag, 4. Oktober.

Jahrgang 1908.

Sein Landsmann.

Militärhumoreske von Johann Tenge (Düsseldorf).
(Nachdruck verboten.)

„Na, nun laß doch!“ Ärgerlich drehte der Kleine, dicke Lazarettgefreite Fink sein etwas breites Gesicht mit der Stumpfnase dem in der Nähe liegenden Husaren zu, der ihn ganz verwundert und unschuldig ansah.

„Was willstest denn, mein lieber Herrmann,“ entgegnete der Angeredete mit einer ironischen Beimischung. Dabei legte er sich behaglich auf die linke Seite, damit er seinen Freund „Plasterlasten“ besser sehen konnte. „Lassen dir die Fliegen wieder keine Ruhe? hm?“

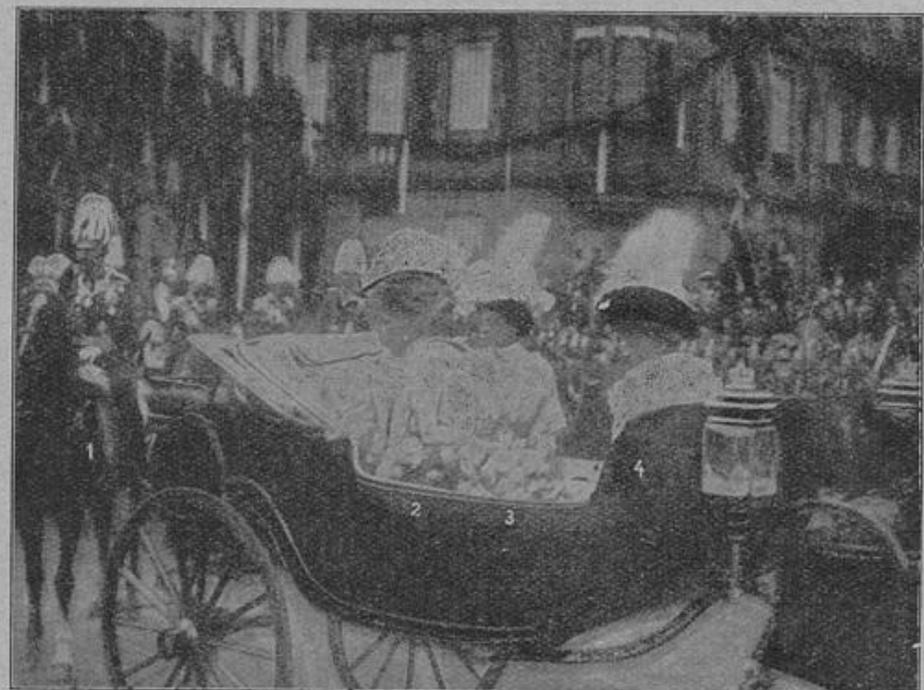
„Laß du mich nur in Ruhe,“ entgegnete Fink kurz, „mit den Fliegen will ich schon fertig werden.“ Er war recht ärgerlich über seinen Landsmann Schlotmann, der keine Minute vorübergehen ließ, ohne ihn zu ärgern, wenn er konnte. Kaum hatten sich seine Augen vor Müdigkeit etwas geschlossen, gleich kitzelte ihn der „Lange“ mit einem Grashalm in der Nase. Zuerst war er in dem Glauben gewesen,

die umhersummenden Fliegen und Mücken seien die Uebelthäter; bis er plötzlich, die Augen aufmachend, in Schlotmanns grinsendes, rotes Gesicht blickte. Beide waren Ersatzkameraden und nicht weit von einander zu Hause. Schlotmanns Eltern waren sehr reiche Banern, die Acker, Wiesen und Felder ihr Eigentum nannten, während sich die Familie Fink hart plagen mußte, um mühsam durchzukommen. Wegen seines schlechten Reitens, angeblich infolge seiner zu kurz geratenen Beine, war Fink im 2. Jahre ins Lazarett gekommen und hatte es auch, dank seiner

guten Auffassungsgabe für die medizinische Wissenschaft, wie Massieren, Plasterauflegen und dergleichen, zum Sanitätsgefreiten gebracht. Bei Schlotmann war's ganz anders. Dieser war der forscheste und verwegenste Reiter in der Schwadron, dem kein Graben zu breit und keine Hecke zu hoch war. Aber er bekleidete im dritten Jahre immer noch den Rang eines Vizeregimenten, für den es bisher noch nicht einmal eine Zulage gab. Nun, er hatte es ja auch nicht nötig. Seine „Alten“ konnten soviel zubrocken, daß er die Befreiungszulage gern andern überlassen wollte. Sein Rittmeister, und auch der Wachtmeister dachten ganz anders. Letzterer meinte, wenn man von dem Namen Schlotmann die letzte Silbe streiche, erkenne man sofort, wer Träger des Namens sei. So waren die Ansichten auch hier, wie so oft im Leben, ganz verschieden. Schlotmann drehte sich wieder herum und beide hinauf ihren Gedanken nach.

Ein heißer Sommertag. Schon früh morgens waren sie munter gewesen, wie es so die Regel vor den Besichtigungen war. Das Husarenregiment hatte heute vor Sr. Erzellenz dem kommandierenden Herrn General, Besichtigung auf der Heide. Augenblicklich hielt der Korpskommandeur am Kleinen

Waldchen Kritik ab, die in der Regel recht lange dauerte. Die bunten Reiter hatten es sich deshalb recht bequem gemacht, und ruhten sich am Rande einer grünen Erdwelle nach den Strapazen aus. Lang hingestreckt lagen sie schon geraume Zeit im Heidekraut. So einige Stunden im Sattel macht recht müde. Besonders die höher und höher strebende Sonne hatte mit ihren wärmenden Strahlen das Ihrige dazu beigetragen und sie beim Reiten gehörig heiß gemacht, daß ihnen der Schweiß den Buckel hinuntergelaufen war. Die Ruhe bekam deshalb doppelt gut und die mei-



In den Kaisertagen im Elsaß: Der Einzug der kaiserlichen Familie in Straßburg. Der Kaiser (1) die Kaiserin (2), Kronprinzessin Cecilie (3) und Prinzessin Cécile Friedrich (4) bei der Begrüßung durch Bürgermeister Dr. Schwander an der Rühlbrücke in Straßburg.

sten der müden Krieger ruhten schon in Morpheus Armen. Ein malerisches Bild bot sich dem Zuschauer. Hier lag einer lang hingestreckt, die Arme unterm Kopf und schnarchte unbekümmert um die Sonnenstrahlen in allen Tonarten. Ein anderer hatte sich wie ein Fagel zusammengerollt und das Gesicht zum Schutze gegen die umherjummelnden Fliegen und Mücken mit den Armen bedeckt, während ein dritter auf dem Bauche lag und die Quälgeister auf seiner Rückseite unbekümmert schaltete und walten ließ. Ueber alles spannte sich der blaue Himmel, an welchem die goldene Sonne wie eine weißflüssige, strahlende Scheibe thronte. Unentwegt jaudete sie die alles Leben in Wald- und Fium hervorzaubernden Strahlen hernieder. Es war nur ein Glück, daß dann und wann ein kühler Luftzug über die Heide wehte und die Köpfchen der dünnen Heideblümchen hin und herschaukelte, sonst wäre es nicht zum Aushalten gewesen. Schlotmann konnte nicht schlummern. Er sann und grübelte, wie er seinem Freunde „Pflasterkasten“ einen neuen Schabernack spielen konnte. Mechanisch folgte er mit den Augen einem dicken Brummer, der in der Nähe umhersummte und von Blümchen zu Blümchen flog, überall eine kurze Rast machend, um von dem süßen Inhalt der kleinen Kelche zu nippen. Dann surrte und summte er wieder weiter, bis endlich die gerödete Nase des Lazarettgefreiten anscheinend seine Aufmerksamkeit erregte. Zuerst summte und brummte er etwas lauter wie gewöhnlich, um das hervorstehende „Etwas“ herum, bis er seine Kreise immer enger zog und sich endlich behaglich, die Flügel zusammenklappend, auf die äußerste Spitze des Gesichtsvorsprungs Finks niederließ. Einen Augenblick war alles ruhig. Plötzlich fuhr Fink aus seinem Schlummer auf. Einen wütenden Blick warf er dem lachenden Schlotmann zu, murmelte irgend etwas zwischen den Zähnen, was gerade nicht wie eine Schmeichelei klang und — suchte sich ein anderes Plätzchen. Der böse Brummer aber war schleunig in die weite Heide hineingeturrt, nach Stellen hin, wo es keine so wild auffahrenden Gegenstände gab, und dachte sicher nicht, daß er jetzt das Maß zwischen den beiden Landsleuten zum Ueberlaufen gebracht hatte. Fink haßte jetzt seinen Bekannten, der seinen Augenblick versäumte, um ihm einen Schabernack zu spielen. Auch den Spitznamen „Pflasterkasten“ hatte er ihm angehängt. Aber — wer weiß, vielleicht kam doch noch mal die Gelegenheit, wo er sich rächen konnte. „Aufpassen!“

Im Nu waren alle hoch. Der kleine, dicke Wachtmeister Schreiber warf sich als augenblicklich Höchstkommmandierender ganz besonders in die Brust und überblickte die Häupter seiner Lieben, um evtl. einen Säumnigen etwas mit Nachzügler zu unterstützen.

„Na, wird's bald, Gefreiter Fink!“ rief er auf einmal über die Eskadron hinweg, als er sah, daß der kleine Fink mit seinen kurzen Beinen den linken Steigbügel nicht erwischen konnte; Schlotmann hatte denselben zu Anfang heimlich einige Lösser höher geschwallt. Als der Getadelte endlich oben saß und die lachenden Gesichter auf sich gerichtet sah, wurde er vor Aerger und Scham noch röter im Gesicht, wie er ohnehin schon von der Anstrengung her war.

Der Rittmeister kam eiligst herangesprengt. „Die Befichtigung hat heute gut geklappt,“ verkündete er wohlgelaunt. „Nun noch die Attacke, dann Ende gut, alles gut! Nehme sich jeder nochmal ordentlich zusammen. Es kommt Exzellenz darauf an, daß das Regiment fest geschlossen anreitet und nicht ein einziger eine Nasenlänge zurückbleibt!“

„Du,“ rief Schlotmann dem Sanitätsgefreiten leise zu, „saß meinem Hektor an den Schwanz, dann kommste schon mit.“ Die Nebenmänner lüchelten und blickten belustigt nach Fink hin.

Oberst von Goltzheim versammelte das Regiment hinter der Zahnbürste, dem kleinen Waldstreifen nordöstlich der Heide. Dann gab er die Idee bekannt. „Es ist mir,“ so hab er an und redete sich im Sattel hoch, damit er von allen verstanden werden konnte, „folgende Aufgabe gestellt. Eine größere feindliche Kolonne hat bei Kaiserswerth den Rhein überschritten und marschiert in der Richtung auf Düsseldorf zu. Das Gros unserer Truppen steht noch zu weit entfernt und kann erst in einigen Stunden eingreifen. Wir sollen nun an dieser geeigneten Stelle dem Feinde energisch entgegenreten, um ihn aufzuhalten. Ein Bataillon Infanterie befindet sich schon eine Zeitlang im Feuergefecht, hat aber schon bedeutende Verluste erlitten. Jetzt kommt die Meldung, daß der Feind größere Massen vorschiebt, um sich anscheinend den Durchmarsch mit Gewalt zu erzwingen. Nun ist der Augenblick für unser Eingreifen gekommen. Die erste und zweite Schwadron reiten im Schritt um die rechte, die dritte, vierte und fünfte Schwadron im Trab um die linke Ecke der

Zahnbürste herum. Vor der Waldkluft wird aufmarschiert und sofort eine achte Schwentlung nach rechts gemacht. Die erste und zweite Schwadron bilden das erste Treffen, die übrigen drei folgen als zweites Treffen mit 50 Schritt Abstand. Direktionspunkt der linke Flügel des Feindes. Alles Nähere durch Signal. Bin ich verstanden?“ Fragend sah der Kommandeur einen Augenblick seine Unterführer an, und als keine Frage ertönte, gab er kurz und bündig seine Befehle. Rasend stob die Reitermasse auseinander. Die Attacke gelang vorzüglich. Nur einer war gestürzt und zwar der lange Schlotmann. Nun saß er im Graze und stöhnte, während sein Pferd etwas abseits ruhig stand und die Spitzen von den Hufeisen abnagte. „Verfluchte Geschichte,“ brummte Schlotmann und verjuchte den Stiefel von dem verletzten Fuße zu ziehen. Aber es wollte ihm, trotz allem Perren, nicht glücken, der Fuß war schon zu sehr angeschwollen. Da nahte sein Landsmann, der vielgeschmähte Pflasterkasten. Und gerade heute hatte er ihn am meisten geärgert. Vielleicht war das seine Strafe dafür. Was würde sich Fink freuen, wenn er sein Mißgeschick wahrnahm. Teufel nochmal, es war zu dumm. Er wagte kaum, dem „Pflasterkasten“ ins Gesicht zu sehen. Dieser hatte sofort energisch zugegriffen. „Die Zähne etwas auseinander gebissen, Gustav, ich muß den Stiefel entzwei schneiden.“ Vergeblich bemühte sich dieser, trotz seiner Schmerzen, bei seinem Landsmann die gedachte Schadenfreude über seinen Unfall zu entdecken, aber nichts konnte er wahrnehmen. „Vielleicht verstellst er sich nur,“ dachte Schlotmann, „am dich nachher desto empfindlicher zu treffen.“

„Ist's schlimm?“ fragte er nach einer kleinen Weile mit unsicherer Stimme und blickte Fink ängstlich an.

Der Gefragte machte ein ernstes Gesicht. Er hatte nicht mehr den geringsten Gedanken an die Streiche, die ihm Schlotmann gespielt hatte; auch war jedes Rachegefühl aus seinem mitleidigen Herzen verschwunden. Einzig und allein sah er den leidenden Freund vor sich und bemühte sich, ihm nach Kräften beizustehen. Viel zu ernst sah er jetzt aus, das wollte schlecht zu dem gutmütigen Zug um seine Mundwinkel passen. Dann nickte er bedächtig mit dem Kopfe.

„Ja, ja, Gustav, das ist eine böse Verstauchung, gebrochen ist anscheinend nichts, aber du armer Kerl, wirst noch eine Zeitlang Schmerzen daran aushalten müssen.“ Von dem schmerzhaften Massieren und Elektrifizieren wollte er noch nichts verraten.

Schlotmann kam ins Lazarett. Am nächsten Morgen wurde er dem Stabsarzt als Zuwachs gemeldet, worauf gleich die Untersuchung des verletzten Fußes begann. Schlotmann wurde es grün und gelb vor Augen, als der Militärarzt an seinem Fuße drückte, zerrte und drehte. „Starke Verstauchung des Fußgelenks!“ sagte darauf der alte Stabsarzt, sich aus seiner gebückten Stellung emporrichtend. Dann wuschte er behutjam die trüb gewordenen Brillengläser mit seinem Taschentuche ab. „Kasser Verband und massieren.“ Gefreiter Fink notierte. „Wird 6—8 Wochen dauern.“ Nach den kurzen Anweisungen setzte der Stabsarzt mit seinen Begleitern die Visite fort. Fink klappte im Weitergehen die Bettdecke des Schlotmann herunter. „Ich komme gleich,“ flüsterte er ihm noch schnell zu, „bleibe nur ruhig liegen.“

Schlotmann war heftig erschrocken. In drei Wochen war bei ihm zu Hause Kirmes und er konnte nicht hin. Vor Wut biß er die Zähne zusammen und er konnte es nicht hindern, daß ihm ein paar große Tränen über die Wangen rollten. In seiner robusten Gesundheit hatte er nie geglaubt, mal krank zu werden. Wenn einer über Kopfweh oder Zahnschmerzen geklagt hatte, dann war's ihm lächerlich vorgekommen. „Dummes Zeug,“ hatte er gesagt, „wenn ich Kopf- oder Zahnschmerzen haben will, muß ich mich mit einem Hammer an den Kopf schlagen.“ Nicht gerade liebevoll beschäftigte sich die Phantasie Schlotmanns mit der Zukunft. „Fatal, höchst fatal!“ murmelte er mehrere Male zwischen den Zähnen.

„Du bist verrückt, Kerl!“ schrie Schlotmann den Gefreiten Fink an, als dieser mit dem Massieren angefangen hatte. „Das tut ja schauerhaft weh.“

„Du mußt die Zähne zusammen beißen, Gustav, es geht nun mal nicht ohne Schmerzen ab. Ich mache es schon so behutjam, wie möglich.“

„Ach was, behutjam, du willst jetzt Rache üben, weil ich dich so oft geärgert habe, sonst würdest du nicht so feste drücken. Das kann ja kein Pferd aushalten.“

Fink erwiderte auf die beleidigenden Worte keine Silbe. Ruhig tat er seine Pflicht. Nachher aber, als er gegangen war, hob im Krankensaal ein Gemurmel an, das immer stärker wurde, bis sich einer der Kranken mühsam hochrichtete und dem Schlotmann zurief: „Du, wenn du noch mal

so etwas sagst, dann bekommst du mit uns zu tun!" Schlotmann merkte wohl, daß sein Landsmann hier sehr gut gelitten und angesehen war und hüte sich, deshalb wieder etwas zu sagen. Fink, der nichts davon erfahren hatte, glaubte bestimmt, Schlotmann hätte sein Unrecht ihm gegenüber eingesehen und behandelte ihn liebevoll und zuvorkommend, wie immer.

Am anderen Tage kam ein Brief für Fink an. Sein Vater war plötzlich erkrankt. „Du mußt sofort kommen, Hermann," schrieb seine Schwester Maria. Fink meldete den Vorfall seinem Vorgesetzten und bekam sofort Urlaub.

Im Saale waren alle sehr erstaunt. Sonst hatte Schlotmann laut aufgeschrien, wenn er massiert wurde, und jetzt war er beinahe vergnügt dabei. Alle beobachteten sein verschmitztes Gesicht. „Sicher hat er wieder eine Teufelei ausgeheckt," dachten die andern, denn sie konnten sich nicht denken, daß der Schmerz auf einmal verschwunden sei. Dabei rieb der Stellvertreter Finks den Fuß mit allen Kräften.

Zweimal gings gut. Als der Sanitätskolbat zum dritten Male massierte, wobei ihm Fink wieder mit höhnischem Lächeln in aller Seelenruhe den Fuß hinhielt, kam ihm die Sache denn doch verdächtig vor, und er ließ sich beide Füße vorzeigen. Jetzt war Schlotmann entlarvt. Er hatte dem Stellvertreter Finks den verkehrten Fuß hingehalten. Als besondere Belohnung erhielt er für den Betrug drei Tage Arrest, die er nach Entlassung aus dem Lazarett verbüßen mußte. Seit der Zeit war ihm sein Landsmann Fink noch verhaßter. Dieser hatte an seiner Bestrafung Schuld. Denn wenn Fink nicht in Urlaub gefahren wäre, würde er nicht auf solche Gedanken gekommen sein.

Manöver!

Das hitzige Gefecht wogte schon eine Zeitlang hin und her. Lange Schützenketten lagen hinter Hügel, Hecken und Zäunen oder im freien Felde sich gegenüber. Fortwährend knatterte es hüben und drüben. Weiter zurück standen die Batterien und sandten sich gegenseitig mit brummiger, grossender Stimme ihre Morgenröße zu. Hinter einer entfernten Hügelkette schien eine Hauptbatterie Posto gefacht zu haben, denn von Zeit zu Zeit dröhnte es so naheimlich dumpf hinter dem Berge her, wie das entfernte Rollen des Donners bei einem Gewitter. Meister Lampe und seine Sippe waren anscheinend vollständig loslos geworden. Wie wahnsinnig stürmten sie über die Felber, oft ihrem ärgsten Feinde, dem Menschen, direkt entgegen. Wehe, wenn er zwischen die „Schlachtenbummler" geriet. Gar mancher von diesen hatte sich schon bei solcher Gelegenheit einen ledern Sonntagsbraten verschafft. Die Gendarmerie packte darum scharf auf, um die heimlichen Morde nach Möglichkeit zu verhindern. In wilder Hast stürmte ein Häselin, sich manchmal überpurzelnd, einem nahen Rübenfelde zu. Aber, o Schreck! In einer Vertiefung glückerte und blinkte es, daß das arme Tiere beinahe der Schlag gerührt hätte. Schnell machte Meister Lampe eine Schwenkung nach links und verdoppelte seine Geschwindigkeit, da das Glühende und Blinkende, was er soeben gesehen hatte, sich in Bewegung setzte. Das Husarenregiment ritt zur Attacke an. Langsam kamen die bunten Reiter aus der Deckung zum Vorschein. Sobald die Höhe passiert war, schmetterten die Hörner. Die Pferde spitzten bei dem bekannten Signal die Ohren, und los gings, im gestreckten Galopp, dem Feinde entgegen, nicht achtend des rasenden Schnellfeuers aus den Geschützen und Gewehren.

Plötzlich ertönte das Signal: „Das Ganze Halt". Die Attacke wurde unterbrochen. Gleich hinterher erscholl der Offiziersruf. Die berittenen Herren sprengten dem Hügel zu, auf dem der kommandierende General mit seinem Stabe hielt.

Wachtmeister Schreiber gab die nötigen Befehle. Nicht lange dauerte es und die müden Krieger lagerten am Boden. Jeder richtete sich so gut ein, wie es die Verhältnisse in dem Kartoffelfelde erlaubten.

Fink war sehr müde geworden. Das ungewohnte Reiten hatte ihn zu sehr angestrengt. Kaum eine Minute war vergangen, da verkündeten schon die regelmäßigen Atemzüge und das Heben und Senken der Brust, daß er eingeschlafen war. Gleich hatte Schlotmann dies wahrgenommen. Ein Gedanke durchblitzte ihn. Unauffällig trat er an Finks Pferd heran und machte sich an denselben zu schaffen. Dann legte er sich wieder hin. Auf seinem Gesicht thronte ein schadenfrohes Lächeln. Auf einmal stand er wieder auf und legte sich anscheinend völlig harmlos in die Nähe des fest eingeschlafenen Sanitätsgefreiten. Seine Augen glitten nach links und nach rechts. Und als er sah, daß niemand ihn beobachtete, steckte er schnell eine dicke Kartoffel auf die Helm-

spitze des ahnungslosen Fink. *) So, jetzt hatte er sein Werk vollbracht. Die drei Tage Arrest hatte er noch nicht vergessen. Er freute sich schon bei dem Gedanken, wena sein Freund Fink nach dem Manöver mit dem Karoh zum Vater Nag wanderte. Ein Geräusch ließ ihn aufblicken. Die berittenen Herren kamen von der Kritik zurück. Erzellenz hatte das Anreiten der Kavallerie scharf getadelt. Ich bitte mir aus, sagte der Rittmeister, daß besser geritten wird. Wenn ich einen Säumigen erblicke, dann Gnade Gott!"

Schlotmann triumphierte.

Ein Signal ertönte vom Hügel her. Das Gefecht wurde fortgesetzt. „Aufpassen!" ertönte das Kommando.

Der arme Fink konnte nicht auf's Pferd kommen. Der linke Steigbügel war viel länger geworden. Endlich sah er oben. Da ertönte auch schon das Signal zum Anreiten. Raselnd stob die Reiterchaar dem Feinde entgegen. Doch was war das? Ein Pferd brach sich Bahn und setzte sich an die Spitze des Zuges. Auf dem Tiere sah Fink bleichen Antlitzes. Die Steigbügel konnte er nicht benutzen, der eine hing lang herunter und der andere stak unterm Sattel. Anfangs hatte Fink versucht, sein Pferd durch kräftiges Ziehen an dem Kandarenzügel zu meistern. Aber das laßt willige Tier gehorchte nicht. Dem Sanitätsgefreiten klopfte das Herz vor Angst. Er merkte zu seinem Schreck, daß der Kandarenzügel an der Trense angeknallt war. Da nupte alles Reizen nichts. Selbst der Rittmeister konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er den Sanitätsgefreiten mit der dicken Kartoffel auf dem Helm erblickte. Die andern Pferde schienen durch den durchgehenden Gaul Finks angestekt zu werden. Sie nahmen alle eine unheimliche Gangart an. Wie der Sturmwind sausten sie über die Acker. Die Kartoffeln und Rüben flogen in Stücken umher. Aber nicht allein die eine Schwadron, nein, das ganze Regiment schien angestekt zu werden. In unheimlich schneller Gangart rasselte es bei Erzellenz vorbei, der zufrieden mit dem Kopse nickte. Sold' Reiten gefiel ihm. Das Husarenregiment wekte die Schwarte von vorhin wieder aus. Fink hatte sich tapfer gehalten. Er kam als erster in die feindliche Batterie an. Das Signal „Schwärmen" ertönte. Den Kanonieren wäre es in Wirklichkeit schlecht ergangen, denn sie hatten in der kurzen Zeit keine Zeit gehabt, viele Schüsse abzugeben.

Erzellenz wartete bei der Schlussskritik nicht mit seinem Lob. „Meine Herren, der Schluß des Manövers hat mich sehr befriedigt. Sold' eine schneidig gerittene Attacke habe ich seit dem Feldzuge nicht wieder gesehen. Ich spreche ganz besonders dem Husaren-Regiment meine volle Anerkennung aus. Man sieht aber wieder an dem Beispiel, wenn ein jeder bemüht ist, seine ganze Kraft einzusetzen, dann geht's. In solchen Fällen muß eben alles herausgeholt werden, was in den Tieren steckt. Bis auf Wiedersehen, meine Herren."

Oberst von Holzheim schmunzelte. Erzellenz hatte in der Regel mehr Tadel wie Lob. Darum wogen die anerkenntniswerten Worte aus seinem Munde doppelt schwer. Der Angelegenheit wurde auch sicher im Manöverbericht Erwähnung getan. Im Geiste sah er schon die roten Generalskreisen. Beim Zurückreiten reichte er dem Eskadronschef die Hand. „Ausgezeichnet" sagte er kurz, aber freundlich.

Bei der Schwadron angekommen, ließ der Rittmeister den Sanitätsgefreiten Fink vor die Front reiten. Der Angerufene bekam einen gewaltigen Schrecken. Sicher würde ihn der Eskadronschef angesichts der ganzen Schwadron bestrafen. „Wenn ich nur nicht in Arrest komme," sagte er sich angstvoll. Klopfsenden Herzens meldete er sich bei seinem Rittmeister. „Nehmen Sie die Front nach der Schwadron hin!" gebot ihm dieser. Dann ritt er an die Seite Finks. „Im allgemeinen," so hub er an, „bin ich kein Feind von Manövercherzen, weil dadurch die Beschwerlichkeiten ver-gessen werden. Aber so etwas, wie vorhin, das möchte ich denn doch nicht wieder sehen. Ich will nicht untersuchen, wer dem Sanitätsgefreiten den bösen Streich gespielt hat, aber schon war's auf keinen Fall. Dem Gefreiten und auch allen übrigen möchte ich den guten Rat geben, stets aufs Pferd und auf sich selbst zu achten, damit so etwas nicht vorkommen kann. Ich bestrafe den Gefreiten Fink, weil er sein Pferd so vollständig außer acht gelassen hat, mit einem Ver-weise, der ihm jedoch als Strafe nicht eingetragen werden soll. Da er aber durch sein mutiges Verhalten zu dem schönen Erfolge am meisten beigetragen hat, denn das Reiten ohne Steigbügel und Trensenzügel war eine glänzende Leistung, befördere ich den Gefreiten Fink hiermit zum Unter-offizier."

*) Das Sanitätspersonal bei der Kavallerie trägt Infanteriehelm.

Wfite und Wfote.

Humoreske von J. Fichtner.
Nachdruck verboten.

Sie hieß „Wfite“ und er hieß „Wfote“, so wenigstens nannten sie sich gegenseitig; seit sie verheiratet waren, aus purer Liebe und Rärtlichkeit, zum größten Ergötzen der in dem ansehnlichen Krämerladen einlaufenden jungen und alten Bewohner des Dorfes D. Sonst hieß er „Johana Christian Schönwitz aus Breslau“, wie groß und breit auf der einen langen, neben dem Eingang befestigten Tafel zu lesen war, während auf der anderen die verlockende Aufschrift vranagte: „Kaffee, Zucker, Seife, Lichter, Tabak, Wische, Deringe und alle andern Kolonialwaren.“

Die heranwachsende Jugend des Ortes übte an den zwei Tafeln, die ein hübsches, stattliches Haus zierten, ihre Lesekunst und bewunderte alltätlich aufs neue den daneben gemalten, blauen Zuckerhut und den wilden, roten, zähnefleischenden Indianer.

Ebenso verfehlte die imponierende Bezeichnung „aus Breslau“ ihre Wirkung nicht. Denn jung und alt waren erfüllt vom tiefsten Respekt für die zwar sehr kleine, verschrumpelte und unansehnliche, aber äußerst ehrenhafte Persönlichkeit des Geschäftsbefähigten.

Er versorgte die Dorfbewohner mit guten, reellen Waren, die er allwöchentlich zwei bis dreimal aus der benachbarten Stadt auf seinem eigenen, krummen Rücken herbeischleppte, und zwar angetan mit einer Garberobe, die ihn jedem, der ihn darin gesehen, unbergänglich machte.

Auf dem kurzgeschorenen, graumelierten Haupte saß zur Sommerszeit, ob im Hause oder unterwegs, stets ein schwarzes Sammetläppchen, im Winter aber eine große, grüne Tuchmütze, auf deren breitem, unförmlichen Schilde sich die



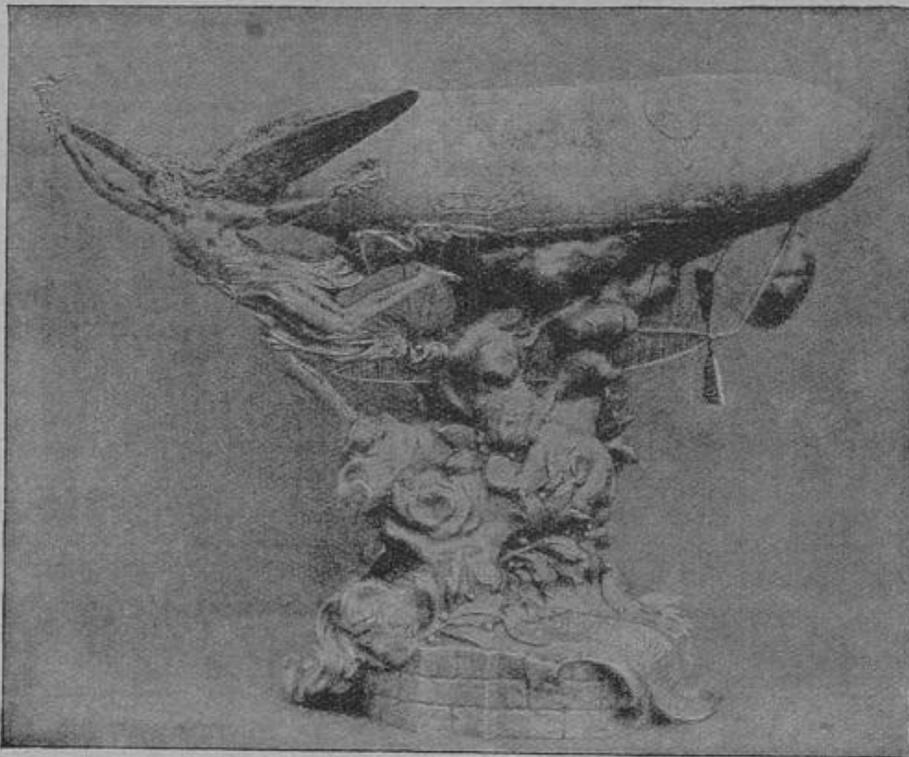
Zu den Kaiserfesten im Elsaß: Der Kronprinz (1), die Kronprinzessin (2) und die kaiserlichen Prinzen auf dem Paradeselde bei Metz.

fallenden Schneeflocken ablagerten. Das gelbe, lederartige, bartlose Gesicht mit den buschigen Augenbrauen, den unruhig rollenden runden Neuglein sah stets grämlich und mürrisch aus. Ein schwarzes seidenes Halstuch, festgewickelt, der stereotype braune und weiß karierte Schlafrock, welcher mit den stets aufgestreiften Beinleidern abschmitt, weiße Strümpfe, leberne Bündelschuhe, verrieten die große Einfachheit und Originalität des kleinen, krummen Männchens, das sich dennoch brüstete, aus der vielbewunderten Großstadt zu stammen.

Seine Gattin „Wfite“ mit wirklichem Namen Charlotte, ähnelte ihm in der Farbe des Teints und der schwarzen Haare, die etwas weniger meliert in wohlgedrehten Locken die Schläfe zierten, sowie in dem grämlichen Gesichtsausdruck durch den weit vorgeschobenen Unterkiefer noch ein besonderes Relief erhielt. Sonst aber erregte sie sich einer stattlichen Figur, die sie mit einer gewissen ruhigen Würde zu bewegen verstand, besonders dann, wenn sie des Sonntags nach beendetem Gottesdienst ihrer „Wfote“ im Geschäft assistierte und den Andrang der Kunden bewältigen half.

Außerdem besaß Wfite eine gewisse Haltung — sie war ehemals Kammerjungfer bei einer Gräfin gewesen. — Da sie keine Kinder hatten, hielt sie sich ein niedliches Seidenpüßchen, pflegte die Sauberkeit bis ins Feinlichste, ließ sich von ihrem Manne vergöttern und allabendlich die Leihbibliotheks-Romane vorlesen, die er regelmäßig im Städtchen austauschte.

So lebte das originelle Ehepaar still für sich und hielt keinerlei Gesellschaft oder Nachbarschaft; nur alljährlich einmal im Sommer und einmal im Winter erquidte sich der musikalische Geist Wfitens an einem Elitkonzert, das jeweilig in den Nachbarstädten



Der neue Gordon-Bennett-Preis.



Zu den Wirren in Marokko: Mulah Hafid, der neue Sultan.

zum Vortrag kam. Diese Ausflüge waren jedesmal ein Ereignis, umsomehr, weil die sonst so zurückgezogen lebende Dame sich bei dieser Gelegenheit als Gönnerin aufspielte, indem sie zwei hübsche, junge Mädchen aus dem benachbarten Bekanntenkreise dazu einlud.

Wieder war es Winter und ein großes Konzert in der benachbarten Kreisstadt angezeigt. Pöte äußerte den Wunsch, dasselbe zu besuchen, und die liebe Pöte machte sich sogleich daran, diesen Wunsch zu erfüllen. Die Eintrittskarten wurden besorgt, ein Schlitten mußte bestellt werden, und in der Sorge, daß die geliebte Pöte sich erkälten könnte, wurde der größte Familienschlitten, der nur im Dorfe zu haben war, von dem besorgten Gatten ausgewählt. Unter der persönlichen Leitung desselben wurde er mit einer Unmasse Heu, Stroh, Pferdebedecken usw. ausgestopft, denen er selbst noch die weichsten Decken aus seiner Wohnung hinzufügte.

Die Stunde der Abfahrt nahte, und die gute Pöte war rein aus dem Häuschen vor Arbeit und Besorgnis; im letzten Augenblick brachte er noch einen zinnernen, glühendheißen Bettwärmer geschleppt und verpackte denselben in den Fußsack der geliebten Gattin. Nun erst überließ er die drei tiefverschleierten Damen dem ungeduldig harrenden Kutscher, um den verzweifelt wieselnden Azor zu besänftigen und die alte, peinliche Ordnung in dem gemütlichen Wohnzimmer wieder herzustellen. Während nun Frau Charlotte Schönwitz sich inmitten der zwei wie frische

Rosen ausschauenden, jungen Mädchen in der Bewunderung sonnte, die denselben zu teil wurde, und nebenbei den herrlichen Klängen der Musik lauschte, ergriff den einsamen Johann Christian eine unbeschreibliche Sehnsucht nach seiner besseren Hälfte. Alle Augenblicke sah er nach der Uhr und nach dem Wetter, und als sich unerwartet ein kleines Schneetreiben erhob, erfaßte ihn eine namenlose Angst um die glückliche Rückkehr der Teuren. Er sollte hier ruhig sitzen und abwarten, während ihr vielleicht auf dem Heimwege Gefahr drohte. — Das hielt er nicht aus.

Ein Entschluß stieg in ihm auf und reifte zur Tat. Gegen 10 Uhr würde das Konzert beendet sein, und nun war es halb neun — er würde ja noch recht kommen, bei seiner Art zu laufen war das eine Kleinigkeit.

Resolut auf jeden weiteren Verdienst verzichtend, schloß er das Geschäft, deckte den schlummernden Azor fest zu, suchte die Schirmmütze und band sich den Schlafrock mit einem Shawl zusammen, dann nahm er noch ein großes Tuch zum Schutze für seine Gattin und machte sich auf den Weg. Ohne die gewohnte Last lief er rastlos wie ein Hündchen und langte noch vor Schluß der Aufführung am Ziel an.

Er fühlte sich aber doch etwas erkältet, und obwohl er niemals Spirituosen trank, diesmal fühlte er sich gedrungen, mit einem heißen Grog seiner schwindenden Körperwärme etwas nachzuhelfen, was er denn auch in einem nebenan liegenden Lokal etwas hastig ausführte. Um den Erwärmungsprozeß zu vervollständigen, zumal die Damen noch immer nicht erschienen, kroch er indes in den wohlbekannten Schlitten und wühlte sich in das duftende Heu unter dem Sitz wie ein Maulwurf mit dem Vorkopfe, seine Pöte aufs freudigste zu überraschen.

Die Zeit wurde dem kleinen Männchen dabei nicht lang, denn — nur wenige Minuten und er schlief sanft und süß, besiegt von der ungewohnten Stärkung und der molligen Wärme, die den ermüdeten Körper umfing.

Deshalb merkte er es auch nicht, als die Konzertbesucherinnen aus dem Hotel herausstraten, hörte nicht, wie die geliebte Gattin sich über das Stöberwetter entsetzte, daß ihr ins Gesicht fuhr, und wurde auch dann noch nicht aufgestört, als man sich über ihm aufs umständlichste plazierte und zur Heimfahrt rüstete. Wenn auch etwas eng, so wie ein Kind im Widelbettchen, schlief doch unser Pöte ruhig und sanft den Schlaf des Gerechten.

Am Pötes unbeschütztes Haupt führten die Schneeflocken einen tollen Tanz auf, und sie gedachte mit Wonne des behaglich erwärmten Zimmers, des heißen Tees und der Zärtlichkeit des Gatten nach dieser langen Trennung, während die jungen Mädchen von dem gebotenen Genuß schwärmten.



Die große Brandkatastrophe in Konstantinopel.

Endlich — endlich daheim angelangt, befremdete es sie wohl, daß der Getreue nicht schon wartend an der Tür stand und ahnungslos, den Geliebten in unmittelbarer Nähe zu haben, entstieg sie dem Schlitten und entließ halbvoll ihre Begleiterinnen, die dann auch schleunigst über die Straße trippelten und im schützenden Heim verschwanden. Indes hatte der Reiter Fußsack und Decken vor die Haustür gelegt und mit wahren Heißhunger nach der entbehrten Nachtruhe fuhr er schellenklingelnd davon.

Pfote stieg die Stufen empor und klopfte an die Tür — doch nichts rührte sich im Hause, dessen Bewohner sämtlich im ersten Schlummer lagen. In banger Ahnung schritt sie um das Haus, um an den Zimmerfenstern Lärm zu schlagen, sie erhielt jedoch keine andere Antwort als das erschreckte Wellen des kleinen Azors, der sein warmes Plätzchen aber nicht verließ. Die arme Frau zitterte vor Angst und Kälte und mit herzbewegendem Ton rief sie unaufhörlich: „Pfote, liebster Pfote, so mach doch auf!“ Aber Pfote ließ sich nicht heben, denn er schlummerte unter dem Schuppendach des Bauernhofes sein Schläschen ungestört weiter.

Indes irrte Pfote um das Haus herum, wie ein Gespenst, und endlich kam der Nachwächter und erbarmte sich ihrer Not. Mit einem wuchtigen Fußtritt sprengte er die hintere Tür und einmal ins Haus gelangt, tastete Frau Charlotte nach dem sichern Versteck der Schlüssel und fand sie auch.

Welcher Schreck aber durchbebt das Herz der Hausfrau, als sie das geöffnete Zimmer leer fand, die Betten unberührt, wiewohl sonst alles zu ihrem Empfange in schönster Ordnung bereit stand.

„Pfote, meine geliebte, alte Pfote, wo steckst du denn? Ich sterbe, wenn du nicht hervorkommst!“ jammerte sie, während sie jeden Winkel natürlich vergeblich durchsuchte.

Der Wächter schlug Lärm im Hause und forschte die Inwohner aus, bis er endlich im obersten Dachstübchen von der alten Susanne erfuhr, daß der Verlorene gegen neun Uhr in größter Eile nach St. gerannt sei.

„Er hat mich abholen wollen und hat sich gewiß verlaufen, ist im Schnee stecken geblieben, umgekommen — erfroren!“ schluchzte die geängstigte Frau in sofortiger Erkenntnis des Opfers der teuren Ehehälfte; sie beschwor den Nachwächter, ihn um die Hälfte ihres Vermögens sofort herbeizuschaffen, ob tot oder lebendig. Der war gern dazu bereit, klopfte von Haus zu Haus die geeigneten Mannschaften heraus, machte beim Schulzen Meldung und begab sich auf die Suche mit der schnell angeworbenen Truppe.

Pfote aber verlebte inzwischen schreckliche Stunden: sie fand keine Ruhe, wachte und betete und wies selbst die Lieblosungen des kleinen Hündchens in ihrer trostlosen Verzweiflung zurück. Als der Morgen graute, öffnete sie selbst die Läden und sah mit Furcht und Sehnsucht der Rückkehr der Expedition entgegen.

Beim Anbruch des Tages wurde es auch im Bauernhofe lebendig. Der Besitzer machte sich selbst daran, den Schlitten zu revidieren, um die zurückgebrachte Zahl der wollenen Decken festzustellen. Wie er so mit langen Armen hineingreift, erwischt er einen großen zusammengeballten Knäuel der — o Schreden — sich zu regen begann und lebendig zu werden schien. Als das Bäuerlein noch darüber nachdachte, ob es Hilfe rufen oder davonlaufen solle, erhob sich das Gebund, und Pfortens wohlbekannter, kariertes Schlafrock kam in Sicht. Sich die Augen reiben, zum Schlitten heraus, und in lauen Sähen über den Hof verschwinden war das Werk eines Augenblicks.

Noch ehe sich der Gutbesitzer das Gaukelspiel erklären konnte, lagen sich Pfote und Pforten in den Armen in stummer seliger Wiedersehensfreude.

Schleunigst wurde die fruchtlos zurückgekehrte Expedition abgelohnt, und bevor noch ein Stündchen vergangen war, lag Pfote wohlgebetet, mit Hilfe eines heißen Nlederthees in strömendem Schweiß, um die Folgen der wackerlichen Nacht im Reime zu erstiden. Pforten aber sah, wie alltäglich sonst zur Zeit des Mittagsschlafchens seiner Gattin, bei zehn Grad Kälte im Laden und winkte jedem, der zur weit offenen Tür hereintrat, energisch entgegen: „Wich — Wich! Sachte — nicht klingeln — Pfote schläft!“

Hilfsmittel der Polizei im Kampfe gegen das Verbrechen.

Von H. P. Hartmann.

(Nachdruck verboten.)

Täglich liest man in den Zeitungen von Verbrechen, die so schau vollführt worden sind, daß man oft staunt über die Klugheit der Verbrecher. Natürlich wenden diese ihre Schlaueit auch in erster Linie an, um die Spuren ihrer Tätigkeit zu verwischen, sich selbst unkenntlich zu machen und sich dem Auge der Behörde zu entziehen.

Demgegenüber ist die Aufgabe der Polizei eine besonders schwierige. Um die Verbrechertreife leichter zu überwachen, war seit Anfang des Sicherheitsdienstes das Bestreben der Polizei darauf erichtet, den Verbrecher so zu kennzeichnen, daß sie ihn, wenn er einmal in ihren Händen gewesen war, immer wieder erkannte.

In alten Zeiten brante man dem Verbrecher an einer bestimmten Körperstelle mit einem glühend gemachten Eisen ein Zeichen ein. Er wurde durch ein Brandmal gezeichnet. In neuerer Zeit wendet man dieses barbarische Mittel nicht mehr an; nur in Frankreich wurden die nach Neu-Caledonien deportierten (verbannten) Verbrecher noch auf diese Weise gezeichnet.

Der Steckbrief ist ein Mittel unserer Polizei, den Verbrecher zu kennzeichnen. Der Steckbrief ist eine Drucksache, die die Tat und die genaue Beschreibung eines Verbrechers angibt. Wir haben in Deutschland ungefähr 11 000 unerledigte Steckbriefe. Die Angaben des Steckbriefes erfüllen nur in geringem Grade die darauf gesetzten Hoffnungen. Augen: braun; Haare: blond; Statur: mittel; besondere Kennzeichen: rechter, letzter oberer Backenzahn fehlt; wer konnte auf solche Angaben hin erfolgreich jemand suchen? Man fing darauf an, die Verbrecher zu photographieren. Damit kam man der Kennlichmachung schon näher. Aber beiden Hilfsmitteln mangelte doch eins. Sie boten keine Bürgschaft, wenn sich der Verbrecher, was ja jeder Mensch tut, im Laufe der Jahre veränderte. Volkens konnte durch künstliche Veränderungen, wie Bartnehmen, Haarfärben, Klumpfuß u. a., die Polizei irreführt werden.

Die Erfindung eines Franzosen sollte der Polizei die Feststellung von Verbrechern wesentlich erleichtern. In erster Linie war das Bestreben der Polizei darauf gerichtet, besonders schwere Verbrecher oder solche, die gefährlich oder oft rückfällig wurden, in ihren Akten so zu kennzeichnen, daß sie die Person solcher Verbrecher ohne weiteres feststellen konnte. Der Franzose Bertillon war es, der ein bestimmtes System ausgrübelte, welches jeden Verbrecher unzweifelhaft kennzeichnete und noch nach Jahrzehnten seine Persönlichkeit feststellte. Dieses System führt nach dem Erfinder den Namen Bertillon'sches System. Es ist in diesem Jahre gerade 25 Jahre in Anwendung. Es beruht auf der Feststellung der Wissenschaft, daß bei einem ausgewachsenen Menschen gewisse Körperstellen sich nicht mehr verändern. Solche Körperstellen, die sich dauernd gleich bleiben, sind: Kopflänge und Breite, Länge des Mittelfingers, Fußes, Unterarmes und kleinen Fingers, Höhe und Breite des Ohres usw. Man mißt nun bei einem Verbrecher seine Höhe, die Breite der ausgestreckten Arme, fügt nach obigen Angaben die sichersten Maße hinzu, nimmt eine Photographie, bezeichnet die verschiedenen Kennzeichen und hat so eine sichere Beschreibung des Verbrechers in Händen, der gegenüber es kein Leugnen gibt. Es ist dem Verbrecher unmöglich gemacht, sich jezt bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen. Diese Merkarte hebt man auf, die Photographie klebt man in ein Verbrecheralbum. Durch Zueinanderrechnung gewisser Maße gewinnt man eine Stichzahl, welche stets von der andern abweicht. Nach dieser Stichzahl bewahrt man die Karten geordnet auf.

Will man dann einen Verbrecher, der über seine Verjon Auskunft verweigert, feststellen, so mißt man ihn, berechnet die Stichzahl und sucht aus den vorhandenen Karten die betreffende aus, welche dieselbe Stichzahl enthält. So hat man den Namen des Verbrechers feststellt. Bei etwa 70 Polizeibehörden ist das System in Deutschland in Verwendung. Sie alle fertigen Merkarten in zweifacher Anzahl an, von denen eine nach Berlin geht. Das Polizeipräsidium in Berlin besitzt also von allen Karten ein Exemplar.

Wird in Deutschland oder im Auslande ein Verbrecher festgenommen, der sich über seine Herkunft in Schweigen hüllt, die Stichzahl der Messungen findet sich aber unter den Messarten der betreffenden Polizeibehörde nicht, während man doch eine gesuchte Persönlichkeit vor sich zu haben glaubt, dann versucht man durch Umfragen bei der Polizeibehörde der Weltstädte eine Messkarte zu erlangen und hat auch meistens Glück damit.

Neuerdings ist dieses Verfahren noch erweitert worden durch die „Daktyloskopie“. So nennt man das Verfahren, das den Zweck hat, die feinen Lastlinien, welche sich an den Innenflächen der obersten Fingerglieder besonders auf den Daumenklumpen befinden, anzunehmen. Es ist nämlich festgestellt, daß es nicht zwei Menschen gibt, bei denen diese Linien dieselben sind. Das Linienmuster ist bei allen Menschen anders. Wenn ein Abdruck hiervon der Messkarte beigelegt ist, so ist ein Irrtum unmöglich.

Der Messdienst erfordert natürlich tüchtige Beamte, die besonders für diesen Zweck ausgebildet sein müssen. Aber die Kosten und Mühen dieser Ausbildung machen sich reichlich bezahlt.

Andere Hilfsmittel der Polizei sind diejenigen deren sich die Polizei unmittelbar nach Bekanntwerden einer Tat bedient. Außerordentliche Bedeutung ist hier dem Polizeihunde beizumessen. 1898 machte man mit ihm die ersten Versuche in Belgien und 1901 wurde er in Deutschland eingeführt. In Amerika bedienen sich die Sklavenshalter schon früher der Bluthunde zu ähnlichen Zwecken.

Ein Hund hat ein feines Gefühl, sein Geruch und sein Instinkt setzen ihn in die Lage, die Verfolgung einer Person mit Erfolg vorzunehmen. Wie wertvoll der Polizeihund ist, mag an einem Beispiel gezeigt werden. Man hatte eine Frau auf einem Bauernhofe ermordet und ihre Spargroschen geraubt. Keine Spur war von dem Täter zu finden. Zwei Kriminalbeamte erichienen nebst ihrem Hunde auf dem Hofe und ließen alle Arbeiter und sonst im Hause beschäftigten Personen auf dem Hofe zusammenreten. Dann wurde der Hund zu der Leiche geführt, die er schnupperte. Auf den Hof zurückgeführt, sprang der Hund auf einen Knecht zu, der vor Schreck halbtot war, und, als er sich erholt, die Tat ohne weiteres eingestand. Bei nächtlichen Patrouillen leistet der Hund, vermöge seiner Witterung, unschätzbare Dienste. Wenn er in den Anlagen der Großstädte auch oft nur einen harmlosen Obdachlosen aufstöbert, manchmal ist auch „ein Geuchter“ darunter, der nirgends Unterkunft fand und glaubte, sich im Gebüsch verbergen zu können. Durch seine Wachsamkeit und sein Gehör gewährt der Hund dem Beamten zu gleicher Zeit einen Schutz. Er ist jedoch so dressiert, daß ein Biß erst erfolgt, wenn die Abschreckung erfolglos und die Fesselung des Verbrechers unmöglich ist. Die Hunde werden sorgfältig gepflegt, ihre Dressur ist keineswegs leicht und erfordert Fähigkeiten und Ausdauer. Polizeihunde gelangen mehr und mehr zur Einführung. Der berühmteste ist der Polizeihund Haras geworden, welcher bei der Polizeidirektion in Braunschweig „angestellt“ ist und schon verschiedene Mörder entdeckt hat. Auch in Sangerfeld, einem Vororte von Barmen, verwendet man sehr viel Sorgfalt auf die Zucht und Dressur der Polizeihunde. Vom Wolfshund wendet man sich mehr und mehr ab, weil nicht nur seine Dressur schwierig ist, sondern er auch gelegentlich verjagte. Die besten Hunderrassen sind die Airedale-Terrier, auch schottische Schäferhunde verwendet man.

Natürlich hat sich der Polizeibeamte alle Errungenschaften moderner Technik zunutze gemacht. Seine Blendlaterne ist ersetzt durch den elektrischen Stab, der nur bei Druck leuchtet, dann aber Tageshelle verbreitet und dabei doch nur einen bestimmten Platz erhellt. Fernrohre, moderne Waffen (Browningpistole), die noch auf 200 Meter Durchschlagskraft haben, Fahrräder, Schneeschuhe, Boote usw. erleichtern der Polizei den Dienst und sichern sie, den Vorsprung des Verbrechers abzukürzen oder einzuholen.

Zur Fesselung des Verbrechers dienen einfache Darmseilen oder dünne Ketten, die schnell um ein Handgelenk geworfen werden können und durch Andrehung Schmerz erzeugen und den Verhafteten gefügig machen. Handschellen sind auch zum Vorschließen eingerichtet. Es gibt auch Gürtelwerkzeuge, durch welche die Arme dicht an den Körper geschlossen werden. Bei einem Transport, der möglichst wenig Aufsehen erregen soll, fesselt man den rechten Arm, zieht die Kette durch die Hosentasche und fesselt sie an das linke Bein unterhalb des Knies. Ein Entweichen bei dieser Fesselung

ist infolge der gehemmten Bewegungsmöglichkeit ausgeschlossen. Oft genügt aber schon ein einfaches Hosenträgerwegnehmen. Da der Transportierte mit den Händen die rutschende Hose halten muß, kann er nicht so schnell vorwärts, als wenn seine Arme nicht gehindert wären. Zur Bändigung der „wilden Männer“, die durchaus nicht zu beruhigen sind, sowie zur Fesselung geisteskranker Verbrecher während eines Tobjuchtsanfalls bedient sich die Polizei auch der Zwangsjacke, eines gürtelartigen Kleidungsstückes aus Leder und Riemen zum Festschnallen und Festlegen der Arme und Beine.

Telephon und Telegraphie hat sich die Polizei nutzbar gemacht. Durch Chiffreschrift, also durch Zeichen, die nur Eingeweihten verständlich sind, schützt die Polizei in wichtigen Fällen ihre Nachrichten vor unberufenen Händen.

Zu den besten Hilfsmitteln gewiegter Polizeibeamten gehören natürlich auch ihre persönlichen Eigenschaften. Vor allem werden Klugheit und Anpassungsvermögen den Kriminalpolizisten gute Dienste leisten. Durch Schminke und falsche Bärte weiß der Beamte sich ein ganz anderes Aussehen zu geben. Ein um den Leib geschnallter Luftsack, den man aufblasen kann, muß ihn im Augenblick aus einem hageren Gelehrten in einen oiden Rentier verwandeln. Veränderte Kleidung und Haartracht machen es auch dem gewiegtesten Kenner unmöglich, den Beamten wiederzuerkennen.

Nur bei solch umfassender Veränderung seines äußeren Aussehens wird es einem Beamten möglich sein, eine gewisse Spur zu verfolgen. Daß das aber auch eine genaue Kenntnis aller Verbrechergewohnheiten, ihrer Schlupfwinkel und ihres Dialekts voraussetzt, ist klar. Diese Kenntnis verschaffen sich die Polizisten zunächst durch das Polizeimuseum, in welchem alle Werkzeuge usw., die man Verbrechern abnahm, aufbewahrt werden, und dann durch ehemalige Verbrecher, welche gegen Entschädigung der Polizei Kenntnis verschaffen von allem Wissenswerten und den verkleideten Schutzmann durch die Kaschemmen und Verbrecherschlupfwinkel führen. Manchmal stellen solche Verbrecher der Polizei ein unschätzbares Hilfsmittel dar, wenn sie dort, wo es der Polizei unmöglich ist, einzudringen, auf eigene Faust Beweismittel sammeln und der Polizei zur Verfügung stellen. Es läßt sich den Leuten aus dieser Art Tätigkeit kein Vorwurf machen, wenn sie ihre Kenntnis nicht etwa benutzen, um Rache zu befriedigen, sondern wirklich ein neues Leben anzufangen.

Der Kenntnis der Ruffe der Verbrecher verdankt die Polizei manchen Erfolg. Es gibt Einbrüche, Schwindereien und Fälschungen, wo die Polizei an der Art der Ausführung bereits den Täter erkennt.

Besondere Schwierigkeit verursacht die Verfolgung eines Verbrechers, der bereits das Ausland erreicht hat. Dort, so wie auch im Inlande bedient sich die Polizei oft der „Detektive“. Ein Detektiv ist oft ein vorbestrafter Mensch, dessen Fähigkeiten oft hervorragend sind, den aber seine Vergangenheit nicht für den Dienst im Staate geeignet macht. Detektive sind oft zweifelhafte Leute, die um Geld sehr viel tun. Es gibt aber auch Detektive, deren Lauterkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Solche werden in einem bestimmten Falle, der aufzuklären ist, von der Polizei mit den nötigen Weisungen versehen und gehen selbst an die Arbeit. Von den anderen erwirbt man nur das Beweismaterial, welches Tatsachen enthält, kümmert sich aber nicht um dessen Herkunft und beeinflusst auch den Detektiv bei seinen Nachforschungen nicht im geringsten.

Die vielfachen Hilfsmittel der Polizei bieten ihr eine Bürgschaft zu Erfolgen und erleichtern ihr den schweren Beruf nach Möglichkeit.

Kreuzstern



MAGGI'S Würze

ist und bleibt!
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen
ausdrücklich **MAGGI'S** Würze.

Unsere Bilder.

— Die Kaisertage im Elsaß. Die diesjährigen Kaisermanöver, verbunden mit großen Truppenparaden, im Elsaß, fanden wieder im Beisein vieler hohen Gäste und Herrschaften statt. Das Kaiserpaar, der Kronprinz mit Gemahlin und die übrigen Prinzen des Kaiserhauses (Siehe Bild Seite 313 und 316) König Friedrich August von Sachsen und Großherzog Friedrich von Baden beteiligten sich an der Heerschau über die Truppenmassen des 15. und 16. Armeekorps.

— Brandkatastrophe in Konstantinopel. Das entsetzliche Brandunglück, durch welches 2000 Häuser zerstört und 20 000 Menschen obdachlos wurden, läßt sich in seinen ganzen Folgen noch nicht überschauen. Der Umstand, daß die Bauten meist aus Holz waren, machte ein Retten geradezu unmöglich, und nur verschwindende Trümmer von Möbeln usw. (Siehe Bild S. 317) konnten gerettet werden.

— Mulay Hafid, der neue Sultan. In der Algeciras-Akte hatten die europäischen Mächte den Sultan Abdul Afis anerkannt. Der Bruder Mulay Hafid (Siehe Bild Seite 317) warf sich als Gegenkultan auf, und es kam zu hartnäckigen Kämpfen, die in der Schlacht von Marrakech durch den Sieg Mulay Hafids entschieden wurden. Daraufhin wurde Mulay Hafid von fast allen marokkanischen Stämmen als Sultan ausgerufen.

Zur Unterhaltung.

— **Dejähigungsnachweis.** Theaterdirektor: Sie wünschen als Claqueur engagiert zu werden — ja, Sie denken sich das so einfach, aber — Claqueur: Bitte, hier sind 27 Strafmandate wegen Ruhestörung.

— **Vorteilhafter Fehler.** „Sag' mal Kurt, wie konntest du dir eine Frau nehmen, die so stottert?“ — „Ach, mein Lieber, das hat seine Vorteile; bevor sie sagt: A — a — ch, Ku — Ku — Kurt, du — du — du gehst heute scho — scho — schon wie — wieder aus?“ — bin ich längst bei der Türe draußen!“

— **Zerstrent.** „Kennen Sie mich denn gar nicht mehr, Herr Professor?“ — „Bedauere, nein, habe keine Ahnung.“ — „Aber wir haben doch in Leipzig zwei Jahre lang an demselben Tisch zu Mittag gegessen!“ — „Ach, — jetzt entsinne ich mich. Dann sind Sie wohl der kleine dicke Herr mit dem blonden Schnurrbart und mit dem Monocle?“

— **Gleich bewiesen.** Chef (zum Haushälter): „So lange wie Sie bei mir sind, könnten Sie auch schon mehr Bildung besitzen, Sie scheinen gar nicht zu wissen, was Sie für einen anständigen Chef haben, Sie Rindvieh!“

— **Genau.** Redakteur (eines Winkelblattes): „Aber Herr Spalteles, ich begreiß' Sie gar nicht — da schneiden Sie ja eine Novelle mit der Feuilletonschere aus!“

— **Frecher Nachsag.** Vater: Junge, was hast du? — Spröbling: Mutter hat mich geschlagen und gesagt, ich tauge nichts. — Vater: Da hat sie recht gesagt. — Spröbling: ... und gesagt, ich würde gerade so'n Lump wie der Vater.

— **Auch richtig.** Lehrer: Wie viel macht $9 \times 17 \times 63 \times 32$? — Schüler (nach einigem Nachdenken): Kopfschmerzen.

— **Schlechte Kestte.** Erstes Dienstmädchen: Nu, wie bist du mit deiner Herrschaft zufrieden? — Zweites Dienstmädchen: Die! Die läßt immer mehr zu wünschen übrig, als zu essen.

— **Rech.** Bettler: Ach, lieber Herr, geben Sie mir eine kleine Gabe, ich werd' immerwährend vom Unglück verfolgt. — Herr: Wie ist mir denn: neulich kamen sie zu mir als Stummer. — Bettler: Ja, leben Sie, das ist ja der deutlichste Beweis meines Unglücks; muß ich Ihnen nun gerade in die Hände laufen.

— **Flottes Geschäft.** Sonntagsreiter: Was fällt Ihnen ein, lieber Mann, Sie hatten doch das Pferd mir für heute nachmittag reserviert, und nun sehe ich den Herrn Lehmann darauf reiten? — Pferdeverleiher: Warten Sie nur 10 Minuten, dann ist das Pferd wieder da.

— **Vernichtende Kritik.** Dichter Reimlich: Interessieren Sie sich auch für Lyrik, mein Kräulein? — Junge Dame: O ja, ich habe Goethe im Kopf und Schiller im Herzen. — Dichter: Da haben Sie also für meine Gedichte kein Plätzchen mehr übrig? — Dame: Doch, die habe ich im Magen.

Rätsellecke.

Begerbild.



Schnell fort, dort kommt der Fischereibesitzer.

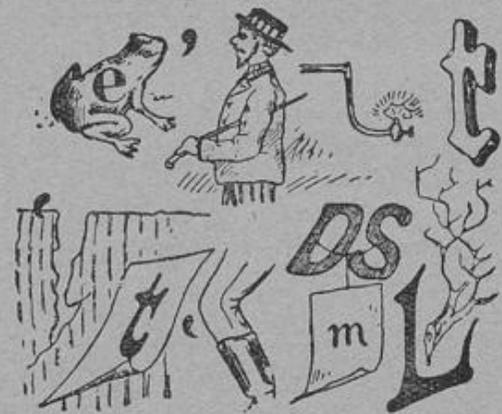
Abstrichrätsel.

Es lodert in des Menschen Brust
Mit wilder verzehrender Glut,
Es spornet an, verdunkelt den Blick,
Bringt Gärung in das Blut.
Streichst du ein Zeichen, wird daraus
Ein Name, sehr bekannt.
Ihn führet mancher wadre Mann
Im schönen deutschen Land.
Und streichst du noch ein Zeichen drin,
Wird es als Trank geschätzt,
Und wer das Rätsel löst, dem wird
Als Dank es vorgekehrt.

Rätsel.

Hat in der Mehrzahl der Staatsdiener mich,
Muß in der Einzahl er leben für sich.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Palindrom: Lena, Adel.

Rebus: Mandoline.



In treuer Hut.

Novelle von C. Borges.

Nachdruck verboten

I.

„Das ist doch wirklich zu arg! Hier Mutter, lies diesen Brief, dann sage mir deine Meinung.“ Mit diesen Worten erhob sich der Sprecher von seinem Sitz am Frühstückstisch, schob unwillig noch mehrere, uneröffnete Briefe beiseite, ging dann rasch auf eine ältere Dame zu, die am anderen Ende des Tisches saß, und reichte ihr ein offenes Schreiben, dessen Inhalt den jungen Mann so sehr erregt hatte. Mit finsternen Blicken und gerunzelter Stirn lehnte er sich dann über den Sessel der Mutter, in banger Erwartung ihrer Entscheidung harrend.

Es war ein stattliches Paar, Mutter und Sohn, die jetzt beide in gespannter Aufmerksamkeit den Brief noch einmal durchlasen. Trotz ihrer 45 Jahre hatte sich die Mutter noch immer jugendfrisch erhalten; kein einziges Silberfädchen zeigte sich in ihrem üppigen Haar, und aus den blauen, seelenvollen Augen sprachen Wohlwollen und Herzsgüte. In seiner äußeren Erscheinung war Thilo von Warned keineswegs das Ebenbild seiner Mutter. Sein Haar war dunkel gelockt, seine Augen blühten feurig und der von Luft und Sonne leicht gebräunte Teint kennzeichnete den Landmann und verliebte seinem Antlitz einen ganz besonderen Reiz.

Als einziges Kind reich begüterter Eltern war auf die Erziehung von Thilo von Warned alle erdenkliche Liebe und Sorgfalt verwendet, die sich später nach dem frühen Tode des Vaters noch verdoppelte. Der strebsame, talentvolle Knabe, der während der Schulzeit stets die ersten Plätze behauptete, später auf dem Gymnasium stets Preise und Anerkennung davontrug, täuschte hernach doch seine Mutter und vielen Freunde, denn schon nach wenigen Semestern auf der Universität verließ er die juristische Laufbahn und überraschte seine Mutter und

den Verwalter der Güter mit der Nachricht, die Zügel jetzt allein in die Hand zu nehmen und als einfacher Landbesitzer mit seiner Mutter auf dem Erlenhose, so hieß die im nordöstlichen Pommern gelegene Besitzung, zu wohnen. Es zeigte sich auch bald, daß der junge, tatkräftige Mann seiner Aufgabe vollständig gewachsen war; seinem scharfsinnigen Auge entging nicht die kleinste Unordnung, weder auf den Vorwerken noch auf den Pachthöfen, und auf dem Erlenhose selbst wurden mit Umsicht Verbesserungen und Erneuerungen angelegt, so daß die Mutter gern ihrem energischen Sohne das Regiment abtrat.

Doch in diesem Augenblick, als Thilo der Mutter den offenen Brief reichte, merkte die ältere Dame sogleich, daß ihr Sohn, der stets selbständig zu handeln gewohnt war, heute doch den Rat und das Urteil der Mutter zu hören wünschte.

Sie legte daher den Brief einer Freundin, die ausführlich das interessante Thema der neuesten Mode behandelte, beiseite, nahm den eng beschriebenen Brief aus der Hand des Sohnes und las halblaut:

„Lieber Thilo! Die Gewißheit, daß Ihr Vater mein treuester Freund und Waffenbruder gewesen ist, und mir bis zu seinem Tode seine Liebe und Freundschaft bewahrt hat, veranlaßt mich zu der großen Bitte, die ich jetzt niederschreibe. Vor 10 Jahren, nachdem ich kaum ein Jahr verheiratet gewesen und mir ein Töchterlein geschenkt ward, kam Ihr Vater hier nach Florenz, übernahm Vatenstelle bei meiner kleinen Aita, versprach mir fest und feierlich für das Wohl der Kleinen zu sorgen, ihre Interessen zu den seinigen zumachen, kurz, sich Ihrer anzunehmen, wie seines eigenen Kindes, falls es Gott gefiel, mich früher abzurufen, als ihn, meinen treuen Freund. Ich mußte diese Vorsicht beobachten, denn meine Gattin war sehr zart und schwächlich, sie hätte einer festen, treuen Stütze bedurft, sobald ich sie nicht mehr schützen konnte. Schon damals machte ich mein Testament und bestimmte Ihren Vater zum Vormund meiner kleinen Aita, als Verwalter ihres Vermögens, bis das Kind 21 Jahre zählte. Es kam



Zum 10jährigen Regierungsjubiläum der Königin Wilhelmine von Holland: Die Königin in Kostülette.

anders, wie ich dachte. Ihr lieber Vater starb bald und auch ich mußte meine Gattin zur letzten Ruhestätte geleiten. Seitdem sind 10 Jahre verflossen und ich weiß, daß meine letzten Tage gekommen sind. Sie wissen, lieber Thilo, ich habe keine Verwandten auf der Welt, und ich muß meinen Liebling allein in der erbarmungslosen Welt zurücklassen. In meiner großen Sorge ist der Gedanke an Sie und Ihre liebe Mutter mein Trost. Geben Sie der kleinen Waise ein Heim, jorgen Sie für ihre Erziehung, dadurch erleichtern Sie die letzten Augenblicke eines Sterbenden. Der Sohn meines treuen Freundes wird meine letzte Bitte erfüllen und Ihre Mutter, die ich nur einmal in meinem Leben sah, schenkt der kleinen Waise gewiß mütterliche Liebe. Asta ist sehr talentiert, sie wird Ihrer Mutter eine gehorsame und liebevolle Tochter werden. Kommen Sie zu mir, lieber Thilo, ich möchte noch mit Ihnen reden, das Schreiben wird mir zu schwer. Senden Sie mir nur die Gewißheit über die Erfüllung meiner Bitte.

Ihr aufrichtiger Freund Moriz Burdhardt.

Frau von Warned ließ den Brief sinken, dann schaute sie fragend ihren Sohn an.

„Ein höchst sonderbarer Brief“, kam es endlich von ihren Lippen, „wie kann der Vater nur daran denken, für seine 10jährige Tochter einen Vormund in deinen Jahren zu wählen!“

„Du vergißt, daß du die Vormundschaft teilen sollst, liebe Mutter. Herr Burdhardt dachte gewiß hauptsächlich an dich, er wollte dir sein Kind anvertrauen, aber es wird uns sehr lästig werden.“

„Unenträglich!“ seufzte die alte Dame, „aber ich sehe keinen Ausweg, weiß auch nicht, was ich dir raten soll.“

„Wir müssen handeln,“ entschied Thilo energisch, „wir dürfen uns nicht weigern, die Bitte eines Sterbenden zu erfüllen! Wer weiß, der Vater kann noch genesen und sein Kind erwachsen und verheiratet sehen. Ich reise sofort nach Florenz, und vorher soll ein Telegramm ihn über die Erfüllung seiner Bitte beruhigen. Herr Burdhardt ist zweifellos reich, da er von seinem Vermögen spricht.“

„Das ist er. Er war früher schon Millionär und hat gewiß sein Vermögen mehr als verdoppelt, da er die Zinsen nicht annähernd verbrauchen konnte. Ich selbst sah Herrn Burdhardt nur einmal in meinem Leben, das war nach meiner Verheiratung. Er war damals Offizier und sehr beliebt, besonders bei den Damen. Aber wirklich, Thilo, wir dürfen nichts übereilen. Bedenke die Verantwortlichkeit, es ist nicht leicht, beständig ein 10jähriges Mädchen um sich zu haben; es wird unseren stillen Haushalt gänzlich verändern.“

„Fatal, höchst fatal.“ Der junge Gutsherr durchmaß mit unruhigen Schritten das Zimmer, seine Stirne legte sich in Falten.

„Ich mag Kinder nicht um mich haben, und diese Kleine ist gewiß unartig und verzogen.“ Plötzlich erhellten sich seine Züge, und vor seiner Mutter stehend bleibend, fuhr er lebhaft fort: „Wir wollen das kleine Ding in ein Pensionat schicken, und für die Ferienzeit findet es gewiß Freundinnen, die es für die paar Wochen mitnehmen. Jedenfalls müssen wir die Vormundschaft annehmen, denn wir dürfen einen alten Freund unseres Vaters nicht täuschen; Gott gebe, daß dem alten Herrn noch ein langes Leben vergönnt ist.“

Frau von Warned seufzte; sie wußte recht gut es würde nutzlos sein, ihren Sohn von seinem Vorhaben abzubringen, und sie war eine zu kluge Weltbude, um ihm zu widersprechen. „Nun gut,“ gab sie deshalb zu, „aber ist es denn absolut notwendig, daß du selbst nach Florenz reisen mußt, würde ein Brief nicht dieselben Dienste tun?“

„Nein, Mutter. Herr Burdhardt wünscht mich zu sprechen, und wenn uns wirklich das lästige Kind aufgehalten wird, so ist es besser, der Vater teilt mir seine Wünsche in Betreff der Erziehung mit. Ich muß gestehen, ich habe keine Ahnung, wie kleine Mädchen behandelt werden müssen; du auch wohl nicht?“ fügte er scherzend hinzu.

Die Angeredete lächelte erheitert.

„Nein, gewiß nicht,“ gab sie munter zurück, und ich fürchte, die Erziehung des kleinen Fräulein Asta wird mir viele Mühe machen. Welch' ein sonderbarer Name, vielleicht aber ganz passend für die Kleine.“

„Es wird ein zierliches Püppchen sein, mit so zarten Gliedern, die man nicht zu berühren wagt, aus Furcht, sie zu zerbrechen. Na, wir werden es bald genug erfahren, aber wer weiß, vielleicht brauchen wir das kleine Fräulein gar

nicht hier zu haben. Ha, ha, ha! Denke nur, Mutter, ich soll ein Bündel in Obhut nehmen. Ich fühle mich schon ganz würdig,“ fügte er dann mit komischem Ernst hinzu, „fast wie ein Vater einer großen Familie. Jetzt will ich die Depesche abschicken, um den Kranken zu beruhigen, dann Vorbereitungen für die Reise treffen. Ich will den Nachzug benutzen, doch diese Reise ist mir so unendlich, wie mir noch nichts fataler im Leben gewesen ist.“

„Du brauchst doch nicht zu reisen, Thilo, du — —“

„Ich muß, Mutter,“ unterbach schnell der Sohn, „bedenke, Herr Burdhardt war der Freund meines Vaters; wir erfüllen nur eine Pflicht, die er versprochen hat.“

Die Augen der Mutter füllten sich mit Tränen; sie beugte sich über den Brief in ihrer Hand, um dem Sohne ihre Rührung zu verbergen. „Du bist ein guter Sohn,“ flüsternte leise ihre zuckenden Lippen. Dein Vater könnte stolz auf dich sein.“

Es war ein heiterer Junitag. Die heißen Sonnenstrahlen fielen fast senkrecht auf die lieblichen Hügel und grünen Täler, auf prunkvolle Villen, Weingärten und stattlichen Anlagen, die Florenz von allen Seiten umgeben. Der Himmel war so hoch und azurblau, wie man ihn nur in Italien bewundern kann und der Duft von kostbaren exotischen Pflanzen wirkte fast betäubend auf jeden Fremden.

In unmittelbarer Nähe der Stadt, am Fuß eines größeren Hügels stand Villa Menzi, die Residenz des Herrn Burdhardt. Von seiner Terrasse her überschaute man die leicht gekrümmten Wellen des blauen Arno und in der Ferne erhoben sich die von der Sonne vergoldeten Spitzer der umliegenden Berge. Hier konnte man träumen von der Verborgenheit, von längst verflossenen Tagen eines Dante und Michel Angelo, deren Füße hier gewandert, und die die Stadt mit ihrem Ruhm für alle Zeiten überstrahlen.

Vor dem von hohen Marmorsäulen getragenen Portal der Villa Menzi stand an diesem heißen Junimorgen ein junger Mann und wartete auf Einlaß. Gleich darauf erschien ein Diener, doch auf die Frage des Fremden: „Kann ich Herrn Burdhardt sprechen?“ erschrak er sichtlich.

„Herr Burdhardt — — ist gestorben, gestern Abend war die Beerdigung,“ versetzte er in gebrochenem Deutsch, obgleich die Frage in mangelhaftem Italienisch gestellt war.

„Er ist tot? Unmöglich! Noch vor wenigen Tagen erhielt ich einen Brief von ihm; und er bat mich, hierher zu kommen, und ich folgte seiner Aufforderung.“

„Ah, so sind Sie der erwartete Herr aus Deutschland, Herr von Warned?“ fragte der alte Diener, dessen ehrliches Antlitz sich bei den Worten des Fremden sichtlich erhellte. „Mein Herr sprach in seinen letzten Tagen beständig von Ihnen, er wünschte so sehr, Sie vor seinem Ende zu sehen. Ihre Depesche hat er noch erhalten und er jagte mir, Sie würden kommen, um sich der kleinen Asta anzunehmen, und sie nach Deutschland zu holen. Bitte, treten Sie ein, Herr von Warned, der Arzt und Signorina Barnelli können Ihnen von den letzten Stunden des Verstorbenen und seinen Wünschen erzählen.“

Der Diener schritt voran durch das weite Vestibül aus weißem Marmor mit seinen goldverzierten Säulen und scharlachroten Teppichen und hielt am äußersten Ende vor einer Tür, die er nach leisem Pochen sofort öffnete.

Herr von Warned befand sich in einem kleinen, achteckigen Gemach, die Wände glänzten in Azur und Silber, große Blumenvasen mit duftenden Gewächsen standen in jeder Nische. An den Wänden hingen prachtvolle Gemälde in breiten Goldrahmen, Kunstwerke von der Hand berühmter Meister, aber vor allem fesselte ein einziges Bild die Aufmerksamkeit des Beschauers, es stellte ein Kind dar, ein liebliches, rosiges Engelgesichtchen, und die kleine Hand hielten Rosen aus Rosen und Narzissen einen Kranz. Die Fenster waren weit geöffnet, so daß der süße Duft von Rosen und Orangeblüten Eingang fand.

In einer Fensternische saßen eine junge Dame und ein Herr. Als erstere sich schnell erhob und dem Eintretenden einige Schritte entgegen ging, konnte Herr von Warned nur mit Mühe einen Ausruf der Überraschung und Bewunderung unterdrücken. Carola Barnelli stand vor ihm so anmutig schön in lieblicher Befangenheit, daß der junge Mann glaubte, noch niemals eine Dame in dieser berückenden Schönheit gesehen zu haben. Ihr zarter weißer Teint trat durch die tiefe schwarze Trauerkleidung nur noch mehr

herdor, das üppige hellblonde Haar war in einem zierlichen griechischen Knoten geordnet, die tiefblauen Augen waren von langen, schwarzen Wimpern beschattet, der Ausdruck ihres fein geschnittenen Antlitzes war fast ein kindlicher, als sie mit sanfter, melodischer Stimme fragte: „Sie sind also der Herr, den Herr Burdhardt so sehnsüchtig erwartete.“

„Ja, ich hörte soeben die Trauernachricht,“ versetzte Herr von Warned. „Es tut mir so sehr leid, ich hoffte ihn noch am Leben zu finden; ich soll mich der kleinen Waise annehmen, wie Ihnen wohl bekannt ist.“

Die junge Dame nickte bejahend. „Herr Burdhardt sprach oft von Ihnen und so weiß ich, daß Sie der erwartete Vormund sind, ich bin Carola Barnelli, die Gouvernante des Kindes!“

„Ah,“ kam es erstaunt von den Lippen des jungen Mannes. „Ja, ich besprach soeben mit dem Doktor Franscanti,“ auf den Arzt deutend, der langsam näher getreten war, „die Zukunft. Es war der letzte Wunsch des Verstorbenen, daß ich sein Kind mit nach Deutschland begleiten sollte, aber vielleicht haben Sie schon andere Pläne in Betreff der Erziehung des Kindes gemacht.“

„O nein, nein, durchaus nicht,“ wehrte der junge Vormund schnell ab, „es wird auch der Wunsch meiner Mutter sein, daß Asta ihre Studien in derselben Weise fortsetzt, wie bisher und zwar unter Ihrer Aufsicht, aber wo ist denn die Kleine?“ Herr von Warned sah bei den letzten Worten prüfend im Zimmer umher, dann schaute er fragend die Gouvernante an.

(Fortsetzung folgt.)

Der sonderbare Briefkasten.

Von C. Ring.

(Nachdruck verboten.)

Kaufmann Walter sah mit seiner Tochter Ilse auf der Veranda des Hotels zum Fischer am Walchensee.

Es regnete und der Regen hatte die rosige Laune des Vaters hinweggespült. Walter war durch und durch Geschäftsmann und ärgerlich sagte er:

„Wozu haben wir nun die weite Reise unternommen und das viele Geld verfahren, wenn wir vor Regen die Berge nicht sehen können und im Hotel sitzen müssen, anstatt im Freien spazieren zu können.“

„Wir wollen doch vier Wochen in den Alpen bleiben, lieber Vater,“ entgegnete Ilse sanft, „es kann doch noch besseres Wetter geben.“

„Wer weiß, ob der Regen nicht anhält. Den Kochellsee hat uns das Wetter richtig schon verborben, und hier am Walchensee ist auch kein Berg zu sehen, da hätten wir ebensogut in Berlin bleiben können.“

„Jetzt läßt der Regen nach, vielleicht wird es noch heute besseres Wetter.“

Als sie ihren Kaffee getrunken hatten, schlossen sich die Schleusen des Himmels gänzlich. Geringer von der großartigen Schönheit sah Ilse stumm da. Ihre Augen hingen begeistert an dem wunderbaren Schauspiel. Links tauchte der grüne Hochberg aus dem Dunst auf, rechts der zackige Kamm des Karwendel und überm See und vor den Bergen flogen die Wolken dahin, sich senkend und hebend und in Fegen an den einzelnen Kuppen hängend bleibend. Der See war von einer unbeschreiblich zarten, silbern-bläulichen Färbung, nur nach links zeigte er ein tiefes Grün.

„Vater, sieh nur, wie schön, wie wunderbar schön!“ „Großartig! Ilse! Jetzt scheint das Wetter wirklich besser zu werden. Dann wollen wir nur gehen, daß wir zum Abend noch in Dorf Walchensee eintreffen.“

„Da bleiben wir wohl einige Zeit?“

„Wenn es uns gefällt, schon.“

Sie gingen am Seeufer entlang, an der kleinen Fischerkapelle vorbei. Bewunderten die Willen am Ufer und die wechselnde Beleuchtung auf dem Wasser. Unterwegs fing es von neuem an zu regnen, so daß sie beschlossen, zum Fischer zurückzukehren und dort zur Nacht zu bleiben.

Am Abend ging es munter zu. Es waren viele Fremde eingelehrt. Einer der Einheimischen spielte lustige Weisen auf seiner Zither, oder er sang ein schwermütiges Volkslied, in das die anderen Burken einstimmten, und begleitete sich dazu auf seinem Instrument. Schließlich spielte er den überall so beliebten Schuhplattler. Die blonde Benzi und ihr Bräutigam, in seiner Oberländertracht, den grünen Hut fest aufs Ohr gesetzt, tanzten einzelne Touren auf dem engen Raum.

Ilse bewunderte die steife, glockenförmige Haltung, die das Mädchen mit großem Geschick ihrem Rod während der Umbrehungen zu geben wußte.

Die Stimmung war sehr lustig und Herrn Walter schmeckte der Tiroler Wein gut. Mit dem schlechten Wetter hatte er sich schon etwas ausgeöhnt und in gemüthlicher Stimmung suchten sie ihre Zimmer auf.

Als Ilse am nächsten Morgen ihr Fenster öffnete, war es herrliches Wetter. Klar lag der See mit seinen wunderbar schönen Ufern vor ihr. Geschwind eilte sie zum Vater und beide beschloßen, den auf bequemen Wegen zugänglichen Herzogstand zu besteigen. Da Herr Walter sich aus Gesundheitsrücksichten nicht zu sehr anstrengen durfte, nahmen sie Proviant für das Frühstück mit. Mittagbrot wollten sie oben essen und zum Abend wieder im Fischer eintreffen.

Als sie den Abkürzungsweg über die Wiese und durch den Wald zum Reitweg weiter oben einschlugen, schloß sich ihnen Lothar Pichler an. Dieser junge Mann hatte soeben sein Examen als Arzt bestanden und wollte sich im Gebirge einige Zeit ausruhen. Nachdem er gefragt hatte, ob seine Begleitung ihnen angenehm wäre, blieben sie den Tag über beisammen.

Der junge Arzt hatte Ilse am gestrigen Abend gut gefallen und auch den Vater hatten seine lustigen Erzählungen sehr erheitert.

Am Waldesrand standen alle drei still und warien bewundernde Blicke über das vor ihnen in seiner ganzen märchenhaften Schönheit ausgebreitete Panorama des Walchensees. Bald erreichten sie den Reitweg, der als regelrechter Promenadenweg in langsamem Steigen zur Höhe führt.

Am Parapluie machten sie zuerst Halt. Tief unter ihnen lag das Wasser und ganz rechts zeigte Lothar Pichler ihnen die ersten Spuren der Schneeberge. Weiter ging's durch wunderbaren Wald, vorbei an der Stelle, wo im Winter die Rodelsbahn beginnt, bis zur obersten Alpe, von der senkrecht die kahle, starre Felswand des Herzogstandes aufsteigt. Nach kurzer Rast gingen sie weiter bis zu der Bank am Brunnen.

„Ilse, jetzt gehe ich aber keinen Schritt mehr, ich komme fast um vor Hunger und Durst.“

„Ich kann auch ganz gut etwas essen. Die uns ungewohnte Bewegung in der frischen, kräftigen Bergluft regt den Appetit an.“

Eier, Fleisch und Brot wurden ausgepackt und der junge Arzt mußte am Frühstück teilnehmen, obgleich er dankend ablehnen wollte. Dann stärkten sie sich durch den mitgenommenen Wein und setzten unter lustigem Plaudern ihren Weg fort.

Nach den vorausgegangenen Regentagen war die Aussicht wunderbar klar. Der hellarüne Spiegel des Kochellsees grüßte herauf, weiter in der Ebene durch Dunst etwas verdeckt, sahen sie den schmalen, langen Starnbergersee und rechts erschloß sich ihnen das herrlichste Bergpanorama.

Höher und höher stiegen sie, auf manch einer Bank saßen sie stumm vor Bewunderung.

Jetzt schwenkte der Weg in den Bergsattel hinein und zog sich am Rande des weiten Kessels hinein. Deutlich sah man schon die drei Gipfel vor sich, aber ein ziemlich langer Serpentinweg war noch bis zum Unterkunftsbaus zurückzulegen. Doch auch das aelona ihnen und etwas erheitert und müde, aber sehr vergnügt, ließen sie sich in der Veranda nieder.

„Gehen wir jetzt gleich auf den Gipfel?“

„Ich schlage vor, wir genießen erst etwas, ruhen uns aus und steigen dann hinauf,“ entgegnete der junge Mann.

Herr Walter war einverstanden.

Als sie dann nach einer Stunde die Aussicht vom Gipfel genießen wollten, war die Ebene allerdings dunkel, aber das Bergpanorama einzig schön. Zwischen den felsigen Kuppen konnten sie die Firnsfelder der Stubai- und Oetzaler-Alpen bewundern, weiterhin die Schnee- und Eisspitzen des Benedigers, des großen und kleinen Glockners.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, dort steigen ein Herr und eine Dame über den Grat zum Heimgarten hinüber. Sätten Sie auch Lust zu solchen Partien?“

„Alein würde ich es nicht wagen, aber in Begleitung eines so tüchtigen Bergsteigers, wie Sie sind, Herr Pichler, hätte ich schon Lust dazu.“

„Solche Pläne laß dir nur vergehen. Ich soll wohl im Hotel sitzen und mich um dich ängstigen. Das machen wir nicht. Du bleibst hübsch bei deinem Papa, mein Töchterchen und gehst nur solche Wege, wo ich auch gehen kann.“

Die Sorge ihres Vaters kannte Ilse schon. Er bangte davor, daß sie seine Heiratspläne durchkreuzen könnte. Er



Der neue Staatssekretär für Elfaß-Lothringen,
Hugo Freiherr Zorn von Bulach.

besaß nur die eine Tochter und es war kein Erbe da, der das alte Geschäft, das schon seit Generationen in der Familie war, weiter führen konnte. Darum sollte Ilse einen Kaufmann heiraten. Er hatte auch schon einen ausgewählt, von dem er vorausah, daß er sein würdiger Nachfolger werden würde. Er ließ Ilse deshalb nie aus den Augen, paßte sorgfältig auf, um jede sich etwa zeigende Neigung im Keim zu ersticken. Das junge Mädchen war es schon gewohnt, ihre Wünsche denen des Vaters unterzuordnen und nur in seiner Begleitung auszugehen. Sie sagte deshalb auch:

„Sei ohne Sorge, liebster Vater, ich laufe dir nicht davon. Du sollst dich auf deiner Reise erholen und dich nicht um deine Ilse bangen.“

„Schade, gnädiges Fräulein hätten sicher den Weg machen können, er ist ganz ungefährlich, schaut nur von hier so ängstlich aus.“

Sie stiegen hinunter und waren schneller als sie gedacht hatten, wieder am herrlichen Walchensee.

Nach dem Abendbrot wurde eine Ruderkahrt auf dem See verabredet. Walter setzte sich prinzipiell in keinen Kahn. Höchstens vertraute er sein Leben einem Dampfboot an. Da aber alle Fremden von der wunderbaren Abendbeleuchtung und der Schönheit der Berge vom Wasser aus gesehen, schwärmten, mochte er nicht als Rabenvater erscheinen, der seiner Tochter alles versagte, weil er selbst es seiner Jahre wegen nicht mehr genießen konnte oder mochte. Und so gab er, wenn auch widerstrebend, seine Zustimmung.

Lothar Richter wußte Ilse zu bereben, daß sie mit ihm zusammen in ein kleines Boot stieg. Sie setzte sich hinein und vor ihr, so daß er sie anschauen konnte, nahm ihr Begleiter Platz. Er verstand die Ruder geschickt zu handhaben und das flache Boot gehorchte dem leisesten Druck seiner Riemen.

Zuerst saßen sie sich stumm gegenüber, die ganze Situation war für Ilse so neu und doch gefiel ihr diese Wasserfahrt sehr.

Sie fühlte Lothars Augen auf sich ruhen und als sie ihn endlich anzuschauen wagte, nickte er ihr ermunternd zu und meinte:

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten, Fräulein Walter, bei diesem herrlichen Wetter ist der Walchensee ganz ungefährlich.“

„Ich fürchte mich auch nicht,“ flüsterte sie.

Wieder herrschte Schweigen. Rosiger Schein lag auf dem Hochberge, klar stieg der Herzogstand empor und am anderen Ufer bewunderten sie die Kette des Karwendels und das Wettersteingebirge. Jetzt lenkte der junge Mann das Boot herum, entfernte sich weiter vom Ufer und hielt auf die Insel Cassau zu. Auf halbem Wege ließ er die Ruder ruhen und so trieben sie unter leichtem Schaukeln auf dem Wasser hin. Leise plätscherten und murmelten die Wellen unter ihnen.

Am Ufer erklang mehrstimmiger Gesang, und Lachen und Scherzen scholl von den Hotelterrassen über das Wasser hinüber.

Es wurde dämmeriger und linde Kühlung brachte der Abend.

Unsichtbare Fäden woben sich vom Herzen zum Herzen. Nur wenig redete der Mund, desto berebter waren die Augen, die deutlich sprachen: „Ich liebe dich!“ Und die anderen antworteten: „Ich bin dir auch ant!“

Still und wünschlos glücklich saßen Ilse und Lothar sich gegenüber. Ihre Blicke ruhten oft traumverloren ineinander, ihre Hände fanden sich, doch kein Wort von Liebe wurde zwischen ihnen gewechselt. Ihnen selbst nicht klar bewußt, hatten sie Besitz von ihren Herzen genommen.

Sante Kufe und Tücherichwenken vom Ufer weckten sie aus ihren Träumen.

„Herr Doktor, ich glaube, wir müssen umkehren, mein Vater scheint sich um mich zu ängstigen.“

Mechanisch griff Lothar zu den Rudern und bald stand Ilse ihrem Vater wohlbehalten gegenüber.

„War's schön, Mädel? Hast du dich nicht gefürchtet?“

„Es war herrlich und gefürchtet habe ich mich gar nicht.“

Wieder verlebten sie zusammen einen Abend, an dem es fast noch lustiger zuging, als am vorigen.

Herr Walter beschloß, einige Wochen am Walchensee zu bleiben, seine nächste und nahe Umgebung zu durchstreifen und abends im gemütlichen Kreise verquält seinen Tiroler Wein zu trinken. Der junge Arzt gefiel ihm sehr gut, und auch die anderen Fremden waren nette Leute.

Sein Befinden wurde mit jedem Tage besser und infolgedessen auch seine Laune. Vom Geschäft lauteten die Nachrichten stets günstig und sein Mädel, seine Ilse, blühte auf wie ein Röschen. Der junge Arzt dehnte seinen Aufenthalt am Walchensee gleichfalls aus.

Vergebens versuchten Ilse und Lothar sich allein zu sprechen. Der Vater, dem das veränderte Wesen seiner Tochter nicht entging, und der ängstlich das Ausleuchten in ihren Augen wahrnahm, sobald sie den jungen Arzt sah, bangte für seinen Lieblingsplan. Hätte er gewußt, daß die beiden Liebenden schon lange ein Mittel ausfindig gemacht hatten, um sich wenigstens schriftlich zu sagen, was ihnen mündlich verwehrt war, er wäre sofort abgereist.

Die Liebe macht erfindertisch. Die blonde Genzi hätte Auskunft geben können, doch sie war der stumme Postillon d'amour. Mit Geld und quien Worten hatte Lothar sie für seine Pläne gewonnen. Alles ging gut und täglich tauschten die Liebenden auf geheimnisvolle Weise ihre Herzensergüsse aus.

Eines Abends hatten sie im Speisesaal Platz genommen. Eine allgemeine Unruhe herrschte und das Stuhlrucken überlante noch das Gespräch. Da ereignete sich das stets von Lothar Gefürchtete.

Genzi hatte die Servietten von Vater und Tochter verwechselt, ob aus Zufall, oder von ihrem Gewissen gepeinigt, wer kann es sagen.



Der kürzlich zum Generalmusikdirektor ernannte Berliner Hofkapellmeister Dr. Richard Strauß.



Der neue türkische Kriegsminister Ali Nisa-Pascha in der Uniform eines preussischen Gardeoffiziers.

„Sie entfaltete ihre und bemerkte es sofort. Sie griff nach der Serviette des Vaters und hielt ihm die andere hin.“

„Hier, Vater, nimm, dies ist die deine.“ Ihre Stimme zitterte vor Erregung und die Farbe war aus ihren Wangen gewichen.

Herr Walter sah sie erstaunt an und hielt die Serviette fest.

„Nun, was hast du denn? Du bist ja kreideblau, Mädel, und zitterst ordentlich. Ist denn das so was Schlimmes, wenn du einmal dein Mündchen mit meiner Serviette abwischst? Einen Bart wirst du deswegen nicht gleich bekommen.“

„Bitte, bitte, Vater, so gib mir doch deine Serviette,“ bat Ilse heftig.

„Jetzt nicht, wenn du dich so komisch benimmst.“

Er nahm seine Serviette auseinander und — da fiel ihm ein Brief entgegen.

„Ah, was ist denn das?“ entfuhr es ihm und sein Blick traf Ilse.

Diese erblähte noch mehr, sie kämpfte mit ihren Tränen und suchte den Brief, der keine Adresse aufwies, zu ergreifen. Doch der Vater legte seine Hand darauf.

Die anderen Gäste waren mittlerweile aufmerksam geworden, ihre Gespräche verstummten und alle sahen gespannt auf die beiden und spitzten die Ohren. Es schien sich etwas sehr Interessantes zwischen Vater und Tochter abzuspielden.

„Ich werde ihn öffnen, da er keine Adresse hat, kann er ebenfogut mir gelten wie dir. Warum bist du denn so blau und aufgereggt, Ilse?“

„Lies ihn nicht jetzt, Vater, sondern oben,“ bat sie mit matter Stimme.

„Nein, ich werde ihn sofort lesen! Es scheinen schöne Dinge hinter meinem Rücken vorzugehen!“

Das junge Mädchen warf ihrem Lothar einen verzweifellen Blick zu, dann eilte sie, so schnell sie konnte, in ihr Zimmer hinauf und schloß sich ein. Sie wollte den ersten Zorn des Vaters verrauchen lassen.

Es dauerte nicht lange, so klopfte er heftig an ihre Türe und sie hörte seine Stimme: „Ilse, mach auf, ich habe mit dir zu reden!“

„Ich habe mich schon hingelegt, lieber Vater, kannst du es nicht bis morgen verschieben?“

„Meinetwegen! Morgen fahren wir nach Haus, hörst du!“

„Ja, Vater, gute Nacht!“

Er murmelte etwas Unverständliches und ging in sein Zimmer. Noch lange hörte sie ihn hastig hin und her gehen und dumpf tönte das Grollen seiner Stimme durch die Wand. Jetzt ergoß sich sein Zorn über ihr Haupt. Ilse war froh, daß eine Wand sie vom Vater trennte.

Endlich ging er zur Ruhe. Und auch Ilse nahm der tröstende Schlafgott in seine Arme und entführte sie in das Reich der Träume.

Am anderen Morgen war herrliches Wetter. Ilse kam ängstlich aus ihrem Zimmer, um den Vater zu begrüßen. Dieser hatte sich etwas beruhigt und Ilses Anblick, deren blaßes Gesicht noch die Spuren der vergossenen Tränen zeigte, besänftigte seinen Zorn noch mehr.

„Ilse, warum hast du mich so betrogen? Bin ich dir nicht stets ein guter Vater gewesen?“

Das junge Mädchen schluchzte laut auf.

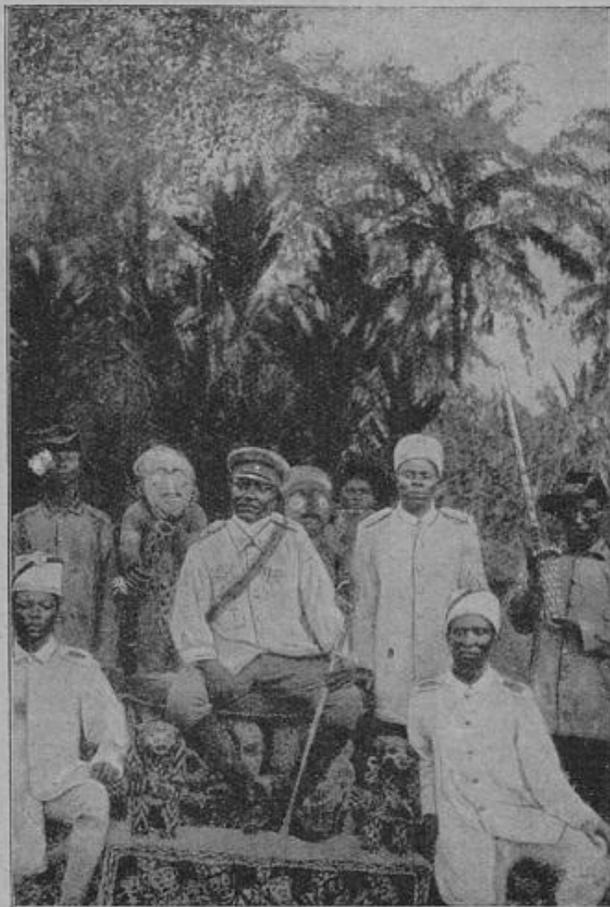
„Sei mir nicht böse, lieber Vater. Lothar und ich lieben uns aber so sehr.“

In diesem Augenblicke klopfte es. Das Zimmermädchen reichte einen Brief hinein. Mißtrauisch musterte der Kaufmann die Aufschrift. Es war dieselbe Handschrift, wie in dem Brief in der Serviette. Er wollte ihn nicht öffnen, doch Ilse bat flehentlich, es doch zu tun: „Er wird dich über alles besser aufklären, als ich es vermag.“

Endlich öffnete Herr Walter ihn und las ihn aufmerksam durch. „Herr Bichler bittet mich um deine Hand, Ilse. Er legt mir seine Verhältnisse dar, wonach er ein bedeutende Vermögen besitzt. Auch über seine Zukunft spricht er. Er wird erster Assistent des Professor Oswald und übernimmt später dessen Klinik. Er liebt dich von ganzem Herzen und bittet mich um Verzeihung wegen eurer Heimlichkeit und möchte meinen Segen zu eurer Verbindung.“

Ilse sagte kein Wort. Sie sah den Vater erwartungsvoll an, denn diese Minute entschied über ihr Schicksal.

„Warum ist Herr Bichler nicht Kaufmann? Das ist das



Der deutsch-freundliche Regenthäuptling Tjoa in Kamerun.

einzigste, was ich gegen ihn einzuwenden habe. Du kennst doch meine Pläne wegen deiner Verehelichung, Ilse?"

"Gerade darum konnte ich mich nicht entschließen, dir meine Liebe zu gestehen. Ich wußte es, daß wir dann sofort heimfahren würden, und ich fürchtete mich vor der Trennung von Lothar."

"Ich werde mir die Sache überlegen, Ilse. Jetzt wollen wir erst Kaffee trinken."

Sie gingen hinunter. Genzi begrüßte sie sichtlich verlegen. Offenbar hatte Lothar mit seiner Meinung nicht hinterm Berge gehalten. Die Veranda war schon leer, sie nahmen am Tisch Platz. Einflüßig genossen sie ihr Frühstück. Der Vater sah die Postfächer durch.

"Ilse, der Himmel selbst ist meinen Plänen entgegen. Eben teilt mir mein Buchhalter die Verlobung des Kottmüller mit, den ich dir als Bräutigam ausgesucht hatte. Dann werde ich wohl in deine Heirat mit diesem Arzi willigen müssen. Ich will's ja nur offen sagen, dein Lothar gefällt mir ja auch besser."

Zubelnd umarmte Ilse den Vater und küßte ihn. Pöblich war auch Lothar Bichler da. Ilse flog auf ihren Geliebten zu. Unter Lachen und Weinen teilte sie ihm des Vaters Einwilligung mit.

"Hüten Sie mir mein Mädel gut, Herr Bichler, sie ist ein zartes Kind. Sie wissen, daß ich es anders mit ihr im Sinn hatte. Sie selbst sind mir durchaus sympathisch, wären Sie Kaufmann, ich gestehe es frei, so wären Sie mir als Schwiegerohn noch willkommener."

"Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Walter, und werde stets bemüht sein, Ilse glücklich zu machen."

"Heute mittag feiern wir eure Verlobung, Kinder!"

Genzi trat schüchtern näher, um ihnen Glück zu wünschen. Wenn Liebende wieder einmal die Servietten als Briefkasten benutzen wollen, Genzi, so leiden Sie es nicht. Nicht immer nimmt es ein so gutes Ende."

Lachend klopfte Herr Walter sie auf die Schulter.

Schlaflos.

Von D. Paul.

(Nachdruck verboten.)

An den Schreck werde ich noch lange denken, den ich bekam, als der Registrator Krummhorn plötzlich vor mir stand, ohne daß ich ihn hatte kommen sehen. Man muß wissen, daß mir der Ablick von wenigen Menschen so zuwider ist, wie der feimige. Ich habe ja freilich den Prozeß gegen ihn gewonnen, aber wenn ich noch an all den Nerger denke. Und nun steht dieser fatale Mensch plötzlich vor mir, der einen Haß auf mich hat; und zwar trägt er eine Brille auf der Nase, was früher nicht seine Gewohnheit war: durch die funkelnden Gläser sieht er mich mit seinem bekannten höhnischen Gesicht an.

"Ja, ja, mein Lieber," sagt er, "die Zeiten ändern sich. Neulich warst du d'ran" — du nennst mich der Mensch, und ich erwidere ihm nichts, weil ich eine entsetzliche Furcht vor ihm bekommen habe — "heute ist die Reihe an mir. Wenn du übrigens denkst, ich sei der Registrator Krummhorn, so bist du sehr im Irrtum. Sieh mich mal gefälligt etwas genauer an."

"Ich tue es und, wahrhaftig, es ist das Greulichste, was ich je erlebt habe, denn nun sehe ich deutlich, daß der Mensch, der zu mir spricht, allerdings ganz und gar aussieht, wie der feindliche Registrator, aber in Wirklichkeit mein alter Lateinprofessor Hilmar ist. Das ist sehr merkwürdig, denn ich bin doch schon vor zwanzig Jahren mit zu seinem Begräbnis gegangen. Da steht er, blickt mich mit dem bekannten Ausdruck an, den ich nie vergessen werde, und sagt: "So, mein Junge, jetzt fängt gleich die Lateinstunde an. Heute wird Extemporale geschrieben. Kannst du die Vokabeln alle? Und mir zittern die Glieder, denn ich habe die Vokabeln alle aufs beste gelernt, und doch kann ich mich auf keine einzige besinnen, und wenn es das Leben kostete. Der Registrator Krummhorn aber, der mein Lehrer ist, lacht höhnisch. "Jetzt nur vorwärts, mein Sohn." knarrt seine häßliche Stimme, gleich wird die Glocke läuten, dann geht die Schulplage wieder an, dem Augenblick sanat die Glocke an, mit merkwürdigen hellem Tone zu schellen. Alle Schüler gehen rubig in ihre Klassen, weil sie ordentlich gelernt haben, ich aber fange an, vor Angst Meißel zu nehmen. Das läßt sich jedoch der Lehrer nicht die du alter Kerl eigentlich seit dreißig Jahren hinter dir

hast. Jetzt ist es so weit! Hahaha", lachte er, und horch, in bieten, er läuft hinter mir her und schwingt die Glocke in der Hand. Und entsetzlich, je schneller ich entweichen will, desto langamer wird mein Schritt. Zuletzt kann ich die Füße gar nicht mehr vom Boden erheben, der zum Lehrer gewordene Registrator aber rückt mir immer näher und klingelt Sturm, direkt in meine Ohren hinein. Darüber bekomme ich einen solchen Schreck, daß ich laut aufschreie . . . und mich umsehe. Ich habe heftiges Herzklopfen. Es ist finster umher, nur die Glocke klingt noch immer und jetzt noch stärker als zuvor. Was ist das nur? Und ganz langsam wird mir deutlich, daß ich in meinem Bette liege. Gott sei Dank, alles war nur ein Traum. Aber jetzt klingt die Glocke wieder. Das ist kein Irrtum mehr; unten an meinem Haustor wird geöffnet. Mit gleichen Füßen springe ich aus dem Bett und mache Licht.

"Was gibst's denn?" fragt meine Frau schlaftrunken. "Laß, laß, ich schaue bloß nach, wer geflingelt hat. Schlaf nur rubig weiter." "Wer ist da unten?" rufe ich zum Fenster hinaus. "Ach, Herr Paul," erwidert eine klägliche Stimme, entschuldigend Sie doch nur, daß ich Sie gestört habe. Ich bin ja die Frau Leithuber, ich habe meinen Schlüssel vergessen und wußte nicht, wie ich reinkommen sollte."

Frau Leithuber ist eine Krankenwärterin, die bei mir im Hinterhause wohnt. Augen sie stehen lassen, das geht doch nicht. Vor mich hinkurrend, wickle ich einen meiner Hausschlüssel in ein Stück Papier und werfe ihn ihr hinunter mit der wahrscheinlich nicht sehr freundlich klingenden Aufforderung, ihn morgen wieder abzuliefern. Die Danksgungen schneide ich ab, indem ich das Fenster schließe, durch welches der herbftliche Nachtwind eindringt. Mich kriert. Schleunigst frieche ich wieder in meine Federn, lösche das Licht und ziehe die Bettdecke hoch.

"Schlafe schön," murmelt meine Frau halb schlummernd vor sich hin.

Gleich danach höre ich wieder ihre regelmäßigen tiefen Atemzüge. Ich habe sie oft darum beneidet, wie sie so gut und gesund schlummert; ich wache oft auf und schlafe dann schwer wieder ein. Es ist keine angenehme Eigenschaft. Man liegt und liegt und wälzt sich. Ringsumher ist es still und finster. Und man liegt und macht sich Gedanken.

Jetzt fährt von fern ein Wagen, allmählich kommt er näher und näher, jetzt dröhnen die Räder und klappern die Pferdehufe unmittelbar an meinem Hause vorüber. Die Wagenlaterne wirft ihr Licht durch mein Fenster hinauf in die Stube. Lustig wandert der helle Schein über die Decke und verstimmt, indem der raselnde Wagen sich entfernt. Wer da wohl so spät noch fährt? Ein einsamer Wanderer kommt pfeifend die Straße entlang; an irgend einem der Häuser drüben hält er an, schließt auf und macht die Haustür dröhnend hinter sich zu. Langweilig, dies Wachtliegen! Wie spät mag es eigentlich sein? Ich möchte wohl einmach nachsehen, aber dann störe ich meine Frau. Sie braucht ihren Schlummer, die Gute, fleißige, Dalt, von fern schlug eine Turmuhr. Jetzt auch unser Regulator. Einen Schlag! Ja, ist es nun halb eins, oder eins, oder halb zwei? Oder sonst irgend ein halb? Nach der Leithuber kann man nicht rechnen, weil sie zu unregelmäßig heimkommt. Die schläft jetzt gewiß auch schon längst und denkt nicht dran, daß sie mich munter gemacht hat.

Puh, ist das eine Dike im Bett! Ich muß die Decke weg-schieben und die Füße hinausstrecken. So, das ist schön! Nun schlafe ich hoffentlich bald ein. Ach ja, mich schläfert! Das ist eine verdamnte Geschichte. — hu, ja, ja, mal gähnen! — wenn man daliegt und nicht einschlafen kann.

Was ist eigentlich morgen für ein Tag? Oder vielmehr heute? Denn Mitternacht muß ja längst vorbei sein. Mittwoch? Was schon Mittwoch? Na, das ist nicht schlecht; am Freitag muß ich spätestens das Manuskript an die "Tagespost" abschicken, sonst nimmt sie's nicht mehr. Der "Volksfreund" hat neulich auch schon wegen seines Artikels gemahnt. Man möchte sich am liebsten zerreißen können. Und dabei geht das Geschäft — na, es geht ja nicht gerade schlecht, aber doch lange nicht, wie es sollte. Das Amüsanteste ist, wie einen die Leute beneiden, daß man Hausbesitzer ist. Wenn die nur wüßten, was mir von dem angeblichen goldenen Segen übrig bleibt, nachdem die Hypothekenzinsen und all' die anderen Geschichten abgezogen sind.

Pfui, kalt ist es an den Füßen. Mein domit! So ist's gut, man wärmt sich wieder auf. Wobon hat mir eigentlich vorhin geträumt? Ach, richtig ja. Das ist doch zum Lachen, wie einem solche alte Kindergeheimnisse nach Jahrzehnten im Traum wieder vorkommen. Und da hat sich der Krummhorn mit hineingemischt. Vergangenheit und Gegenwart in efligem

Bunde. Fehlt bloß noch die Zukunft. Die könnte sich übrigens gelegentlich etwas dramatisch gestalten, wenn mir der Herr noch mal so frech kommt, wie neulich. Was sagte er doch noch? „Zeitungs-schreiber, die sich für Interpretieren des Zeitgeistes ausgeben.“

Halt, schlug die Uhr nicht wieder? Richtig. Ein Schlag! Also jetzt ist's Eins oder halb Zwei. Nun liege ich schon über eine halbe Stunde wach. Natürlich, bei solcher Glut. Mal auf die andere Seite drehen. Brr, ich bin auf eine kalte Stelle gekommen. Schnell wieder zurück. Da strampelt man herum, statt zu schlafen, und morgen braucht man seine Kräfte zum Arbeiten. Verfluchte Wirtshaus!

Es gibt einzelne Arten, um ohne Anwendung von Chloroform oder Morphium seinen verlorenen Schlaf höchst einfach wieder zu gewinnen. Zum Beispielen zählen. Aber nicht in der gewöhnlichen Weise, sondern rückwärts, und recht langsam. Neunhundertneunundneunzig, neunhundertachtundneunzig, neunhundertsiebenundneunzig . . . Wann ist eigentlich der Erste? O lieber Himmel, das sind ja nur knapp noch vierzehn Tage, dann kommt der Schutler, der will noch vierundzwanzig Mark haben, ach, und die Rechnung vom Metzger, die wird nicht übel sein bei den jetzigen Preisen, neunhundertsechsendneunzig, neunhundertfünfundneunzig . . . und dann kommt der Levi mit seinem Wechsel, den er schon voriges Mal nicht mehr prolongieren wollte. Wo nehm' ich's nur her? Was hat man alles für Sorgen! Neunhundert — war ja wohl vierundneunzig — neunhundertdreiundneunzig — wie pfeift der Wind draußen! Die Fenster klappern. Wie mag es jetzt unserer Martha gehen? Sie hat doch die Stelle in Chicago angenommen und noch nicht geschrieben. Ob sie krank ist? Lieber Himmel, es wäre schrecklich. Nur nicht d'ran denken, zählen, zählen!! Neunhundert . . . wieviel neunzig hatte ich denn? Nein, das hilft nichts. Wozu mache ich mir auch jetzt alle diese Gedanken? Es wird ja gewiß alles in Ordnung kommen. Aber das ist das Entsetzliche. Diese Sorgen, deren wir am Tage spotten, sind nachts unsere Quäler; was du bei Tage kühl beurteilst und wovon du weißt, du wirst schon damit fertig werden, das steigt nachts, wenn du schlaflos liegst, als abscheuliches Gespenst vor dir auf und hocht zähnefletschend auf deinem Bettrande.

Jetzt schlägt's schon Zwei. Was macht man? Wenn man sich noch so wütend herumwirft, schläft man davon nicht ein, davon schon gar nicht. Wenn ich jetzt so recht an die lange Pappelallee dächte, die vom oberen Tor aus hinausgeht nach Schönkirchen, das soll auch ein gutes Mittel sein. „Rechts sind Bäume, links sind Bäume, und dazwischen Zwischenräume.“ Ein Baum, zwei Bäume, drei Bäume . . . Der Beithuber kündigte ich zum nächsten Vierteljahr. Die nichts-nutzige Perion hat mich absichtlich stören wollen, Spaß macht es ihr, wenn sie die Leute aus dem Schlafe schrecken kann.

Halb Drei! Jetzt sehe ich auf und gehe spazieren. Was soll ich im Bett? Weshalb schlafe ich nicht? Mit dem Einschlafen wird es doch nichts mehr. Nur recht leise, damit ich meine Frau nicht wecke. Recht leise!

Und ich erhebe mich, schlüpfe ganz vorsichtig in die Kleider, nehme die Stiefel in die Hand und schleiche hinaus. Alles ist still. Jetzt behutjam die Treppe hinab. Das Haustor ist nur angelehnt. Wahrhaftig, die Beithuber hat vergessen, hinter sich zuzusperrern. Der will ich Bescheid sagen, wenn ich sie sehe. Jetzt gehe ich die schlafende Straße entlang zum oberen Tor und nun hinaus. Vor mir streckt sich die lange, lange Allee von langen, gleichmäßigen Pappeln. Sie verlieren sich in der dunkeln Ferne. Alle sehen sie gleich aus, wie die Latten von zwei ungeheuren Säulen. Hier zur Rechten steht ein Wohnhaus. Mein Atem geht heftig, wie ich es anschau. Denn hier wohnt Krummhorn, der mir im Traume erschienen ist. Was sehe ich dort? Ist das nicht der Registrar selbst, der in der Nachtmütze hinter dem Fenster steht und mich angrinst? Jetzt öffnet er gar das Fenster. Mit schnarrender Stimme ruft er: „n Morgen, geliebter Zeitungs-schreiber, Interpretieren, Federflunkerer!“ Das nimmt mir allen Verstand. „Warte, Schuft, du sollst es bereuen,“ rufe ich in sinnloser Wut. Hurra, da am Wege liegt ein Haufe von zerklüfteten Chausseesteinen. Die greife ich auf und werfe und werfe in die Fenster, hinter denen Krummhorn entsetzt umher springt, und jedesmal muß ich laut lachen, wenn die Scherben klirrend zur Erde fallen! . . .

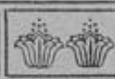
Da plötzlich hält jemand meinen Arm fest. Ich will mich losreißen, blicke mich um . . .

. . . und sehe mein Frauchen, das fix und fertig angezogen an meinem Bette steht.

„Ich wollte dich noch nicht gern wecken, Schatz, du schließt so fest und schnardest so schön, aber es ist schon 7 Uhr.“



Nützliches fürs Haus.



— **Reis mit Rebhühnern.** Man tut übriggebliebene Rebhühnerbratenstücke mit gut gedünstetem Winterreis, welcher noch körnig sein muß, in eine vorgerichtete Auslaufform. Obenauf legt man einige Butterstückchen und treut geriebenen Parmesankäse darüber. Man läßt die Speise nur eben heiß werden, damit sie ja nicht ausdornet. Man gibt die Sauce der gebratenen Rebhühner dazu.

— **Das Einpöseln von Gänsen.** Zum Einpöseln nimmt man die zerstückelten Rücken, Köpfe und Hälse; das Pöseln geschieht mit Salz und ein wenig Salpeter. Die Spindbrüste werden für sich eingepöseln. Man rechnet zu einer Spindbrust vier Gramm Salpeter, vier Gramm Zucker, 80 Gramm Salz. Vier Tage lasse man sie auf dem Rücken liegen, begießt sie aber täglich mit der sich bildenden Lase. Dann werden sie geräuchert.

— **Stalte Rindfleischspeise.** Man schneidet Fleischreste (Bouillonnfleisch), übrig gelieben von Speisen, in Scheibchen oder Stückchen, legt sie in eine halbtiefe Schüssel, nimmt dann 6 Stück Sardellen, Kapern, eine kleine Zwiebel und Petersilie und wiegt es so fein wie möglich, dann rührt man 3 harte Eidotter mit 3 Eßlöffel Olivenöl, einem Löffel Senf und etwas Salz recht schaumig, gießt allmählich einige Eßlöffel guten Weinessig zu und schüttet es, wenn das Fleisch nur noch lauwarm ist, darüber. Die Schüssel wird außerdem garniert mit Zitronenscheiben, roten Rüben, Kürbchen und wenn man es haben kann, mit kleingeschnittenem Kal, Lachs oder Neunaugen. Zu dieser Speise braucht man etwa 1½ Kilo Fleischüberreste.

— **Krammetsvögelbrot.** Zwölf Krammetsvögel werden gebraten und in einem Mörser gestoßen und ein halbes Quart gute braune Sauce wird dick eingekocht, mit den gestoßenen Krammetsvögeln genau berührt, heiß durch ein Haarsieb gestrichen, gelazen, das Gelbe von zwölf Eiern und der festgeschlagene Schnee von fünf Eiweiß darunter gerührt und in eine passende, gut mit frischer zerlassener Butter ausgestrichene Form eingefüllt, worauf man es eine halbe Stunde vor dem Anrichten im Bain-Mari sehr langsam gar kocht. Beim Anrichten wird die Form ausgehoben, abgetrocknet, auf eine tiefe Schüssel gestürzt, sehr langsam aufgehoben, das Brot oben schön glasiert und Demi-Glace darunter gegossen. In den Boden der Form kann man eine Verzierung von gefochten, recht schwarzen Trüffel einlegen.

— **Gegen Rajenröte.** Man schübe die Haut durch abendliches Einstreichen mit linder Salbe oder Goldcreme. Bei Tage trage man etwas Puder auf. Sind Pusteln auf der Haut vorhanden, so gebrauchte man flüssige, frische Weißbierhefe morgens und abends einen Löffel in Bier oder Wein. Sollten Verdauungsstörungen eintreten, so setzt man das Mittel eine zeitlang aus. Unter dem Namen Furunculine erhält man in der Apotheke eine Büchse trockener Bierhefe (zwei Mark), die ebenso genommen wird.

erzeugt rosigen, jugendfrisches Aussehen, reine weisse, sammetweiche Haut u zarten, blendenschönen Teint. à St. 50 Pfg. überall zu haben

Unsere Bilder.

— Zum 10jährigen Regierungsjubiläum der Königin Wilhelmina. (Vgl. Bild Seite 321.) Zugleich mit ihrem zehnjährigen Regierungsjubiläum feierte die Königin ihren achtundzwanzigsten Geburtstag. Sie ist bekanntlich seit 1901 in bisher kinderloser Ehe vermählt mit Herzog Heinrich zu Mecklenburg.

— Hr. Jörn von Bulach (vgl. das Bild Seite 324), der neue Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, entstammt einer im Elsaß alteingesessenen Adelsfamilie. Er ist ein Sohn des Freiherrn Franz Jörn von Bulach, den Kaiser Napoleon III. von Frankreich zu seinem Kammerherrn machte, und der als Vizepräsident des Landesauschusses für Elsaß-Lothringen im Jahre 1890 starb. Der neue Staatssekretär gilt als ein genauer Kenner der Verhältnisse der Reichslande und steht bei Kaiser Wilhelm, der seinen kürzlich zum Doktor promovierten viertältesten Sohn, Prinzen August Wilhelm, ebenfalls für eine hohe Stellung in Aussicht genommen haben soll, in besonderer Gunst.

— Dr. Richard Strauß (vgl. das Bild Seite 324), der kürzlich mit seinem Kollegen Dr. Karl Muck zum Generalmusikdirektor am Berliner Igl. Opernhaus ernannt worden ist, ist ein geborener Münchener. Er steht im 44. Lebensjahre und gilt als der hervorragendste und erfolgreichste Komponist unserer Zeit. Außer einer Reihe von Liedern, sinfonischen Dichtungen komponierte er die Musikdramen „Feuersnot“, „Guntram“ und „Salome“. Sein neuestes Bühnenwerk „Elektra“ (nach dem Hugo von Hofmannsthal'schen Schauspiel) wird demnächst seine Erstaufführung am Dresdener Stadttheater erleben. Dr. Strauß ist bereits wieder mit einer Komposition zu einem Text von Hofmannsthal beschäftigt, diesmal einem Lustspiele.

— Der türkische Kriegsminister Ali Bija Pascha (vgl. das Bild Seite 325), der früher im preussischen Heere Dienst tat, hat mit dem Antritt seines neuen Amtes sofort energisch in die bisherige Organisation eingegriffen, um die in der türkischen Armee eingerissene Protektionwirtschaft zu beseitigen. So hat er alle Kommando- und Inspektorstellen bei den Landwehrruppen aufgehoben und auch alle außerordentlichen Kommandantea abberufen.

— Der deutsch-freundliche Negerhäuptling Jona (vgl. Bild Seite 325) aus der im mittleren Kamerungebiet liegenden Landschaft Vanum gilt als ein intelligenter, für europäische Kultur empfänglicher Mann und zeigt eine besondere Vorliebe für Uniformwesen. Obgleich er einen militärischen Rang nicht bekleidet, trägt er stets eine von ihm gewählte Phantasie-Uniform nach deutschem Muster. Seine Verehrung für den deutschen Kaiser hat er durch die Schenkung des von seinem Vater stammenden Thronsessels zum Ausdruck gebracht. Der Sessel gibt ein anschauliches Bild von der äußerst primitiven Kunstfertigkeit der Eingeborenen, er ist aus Holz geschnitten und mit Kaurimuscheln und Glasperlen besetzt und hat nur einen ethnographischen Wert. Der Sessel wird voraussichtlich im Museum für Völkerkunde in Berlin zur Aufstellung gelangen.

Zur Unterhaltung.

— Nicht zu verblüffen. Geschäftsinhaber (zu einem Reisenden, den er nicht los werden kann): Ich habe jetzt keine Zeit und auch den ganzen Kopf voll —! — Reisender: Da könnte ich Ihnen nun ganz vorzügliche Kämme vorlegen.

— Abfuhr. Berliner: Hören Sie mal, Männchen, jeben Sie mich man doch Auskunft, wat det' for 'ne saule Geschichte ist; dürfen denn hier in Jotha mit 'm Personenzuge ooch Kindviecher befördert werden? — Schaffner: Ja wohl, mei Herr, steigen Sie no ruhig ein!

— Bewiesene Unschuld. Richter: Sie sind angeklagt, den Nachtwächter Schlummrig durchgeprügelt zu haben, als Sie neulich von der Kneipe nach Hause gingen. Was haben Sie dagegen einzuwenden? — Angeklagter: Es ist ganz unmöglich, daß ich einen Nachtwächter durchgeprügelt haben kann, denn erstens bin ich dazu garnicht imstande, wenn ich aus der Kneipe komme, und zweitens, ist zu dieser Zeit kein Nachtwächter mehr auf der Straße.

Rätlecke.

Begerbild.



Wo ist die Krankenpflegerin?

Dreißilbige Charade.

Das ganze Schwanz mit starker Hand
Die eins in alle Zeiten;
Nicht baut' es gern sein Zwei-Eins-Land,
Viel lieber mocht' es streiten.

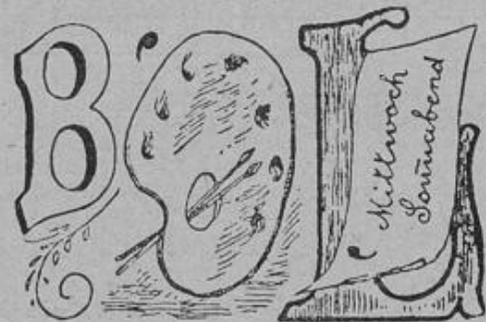
Es jagte froh den Ur und Bär
In dichter Wälder Mitte,
Mocht' stürmen es in Wettern schwer
Und eins — verkehrt — und dritte.

Doch könnt' es seh'n in un're Reit,
So zürnten seine lehten,
Daß wir von manchem uns so weit
Entfernten, was sie schähten.

Rätsel.

Grün bin ich, doch auch gelb und braun,
Und rot zu mancher Zeit zu schau;
Veränderst du geschicht und schlau
Der Zeichen Stand, so werd' ich — blau.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Abstrichrätsel: Beger, Beier, Bier.

Rätsel: Diäten, Diät.

Rebus: Ein froher Gast ist niemand's Last.



In treuer Hut.

Novelle von C. Borges.

Fortsetzung. Nachdruck verboten.
Signorina Barnelli schüttelte ihr schönes Haupt, schaute forschend zum Fenster hinaus und erwiderte leichtbin: „Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr von Warned. Afta ist oft unberechenbar und schnell wie der Wind ist sie bald hier, bald dort, es ist ihr kaum möglich, fünf Minuten ruhig an einer Stelle zu bleiben. Ist muß ich ganz streng mit ihr sein, aber jetzt leidet das arme Kind zu sehr unter dem Verlust ihres Vaters, und da kann ich es nicht über's Herz bringen, sie an das Haus zu fesseln; daher lasse ich ihr den Willen, und sie läuft, wohin sie will. Wenn Sie das Kind sehen wollen, so soll einer der Diener Garten und Park durchsuchen;“ mit diesen Worten wandte sich die Erzieherin der Tür zu: doch schnell hielt Herr von Warned sie zurück.

„Nein, bemühen Sie sich nicht,“ bat er eindringlich, „ich kann das Kind später sehen. Es ist mir lieber, zuerst über Herrn Burdhardt's Ende und über seine letzte Krankheit zu hören,“ er blickte dabei den Arzt bedeutungsvoll an, „auch möchte ich wissen, ob er in Betreff seiner Tochter Instruktionen oder Wünsche hinterlassen hat.“

„Ja gewiß, Dr. Frascati kann Ihnen alles sagen, denn er war bei ihm, bis zum letzten Augenblicke,“ entgegnete die junge Dame. „Aber ich glaube, der Rechtsanwalt Heese hat das Testament und kann Ihnen alles genau sagen. Wir erwarten ihn noch heute, denn wir haben ihm den Tod des Verstorbenen sofort telegraphisch mitgeteilt, er war Herr Burdhardt's Freund.“

„Ah, ich entfenne mich, den Namen habe ich oft gehört; der Anwalt Heese war auch ein Freund meines Vaters, ist er der Testamentsvollstrecker?“

„Er ist ein guter, alter Herr,“ versicherte die junge Dame leichtbin, dann wandte sie sich an den Arzt: „Wollen Sie den letzten Auftrag ausführen?“ fragte sie leise. „Herr von Warned will doch gern von dem Gede hören, ich will mitt-

lerweile das Kind aufsuchen, es muß doch den neuen Vormund kennen lernen.“ Dann mit graziosem Kopfnicken verließ sie das Gemach, die beiden Herren allein lassend.

„Ich fürchte, das Kind ist arg verwöhnt,“ begann der Vormund, als die Tür sich hinter der Dame geschlossen hatte. Der Arzt lächelte. „Natürlich ist's so,“ versetzte er. „Sie war der Abgott ihres Vaters, aber Afta hat auch viele gute Eigenschaften und eine richtige Erziehung wird ihren Charakter bilden und veredeln. Es war der letzte Wunsch des Vaters, Ihnen zu sagen, daß sein Kind nicht an Strenge gewöhnt sei, und daß er hoffe, Sie und Ihre Mutter würden anfangs nachsichtig mit der Kleinen sein, damit sie den Wechsel in ihrem Leben nicht allzu hart empfinden möge. Es war auch sein Wunsch, daß die Gouvernante vorläufig bei Afta bleibe, wenn Sie nicht vorzögen, das Kind einer Erziehungsanstalt zu übergeben.“

„Gewiß, gewiß, — wünscht das Fräulein zu bleiben und mit nach Deutschland zu gehen?“

Der Arzt schaute prüfend den Sprecher an. „Ich glaube es, für eine kurze Zeit wenigstens,“ sagte er dann langsam.

„Ist sie schon lange hier in ihrer Stellung?“

„Sie ist schon lange hier in ihrer Stellung?“

„Seit zwei Jahren. Es ist eine Waise, und ich glaube nicht, daß sie nahe Verwandte hat. Ihre Mutter war eine Deutsche, der Vater italienischer Offizier. Als die Eltern starben, ließen sie Carola in Not und Armut zurück. Herr Burdhardt hatte den Vater gekannt und sorgte jetzt für seine Tochter. Er sorgte für ihre Erziehung und engagierte sie vor zwei Jahren als Gouvernante für Afta. Ehe sie in das Haus kam, hatte das Kind nur ihren Vater, und er war zu kränklich, um sich viel mit der Kleinen zu beschäftigen.“

„Starb Herr Burdhardt plötzlich?“ fragte der Deutsche, als der Arzt zu erzählen aufhörte.

„Ja. Er war seit Jahren herzleidend, aber das Ende kam doch unerwartet; es ist sehr traurig.“

„Besonders für das Kind,“ schaltete Herr von Warned ein, „da es keine Verwandte hat, die ihm ein Heim bieten.“



Kaiser Franz Josef von Oesterreich (1) und der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand (2) besichtigen an Hand der Karte das Manövergelände in Ungarn.

„Der Verstorbene war um des Kindes Zukunft sehr besorgt. Afta ist eine reiche Erbin, sie hat ein Vermögen von acht Millionen, der Vater fürchtete, das Gold könnte ihr zu ihrem Verderben gereichen.“

„Ah!“

„Nun mit dieser Angelegenheit habe ich aber gar nichts zu tun,“ fuhr der Arzt lächelnd fort, „das ist Sache des Herrn Anwalts Heese. Herr Burdhardt flehte mich nur mit seinem letztem Atemzuge an, Sie zu bitten, das Kind bei sich zu behalten. Sie wollen es doch mit nach Deutschland nehmen?“

„Gewiß. Aber wenn sie heiratet?“

„O, das ändert natürlich die Sache; ihr Vater glaubte selbst, daß sie nach wenigen Jahren ihr eigenes Heim haben würde.“

„Erzählen Sie mir etwas von Herrn Burdhardt,“ bat Herr von Warned plötzlich. „Ich sah ihn niemals in meinem Leben, und es ist doch sonderbar, daß er meiner Mutter und mir sein Kind anvertraute, da er uns doch so wenig kannte.“

„Er hielt das Gedächtnis ihres Vaters hoch in Ehren und war überzeugt, daß er seinen Liebling keinen besseren Händen anvertrauen konnte,“ entgegnete der Arzt fast feierlich. „Er sprach oft von ihrer Mutter und es schien ihm eine Beruhigung zu sein, daß diese Dame —“

Hier wurde er unterbrochen, denn hastig wurde die Tür aufgerissen und auf der Schwelle stand ein kleines schwarz gekleidetes Mädchen, die wirren Locken unordentlich um das Köpfchen, das schmale Gesichtchen vom Weinen geschwollen und die braunen Gazellen-Augen rot umrandet. In dem blassen Antlitz wechselten Neugier, Furcht und Zorn, als sie mit funkelnden Blicken die beiden Herren musterte. Einen kurzen Augenblick sahen sich die drei sprachlos an, dann führte der Arzt es nach dem Fremden. „Herr von Warned,“ sagte er mit bewegter Stimme, „hier, dieses ist Ihr Mündel, Afta Burdhardt.“

2. Kapitel.

Einem augenblicklichen Impulse folgend wollte der junge Vormund mit einer Verbeugung der Kleinen entgegentreten, gerade als ob sie bereits eine erwachsene Dame sei, doch rasch streckte er ihre Hand entgegen, sagte herzlich die schüchtern dargereichten Kleinen zögernd und sagte freundlich: „Ich hoffe, wir werden Freunde werden, mein Liebling.“

Mit einem heftigen Kuck zog das Kind das Händchen zurück. „Nennen Sie mich nicht „Liebling,“ rief sie leidenschaftlich und stampfte mit dem kleinen Fuß auf den weichen Teppich, „es war Papa's Lieblingsname und ich dulde es nicht, daß ein Fremder mich so nennt.“

„Dann bitte ich um Entschuldigung,“ sagte der Vormund ernst, „aber hoffentlich werden wir uns nicht lange fremd bleiben. Du weißt, Afta, dein Vater gab mir das Recht, für dich zu sorgen; du bist mein Mündel.“

„Was ist ein Mündel?“ fragte das Kind erregt und richtete seine großen Augen forschend auf den Fremden.

„Nun — ja — ein Mündel — ist ein Kind, welches einen Vormund hat, der es erzieht, für es sorgt und noch mehr tut.“

„Was noch mehr?“ fuhr das Kind fort.

Der Vormund blickte ratlos den Arzt an, hier stand in der Tat ein enfant terrible vor ihm, das beständig Fragen stellte. „Ich weiß es augenblicklich nicht,“ gestand er endlich ausweichend.

Afta wendete ihm mit einem finsternen Blick den Rücken zu. „Ich glaube, Sie wissen nicht einmal, was Sie sagen,“ rief sie mit unsäglicher Verachtung. „Wenn ich meinen Vater irgend etwas fragte, so hatte er stets die richtige Antwort. — O Vater — lieber Vater —“ daan warf sie sich auf das Ruhebett, barg ihr Antlitz in die weichen Kissen und brach in Schluchzen aus.

Die beiden Herren sahen sich betroffen und sprachlos an. „Mein liebes Kind,“ begann endlich der Arzt leise, doch bei dem Ton seiner Stimme schnellte Afta empor richtete ihr tränenüberströmtes Antlitz, das jetzt vor Entrüstung glühte, dem Sprecher zu und rief leidenschaftlich: „Geben Sie fort! was wollen Sie noch von mir? ich hasse Sie. Sie waren es, der mich von meinem Vater fernhielt, als er im Sterben lag, und ich konnte seine letzten Worte nicht einmal mehr hören. O, es war grausam — grausam, Sie und Fräulein Barnelli —“

„Was ist denn jetzt wieder geschehen, Afta?“

Die sanfte melodische Stimme der Erzieherin unterbrach

wie eine Engelsstimme die leidenschaftlichen Worte des erregten Kindes. Afta schwieg, warf sich wieder in die Kissen zurück und schluchzte bitterlich.

„Afta ist von ihrem Schmerz zu sehr überwältigt und weiß daher nicht, was sie sagt,“ entschuldigte der Arzt freundlich. „Darf ich noch um eine kurze Unterredung bitten, ehe ich mich verabschiede, Signorina? Meine Zeit ist gemessen.“

„Gewiß. Afta, du kannst bis zu meiner Rückkehr deinen Vormund unterhalten.“ Mit diesen Worten verließ die junge Dame das Zimmer, gefolgt von dem Arzt, der noch zuvor dem jungen Deutschen leise zuraunte: „Ich, an Ihrer Stelle, würde jetzt meine Autorität gebrauchen, oder sie werden später mit dem kleinen Eigensinn nicht fertig werden. Hoffentlich sehe ich Sie noch vor Ihrer Abreise.“

Herr von Warned antwortete nicht. Er mußte sich in diesem Augenblicke gestehen, daß die übernommene Aufgabe doch schwerer war, wie er sie sich anfangs gedacht hatte. Wie konnte er nur Worte finden, um dieses leidenschaftlich erregte Kind zu beruhigen, dessen lautes Schluchzen aus der Sophaede ihm das Herz durchschnitt? Er trat an das Fenster und schaute in die herrliche, sonnige Landschaft hinaus. Vor ihm breiteten sich üppige Weinberge aus, doch seine Blicke schweiften ferner und seine Gedanken weilten in der lieben, deutschen Heimat. Was würde seine sanfte Mutter wohl zu diesem heftigen Auftritt des Kindes gesagt haben? Hatte wohl der Verwalter für die Heuernte gesorgt, waren die Füllen verkauft, neue Pferde angekauft, wie er es vor seiner Abreise angeordnet hatte?

Da fühlte er plötzlich eine leichte Berührung seines Armes, schnell wandte er sich um und sah Afta vor sich stehen. Dieser Seelenschmerz malte sich in dem schmalen Gesichtchen, das jetzt vom Weinen hoch gerötet und geschwollen war; um die bleichen Lippen zuckte es bedenklich und nur mit Anstrengung konnte das Kind die Tränen zurückdrängen. „Ich möchte gern wissen,“ begann sie stockend, „ob Sie mich jetzt von hier bringen wollen — daß ich nie mehr das Grab meines Vaters sehen kann? Der Arzt und Fräulein Barnelli sagten mir, ich dürfe nie mehr hierhin zurück.“

Die dunkeln Augen füllten sich wieder mit Tränen, aber das Kind blieb standhaft und blickte mit ängstlicher Spannung zu dem Fremden empor. Der Gefragte strich liebevoll und mit sanfter Hand die wirren Locken aus der Stirn des Kindes und erwiderte in seiner milden Weise: „Ich muß dich freilich mit nach Deutschland nehmen, denn du weißt doch, das war der Wunsch deines Vaters. Aber wenn du ein liebes, gutes Kind bist, so verspreche ich dir, dich jedes Jahr um diese Zeit hierhin zu bringen, und für das Grab deines Vaters soll in deiner Abwesenheit sehr gut gesorgt werden.“

Die Kleine erfaßte seine Hand, die sie leise drückte. „Ist es auch ganz bestimmt, daß ich im nächsten Jahre hierher darf?“ fragten die zitternden Lippen.

„Ja — wenn wir beide noch leben und gesund sind.“

„Sie versprechen es mir?“

„Ja, ich verspreche es.“

Aftas Köpfchen sank auf den Arm des starken Mannes. „Ich danke,“ flüsterte sie leise. „O, ich will so gut und artig sein und den lieben Gott jeden Tag bitten, daß ich folglich werde und zu dem Papa in den Himmel komme. Ich möchte so gern sterben, aber Fräulein Barnelli sagt, es sei böse, das zu wünschen. Ist es denn unrecht? ich mag nicht mehr leben und möchte so gern sterben.“

Herr von Warned wußte wieder dem Kinde keine rechte Antwort zu geben. „Meine Mutter kann dir das besser erklären, wie ich,“ sagte er endlich ausweichend und streichelte die schmalen Wangen des Kindes.

„Ist Ihre Mutter alt?“

„Alt? o nein.“

„Die Mutter unseres Arztes war sehr alt und sie starb vor einem Jahre. Ich möchte sie gar nicht leiden, denn sie sagte, mein Vater müßte mich in ein Pensionat bringen, denn er könnte mich nicht gut erziehen. Ich freute mich, als sie tot war.“

„O Afta, das war nicht schön von dir.“ Herr von Warneds Stimme klang streng, und er entzog dem Kinde seine Hand. Afta blickte erstaunt zu ihm empor; sie wußte nicht, was sie getan hatte, ihn zu betrüben. „Der Arzt liebte gewiß seine Mutter ebenso sehr, wie du deinen Vater,“ erklärte der Vormund. Würde es dir gefallen, wenn sich jemand freute, daß dein Vater gestorben sei?“

Einen Augenblick starrte die Kleine den Sprecher an, sie

konnte die Bedeutung seiner Worte kaum verstehen; dann färbte sich ihr Antlitz purpurn, sie riß sich von ihm los und rief entrüstet: „Wie dürfen Sie so mit mir sprechen? Sie sind ebenso hart und streng wie all die andern! Wenn mein Vater hier wäre, so würden Sie diese Worte nicht sagen. Ich hasse Sie — wie auch die andern,“ dann stampfte sie wieder mit ihrem kleinen Fuß, wie sie stets zu tun pflegte, wenn sie in großer Erregung war.

Der Vormund seufzte. Das Kind war noch so klein, so jung — aber welche unendliche Last würde seine Mutter mit ihm haben. Jetzt war es mit der herrlichen Stille und Ruhe auf dem Erlenhofe vorbei, denn dieses kleine, wilde Geschöpf mußte den Frieden des Hauses rauben.

Doch ein Trost blieb in der trüben Zukunft. Carola Barnelli würde ebenfalls ein Glied seiner Familie werden. Ihre Gegenwart sollte ihn entschädigen für alle Sorge, Last und Mühe, die ihm unfreiwillig auferlegt wurde, wenn es ihm nur gelingen könnte, die Dame an sein Haus zu fesseln; denn mit dem kleinen undankbaren Geschöpf war wahrlich schwer fertig zu werden.

„Es tut mir leid, daß du mich hasst,“ nahm der Vormund endlich die Unterhaltung wieder auf, „denn wir müssen fortan viel beisammen sein, und nicht das allein, du mußt mir auch gehorchen, denn ich bin dein Vormund.“

„Das will ich nicht. Ich gehorchte nur meinem Vater — einem Fremden gehorche ich nicht.“

Herr von Warned schien die Worte gar nicht zu beachten. Er zog sein Zigarren-Etui hervor und musterte den Inhalt, dann sagte er ruhig: „Ich gehe jetzt in mein Hotel zurück, vielleicht ist inzwischen der Anwalt Heese angekommen. Sobald ich zurückkehre, sprechen wir über unsere Abreise; sage das Fräulein Barnelli.“

„Ich gehe nicht mit nach Deutschland — ich gehe überhaupt nicht mit Ihnen,“ kam es bitter von Aftas Lippen.

„Mein liebes Kind, du hast noch keinen eigenen Willen. Ich kam hierher auf besonderen Wunsch deines Vaters, um dich in dein neues Heim zu bringen, das er selbst für dich gewählt hat. Wenn du dich weigerst, gutwillig mit mir zu kommen, so muß ich Strenge gebrauchen, und du bist dann ungehorsam gegen die letzten Wünsche deines Vaters. So sei nun ein gutes Kind, und sobald ich zurückkomme, sollst du mir auch alles Sehenswerte der Stadt zeigen; ich bin erst heute hier angekommen und habe von Florenz noch nichts gesehen.“ Dann schritt er langsam der Tür zu, doch gleich stand Afta wieder an seiner Seite.

„Ich — ich meinte es nicht böse,“ schluchzte sie, „ich will auch gut und artig sein und mit Ihnen nach Deutschland gehen. Zürnen Sie mir nicht, ich habe ja niemand, der mich lieb hat, seitdem mein Vater nicht mehr bei mir ist.“ Wieder rannen Tränen reichlich die schmalen Wangen hernieder, als Afta flehentlich zu ihrem neuen Beschützer emporschaute.

„Ruhig, ruhig, mein Kind,“ tröstete Herr von Warned, und nahm das zitternde Kind in seiner Arm, „wir werden mit der Zeit noch die besten Freunde werden. So, jetzt trockne deine Tränen und hole schon deinen Hut, damit du für unseren Spaziergang fertig bist, wenn ich komme, um dich abzuholen,“ dann beugte er sich herab und küßte das Kind, worauf er das Zimmer verließ.

Draußen im Vestibül stand Carola Barnelli.

„Nun, wie werden Sie mit dem Kinde fertig?“ fragte sie spöttisch.

„Sehr gut,“ lautete die rasche Antwort. „Ich will jetzt den Anwalt Heese aufsuchen, um mit ihm zu beraten; sobald ich zurückkehre, habe ich Afta einen Spaziergang versprochen. Wollen Sie uns dann begleiten, Signorina?“

Die junge Dame lächelte erröthend. „Das würde mir eine große Freude sein,“ gestand sie mit gesenkten Blicken.

Dann wollten wir unsere Abreise auf morgen festlegen; ich möchte nicht gern länger hier bleiben, als unumgänglich notwendig,“ entschied Herr von Warned und schaute mit bewundernden Blicken die Gouvernante an. Er glaubte noch nie in seinem Leben so tiefblaue Augen und hellgoldiges Haar gesehen zu haben. Noch immer stand die liebliche Mädchen-gestalt vor seinem Auge, als er längst die liebliche Villa Menzi verlassen und den Weg nach dem Hotel eingeschlagen hatte.

Der Anwalt Heese war ein Mann von ungefähr 60 Jahren; er empfing den jungen Deutschen mit vieler Herzlichkeit. „Es freut mich, daß mein armer Freund vor seinem Ende noch die Beruhigung hatte, sein Kind in guten Händen zurückzulassen,“ begann er, als Philo von Warned sich vorgestellt hatte. „Natürlich sind Sie noch sehr jung, um als

Vormund zu fungieren, aber Sie haben eine gute Mutter, und Herr Burckhardt dachte an diese vorireifliche Dame hauptsächlich, als er sein Kleind Ihnen anvertraute. Sie werden keine leichte Aufgabe haben, denn Afta ist sehr verzogen; der Vater war sehr gut, aber zu nachsichtig und schwach. Ich habe oft gedacht, was noch aus dem Kinde werden würde, hätte der Vater die Erziehung noch länger geleitet. Die Gouvernante hat ein hübsches Gesichtchen, das ist aber alles; sie versteht durchaus nicht, das Kind richtig zu erziehen. Geht sie mit Ihnen nach Deutschland?“

„Ja, ich hoffe es.“

„Um,“ machte der Anwalt bedenklich, „ich hörte, sie wollte einen jungen Arzt heiraten, ein anderes Gerücht erzählt von ihrer Verlobung mit einem italienischen Grafen; es wird aber wohl nur ein müßiges Gerücht sein.“

„Ganz entschieden.“ Herr von Warned drehte verlegen an seinem Schnurrbart ein Zug harter Enttäuschung malte sich in seinen edeln Zügen. Er war selbst überrascht, wie tief die Bemerkung des alten Herrn über die schöne Gouvernante, die er kaum seit einer Stunde kannte, ihn verletzt hatte.

Der Anwalt unterbrach das Schweigen und ging gleich auf das geschäftliche Thema über. „Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, Herr von Warned, daß mein verstorbenen Klient, als kleines Zeichen seiner Dankbarkeit, Ihnen eine Summe von sechszigtausend Mark vermacht hat, ein gleicher Anteil fällt Ihrer Mutter zu. Auch hat Herr Burckhardt eine bestimmte jährliche Summe für die Erziehung und Garderobe seines Kindes ausgesetzt. Sobald Afta 21 Jahre alt ist, kann sie selbständig über ihr Vermögen verfügen, welches dann eine Höhe von zirka acht Millionen erreicht haben wird. Es ist schade,“ fügte er scherzend hinzu, „daß Afta jetzt nicht 10 Jahre älter ist; sie wäre eine vortreffliche Gattin für Sie, und Sie sparten sich unendliche Mühe, wenn Sie die Kleine gleich als Gattin heimführen könnten.“

Herr von Warned runzelte die Stirn; diese Worte schienen doch ein unzeitiger Scherz. „Ich muß doch danken,“ versetzte er kalt, „ich habe jetzt noch keine Lust, mir Ketten anzulegen, selbst wenn sie von Gold oder Rosen sein sollten, und Afta ist keineswegs mein Geschmack. Ich ziehe häßliche Blondinen mit blauen Augen vor — Carola Barnelli ist entzückend.“

Der Anwalt beobachtete den feurigen Verteidiger der Blondinen mit scharfen Blicken. „Um,“ machte er verächtlich, „hüten Sie Ihr Herz, Herr von Warned. Die Familie Barnelli erfreute sich nicht gerade des besten Rufes, und Carola —“

„Entschuldigen Sie, ich bin nicht hierhin gekommen, um mit Ihnen über die Familie Barnelli zu streiten,“ unterbrach ihn der junge Vormund verlegt, „auch würde Herr Burckhardt nicht eine Gouvernante für seine Tochter gewählt haben, die für die Stellung nicht würdig ist. Haben Sie bereits über die Villa Menzi verfügt?“

„Ja, sie soll verkauft werden,“ und es hat sich schon ein Käufer gefunden. Hier habe ich auch das Testament; soll ich es vorlesen?“

Die nächste halbe Stunde wurde mit dem Vorlesen des Te-



Osman Nizami-Pascha,
der neue türkische Gesandte in Berlin.

stamentes zugebracht, dann gedachte Herr von Waned der Rückkehr.

„Torheit, speisen Sie mit mir zu Mittag,“ schlug der alte Anwalt vor, „ich möchte gern mit Ihnen von der Heimat und von früheren Zeiten sprechen. Vor langen, langen Jahren war ich einmal bei Ihrem Vater auf dem Erlenshofe, Herr Burdhardt war auch zugegen, — er war der lustigste von uns dreien.“

Thilo von Waned zögerte einen Augenblick; er gedachte seines Versprechens, welches er Alts gegeben, aber er erinnerte sich auch, daß er seit dem Frühstück nichts genossen, und jetzt sehr hungrig war, vielleicht in Villa Menzi keinen gedeckten Tisch vorfinden würde; daher nahm er bereitwillig die Einladung an und kehrte erst nach drei Stunden zu der harrenden Alts zurück.

Fortsetzung folgt.

Die böse Blutwurst.

Militärhumoreske von Johann Tenge, Düsseldorf.
(Nachdruck verboten.)

Die an jedem Montag von 12 Uhr mittags an stattfindende Offizierversammlung war nicht nach jedermanns Geschmack. Der gestrenge Regimentskommandeur nahm hierbei kein Blatt vor den Mund, und mancher der Herren Offiziere bekam oft etwas zu hören, was ihm gar nicht angenehm war. Besonders heute schien der Oberst sehr schlechter Laune zu sein. Er hatte schon mehreren seine „tiefinnerste Meinung“ gesagt. Wenn ein „Punkt“ besprochen war, und der Führer des Regiments in sein kleines Notizbuch blickte, bekam mancher ein klein wenig Herzklopfen, weil die Ungewißheit, ob der neue „Punkt“, der an die Reihe kam, ihm galt, aufregend wirkte. „Und nun noch eins, meine Herren,“ so richtete der Herr Oberst den etwas nach vorn geneigten Kopf wieder hoch, „das Grüßen will mir in letzter Zeit gar nicht mehr gefallen. Herr Hauptmann“ — der Herr Regimentskommandeur zog die buschigen Augenbrauen hoch und blickte suchend im Kreise umher, bis er in dem letzten der 12 Kompagniechefs, die der Reihe nach eiligst die rechte Hand salutierend an den Mützen schirm gelegt hatten, den Uebelthäter des aufstehenden „Punktes“ gefunden hatte. „Herr Hauptmann von Brausewetter, wie lassen Sie das Grüßen in Ihrer Kompagnie einüben?“ Der Gefragte bekam für einen Moment einen roten Kopf und war — sprachlos. „Herr Oberst, genau nach der Vor-



Zu dem Unfall des Parseval-Ballons: Das Luftschiff des Majors von Parseval kurz vor seiner Landung im Grunewald bei Berlin

schrift,“ plakte er auf einmal heraus. „Frontmachen, grüßen durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung und Stillstehen mit der rechten Hand — Verzeihung, wollte sagen, mit der Front nach dem Vorgesetzten.“

„Ja, aber eins, worauf es mir gerade jetzt ankommt, haben Sie vergessen, Herr Hauptmann!“

v. Brausewetter besann sich einen Augenblick. „In gerader Haltung vorbeigehen, Herr Oberst,“ beeilte er sich zu sagen.

„Na, das meine ich,“ setzte der Regimentskommandeur mit gehobener Stimme hinzu und blickte dabei mal nach links und rechts. Es mußte etwas ganz Besonderes vorliegen, denn die buschigen Augenbrauen im Gesicht des Herrn Oberst wollten sich nicht wieder senken. Und mit ernster Miene und feierlicher Stimme, als wenn von dem nun Kommenden das Wohl und Wehe der ganzen Armee abhängen würde, fing der Gestrenge an zu sprechen: „Gestern ist mir auf dem Rasenwege ein Mann begegnet, der in gerader Haltung an mir vorbeiging.“ Einen Augenblick machte der Oberst Pause und aller Augen blickten erwartungsvoll nach ihm hin. Dann fuhr er fort: „Der Mann — es war einer von Ihrer Kompagnie, Herr Hauptmann von Brausewetter — machte eine total falsche Ehrenbezeugung, denn — er hatte die Mütze auf, nichts in der Hand und keine Schürze vor.“

Hauptmann von Brausewetter biß auf die Zähne. Das war ja unglaublich. Den Kerl würde er ohne Zweifel einsperren. Aber ohne weiteres.

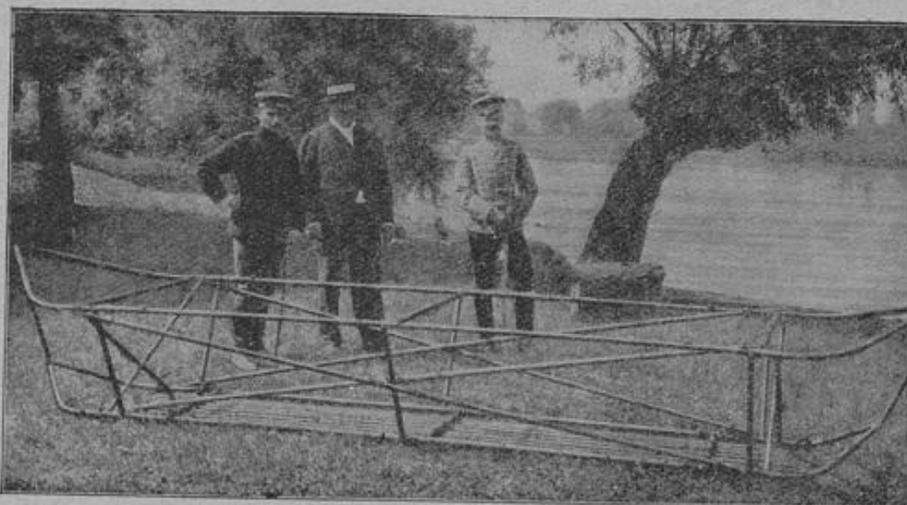
„Für diesmal habe ich es nochmal durchgehen lassen, und ich will auch den Namen des Mannes nicht nennen, weil

er wohl am wenigsten Schuld trägt. Aber ich bitte, meine Herren, in Zukunft ihr Augenmerk auf die Ehrenbezeugungen zu richten, und bei jeder passenden Gelegenheit zu üben. Wenn wir auch jetzt in der Zeit der größeren Exerzierbewegungen sind, so darf doch der kleine Dienst nicht vollständig in Vergessenheit geraten. — Bin ich verstanden, meine Herren? — Herr Hauptmann von Brausewetter?“

„Zu Befehl, Herr Oberst,“ antwortete, innerlich wütend, der Gefragte mit ergebenster und aufrichtigster Miene.

„Danke, meine Herren.“

Die Offiziere zerstreuten sich. In der Nähe der Kantine des ersten Bataillons standen die Feldwebel in eifrigem Gespräch. Als die Offizierversammlung endlich zu Ende war, erwarteten sie sehnsüchtig das Zeichen des noch mit dem Regiments-



Das neue Kaltboot zum Ueberlegen von Kavallerie.

kommandeur sprechenden Adjutanten, zur Ausgabe der Parolebefehle. Auf einmal führen alle erschreckt zusammen. Vom Appellplatz der 8. Kompagnie erscholl ein lautes Schimpfen und Donnerwettern.

„Das ist ja der Brausewetterer,“ sagte einer der Feldwebel. „Du, Heinrich, was hat denn dein Alter wieder?“ fragte ein anderer den stets rüdelen Feldwebel des Polsternden.

„Was soll der haben.“ Der Gefragte lachte kurz auf. „Vielleicht hat der Herr Oberst etwas moniert.“ „Aha!“ sagten einige verständnisvoll. Jetzt wußten sie Bescheid.

„Ich sperre Sie drei Tage ein!“ erscholl es herüber. Solch eine Bummellei!

Der mit dem Regimentsadjutanten noch sprechende Oberst drehte einen Augenblick das Gesicht herum und schüttelte kaum merkbar den Kopf.

„Du, Heinrich fragte der Feldwebel der 11., warum schimpft denn dein Alter gerade jetzt?“

„Om,“ machte der Gefragte. „Das merkst du nicht!“

sechs Mann zum Reinigen der Büros. Die Leute haben Besen, Scheuerlappen und Eimer mitzubringen.

Regimentsbefehle.

1. Morgen exerzieren die Bataillone feldmarschmäßig auf der Heide. Ich werde mir einige Exerzier- und Gefechtsbewegungen ansehen.

2. Mit Mißfallen habe ich in letzter Zeit das schlechte Grüßen der Mannschaften wahrgenommen. Die meisten Leute gehen auf dem Kasernenhofe in gerader Haltung vorbei, obwohl sie mit Kopfbedeckung versehen und ohne Schürze sind. In Zukunft werden Bestrafungen eintreten.

3. Den Unteroffizier zum Führen der Liturgiefänger stellt für den nächsten Monat das zweite Bataillon.

4. Die Mannschaften zum Garnison-Geschäftszimmer stellt das dritte Bataillon.

Bataillonsbefehle.

1. Die Kompagnien stehen morgen früh sechs Uhr feldmarschmäßig auf ihren Appellplätzen zum Abmarsch bereit. Zwei



Die Katastrophe auf dem Kantonfluß im Hafen von Hong-kong (China).

Die Trümmer der durch den letzten furchtbaren Taifun zerschellten Schiffe werden von Chinesen gesammelt.

Der andere sah ihn zweifelnd an. Auf einmal zog es wie ein Erraten über seine Züge. „Aha, jetzt weiß ich Bescheid. Du meinst, weil der noch da steht.“ Damit machte er mit dem Kopfe eine bezeichnende Bewegung nach der Stelle hin, wo gerade der Oberst den Regimentsadjutanten verabschiedete.

„Parole!“ ertönte der Ruf an die Feldwebel. Dieselben zogen schon beim Hineilen ihre Brieffaschen heraus.

Der Regimentsadjutant war anscheinend ärgerlich. Er diktierte schnell und war gleich aufgebracht, wenn einer nicht mitkommen konnte. „Passen Sie doch gefälligt auf!“ fuhr er den Betreffenden brummig an. Anscheinend hatte der Regimentskommandeur auch für ihn etwas notiert gehabt.

Garnison-Befehle.

1. In nächster Woche findet eine größere Uebung der Garnison statt. Nähere Befehle folgen.

2. Am Sonnabendnachmittag stellt das Infanterieregiment

Rahmen Plazpatronen. Im Tornister Putzzeug, Schnürschuhe, Tuchhose und Drillschjake. Helmbinden sind mitzunehmen.

Auch mir ist in letzter Zeit das schlechte Grüßen der Mannschaften auf dem Kasernenhofe aufgefallen. Ich erwarte, daß es in Zukunft anders wird. Ich bestrafe jeden Mann, der unvorschriftsmäßig grüßt. Die Herren Hauptleute bitte ich, auf die Ehrenbezeugungen ihr strengstes Augenmerk zu richten.

3. Zum Garnison-Geschäftszimmer stellen die 9. und 10. Kompagnie je zwei Mann, die 11. und 12. Kompagnie je einen Mann. Bezüglich des Reinigungsmaterials haben sich die Feldwebel zu einigen.

„Du, Heinrich,“ raunte der kleine Louis seinem Freunde zu, „dein Alter erwartet dich schon. Er will wahrscheinlich jetzt ein bißchen brausewetterern.“

„Ja, das ist doch klar, Louis,“ antwortete Eifelstump und

schritt auf seinen, mit finstern Gesicht mitten auf dem Kompagnie-Appellplatz stehenden Kompagniechef zu. „Jetzt habe ich an der schlechten Grüßerei Schuld.“

„Paroleausgabe zurück!“

„Lesen Sie!“ sagte Hauptmann von Brausewetter kurz.

Zu den ganzen Befehlen äußerte er kein Wort, bis daß das Grüßen an die Reihe kam. „Ja, Feldwebel, das ist wahr. Das Grüßen der Leute ist sehr schlecht, ganz miserabel schlecht. Der Regimentskommandeur hat ganz recht. Auch mir ist es schon längst aufgefallen, und ich meine auch, ich hätte noch vor kurzem mit Ihnen darüber gesprochen.“

„Ich kann mich nicht erinnern, Herr Hauptmann.“

„Glaube ich schon. Ich erinnere mich aber desto besser. Sie hätten mich längst darauf aufmerksam machen müssen. Aber, man muß an alles selbst denken.“ Der Kompagniechef stieß zornig den Säbel auf den Boden. Die Worte des Regimentskommandeurs wirkten anscheinend noch nach. „Feldwebel, das geht Sie auch mit an!“ stieß er nach kurzer Pause hervor und stampfte nochmals mit dem Säbel auf.

Feldwebel Eitelkamp wurde jetzt innerlich auch wütend. Das war ihm denn doch zu bunt. Er hätte am liebsten nach seiner Meinung darauf antworten mögen. Aber — er war Soldat. Jetzt glaubte der Hauptmann schließlich, daß er tatsächlich mit ihm über das schlechte Grüßen gesprochen hatte. Und so schlimm war's gar nicht. Das machte aber nur, weil der Herr Oberst davon geredet hatte. Hauptmann von Brausewetter war seinen Untergebenen stets zugetan, aber — er konnte keinen Tadel vertragen. Dann kam sein Inneres sofort aus dem Gleichgewicht, und er konnte in solchen Momenten sogar sehr ungerecht sein. Feldwebel Eitelkamp wußte das und ließ ihn gewähren, obwohl er sich oft sehr darüber ärgerte. Heimlich beobachtete er seinen Kompagniechef und merkte auch, daß es in dessen Gesicht immer noch wetterleuchtete wie nach einem Gewitter. Da würde sich die Luft ja bald wieder aufklären, wenn nur keiner der Leute sich jetzt zeigte. Wehe, wenn nicht alles tipp top war. Wie er den Kopf zur Seite drehte, gewahrte er zu seinem Schrecken den dummssten Menschen der Kompagnie, den Füsilier Landmann, aus der Kantine und quer über den Platz kommen. An dem hatte der Hauptmann sowieso immer etwas zu tadeln. Wenn der Mann nur die vorschrittsmäßige Ehrenbezeugung erwies. Aber nein! Er kam schon von weitem in gerader Haltung heran, hatte die Mütze auf und keine Schürze vor. Das konnte ja nett werden. Heimlich machte er dem Mann ein Zeichen. Jedoch das verstand derselbe falsch. Er reckte sich noch mehr auf und kam immer näher heran und schien auch so vorbeigehen zu wollen. Mit einem Ruck drehte er jetzt den Kopf herum und streckte die Arme noch länger nach unten aus. Der Kerl tat ihm leid. Aber er konnte es nicht verhindern. Jetzt erblickte ihn der Kompagniechef. „Sehen Sie ihn an, Feldwebel! Sehen Sie ihn an, Feldwebel!“ wiederholte er mit unheimlich klingender Stimme. „Wie heißt der Mann?“

„Füsilier Landmann,“ antwortete der Feldwebel.

„Mein Sohn, nun gehen Sie nochmal zurück!“ rief der Hauptmann grollend mit ironischer Beimischung.

Füsilier Landmann stutzte. Er hatte den Zuruf nicht recht verstanden. Sein breites Gesicht bekam einen unsicheren Ausdruck, und seine Augen wanderten ängstlich von seinem Kompagniechef zum Feldwebel, aber ebenso rasch wieder zurück.

„Sie sollen nochmal zurückgehen!“ rief jetzt der Hauptmann. Seine Stimme klang schon bedeutend drohender.

Wie der Blick machte Landmann lehrte und grübelte nach, was das eigentlich bedeuten sollte. Nengstlich alitt sein Blick an seinem Anzug hinunter, aber er konnte nichts Unvorschriftsmäßiges entdecken. Seinen rechten Zeigefinger legte er schnell auf die Nase, so daß die Spitze die Mützenkante berührte; die Mütze sah auch nicht schief. „Aha,“ sagte er sich, „du hast sicher die Knie nicht ordentlich durchgedrückt.“ Der Hauptmann rief sehr oft beim Marschieren: „Landmann, Sie marschieren wieder, wie der Krähwinkeler Landsturm.“ Ordentlich aufgerichtet, kam er jetzt heran, bei jedem Schritt das Bestreben zeigend, die Knie durchzudrücken. „Wie 'n Storch im Salat,“ dachte der Feldwebel. Er mußte sich abwenden, um nicht zu lachen. Es sah aber auch zu komisch aus. Dabei blickte der ängstlich herüberspielende Landmann so unsicher drein, daß er alle paar Schritte ins Stolpern geriet.

„Nun sehen Sie sich mal den Kerl an. Ist das nicht zum Lachen... Sehen Sie, an's Grüßen denkt er wieder nicht... Kommt wieder in gerader Haltung heran... Unglaubliche Dummheit... Nochmal zurück!“

Nun wußte Landmann nicht mehr, was er machen sollte. Nach seiner Ansicht hatte er keinen Fehler gemacht. Er grübelte und grübelte, aber er konnte nichts finden. Jetzt war's ihm doch bald zu dumm. Dann sollte ihm der Hauptmann wenigstens sagen, was er von ihm wollte. Seine Nengstlichkeit verwandelte sich in Trost und fest aufstampfend, marschierte er jetzt in strammstem Tritt heran.

„Ist der Mensch immer so schwer von Begriff, Feldwebel?“

„Zawohl, Herr Hauptmann!“

„In der Zeit kann man ja einem Rhinoceros das Seiltanz beibringen, wie dem Kerl das richtige Grüßen...“ Bei Gott, den Menichen sperre ich ein, Feldwebel.“

Landmann, kommen Sie 'mal her!“

Eiligt kam der Füsilier herangeschossen und „lanzte sich 3 Schritt vor seinem Kompagnie-Chef auf. Erwartungsvoll blickte er den drohend vor ihm stehenden Hauptmann an, dessen Augen unheilverkündend ihn anblickten.

„Warum grüßen Sie nicht vorschrittsmäßig?“

Landmann zuckte zusammen. Er hatte doch richtig gegrüßt, kam es ihm in den Sinn.

„Warum grüßen Sie nicht durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung? Antwort!“

Wie ein Erleuchten huschte es über Landmanns breites Gesicht. Er wollte etwas sagen, da war die Geduld des Hauptmanns v. Brausewetter zu Ende.

„Wollen Sie nun bald die rechte Hand an den Mützen-schirm bringen! Vielleicht, daß es dann in Ihrem dummen Kopfe anfängt, zu dämmern, und Sie bald begreifen, was ich meine!“

Bögernd kam die rechte Hand Landmanns hoch. Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt er für'n Sechser Blutwurst, auf dessen schiefer Schnittfläche sich ein großer Klatsch Mostert breit machte und der schon kleine Rinnale an der runzeligen Wurstpelle herunter, sowie über die Finger des zitternden Füsiliers gebildet hatte.

Verblüfft blickte Hauptmann v. Brausewetter danach und dann den Feldwebel an.

„Scher dich weg!“ sagte er auf einmal kurz, drehte sich herum und ging fort.

Luftschiffe und Flugapparate im Pflanzenreiche.

Von Dr. F. B.

(Nachdruck verboten.)

Bei all den Drachensfliegern und Flugapparaten, Zeppe-lins und Parabels, von denen die Zeitungen dieser Tage berichten, dürfte es nicht unangebracht sein, die Aufmerksamkeit des stets neuerungsfüchtigen Publikums auf alte, längst bekannte „Flugmaschinen“ zu lenken: wir meinen die Einrichtungen, mittels derer die Pflanzen ihre Staubkörner und Samen durch den Wind verbreiten. Motor-schrauben, Fallschirme, Gas- oder vielmehr Luftkissen wie Landvorrichtungen, alles das, was wir an Zeppe-lins und anderen Ballons als großartige Neuerungen anstaunen, hat der gütige Schöpfer bereits seit Jahrtausenden an den Samenkörnern vieler Kräuter und Bäume angebracht.

Greifen wir gleich mitten herein ins volle Pflanzenleben; es verlohnt sich wirklich der Mühe, aus der Unmenge von Beispielen einige hervorzuhoben:

Wer könnte nicht die weißen Schirme, die im Sommer und Herbst die Samenkörnern des Löwenzahns, der Distel, des Baldrians usw. durch das Luftmeer dahintragen. „Fallschirme“ ist eigentlich nicht der richtige Name. Denn so zart ist z. B. die Frucht des Baldrians nicht, daß sie den Fall von der Blüthenhöhe bis zum Boden, etwa 40 Zentimeter, nicht vertragen könnte. Man dürfte sie eher Steigschirme nennen. Sie sollen ja auch das winzige Körnchen erst hoch in die Luft tragen, um es dann an entfernter Stelle niederzulassen. Diese niedlichen Gebilde werden zur rechten Zeit durch zweckmäßig verteilten Wasserdruck, den sogenannten Turgor, von selbst „aufgespannt“. Nur wenn die Luft nicht zu stürmisch, und vor allem trocken ist, sehen wir, wie die kleinen und großen Schirmchen der Körbchenblütler sich ausbreiten, und einer nach dem andern gelockt von schmeichelnden Winden die heimatliche Erde, den Blütenboden, verläßt, um hinaus in die weite Welt zu fliegen. Bei der „Landung“ ist in vielen Fällen dafür gesorgt, daß es den Früchten nicht ergeht, wie Zeppe-lins „Beherrscher der Lüfte“ bei Echterbin-

gen, — wir müßten genauer sagen: wie der Gondel an Zep-
pelins Luftschiff; denn nur diese dürfen wir mit den Samen-
körnern vergleichen. Kein Windstoß vermag den Distelsa-
men, der einmal gelandet ist, wieder vom Boden loszureißen.
Warum nicht? Nun, weil eben kein Schirm mehr da ist,
der den Samen mit emporheben kann. Die geringste Be-
rührung mit einem Hindernis in der Luft oder dem Erd-
boden genügt, um beide von einander zu trennen. Die
Schirmchen des Distelsamens irren dann weiter in der Luft
umher; es sind die weißen Plättchen, die man vielfach an
Herbsttagen herumfliegen sieht.

Auch „Ballonhäuser“ dürfen im Pflanzenreiche nicht feh-
len, da die Schirmchen gegen Feuchtigkeit und sonstige schäd-
liche Einflüsse bis zur völligen Reife genügend geschützt wer-
den müssen. Wir meinen hiermit die Kapseln oder Hüllen,
in denen die besiederten, besüßelten oder „beschrünten“ Sa-
men sich entwickeln. Das Ballonhaus öffnet sich erst bei Ein-
tritt günstiger Witterung. So z. B. bei unserem Weiden-
röschen. Die Samenlörner des Weidenröschens können
folglich auch nicht eher ihre Luftreise antreten, bis Wind
und Wetter günstig sind. Wenn Graf Zeppelin eine solche
Einrichtung an seinem Ballonhaus auf dem Bodensee hätte
erfinden können, wer weiß, ob ihm die Katastrophe von Sch-
terdingen nicht erspart geblieben wäre!

Weniger verbreitet sind im Pflanzenreiche die eigentlichen
Gas- oder vielmehr Luftballons. Die Staublörner unse-
rer Kiefer, die im Mai in ganzen Wolken aus den Blüten
herausfallen und die Luft weit hin mit ihrem balsamischen
Duft erfüllen, sind an zwei solcher Luftjacte befestigt, welche
dem an sich schon geradezu gewichtslosen Gebilde das lange
Verweilen in der Luft noch mehr erleichtern.

Und endlich gibt's noch „Motorschrauben“ bei einzelnen
botanischen Luftschiffen. Die Flügelschrauben im Dienste
der Luftreisen zu verwenden, ist durchaus keine ausschließliche
Erfindung des 19. Jahrhunderts. Änziere Eichen und Ahorn-
arten, vor allem aber der sogenannte Götterbaum *Ailanthus*
glandulosa, haben seit uralten Zeiten bereits das Problem
gelöst, ihre Samen ohne viele Arbeit mittels kleiner Flügels-
schrauben zu verbreiten. Und wenn du wissen willst, wie
das geschieht, dann geh' auf einen öffentlichen Platz, wo ge-
rade in dieser Jahreszeit solche Früchte herumliegen, nimm
ein Paar davon mit nach Hause und laß sie aus dem ersten
oder zweiten Stockwerk herunterfallen. Dann wirst du sehen,
daß sich der geflügelte Samen gleich in eine drehende Bewe-
gung versetzt und langsam zu Boden sinkt. Denke dir, daß
während seines Herabfallens der Wind bläst, der natürlich
das Körnchen weiter weht, dann verstehst du, wie ohne Ben-
zindunst und Rädergerassel das Samenkörnlein sich mittels
seiner Flügelschraube fortbewegen kann. Der Wind allein
weht es eigentlich weiter. Die Schraube sorgt nur dafür,
daß der Wind seinen Einfluß auch geltend machen kann, in-
dem sie ein allzuplößliches Zu-Bodensinken verhindert.

Nur einige Beispiele unter Tausenden haben wir hier an-
geführt, die uns das Walten der Vorsehung in so einfachen
und doch so zweckmäßigen Einrichtungen beweisen. Wenn die
Errungenschaften auf dem Gebiete der Aeronautik für die
Größe des menschlichen Geistes zeugen, dann loben Millionen
und Abermillionen von Naturwundern den Schöpfer, der
seine Weisheit und Allmacht in der Sorge für das kleinste
Samenkorn so herrlich offenbart hat.



Nützliches fürs Haus.



— **Apfelgenuß** vor dem Schlafengehen ist ein bewährtes
Mittel zur Förderung der Gesundheit. Der Apfel liefert eine
vorzügliche Nahrung und ist zugleich eines der hervorragend-
sten Mittel zur Diät. Er enthält mehr Phosphorsäure in
leicht verdaulicher Verbindung, als irgend ein anderes pflanz-
liches Erzeugnis der Erde. Sein Genuß, besonders unmit-
telbar vor dem Schlafengehen, bewirkt einen ruhigen Schlaf,
desinfiziert die Gerüche der Mundhöhle, bindet die über-
schüssigen Säuren des Magens, paralytisiert hämorrhoidale
Störungen, befördert die sekretierende Tätigkeit der Nieren,
hindert somit die Steinbildung und schützt vor Verdauungs-
beschwerden und Halskrankheiten.

— **Aufbewahrung der Äpfel.** Winteräpfel monatelang
frisch und wohlschmeckend aufzubehalten, ist nicht ganz leicht.
Wo es angeht, wähle man hierzu einen guten, trockenen
Keller und in diesem ein Gestell mit Brettern, vielleicht

einen aus der Wohnung verbannten älteren Schrank oder
auch nur einige gut schließende Kisten von beliebiger Größe.
Im Schranke lasse man sich rechts oder links an den
beiden inneren Seitenwänden fingerbreite Leisten an-
schlagen, über welche leichte Bretter gelegt werden. Nun suche
man die Apfelsorten zusammen passend, scheidet die beschä-
digten oder angestoßenen Früchte zum ersten Gebrauch gleich
aus und lege sie nicht zu dicht auf Stroh oder auch nur auf
Zeitungsblätter lagenweise hinein. Sollten die Bretter oder
Gejache zu weit voneinander entfernt sein, so stelle man mit
Sand gefüllte Wein- oder Bierflaschen in die Ecken und hier-
über dicke, zurechtgeschnittene Kartonbedeckel. Auf diese Weise
läßt sich ganz erstaunlich viel Obst in einem solchen Behälter
unterbringen. Wo es aber an einem verschließbaren Schranke
gebricht, da lege man die auch hier recht sorgfältig verlesenen
Früchte, jedes Stück in dünnes Papier gewickelt, in Kisten.
Zu unterst eine Schicht Stroh, dann Äpfel, darüber wieder
Stroh und so fort, bis die Kiste voll ist. Nun wird der
Deckel fest daraufgeschlagen. Da keine Luft hinzutreten
kann, können die Äpfel monatelang stehen bleiben, ohne zu
verderben. Lassen sich solche Kisten wegen Feuchtigkeit des
Kellers dort nicht aufstellen, so mögen sie auf dem Boden,
mit einer Decke gegen den Frost geschützt oder in der Speise-
kammer ein Plätzchen finden.

— **Obstflecke** entfernt man aus zartfarbigen Wäschstoffen
leicht und schnell vor der Wäsche, indem man den Stoff über
einen Milchtopf legt, so daß der Fleck in der Mitte ist, letz-
teren mit dem Finger etwas tiefer hineindrückt und dann
einen Strahl kochendes Wasser darauf gießt, bis der Fleck
verschwunden ist.

— **Verwertung der Fliederbeeren.** Den Vögeln sind sie
bekanntlich ein beliebter Vederbissen, doch auch in der Küche
werden diese schwarzen, wohlschmeckenden Früchte sehr ge-
schätzt. Der Saft, roh ausgepreßt oder mit Zucker und Essig
zum Winterbedarf eingekocht, gibt vortreffliche Suppen oder,
mit anderem Saft vermischt, schmackhafte Saucen für Flam-
meris und andere süße Speisen. Ein Rezept zum Ein-
kochen dieses billigen Saftes ist folgendes: zehn Liter Flied-
erbeeren werden mit zwei Liter Wasser und einhalb Liter
Essig gekocht, bis die Beeren zergangen sind, und dann aus-
gepreßt. Der Saft bleibt eine Nacht stehen, um sich zu setzen,
und wird den andern Tag mit Zucker dicklich eingekocht. Auf
fünf Liter Saft rechnet man einhalb Kilo Zucker. Langes
Kochen macht den Saft bitter. Zur Suppe wird der Saft
mit Wasser vermischt, mit Zimmt und Zitronenschale und
dem nötigen Zucker aufgekocht und mit Kartoffelmehl, wel-
ches in etwas Wein gequirlt wird, sämig gemacht. Man gibt
zu dieser würzigen, wohlschmeckenden Suppe geröstete Sem-
melwürfel dazu. Bei Erkältungen bereitet man von dem
Saft eine Art Blühwein; dabei bewährt sich seine Verwandt-
schaft mit dem schweiß-treibenden Fliedertee.

— **Hasen-Magout auf italienische Art:** Man fange beim
Ausweiden das Blut auf, stelle es bei Seite und zerlege den
Hasen in passende kleine Stücke, lasse dann eine Hand voll
Zwiebeln und fein gehackte Sellerie in Butter gelbbraun
braten, tue die Hasenstücke mit Ausnahme der Leber hinein
und wenn sie eine Zeit lang gedämpft haben, so gebe man
eine halbe Flasche Rotwein, Pfeffer und Nelkenpfeffer (ge-
stoßen) dazu und lasse es, gut gedeckt, fortwährend gut kochen.
Hat es nun eine Stunde lang gekocht, so füge man die mit
einem gleich großen Stück frischen Speck recht feingehackte
Leber hinzu und zuletzt das Blut und ein Glas Rum. Sollte
die Brühe zu sehr einkochen, so gieße man dann und wann
etwas Fleischbrühe oder Wasser darin und lasse im ganzen
zwei Stunden kochen.

Kreuzstern

MAGGI'S Würze
ist und bleibt
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen
ausdrücklich **MAGGI'S Würze.**



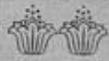
Unsere Bilder.



— Osman Nizami-Pascha (Vgl. das Bild Seite 331), der Nachfolger Tewfik-Paschas auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin, ist aus der Militärkarriere hervorgegangen. Im Jahre 1889 trat er zur diplomatischen Laufbahn über. Er gilt als ein guter Kenner der deutschen Verhältnisse. Vor seiner Berufung auf den Posten in Berlin bekleidete Osman Nizami-Pascha kurze Zeit vertretungsweise das Amt des Kriegsministers.

— Der Unfall des Parjeval-Ballons. (Vgl. das Bild Seite 332.) Es waltet ein Unstern über den entscheidenden Probefahrten unserer großen deutschen Luftschiffe. Kaum ist der Schmerz über die Vernichtung des Zeppelin'schen Luftschiffes etwas verwunden, so bedrückt die Kunde von der Katastrophe des Parjeval-Ballons von neuem die Gemüter. Und sie waren so voll berechtigter Hoffnung gewesen nach der glänzend verlaufenen Dauerfahrt vom 15. September. Nach einem Fluge von 11½ Stunden Dauer, die ihn — in einer Durchschnittshöhenlage von 200–300 Metern — vom Tegeler Schießplatz aus über Spandau, Potsdam, Brandenburg wieder zum Ausgangspunkte zurückgeführt hatte, war er auf rein dynamischem Wege glatt gelandet und hatte die in seine Steuerfähigkeit, Kraft und Geschwindigkeit gesetzten Erwartungen bei weitem übertroffen. Mit ruhiger Zuversicht begleitete man deshalb am 16. morgens seinen Aufstieg, der ihn hinüber zum Bornstedter Felde führen sollte. Dort war ein Manöver des Ballons vor dem Kaiser beabsichtigt. Er erreichte sein Ziel nicht. Ein außerordentlich böiger Wind von zehn Metern in der Sekunde brach schon nach 20 Minuten langer Fahrt die linke Stabilisierungsfäche, deren Holzrahmen dann in die Ballonhülle fuhr. Mit einer kanonenschußähnlichen Detonation entwich das Gas, und der Ballon sank rapid in einen Privatgarten der Trabener Straße, wo er zwischen den Bäumen niederbrach. Wenn nun auch die Beschädigungen nicht so schwer sind, wie es auf den ersten Blick den Anschein hatte, so wird es doch geraumer Zeit bedürfen, ehe alle Schäden repariert sind und Major v. Parjeval mit seinen kühnen Mitarbeiteren von neuem den Flug in die Lüfte wird wagen können. Jede große neue Erfindung erfordert auch große Opfer — das ist die Lehre, die diese neue Katastrophe uns gibt, aber entmutigen können diese Opfer nicht mehr, das schöne Ziel ist schon zu nah.

— Das neue Kaltboot. Die neuen Boote zum Uebersetzen der Kavallerie über Wasserläufe bedeuten eine große Ertragsfähigkeit für das moderne Kriegswesen, da ihre leichte Transportierbarkeit und das schnelle Zusammenlegen die Kavallerie von den Pionierabteilungen unabhängig macht. Das Gerippe der neuen Kaltboote wird aus 12 bis 16 Kavallerielanzen mit den nötigen Querstücken und Verbindungen hergestellt. Ein wasserdichtes Segeltuch, das darüber gespannt wird, macht das Boot gebrauchsfertig. Die Ruder sind gleichfalls Lanzen mit darauf geschnallten Brettchen. Das Zusammenlegen besorgen sechs Mann in nur etwa vier Minuten, das Zerlegen geschieht in noch kürzerer Zeit. Ein solches Boot trägt etwa 16 Mann mit Waffen und dem Lederzeug der Pferde. Nach dem Gebrauch wird das Segeltuch zusammengerollt und auf den Rücken eines Pferdes geschnallt. Unser Bild Seite 332 zeigt das Gerippe des neuen Kaltbootes.



Zur Unterhaltung.



— Starke Leistung. Auf einem Ferienbummel gelangen einige bierselige Studenten gegen Mitternacht in einem kleinen Marktflecken. Sie halten alsbald den Nachwächter an, und Studiosus Schludpecht fragt, was die Glocke geschlagen habe. — Zwölf! — Donnerwetter, das ist aber furchtbar viel für einen so kleinen Ort.

— Gute Absicht. Richter: Wie konnten Sie nur mit einem so dicken Knüttel auf den schwächlichen Mann loshauen? — Angeklagter: Ich sehe es schon ein, Herr Richter, das nächste Mal werde ich einen dünneren nehmen.

— Das Nötige. Redner (auf der Tribüne): Meine Herren, zunächst möchte ich die Frage ventilieren — Stimme aus den Zuhörern: Erst mal die Fenster!



Rätselzettel.



Bezierbild.



Den Besen fühl' ich wohl, allein wo ist die Frau?

Umstell-Rätsel.

Mein Ansehn steht in höchster Blüte
Im eignen großen Heimatland,
Wo über riesige Gebiete
Der Doppelaar die Schwingen spannt;
Doch ward ich zum Kosmopoliten
Als Fördrer der Gemütlichkeit,
Und hab' die Grenzen überschritten
Nach jeder Richtung weit und breit.

Will man die Zeichen anders stellen,
Formt sich ein Name allbekannt,
Denn schöpft aus den besten Quellen
In einer Zeit hochinteressant,
Verstand sein Träger zu vermählen
Der Wahrheit rege Phantasie
Und doppelt fesselnd zu erzählen,
Weil Gegenwart den Rahmen lieh.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreißilbige Charade: Germanen.

Rätsel: Laub — Blau.

Rebus: Balletteinlage.



In treuer Hut.

Novelle von C. Borges.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Das Kind stand zum Spaziergang gerüstet im Portal und sagte schmolend: „Wir fürchteten, ganz vergessen zu sein, Herr von Warned, Fräulein Barnelli will gar nicht mehr mit uns gehen, sie wurde ganz böse und ungehalten. Warum sollte sie uns auch begleiten? ich hatte gehofft, Sie wollten mir eine ganz besondere Freude machen und allein mit mir spazieren gehen.“

„Es tut mir leid, daß du so lange warten mußt, Kleine,“ tröstete Thilo freundlich; zuerst mußte ich Geschäftssachen erledigen, ja, und dann speiste ich im Hotel.“

Die Kleine nickte verständnisvoll. „Das war gut, unsere Mahlzeiten würden Ihnen nicht gefallen.“ Dann stellte sie sich auf die Fußspitzen und fuhr im gedämpften Flüsterton fort: „Jeder will hier im Hause herrschen; der Koch will das Mittagessen erst zur Abendzeit bereiten, der Portier und die anderen Diener wollen die gewohnte Stunde festhalten, Fräulein Barnelli will nur Drangen und andere Früchte zubereitet haben, und die Folge ist, daß wir oft gar nichts zu essen bekommen. Heute mittag hatten wir nur süßen Reis, das würde Ihnen ja doch nicht gepaßt haben, sagte das Fräulein Barnelli.“

„Vielleicht irrt sich das Fräulein, ich esse gern süßen Reis“, so scherzte er, um das Kind bei guter Laune zu erhalten, „aber jetzt frage sie, ob sie mit uns gehen will?“

„Sie wollte es aber nicht; sie ist oft so sonderbar, ich mag sie gar nicht leiden,“ dann flüsterte Asta ganz leise: „Fräulein Barnelli ist sogar eine wirkliche Seuchlerin.“

Herr von Warned lachte, der Ernst des Kindes belustigte ihn. „Du kleine Weisheit, das darfst du gar nicht sagen. Jetzt geh' und rufe das Fräulein und sage, ich sei zurückgekommen. Wir wollen die Bildergalerie besuchen.“

„O, das ist herrlich,“ die dunkelen Augen des Kindes glänzten vor Freude. „Ich kenne die Gemälde alle und sehe sie so gerne an. Welches Bild gefällt Ihnen am besten?“

„Ich war ja noch nicht dort und kenne die Gemälde noch nicht. So, jetzt rufe aber dein Fräulein, morgen verlassen wir Florenz.“

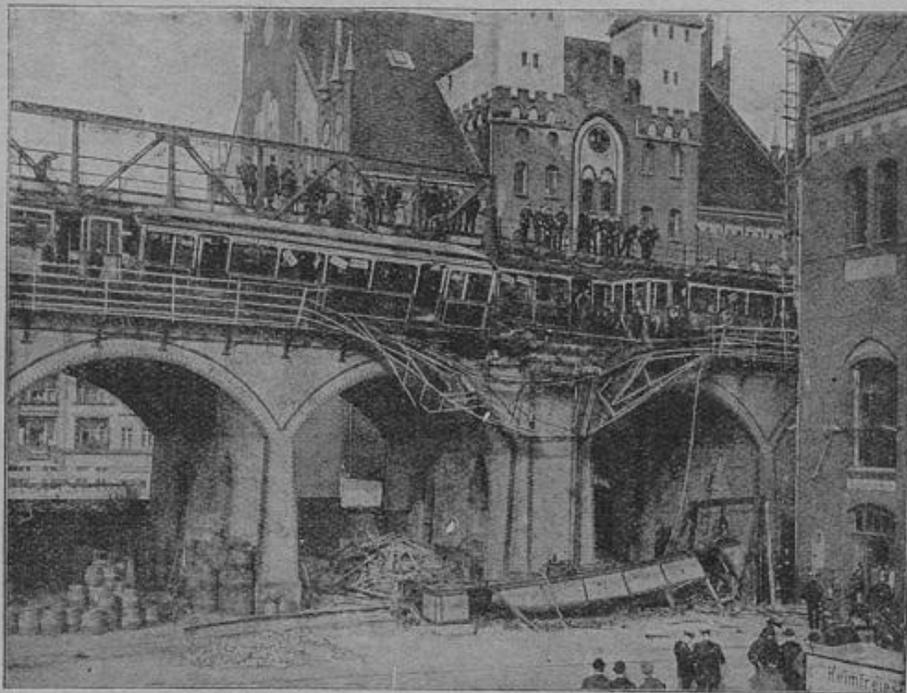
Der geplante Spaziergang hatte für ihn nicht den geringsten Reiz, wenn Carola Barnelli nicht an seiner Seite war; er sehnte sich nach der jugendlichen Erscheinung, die im Sturm sein junges Herz gefesselt hatte.

Asta's Augen schienen sich zu erweitern, in banger Furcht schaute sie zu ihrem Beschützer empor. „Morgen sollen wir schon Florenz verlassen?“ wiederholte sie dann tonlos. „O, es kann Ihr Ernst nicht sein, Sie dürfen mich nicht so bald vom Grabe meines Vaters fortnehmen,“ dann ersaßte sie flehentlich seine Hände und brach wieder in lautes Schluchzen aus.

„Weinst du schon wieder, Asta?“ ertönte jetzt Fräulein

Barnelli's einschmeichelnde Stimme, die unbemerkt näher getreten war und sich jetzt mit größerer Bewegung die feinen Handschuhe über die Finger streifte. „Hast du denn jetzt neuen Kummer? Ich glaube, du hättest bereits alle deine Tränen ausgeweint oder willst du eine moderne Niobe werden? Du kannst aber wirklich mit deinem rot verweinten Gesicht gar nicht mit uns ausgehen.“

Das arme Kind ließ im Nu die Hände ihres jetzigen Vormundes fahren und wandte sich der Gouvernante zu. „Ich will gar nicht mitgehen,“ sagte sie, „wenn wir schon so



Die Unglücksstätte des folgenschweren Eisenbahnunglückes auf der elektrischen Hochbahn in Berlin.

bald abreisen, so bleibe ich die letzten Stunden am Grabe meines Vaters. Sie können mit Herrn von Warned allein gehen."

"Aber, Asta ——" wollte das Fräulein einlenken, doch das Kind eilte bereits davon, die Richtung nach dem Friedhofe einschlagend.

Es folgten jetzt für Herrn von Warned herrliche Stunden. Seine anmutige Begleiterin machte ihn auf alle Sehenswürdigkeiten der Stadt aufmerksam, führte ihn in die Bildergalerie und zeigte ihm zuletzt die prachtvollen Kirchen. Doch der feurige junge Deutsche hatte nur Auge und Ohr für die schöne Dame an seiner Seite, in deren Gegenwart er die ganze Umgebung zu vergessen schien.

Jetzt betrat man gerade die herrliche Kirche Santa Croce. Carola Barnelli erklärte die kunstvollen Wandgemälde, doch plötzlich hielt sie inne, erschrak sichtlich und erblickte. "Entsetzlichen Sie mich einen Augenblick," bat sie mit vor Erregung bebender Stimme, dann huschte sie von seiner Seite und entschwand bald in einem von hohen Strebepfeilern halb verdeckten kleinen Seitengang.

Herr von Warned war so sehr überrascht, daß er das Verschwinden seiner Begleiterin erst bemerkte, als diese sich schon entfernt und seinen Augen entschwandnen war. Er setzte sich daher in einen der Kirchenstühle, um ihre Rückkehr zu erwarten, und versank bald in Träumereien.

Wie lachend und golden lag die Zukunft vor ihm. Asta und alle Last und Sorge, die sie mit sich bringen würde, war vergessen, aber ein liebliches Bild schwebte vor seiner Seele. Er sah den Erlenhof verherrlicht durch eine hohe Engelsgestalt, mit hellblondem Haar und tiefblauen Augen, und dieses liebliche Wesen war Carola Barnelli — seine Carola.

Gorch! Aus diesen glücklichen Träumen weckten ihn menschliche Stimmen ganz in seiner Nähe. Der Ton war laut, deutlich und erregt. "Ich wiederhole," hörte Thilo, obgleich er nicht lauschte, "ich lasse mir keine Vorschriften machen und handle, wie ich will. Du bist ein Tor — die Leute sind reich vielleicht." —

"Aber dieser junge Deutsche —" unterbrach eine andere Stimme, die Stimme eines erzürnten Mannes, "er wird dich mit seiner Liebe verfolgen, dir sein Herz und seinen Reichtum zu Füßen legen und schließlich dich heiraten. Ich kenne die Deutschen, ich lebte 10 Jahre unter ihnen, sie sind frech und hinterlistig."

"Na, rege dich nicht auf, Titus," beruhigte Carola Barnelli, "du weißt doch, daß ich nur dich liebe und nur deine Gattin werde. Warte nur, bis wir Geld haben, dann —" sie vollendete den Satz nicht, denn ihr Auge fiel auf Herrn von Warned, der entsetzt, verwirrt bald sein Ideal, bald den schönen, dunklen Italiener an ihrer Seite anstarrte. In diesem Augenblick führte der Italiener die Hand Carolas an seine Lippen und flüsterte leise: "Hüte dich, wage nicht, dich meinem Willen zu widersetzen," dann verschwand er durch eine kleine Seitenspforte.

Carola ging zu Herrn von Warned zurück. Schweigend schritt er an der Seite des schönen Mädchens, bis beide die Kirche verlassen hatten; dann sagte die junge Dame bittend: "Verzeihen Sie mein Benehmen, das Ihnen auffallend und sonderbar erscheinen mußte, Herr von Warned. Dieser Herr, den ich hier unerwartet traf, war ein treuer Freund meines Vaters, und daher bildet er sich ein, ein Recht über mich ausüben zu können. Er widersezt sich meiner Reise mit Ihnen nach Deutschland, denn — offen gestanden — in einem schwachen Augenblick hörte ich seinen Liebesworten zu. Jetzt ist er entsetzlich eifersüchtig, sobald er bemerkt, daß ein Herr mit mir spricht, und ich fürchte sein heißes Temperament, daher gebe ich vor, ihn zu lieben — das ist alles."

Ihr lieblich gerötetes Antlitz und die unschuldigen blauen Augen blickten voller Vertrauen zu ihm empor, daß sein Aro- wohn schwand, und er nur Mitleid für das schöne Mädchen fühlte.

Seit dem Tode meines Vaters hatte ich außer Herrn Burchardt gar keinen Freund," fuhr Carola traurig fort, "und nun ist auch dieser mir entriszen."

"Lassen Sie mich seine Stelle ausfüllen," rief der Begleiter bewegt. "Vertrauen Sie mir, ich meine es gut mit Ihnen."

"Ja, das fühle ich," gab Carola leise und schüchtern zurück, dann legte sie sanft ihre Fingerspitzen auf seinen Arm

und schweigend schritten beide der Villa Rienzi zu, die von der Abendsonne goldig beleuchtet in geringer Entfernung vor ihnen lag.

Aber wenn Herr von Warned auf nähere Erklärungen über den Freund des Vaters gehofft hatte, so sah er sich getäuscht, denn Carola berührte das Thema nicht wieder, die Begegnung mußte ihr augenscheinlich peinlich gewesen sein. Sie gab vor, noch viele Vorbereitungen für die bevorstehende Reise machen zu müssen, und ging allein in das Haus zurück. Thilo von Warned suchte sein Hotel auf, um seiner Mutter einen langen Brief über die Ereignisse des Tages zu schreiben.

3. Kapitel.

"Das ist unerhört, das dulde ich nicht! Ist es nicht genug, daß uns ganz unerwartet das Kind aufgeladen wird, aber nun noch eine Gouvernante — das geht doch über den Spaß! Was sollten wir wohl machen, wenn wir für diese unvermeidliche Zugabe keinen Platz hätten. Zweifellos ist sie herrschsüchtig und unausstehlich, denn bei dem guten Herrn Burchardt führte sie gewiß das Regiment und glaubt nun, auch hier die Zügel in ihre eigene Hand nehmen zu können. Wie unglücklich, daß Herr Burchardt so bald sterben mußte. Die Leute sterben am liebsten, wenn es am wenigsten paßt, und mit dem Frieden auf dem Erlenhofe ist es für immer vorbei. Aber eins weiß ich sicher; wenn die kleine Asta mir irgend welche Mühe macht, so schiebe ich sie sofort in ein Pensionat. Ich kann verzogene Kinder nun einmal nicht leiden und werde bei dem Gedanken schon ganz nervös, die Kleine bald sehen zu müssen; ich will lieber ein wildes Tier händigen, als ein unartiges Kind erziehen."

Mit solchen und ähnlichen Gedanken schritt Frau von Warned unruhigen Schrittes den langen Bahnsteig auf und nieder, ungeduldig, den Schnellzug erwartend, der ihren Sohn mit seiner Begleitung in die Heimat zurückführen sollte.

Es war ein schwuler Tag. Zahllose Reisende liefen im bunten Durcheinander hin und her Damen in eleganter Reisetoulette, Kinder mit kleinen Handtaschen und Bäckchen im Arm, Herren, die noch in den letzten Augenblicken das Kursbuch oder den Wädeler studierten, dazwischen eilten die Gepäckträger mit großen Reisetoffern, es war ein Rufen und Lärmen, daß man kaum auf den ächzend und stöhnend in den Bahnhof einlaufenden Schnellzug acht haben konnte.

Frau von Warned's Gedanken erheiterten sich, als endlich der Schnellzug einlief. Sie hatte für Asta und deren Erzieherin den linken Seitensügel des großen schloßähnlichen Herrenhauses einräumen lassen, dort wurde sie von den ungern gesehenen Gästen nicht viel belästigt, wenn sie die Gesellschaft der Fremden nicht wünschte. Vielleicht war auch Fräulein Barnelli lebenswürdig und unterhaltend, und konnte in den kommenden langen Winterabenden die Zeit vertreiben helfen.

Vergeblich strengte sich das Auge der Mutter an, unter den vielen Reisenden ihren Sohn herauszufinden, schon wollte sie umkehren, da sie fürchtete, Thilo sei gar nicht mitgekommen, als sie plötzlich ihre Schulter leise berührt fühlte.

"So, Mutter, da sind wir endlich! Wie gut, daß du selbst gekommen bist, um uns abzuholen!"

Frau von Warned wandte sich hastig um, und ihr Auge fiel sofort auf Fräulein Barnelli, die ein kleines Mädchen fest an der Hand hielt. Beide standen an der Seite ihres Sohnes. Das feine Antlitz der jugendlichen Erzieherin war von der Reise lieblich gerötet, die tief blauen Augen glänzten in begreiflicher nervöser Erregung. Sie glich in diesem Augenblicke einer schönen, jungen Prinzessin, wie sie in einem Märchen nicht lieblicher gedacht werden kann, und bildete einen grellen Kontrast zu dem armen, mischeinbaren kleinen Mädchen mit dem schmalen, krankhaft bleichen Gesichtchen und den tiellieaenden rotumranderten Augen.

Die ältere Dame blickte von der schönen, stolzen Erscheinung auf das kleine Mädchen herab, dann wandte sie sich an ihren Sohn. "Ich freue mich, daß du wieder hier bist," begann sie, ihn zärtlich küssend, "welches ist denn dein Schützling?" Gegen ihre eigene Ueberzeugung hoffte sie doch, daß die stolze Schönheit das verwöhnte Kind des Glückes sei, die Waise, die jetzt unter ihrem Schutze stehen solle. Aber nein, Thilo erfaßte die Hand des Kindes und führte es seiner Mutter zu.

"Dies ist unsere Asta," sagte er freundlich, das kleine Händchen in die Rechte seiner Mutter legend, "sie hat mir

versprochen, ein gutes, braves Mädchen zu sein, und sich nicht nach Italien zurückzusehen; dann wollen wir auch versuchen, sie sehr glücklich zu machen, nicht wahr, Asta?"

Die Mutter sah den langen, fast verzweifelungsvollen Ausdruck in den dunklen Augen, die zuckenden Lippen und wußte, daß die Kleine nur mit Mühe die hervorbrechenden Tränen unterdrücken konnte. Ihr Herz fühlte nur Mitleid und mütterliche Liebe für das arme Kind, daher beugte sie sich hernieder und küßte sie zärtlich.

"Armes, kleines Ding! Natürlich wollen wir dich sehr glücklich machen, ein jeder ist froh und zufrieden auf dem Erlenhofe und es soll dir nicht an Liebe fehlen."

Asta blickte prüfend in das freundliche Antlitz, das sich so liebevoll über sie beugte, dann flüsterte sie kaum hörbar: "Mein Vater hat mir schon oft von Ihnen erzählt und Sie sind gerade so schön wie er es sagte. Ich will alles tun, wie Sie sagen, und immer artig und folgsam sein."

Mit einem Lächeln auf dem edlen Antlitz, welches die unbewußte Schmeichelei des Kindes hervorgezaubert hatte, wandte sich die Mutter wieder ihrem Sohne zu.

"Dies ist wohl die Gouvernante?" fragte sie.

"Ja, dies ist Fräulein Barnelli," stellte er vor, als die "schöne Prinzessin" näher trat. Dann fügte er hinzu: "Der Diener sorgt für das Gepäck, wir brauchen uns also nicht damit anzuhalten."

"Wohlan, der Landauer wartet auf uns, die Pferde sind das lange Warten nicht gewohnt; für das Gepäck steht ein anderer Wagen bereit". Dann wandte sie sich der Gouvernante zu. "Sie hatten eine lange Reise," sagte sie freundlich, "Sie werden müde sein und sich nach Ruhe sehnen, und doch müssen wir fast noch zwei Stunden fahren, ehe wir den Erlenhof erreichen. Hoffentlich wird es für Asta nicht zu viel werden, sie sieht ja so elend aus, fast wie ein Geist."

"Ich glaube nicht, daß Asta angegriffen ist," erwiderte das Fräulein lächelnd, "sie kennt gar keine Müdigkeit. Sie ist sehr kräftig und gesund, obgleich sie schwach aussieht. Ich fahre sehr gern in einem offenen Wagen, und die erfrischende Landluft wird gut tun. Früher hielten wir auch Wagen und Pferde, das war, als mein Vater noch lebte, aber das ist jetzt alles vorbei."

"Ja, ja, ich entsinne mich, Ihr Vater ist tot, mein Sohn schrieb es mir," bemerkte Frau von Warned, als sie ihrem Wagen zuschritt. "Sind Sie gern mit nach Deutschland gekommen?"

"Ja, Herr Burdhardt wünschte es. Aber wie ich schon oft sagte, ich werde nicht hier bleiben, wenn Sie es nicht gerne sehen. Es wird sich ja wohl eine andere Stellung für mich finden."

"Nun, die Pläne für die Zukunft lassen sich später besprechen, vorläufig will ich die Fortschritte des Kindes selbst überwachen. Bitte, nehmen Sie den Rücksitz ein," fuhr die Gutsherrin dann fort, im Wagen auf dem Vorderplatz Platz nehmend. "Sie können doch wohl vertragen, rückwärts zu fahren?" Ohne eine Antwort abzuwarten, half sie selbst Asta in den Wagen und setzte sich an ihre Seite auf den Ehrenplatz. "Ach, hier kommt auch mein Sohn, ich freue mich, daß wir endlich heimfahren können."

"Es war keine Kleinigkeit, die vielen Koffer und Kasten herauszufinden, scherzte der junge Mann, aber jetzt ist alles beforat. Ach, wäre es nicht besser, wir ließen Asta gegenüber sitzen?" fügte er dann unwillig hinzu, als er die Kleine auf dem Ehrenplatz bemerkte.

"Das Fräulein sitzt ebenso gern auf dem Rücksitz und ich wünsche das Kind an meiner Seite zu haben," entgegnete die Mutter mit eifriger Schärfe.

"Lassen Sie mich hier ruhig sitzen," nahm Carola schnell das Wort und warf dabei dem jungen Herrn einen so zärtlichen Blick zu, daß es ein Glück war, daß Frau von Warned sich mit der Kleinen beschäftigte und ihn nicht bemerkte. "Asta nimmt den Platz ein, der ihr zukommt, sie ist ja jetzt noch Ihr Gast."

"Um," machte Thilo stinrunzelnd, aber er sagte kein Wort und nahm schweigend seinen Platz neben der schönen Gouvernante ein. Zuerst fuhr der Wagen durch die belebten Straßen der Stadt, und Asta wurde nicht müde, die herrlich ausgestatteten Schaufenster der großen Geschäfte zu bewundern, so daß der Vormund ihr versprach, sehr bald mit ihr hierher zu fahren, damit sie für ihre Freunde in Florenz die schönsten Sachen kaufen könne.

Weiter und immer weiter jagten die feurigen Rosse und das leichte Gefährt flog fast wie vom Winde getrieben der Heimat zu. Ueber staubige Landstrassen, durch schattige Wälder, vorüber an grünen Hügeln und lieblichen Dörfern, bot die herrliche Szenerie soviel Abwechslung, daß Asta oft vor Freude in die Hände klatschte.

"Oh, dort ist eine Windmühle!" rief sie entzückt, denn sie kannte dieselben bisher nur aus den Bilderbüchern, "und hier kann man sogar eine Kirche sehen."

"Ja, dies ist nur eine kleine Kapelle, erklärte Herr von Warned. "Es wohnen hier verstreut so viele Landleute, denen der Weg bis zum nächsten Dorfe zu weit ist; daher wurde hier dieses kleine Kirchlein erbaut, in dem jeden Sonntag Gottesdienst gehalten wird."

"Ich möchte gern des Sonntags hierher kommen. Ist es weit vom Erlenhofe?" fragte Asta begierig.

"Ja, viel zu weit; aber du sollst später die Kirche doch noch einmal sehen."

Immer weiter flog der Wagen durch die lachende Landschaft dahin, die jetzt von den letzten Strahlen der Abendsonne beleuchtet wurde, bis man endlich in eine breite Erlenallee einbog.

"Dort drüben liegt das Herrenhaus," rief jetzt Herr von Warned erleichtert und zeigte auf ein stattliches großes Gebäude, dessen Fenster von der Abendsonne beleuchtet, wie im Feuer funkelten. Es lag inmitten herrlicher Anlagen und Park und Wald erstreckte sich weit im Hintergrund.

"Welch' eine herrliche Besizung," kam es bewundernd von den Lippen der schönen Gouvernante, und ihre tiefen, seelenvollen Augen streiften dabei das Antlitz des jungen Mannes. "Sie können stolz auf Ihre Heimat sein, Herr von Warned."

Der Angeredete lächelte zufrieden. "Ja", gestand er, "es ist hier herrlich. Diese Besizung ist schon seit dreihundert Jahren Eigentum unserer Familie und hat sich stets von Vater auf Sohn vererbt. Sehen Sie die vier großen Fenster dort in der Front. Das ist der Königsaal, denn oft waren früher preussische Könige unsere Gäste, und jener Saal wurde ihnen angewiesen."

"Wie interessant," flüsterte Fräulein Barnelli, "das ist ja ganz historisch."

"Ich hoffe, Sie werden hier glücklich sein," gab er leise zurück, denn die Worte waren nur für ihr Ohr allein bestimmt, "es soll fortan mein höchstes Ziel sein, Sie die verlassene Heimat vergessen zu machen."

Ein dankbarer Blick der blauen Augen lohnte ihn reichlich, dann folgte Carola Barnelli der voranschreitenden Herrin durch die prunkvolle Halle, schritt mit ihr die breite Treppe des linken Seitenflügels hinauf, bis Frau von Warned ein großes, luftiges Zimmer betrat, in welchem das Abendbrot für zwei Personen serviert war.

"Dies hier ist Asta's und Ihr Wohnzimmer," erklärte die Frau des Hauses freundlich zu der Gouvernante gewendet, "daneben finden Sie ein ebenso geräumiges Schulzimmer. An der anderen Seite habe ich zwei Schlafzimmer herrichten lassen, das erstere, in hell blau gehalten, bestimmte ich für Ihre Schülerin, von dem anderen nehmen Sie Besiz. Sie sehen also, dieser Teil des Hauses gehört vorläufig Ihnen. Sie nehmen Ihre Mahlzeiten hier ein, nur wenn ich es ausdrücklich wünsche, werde ich Sie zum Diner rufen lassen. Ein Dienstmädchen hat die Aufsicht über die Zimmer, für Asta habe ich eine Kammerjungfer engagiert, die morgen eintreffen wird, bis dahin sorgen Sie wohl für die Beaquemlichkeit des Kindes. Asta," wandte sie sich dann an die Kleine, die an das offene Fenster getreten war, und mit Entzücken die von den letzten Strahlen der Abendsonne beleuchteten Hügel anschaute, "ehe du zu Bett gehst, möchte ich dich noch gern sehen. Ich werde im Salon sein, ein Diener wird dich in einer Stunde zu mir führen, wenn Sie auch kommen wollen, Fräulein Barnelli, so ist es mir sehr lieb." mit diesen Worten wandte sich Frau von Warned dem Ausgange zu.

Die stolze Gouvernante stand angewurzelt wie eine Bildsäule. Ihr Antlitz war aschfahl geworden, ihre Augen glühten zornig und unmutig blickte sie die feste Hand. "Haha," höhnte sie dann, "Madame will mir gleich anfangs die Stellung einer Gouvernante zeigen, und mich in respektvoller Entfernung halten — aber das soll sie bitter bereuen. Wenn Herr Burdhardt nicht einige Wochen krank gewesen wäre, so wäre ich jetzt eine reiche Witwe, und da diese Aussicht für mich gänzlich verschwunden ist, so muß ich Entschädigung su-

chen, denn ich muß und will reich werden. Asta," wandte sie sich dann im klagenden Ton dem Kinde zu, "wünschst du nicht auch, daß wir nie hierher gekommen wären. Es wird hier trostlos, ganz entsetzlich sein. Dieses Haus ist so unheimlich und dunkel — gewiß gibt's auch Geister hier — oh Asta, es ist unerträglich" — dann warf sie sich in einen Sessel und schluchzte bitterlich.

Solange Frau von Warneck an der Seite des Kindes gewesen war und so liebevoll gesprochen, hatte es standhaft die Tränen zurückgedrängt, aber jetzt flossen sie wieder reichlich. Die Kleine fühlte recht gut, daß sie jetzt ihren eigenen Willen aufgeben und sich unter eine stärkere Hand beugen und gehorchen mußte. Es ist wohl selten, daß ein gemeinschaftlicher Kummer eine Erzieherin und den Zögling drückt, aber hier mischten sich ihre Tränen und beide klagten über das verlorene Glück im sonnigen Italien.

Das war gewiß ein trauriger Anfang im neuen Leben der verwöhnten Kleinen.

(Fortsetzung folgt.)

Hegendal hatte vier Kinder. Die sollten es einmal besser haben als er, da hieß es jeden Groschen zusammenhalten. Und er ging zu dem Herrn Staatsanwalts-Substitut zuerst.

Kürrrr. Die Glocke tönte.

"Ah, guten Morgen, Herr Postrat. Schon ausgeschlafen?"

"D, schon lange."

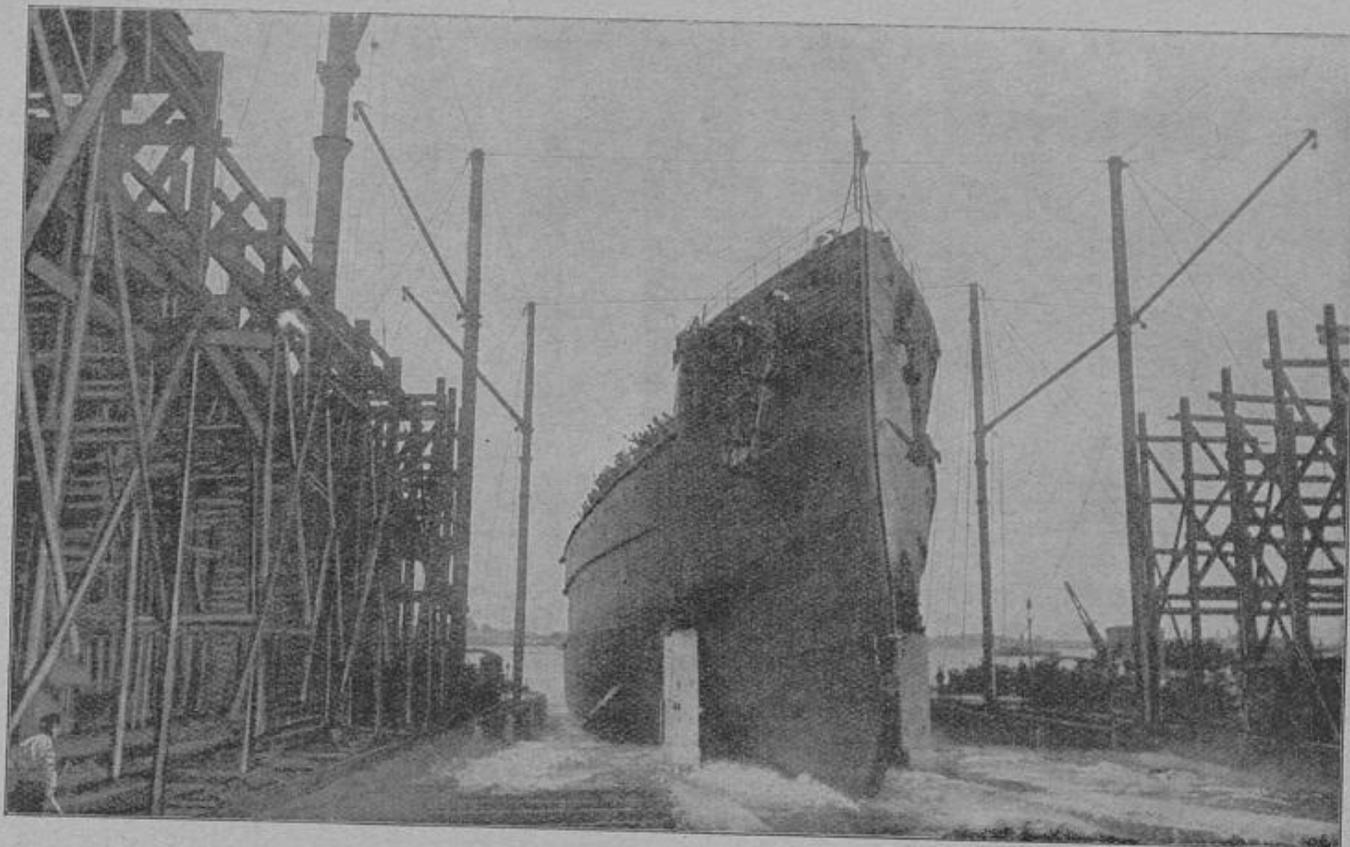
"Freut mich übrigens riesig, daß Sie mir den Gefallen getan haben. Es ist furchtbar unangenehm, wenn ich auf das Geld bis mittag warten muß. Ich verliere dann stets einen halben Tag. Wieviel ist es denn?"

"50 Mark, Herr Braun."

"Na, das ist ja nett."

Hegendal hatte die Postanweisung zur Unterchrift vorgelegt. Dann zählte er das Geld auf. Mit wohlwollender Miene gab ihm Herr Braun eine Mark Trinkgeld. Hegendal bedankte sich unterwürdigst und ging dann.

Plötzlich — auf dem Korridor sauste ein schwerer Gegenstand auf seinen Kopf. Seine Knie schwankten, er fühlte sich angefaßt, und dann wurde ihm mit einem Male so eigen-



Der Stapellauf des „Saint-Vincent“, des größten englischen Panzerschiffes.

fürs Leben gezeichnet.

Eine Skizze von Heinrich Peter Hartmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Geldbriefträger Hegendal hatte sorgfältig nachgezählt und geprüft und dann das Geld in seine Tasche getan. 14 300 Mark, das war wieder eine schöne Summe. Er stieg die paar Stufen, die auf die Straße führten, hinab und nahm die einzelnen Postanweisungen nochmals vor. Ja, richtig. Da war ja auch der wieder. Er las: An den k. l. Staatsanwalts-Substitut Werner Braun.

Hegendal schmunzelte. Der Herr hatte in der letzten Woche schon dreimal Geld bekommen, und jedesmal hatte ihm Hegendal eine Mark Trinkgeld gegeben. Nun fiel ihm ein, daß der Herr Staatsanwalts-Substitut — das Wort war so schwer auszusprechen! — ihn gebeten hatte, doch stets am frühen Morgen zu kommen, da er sonst viel verjäume. Um. Wenn er seine Tour richtig, wie vorgeschrieben, ging, dann kam er zuletzt zu Herrn Braun. Vielleicht wäre dem das unangenehm gewesen, und dann bekäme er am Ende kein Trinkgeld. Dies überwog alle etwaigen Bedenken.

tümlich zumute; er verlor die Besinnung. Zwei Männer, darunter der angebliche Staatsanwalts-Substitut, hoben einen Knebel in seinen Mund und machten, nachdem sie ihn geplündert hatten, eiligst, daß sie mit der Beute aus dem Staube kamen. —

Hegendal erwachte aus seiner Betäubung und blickte erstaunt umher. Allmählich gelang es ihm, seine Gedanken zurückzurufen. Ein rascher Griff nach der Tasche: sie war leer. „Allmächtiger Gott!“ entrang es sich seiner Brust. Hastig ging er zum Postamt zurück. Man nahm dort keine Erzählung mit ziemlich ungläubigem Lächeln entgegen.

„Herr Direktor, Sie glauben doch nicht etwa, daß ich“ — — Er schrie es gellend. Der zuckte die Achse.n.

„Sie haben keine Wunde, nichts, aber auch gar nichts, was auf einen überfallenen Zustand schließen läßt. Dann! es auch gar nicht Ihre richtige Tour.“

Hegendal wollte etwas sagen, doch der Direktor winkte ab. „Es wird sich alles herausstellen.“

Zwei Schutzleute erschienen. Beim Anblick der Beamten erfaßte Hegendal eine wahre Wut.

„Was? Sie wollen mich ins Gefängnis bringen? Mich,



Der Brand der Telephonzentrale in Paris.

der ich 27 Jahre ehrlich und redlich für den Staat gearbeitet habe? Mich ins Gefängnis?"

Nur mit Mühe gelang es, den Tobenden zu bändigen und abzuführen. Dann war er wie gebrochen. Heiße Tränen liefen ihm über die Backen —

Hegendal saß verzweiflungsvoll in seiner Zelle. Die Sache stand wirklich sehr ungünstig für ihn. Die Wirtin des Hauses, in dem der Ueberfall stattgefunden, behauptete steif und fest, die ein Stockwerk über ihren Räumen liegenden Zimmer, die den Schauplatz des Ueberfalls gebildet hatten, überhaupt nicht vermietet zu haben. Und daß ohne ihr Wissen in den allerdings zur Vermietung bestimmten Räumen jemand gewohnt habe, das sei doch kaum anzunehmen! Alle Nachforschungen, die in dieser Beziehung angestellt wurden, verliefen resultatlos. Auch der Wirtin war nicht das Geringste nachzuweisen.

Man stand vor einem Rätsel. Und das merkte sprach d. Hegendals Ungunsten. Zwar hatte ihm sein Rechtsanwalt Hoffnung gemacht und ihm gesagt, daß er auf keinen Fall verurteilt werden könne. Aber das genügte ihm nicht. Solange man die andern Leute nicht hatte, war auch seine Unschuld nicht festgestellt, und Zeit seines Lebens würde er als ein Gebrandmarkter durchs Leben gehen müssen. Zwar harrete und hoffte er und seine Familie, daß seine Unschuld an den Tag kommen würde, und seine Kollegen bedauerten den armen, opferwilligen Mann. Aber was half das? —

Wüster Lärm tönte aus der Kaskemme (Verbrecherkneipe) in der Linienstraße. Es war eine Verbrecherkneipe gewöhnlichster Art. „Lattenaugst“ und „Zinkenmaz“ wurden von den Zechern der Kneipe angegröhl. Und obwohl schon alle betrunken waren, wurde doch immer noch mehr Schnaps herbeigeschafft. Als der Jubel den Höhepunkt erreicht hatte, meinte die blaue Lotte:

„Na, Mensch, nun erzähle doch 'mal, wie war et denn?“

Und alle brüllten im Chor:

„Erzähle, erzähle.“

Lattenaugst ließ sich nicht länger nötigen:

„Kinder, id sage euch, det Ding war fein. Nachdem id bei die Dome de Wohnung ausklamüsert (ausgefundschaftet), ging et los. Dreimal laß id mir Geld schicken. Natürlich immer dufte Trintgeid. Nobel wie immer. Dann sag id zu

ihm, vornehm natürlich und herablassend: „Herr Postrat, können Sie nicht des Morgens früh zu mir kommen, ich verliere immer einen halben Tag dadurch.“ Der machte en tiefen Bückling und sagt: „Jawohl, Herr Staatsanwalt-substitut.“ So hat mer nämlich titulieren lassen. Fein, wat? Is ja eja, wat uff soner Anweisung sieht. Kinder, un et klappie. Id schick mer wider Geld, und er kommt ooch richtig zuerst zu mir. Zuerst, wo er noch det velle Moos (Geld) hatte. Wie er mir nu ausbezahlt hatte und losging, da haste nich jesehen, hatte mein Kollex — er zeigte auf Zinkenmaxe — den id vorher verstopfen hatte, uff den düstern Korridor eens uffgebrannt un denn nach meine Erfindung en Chloroformlappen uff die Bisage (Gesicht) jelegt. Nich een Ton hat der mehr jesagt. Fein, wat? Na, un denn ham mer det Moos injestekt und sind losjenganen. Nich, Kinder, dett war en Ding?“

Stolz sah er sich nach dieser Erzählung um und alles gröhlte laut Beifall, und das Gelage ging weiter. —

Nur einer, der schöne Oskar, erhob sich. Er hatte Lattenaugst schon während der Erzählung scharf und listig von der Seite angesehen. Jetzt lächelte er dummdreist und wandte sich möglichst unauffällig dem Ausgange zu. Regen prasselte ihm ins Gesicht. Doch das socht ihn wenig. Jetzt endlich war ihm doch einmal Gelegenheit gegeben, sich zu rächen an seinem Erzfeinde. Der würde Augen machen.

Er beschleunigte seine Schritte. Gleich um die Ecke war eine Destillation. Dorthin ging er. Da sah der Polizeiwachtmeister Vietbahn im Gewande eines biederen Handwerkers. Der war ganz erstaunt und sagte:

„Na nu, wo kommen wir denn her?“

„Herr Wachtmeister, id hab en schönst Ding für Sie. Iber 2 Emmchen, anders nich, un det nächste Mal kennen Sie mir nich.“

Nach einigem Hin und Her sah der Wachtmeister ein, daß er auf diese Bedingungen eingehen mußte, wenn er überhaupt etwas rauskriegen wollte. Als er erfahren, um was es sich handelte, gab er freiwillig fünf Mark extra.

„Nu aber rasch.“

Und während der schöne Oskar schnell verduftete, begaben sich etwa drei Minuten später der Wachtmeister und zwei in Zivil gekleidete Schutzleute nach der Kaskemme. Noch



Ein Wunder der Technik:
Die im Bau begriffene Eisenbahnbrücke über die Ziegenflucht bei Wiesen in der Schweiz.

konnte man nichts unternehmen, dazu hatte die Kaschemme zuviel Nebenausgänge. Aber man konnte wenigstens aufpassen, daß nicht schon vorher jemand wegging. Inzwischen kamen die herbeigerufenen uniformierten Schutzleute. Die Kaschemme wurde umstellt, und zwei gingen hinein. In allgemeiner Bestürzung schrie man:

„Die Blauen, die Blauen.“

Und in wilder Flucht ging es nach den Ausgängen. Doch keine Rettung. Sie liefen den Beamten in die Hände, und das ganze Gefindel wurde abgeführt.

Diese Verhaftung hatte zwei Nachspiele:

Hegenbal wurde aus der Haft entlassen. Um ihn zu entschädigen, bekam er in Rücksicht seiner langjährigen treuen Dienste das Ehrenzeichen und schwamm in Glück und Banne.

Und etwa drei Tage später fand man den schönen Ostar, zu Tode verwundet, mit einem furchtbaren Schnitt quer durch das Gesicht. Wenn er auch diesmal durchkam, so war er doch gekennzeichnet fürs Leben. Die Freunde der beiden Verbrecher hatten den Verrat gerächt. Niemals würde er wieder in Verbrecherkreisen den Verräter spielen können.



Pablo de Sarasate, der berühmte spanische Geigenkünstler, der im Alter von 64 Jahren starb.

Die billigen Hunde.

Eine lustige Geschichte von Stefan Stumpf.

(Nachdruck verboten.)

Kleine Kinder und junge Hunde sind meine Lieblinge. Aber wie immer im Leben, hat man an seinen Lieblingen die wenigste Freude, speziell mit meinen Hunden ist es mir sehr schlimm ergangen.

Ich habe schon viele Hunde gehabt, merkwürdigerweise lebten sie alle nie lange. Ich hatte es mir nämlich in den Kopf gesetzt, meine Hunde jung aufzuziehen. Bis jetzt sind aber alle diese Versuche gescheitert. Irgend eine heimtückische Krankheit entriß mir meine Hunde immer wieder, und meistens gerade in dem Augenblicke, wo sie anfangen Freude zu machen.

Zuletzt hatte ich einen Pudbel besessen. Als ich ihn kaufte, war er sechs Wochen alt. Wenn mir auch junge Hunde im allgemeinen nur wenig kosteten, wenn ich sie ein paar Wochen besessen, konnte ich sie in der Regel mit Geld aufwiegen.

Ich kaufte also für besagten Pudbel einen Futternapf, einen Siegelkorb und ein Kissen in diesen Korb. Die Sachen des vorigen Hundes sollten der Ansteckung halber nicht wieder benutzt werden. Ich kaufte ferner einen Maulkorb, eine Leine und eine Decke, damit er nicht friere, wie meine Frau sagte. Nachdem ich dann noch vier Bücher über Hundezucht, eins über Pudbel im besonderen, erworben hatte, — nachdem ich Hundefutten und Hundefutter, Lebertranbiskuits, und was noch alles für hygienische und sanitäre Genußmittel gekauft hatte, (alle diese Sachen wurden zu meinem größten

Schmerz vom Pudbel durchaus nicht entsprechend gewürdigt); nachdem ferner noch der Tierclubverein, drei Tierärzte und eine Tierarzneischule ihr Gutachten abgegeben, für ihre Rezepte Geld bekommen, die Apotheke bezahlt war, nachdem ich jeden Morgen eine Frau für das Reinmachen der Zimmer bezahlt hatte, nachdem nochmals also wer weiß was geschah, verdrehte besagter Pudbel die Augen und starb.

Das war der schlimmste Schlag. Ganze vier Wochen hatte ich ihn besessen. In meinem ganzen Leben kommt mir kein Hund wieder ins Haus, also schwor ich. Meine Frau weinte steinerweichend. Wenn sie nur halb so viele Tränen bei meinem Tode vergießt, bin ich selig. Aber nach des Pudels Tod wurde sie ganz besonders kopfhängerisch und vernachlässigte mich in nicht zu erzählender Weise. Angebrannte Suppen und versalzene Speisen ließ ich geduldig über meinen ungeschuldbigen Magen ergehen. Schlimmer wurde die Sache, als es Apritosen mit Pfeffer und Schokoladenflammerie mit Schnupftabak gab. Das war natürlich auf die Dauer nicht auszuhalten.

Was sollte ich machen? Ich wettete heillos, aber gewöhnte mich bei Kleinem wieder an den Gedanken, einen neuen Hund zu kaufen. Lange wehrte ich mich, endlich ging es nicht anders. Eines Mittags hatte meine Frau — aus Versehen natürlich — eine Handvoll Soda an die Bohnen getan. Das schlug dem Faß den Boden aus. Bismilch herrlich sagte ich nach Tisch:

„Zieh' dich an, wir wollen einen neuen Hund kaufen.“

Meine Frau gab mir auf der Stelle einen Kuß, und innerhalb zehn Minuten stand das schönste Schnitzel auf dem Tisch.

Da hatte uns eine weise Frau — Frauen sind immer sehr weise — gesagt, daß jeder junge Hund stirbt — also wollte ich einen ausgewachsenen Hund kaufen. Aber da kam ich bei meiner Frau schön an.

„Ein junger Hund macht mehr Vergnügen (das Vergnügen!), und außerdem, alle jungen Hunde können unmöglich sterben, sonst würde es ja keine Hunde mehr geben.“

Also meinte meine Frau. Gegen einen solchen Einwand ist natürlich nichts zu machen. Wir gingen also einen Hund kaufen. Nachdem wir verschiedene Hundehändler beehrt, aber nichts Passendes gefunden, erregte endlich ein wirklich niedliches Exemplar der Rasse Wolfspitz das Entzücken meiner Frau. Da uns von dieser — wie der Händler sagte — ganz besonders widerstandsfähigen Rasse noch keiner gestorben war, so kaufte ich einen der kleinen Kacker.

„Und außerdem kostete er ja auch nur fünf Mark“, sagte meine Frau.

Der Pudbel hatte sogar „nur“ drei Mark gekostet. Man wird es mir inoffenbar nicht verübeln, wenn ich nun wenig Rutrauen zu dem „nur“ hatte. Und es sollte kommen. Das Schicksal nahm seinen Lauf unerbittlich und unbarmherzig. Zu Hause angelangt, meinte meine Frau — sie meinte übrigens immer nur — daß es doch besser sei, wenn für den Wolfspitz auch eine neue Equipierung gekauft würde. Wenn sich irgendwelche Krankheitserreger in der Hinterlassenschaft des Pudels befinden würden, stehe sie für nichts ein. Das sagte sie in einem furchtbaren Tone. Natürlich machte ich mich sofort auf den Weg. Als ich nach einigen Stunden schwer beladen und um verschiedene Behältnisse erleichtert heim kam, empfing mich meine Gatte mit ernstem, nachdenklichem Gesicht.

„Lieber Heinrich, ich habe über unsere Hunde nachgedacht, und da ist mir etwas eingefallen. Hör' einmal zu.“

Natürlich war ich im höchsten Grade neugierig.

„Siehst du, unser Wolfspitz war vorhin, als er bei seinen Brüdern war, so niedlich und spielte so schön und jetzt sieht er tiefsinnig da und läßt den Kopf hängen. Ich glaube, er grämt sich, weil er so allein ist. Dazu ist er noch so jung. Unsere vorigen Hunde werden auch daran gestorben sein.“ (P. S. Alle unsere Hunde starben an einer realen Hundekrankheit: Staupe, Würmer, Lungenentzündung usw.) Wie wäre es, wenn wir noch einen Hund hielten, damit unser Wolfspitz nicht so einsam ist. Es macht ja nicht viel Unterschied, und außerdem können wir ihn später mit Verdienst wieder verkaufen.“

Ich war sprachlos. Noch einen Hund, das konnte ja eine schöne Geschichte werden.

Meine Frau redete und redete. Im Reden ist sie endlos. Ich mußte, daß es ihr die Idee, den anderen Hund mit Verdienst zu verkaufen, angetan hatte. Natürlich ließ sie sich das nicht merken. Ihr regelmäßiger Refrain war: „Du sollst mal sehen, er grämt sich tot.“

Endlich, schon um keinen Mord auf dem Gewissen zu haben, gab ich nach. Ein zweiter Wolfspitz für auch „nur“

fünf Mark kam ins Haus. Auch dieser Hund wurde gehörig equipiert, und alles schien gut werden zu wollen. Meine Frau fand die Hunde ungeheuerlich lieblich. Vor allem, wenn sie sich balgten und bissen, noch viel mehr aber, wenn sie irgend etwas abknapperten und zerlegten. Dann konnte sie sich halb tollachen. Daß meine Pantoffeln daran glauben mußten, ließ ich hingehen, obwohl es echte, türkische waren. Als aber schließlich auch ein Oberbett bei einer Walgerei dieser Kröten verschiedene Risse gekriegt hatte und die Federn im Zimmer herumflogen, hatte meine Geduld ein Ende. Vollends, als es meine Frau bestritt, die Hunde auf diesen weichen Platz gesetzt zu haben. Sie meinte nämlich, die Hunde wären allein aufs Bett geklettert, und dabei konnten sie nicht einmal allein auf den Stuhl kommen. Die Hunde als Störer unserer Ehe, das wäre ja noch schöner. Ich nahm sie also in strenge Zucht.

Wenn ich den Wolfspitzen einen Klaps gab, weil die Unsauberkeit der Zimmer zu groß wurde, und ich ihnen durch strenges Regime Zimmerreinlichkeit beibringen wollte, war meine Frau außer sich. Jeder Klaps trug mir tausend Kosnamen ein.

„Hoher Mensch!“, „Herzloses Individuum!“, von anderen schönen Titeln ganz zu schweigen, die ich aber, damit meine Besucherinnen nicht allen Respekt vor meiner Person verlieren, lieber verschweige. Ich nahm alle diese Kosnamen mit der Miene eines Märtyrers auf mich.

Als dann die beiden Hunde, die sonst ganz mobil waren, etwas im Fressen nachließen, meinte meine Frau natürlich, das komme vom „Schlagen“.

Ein Tierarzt wurde konsultiert und das Gleichgewicht wieder hergestellt.

Meine Hunde wurden größer. Und als es sich darum handelte, Steuern zu bezahlen, erklärte ich meiner Frau lategorisch:

„Einer muß bestimmt weg!“
Es gab eine heiße Debatte. Ich siegte. Also einen verkaufen. Aber welchen? Ueber diese Frage hätten wir uns beinahe scheiden lassen. Natürlich wollte meine Frau den behalten, den ich verkaufen wollte. Aber schließlich: auch diese Frage wurde erledigt. Wir behielten den „Diden“. Nun kam die Hauptsache, nämlich das Verkaufen. Alle Freunde, Bekannte und Verwandte lehnten ab. Niemand hatte Zutrauen zu meinen Hunden. An unserem Stammtisch meinte jemand:

„Mögen Sie, damit müssen Sie in die Alleestraße gehen, dort werden Sie den Köter los.“

(Schluß folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— Das Plätten der Wollwäsche. Viele Hausfrauen sind der Meinung, daß Wollwäsche — Trikothemden — nicht geplättet zu werden braucht, sondern nur in feuchtem Zustande gedehnt und gereckt werden muß. Da dürfen die Damen sich aber nicht wundern über das Einlaufen der Trikotfächer. Durch die Berührung des Wollstoffes mit heißem Wasser kränkeln sich die einzelnen Fädchen und Härchen, und dadurch entsteht das Eingehen in der Wäsche. Aber ebenso nehmen die Härchen durch Wasserdampf, vereinigt mit starkem Reden, ihre frühere Gestalt wieder an und behalten sie fest. Daher feuchte man das Kleidungsstück auf der Innenseite tüchtig mit einem Schwamm an und plätte es mit einem heißen Eisen, indem man das Zeug so arg zieht, wie nur möglich. Es ist zu empfehlen, daß man sich zum Ausrecken des Stoffes noch jemand zur Hilfe nimmt, um nach allen Seiten die frühere Länge und Breite zu erzielen. Die Trikotagen erhalten bei dieser Behandlung ihre einstmalige Größe wieder. Längst eingelaufene, fast filzige, alte Wollfächer kann man durch diese Behandlung wieder brauchbar und tragbar machen.

— Hausmittel. Ein Universalmittel ist der Dirschtalg. Hat man sich verbrannt, nehme man ein altes weiches Leinwandläppchen, erhitze den Talg über einer Kerze und streiche es auf das Leinen, bis dasselbe ganz damit getränkt ist. Ebenso verfährt man bei Biß- und Schnittwunden, nachdem dieselben mit Verbandwatte und Kamillentee gründlich gereinigt sind. Die Schmerzen hören bald auf, und vor allen Dingen gibt es bei Brandwunden keine Blasen. Auch beim Durchliegen hat es sich sehr bewährt, doch achte man darauf, daß das Leinen nicht zu klein ist, sich verschiebt und Falten bildet, man muß es mit einer weichen Binde, die man um

den Körper legt, festhalten. Es kühlt und heilt die wunden Stellen. Ebenso wirksam ist es gegen Frost. Sowie sich die verräterischen roten Flecken an den Knöcheln zeigen, tropfe man es warm auf die Beulen.

— Rezept für Haarwaschwasser. Alle Monate sollte das Haar einmal gründlich gewaschen und an der Sonne oder durch warme Zimmerluft getrocknet werden. Ein gutes Waschmittel hierfür stellt man sich auf folgende Art her: In einem Liter Wasser kocht man ein halbes Pfund geschnittene Olivenseife — Marseiller-Seife — bis zur völligen Auflösung und läßt die Masse abkühlen. Kurz vor dem Gebrauch fügt man ein bis zwei Eigelb und zwei Eßlöffel voll Salmiakgeist hinzu und vermischt alles durch tüchtiges Rühren. Das aufgelöste Haar wird mit diesem Mittel eingerieben, bis der sich bildende Schaum hell wird; dann spült man erst mit warmem Wasser gründlich nach, wodurch das Erkalten vermieden wird. Nun wird das Haar mit erwärmten wollenen Tüchern trocken gerieben und im Sommer an der Sonne vollends getrocknet. Im Winter läßt man es ebenfalls offen hängen und durch die Zimmerwärme allmählich trocknen, oder man hilft mit heißen Brennscheren nach. Zum Schluß wird die Kopfhaut sanft mit Franzbranntwein, auch mit Chinapomade eingerieben.

— Sauerkraut mit gezupftem Hecht. Feines Sauerkraut wird wohlschmeckend zubereitet; übrig gebliebener Hecht oder auch anderer beliebiger Fisch wird von den Gräten gezupft. Eine Backform wird recht fett mit Butter ausgestrichen und mit Semmel stark bestreut, von dem Sauerkraute eine Schicht hineingetan, darauf von dem gezupften Hecht eine Lage, wieder Sauerkraut darüber gestrichen und so fort. Auf das oberste Sauerkraut werden geriebene Semmel gestreut und mit viel Butterflöckchen belegt, und so dasselbe eine Stunde bei mäßiger Hitze auf dem Dreifuße gebaden.

— Die Behandlung der Blumenzwiebeln und Blumenknollen. Dieselben werden nicht eher aus der Erde genommen, als bis die Blätter der Pflanzen gelb werden. Man puht sie gut ab, schneidet die faulen Stellen aus und zerteilt die, welche mehrere Knollen haben; doch muß jedes Exemplar wenigstens einen Keim enthalten. Sie werden an einen luftigen, trockenen, frostfreien, der Sonne nicht ausgelegten Orte aufbewahrt, und dort, jedes Exemplar etwas von dem andern entfernt, auf Horden oder Bretter gelegt. Zwiebeln im Gartenlande kann man Ende Juli aus der Erde nehmen und Ende September wieder in den zubereiteten Boden legen. Ehe man aber die zerteilten Zwiebeln und Knollen in die Erde bringt, sind die wunden Stellen abzutrocknen und mit Kohlenpulver zu bestreuen. Die Erde, in welche man Zwiebeln und Knollen legt, muß trocken und darf nicht mit Stallmist gedüngt sein. Die leichteste Erde ist die beste. Guten Dünger bilden verwesene Blätter. Notwendig ist es, den Zwiebel- und Knollenpflanzen jedes Jahr frische Erde, und zwar von verschiedener Beschaffenheit zugeben, damit sie nicht ausarten. Jedes Jahr sind die Zwiebeln umzupflanzen. Alle Zwiebel- und Knollenpflanzen begießt man, ehe sie wurzeln und treiben, nur mäßig, bei zunehmendem Wachstum mehr. Die Töpfe dürfen nicht zu groß sein.

Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen,

samtweichen Haut, eines reinen, blendenschönen Teints, sowie gegen Sommersprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife.

Vorrat 3 Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.





Unsere Bilder.



— Zu dem Unglück auf der elektrischen Hochbahn in Berlin, bei welchem 17 Personen getötet und 18 schwer verwundet wurden, (Vergleiche das Bild Seite 337). An dem sogenannten Gleisdreieck hinter dem Bahnhof „Potsdamer Platz“, an dem sich die elektrischen Hochbahnzüge nach drei Fahrtrichtungen hin kreuzen, erfolgte der Zusammenprall zweier Züge mit solcher Heftigkeit, daß ein Wagen aus den Schienen gepreßt wurde, das Eisengeländer durchbrach und aus einer Höhe von etwa 8 Metern sich überschlagend auf das Straßenpflaster stürzte. Unser Bild zeigt die Trümmer des Wagens auf der Erde. Die beiden andern Wagen des verunglückten Zuges, durch Reiben der Kuppelung der vor dem Sturze in die Tiefe bewahrt, blieben auf dem Bahndamm stehen, wodurch weiteres Unglück verhütet wurde. Seit 25 Jahren ist dies das dritte schwere Eisenbahnunglück, das Berlin betroffen hat. Das erste, am 2. September 1883, forderte 39 Opfer, das zweite, am 19. Januar 1887, dagegen nur drei. Das bisherige Gleisdreieck soll nun abge schafft und an seine Stelle ein Umsteigebahnhof eingeschaltet werden.

— Der Stapellauf des „Saint-Vincent“, des größten Kriegsschiffes der Welt (Vergl. das Bild Seite 340). Der „Saint-Vincent“ gehört zu einer neuen englischen Panzerklasse, die noch den Dreadnought-Typ an Größe übertrifft. Der neue Panzer hat eine Länge von 155 Metern und eine Breite von 26 Metern. Sein Tonnengehalt beträgt 19 250 Tonnen. Er ist mit zwei Turbinen ausgerüstet, die 24 500 Pferdekraft zu entwickeln vermögen.

— Der Brand der Telephonzentrale in Paris. Durch Kurzschluß in den Kellerräumen der Pariser Telephonzentrale, dessen aufschlagende Flammen im Entstehen nicht gelöscht werden konnten, brannten in wenigen Stunden alle Innenräume nieder, in denen die Fernsprechleitungen nicht nur der Stadt Paris, sondern der ganzen Welt zusammenliefen. Die empfindliche Unterbrechung des Fernverkehrs wurde durch provisorische Neuanlagen in wenigen Tagen gehoben. Ein Unglück sah allerdings die Pariser in dem Niederbrennen des Fernsprechamtes nicht, da es in seiner bisherigen Gestalt für moderne Verkehrsbedürfnisse vollständig unzulänglich war. Unser Bild Seite 341 zeigt das Gebäude nach dem Brande.

— Ein Wunder der Technik. (Vergl. das Bild Seite 341.) Die im Bau begriffene Eisenbahnbrücke über die berühmte Ziegenschlucht bei Wiesen (auf der Bahnstrecke von Davos nach dem Engadin), deren riesenhafter Mittelbogen die Spannweite von 55 Metern hat, ist ganz aus Stein gebaut und erhebt sich zu einer Höhe von 90 Metern über der Schlucht. Zu beiden Seiten des Mittelbogens werden noch je drei kleinere Bogen mit 20 Metern Spannweite aufgeführt. Diese neue Eisenbahnbrücke erschließt dem reisenden Publikum einen bequemeren Weg in das romantische Engadin.

— Pablo de Sarasate. (Vergleiche das Bild Seite 342.) Der jüngst im Alter von 64 Jahren verstorbene spanische Geigenkünstler Pablo de Sarasate war einer der bedeutendsten Geigenkünstler, der durch die südländische Glut seines Spiels und die Leichtigkeit seines Vortrags ungezählte Triumphe feierte. Mit zehn Jahren bereits errang er am spanischen Königshofe durch sein Spiel außerordentliche Erfolge. Zwei Jahre später kam er nach dem Konservatorium in Paris und begann schon als fünfzehnjähriger seine Konzertreisen, die ihn schließlich durch fast alle Länder der alten und neuen Welt führten.



Zur Unterhaltung.



— **Verpugt.** „Was muß ich hören — Du siehst gänzlich auf dem Trocknen, trotzdem Du erst vor einem halben Jahr geheiratet hast? Hat denn Dein Schwiegerpapa nichts in die Ehe hinein gepulvert?“ — „Das wohl, aber alles Puzpulver, gewesen für meine Frau.“

— **Sehr richtig.** Der alte reiche Goldstein: Nu, Herr Hauslehrer, sind Sie zufrieden mit mei Söhnche, dem Moritz?
— **Hauslehrer:** Im Allgemeinen, ja, nur das kleine Einmal-eins kann ich ihm nicht beibringen. — **Goldstein:** Gott der Gerechte, wozu soll lernen der Sohn des reichen Goldstein das kleine Einmal-eins.



Rätsellecke.



Begierbild.



Wo bleibt denn mein Tischgenosse? — Da ist er ja.

Versteck-Rätsel.

Sagt, habt ihr wohl schon entdeckt,
Was in dem Worte „Ester“ steckt?
(Das Wort erhaltet ihr, wenn ihr die Buchstaben versteht.)

Somonhm.

Als wir nach dem Dsten kamen,
Hörten oft wir einen Namen,
Ohne Stand und Zahl
Sprechen im Plural.
In der Hauptstadt dann der Preußen
Werkte man von jenen Reußen
Nirgends eine Spur; jedoch
Selb'gen Namen ehrten hoch
— Wirklich wunderbar,
In dem Singular —
Alle, die aus weiten Fernen
Namen, um allhier zu lernen,
Und so stellten im Verein
Auch als Schüler wir uns ein.
Haben laut es oft gepriesen,
Wie man uns den Weg gewiesen.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

U m s t e l l - R ä t s e l : Samowar, Samatow.
R e b u s : Ausdauer bringt zum Ziele.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsselbacher Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Nr. 44.

Sonntag, 1. November.

Jahrgang 1908.

Um Allerseelentage.

Nebel wallen durch das
Tal.
Ueber fluren, öd' und
kahl,
Zieh'n die Raben kräch-
zend hin.
Ernst und dringend
mahnt die Uhr:
Leg' zum Schlafe dich,
Natur;
Nacht doch Winters
Anbeginn.
Schlafe bei der Stürme
Wehen
Bis zu frohem Auf-
stehen!

Nur ein Feld von
weitem Raum
Ruft zurück den Früh-
lingstraum:
Blütenzauber seh' ich
dort.
Doch der Kreuze lange
Reih'
Ehrt mich, daß der
Traum vorbei
An des stillen Friedens
Ort.
Lebensfrühling ist ent-
schwunden
Denen, die hier Raft
gefunden.



Allerseelen am Grabe.
Originalzeichnung von W. Breindlberger.

Nährt kein Hoffen bei
dem Licht,
Das der Erde Ange-
sicht
Strahlt ins glückes-
durst'ge Herz.
Als des Todes sich're
Beut'
Lenket im Gebete
heut'
Eure Blicke nieder-
wärts.
Wie ein welkes Blatt
am Wege
Kommt dem Tod ihr
ins Gehege.

Neues Leben, neue
Kraft
Kehren nach des Grabes
Haft
Allen Guten einst
zurück.
Unvergänglich wird
dann sein
In der Sel'gen lichten
Reih'n
Der Gerechten Freud'
und Glück.
O wer möchte einstens
fehlen
In der Heimat uns'rer
Seelen!

Herm. Steinhausen.

Weißer Rosen.

Allerseele-Skizze von A. Linde.

(Nachdruck verboten.)

Heinz Mangold saß vor dem Schreibtisch seines eleganten Arbeitszimmers, dessen Fenster auf einen kleinen, spärlichblühenden Vorgarten hinausgingen.

Das braunlockige Haupt in die linke Hand gestützt, betrachtete Heinz wehmütigen Blickes eine vor ihm stehende, schlichtgerahmte Photographie. Sie stellte eine liebreizende junge Dame dar, deren Hände einen Strauß weißer Rosen hielten.

„Allerseele-Tag heute — der zweite schon, an dem ich dich unter der Erde suchen muß!“ jagte Heinz leise vor sich hin.

„Dieses Bildchen hier, dein Grab unter Rosenranken und die Erinnerung an ein paar schöne Stunden — das ist alles, was mir von dir übrig blieb, kleine, früh verblühene Rose. Nur viermal haben wir uns; nicht wahr, das Glück war kurz — grausam kurz?“ Schwer aufatmend, bogte er sich nieder und küßte das Bild. Dann stellte er es auf seinen Platz, erhob sich und trat an das nächste Fenster.

Von hier aus hatte er sie zum erstenmal gesehen. Sie kam langsam die Straße herauf, im weißen, schmucklosen Sommerkleidchen, den großen, gelben Strohhut lose in der herabhängenden Rechten haltend. Ein weicher Wind kostete mit ihrem lichtblonden Haar, dem die Abendsonne rötlichen Glanz verlieh. Die schmale, vornehme Straße, welche zwischen Villen und Gärten nach der Stadt führte, war in jener Stunde fast menschenleer. Die Schwalben freisten in tiefem Flug; von der nächsten Stadtkirche klang Glockengeläut; morgen war ein Sonntag. Es war Mitte Juni; im Vorgärtchen hier blühten die Rosen in verschwenderischer Fülle. Er hatte gerade die Lektüre eines Briefes beendet, als die junge Dame vorüberkam. Sie sah ihn nicht; gleichgültig streifte ihr Blick das grünumrankte Haus. Nun aber bemerkte sie die frisch aufgebrochenen, weißen Rosen. Wie gebannt blieb sie stehen. In ihren Zügen spiegelte sich ein lebhaftes Entzücken. Wohl eine halbe Minute verharrte sie unbeweglich am Gitter, dann wandte sie sich mit einem leichten Seufzer. Zweifellos hätte sie gern einige der Rosen besessen. — Schon überlegte er, ob sie ihm die Einladung, durch die unverschlossene Pforte einzutreten und ein paar Blüten vom Strauche zu brechen, verübeln würde — als sie, tief errötend, mit hastigen Schritten weiterging. Sie mußte ihn nachträglich noch gesehen haben.

So plötzlich die Begegnung auch gewesen war, das Mädchen kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. Immer von neuem mußte er sich ihr Bild vergegenwärtigen — endlich begleitete es ihn ständig. Er empfand eine Ungeduld, eine wachsende Sehnsucht, sie wiederzusehen, ihre Bekanntschaft zu machen. — Aber wie? — Ihm fehlte ja jede Spur von ihr!

Der Juli kam heran. Da — eines Abends, in der Hauptverkehrsstraße — fand er sie wieder! Der Zufall war ihm günstig: ein Gewitter stand am Himmel, eben fielen die ersten Regentropfen, und das junge Mädchen war im leichten Batistkleide — ohne Schirm. Sofort war er an ihrer Seite. Ein prüfender Blick in sein Gesicht, dann nahm sie das Anerbieten, sie bis zu ihrer Wohnung zu geleiten, dankend an. Im Verlaufe des kurzen Gesprächs — sie waren leider schon in zehn Minuten am Ziele — gelangte er zu der Erkenntnis, daß die reizende Kleine auch Gaben des Geistes und Herzens besaß. Er stellte sich ihr vor und bat dringend um ein baldiges Wiedersehen. Nach einigem Zögern willigte sie ein und nannte gleichfalls ihren Namen: Rose Franken, Blumen- und Landschaftsmalerin.

Am nächsten Sonntagnachmittag trafen sie sich im Schlosspark. Das Wetter war köstlich. Auf allen Bäumen der schattigen Alleen jubilierten die Vögel, aus den farbenprächtigen, überall verstreuten Blumenrondellen stieg ein süßer Duft empor. — Er hatte ihr weiße Rosen mitgebracht und konnte sich wiederum an dem Entzücken weiden, das diese Blüten bei ihr hervorriefen. „Weiße Rosen!“ rief sie in jubelndem Tone. „Ach, die male ich am liebsten! Sehen Sie nur dieses weiche, dabei doch leuchtende Kolorit, diese hauchartigen Schattierungen, die wundervollen Linien der aufbrechenden Knospen hier! Und der Duft! Der feine, balsamische Duft!“ — Sie küßte die Blüten, auf die er nun fast neidisch war. — Seine Verliebtheit wuchs, je länger er sie betrachtete, mit ihr sprach. Sie hatte eine sehr melodische Stimme. Jede Bewegung war von feinsten Grazie. — „Du selbst bist wie eine Rose — schön, hold und rein!“ dachte er, doch er hütete sich, aus diesem zärtlichen Gedanken ein banales Kompliment zu formen. Ihre Gesprächsthemen wa-

ren gebiegener Natur, wie sie denn beide mehr ernst als heiter veranlagt waren. Da auch der in seinem Berufe der Kunst diene — er war damals schon, trotz seiner sechsundzwanzig Jahre, erster Kapellmeister an der Hofoper dieser kleinen Residenzstadt, — beschäftigten sie sich vornehmlich mit künstlerischen Fragen: Theater, Musik, Malerei. Sie betundete auch für die ihr ferner liegenden Gebiete ein außergewöhnliches Verständnis. Von sich selbst erzählte sie nicht viel. Ihre Eltern waren seit drei Jahren tot — kurz hintereinander gestorben. Ihr Talent hatte sie vom Vater, einem hervorragenden Landschaftler geerbt, der sie frühzeitig ausbildete. Da er kein Vermögen hinterließ, mußte sie ihr Können zum Broterwerb verwenden. Sie malte fleißig und gab Unterricht. Bei San Francisco lebte ein verheirateter Bruder ihres Vaters, ein reicher Farmer, der sie wiederholt eingeladen hatte, hinüber zu kommen. Sie sollte wie das eigene Kind gehalten werden, bis sie sich passend verheiratete.

„So gut dieser Vorschlag auch gemeint war,“ erklärte die junge Malerin, „ich konnte mich dennoch nicht entschließen, weil ich die Abhängigkeit fürchtete. Auch hätte sich mir dort wenig Gelegenheit zur Vervollkommnung in der Malerei geboten — von einer Verwertung aber wollten meine Verwandten schon gar nichts wissen. Damit wäre ich ganz auf sie angewiesen gewesen. Nun, und außerdem hätte ich mich sehr schwer von meiner Heimat, von den Gräbern meiner teuren Toten hier am Ort trennen können; ich bin eben Deutsche durch und durch.“

Er erinnerte sich nun, im Vorjahre auf der Münchener Ausstellung einige Stillleben von ihr gesehen zu haben, die ihm gefallen hatten. Er sagte ihr dies. Sie schien erfreut und bemerkte lebhaft: „Malen, das heißt, gut malen, das ist schwer, und ich weiß recht wohl, daß ich die höchste Stufe noch keineswegs erreicht habe. Ich muß noch sehr fleißig sein, angestrengt arbeiten, und das werde ich auch, Tag für Tag! Ich liebe meine Kunst, sie ist mein alles! . . . Als meine Eltern starben, da war ich natürlich tieftraurig, ja verzweifelt. An der Kunst habe ich mich wieder aufgerichtet, und heute, das kann ich wohl sagen, bin ich nicht nur zufrieden in ihr, sondern so glücklich, wie man es nur irgend sein kann, ich vermisse nichts.“

„So zufrieden — pardon, vollkommen glücklich sind Sie also?“ entgegnete er scherzend. „Da sind Sie tatsächlich ein beneidenswertes Menschenkind! Aber vermessen Sie auch wirklich nichts in Ihrem Dasein — rein gar nichts?“ — Da hatte die kleine Malerin erstaunt die blauen Augen zu ihm aufgeschlagen, und er sah hinein — sekundenlang nur, aber tief. Sie wurde feuerrot und verdeckte das verlegene Gesichtchen in dem Strauß weißer Rosen. „Ich glaube, wir müssen umkehren,“ warf sie hastig hin. „Da höre ich von irgendwo eine Uhr sechs schlagen.“ — Er wußte ihr ein Rendezvous für den nächsten Nachmittags abzusprechen.

Am Vormittage jedoch erhielt er eine unangenehme Kunde. Ein Teil des Hofopern-Ensembles befand sich nämlich in jenen Ferienwochen auf einer Gastspielreise, die bis Petersburg führen sollte. Nun depechierte man ihm, daß der leitende Kapellmeister plötzlich schwer erkrankt wäre. Die Fortsetzung der Tournee ließ sich nur ermöglichen, wenn er, Mangold, rettend einprang. Da er die Braven nicht so mit dem Schaden und Aerger dastehen lassen wollte, telegraphierte er, daß er mit dem Abendzuge nach D., wollebit die Gesellschaft gerade spielte, abreisen würde. Sein Wiedersehen mit Rose Franken gestaltete sich demgemäß ziemlich kurz. Als er sah, daß sie sein Scheiden trübe stimmte, sagte er sich ein Herz und machte ihr jetzt schon seinen Antrag. Sie gestand ihm offen, daß er ihr keineswegs gleichgültig wäre, aber von einem überstürzten Verlöbniß wollte sie nichts wissen. Er erreichte nur die Zusage, daß sie auf seine Briefe pünktlich antworten würde. Mitte August wollte er zurück sein. Sie schied ohne Kuß, ohne das vertrauliche du — nur mit einem langen, innigen Blick und Händedruck.

Er sah sie nicht wieder. Wenige Tage nach seiner Abreise ward sie von einer epidemisch auftretenden Krankheit dahingerafft. Er erfuhr dies erst nach ihrer Beerdigung, als sein letzter Brief mit der Aufschrift: „Adressat verstorben!“ zurückkam. — Nach seiner Heimkehr suchte er Rosens Wirtin auf, die ihm nähere Aufschlüsse über das traurige Ereignis gab. Nun lag sie da draußen unter Rosenranken und Trauerweiden. Auf der kleinen Bank hatte er so manche Stunde verträumt, vergrübelt. War auch die Wunde leicht vernarbt — seine Seele kränkelte seitdem. Das mußte anders werden. Dieses quälende Nachträumen eines ungenossenen Glückes mußte endlich aufhören. Er wollte sich zum Frohsinn zwingen; vielleicht blieb er dann nach einiger Zeit wieder bei ihm, in ihm, wie ehemals.

Seute freilich — heute war Allerseeleentag . . .
Den Toten, den Toten gehört der Tag!
Die Erinnerung heut — jeder Herzensschlag! — —

Er wollte noch auf den Friedhof gehen. Zwei prachtvolle Kränze weißer Rosen hatte er bestellt. Nie fehlten ihre Lieblingsblüten in dem Grabhügel, aber heute sollten sie besonders reich vertreten sein. —

Eine halbe Stunde später stand der junge Mann zwischen den festlich geschmückten Gräbern. Es war eben 4 Uhr. In den schmalen Kirchhofsgängen drängten sich die Besucher. Der Himmel war bedeckt; klagend strich der Wind um die kahlen Mauern. Tote Blätter verhüllten die Pfade. Die Klammchen der brennenden Opferkerzen zitterten in der leuchten Luft; und über alledem lag ein Duft von sterbenden Blumen — — Allerseeleentag!

In trübes Sinnen verloren, schritt Heinz den wohlbekannten Weg entlang. Als er in die Nähe jenes Grabes gelangte, unter dem er die einst so Liebliche gebettet wußte, gewahrte er, daß diesmal nicht nur der Hügel, nein, auch der Stein mit Blumen bekränzt war: Eine Girlande weißer, schimmernder Rosen umwand die schwarze, abgebrochene Säule. Jetzt tauchte etwas Dunkles dahinter auf.

„Rose! — Rose!“ flüsterte Heinz. Er war aschfahl geworden, seine Knie zitterten.

Ja, dort stand Rose, leicht an den Stein gelehnt; ein schwarzes Gewand umschmiegte die schlanken Glieder, ein großer, dunkler Hut beschattete ihr Gesichtchen. Wie war es traurig und geisterhaft bleich im zitternden Glanze des Kerzenlichtes, der weißen, schimmernden Rosen . . .

Sich mühsam aufrassend, trat er noch einige Schritte näher. Ihm war ganz wirr zu Sinn; ein Fiebersehner trotz ihm über den Rücken. Aber das waren nur äußerliche Momente. In seiner Seele war wie mit Rauberhieb eine tiefe, stille Ruhe eingelehrt; sein Herz jauchzte in starker, reiner Freude. Und dieses Gefühl schwand nicht, als er dicht vor dem Grabe stand, als er erkannte, daß er — eine Fremde vor sich hatte. Gewiß: die Gestalt, das Oval des Gesichtes, der kleine, rote Mund, der zarte Teint, das goldige Haar — dies alles waren Schönheiten, die von Rose erborgt schienen. Aber die Züge waren doch wesentlich anders, die großen, klaren Augen waren braun, nicht blau. Nein — die sie war Rose Franken nicht! — Wie hätte das auch sein können?!

Heinz fuhr sich mit dem Taschentuch über die feucht gewordene Stirn. Dana machte er der Dame, die ihn erstaunt betrachtete, eine ehrerbietige Verbeugung. Nachdem er seinen Namen genannt hatte, suchte er mit knappen Worten sein Erscheinen an dieser Stätte zu begründen; endlich hat er um die Erlaubnis, seine Blumenbeiden niederlegen zu dürfen. Dies wurde ihm durch ein freundliches Kopfschütteln gewährt.

„Auch mir stand die Verewigte nahe,“ sagte die Fremde jetzt mit leiser, angenehmer Stimme. „Ich weiß nicht, ob Ihnen Rose davon gesprochen hat, daß sie Verwandte in Amerika besaß?“

„Allerdings, sie erwähnte deren flüchtig.“

„Bei längerer Bekanntschaft hätte Rose Ihnen zweifellos auch von mir erzählt,“ fuhr die junge Dame fort. „Ich bin die einzige Tochter dieser Verwandten; Lilli Franken ist mein Name. Wir Cousinen hatten uns herzlich lieb, obgleich wir — wir sind gleichalterig — nur bis zum fünften Lebensjahre miteinander verkehren konnten. Wir lebten ja auch in dieser Stadt. Als meiner Mutter das Erbe, die Farm bei St. Francisco, zufiel, siedelten wir nach dort über. Zur Beerdigung meines Onkels kam ich mit hierher. Wir hielten Rose, zu uns zu kommen, wir hätten sie ja so gern bei uns gehabt; ich speziell freute mich unbeschreiblich, immer mit ihr zusammen zu sein. Aber sie war ja leider nicht zu bewegen. — Im August vorigen Jahres blieben ihre regelmäßigen Briefe aus, was uns natürlich beunruhigte; aber wir dachten nicht gleich an das Schlimmste. Inzwischen hatte man uns hier bereits gesucht, da wir ja die einzigen Erben ihres Nachlasses waren. Merkwürdigerweise hatten wir damals eine Reise nach Deutschland geplant. Wir mußten sie jedoch verschieben, weil ich selbst ein Fieber bekam, das mich sehr herunterbrachte. Roses Tod wurde mir monatelang verheimlicht. Als ich ihn endlich erfuhr, wurde ich von der Aufregung noch kränker. Nun ist ein und ein Vierteljahr vergangen. Ich bin, Gott sei Dank, wieder hergestellt, Papa hat die Reise mit mir gemacht. Inzwischen hatten wir diejenigen Sachen aus Roses Nachlaß, an denen uns etwas lag, hier bei einem Notar, einem Jugendfreunde von Papa, aufbewahren lassen. Es sind ihre Silber, ihr Makfaßen und sonstige liebe Andenken, die nun mein Eigentum sein sollen. Ach, es sind ganz wunder-

volle Arbeiten darunter, Landschaften wie Blumenstücke! — Freilich,“ legte sie noch leiser hinzu — „lieber hätte ich sie selbst jetzt mitgenommen, um sie wieder gesund zu pflegen.“

Eine Träne rann über des Mädchens blasse Wange. „Es ist traurig, so schön, so begabt, so jung zu sein und so früh hinweg zu müssen!“

„Ja“, entgegnete Heinz ebenso leise — „so jung, kaum zwei- undzwanzig Jahre! — Sie haben ihr heut' auch weiße Rosen gebracht, gnädiges Fräulein?“

„Es waren ja ihre Lieblinge.“ —

Sie wandten sich zum Gehen.

Es war Heinz unmöglich, seinen Blick nur für einen Moment von dem reizenden, graziösen Mädchen zu lassen. „Sie ist trotz aller Verschiedenheit doch ganz wie Rose!“ frohlockte er heimlich. Aber gleich danach durchfuhr ihn ein anderer Gedanke, wie ein jäher Schreck. Wie, wenn Lilli Franken schon in diesen Tagen wieder abreiste? Wenn ihr Bild auch so schnell vor ihm versinken mußte, und ihm wiederum nichts übrigblieb, als ein wundtes Herz? — Das durfte nicht sein! — Nach kurzer Ueberlegung war sein Entschluß gefaßt.

Inzwischen hatten sie den Friedhof verlassen und einen weniger begangenen Pfad eingeschlagen, der erst auf einem kleinen Umwege in das Stadtgewühl zurückführte.

„Mein gnädiges Fräulein,“ begann Heinz beherzt, „darf ich Ihnen, trotz der Kürze unserer Bekanntschaft eine Beichte ablegen? — Ja? — Oh, Sie sind sehr gütig! Ich — ich danke Ihnen! — So hören Sie denn: Am vorigen Allerseeleentage, dem ersten, an dem ich Ihre Cousine unter der kalten Erde wußte, da war mein Schmerz natürlich noch ungebändig. Ich liebte ja noch, ich hatte noch nicht überwunden. — Heute bin ich ruhiger, ja, vielleicht ganz ruhig geworden. Meine Liebe hat sich in ein rein brüderliches Gefühl umgewandelt; jeder Wunsch ist tot, ich habe für die Entschlafene nur mehr ein herrliches Gedächtnis. Aber die Trauer um das verlorene Liebesglück an sich beherrschte mich heute früh noch. Nach dem An- und Abschwollen jenes Glücksgefühls, das jede wahre Liebe in uns erzeugt — war es plötzlich einsam, schmerzlich öde in mir geworden; ich weinte einem Traume nach und konnte mich nicht aufrassen aus dieser stumpfen und doch so schneidend tiefen Qual . . . Und eben dieses Letzte war überwunden, war gleichsam verweht, verflüchtigt, als ich Sie am Grabe der Entschlafenen stehen sah . . . Zuerst hatte ich die Vision, die arme Rose sei an diesem Tage, dem Tage aller Seelen, aus ihrem stillen Kämmerlein emporgestiegen, mich noch einmal zu grüßen . . . Und wunderbar! — als ich dann sah, es war nicht Rose, die da stand in weißen Rosen, es war eine Fremde, die mich erstaunten Blicks betrachtete, da blieb sie doch, jene tiefe Seligkeit! Wie eine reine, starke Blume blüht sie mir nun im Herzen, und mir ist, als hätte sie bereits Wurzeln geschlagen, es innigt durchsahert . . . Liebes, gnädiges Fräulein: Wenn Sie wieder von mir gehen, dann reißen Sie mit unbarmherziger Hand die Blüte aus ihrem Grunde, und mir — mir bleibt wieder ein stotzendes Herz, ein kranker Sinn! — Wollten — könnten Sie so hart sein? — Ich verstehe Sie nicht ganz!“ hauchte sie. Ihre zarte

Gestalt durchrieselte ein Zittern.

„Wirklich? Sie begreifen mich noch nicht?“ rief Heinz mit fast schmerzlicher Ungeduld. Ruhiger werdend, fuhr er fort: „Sehen Sie, Fräulein Franken — die auffallende Ähnlichkeit zwischen Ihnen und der armen Rose; das Eigentümliche unseres Zusammentreffens, dazu mein liebevollendes, müdes Herz — diese drei waren mächtige Verbündete. Nun kann ich, als der Ueberwundene, nur betuern: Ich liebe Sie — liebe womöglich mit einer noch tieferen Reizung, als ich unsere arme Tote geliebt habe. — Würden Sie jemals die Meine werden können, teure Lilli? Ist Ihr Herz noch frei?“

„Ja,“ hauchte sie — „aber“

Sie war rot geworden und sah zu Boden.

„Welches Aber, Fräulein Lilli?“ fragte er weich. „Um eine unsichere Zukunft an meiner Seite brauchen Sie nicht besorgt zu sein! Ich bin, wie ich Ihnen bereits mitzuteilen die Ehre hatte, festangestellter erster Kapellmeister an der hiesigen Hofoper, bin außerdem Komponist und im Besitze eines hübschen Vermögens. Mein Vater war Fabrikbesitzer, verkaufte jedoch, um sich zur Ruhe zu setzen. Ihm gehört die Villa Nr. 20 in der Bellevuestraße. Meine Mutter ist eine herzensgute, eine prächtige Frau; Sie würden sie sicherlich schnell lieb gewinnen.“

Lilli Franken schwieg noch immer in ängstlicher, mädchenhafter Beklommenheit.



Königin Eleonora, die neue „Zarin“ von Bulgarien.

„Darf ich denn gar nicht hoffen? . . . Sie reißen mir ohne Besinnen — die — die Blume aus dem Herzen?! — — Lilli!“ flüchte er.

Endlich antwortete sie, die feuchten Augen tapfer zu ihm aufschlagend. „Ich glaube, daß ich Ihnen gut sein kann, aber wir wollen uns erst noch näher kennen lernen, ja? Es ist noch Zeit dazu, wir fahren erst in vier Wochen zurück. Also seien Sie nicht traurig — hoffen Sie!“

„Haben Sie tausend Dank!“ flüsterte er. „Aber dann — dann sind Sie mir ja doch wieder entrückt?!“

Sie lächelte ein wenig. „Kommt Zeit, kommt Rat. Ueb- rigens will Papa auch verkaufen; man bekommt mit den Jahren doch Sehnsucht nach der Heimat, meint sie. — Jetzt muß ich aber nach Haus. Papa, der leider verhindert war, mich zu begleiten, erwartet mich gewiß schon. Wir wohnen im Hotel zur Krone. Ich bereite Papa vor und schreibe Ihnen morgen ein Briefchen. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ sagte er innig und küßte ihre Hand.

Lange sah er ihr nach, wie sie leichtfüßig davonschritt. Sie winkte einem an der nächsten Wegbiegung vorbeikommenden Wagen und stieg ein, noch einmal freundlich mit dem Köp- fchen zu ihm herübernickend.



Fürst Ferdinand, der neue „Zar“ von Bulgarien.

„Hoffen Sie!“ murmelte Heinz, fröhlich weiterstehend. „Hoffen, ja das will ich, und ich werde nicht vergeblich hoffen. Eine Rose nahm mir der Himmel, um mir eine Lilli — eine Lillie dafür zu beschenken. Hier ist die Vorziehung im Spiele; sie hat's begonnen, sie wird's vollenden!“
Und sein Glaube betrog ihn nicht.



Tirnovo, die alte bulgarische Krönungsstadt, in der Bulgarien zum unabhängigen Königreich proklamiert wurde.



König Peter I. von Serbien.

In treuer Hut.

Novelle von E. Borges.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

4. Kapitel

„Liebe Mutter, ändere deinen Entschluß, zähle doch Fräulein Barnelli mit zu deinen Gästen, wenn in der nächsten Woche die Festlichkeiten hier veranstaltet werden. Bedenke doch, wie sehr es auffallen würde, wenn Asta zugegen wäre, und die Erzieherin müßte im Hintergrund bleiben.“

Es war ein warmer, lieblicher Herbstabend. Frau von Warned sah mit ihrem Sohne auf der vom silbernen Mondlicht hellüberfluteten Terrasse des Herrenhauses. Ein süßer, balsamischer Duft der Blumen erfüllte die ganze Atmosphäre, und selbst in der ganzen Natur lag ein stiller Frieden, den selbst die Vögel nicht zu unterbrechen wagten, denn ihr fröhliches Gezitscher war verstummt. Es hatte bereits elf Uhr geschlagen. Schon mehr als einmal hatte der Diener geräuschlos die Tür geöffnet, um seine letzten Pflichten zu erfüllen und Fenster und Türen zu verschließen, ehe er sich zur Ruhe niederlegen durfte, aber ebenso leise, wie er gekommen, zog er sich wieder zurück.

Immer noch saßen Mutter und Sohn auf der Terrasse; doch ihre Gedanken mochten nicht die heitersten sein, denn des Sohnes Antlitz war finster und unwohl, während die Mutter in nervöser Hast die Ringe an ihren Fingern drehte. Sie hatte diesen Augenblick schon seit mehreren Tagen erwartet und ihn gefürchtet, denn sie wußte nicht, ob sie ihren Willen behaupten und ihre Meinung durchsetzen würde. Aber so oft sie auch ihrem Sohne nachgegeben hatte, diesmal wollte sie standhaft bleiben und den Sieg davontragen.

Asta war mit ihrer Gouvernante bereits seit drei Monaten im Herrenhause und Frau von Warned hatte ihre Gegenwart kaum empfunden. Oft sah sie die beiden nur abends, nur manchmal ging sie nachmittags mit ihnen durch Keld und Wald, aber nur, wenn sie sich gerade noch etwas Unterhaltung oder dem Gepfander des Kindes sehnte. Doch dieser Zustand konnte nicht mehr lange so bleiben. In wenigen Tagen wurde auf dem Erlethofe eine große Gesellschaft erwartet, dann konnte Fräulein Barnelli nicht wie eine verzauberte Prinzessin verborgen bleiben. Aber aus einzelnen Bemerkungen, die der Sohn gemacht, und aus Blicken, die dem scharfen Auge der Mutter nicht entgangen waren, kannte sie zur Genüge Thilo's Gefühle für die Italienerin, und sie fürchtete, daß er in der Uebereiluna Herz und Hand der Sirene zu Füßen legen würde.

Frau von Warned hatte bis jetzt erst zweimal in ihrem Leben Schmerz kennen gelernt; zuerst bei dem Tode ihres Gatten, dann als Asta mit ihrer Erzieherin in ihr Haus kam. Jetzt schien die letzte Sorge noch größer und drohender zu werden, wie die erstere, denn wenn diese stolze Kokette beabsichtigte, hier Herrin zu werden, dann mußte das Glück ihres Sohnes traurigen Schiffbruch leiden.

Als sie in solchen Gedanken versunken dem jungen Manne gegenüber saß, war sie fest entschlossen, die kühnen Absichten der Italienerin nach Kräften zu vereiteln. Sie sagte daher so unbefangen wie möglich: „Es liegt mir gewiß wenig daran, Fräulein Barnelli von unseren kleinen Gesellschaften fern zu halten; sie hat hier ja auch mehr Freiheit, wie in irgend einer anderen Stellung. Mein einziger Grund, war die Ueberzeugung, daß es für Asta nachteilig sei, sie schon jetzt wie eine erwachsene Dame zu behandeln; ziehe ich aber das Fräulein zu den Gesellschaften hinzu, so muß das Kind dabei sein.“

Thilo sprang entrüstet von seinem Sitze auf. „Das sehe ich nicht ein,“ rief er empört, „soll denn dieses kleine verzogene Geschöpf dem Fräulein hindernd im Wege stehen? Fräulein Barnelli ist aus guter Familie, sie ist fein gebildet, lebenswürdig und schön, was hast du also an ihr anzusehen? Sie ist jeder Gesellschaft eine Perle, warum soll sie hier behandelt werden wie eine bessere Magd, und mit Asta's Kammerjungfer auf gleicher Stufe stehen?“

„Mein lieber Sohn, welch eine sonderbare Idee,“ bemerkte die Mutter vorwurfsvoll. „Sag doch solche Worte nicht laut werden, Fräulein Barnelli hat gewiß nicht solche Gedanken.“

„Oh doch, Mutter, sie sprach gestern abend davon.“

„Was sagte sie?“ fragte die Mutter anscheinend gleichgültig.

Doch der junge Gutsherr erinnerte sich rechtzeitig, daß das Fräulein ihn gebeten hatte, ihre Bemerkung nicht zu wiederholen, und erwiderte daher leichtsin: „Oh, es war nichts; ich hätte nichts sagen sollen, denn es kann ihr nicht lieb sein. Aber ich bitte dich, liebe Mutter, laß sie manchmal aus ihrer Verborgenheit herauskommen, wenn unsere Gäste da sind. Es muß doch sehr hart für sie sein, nicht die Freuden des Lebens in dem Maße zu genießen, wie andere junge Damen und stets nur für das tägliche Brot zu arbeiten, besonders, da sie in ihrer Jugend bessere Tage gesehen hat.“

„Du scheinst ja großes Interesse für das Wohl und Wehe der Gouvernante zu haben,“ bemerkte die Mutter, die kaum noch ihren Unmut beherrschen konnte. „Es ist doch natürlich, daß sie jede Festlichkeit teilt, zu der Asta hinzugezogen wird. Und da ich denke, dem Kinde jetzt eine kurze Ferienzeit zu



Der russische Minister des Aeußern, Iswolsti (rechts) und der italienische Minister des Aeußern, Tittoni (links).

geben, kann Fräulein Barnelli ihre freie Zeit nach ihrem eigenen Belieben benutzen."

"Darf ich ihr denn sagen —"
Doch die Mutter unterbrach schnell ihren Sohn. "Ich werde dem Fräulein meine Absicht selbst mitteilen," sagte sie herbe, "aber es ist spät geworden, Thilo, ich will mich jetzt zur Ruhe begeben." Dann erhob sie sich, berührte flüchtig die Stirn des Sohnes mit ihren Lippen und zog sich langsam zurück, Thilo mit dem unbehaglichen Gefühl zurücklassend, seine Mutter erzürnt zu haben.

"Sie hat Wind gespürt," murmelte er halblaut, als er mit raschen Schritten die Terrasse durchmaß. "Ob wohl dieses garstige kleine Ding unsere Begegnungen im Walde oder unsere Tour nach Walbheim ausgeplaudert hat? Wenn ich das wüßte, ich würde sie einsperren, dieses unaussprechliche Geschöpf!" Dann verließ er die Terrasse.

Am nächsten Tage betrat Frau von Warned das Schulzimmer. Als sie flüchtig die Hefte des Kindes überblickt hatte, wandte sie sich der Erzieherin zu.

"Wollen Sie mit mir in mein Voudoir kommen?" bat sie freundlich, "ich habe mit Ihnen zu reden. Bitte, geben Sie nur voran, ich folge in einigen Minuten, ich muß zuvor mit dem Gärtner über die Azaleen sprechen."

"Sie wird mir kündigen," dachte Carola Barnelli, als sie das kleine, trauliche Gemach betrat. "Sie ahnt die Neigung ihres Sohnes zu der armen, bezahlten Gouvernante. Haha, wenn er mich bittet, seine Gattin zu werden, will ich ihn huldvoll annehmen, wenn es auch nur sein sollte, mich an dieser stolzen Person zu rächen. Bah, was liegt mir an Thilo, ich liebe ihn nicht. Ach, Titus, mein Geliebter, warum kommst du nicht zu mir und rußt mich zurück, ehe es zu spät ist?" Dann stellte sie sich vor den hohen Spiegel, warf die Arme in theatralischer Bewegung in die Höhe, und lächelte bezaubernd ihrem eigenen Spiegelbilde zu. "Ja, Titus, du bist ein Tor," fuhr sie dann in ihrem Selbstgespräch fort, "du zögerst, weil ich arm bin, aber es wird der Tag kommen, wo du einsehen wirst, daß du mich verloren hast. Dann werde ich eine reiche, geliebte und bewunderte Dame sein, dieses Haus, diese stolze Besitzung wird mein Eigentum werden. Haha, Madame liebt diese antiken Tische und Stühle," sie warf einen verächtlichen Blick auf die zierlich verschnörkelten Möbel, "die schon seit Jahrhunderten auf demselben Platz stehen, aber alles wird mein eigen sein und alles soll verschönert und erneuert werden. Dieser schwache, verblendete Jüngling, der wie weiches Wachs in meinen Händen ist, soll noch erleben, daß ich die alten Sachen, die er so hoch in Ehren hält, wie unnützes Gerümpel auf den Speicher stelle, wenn nicht unter der Zahl der Gäste, die in der nächsten Woche erwartet werden, ein Herr ist, der mir besser gefällt und reicher ist, als Thilo." Mit diesen Worten warf sie ihrem reizenden Spiegelbilde ein Kuckhändchen zu und stellte sich demütig und bescheiden in eine Fensterbank.

Endlich hörte sie das Rauschen eines schweren Seidenkleides und Frau von Warned betrat das Gemach. "Ich wollte mit Ihnen über Asta sprechen," begann sie freundlich, als sie der Erzieherin einen Platz ihr gegenüber angeboten hatte. "Sie wissen doch, daß wir in der nächsten Woche Gäste erwarten?"

Carola Barnelli nickte. "Ich habe daran gedacht, daß eine Zerstreuung dem Kinde auch gut tun würde, und daher soll es Ferien haben." Frau von Warned hielt inne, doch als die Gouvernante noch immer schwieg, fuhr sie fort: "Ich zweifle gewiß nicht, daß es Ihnen eine Freude sein wird, Ihre Verwandten wiederzusehen. Eine kleine Abwechslung wird Ihnen auch lieb sein. Sie und Asta haben in den letzten drei Monaten fleißig gearbeitet."

Frau von Warned hatte in ihrer gewohnten milden Weise gesprochen und schien die Erregung im Antlitz der jüngeren Dame gar nicht zu bemerken. Fräulein Barnelli hatte erstaunt zugehört, dann erbleichten ihre Wangen und ihre Augen blickten zornig. Nach einer kurzen Pause fragte sie tonlos:

"Wünschen Sie, daß ich das Haus verlasse?"
"Ich meine nur, daß Sie Ihre freie Zeit gewiß gern bei Ihren Verwandten zubringen," erwiderte die Herrin ausweichend. "Sie sagten mir doch selbst, Ihre Mutter sei aus Deutschland und mehrere Ihrer Verwandten lebten hier ganz in der Nähe; ist es nicht so?"

"Ja, aber ungeladen gehe ich nicht zu ihnen. Seitdem wir in drückenden Verhältnissen lebten, haben sie sich nicht um uns bekümmert, selbst als mein Vater starb und ich in der Welt allein stand, hat man meinen Brief nicht beantwortet. Ich habe gar keine Freunde, die ich besuchen kann, aber wenn ich fort soll, kann ich mich leicht in einem benachbarten Dorfe einmieten, bis Ihre Gäste fort sind. Ich bin an ein einsames Leben gewöhnt."

Es lag mehr als ruhige Ergebung, fast eine dumpfe Verzweiflung in den Worten der Erzieherin und die tief blauen Augen blickten so unschuldig bittend die Dame des Hauses an, daß ihr weiches Herz gerührt wurde, und sie schnell ihre Absicht, die Gouvernante aus dem Hause zu entfernen, und ihr dann zu schreiben, niemals zurück zu kommen, aufgab.

"Arbeit, ich denke gar nicht daran, Sie fortzuschicken, wenn Sie kein Haus haben, wo Sie bleiben können," lenkte sie deshalb begütigend ein. "Ich glaube nur, eine Abwechslung würde Ihnen Freude machen, das ist alles. Aber Asta muß ganz entschieden eine freie Zeit haben, und Sie bleiben bei uns, auch wenn unsere Gäste hier sind. Jedoch mache ich eine Bedingung: Ich erlaube durchaus nicht, daß Sie meinen Sohn ermutigen, mit Ihnen zu kokettieren. Ich muß ganz offen mit Ihnen reden," fuhr sie fort, als Carolas Wangen zornig glühten. "Sie sind schön — viel zu schön, um in untergeordneter Stellung zu leben. Junge Leute sind nun oft gedankenlos und Thilo darf nicht gegen meinen Willen heiraten. Diese Besitzung müßte ihm zwar nach meinem Tode rechtmäßig zufallen, aber wenn er gegen meinen Willen heiratet, so enterbe ich ihn, und daher müßte er schon ein reiches Mädchen wählen. Sie haben mich doch verstanden? Wenn Sie nach meinem Willen handeln, will ich um Ihr Wohl besorgt sein. Bitte, jetzt rufen Sie Asta's Zofe, das Kind muß neue Gesellschaftskleider haben."

Fräulein Barnelli hatte das Zimmer verlassen, aber vorher warf sie ihrer Feindin einen Blick tödlichen Hasses zu, den diese aber nicht bemerkte.

Asta wunderte sich, daß auf dem Spaziergange Fräulein Barnelli ungewöhnlich schweigsam war und alle Fragen nur einfüßig beantwortete.

"Hier ist wieder die schöne kleine Kirche" rief sie freudestrahlend aus, als beide in der Nähe von Walbheim waren, "und dort kommt auch wieder Herr von Warned, wie sonderbar, daß wir ihm immer begegnen, so oft wir ausgehen; finden Sie das nicht auch, Fräulein Barnelli?"

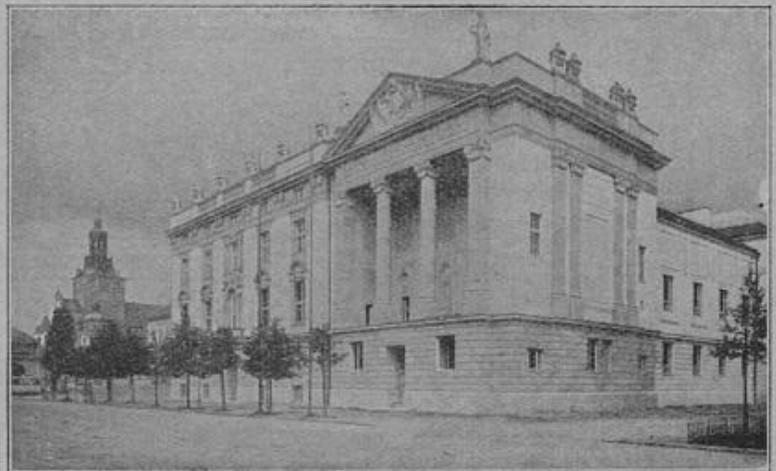
"Ja," gab die Befragte leise zurück, und ihre Wangen färbten sich purpurn.

"Er hat uns noch nicht gesehen, kommen Sie schnell, Fräulein, wir wollen uns verbergen," dabei faßte sie die Hand der Gouvernante, um sie mit sich fort zu ziehen.

"Nein, das ist kindisch, Asta," entgegnete das Fräulein streng, "man sollte wirklich meinen, du fürchtest dich vor ihm."

Asta ließ schnell die ergriffene Hand fahren und um ihre Lippen zuckte es bedenklich. Ein einziges hart gesprochenes Wort ersticke ihre Heiterkeit. Einen Augenblick stand sie still. Tränen verschleierten ihren Blick, sie sah noch ihren Vormund, der mit ausgestreckten Händen die Erzieherin bearückte, dann eilte sie unbemerkt davon.

(Fortsetzung folgt.)



Die neue Schackgalerie in München.

Die billigen Hunde.

Eine lustige Geschichte von Stefan Sumpf.

Schluß. Nachdruck verboten.

Diese Idee hatte etwas Bestechendes an sich. Ich hatte schon des öfteren Hundehändler dort gesehen. Doch das war ja Unsinn! Ich konnte mich doch schließlich nicht in höchst eigener Person in die Alleestraße stellen und meinen Hund verkaufen. Wenn mich da irgend ein Bekannter sehen würde. Das würde schönen Gallo geben. Meine Frau, die auf irgend einer Weise von dieser Idee Wind bekommen hatte, fand diese jedoch entzückend. Wir gerieten ernstlich aneinander. Um gar nicht zu viel böses Blut zu machen, entschloß ich mich endlich zu dem schweren Gang. Mit dem schlechtesten Anzug bekleidete ich mich und zog los. Meine Frau schärfte mir noch ganz besonders ein, den Hund ja nicht unter zehn Mark zu verkaufen, denn jetzt sei er größer, und außerdem müsse man bei jedem Geschäft etwas verdienen.

Unweit der Passage nahm ich meinen Platz ein. Meinen Hund ließ ich laufen. Er hatte ein allerliebtestes rotes Halsband um und fand bald das Entzücken einer Dame. Sie nahm ihn hoch. Als er gleich darauf mit seinen schmutzigen Pfoten die Taille der Dame bearbeitete, fiel sie fast in Ohnmacht, und ging rasch weiter. Fast zwei Stunden führte ich meinen Hund zur Schau. Die schönsten Witze und Sticheleien kriegte ich zu hören. Die tiefstimmigste sei hier verewigt. Ein Berliner Junge meinte:

„Nu sieh dir bloß mal den Hund an und dann erst den Ollen.“

Endlich schien die Stunde zu schlagen. Ein Herr kaufte meinen Hund. Das heißt, ganz so weit war es noch nicht. Wir hatten uns gerade über den Preis geeinigt. Und er wollte bezahlen, als mich von hinten ein Schutzmann anstieß und sagte:

„Hier darf nicht gehandelt werden, kommen Sie mal mit zur Wache, damit ich Sie feststellen kann.“

Ich war perplex, das war ja wieder eine schöne Geschichte. Doch was half's, ich mußte mit. Ueber die Szene auf der Wache schweige ich lieber. Drei Stunden später kam ich arg zerknirscht nach Hause, sogar mein Hund ließ den Kopf hängen. Meiner Frau kam die Geschichte äußerst spanisch vor. Sie hatte mich in der Zwischenzeit heimlich beobachtet und wollte sich tolläseln über die verschiedenen Situationen, in welchen sie mich gesehen und die sie mit breitem Behagen ausmalte. Ich sagte kein Wort.

Sie hatte indes einen neuen Plan:

„Weißt du, in der Zeitung stehen immer Leute, die wo Hunde kaufen. Da gehen wir hin.“ (Für das Deutsch hin ich nicht verantwortlich.)

Gesagt, getan! Heute ging's nach Rixdori, morgen nach Schöneberg. Niemand wollte den Hund kaufen. Alle hatten schon einen. Nachdem wir uns acht Tage lang redlich mit Hundeverkaufen geplagt hatten, getraute ich mir ein Wort zu sagen:

„Wie wäre es denn, wenn wir den Hund verschenken?“

„Über da kam ich schon an.“

„Jetzt, wo er so viel Geld gekostet hat? Niemals! Auf keinen Fall.“

„Oder wenn wir ihn behielten?“

„Nein, jetzt mag ihn nicht mehr, und außerdem,“ meinte meine Frau ironisch, „kannst du ja auch die Steuern nicht bezahlen.“

O diese Weiber. Und wieder gingen wir unseren Hund verkaufen.

Endlich nach fünf Tagen glückte es. Meine Frau hatte zehn Mark in der Hand, und ihre Augen leuchteten als sie sagte:

„Siehst du, Beharrlichkeit führt zum Ziel. Wenn ich etwas will, dann wird es immer wahr. Die zehn Mark habe ich verdient.“

Ich schwieg. Was hätte ich auch sagen sollen. Zuhause angekommen, meinte meine Frau:

„Weißt du, für die zehn Mark können wir dem Hund eine neue Decke kaufen, und dann habe ich neulich so wunderschöne Freßnapfe gesehen, da könnte man auch gleich einen mitbringen.“

Lächelnd sagte sie das alles. Ich erwiderte gar nichts mehr, jeder Widerspruch wäre ja auch zwecklos gewesen, denn meine Frau hatte ja die zehn Mark „verdient“. Also wurde gekauft. Als ich am anderen Morgen meinen Briefkasten öffnete, fand ich darin ein behördliches Schriftstück: Wegen

unerlaubten Straßenhandels sollte ich fünfzehn Mark Strafe bezahlen.

Natürlich war ich wütend, und ebenso natürlich war es, daß meine Frau sich darüber amüsierte.

Doch auch ihr sollte das Lachen vergehen. Am anderen Morgen fraß unser Hund nicht. Der Tierarzt riet zu Stagnaf, eine weiße Frau zu Schwefelblüte, doch alles war vergebens, unser Hund fraß nicht, sondern wurde mit jeder Stunde elender. Am dritten Tage kriegte er einen Krampfanfall, legte sich auf die Seite und war . . . tot.

Meine Frau heulte. Ich wollte ihr gerade Trost zusprechen, als es heftig klagelte. Gleich darauf stürzte eine Frau ins Zimmer. Polternd und donnernd und ohne Gruß redete sie los:

„Sie haben mich betrogen. Der Hund war krank. Sie haben das gewußt. Heute ist er gestorben. Ich verlange mein Geld zurück oder ich zeige Sie an. Und außerdem verlange ich Erstattung meiner Ankosten. Sie sind ein Schwindler.“

Und so ging das weiter. Unaufhaltsam und uneindämmbar.

Erst als ich mein Portemonnaie zog, wurde sie ruhiger. Siebzehn Mark und achtzig Pfennige verlangte sie. Noch im Fortgehen wutschraubende Redensarten murmelnd.

In meinem ganzen Leben schaffe ich keinen Hund mehr an!

Ob dies wahr wird? Meine Frau läuft schon wieder mit vermeintem Gesicht umher, und ich fürchte für Suppe und Salat und . . . für meinen Ausgabeetat, der auch sicher durch die Skizze nicht wieder ins Gleichgewicht gebracht wird.

Neulich lese ich einem Freunde diese Geschichte vor und dieser Mensch sagt:

„Warum hast du nun den Hund nicht gleich verschenkt, die zehn Mark aus deiner Tasche genommen, dann hättest du doch die vielen Umstände nicht gehabt.“

Nicht wahr, so sind die Menschen. Daran, daß ich dann die Geschichte nicht hätte schreiben können, denken solche Leute natürlich nicht.



Nützliches fürs Haus.



— **Kürbis einzumachen.** Man nimmt vorzugsweise hierzu die langen, gelben Kürbisforten, schält sie und nimmt mit einem silbernen Löffel sorgfältig das Mark heraus. Dann schneidet man sie wie Gurken in etwa fingerlange Streifen und kocht sie einen Augenblick in Wasser. Sie dürfen jedoch nicht gar sein. Nachdem man sie auf einem Sieb hat abtropfen lassen, lege man sie mit dem gleichen Gewicht geriebenem Zucker, etwas gestoßenem Ingwer und weißen Pfeffer in eine Porzellanschüssel und lasse sie etwa 12 Stunden lang zugedeckt stehen. Dann lasse man den abgelassenen Saft kochen, lege den Kürbis dazu und koch ihn eine Weile mit, doch darf er nicht weich werden. Hierauf nimmt man den Kürbis heraus, füllt ihn in ausgeschwefelte Gläser oder Steinkruken und gießt den dick eingekochten Saft erkaltet darauf.

— **Grünes Winterfutter für Zimmervögel,** wenn draußen alles erfroren ist, kann man sich leicht selbst gewinnen. Man stellt einen Topf mit Erde an das Küchenfenster, pflanzt darin Erbsen und Bohnen, die man beim Ausleeren als schadhast zurückgelegt hat, hiersür sind sie noch tauglich. Man gießt die Erde täglich und bald keimt ein saftiges Pflänzchen hervor, das die Vögel gern fressen. Viel darf man ihnen nicht davon geben, nur täglich etwas.

Kreuzstern

MAGGI'S Würze
ist und bleibt!
DIE BESTE!

Man verlange auch beim Nachfüllen ausdrücklich **MAGGI'S Würze.**



Unsere Bilder.



— **Tirnowo.** (Vgl. die Bilder Seite 348.) In Tirnowo, der alten Hauptstadt Bulgariens, hat sich Fürst Ferdinand die Königskrone aufs Haupt gesetzt und damit die Unabhängigkeitserklärung des Landes von der Türkei vollzogen. „Königin“ Eleonora, die 49jährige Gemahlin des Fürsten, war mit der ganzen fürstlichen Familie zu dem Staats- und Krönungsalte nach Tirnowo geeilt. Tirnowo findet in seiner Lage vielleicht seinesgleichen nicht auf der ganzen Welt; wie jeder, der die Stadt gesehen hat, so ist auch unser Mollke von ihr im höchsten Grade überrascht gewesen. Sie liegt nämlich in einem Amphitheater in den Vorbergen des Balkans, aber nicht etwa auf einem einzigen Felsrücken, sondern auf einer Gruppe von solchen, die die Jantra in den mannigfachen Krümmungen umströmt. Steile, inselartig voneinander getrennte Felsenterrassen, graue Abstürze ohne Leben und Vegetation und dazwischen die Windungen der Jantra, die in dem Gewirr natürlicher Klüften bald dort, bald hier durch einen Silberstreifen sich bemerkbar macht: das sind die bezeichnenden Züge dieser Stadt. Natürlich, daß sie sehr eng gebaut ist. Nur auf der Hauptstraße, die auf dem Rücken des Felsplateaus läuft, kann man zu Wagen noch leidlich durchkommen. Von dieser Haupt- aber steigen die Häuser in Terrassen abwärts; durch die Nachbartüren gelangt man oft aus dem Hofe eines Hauses in das obere Stockwerk oder auf das Dach des andern. Die engen Seitengäßchen sind eigentlich Treppen. Der Rand fällt 50 bis 60 Meter zur Jantra ab und man hört fortwährend das Rauschen des Flusses. Die Häuser sind wegen Raummangels dicht gedrängt und, was im Orient selten ist, viele Stockwerke hoch. Meist sind sie aus Holz, gelb, weiß oder rot angestrichen und haben kleine Miniaturgärten. Tirnowo bedeutet zu deutsch „Dornenburg“ und erst gegen 1200 beginnt die Geschichte dieser Stadt. Ihre Glanzzeit ist die Periode des zweiten Bulgarenreiches 1186 bis 1393; unter der Türkenherrschaft sank ihre Bedeutung schnell. Heute ist die türkische Kolonie in Tirnowo stark zusammengeschmolzen und nur eine Moschee hier und dort erinnert noch an die türkische Vergangenheit.

— **König Peter von Serbien.** Daß die tragischen Vorkommnisse, die sich vor fünf Jahren in Serbien abspielten, noch nicht der Vergessenheit anheimgefallen sind, sondern daß die Erregung, wenn auch nicht ganz offen, noch weiter anhält, zeigt der Vorstoß, den man jetzt wieder in der „Oesterreichischen Rundschau“ gegen den durch jene Ereignisse König gewordenen Peter I. (Siehe Bild Seite 349) unternommen hat. Peter I. wird in der Zeitschrift in aller Deffentlichkeit als mit schuldig am Morde des Königspaares bezeichnet und zum Beweis der Wortlaut eines Schwures des damaligen Prinzen Peter Karageorgewitsch veröffentlicht: „Ich, Prinz Peter Karageorgewitsch, schwöre bei meiner Ehre, daß, solange ich und meine Nachkommen auf dem serbischen Throne sind, die Verschwörer und ihre Nachkommen nicht nur nicht gerichtlich verfolgt, vielmehr ihnen die höchsten Stellen im Lande gesichert werden.“ — Sollte diese Darstellung den Tatsachen entsprechen, so würde es verständlich sein, daß die Bluttat im Königsschloß der serbischen Hauptstadt eine Sühne bisher nicht gefunden hat.

— **Tittoni und Sawolski.** (Zu dem Bilde Seite 349.) Der russische Minister des Aeußern, Fürst von Sawolski, hat eine diplomatische Studienreise durch die Hauptstädte Europas gemacht, deren Hauptzweck die Besprechung der neuen politischen Lage auf dem Balkan war. Bei dieser Gelegenheit ist er auch mit dem italienischen Minister des Aeußern, Tittoni, zusammengetroffen.

— **Die neue Schatzgalerie in München** (Vgl. das Bild Seite 350) ist seit 1872 in dem von Lorenz Gedon erbauten Gebäude in der Briennerstraße untergebracht; da die Räume in demselben sich aber als recht ungünstig erwiesen haben und auch sehr klein sind, hat Kaiser Wilhelm, in dessen Eigentum die Galerie beinahe 1894 übergegangen ist, neben dem Bayerischen Nationalmuseum in der Prinzregentenstraße einen Neubau nach dem Entwurf des Professors Max Littmann errichten lassen, der nunmehr fertiggestellt ist. In dem prächtigen Gebäude wird außer der Schatzgalerie auch die preussische Gesandtschaft untergebracht werden, so daß die Gesandtschaft bei großen Festlichkeiten die schönen Galeriegemächer mit benutzen kann. Ein großer

Oberlichtsaal in der Galerie wird die Gemälde Lenbachs aufnehmen, auch die Bilder Böcklins und Schwinds werden in gesonderten Räumen untergebracht. Ueber der Loggia, die sich an der östlichen Seite der Fassade über dem Erdgeschoß erhebt, ist folgende vom Kaiser bestimmte Widmung angebracht worden: „Kaiser Wilhelm II. der Stadt München zur Erinnerung ihres Ruhmes und großen Künstlern zum Gedächtnis.“



Rätsellecke.



Regierbild.



Wo ist der Fiel?

Dreifilbige Charade.

Bei vielen Instrumenten wird geschägt
Die Erste weniger bei der Zunge;
Gar mancher Maus sieht man sie vorgelegt,
Und wachsam strengt sie an die Zunge.
Die Andern sich mehr als achthundert Jahr
Schon in dem stolzen Hafen spiegeln,
Der immer ihres Wohlstands Quelle war
Und sie dem Feind weiß zu verriegeln.
Viel weiter noch mußt du gen Norden ziehn,
Um nun das Ganze aufzufinden;
Welch ein Magnet, der Eisregion verziehn!
Wird Forschung je sie ganz ergründen?

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Versted-Rätsel: Vernet.

Somonym: Lette.

Rebus: Faustrecht.



In treuer Hut.

Novelle von C. Borges.

Fortsetzung. Nachdruck verboten.
 „Ich wußte, daß ich Sie hier finden würde,“ frohlockte der junge Gutsherr. „Sind Sie allein?“

„Nein, Asta ist bei mir — wo ist denn das lästige Kind?“ sie sah sich nach allen Seiten um, „sie wird Blumen pflücken, ich muß sie holen.“

Warten Sie einen Augenblick, das Kind ist hier in der Nähe, es kann nicht weit entfernt sein. Ich habe jetzt so selten eine Gelegenheit, mit Ihnen allein zu sein. Bitte, sagen Sie mir, hat meine Mutter mit Ihnen gesprochen?“

„Ja,“ entgegnete Carola ruhig. „Sie sagte mir, das Haus würde in der nächsten Woche voller Gäste sein, Asta sollte während dieser Zeit ihre Ferien haben, und ich sollte meine Freunde besuchen.“

„Fräulein Barnelli — Carola, Sie —“
 „Ich habe gar keine Freunde,“ unterbrach ihn lächelnd die junge Dame, daher wurde mir erlaubt, hier zu bleiben und an der Gesellschaft teilzunehmen, wenn Asta hinzugezogen wird.“

„Sie sollen immer zugegen sein, denn Sie sind mein spezieller Gast. Ich werde meiner Mutter sagen, daß sie nicht freundlich gewesen ist.“

Carola berührte leise seinen Arm mit ihren Fingerspitzen und sagte bittend: „Nein, sprechen Sie nicht mit Ihrer Mutter von mir, Sie würden dadurch meine Stellung noch unerträglicher machen, wie sie ohnehin schon ist. Lassen Sie die Sachen ruhen, es wird mit der Zeit besser werden. Ihre Mutter meint es vielleicht gut, aber sie ahnt nicht, was arme, fremde, und heimatlose Menschen fühlen; wie könnte sie es auch, da sie doch reich ist?“

„Sie sollen nicht länger ohne einen Freund und ohne Heimat sein, Fräulein Carola,“ rief Thilo stürmisch. „Sie sollen auch reich werden, denn ich liebe Sie. Werden Sie meine Gattin, Geliebte, ich —“

„Still, still. Sie bedenken nicht, was Sie sagen; ich bin nicht die rechte Gattin für Sie,“ wehrte das schöne Mädchen errötend ab und trat schüchtern einen Schritt zu-

rück. Sie waren mittlerweile in die Nähe der Kirche gekommen und standen jetzt im Schatten einer dichtbelaubten Akazie, so daß sie den Vorübergehenden fast verborgen waren.

„Warum nicht, Carola? Sie sind das Glück meines Lebens, das Licht meiner Augen, nur an Ihrer Seite kann ich ein glückliches Leben führen,“ fuhr der junge Gutsherr leidenschaftlich fort. „Nur der Gedanke, daß Sie bei mir sind, enthädtigt mich reichlich für die Last, die das kleine, garstige Geschöpf mit sich bringt.“

„O, Thilo, wie dürfen Sie so von Ihrem Mündel sprechen?“ erwiderte sie mit schelmischem Lächeln. „Wo ist denn das „garstige Geschöpf?“ Es ist Zeit für uns, heimzukehren. Wo mag sie nur wieder sich versteckt haben?“ Carola spähte mit ängstlichen Blicken umher, dann warf sie einen Blick auf ihre kleine Uhr.

„Sie wird in die Kirche sein, die Tür steht offen; sie hält sich ja gern in jeder Kirche auf; ich will sie holen,“ beruhigte der Vormund.

Er betrat das kleine Gotteshaus, spähte forschend nach allen Seiten und rief dann mit gedämpfter Stimme: „Asta — Asta, wo bist du? Wir wollen nach Hause gehen.“ Keine Antwort erfolgte, keine Spur des Kindes war zu erblicken.

„Sie ist nicht in der Kirche,“ berichtete er, als er zu der Gouvernante zurückkehrte.

„Wo mag sie sein? O, dieses lästige Kind! Sie ist immer verschwunden, wenn man sie haben will,“ jammerte trostlos das schöne Mädchen.

„Sie wird bereits heimgegangen sein,“ tröstete der Begleiter, dann erhob er seine Stimme und rief so laut er konnte: „Asta — Asta.“

Nur das Echo des nahen Waldes antwortete. Vergebens durchsuchten beide die ganze Umgegend. Kein lebendes Wesen war zu erblicken. Nur vom nahen Walde her kamen einige Holzhauer mit Art und Säge beladen, die jetzt müde den Heimweg antraten. Auf der breiten Landstraße näherte sich langsam ein reichbeladener Leiterwagen, und singende Landleute, die jubelnd die Ernte heimbrachten, aber niemand hatte das vermiste Kind gesehen. Fräulein Carola blickte sprachlos vor Entsetzen zu ihrem Begleiter auf.



Ein französisches Kriegerdenkmal auf deutschem Boden.

„Glauben Sie wirklich, daß Aſta allein heimkehrte?“ fragte ſie tonlos. „Ich fürchte, ſie kennt hier die Wege nicht; o! wenn ſie Eigennern in die Hände gefallen wäre, die ſie ſtehlen würden, das wäre ganz entſetzlich!“

Thilo ſchüttelte ſein Haupt und lachte. „Meine liebe Carola, Eigennern ſtehlen heutzutage keine Kinder mehr, und ganz gewiß nicht Kinder in Aſta's Alter. Nein, verlaſſen Sie ſich darauf, das Kind wird ſchon daheim ſein.“

„Dann laſſen Sie uns ſchnell umkehren, ich habe keinen Augenblick Ruhe mehr, bis ich das Kind in Sicherheit weiß,“ flehte die Gouvernante. „Was wird Ihre Mutter ſagen, daß ich nicht beſſer acht gegeben habe?“

„Vielleicht merkt ſie nichts davon,“ tröſtete der junge Mann, „Aſta ſoll nichts verraten, dafür laſſen Sie mich ſchon ſorgen.“

Schweigend ſchritten beide durch den dunklen Wald dem Erlenhofe zu. Es war kein angenehmes Beiſammenſein, denn die Angst um das vermißte Kind und die Folgen, die dieſe Unachtſamkeit nach ſich ziehen würde, machten Carola ſchweigſam und bedrückt, daß ſelbſt Thilo ſie nicht erheitern konnte.

Das Erſtaunen des Portiers war groß, als Fräulein Varnelli, die kaum das Haus betreten hatte, atemlos herborſtieß: „Aſta — iſt ſie gekommen? Haben Sie das Kind geſehen? Wiſſen Sie, wo es iſt?“

„Aſta iſt nicht hier,“ verſetzte der Befragte ruhig, doch als er die Angst der Gouvernante bemerkte, rügte er ſchnell hinzu, „ich will bei der Dienerschaft nachfragen, wenn Sie es wünſchen.“

„Ja, ja, gehen Sie — fragen Sie überall, vielleicht iſt ſie bei Frau von Warned, ich will hier warten, bis Sie zurückkommen.“

Der Portier verſchwand blißſchnell, während die Gouvernante in namenloſer Unruhe die große Halle durchſchritt, um hier auf ſeine Rückkehr zu warten. O, hätte ſich nur die Erde aufgetan, um ſie zu verſchlengen!

Herr von Warned hatte inzwiſchen die Pferdeſtälle durchſucht, denn Aſta liebte die prächtigen Koſche und hielt ſich gern im Stalle auf, ihren eigenen kleinen Pony ſtreichelnd, der ſie ſchon am Tritt erkannte. Aber heute war ſie nicht hier, ebenſowenig wie bei der Reiterfamilie, mit deren ſtändern ſie Freundschaft geſchloſſen hatte.

Nach wenigen Minuten, die Carola eine kleine Ewigkeit zu ſein ſchienen, lehrte der Portier zurück.

„Niemand hatte Aſta geſehen, ſeitdem ſie mit der Gouvernante einige Stunden das Haus verlaſſen hatte,“ berichtete er erſt, faſt feierlich. „Bei Frau von Warned könne die Kleine nicht ſein, denn die Dame ſei vor längerer Zeit ausgefahren.“

Dieſer Gedanke war zwar beruhigend, aber was ſollte jetzt geſchehen? Carola zitterte vor heftiger Erregung. „Ich will in den Wald zurück und das Kind ſuchen,“ flüſterte ſie halblaut, „vielleicht hat ſie ſich auch im Garten oder im Park verſteckt.“

Draußen vor dem Portal traf ſie Herrn von Warned. „Aſta iſt nicht hier,“ rief ſie ihm ſchluchzend entgegen. „Was ſoll ich tun? O, helfen Sie mir, ſuchen Sie das Kind!“

„Gewiß, iſt habe den Jagdwagen anſpannen laſſen. Sorgen Sie ſich nicht, ich bringe das Kind zurück,“ mit dieſen Worten ſprang er in den Wagen und eilte davon.

Carola ſtand regungslos. Sie ſah wie durch einen dichten Schleier das leichte Fahrzeug im Dunkel des Waldes verſchwinden, dann lehrte ſie allein in das Haus zurück.

Wenn Aſta verſchwunden iſt, muß ich meine ſchönen Hoffnungen zu Grabe tragen, denn dann werde ich niemals Frau von Warned, Beſitzerin des Erlenhofes, werden.“

5. Kapitel.

Es war ſonderbar, daß nirgends eine Spur von dem vermißten Kinde zu finden war. Niemand hatte die Kleine geſehen, niemand ſie gehört. Herr von Warned fragte jeden Arbeiter im Walde oder auf dem Felde, der jetzt von der Tagesarbeit heimkehrte, alles war vergebens. Eine alte Frau glaubte wohl am Nachmittage ein Kind in ſchwarzer Kleidung geſehen zu haben, aber ihre Ausſagen waren ſo unbeſtimmt, daß Herr von Warned wohl merkte, die Alte müſſe ſich getäuſcht haben; jedenfalls konnte er ſich auf ihre Mitteilungen nicht verlaſſen. In einer geringen Entfernung lag das Städtchen Waldheim. Aſta war oft dagewesen und die verſchiedenen Kaufläden übten eine nicht geringe Anziehungskraft auf ſie aus. Sollte ſie

vielleicht dort ſein? Der junge Gutsherr ſtrengte ſeine eblen Kener zum ſchnellſten Trabe an, und bald war Waldheim erreicht. Er hielt in jedem Geſchäfte Nachforſchungen. Zuerſt beim Juwelier, deſſen Kleinodien ſo oft Aſta's Verwunderung erregt hatten, dann im Spielwarengeſchäft, beim Bäcker, beim Konditor, ſogar in der kleinen Buchhandlung fragte er nach dem Kinde, aber alles vergebens. Hatte ſie es ſich vielleicht in ihren kleinen Kopf geſetzt, ſo weit zu rennen, wie ihre Füßchen ſie tragen konnten, um, wie ſie in kindlicher Einfalt oft geſagt hatte, zu Fuß nach Italien zurück zu laufen?

Das „garſtige, kleine Geſchöpf“, wie Herr von Warned im Zorn ſein Mündel oft nannte, ſchien zu allem fähig zu ſein. Daher lenkte Thilo ſeine Schritte jetzt dem nahen Wirtshauſe zu, um von dem Wirt, der ſtets vor ſeiner Tür ſtand und jeden ſah, der an ſeinem Hauſe vorüberging, Auskunft über das Kind zu erhalten.

„Mir entgeht nichts, ich ſehe jeden Menſchen, der vorübergeht,“ prahlte der Wirt, und heute waren nur erwachſene fremde Perſonen im Städtchen. Ihr Kind war nicht hier. Ich müßte es ja geſehen haben.“

Es war bereits ganz dunkel geworden und Herr von Warned wurde mit jeder Viertelſtunde unruhiger. Er wagte nicht, ohne das Kind heimzukommen und Carola vor Augen zu treten.

„Ich will nach dem Walde zurückkehren,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „dort iſt die kleine Kirche, die Aſta ſo lieb hat, vielleicht kann der Kirchendiener mir Auskunft geben.“

Im vollen Galopp raſte er zurück. Kaum hatte er ſein Ziel erreicht, als er dem Reiter, der einer Statue gleich, mit verſchränkten Armen hinter ſeinem Herrn ſaß, zurückſah: „Warten Sie hier, Jakob, ich will ausſteigen und zu Fuß die Gegend abſtreifen.“

In geringer Entfernung lag das Häuschen des Kirchendienerſ. So ſchnell ihn ſeine Beine nur tragen konnten, eilte er hin und klopfte laut an die Haustür.

„Ja,“ erwiderte der Mann auf die ängſtliche Frage des jungen Herrn, „das Kind war hier, das iſt ganz ſicher, — ich kenne ja die Kleine ſo gut, als ob ſie mein eigenes Kind wäre. Vor einigen Stunden war ſie bei mir und bat mich, mit ihr in die Kirche zu kommen, denn ſie fürchte ſich allein. Ich war im Garten beſchäftigt und ſagte ihr, ſie möge nur allein gehen, die Türen ſeien offen. Vor zwei Stunden ſchloß ich die Kirche zu, aber an das Kind habe ich nicht mehr gedacht.“

„Um“, machte Thilo beſorgt, „geben Sie mir ſchnell die Schlüſſel, ich will noch einmal nachſehen.“

Was ſollte er tun — wenn Aſta nicht in der Kirche war, dann war faſt keine Hoffnung mehr, eine Spur in der Dunkelheit zu finden. In nervöſer Haſt ſchloß er die Tür auf und laut knarrend flog ſie auf. Bei dem Geräusch hörte er leiſe Schritte ſich nähern.

„Aſta — Du biſt es? Was in aller Welt kam dir in den Sinn, dich hier einſchließen zu laſſen?“

Seine Stimme klang ſo ſtreng und zornig, aber trotzdem ſtieß Aſta einen Freudenſchrei aus und ſchlang laut weinend ihre Arme um den Hals ihres Retters.

„Ich wußte wohl, daß Sie kommen würden,“ ſagte ſie ſchluchzend, „Sie wollten mich doch nicht die ganze Nacht hier in der Dunkelheit allein laſſen, nicht wahr?“ und ſchaudernd barg ſie ihr tränenüberſtrömtes Antlitz in ſeinen Händen.

„Warum biſt du denn hier?“ — ſein Ton war noch ſtreng, aber er ſtreichelte doch ihre Wangen und drückte ſie feſter an ſich.

Aſta's Tränen rannen von neuem. „Ich wollte Fräulein Varnelli erſchrecken,“ geſtand ſie bebend, „daher wollte ich auch nicht antworten, als Sie mich riefen. Dann wurde ich müde, und muß wohl eingeklappt ſein; als ich erwachte, war es ganz dunkel und niemand war bei mir. Ich rief ſo laut ich konnte, aber niemand antwortete und die Türen waren verſchloſſen.“

„Na, du haſt dein Ziel erreicht, denn das Fräulein iſt ſehr erſchrocken und beſorgt, dazu habe ich länger als zwei Stunden nach dir geſucht. Wir waren beinetwegen in großer Angst und du verdienſt eine ſtrenge Strafe.“

Aſta befreite ſich von der Hand ihres Beſchützers und einen Schritt zurücktretend, ſagte ſie leiſe: „Ich wollte Ihnen gewiß keine Sorge machen, obgleich Sie geſagt haben, ich ſei ein garſtiges Geſchöpf, ich habe es ganz deutlich gehört.“

Thilo erſchrak. Wenn das Kind dieſe Worte gehört hatte, ſo wußte es auch mehr und würde bei Gelegenheit ſeine Liebe

zu der Gouvernante verraten. Und doch lag ihm jetzt viel daran, daß sein Geheimnis gewahrt würde, besonders seiner Mutter gegenüber, die bereits Mißtrauen geschöpft hatte.

„Nun, du bist auch ein unartiges kleines Ding, und verdienst nicht, daß wir so viele Mühe mit dir haben,“ fuhr er deshalb erzürnt fort, „aber hüte dich, wenn Fräulein Barnelli mit meiner Mutter Unannehmlichkeiten hat, weil du uns diesen Streich gespielt hast, so werde ich dir das nie vergessen. Doch jetzt komm, wir müssen so schnell wie möglich nach dem Erlenhof.“

Asta trocknete ihre Tränen, aber sie sagte kein Wort und folgte ihrem Vormund, der schnell seinem Wagen zuschritt. Sie wußte wohl, daß sie unrecht getan und daß Herr von Warned ihr zürnte, trotzdem er sie sorgfältig in den Wagen hob, sie in eine warme Decke hüllte und besorgt fragte, ob sie hungrig sei. Aber alles dies tat er nicht aus Liebe, nur aus Pflicht, wie es Asta deutlich genug fühlte.

Hätte nur Thilo in diesem Augenblicke der Kleinen ein liebevolles Wort gegönnt, so würde sie auf der Stelle um Verzeihung gebeten und versprochen haben, ihn nie wieder zu betrüben. Aber jetzt zogen bittere Gedanken durch ihr kleines Herz und sie freute sich, dem Fräulein einen Streich gespielt und ihren Vormund erzürnt zu haben. Carola Barnelli hatte gelacht, als sie — Asta — ein „garstiges Geschöpf“ genannt wurde, und das war zuviel gewesen für das weiche Gemüt des Kindes.

„Von jetzt an will ich auch ein „garstiges Geschöpf“ sein, man soll mich nicht umsonst so nennen,“ dachte das kleine, einsame Mädchen, als der Wagen mit Windeschnelle dem Erlenhofe zufuhr.

Jedoch, als sie zu Hause angelangt, in das bleiche, verfürzte Antlitz der Erzieherin schaute, war ihr kleines Herz tief bewegt; mit ausgebreiteten Armen eilte sie auf ihr Fräulein zu und bat flehentlich um Verzeihung. Doch unsanft wurde sie zurückgestoßen.

„Nähre mich nicht an — komme mir nicht zu nahe, du böse, kleine Schlange,“ zischte Carola bleich vor Zorn. „Es war deine Absicht, mich aus dem Hause zu vertreiben, und heute hast du gesiegt. Aber ich sage es dir, jetzt gehe ich, lehre aber bald genug zurück, und dann sollst du sehen, wie es dir gehen wird. Du kommst in das strengste Pensionat, das ich in Deutschland finden kann, wo man deinen Eigenwillen schon brechen wird. Ja, sieh' mich nur nicht so erschrocken an, du sollst noch bitter bereuen, was du heute an mir getan hast.“

Carola Barnelli stand inmitten des Schulzimmers. Wie eine drohende Rachegöttin hatte sie im Zorn ihre Rechte erhoben, und Asta, die noch niemals gesehen hatte, daß ihre Erzieherin die glatte, heuchlerische Maske abwerfen konnte, fand wie gelähmt und starr vor Entsetzen vor ihr.

„Du weicht es nicht, und Frau von Warned ahnt es ebenfalls, daß Thilo mich gebeten hat, seine Gattin zu werden, und ich werde bald hier herrschen,“ fuhr Carola bitter fort, denn sie weidete sich an der namenlosen Angst des Kindes. „Nur aus diesem Grunde habe ich das unerträgliche Leben in diesem Hause so lange ertragen und den Stolz dieser hochmütigen Frau. Aber ich bin allmählich gerächt, sobald sie fühlt, daß ich an ihrer Statt hier Herrin bin. Geh doch und sage ihr alles, was ich gesagt habe, du kleine, garstige Heuchlerin,“ mit diesen Worten verließ Carola das Zimmer, die Thür laut hinter sich ins Schloß schlagend, während Asta bleich und zitternd, zurückblieb, ohne zu wagen ein Wort zu sagen oder sich zu bewegen.

„Sie ist wahnsinnig geworden,“ kam es endlich von den zuckenden Lippen des armen, gequälten Kindes, „gerade wie die Tochter der alten Hexe in meinem Märchenbuche.“ Ach mag nicht allein schlafen und will Emmy, meine Jose, bitten, in der Nacht bei mir zu bleiben.“

Während dieser heftigen Unterredung im Schulzimmer spielte sich unten im Salon zwischen Mutter und Sohn eine nicht minder heftige Szene ab.

Bei ihrer Rückkehr von ihrer Spazierfahrt hatte Frau von Warned von der Dienerschaft das Verschwinden des Kindes und die Aufregung der Gouvernante erfahren. Sofort ließ sie das Fräulein zu sich kommen, prüfte ihr das Geständnis ab, daß sie auf Asta nicht Acht gegeben, während sie die Zeit mit dem jungen Herrn verplaudert habe. Die erzürnte und heftig erregte Gebieterin fand hierin eine günstige Gelegenheit, Fräulein Barnelli sofort ihres Dienstes zu entlassen, da sie durchaus ihrer Stellung nicht gewachsen und die Verantwortlichkeit der Erziehung eines Kindes nicht länger übernehmen könne.

Vergebens beteuerte das Fräulein ihre Unschuld, vergebens vergoß sie Tränen und flehte um Mitleid. Frau von Warned blieb unerhütterlich fest, denn sie freute sich im Stillen, von diesem gefährlichen Glied ihrer Familie befreit zu werden.

Aber der Sohn teilte durchaus nicht die Absichten seiner erregten Mutter; und zum ersten Mal in seinem Leben setzte er ihrem Willen ernstlichen Widerspruch entgegen. Schließlich erklärte er unumwunden, daß er Carola liebe und sie zu seiner Gattin machen wolle.

„Sie ist fein gebildet, stammt aus einer guten Familie, in jeder Beziehung für mich die geeignetste Gattin und eine passende Herrin auf dem Erlenhofe. Was du eigentlich an ihr auszulehen hast, liebe Mutter, ist mir ein Rätsel. Du hast ein Vorurteil gegen sie, das ist alles.“

„Aber“ — begann die Mutter, und biß fest ihre weißen Zähne in die Unterlippe, um dadurch die Tränen zurückzudrängen, die Zorn und Enttäuschung ihr auspreßten, „weißt du auch, daß diese Person dich liebt, ist es nicht allein dein Geld und Reichthum, den sie erstrebt?“

Thilo runzelte finster die Stirn; die Szene in Florenz, in Soneta Croce stand wieder deutlich vor seinen Blicken. „Ich bin noch nicht fest mit ihr verlobt,“ gestand er endlich, „aber ich will jetzt nicht länger zögern.“

Frau von Warned atmete erleichtert auf. „Nun gut,“ sagte sie endlich mit geprehter Stimme, „bedenke aber wohl, Thilo, am selben Tage, an dem du Fräulein Barnelli als Herrin hier einführst, mache ich mein Testament und Asta wird meine Erbin.“

Der junge Mann wandte verächtlich sein stolzes Haupt ab. „Tue wie und was du willst,“ entgegnete er kühl.

„Thilo.“ Die Mutter näherte sich ihrem Sohne und streckte ihm zitternd ihre Hand entgegen, „soll dies Mädchen feindselig zwischen uns treten? O mein Sohn, ich habe niemand in der ganzen Welt wie nur dich allein. Hast du denn kein Mitleid mit mir? Du brichst mir das Herz.“

„Meine liebe Mutter, ich will dich gewiß nicht betrüben,“ erwiderte Thilo bewegt, „aber du bist ungerecht gegen Carola und vom falschen Vorurteil geleitet, willst du das Glück meines Lebens vernichten. Sei gut und lieb gegen das Mädchen, das ich liebe und ich will dich segnen und dich auf Sünden tragen mein Leben lang.“

Er hatte seinen Arm um den Hals der Mutter geschlungen und küßte sie mit der Härtslichkeit eines Kindes. Doch sie erwiderte seine Liebkosungen mit kühler Gemessenheit und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ sie das Gemach.

„Was soll ich tun — was soll ich tun?“ seufzte sie bis spät in die Nacht hinein. „Er wird dieses Mädchen heiraten, wenn ich es nicht verhindern kann: er ist blind in seiner Liebe, o, könnte ich ihm doch die Augen öffnen!“

„Fräulein Barnelli, kommen Sie hierher, Sie wollen mir doch helfen. Bitte! die Schleifen an meinem Kleide sitzen nicht gut.“

„Fräulein Barnelli, ich kann meinen Blumenkranz nicht finden, dieser hier ist viel zu groß, er paßt mir nicht.“

„Liebes Fräulein, kommen Sie doch hierher, mein Gesicht ist viel zu stark geschminkt, sehe ich nicht entsetzlich aus? Nicht wahr, meine Liebe, Sie wollen es besser machen?“

Der Erlenhof war mit Gästen angefüllt und am Abend sollten theatralische Vorstellungen aufgeführt und lebende Bilder gestellt werden. Die Gouvernante hatte aern doppelt oder dreifach so viele Hände gehabt, um allen Wünschen gerecht zu werden. Ein Jeder verlangte nach ihr, ein Jeder rief sie und ohne Hülfe ihrer geschickten Knaier und ohne ihre geschmackvollen Anordnungen hätte das Fest am Abend gewiß nicht seinen Höhepunkt erreicht.

Fräulein Barnelli war es, die bei dem Arrangement der lebenden Bilder einem Jeden seine ihm passende Stellung anwies, wenn Jeder die Hauptrolle übernehmen und mit einem gerinieren Plaque sich nicht begnügen wollte. Ihr feiner Geschmack und ihre künstlerische Begehung wirkten fast Wunder in der Herstellung der Garderobe, besonders bei den Scenen aus dem „Kaufmann von Venedig“, so daß Frau von Warned selbst wider ihren Willen zugeben mußte, daß Asta's Gouvernante bei dieser Festlichkeit ganz unentbehrlich war, und daß sie zur Unterhaltung der Jugend viel beizutragen hatte.

Seit der stürmischen Szene mit ihrem Sohne war der Anblick der Italienerin für die Herrin des Erlenhofes ganz unerträglich und sie behandelte Carola demnach mit kühler Höflichkeit. Aber jetzt bewunderte sie die Geschicklichkeit und

liebenswürdige Aufopferung, mit der die Gouvernante jeden Wunsch der Gäste erfüllte und daher betrachtete sie auch die Verhakte für diese Festtage wie die Geladenen.

Und Carola Barnelli fühlte recht gut, wie wichtig diese Tage für sie sein mußten und war fest entschlossen, ihre kostbare Zeit nach Kräften auszunutzen. Es konnte nicht lange mehr dauern, so regierte sie hier als Herrin, wenn nicht ein besonderer Zufall ihr Loos noch lieblicher gestaltete.

Es war wieder die Idee der Italienerin gewesen, das Fest am Abend mit einem Reigen zu beginnen und dieser Vorschlag wurde jubelnd begrüßt.

„Gewöhnlich wird ein langer Prolog zur Eröffnung gesprochen, das ist ermüdend und schon so oft dagewesen,“ lautete das Urteil, als Carola den Prolog verwarf und dafür den Reigen vorschlug. Dann kamen die ersten Bilder aus dem „Kaufmann von Venedig“ und aus „Faust und Gretchen“.

Ein lebhafter Applaus erhob sich nach jedem Bilde, so daß Wiederholungen stattfinden mußten und nach jeder Aufführung wurde Fräulein Barnelli mit Lob überschüttet. Doch so sehr man auch bat und flehte, die gefeierte junge Dame ließ sich nicht überreden, in irgend einem der vielen Tableau selbst mitzuwirken. Warum sie sich so standhaft weigerte, wußte niemand. Sie half bereitwillig hinter den Kulissen, sie war hier und dort, überall, wo man ihre Hilfe begehrte, befestigte Blumen an den Gewändern und im Haar

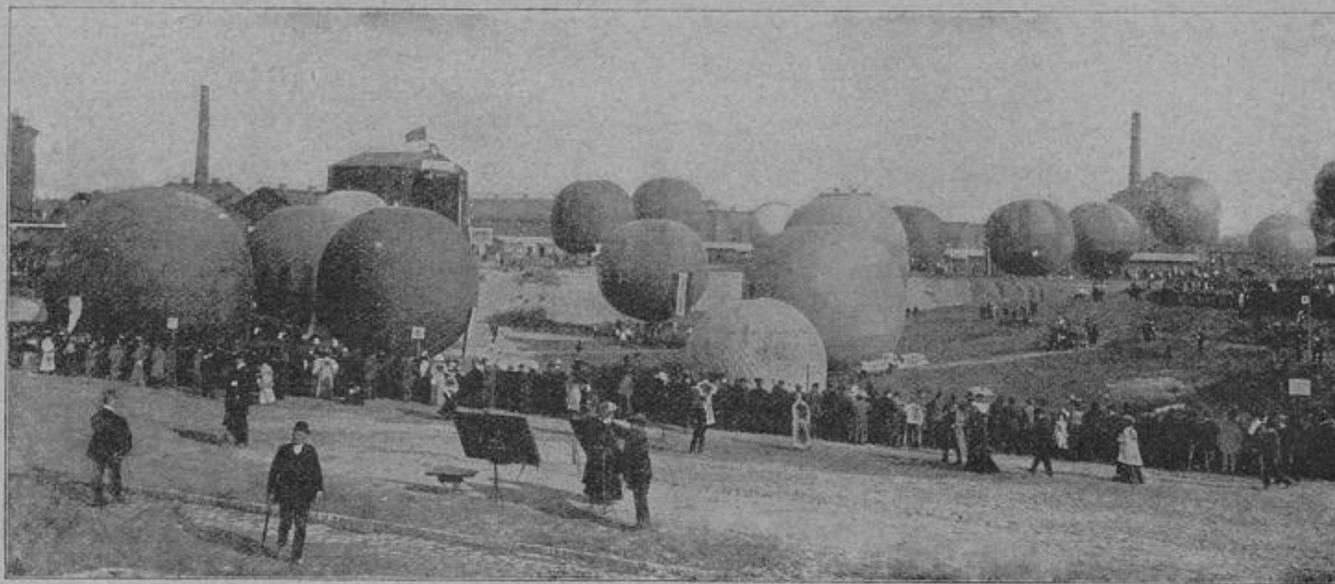
Ein Beifallsturm ging durch die Reihen der Zuschauer und „Bravo, Bravo“ erscholl es von allen Seiten und wieder und wieder mußte der Vorhang sich heben.

Jetzt kam das letzte Bild an die Reihe, „Dornröschen“ darstellend. Doch ach! gerade im Begriff, die Glocke als Zeichen des Beginn's ertönen zu lassen, fühlte sich Maritta v. Hochfeld, die Dornröschen darstellen sollte, so nervös und würde ohnmächtig geworden sein, wäre Carola Barnelli nicht schnell hinzugezungen, um durch Zureden und Ermunterungen eine Szene zu vermeiden.

Was sollte man jetzt tun? Die junge Dame erklärte sich im letzten Augenblicke außerstande, ihre übernommene Rolle auszuführen, und das letzte Tableau schien aufgegeben werden zu müssen.

„Man wird denken, wir konnten es nicht fertig bringen,“ schmollte eine schöne Brünette, die die Rolle der Fee übernommen hatte, „ich hörte schon vorhin sagen, dieses Tableau sei für Dilettanten zu schwer. Und ich wollte es doch so gern, das Bild ist so schön. Fräulein Barnelli, ich bitte, ja ich flehe Sie an, helfen Sie mir.“

„Ja, ja, Fräulein Barnelli,“ erscholl es von allen Seiten. Sogar Maritta von Hochfeld raffte sich auf und flüsternte bittend: „Mein Kleid paßt Ihnen, wir sind von derselben Größe. Bitte, eilen Sie und kleiden sich um, sonst muß ich mitwirken; ich fühle aber, daß ich ohnmächtig werde, dann verderbe ich alles.“



Zu dem diesjährigen internationalen Ballon-Wettfliegen.

der Damen, frisierte, schminkte und dies alles mit bezaubernder Liebenswürdigkeit und unermüdllichem Fleiße, daß alle, Herren und Damen, einstimmig erklärten, sie sei der gute Engel des Festes. Selbst Thilo konnte sie nicht überreden, mitzuwirken, auch dann nicht, als er sich weigerte, ohne Carola teilzunehmen, bis man sie zuletzt gewähren ließ.

Jetzt kündete wieder die Glocke die Aufführung eines neuen Bildes an und der Vorhang ging rauschend auseinander.

Auf einem niederen Polster lag eine Frauengestalt von märchenhafter Schönheit. Sie stellte eine arabische Fürstin oder ein Phantasiegebilde dar, wie es entzückender und anmutiger nicht hätte erdacht werden können. Der feine Kopf mit den blitzenden Juwelen im Haar ruhte leicht auf den linken Arm gestützt, und träumerisch blickten die dunklen Augen wie in unendlicher Ferne. Der rechte Arm, der mit goldenen Spangen reich geschmückt war, hielt in der schmalen gebräunten Hand den zierlichen Räucher aus kostbaren Federn und Elfenbein und ruhte nachlässig auf dem roten Atlasgewande; die goldgestickten Schuhe der kleinen Füßchen sahen unter dem Saume des Kleides hervor. Alles, was Reichtum und feiner Geschmack erzielen konnte, um diese Erscheinung zu idealisieren, war angewandt und Vollkommenes hervorgebracht.

Einen Augenblick zögerte Carola, die Versuchung war groß, denn Thilo machte den Prinz und seine stehenden Blicke sprachen deutlicher als Worte. „Nun gut, ich werde im Augenblick fertig sein,“ rief sie dann und verschwand.

„Diesmal dauert es aber doch zu lange,“ meinte ungeduldig eine ältere Dame in der ersten Reihe der Zuschauer Frau von Warned in's Ohr, „die jungen Deutschen verplandern gewiß die beste Zeit hinter den Kulissen und können nicht fertig werden.“

„Es scheint etwas nicht ganz in Ordnung zu sein,“ entgegnete die Angeredete, „ich will nachsehen, o, jetzt ertönt schon das Signal, der Vorhang hebt sich.“ Mit einem Seufzer der Erleichterung lehnte sie in ihrem Sessel zurück, während ein vielstimmiges „Ah!“ der Bewunderung im Zuschauerraum erscholl.

Aller Augen richteten sich auf das schöne Märchenbild auf der Bühne: ein liebliches Dornröschen, schlafend in einem engen Turngemach, an dessen Wänden dicke Rosenbeden emporrankten. Ihr zur Seite stand die Feenkönigin mit einer funkelnden Krone auf dem Haupte und dem vergoldeten Zauberstab in der Hand. An der anderen Seite teilte der Prinz mit beiden Armen die Rosenbede auseinander, um sich über das schlummernde Königskind herabzubiegen, im Begriff, es mit einem Kusse zu neuem Leben zu erwecken.

Fortsetzung folgt.

Der wilde Peter.

Von Chr. Cremer.

(Nachdruck verboten.)

Es ist elf Uhr morgens an einem Augusttage. Die Sonne brüht über dem Erdboden, und die Luft ist dunstig vor Hitze. In der einflüssigen Schule des kleinen Dörfchens ist das Schlußgebet beendigt, und der alte Lehrer verkündigt den Ausfall des Unterrichts am Nachmittage wegen der Hitze. Wie da die Augen leuchten und die Gesichter lächeln! Aber auch unter den kleinen Bürgern ist Ruhe die erste Wucht, und selbst die beiden Straßenbuben Peter und Franz ragen nur blühschnell einen kurzen, verständnisvollen Blick miteinander zu tauschen. Die Kinderchar ist entlassen, und wie sich das Herz zum Herzen findet, so schreiten sie gruppenweise nach Hause. Die Lebhafteren eilen voraus, zuerst die Botschaft vom unterrichtsfreien Nachmittage zu verkünden.

gemacht haben", wie in den Dorfsneigleiten. Der Ausfall des Unterrichts am heutigen Nachmittage verlegt des Meisters Rechtsempfinden. Freund des Lehrers, der es wagte, den Peter, „seinen Jungen“, zu züchtigen, ist er so wie so nie gewesen, und der Lehrerstand kommt darum auch in der kritischen Beleuchtung, die der Meister ertläßt, herzlich schlecht weg. Daß während der Zeit Stechler junior seine Schulfächer und sich selbst im süßhohen Staube der Dorfstraße badet, das sieht der Meister nicht. — — Aber ja, das sind ja auch nur Knabenstücke!

Um die Mittagszeit liegt die Dorfstraße meist verödet da. Die müden Dörfler ruhen während der heißesten Stunden. Dann schiebt der alte Abraham, der Jude, seinen Handkarren von Tür zu Tür, denn um die Zeit der Mittagspause trifft der Mann die Dorfbewohner am sichersten zu Hause an. Am Dorfsputz, wo die Straße sich plattartig erbreitert, steht des Händlers Fuhrwerk. Ein Holzkasten auf einem Rädergestell, das ehemals auch mal bessere Tage gesehen, als statt der Holz-



Prof. Dr. Robert Koch, der erfolgreiche Erforscher und Bekämpfer der Infektionskrankheiten, in Japan. Excellenz Prof. Koch (2), und seine Gattin (1) im Kreise japanischer Staatsmänner und Professoren im Tor-Hotel zu Kobe in Japan.

Arm in Arm schlendern Franz und Peter die Dorfstraße hinunter. Der eine schleift die Bücherstasche am Riemen nach, der andere rupft und zupft dem unangenehmen Rechenbuche die letzten festen Blätter aus. Sie sind in eifriger Unterhaltung, die beiden. Man entwirft den Operationsplan für heute nachmittage. Der vom Lehrer aufgestellte Programmpunkt: „Häusliche Schulaufgaben“ wird als lästig und hinderlich gestrichen. Peter und Franz verfügen selbständig über ihre Zeit. Die Eltern der beiden Jungen sind unmündige Ehestandsvertreter, die „auf ihre Kinder nie etwas kommen lassen“.

Schneidermeister Jakob Stechler sitzt am Fenster auf seinem Arbeitstisch mit übereinander geschlagenen Beinen, wie nur ein Schneider sitzen kann. Aber er bleibt nicht allein bei Zwirn und Elle. Er versteht mit gleicher Sachkenntnis zu reden über Politik, wie über Landwirtschaft, Handel und Industrie, weiß ebenso Bescheid im „neuen Gelehr“, das für

kiste ein zierlich geflochtener Korb gefahren wurde, in dem ein reizendes Baby lag.

Vom Vaterhause herunter kommt der hoffnungsvolle Peter, ein italienischer Lazzarone. Das struppige Haar erinnert an eine Hecke, durch die der Nordwind segelt. Der Ellenbogen hat die überflüssige Dulle gebrochen, und die rote, kräftige Brust sonnt sich durch das zerrissene Wams im hellen Strahle des Tageslichtes. Mit den nackten, gelblich schwarzen Knien springt er tänzelnd von Stein zu Stein dem Dorfsputz zu. Ein gewandter Sprung nach drei Schritten Anlauf — und mit strahlendem Angesicht steht er im kühlen, grünen Bode. Da merkt er des Judes Gefahr und hat es im Nu zum Mittelpunkt eines neuen nichtsnußigen Streiches ertoren. Langsam steigt er aus dem schmutzigen Wasser, aufmerksam wägt er die menschenleere Dorfstraße auf- und abwärts, vorsichtig umstreicht er den Handkarren. Noch ein prüfender Blick nach dem Hause des Dorfvorstehers hinüber, wo eben der Jude

handelt, ein kräftiger Stoß — Bürsten, Schuhriemen, Zwirnrollen und Hosensträger nehmen ein überflüssiges Bad. Der Peter aber mit langen Schritten auf und davon. Da steht auch schon der Abraham auf dem Plan. „Zetermordio!“ Jammern hüpf der alte Abraham an dem Puhl vorbei, von einem Gade zum andern und wieder zurück. Da stürzt eifertig des Nachtwächters „Will“ herbei, der kleine, mopsige „Will“ mit dem gewöhnlichen Plebejergesicht.

„Der Bitter hat es getan, Abraham, der Bitter,“ trägt schadenfroh der kleine Dankverdiener an.

Aha, der Bitter, dieser Schelm, diese Verkörperung von Nichtsnutzigkeit. Und nun herauf zum Schneiderhaus. Da kommt er aber schön an.

So was tut der Junge nicht. Dazu ist er zu gut erzogen. Und schließlich ist es eine Unvorsichtigkeit von Abraham, seinen Wagen in der gefährlichen Nähe des Dorfviehles stehen zu lassen. „Unser Junge“ aber liegt mit seinem Bienenfreund Franz hinter der Dorfheide im Schatten eines Roggenhäufens und erzählt dem Kameraden lachenden Mundes sein letztes Abenteuer.

So wächst er auf. Er ist der Held der Straße, die ihm so lieb ist, und die ihn zu ihren bekanntesten Bewohnern zählt. Durchtrieben von der Rajenspiße bis in den innersten Winkel seiner Seele, vermag er sich jeder Situation anzupassen, weint und lacht, wie es ihm zweckmäßig erscheint, tritt mit der zerknirschten Miene des Reuigen, mit senktem Blick und scheinbar verhaltenem Schluchzen auf den Plan, wenn er keinen Ausweg mehr findet, lügt frech und geschickt, falls er sich damit durchzureißen glaubt. Er ist so wenig beschränkt wie Krupulös, hat nie den Ehrgeiz besessen, auf der Schulbank der Erste zu sein. Damit aber nimmt er unbestritten die Führerrolle unter den kleinen Dorfvagabunden ein, die ihm mit einer Art Verehrung und Bewunderung ergeben sind. Und wenn er zur Herbstzeit gleichgültigen Ganges durch die Dorfgassen schleicht, oder spähend die Hecken umstreift, dann geht ein furchtloses Zittern durch die Baumfrüchte der Obstwiesen. Begleitet wird der Peter auf solchen Zügen meist von dem hellhaarigen Franz, dessen Gewissen so dehnbar wie das seines Freundes Peter ist und der durch seine Verlässlichkeit und Unverfrorenheit sich schon aus mancher heißen Klemme half. Noch vorgestern zündete er mit leichtfertiger Hand das Gestrüpp am Hügelhang vor dem Dörfchen an, und als die Klamme arder wurde und den anstehenden Tannenbestand fakte, da hat der Tangenichts selbst die Dorfwehrr alarmiert. Zwar sah ihm der Dorfvorsteher bei der Gelegenheit — Franz konnte natürlich den Brandstifter nicht — argwöhnisch in die kleinen Rückaugen. Aber der Franz ist nicht rot geworden und hat mit seiner Wimper gezuckt. Der Fried rettete ihn, und fast neidisch hörte Peter die Schilderung dieser neuesten Leistung seines Kameraden.

So verfliehen die Schuljahre, deren schönster Tag für Peter der 20. September 18... der Entlassungstermin ist. Frei von dem lästigen unnützen Zwang soll es nun sein in die lachende, schöne Welt. Denn so hatte es Vater Jakob bestimmt. In richtiger Erkenntnis, daß die Intelligenz Peters in der beschränkten Sphäre des Dorflebens kein Verständnis und keinen entwicklungsgünstigen Boden finden würde, sollte die Großstadt das Feld der nächsten Taten unseres hoffnungsvollen Jünglings bilden.

Am Vorabend des Abschiedstages! Es ist einer jener herrlichen Herbsttage, klar, glasheiß der Himmelsraum und doch geheimnisvoll, düsterverschleiert am dämmernden Horizont. Schön nennt man diese Tage, und doch durchzieht ein Hauch ahnungsvoller Wehmut die Erdenhallen. Vor dem Dorfe am Hügelhang weidet eine Schar gut genährter Küder. Die rollende Rauchsäule eines nahen Feuers steigt aus dem anstehenden Hohlwege auf. Dort liegen Peter und Franz, braten Kartoffeln in glimmender Asche, rauchen aus kurzen Tonpfeifen, wucken dauernd in das Gras und — schwiegen. Eigentümlich heute! So habe ich den Peter noch nie gesehen. Wäre dieses Knabengesicht um einige Jahre älter, fast dürste man es nennen. Fort soll er von Klar, Bach und Hügel, fort von dem lieben Dörfchen und den Kameraden. Da liegt nun seine ganze bisherige schöne Welt vor ihm. Wechselungsreich steigen die Erinnerungsbilder auf, und der wilde Peter — weint. Gefühlsausbrüche sind vorher bei diesem Straßenbuben meist auf leichtfertigen Spott mindestens aber auf mehr oder weniger große Verständnislosigkeit gestoßen. Hier würdigt der brave Franz des Freundes Schmerz, holt mit seinen braunen Fingern die schönste Kartoffel aus

der Blut. Tröstend reicht er sie dem Freunde: „Pfeif' dem Kerl was! Bleib' hier! Laß ihn seinen Lagerzungen holen, wo der Pfeffer wächst. Nimm die Stelle als Stalljunge drüben auf der Merzer Burg“. Sonntags kommst du herüber Junge, ich sage dir, das wird ein Leben!“ Stumm starrt der wilde Peter in die wallende Flamme. Dann springt er auf, stampft zornig das dürre, knisternde Gras: „Fränzchen, fort muß ich. Mein Alter will es. Aber auf mein Wort: Gehst es mir nicht nach dem Strich, brech' ich aus, und sollte ich auf den Strümpfen zu dir kommen.“ — Und der Franz weiß, daß der Peter dazu fähig ist, fällt ihm um den Hals, und beide tanzen in tollen Sprüngen mit wildem Indianergeheul ums flackernde Feuer. —

Von der nahen Kreisstadt aus trägt am folgernden Morgen das Dampfrohr unseren jungen Helden fort, der ferneren Großstadt zu. Vater fährt mit und gibt seinem hoffnungsvollen Sprößling die letzten Lehren und Ratschläge. Aber Peter hat nur Aug' und Ohr für die neue Umgebung. Doch nicht er öfters zustimmend mit dem Kopfe und gibt sich so den Anschein eines aufmerksamen Zuhörers. Dann rollt der Zug ein in die mächtige Bahnhofshalle, und es geht hinein in die schöne, schöne Stadt.

Tausend, ist das ein Leben, ist das prächtig! Wie dem Peter da die Augen gehen! Schon in der Friedrichstraße hat der Alte den Jungen verloren.

„Bitter!“ ruft Meister Jakob, „Bitter, wo steckst du?“ Aber „Bitter“ überläßt Vater seinem Schicksal. Ist auch zu drollig, der Kerl dort auf dem Fahrbaum! Hat Rücken und Bauch mit großen Kellamezetteln uehungen.

Kaiserstraße 96. — Bill'ge Woche bei Rosendahl! — Kaiserstraße 96. Güte, Mühen, Schirme, Pelzwaren! Rosendahl führt nur prima Qualität! — So leuchtet es dort in roten Lettern und die lebende Kellameisäule waadelt demselben Schrittes mit einem Ernste daher, als wäre sie die wichtigste Figur der ganzen Geschäftsstraße. Und das ist die auch wenigstens für Peter, der sich dem Schilderträger bereits mit Begeisterung angegeschlossen hat, und eben die interessante Gesichtszüge des Mannes studiert, als ihn die Haut seines väterlichen Begleiters gar unsonst beim Kragen fakte. „Nunna, na, das kann gut werden. Meinen Rockhoh sollst du nicht loslassen. Kanst du mir das so an, kanst du noch was erleben!“ — Ein prophetisches Wort! —

Peter steht nun als sogenannter „Ausläufer“ in dem Betrieb eines bedeutenden Geschäftes. Die ersten Tage und Wochen sind interessant. Der große Lagerraum bietet dem Nunnaen eine neue Welt, und dank seiner schnellen Auffassungsgabe findet er sich rasch zurecht. Dann kommt der erste Auftrag, der ihn in die Stadt führt, der zweite, dritte, vierte folgen. Alles geht alatt und zur Zufriedenheit beider Teile. Dann aber verliert die Sache für Peter doch von Meiz der Neuheit. Bald empfindet er auch hier Arbeit und Gebundenheit als lästig und unbequem, und wieder eine Weile — da streift er. Er schüttelt den Lagerstoub von den Hüften und wandert auf eine andere Stelle. Und dieses Wechselstieber wird bei ihm zur chronischen Krankheit.

Freundschaft hat er bereits einen treulichen Bekanntenkreis von Gefinnungsgeoffenen gewonnen, lustige Jungen, die zum größten Teil nicht säen, nicht ernten und doch leben, und unser Peter ist bald auch unter ihnen eine Hauptperson. Merkwürdig, wie schnell sich dieser Bursche in ihm zusagende Verhältnisse hinein findet!

Vier Jahre lang ist er nun bereits in der Stadt und hat sich in der Zeit in vielseitiger Weise betätigt. Eben schlendert er die prächtige Bahnstraße herunter. „Na, Peter, Abendpromenade?“ ruft da eine Stimme aus dem Menschenstrom. Eine eigentümliche Figur steht vor unserem Fremdb, halb Eleganz, halb Lumm, halb Mensch, halb Affe. „Ah, Pips, du! Na, weht dich der Wind auch wieder aufs Pflaster? Aber, Nunna, dich drückt was. Du siehst ja aus, als wenn du zur Arbeit verurteilt wärst!“

„Na, Bester, schlechte Zeiten,“ meint mit sorgenschwerem Gesicht das „Pipschen“.

„Ach was!“ lacht da überlegen der Peter. „Man muß es nur verstehen. Ich lebe in somosen Verhältnissen. Verlaufe gebrannte Kastanien und Gismaffeln, weißt du, in den Torwee auf der Wallstraße. Mir fehlt übrigens ein Kommiss. Wenn du Lust hast...“

„Aber beim alten Kolbing, bist du ein Genie!“ fällt da bewundernd Freund „Pips“ ein. „Natürlich geh' ich mit!“ Und beide, Chef und Kommiss, schlendern in echt sozialer Brüderlichkeit die belebte Bahnstraße herunter.

So schlägt sich der Peter durch. Er ist wie der Fuchs, in allen Sätteln gerecht, verkauft heute warme Würstchen und morgen Ansichtskarten. Zwischendurch ist er zur Abwechslung mal Gelegenheitsarbeiter und bietet dann in Cafés und Restaurants echten und zweifelhaften Damen und Herren Weichen und Maiglöckchen zum Kaufe. Man kennt ihn in diesen Räumen recht gut, mag ihn gern leiden, benutzt ihn zwischendurch zu mancherlei geheimen und intimen Aufträgen. Denn schlau ist er und versteht eine Situation mit einem Blick und aus halbem Wort zu erfassen. O, daß sie ewig grünen möge, diese Art geschäftiger Müßigganges! Doch es kann ja nicht immer so bleiben denn — — — Soldaten müssen sein! — — — Funken und Flamme! War da der Peter wütend! Gleich bei der ersten Musterung faßte man ihn. „Mitten aus dem Geschäft heraus,“ wie er nach Hause schrieb. — Er war gerade Ausbittstellner.

Nach einigen Monaten steckte er in der 3. Kompagnie des —ten Infanterie-Regiments, und da — — ja da pfliff der Wind aus einer anderen Gegend. Ostwind, scharfer Ostwind will es dem armen Peter scheinen. Der blaue Rock wird zur Zwangsjacke. Eigenschaft sollte er hier zeigen bezw. sich aneignen, bei deren Erwähnung ihn schon in seinem Zivilleben ein Gefühl des Unbehagens beichlichen hatte. — Traffheit, Zucht und Anstrengung, Ordnungssinn, Pünktlichkeit und Sauberkeit, unbedingter Gehorsam, — kurz, ein Leben voller Unmöglichkeiten. Rein, das macht er nicht mit, kann er nicht mitmachen. Er faßt seinen Plan, überlegt und bereitet vor mit der ihm eigenen Kindheit und Unsiht, wenn es gilt, sich einer unbequemen Lebenslage zu entziehen. Und eines Morgens muß die Kompagnie bei der Felddienstabung auf die Mitwirkung Peters verzichten. — Der Hursche hat die Fahne verlassen und ist spurlos verschwunden.

„Im afrikanischen Felsental
Marchiert ein Bataillon,
Sich selber fremd, eine braune Schar
Der Fremdenlegion.“ — —

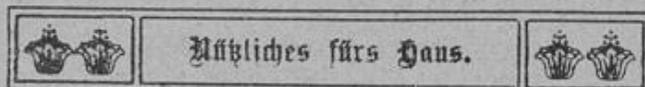
Schreckliche Buße, die das Schicksal hier diktiert! Aber die es trifft, das sind keine Büßer, das ist eine Truppe erbitterter, verzweifelter Männer. Es traut der Kamerad dem Kameraden nicht, denn eine Legion der Fremden ist es, viel zweifelhafte Gesellen, aber alle den Stachel nutzloser Reue im tief unglücklichen Herzen. Ver schlagen in diese gottverlassene Atmosphäre durch den Leichtsin, durch den Trost der Jugend, ver schlagen in die Verbannung durch irgend eine schwarze, ungesähnte Tat, hergeführt in dieses wüste Land durch die Wahnvorstellungen jugendlicher Abenteuerlust. Verlassen sind sie. Es scheinen sich alle Verhältnisse gegen sie verschworen zu haben. Selbst das Gestirn des Tages, von allen Weisen sonst freudig begrüßt, sie verfluchen es. Es trodnet ihnen die lechzende Kehle aus, es drückt sie hernieder „die webende Blut“ in den brennenden Sand der afrikanischen Wüste. Und wie Hohn und beißender Spott steigt die Erinnerung an.

„Sie schau'n ein reizend Spiegelbild
Vom kühlen Heimatstrand,
Das grüne Kleeefeld, rot bedümt,
Den Vater, der den Sohn gerührt,
Verlor'nes Jugendland!“ — — —

Das ist zuviel! Es geht nicht mehr. Es schwankt der Tritt, es sinkt die Muskeln. Doch Sacre-bleu! Allons! Rauch schallt's aus der Kehle des französischen Korporals, und ein Stoß mit dem Gewehrkolben gibt der Mahnung Nachdruck. Doch den es trifft, der fühlt es kaum. Stärker als der körperliche soltert der seelische Schmerz den unglücklichen Mann und bewirkt eine gewisse Unempfindlichkeit der Gefühlsnerven. Weiter geht es ohne Sang und Klang, nur der herdenartig knisternde Laut vieler, vieler Tritte. Eine muldenförmige Vertiefung, zu beiden Seiten von sanft ansteigenden Sandhöhen begleitet, bildet die Marchstraße. Halb schlafend zieht die Truppe hindurch. Da — — ein Warnungsruß von der Spitze her! Die Hügel werden lebendig. Es kracht aus dem hohen Galfagrass, es knallt hinter dem Felsblock hervor, es speit der Sandboden der Höhen Verderben und Tod. Wild stürmt es von den Hügelst herab in langen Reiterreihen, tollkühn und todespottend die fanatischen Krieger n wallenden Gewändern, mit wilden Gesten. — Kurze Kommandoworte dort unten, und im Nu steht das Bataillon zum Karree geformt. — Schnellfeuer. — Seht dieses Mienenspiel! Der aufgehäute Bündstoff erbitterter Wut drückt den Gesichtern den Stempel auf. Rache für das grausame Schicksal des Lebens! Nebenächlich ist die eigene Notwehr, nebenächlich der Tod

des Feindes! Mordgier, Vernichtungslust an sich als Gegen gewicht gegen die unausgeleht bohrenden Schmerzen vergeblicher Reue, das ist, was die Männer dort unten im Tal durchglüht. Und die tosende, brandende See des unregelmäßigen Angriffs bricht sich an dem starren Fels des Karrees. Regellos fluten die Scharen zurück, und das Wüstenmeer nimmt seine Söhne auf, sichernd vor Verfolgung und Tod. Doch auch am Fels hat es gebröckelt. Zwei Tote und eine Anzahl Verwundeter forderte der Ueberfall. Unter einem wilden Olivenbaum liegt ein junger Krieger. Es rötet das träufelnde Blut der Brustwunde den gelblichen Wüsten sand, der es gierig leckt. Schweigend kniet der alte Korporal neben dem Armen und legt — er hat das schon mehr getan — den ersten Verband an. „Wasser!“ lechzen Blick und Lippen des Verwundeten. Glücklicherweise kann man dem Wünsche entsprechen, in der Nähe fand sich eine Quelle. Dann formiert sich das Bataillon zum Abmarsch. Die Schwerverwundeten werden auf Tragbahnen mitgenommen.

Schluß folgt.



Nützliches fürs Haus.

— **Apfeltorte, warm oder kalt zu essen.** Dazu gehören geschälte und in feine Scheiben geschnittene Äpfel, vier ganze Eier, 250 Gramm Zucker und ebensoviele Mehl. Die Eier werden mit dem Zucker eine halbe Stunde mit der Schneerute geschlagen, dann langsam das Mehl hineingerührt. Nun streicht man eine Form mit Butter und streut sie mit geriebener Semmel aus, gibt die Äpfel schichtenweise bis zur Hälfte der Form hinein, und zwischen jede Schicht streut man Zucker und Zimmt, auch Mandelstücken. Darauf kommt die gerührte Masse, welche man nach Geschmack mit etwas Vanille oder Zitronenöl mischen kann. Die Torte muß gegen eine Stunde langsam backen.

— **Perelatwurst.** 6 Kilogramm fein gemachtes Schweinefleisch, eineinhalb Kilogramm ebenso frischen Speck, 250 Gr. getrocknetes Salz, 17 Gr. Zucker, 17 Gr. Salpeter, 17 Gr. weiße Pfefferkörner, 17 Gr. dito gestoßen. Man kann statt des Salpeters auf jedes einhalb Kilo Fleisch beim Zer kleinern fünf Gramm Konservsalz nehmen. Es macht nicht nur Bockfleisch und Wurst rot und dauerhaft, sondern erhält die Perelatwurst geschmeidig und rot bis zum Jahreschluss.

— **Einer Hammelkeule Reizgeschmack zu verteilen.** Die Hammelkeule wird, wie sie vom Fleischer kommt, enthäutet und entfettet, gut ausgewaschen und in ein leinerees Tuch geschlagen. In diesem Zustande wird sie sonach, zum Ertrag des Durchklorens, auf die Waschmangel gebracht und dort so lange unter starkem Druck gerollt, bis das Fleisch weich und mürbe geworden ist. Darnach wird die Keule im Tuch aufbewahrt, bis sich die Anfänge eines Hautgout zeigen, welchen abgelagertes Wildfleisch besitzt. Dann erst kommt sie in die Beize, worin sie fünf Tage verbleiben muß, um schließlich gedünstet und unter den üblichen Zugaben von Kapern, Rahm etc. gebraten zu werden.

— **Preißel.** — **Krons.** — **beeren einzumachen.** Auf fünf Liter Beeren rechnet man einhalb Liter guten süßen Wein — Ausbruch —, ein Kilogramm feinen Zucker, ein Stückchen Zimmt und sechs Gewürznelken. Zunächst wird der Wein mit dem Zucker und dem Gewürze in einem zugedeckten Gefäße zehn Minuten lang gekocht, alsdann schüttet man die Beeren hinzu und läßt dieselben ebenfalls gut aufkochen. Ist dieses geschehen, so hebe man das Gefäß vom Feuer, rühre die Beeren mehrmals um, daß sie abkühlen, und fülle sie in Gläser. Solche Preißelbeeren schimmeln nie und schmecken nach zwei Jahren wie frisch einaefochte.

**Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife**

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut, schönen Teint und beseitigt Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten.
3 Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— **Französisches Kriegerdenkmal auf deutschem Boden.** Zum Gedenken französischer Tapferkeit fand kürzlich bei Roisewille die Einweihung eines den gefallenen Franzosen gewidmeten Denkmals (Siehe Bild Seite 353) statt. An demselben Soelle versuchte 1870 Bazaine vergeblich, die deutsche Truppenlinie zu durchbrechen. Der Denkmalsweibe wohnten deutsche und französische Kriegervereine, sowie Abordnungen von Offizieren beider Länder bei.

— **Internationales Ballon-Wettfliegen.** Zum diesjährigen Gordon-Bennettrennen der Lüste hatten sich 23 Ballons (Siehe Bild Seite 356) eingefunden. Der größte Teil der Ballons wurde der Nordsee zugetrieben, welcher Umstand vielen verhängnisvoll wurde. „Ballon“, „Klonen“ und „Hergesell“ konnten erst spät in der Nordsee aufgefischt werden. Dem Sieger waren von Gordon-Bennett 12500 Mk. gesetzt. Für die Nächstfolgenden waren Ehrenpreise gestiftet.



Zur Unterhaltung.



— **Daher.** Arzt: Können Sie mir erklären, Herr Pastor, wie die biblischen Menschen ein so hohes Alter erreichen konnten? — Pastor: Sehr einfach. Damals war eben die ärztliche Wissenschaft noch nicht so weit vorgeschritten!

— **Alein geschrieben.** Frä. A.: Haben Sie viel getanzt auf dem Ball? — Frä. B.: O, ich hätte schon können, wenn ich nur gewollt hätte! — Frä. A.: Ach, sie wollten nicht!

— **Sehr erklärlich.** Freund A.: Wie kannst Du nur gegen die Mahnungen Deiner Gläubiger so taub sein! — Freund B.: Ja, wenn man bis über beide Ohren in Schulden steckt!

— **Geknickter Stolz.** „Ich sage Ihnen, mein Sohn ist ein Studiosus, wie er ich Buche steht!“ — „Im Kontobuch, meinen Sie doch?“

— **Zerstreut.** Dame: Denken Sie, Herr Professor, die Komtesse K. hat den Schleier genommen! — Professor: Was? Die Komtesse leidet an Kleptomanie?

— **Wahr gesprochen.** Weinwirt: Das ist ein Weinchen, sage ich Ihnen, das Wasser läuft Ihnen dabei im Munde zusammen.

— **Noch schlimmer.** Sie: Ich möchte Dich gern auf etwas aufmerksam machen, aber Du bist so eifersüchtig... — Er: Sprich, was hast Du? — Sie: Wir werden schon seit geraumer Zeit von einem Herrn verfolgt. — Er: Leider habe ich diesmal keinen Grund zur Eifersucht. Der Herr ist — Gerichtsvollzieher.

— **Poesie und Prosa.** Junge Frau: Sieh 'mal, liebes Männchen, den Storch da auf unserem Dache — Mann (verschuldeter Hausbesitzer): Ja, sehr nett, wenn er nur — Junge Frau (verhüllt ihm verhämt den Mund). — Mann: Ich meine, wenn er nur Hypotheken fräße.

— **Pech.** Gewohnheitstrinker: Da habe ich nun in der Wohltätigkeitslotterie ein Duzend blaue Schnupftücher gewonnen. So eine Gemeinheit! Ich wette, wenn ich eine blaue Nase hätte, würde ich rote Tücher gewonnen haben.

— **Sinterlistige Aufmerksamkeit.** A.: Ah — für wen kaufen Sie denn diese wundervolle bunte Tüte? — B.: Für meine Schwiegermutter. — A.: So zärtlich? — B.: Unter uns — von dem Reug kriegt sie Bahnschmerzen und dann kann sie nicht reden.

— **Unnötige Besorgnis.** Bettler: Ich bitte um eine kleine Gabe. — Moralist (gibt ihm einen Pfennig): Da! Aber daß Sie sich nicht gleich bejausen!

— **In der Dorfschule.** Amtmann: Was ist denn das für ein Lärm in der Schule, die Jungens schreien ja, als wenn der Teufel unter ihnen läge. — Kantor: Ich bin etwas unpaß heute zum Unterricht, Herr Amtmann, und da habe ich statt Naturgeschichte „stille Selbstbeschäftigung“ angeordnet.

— **Geschäftspflicht.** Richter: Also wollen Sie noch leugnen, daß Sie ein Dieb, ein ganz erbärmlicher Spitzbube sind? — Angeklagter: Ne, Herr Gerichtshof, es gehört ja zu meinem Handwerk, daß ich alles — einstecke!

— **Er weiß Bescheid.** Hausfrau: Wächten Sie nicht zum Abendessen bleiben? — Besuch: Danke sehr, ich habe aber — noch nichts gelesen.



Rätselcke.



Bezierbild.



Grete ahnt nicht, daß sie belauscht wird.

Kapsel-Rätsel.

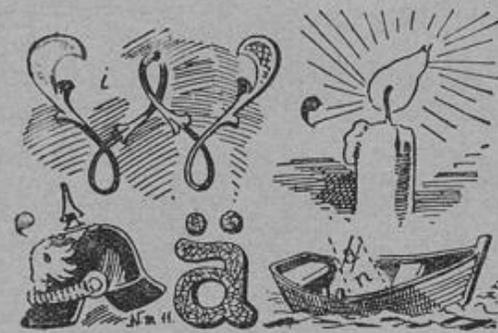
Kanone — Beilchen — Himbeere — Meister.

In jedem der vorstehenden Wörter sind zwei nebeneinanderstehende Buchstaben versteckt, die im Zusammenhang gelesen einen Teil des Jahres bezeichnen.

Zweisilbige Charade.

Siehst du nicht dort die Menschenmenge
Dort auf meiner Ersten geh'n?
Siehst du nicht die vielen Wagen,
Die da fahren, die da steh'n?
Menschenleer und einsam liegen
Jene Schwester heute dort;
Nimm ihr noch das letzte Zeichen,
Bald erhältst du dann das Wort.
Siehst du auch die Ritter nahen
Aus der Zweiten hoch zu Ross?
Geht es doch zur Reiterbeize,
Ihnen folgt der Dienertroß.
Willst du wissen nun das Ganze,
Lerne nur Geographie!
Auch in vrenkischer Geschichte
Darfst vergessen du es nie!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreisilbige Charade: Spitzbergen.

Rebus: Kastanien.



In treuer Hut.

Novelle von C. Borges.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

„Ich sah selten ein besseres Tableau von Dilletanten ausführen.“ äußerte Frau von Hochfeld, ihren Fächer als Zeichen des Beifalls geräuschvoll in ihrer Hand zuschlagend. Wirklich, Frau Warned, die Gouvernante Ihrer kleinen Alita sah entzückend aus, und, zu Ihnen gesagt, Ihr Sohn denkt gewiß ebenso. Er blickt ja wie ein Liebhaber auf das schöne Mädchen hernieder; haben Sie es nicht bemerkt?“

„Ich sah nicht so genau hin,“ versetzte die Wirtin ausweichend, obgleich das Blut in ihren Adern wieder zu kochen anfing. Sie hatte in Wirklichkeit in atemloser Spannung die Züge ihres Sohnes belauscht und die traurige Ueberzeugung erlangt, daß die Gefühle seines Herzens nicht vorübergehender Zuneigung, sondern unerschütterlich feste Liebe sei.

Frau von Warned ging fast wie eine Träumende unter ihren Gästen umher, sie sehnte sich nach Ruhe, um ungestört in der Einsamkeit ihres Zimmers über ein Mittel zu sinnen, eine Katastrophe zu verhindern, die für den Erlenhof und für ihre ganze Familie verhängnisvoll werden konnte.

Wenn Alita nur zehn Jahre älter wäre, welch eine passende Gattin wäre sie für Thilo gewesen! Aber jetzt schien ihm die Kleine täglich mehr und mehr zu mißfallen, noch gestern hatte er die Bemerkung gemacht, das Kind in ein Pensionat zu schicken, um sie nicht mehr sehen zu müssen. „Ach, wäre sie in andere Hände gekommen, ehe sie mit der Gouvernante den Erlenhof betrat, wieviel Leid und Sorge würde dann dem Hause ferngeblieben sein, dachte Frau von Warned schluchzend.

„Tante,“ flüsterte plötzlich ein leises Stimmchen, und zwei kleine Händchen legten sich auf den Arm der ernst blickenden Dame, „Fräulein Barnelli hat gesagt, ich solle zu Bett gehen, darf ich noch etwas aufbleiben?“

Frau von Warned hatte die Kleine schon längst daran gewöhnt, sie „Taate“ und „du“ zu nennen, um dadurch das Kind mehr an sich zu ziehen.

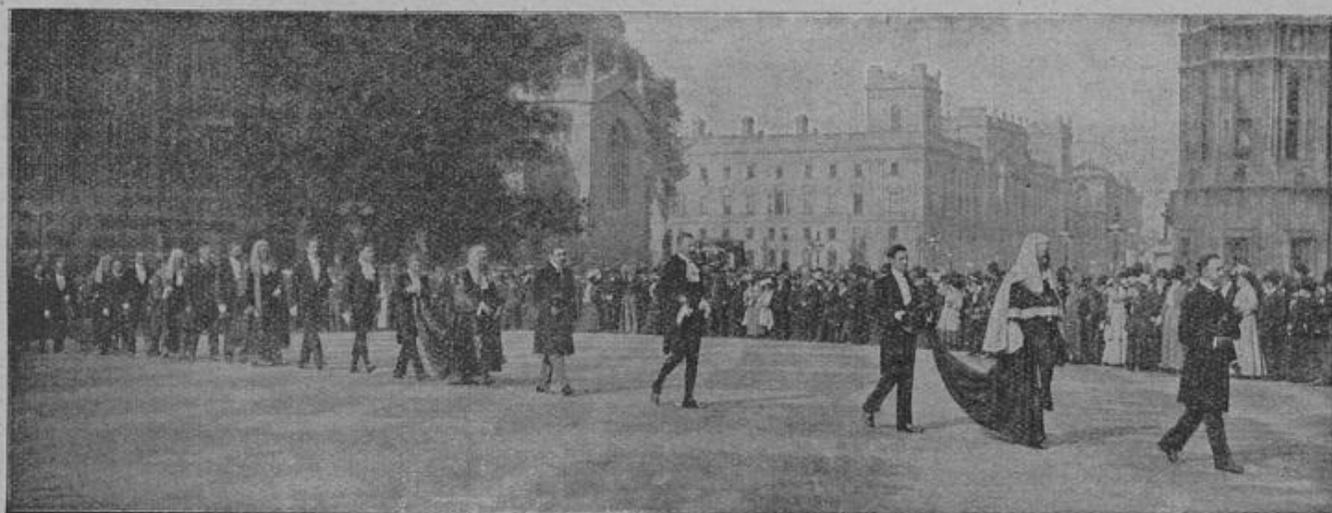
„Gewiß, mein Liebling, warum solltest du eher zu Bett gehen wie die anderen?“

Alita zögerte verlegen einen Augenblick, dann schlang sie die Arme um den Hals ihrer Tante und sie zu sich herniederziehend, flüsterte sie ihr ins Ohr: „Ich glaube, das Fräulein war böse, weil ich gesehen habe, daß Thilo sie küßte; sie waren im Wintergarten.“

Frau von Warned befreite sich schnell von der Umarmung des Kindes, ihr Antlitz war aschfahl geworden. Sie befahl Alita freundlich, schon jetzt hinunter in den Speisesaal zu gehen, um ihren Platz an der Tafel einzunehmen. Dann ging sie selbst in den Wintergarten, um sich selbst von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen und gelegentlich dem Fräulein Vorwürfe zu machen, eigenhändig das Kind aus der Gesellschaft entfernen zu wollen.

6. Kapitel.

Der prächtige, wohlgepflegte Wintergarten auf dem Erlenhofe befand sich seitwärts des großen Tanzsaales und ward durch schwere Vorhänge von demselben getrennt. Hinter dem Schutz desselben verborgen war es ein leichtes, selbst ungesehen den ganzen Blumengarten und alles übersehen zu können, was darin vorging. Das elektrische Licht des Tanzsaales warf seinen Schein auch über die exotischen Pflanzen



Feierlicher Aufzug vor der Eröffnung des englischen Parlaments.

und hohen Gewächse im Nebenraum und überflutete sie mit einem bleichen, matten Reflex.

Frau von Warned, zu erregt, um zu bedenken, daß sie als Lauscherin doch eine unwürdige Rolle spielte, verbarg sich hinter dem schweren seidenen Vorhang und starrte festgebannt das liebliche Bild mit ihren Augen an.

Ungefähr inmitten des Gartens, von breiten Palmenblättern halb verborgen, stand Carola Barnelli, ihr zur Seite Thilo. Die Gesichter der beiden strahlten freudig, und in diesem Augenblicke legte der junge Gutsherr seinen Arm um die Taille seiner Geliebten, beugte sich hernieder und flüsterte leise Liebesworte, die die Mutter nicht verstehen konnte.

Carola schwelgte in Glück und Freude, das zeigte deutlich das strahlende Antlitz, und die stille Beobachterin auf ihrem Lauscherposten ballte die Hand in machtloser Verzweiflung. Unergebend, daß ihr Platz am obersten Ende der Tafel noch unbelegt sei, blieb sie regungslos stehen, nur mit dem einen Gedanken beschäftigt, die ihr verhasste Verbindung zu verhindern.

„O, könnte ich sie nur fortschicken, ich würde ihr jede Summe geben, die sie verlangte,“ stöhnte die unglückliche Frau, denn der Sohn hatte energisch das Weib der Gouvernante verlangt. „Ich weiß, sie trachtet nur nach Glanz und Reichtum, und liebt meinen Sohn nicht. O, wer mir doch helfen könnte!“

Das Glück sollte sie begünstigen. Fräulein Barnelli machte plötzlich eine Bewegung und befreite sich aus der Umarmung des Geliebten; die Beobachterin auf ihrem Posten merkte, daß die Unterredung ein Ende nehmen sollte. Dann jagte Carola, so laut, daß Frau von Warned es ohne Anstrengung deutlich genug hören konnte: „Laß uns gehen, es ist nun genug, deine Mutter wird ohnehin denken, wir seien verschwunden, und wird mir sehr zürnen, wenn sie entdeckt, wo wir gewesen sind.“

„Nah, was liegt daran, ich bin Herr hier im Hause,“ lautete die tröstliche Antwort, „meine Mutter muß endlich lernen, daß sie über meine zukünftige Gattin keine Macht haben darf.“

„Seine zukünftige Gattin,“ wiederholte die Mutter stöhnend. Ihr Antlitz war aschfahl geworden und ihre glühenden Augen starrten regungslos auf das junge Paar, das langsam zwischen hohen Blattgewächsen sich dem Ausgange näherte.

Plötzlich stand Carola still, zog ihr feines Spizentäschentuch aus der Tasche, preßte es vor ihr Antlitz und nistete laut. „Laß uns eilen,“ jagte sie und beschleunigte ihre Schritte, „es ist hier kalt, ich habe mich erkältet.“

„Wirklich? warte, ich hole dir einen Shawl,“ versetzte Thilo besorgt und wollte an ihr vorüber eilen.

Aber Carola war ebenso schnell und ehe Frau von Warned ihr Versteck verlassen konnte, waren sie an ihr vorüber.

Kaum war das junge Paar ihren Blicken entschwunden, als die erregte Mutter in das Gewächshaus eilte und schnell einen Brief vom Boden aufnahm.

„Das ist ihre Handschrift,“ flüsterte sie, dann las sie die Aufschrift: „Signor E. Rizino, Via de Verzelli, Florenz.“

„Ah! ich sah es, er fiel aus ihrer Tasche, als sie das Taschentuch hervorzog, vielleicht gibt mir dieses Schreiben eine gewünschte Auskunft. Sie spielten mir einen bösen Streich, Fräulein Carola, ich will mit gleichen Waffen dienen. Noch nie in meinem Leben las ich fremder Leute Briefe, aber jetzt fühle ich mich wie verwandelt, dieses Geschöpf hat meine ganze Natur verändert. Sie hat meinen einzigen Sohn gegen mich aufgehetzt, daher will ich mich rächen.“

Frau von Warned barg den Brief, der noch ungeschliffen war, in ihrer Tasche, dann glättete sie ihre Stirn und ging beruhigt in den Speisesaal. Die Gäste plauderten, lachten, scherzten und aßen, niemand schien die Wirtin vermist zu haben.

Thilo sah mitten unter den Gästen, die am heitersten waren, ihm zur Seite sah Maritta von Hochfeld, aber Carola war noch nicht anwesend, das war doch befriedigend.

„Ich hoffe, ich sehe sie nicht wieder,“ dachte die Hausfrau und trank hastig ein Glas Champagner, daß ihr Nachbar ihr einschenkte, „ich kann mit dieser Person dieselbe Luft in einem Zimmer nicht atmen.“

Aber es lag nicht in Carolas Absicht, der Gesellschaft fern zu bleiben. Sie suchte in diesem Augenblicke eifrig nach ihrem Briefe, dessen Verlust sie bemerkte, als sie den Speisesaal betreten wollte, und sofort lehrte sie nach dem Wintergarten zurück.

„Ich hatte ihn hier,“ flüsterte sie, nach allen Seiten umherpähend, „denn ich las ihn noch einmal durch, ehe Thilo kam. O, wenn er ihn gefunden hat und ihn liest, was soll ich dann sagen? Dann ist hier meine schöne Hoffnung vernichtet, denn er wird mich nicht heiraten. Was liegt auch daran? Manchmal hasse ich ihn. Titus liebt mich mehr, o, wie wird er verzweifeln, wenn er merkt, daß ich ihn betrogen habe! Heute abend steht mir immer sein Bild vor Augen und ich kann den Gedanken an ihn nicht los werden.“

Sie schauderte leicht, dann nahm sie einen anderen Brief aus ihrer Tasche und las halblaut:

„Du hast nicht geschrieben, wie du es versprochen hast, warum nicht? Hüte dich, Carola carina, ich habe es angewandt, dich zur Gattin zu nehmen, und ich halte meinen Schwur. Oft fürchte ich, der blonde Deutsche will dich mir entreißen, und du wirst ihn heiraten, weil er reich ist, und ich bin arm. O, hätte ich nur Geld, nur 8000 bis 10 000 Mt., um die dringenden Gläubiger zu befriedigen, damit ich meine Besorgung halten kann. Dann würden wir zusammen ein glückliches Leben führen, du und ich, carissima mia. Meine Geliebte, komm zurück in meine Arme, du mußt, du sollst bald kommen. Dein Titus.“

Carola küßte die Unterschrift, dann barg sie wieder den Brief in ihre Tasche. „Wo mag mein Brief sein?“ fuhr sie dann gereizt fort, „wenn Thilo ihn gefunden hat, muß er ihn mir geben, ehe er Zeit hat, ihn zu lesen.“

Sie eilte zurück in den Speisesaal, schlüpfte auf den Platz an der Seite ihres Verlobten.

„Fühlst du dich jetzt besser?“ flüsterte er, und beugte sich besorgt nieder.

„Ja,“ lächelte sie, „aber ich vermisse einen Brief, er ist mir entfallen, hast du ihn gefunden?“

Thilo schüttelte sein Haupt. „Nein, ich habe ihn nicht gesehen,“ doch als er Carola erblickte, sah, fügte er schnell hinzu, „ich suche ihn nach dem Abendessen, oder besser noch, wir suchen beide gemeinschaftlich.“

Niemals waren die Stunden so langsam dahingeschlitten, wie gerade heute. Im letzten Augenblicke schlugen die Gäste einen Tanz vor, zu dem Frau von Warned ihre Zustimmung nicht verweigern konnte. Es war fast vier Uhr morgens, ehe man sich zur Ruhe begab, und auch die Wirtin daran denken konnte, sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen. Schnell zog sie den Brief hervor und las halblaut:

„Lieber Titus! Ich konnte nicht eher schreiben, weil ich absolut nichts zu schreiben hatte. Du mußt geduldig warten, mein geliebter Titus, denn ich versprach Dir, nicht eher zu Dir zurückzukommen, bis ich Dir Geld bringen konnte — viel Geld, um es mit Dir zu teilen. Ah! wenn ich mir nur 8000 bis 10 000 Mark verschaffen könnte, wovon Du mir schreibst, so eilte ich sofort in Deine Arme zurück. Denn ich liebe Dich, Titus, und ich liebe Dich mehr als die ganze Welt, das weißt Du. Aber ich ertrage nicht ein Leben in Armut, selbst nicht an Deiner Seite. Kannst Du denn gar keinen Plan ersinnen, das Geld zu erlangen, um Deine Besorgung zu entlasten? Bis wir dieses Ziel erreichen, muß ich geduldig hier ausharren und für Dich arbeiten. Versuche nicht, mich zur Rückkehr nach Italien zu überreden, denn ich will nicht mit leeren Händen zu Dir kommen, obgleich ich Dich innig liebe und stets lieben werde. Deine Carola.“

Frau von Warned hatte den Brief zu Ende gelesen, dann verließ sie ihn sorgfältig; ein triumphierendes Lächeln erhellte ihr Antlitz.

„Sie haben Ihre Karten zu offen gespielt, mein Fräulein, jetzt durchschaue ich den ganzen Plan,“ jagte sie befriedigt und legte sich mit leichtem Herzen zur Ruhe. Der neue Morgen graute bereits im Osten und langsam fiel ein feiner Regen hernieder, der für den kommenden Tag onhaltend zu sein schien.

Alta sah mit ihrer Gouvernante im Schulzimmer, aber trotz der Ferienzeit war es beiden nicht möglich, die Morgenstunden angenehm zu verbringen.

Fräulein Barnelli leuzte noch immer um den verschwundenen Brief, und die Möglichkeit, daß Thilo oder seine Mutter ihn finden und lesen würden, raubte ihr fast die Fassung. Alta klagte über das Regenwetter. Es war für den Nachmittag eine Landpartie mit den Gästen geplant, aber unaufhaltsam strömte der Regen hernieder und die schweren, bleigrauen Wolken wollten sich nicht verziehen und benahmen jede Aussicht auf das bevorstehende Vergnügen.

„Liebe Alta,“ begann die Erzieherin plötzlich und warf unmutig das Buch auf den Tisch, worin sie geblättert, „ich verlor gestern einen Brief, weiß aber nicht, wo ich ihn zuletzt hatte; vielleicht entfiel er mir im Wintergarten. Hast du

ihn gesehen? Ich hoffe nicht, daß du ihn mir vorenthältst, um mich zu ärgern und zu kränken," mit diesen Worten richtete sie ihre Augen durchbohrend auf die Kleine.

"Einen Brief? nein, den sah ich gewiß nicht," beteuerte das Kind, und aus dem offenen Blick der braunen Gazellenaugen erkannte Carola die volle Wahrheit. "Ich will ihn aber sofort suchen; Sie wissen wohl, ich finde oft Sachen, die jeder vergebens gesucht hat. Darf ich gehen?, bitte, lassen Sie mich."

"Nun, so lauf," lautete die unmutige Antwort, „aber setze nicht das ganze Haus darum in Alarm. Wenn du den Brief nicht im Wintergarten findest, so komme zu mir zurück. Er war adressiert an Signor Rizino in Florenz."

"O, ich kenne den Herrn, er brachte mir so oft Chokolade und andere Süßigkeiten. Aber Papa liebte ihn nicht; warum schreiben Sie denn an ihn?"

"Das sind nicht deine Sachen," rief Carola ärgerlich. "Wenn du mir nicht diesen kleinen Dienst erweisen kannst, ohne alle möglichen unnützen Fragen zu stellen, dann — aber Afta war bereits verschwunden."

"Das Verschwinden des Briefes ist mir ein Rätsel," fuhr die Gouvernante erregt fort und schaute finsternen Blickes die herniederfallenden schweren Regentropfen an. "Werde ich ihn wohl wiederfinden? Ich fürchte, dieses kleine aarstige Geschöpf fand ihn schon gestern und weigert sich, ihn abzugeben." Schon nach wenigen Minuten lehrte Afta freudestrahlend zurück; hoch in der Hand hielt sie triumphierend einen Brief.

"Ich habe ihn — ich habe ihn," jubelte sie in kindlicher Freude. "Er lag unter der großen Palme unter den Farnen. Tante war auch da; sie fragte, was ich suchte, da antwortete ich nur, Sie hätten einen Brief verloren."

Carola erfaßte unläufig den Arm des Kindes. "Hast du ihn ihr gezeigt?" forschte sie mit flammenden Blicken, was sagte sie dir?"

"Nein ich zeigte ihn nicht," versetzte das Kind beleidigt, denn es hatte Lob und nicht Tadel erwartet. "Tante sagte auch nichts, und ich kam sofort hierher."

"Das ist gut," beruhigte lächelnd Carola, "ich danke dir, Afta, es hätte mir sehr leid getan, den Brief nicht noch heute abgeben zu können. So geht wollen wir „Galma“ spielen."

Dies war hinreichende Belohnung für Afta und bald waren beide so sehr in das Spiel vertieft, daß Frau von Warned's Eintritt in das Schulzimmer gar nicht bemerkt wurde. Afta wollte gerade triumphierend einen Hauptzug tun, der ihr den Sieg sicherte, als die Tante heiter zu Afta sich wendete:

"Unten in der Halle geht's lustig zu, und es wird getanzt, Ball gespielt und man erzählt sich Geschichten, willst du nicht daran teilnehmen, mein Liebling?"

"O gern," das Kind sprang von seinem Sitze auf und eilte der Tür zu. "Wollen Sie nicht mitkommen, Fräulein Barnelli?" fragte es, stehen bleibend.

"Jetzt noch nicht," nahm die Tante schnell das Wort, ehe Carola antworten konnte, "ich habe hier erst zu reden. Lauf nur fort, mein Kind. Welch' ein entsetzliches Regenwetter," begann sie dann, als die Türe sich geschlossen hatte. "Es ist wirklich schwer, die vielen Gäste zu unterhalten."

Sie nahm einen Sessel und setzte sich der Gouvernante gegenüber, dann fuhr sie fort: "Doch darüber wollte ich nicht mit Ihnen reden, Fräulein Barnelli, ich habe eine wichtigere Sache und muß um Ihre volle Aufmerksamkeit bitten."

Carola erhob überrascht, fast erschreckt ihr Antlitz. Seit der stürmischen Unterredung vor wenigen Tagen hatte diese Frau ihr noch kein freundliches Wort gesagt, nur Thilo hatte es bewirkt, daß sie vorläufig noch im Hause bleiben durfte.

"Ich hörte von meinem Sohn, daß er Sie zu seiner künftigen Gattin erwählt hat," fuhr die Dame noch immer freundlich fort. "Darf ich fragen, ob Sie seine Hand angenommen haben?"

"Ja, das habe ich getan," lautete die stolze Antwort.

"Nun ant, Sie erinnern sich gewiß noch der Unterredung, die ich mit Ihnen vor wenigen Tagen in dieser Angelegenheit hatte?" fragte

die Herrin vom Erlenhofe milde. "Ohne mein bedeutendes Vermögen kann mein Sohn auf dem Erlenhofe nicht seine Existenz haben. Sein Vater und ich kamen überein, daß ich mein Erbe hinterlassen könne, wem ich wolle, wenn er jetzt voraus, daß Thilo mein rechtmäßiger Erbe werden müsse. Aber ich gebe Ihnen die feste Versicherung, daß ich mein Testament nur zu seinen Gunsten machen werde, wenn er mit meiner Zustimmung heiratet. Ich wünsche, daß mein Sohn mir eine Tochter zuführt, die ihn liebt und nicht allein nach seinem Reichtum verlangt. Wenn ich nun überzeugt sein könnte, daß Ihre Wahl uneigennützig wäre, so würde ich Sie vielleicht als Tochter in meine Arme schließen. Aber ich habe gute Menschenkenntnis und glaube mich nicht in Ihrem Charakter zu irren, daher behaupte ich, Sie lieben Thilo nicht mehr und nicht weniger wie jeden Fremden. Es ist unrecht vor Ihnen, meinem Sohne Liebe zu heucheln, während Ihr Herz einem Manne gehört, dem Sie verlobt sind; Sie verdienen dadurch das Lebensglück zweier Menschen. Nun, müssen Sie mir nun nicht recht geben?"

Mit glücklichem Lächeln lehnte sich Frau v. Warned in ihren Sessel zurück und betrachtete aufmerksam das Antlitz der Gouvernante, in dem Stolz, Ueberraschung und tiefe Beschämung abwechselten.

"Ich gebe es Ihnen an, daß Sie mir recht geben," fuhr die ältere Dame unbeirrt fort, als Carola die Augen senken mußte, "und jetzt will ich ganz offen mit Ihnen reden. Als Gattin meines Sohnes wird es Ihnen noch viel schlechter gehen, als jetzt. Sie sind nicht imstande, diese Dienerschaft, Wagen und Pferde, zu halten, ja, Sie werden pariam sein und sich einschränken müssen, um überhaupt fertig zu werden. Thilo ist noch sehr jung, er weiß gar nicht, was er alles für ein Mädchen aufgibt, das ihn nicht liebt."

"Aber Frau von Warned", stammelte endlich Carola, die jetzt noch ihren letzten Trumpf auszuspielen wollte, "Ihr Sohn liebt mich, ich liebe ihn und will seine Gattin werden. Sie können mich doch nicht hindern?"

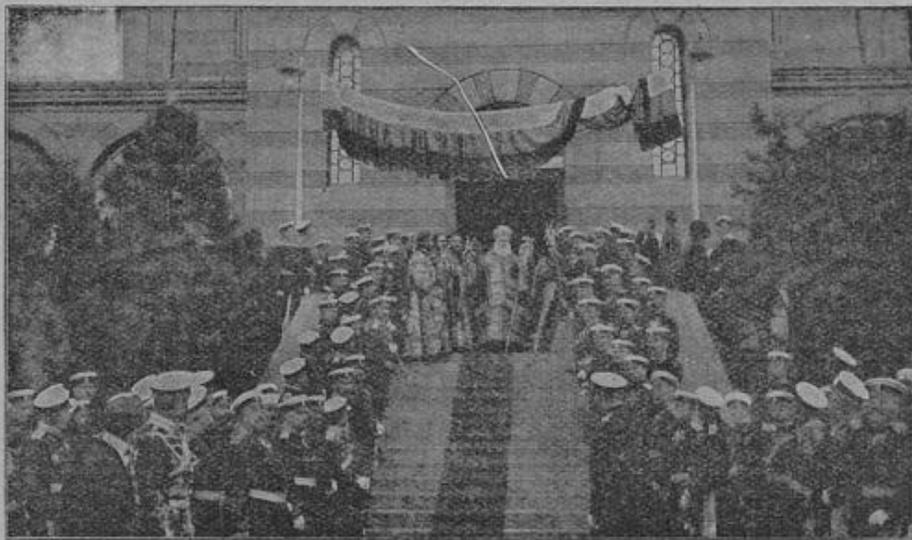
"Gewiß nicht; Thilo ist majorenn, er kann tun, was er will; aber ehe Sie einen festen Entschluß fassen, Fräulein Barnelli, möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen."

Frau von Warned hielt inne, doch als Carola atemlos lauschte, fuhr sie fort: "Geben Sie meinen Sohn frei; schreiben Sie ihm den wahren Grund, nämlich daß Sie nur nach seinem Gelde strebten, und daß Sie schon lange mit einem Italiener verlobt sind, den —"

"Wie wissen Sie das?" kam es heiser von Carola's Lippen. "Sie müssen meinen Brief gelesen haben, den ich verlor."

"Das ist meine Sache, genug, daß ich es weiß. Wenn Sie mir versprechen, dieses Haus zu verlassen, ohne meinen Sohn noch einmal zu sehen, gebe ich Ihnen 20 000 M."

Eine lange Pause entstand. Frau von Warned fühlte, daß sie gesiegt habe und fragte endlich: "Nun, was meinen Sie zu meinem Vorschlag?"



Zu den Feierlichkeiten in Sofia anlässlich der Selbsterhebung des Fürsten Ferdinand zum „König von Bulgarien“.



Kürst Bismarck in der Walthalla.

„Ich — ich muß Zeit haben, um nachzudenken,“ gab Carola endlich zurück, doch triumphierende Freude glänzte in ihren Augen.

„Ich gebe Ihnen zwei Stunden Zeit,“ sagte die ältere Dame, sich erhebend. „Dann kommen Sie zu mir in mein Zimmer. Fällt Ihre Entscheidung nach meinem Wunsche aus, so bringen Sie mir den Brief für meinen Sohn, und ich sorge dafür, daß Sie ungelesen den Erlenhof verlassen.“

Nachdem die Dame sich entfernt hatte, saß Carola lange Zeit unbeweglich, einer Bildsäule gleich, am Fenster. Ein heftiger Kampf tobte in ihrem Innern. Sie wollte über ihre Feindin triumphieren und es wurde ihr schwer, diesen Sieg aufzugeben. Dann trat ein anderes Bild vor ihre Seele. Sie konnte den Mann heiraten, der sie liebte und Titus würde ihr Sklave sein. Mit dem Gelde konnte er in Florenz viel anfangen und dann blieb noch Monaco und Monte-Carlo, das Paradies für den glücklichen Gewinner.

Hastig ergriff sie Papier und Feder und schrieb zwei Briefe, der erste lautete:

„Geliebter Titus. Gratuliere mir, durch einen glücklichen Zufall erlangte ich zwanzigtausend Mark! Bedenke doch, diese große Summe! Ich lehre sofort in Deine Arme zurück. Sage Deiner Schwester, daß ich bis zu unserer Hochzeit bei ihr bleibe. O! mein Geliebter, ich kann das Glück kaum fassen, das uns bevorsteht. Deine Carola.“

Der andere Brief kostete viel mehr Zeit und Mühe. Zwei, dreimal zerriß sie das feine Papier in kleine Fetzen, um immer wieder von neuem zu beginnen. „Ich kann, ich will nicht schreiben, warum sollte ich es auch tun?“ flüsterte sie seufzend. Doch die ihr gegebene kurze Zeit war bald vorüber und schnell flog jetzt die Feder über das Papier. Leise pochte sie nach kurzer Zeit an die Türe des bezeichneten Zimmers.

Frau von Warneck hatte sie erwartet und begrüßte die Eintretende lächelnd.

„Hier ist meine Antwort,“ sagte Carola gefaßt und reichte den offenen Brief hin.

Frau von Warneck durchlas schnell das Schreiben, dann nickte sie befriedigt. „Es ist gut so, mein Sohn ist abwesend, er kommt vor dem Abend nicht zurück, daher kommen Sie mit uns in den Speisesaal zum Mittagessen. Es bleibt Ihnen noch hinreichend Zeit, am Nachmittag Ihre Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Lassen Sie uns nicht in Zorn und Unfrieden scheiden, ich vergebe Ihnen. Sie werden mir später für diese Stunde noch einmal dankbar sein.“

„Ja, so wie Sie mich behandelt haben, wird es später vielleicht in meiner Nacht sein, Sie und die Ihrigen zu behandeln,“ lautete die unausgesprochene Antwort Carola's. „Und dann wehe Ihnen, denn ich werde mich rächen.“

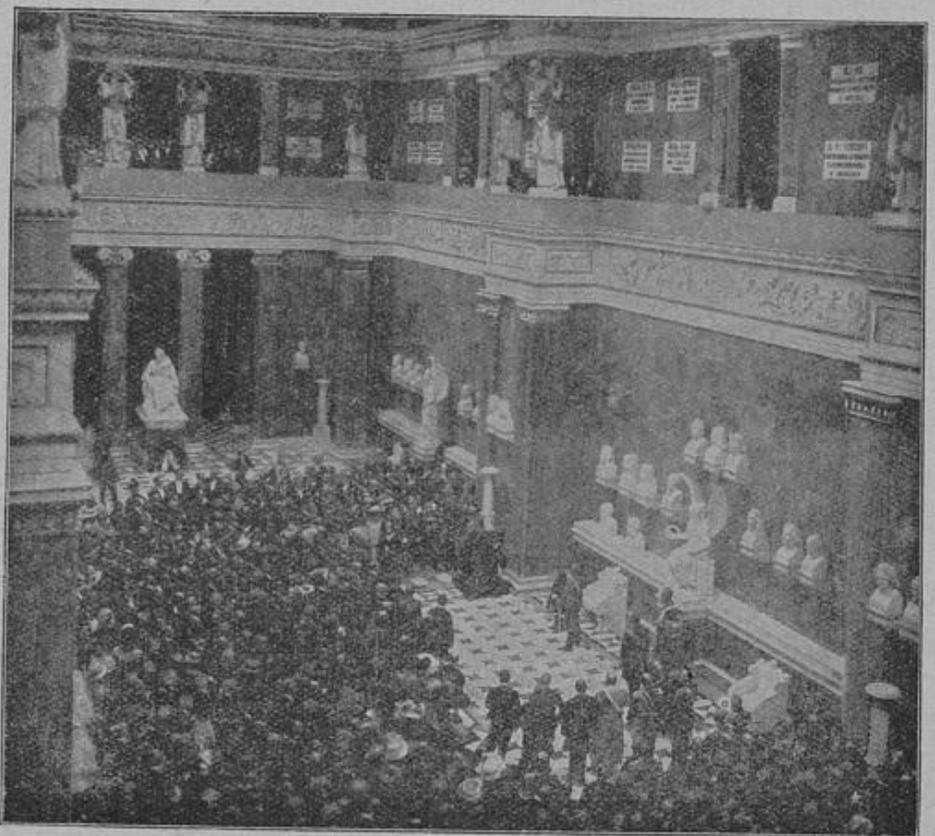
Große Aufregung herrschte am Nachmittag auf dem Erlenhof, als man die plötzliche Abreise der Gouvernante erfuhr, aber die Gäste hatten so viel Unterhaltung, daß Carola bald von ihnen vergessen war.

Anders war es mit Thilo. Er fand das zierliche Briefchen auf seinem Arbeitstisch und seine schönsten Hoffnungen waren plötzlich vernichtet. In dumpfer Verzweiflung starrte er lange auf die Zeilen, die er schon so oft gelesen und anfangs kaum verstanden hatte, dann las er noch einmal:

„Lieber Herr von Warneck. Kaum weiß ich, wie ich diesen Brief schreiben soll, denn ich fühle es wohl, Sie werden mich verabscheuen und mich verachten. Aber es ist besser, wir trennen uns, denn ich habe Sie betrogen, als ich Ihren Liebesworten lauschte, während ich schon längst verlobt war und Ihre Liebe nicht erwidern konnte. Als ich nach dem Erlenhofe kam, blendete mich der Glanz und der Reichtum; ich wollte selbst reich werden, daher strebte ich nach Ihrem Golde. Aber ich liebte Sie nie, und fast hätte ich unser beider Lebensglück grausam vernichtet. Vergessen Sie mich, denn ich war Ihrer Liebe nicht würdig. Wenn Sie diese Zeilen lesen bin ich bereits auf der Rückreise nach Italien; in kurzer Zeit bin ich die Gattin des Mannes, den Sie in Florenz in Santa-Croce sahen. Mögen Sie auch glücklich werden und vergeben Sie Ihrer Carola Varnelli.“

Als Nachschrift folgte noch: „Alta ist Ihr guter Geist; danken Sie dem Kinde Ihre Freiheit.“

Diese letzten Worte erregten noch mehr den Rorn des jungen Gutsherrn. Er war noch so jung, so unerfahren, und hatte Carola mit der ganzen Leidenschaft seines Herzens geliebt. Kein Wunder, daß jetzt bittere Enttäuschung, Groll und Verzweiflung in seinem Herzen Wurzel schlug. Sein



Die Walthalla bei Regensburg.

Stolz häumte sich wild auf, bei dem Gedanken, daß Carola nur nach Ruhm und Ehrgeiz gestrebt und seine treue Liebe so schändlich zurückgeſtoßen hatte.

„Lantchen ſchickt mich,“ begann ſie ſchüchtern. Das Abend-
eſſen iſt ſerviert.“
„Was kümmert es mich?“ herrichte er das Kind rauſch an.



Der alte Kurmader. Nach dem Gemälde von H. Schmidt.

Photographie im Verlag von Franz Hanffängl in München.

„Herein,“ rief er mißmutig, als leiſe an ſeine Thür geklopft wurde. Eine kleine Spalte öffnete ſich und Aſta erſchien auf der Schwelle.

und ſtampfte mit dem Fuße. „Was fällt dir denn ein, hier in mein Zimmer einzudringen? Soll ich denn nirgends vor dir Ruhe haben, daß du dich vom frühen Morgen bis zum

späten Abend an meine Fersen heften und mich quälen mußt? Fort mit dir! hörst du denn nicht? fort mit dir!"

Asta war leichenblau geworden; ihre Glieder zitterten und ihre Lippen zuckten bei den harten Worten und der noch härteren Stimme des Vormunds. Aber anstatt schnell die Thür zu schließen und zu verschwinden, trat sie mit blitzenden Augen bis in die Mitte des Zimmers ein, und ihre arme, schwächliche Gestalt hoch emporrichtend, sagte sie fest entschlossen: „Ich will fort von hier und viel lieber von jetzt an in einem Pensionate bleiben. Wenn Sie mich nicht hinrichten, bin ich alt genug, um mir selbst eine Heimat auszusuchen. Fräulein Barnell ist fort — ich freue mich darüber, denn sie war eine falsche Heuchlerin, und ich —“

„Haha, das ist also dein Werk!“ brauste Thilo noch zorniger werdend auf, „schon gut, Fräulein Asta, aber merke dir, von heute an hat unsere Freundschaft ein Ende. Ich mag dich nicht mehr vor Augen sehen und du sollst sofort in ein Pensionat geschickt werden. Hast du mich verstanden und wirst du jetzt machen, daß du fortkommst?“

„Ja.“ Das war das einzige Wort, was den Bleichen, zitternden Lippen ent schlüpfte, doch der tief traurige, vorwurfsvolle Blick, der dieses Wörtchen begleitete und die dumpfe Verzweiflung aus den großen dunkeln Kinderaugen konnte der junge Mann nie wieder vergessen. Dieser verzweiflungsvolle Blick verfolgte ihn Jahr für Jahr und selbst in diesem Augenblick hätte er gern die Hälfte seines Lebens dahin gegeben, um diese ungerechten Worte unausgesprochen zu machen; aber es war zu spät.

Noch einen kurzen Augenblick standen sich die beiden schweigend gegenüber. Dann wandte sich das Kind langsam der Thür zu. — Das arme, verstoßene, aber so früh gereifte Kind in der tief schwarzen Trauerkleidung! Ein grausames Gesicht hatte es seiner sonnigen Heimat entrissen, ihm den zärtlich liebenden Vater geraubt und ihn aus der Fremde verstoßen, wieder in die Fremde geschickt!

„Ich bin ein grausamer Mensch,“ murmelte Thilo, als die leichten Schritte des unglücklichen Kindes auf dem Korridor verhallten. „Warum hasse ich denn die arme Kleine? Wah, vielleicht weil sie so häßlich und unbedeutend ist und gar keine Reize hat. Haha! sie wird ebenso werden, wie alle anderen Weiber — treulos, falsch und heuchlerisch.“

7. Kapitel.

Es war ein herrlicher Sommernachmittag im Schwarzwald. Die dunkeln Tannen verbreiteten ein geheimnisvolles Halbdunkel über die weiche, mit dichten Farnen bedeckte Erde. Hier war es so frisch und kühl, ein leiser Westwind hauchte über die Zweige der dunkeln Bäume und kühlte sanft die Wipfel.

An einer kleinen Lichtung sah man in der Ferne liebliche Täler von reifen Saatsfeldern umgeben, oder hohe Berge, von denen wie ein silberner Streifen das Wasser lustig herniederrieselte und die Erde befruchtete. In den üppigen Feldern war das Getreide der Ernte entgegen gereist und der fröhliche Gesang der Schnitter mischte sich mit dem melodischen Nubeln der Lerchen und Drosseln, die ihr Loblied auf leichten Schwingen direkt den Toren des Himmels zuführten.

Es war ein Tag, an dem man alles vergaß, nur nicht, daß das Leben so schön und sonnig war und aus der Tiefe des Herzens nur Lust und Freude leimte.

Dieses sonnige Gefühl mochte auch wohl die Gesellschaft der jungen Damen befeelen, die, mit ihrem Skizzenbuch auf dem Schoße doch die Hände müßig ruhen ließen, aber desto heiterer scherzten und plauderten, so daß dies silberhelle Lachen oft ein Echo im Walde fand.

Es waren alle liebliche Mädchenknospen in aufblühender Schönheit, ein Bild voller Gesundheit strahlte aus den freudig glänzenden Augen. Selbst diejenigen unter ihnen, die von Mutter Natur weniger begünstigt waren, als die bevorzugten Geschwister, sprudelten über vor Wit und Fumor und ihr Uebermut wirkte ansteckend auf den kleinen, heiteren Kreis.

Unter dieser kleinen Mädchenchar war besonders eine junge Dame, die sich durch elegante und einfache Kleidung, durch anaxiöse Bewegungen und durch den Blick ihrer braunen Gaxellenaugen ganz besonders auszeichnete. Sie war von zierlicher Gestalt, aber ihr Gesichtchen war vikant und das schelmische Lächeln ließ zwei Reihen weißer Perlensähne sehen, daß es eine Lust war, einen Blick von diesem lieblichen Wesen zu erhaschen. Es war ganz unmöglich die Kleine Asta Burckhardt wieder zu erkennen, die vor acht Jahren den Erlenhof verlassen, um hier in Freiburg ihre Erziehung zu vollenden.

Und dennoch war es Asta, die jetzt voller Uebermut und Schelmerei oft ihren Freundinnen das Signal zur allgemeinen Lustigkeit gab. Sie hatte eine Zeit friedvollen Glückes verlebt und die einzigen trüben Augenblicke in ihrem Leben war der Gedanke, daß ihre Tage hier gezählt und sie bald nach dem Erlenhofe zurück müsse. Dieser gefürchtete Augenblick rückte immer näher, und noch heute hatte Frau von Warned geschrieben, daß sie heimkehren müsse, sobald eine Reisebegleitung sich gefunden habe.

Heim! Asta hatte am Fenster ihres Zimmers gelesen, als sie die Zeilen gelesen, dann lachte sie verächtlich. Der Erlenhof würde ihr niemals eine Heimat werden, und jetzt, da sie kein Kind mehr war, konnte sie den Gedanken an ein Zusammenleben mit ihrem Vormund nicht ertragen.

Die bestige Saene vor ihrer Abreise war ihr unvergänglich geblieben und hatte eine blutende Wunde in ihrem Herzen hinterlassen, und von den vielen Menschen, die sie jetzt kannte, war Thilo der einzige, den sie haßte. Dann trat ein lieblicheres Bild vor ihre Seele, und sie beschattete wohl die Augen mit der Hand, um es fest zu bannen. Sie sah sich als spielendes Kind unter schattigen, duftenden Orangenbäumen, in denen muntere Vögel sangen und zwitscherten. Es war ein süßes Erinnern an die glückliche Zeit ihrer Kindheit in dem sonnendurchfluteten Gemach ihres Vaters, zu dessen Füßen sie gespielt. Gerade so schön wie dort war es hier, gerade so geliebt wie von ihrem Vater, wußte sie sich hier von den Menschen, die sie umgaben.

Es war gerade kein Pensionat, wohin Asta geschickt wurde, nein, Frau von Warned kannte eine Dame in Freiburg, Fräulein Norden, die jungen Damen jeden Vorteil einer guten Erziehung bot und die älteren Böglinge auch in die Gesellschaft einführte. Hier hatte Asta 6—8 junge Mädchen ihres Alters gefunden, und die Jahre waren der kleinen Waise so pfeilschnell und glücklich dahin geeilt, wie in längst verfloffenen Zeiten in Florenz.

Fräulein Norden war eine Dame von feiner, aristokratischer Bildung, die das Vertrauen ihrer kleinen Schar im vollsten Maße besaß, niemals die kindlichen Einfälle bespötelte, aber selbst mit ihnen Kind war und dadurch mehr erzielte, als durch Härte und Strenge.

Die sechs jungen Damen, die hier am Waldesfaum mit ihren Skizzenbüchern saßen, waren die ältesten Böglinge des Fräulein von Norden und hier versammelt, um unter Aufsicht des Professors Müller, eines Malers, Skizzen nach der Natur aufzunehmen.

„Warum sollen wir nicht jene Kirche, oder dort den Brunnen skizzieren?“ schmolte Asta, „ich bin es leid, immer grüne Hügel und üppige Saatsfelder zu malen. Schau doch nur her, Lore, das Grün meiner Bäume sieht gerade aus wie eine Wiese, und die gelben Saatsfelder sind so hell geworden, wie ein weißes Tischtuch. Ich verstehe es auch nicht, meine Farben ordentlich zu mischen und werde es nie lernen, das will ich auch dem Professor sagen, sobald er kommt.“

„Oh Asta, er wird schelten,“ mahnten die Freundinnen. „Das wird er nicht, er schilt niemals,“ behauptete das übermütige Mädchen, dann ihre Stimme zum leisen Klüftertone dämpfend, fuhr sie schelmisch fort: „hört einmal, ich glaube fast, unser kleiner, buckliger Professor liebt mich. Ich möchte, er machte mir einen Antrag, ich würde ihn sofort heiraten, um nicht nach dem Erlenhofe zurück zu müssen.“

Ein schallendes Gelächter folgte diesem Scherze, doch Asta erhob drohend ihren Zeigefinger.

„Hier ist gar nichts zu lachen,“ versetzte sie mit komischem Ernst, „wenn ihr nur wüßtet, wie sehr ich meine Rückkehr nach dem Erlenhofe fürchte, noch mehr aber ein Zusammensein mit meinem Vormund, so würdet ihr auch vorziehen, die biedere Hausfrau eines verwachsenen Malers zu werden. Ihr ahnt gar nicht, wie entsetzlich das Leben sich für mich gestalten wird; Herr von Warned nannte mich mit Vorliebe „garstiges Geschöpf“ und erklärte, mich nie mehr sehen zu wollen.“

„Vielleicht ist er jetzt nach dieser langen Reihe von Jahren freundlicher gegen dich,“ bemerkte Gesda Diedmann, eine muntere Blondine, die Asta schwärmerisch verehrt, niemand könnte jetzt unfreundlich gegen dich sein, du bist so häßlich geworden.“

Asta errötete, aber sie lachte heralich. „Kleine Schmeichlerin,“ schalt sie freundlich, „aber bedenke doch, mein Vormund liebt mich nicht; er bewundert blonde Schönheiten. Ach — einmal hatte er eine bittere Enttäuschung. Kommt ein wenig näher zu mir, und ich erzähle euch die Geschichte.“

Fortsetzung folgt.

Der wilde Peter.

Von Chr. Cremer.

Schluss. Nachdruck verboten.

Da liegen sie nun wochenlang im Lazarett der kleinen algerischen Garnisonstadt, die Opfer des letzten Streifzuges. Die meisten werden bald als geheilt entlassen und können von neuem dem Dienste einer fremden Nation ihre Kräfte weihen. Aber einer liegt noch dort, bleich, mager, jamaar. Viel hat er im Fieber phantasiert. Wenn du hättest zuhören können. Und was er selbst dir im Fieberwahn nicht ganz verraten, das hättest du aus den wenigen, schmutzigen Fetzen, die er seine „Papiere“ nennt, erfahren können: Es ist unser alter Bekannter, der einstmalige wilde Peter, derselbe Peter, der von unmündigen Eltern erzogen, nein, nicht erzogen, sondern nur aufgezogen wurde und hier auf dem Irrwege seines Lebens angelangt ist.

Am Ende des langen Saales stehen ein französischer Offizier und ein Arzt. „Wie geht es mit Nr. 23?“ fragt der erstere.

„Sie meinen den armen Kerl mit der Brustwunde? Wird nochmals auf die Beine kommen, bleibt aber Ruine sein Leben lang.“

„Was für ein Landsmann? Auch ein Deutscher?“
 „Ja, ein Rheinländer. Eigentlich übrigens, daß gerade dieses Volk so viele Kämpfer für unsere Sache kennt. Aber was ist's mit den Deserteurern von gestern?“

„Ja, einem ist der Versuch leider geglückt. Die beiden anderen wurden auf der Flucht erschossen. Ich habe noch Meldung in der Sache zu machen.“

Einander grüßend, trennten sich die Herren.

Wieder zog der Frühling in die Lande. Neues, kraftvolles Leben pulsiert in den Adern der Natur. Tausende von Knospentöpfchen gucken in die jubelnde Welt, nickend grüßend den zurückgekehrten kleinen Sängern zu, und das ist ein Mannen und Tuscheln, ein Erzählen und Verwundern, das kein Ende nehmen will.

„Ja, ja! Er kommt! Wir sahen ihn auf der Reise übers große Wasser,“ versichert eifrig der Star dem horchenden Weißdorn.

„Aber ihr kennt ihn doch nicht. Schon zwanzig Jahre soll er fort sein, und nur die Sage erzählt vom wilden Peter, der einst unser Gebiet beherrschte.“ Ungläubig schüttelt die Dornhecke die Silberloden.

„Mißtrauisches Völkchen, ihr aus der Flora!“ ruft aber da der Star. „Er selbst hat mit uns gesprochen, hat uns Grüße, recht herzliche Grüße an das trauliche Dörfchen am plätschernden Bachlein aufgetragen. Er neigt übrigens gar nicht so wild aus, wie ihr wohl alle denkt. Traurig, sehr traurig blickte er uns an. Fast hätte ich mich auf seine Hand gesetzt. Aber ich muß fort, die Postkutsch weiter bringen!“
 Krak! flog der Star zu einem kleinen Häuschen am Ende des Dörfchens, und nachdenkend über die seltsame Kunde, wiegte der Weißdorn die Blütentöpfchen in der linden Luft.

Aber der Star hatte recht, das sollten alle nach einigen Wochen sehen. Der Peter kam zurück, und wild und übermütig sah er auch nicht mehr aus. Dort kommt er die Landstraße herunter, müde, abgebeht. Nun steht er oben auf der Gracht, und zu seinen Füßen liegt das Heimatdörfchen, dem die scheidende Sonne trauliche Gutenachtgrüße winkt. Dort unten am Eingange das alte Kreuz und daneben die bekannte Linde. Stattlicher ist sie geworden, vom Boden der Heimat genährt. Ein unennbares Glücks- und Wehmutsgefühl zieht durch des müden Mannes Seele. Nüssen möchte er den Stein und das Gras am heimatischen Begrabe. O, hätte er den sicheren Boden nie verlassen! Ueber die steinerne Brücke schreitet er auf das Dorfplaster. Einzelne Dörfser begegnen dem fremden Manne. Keiner erkennt ihn. Und nun steht er vor dem kleinen Häuschen am Ende der Dorfstraße. — er weiß nicht, — seine Sinne verwirren sich. Instinktiv setzt er einen Fuß vor den andern, schwer geht der Atem; mechanisch legt sich die Hand auf die Hebelklinke der Stubentür. „Herr, führe uns unfern unglücklichen Sohn zurück!“ betet drinnen Mütterchens Stimme. Da öffnet sich die Stubentür und zu den Füßen der beiden alten Leuten dort auf der Dienbank und im Lehnstuhl sinkt der nieder, um dessen Rückkehr sie soeben noch innig gebetet.

Wie ein Lauffeuer durchheilt die Kunde von der Ankunft Peters, den man längst tot geglaubt, den Ort. Natürlich

mußten den Heimgekehrten alle sehen, alle sprechen. Neugierig ist man ja in jedem Dörfchen. Peters Geschichte bildet dann während der folgenden Tage den Hauptgesprächsstoff des Dörfchens. Hin und wieder wird auch ein Jugendstreich des unglücklichen Fremdenlegionärs aufgeführt, und meist wirkt solche Erzählung zugleich ein kennzeichnendes Streiflicht auf die Art und Weise der „Erziehung“ des Heimgekehrten. Aber Mitleid, echtes Mitleid beherrscht im Allgemeinen die Stimmung, und wir versagen es den Bewohnern des kleinen Häuschens dort oben im Dörfchen auch nicht. Das Kriegsgericht zog den ehemaligen Deserteur noch zur Verantwortung. Doch wurde die über ihn verhängte Strafe im Gaadenwege erlassen.

Wenn aber wieder trozig-böse Buben in jenem Orte Gesetz, Ordnung, Regel zügellos mit Füßen treten wollen, dann warnen die Alten, zeigen den greisenhaften Mann, der dort geknickt die Dorfstraße sich hinabschleppt und erzählen die traurige Geschichte vom wilden Peter.



Nützliches fürs Haus.



— **Japanischer Saafirnis.** Man nimmt vier Unzen Terpentinöl, drei Unzen Lavendelöl, befreit dieselben von dem etwa darin enthaltenen Wasser, indem man etwas kochendes Chlorcalcium zugebt und dann das Öl behutsam abgießt, und vereinigt es hierauf in einer Flasche mit einhalb Drachme Kampher und 1 Unze Kopal. Die Flasche stellt man 24 Stunden lang in heiße Asche, schüttelt sie ab und filtriert es endlich durch ein Tuch. Das Filtrat bleibt wiederum 24 Stunden stehen; alsdann wird die über dem Niederschlage stehende klare Flüssigkeit abgegossen. Der zweite Rückstand kann als erster Dedanstrich, derselben mit irgend einer Farbe — für Schwarz ist Gasruß am geeignetsten — verwendet werden, der erste dagegen ist für Adanstriche wertlos.

— **Gute Haarpomade.** Dieselbe wird aus gut ausgewaschenem Schweinefett, etwa zwei Pfund, mit Quinzuegung von einem Pössel guten Probenzer-Oels, einigen Tropfen Bergamott-Öl und peruvianischem Balsam bereitet. Dies alles wird zur Saube gehörig durchgerührt. Will man dieselbe noch wohlriechender haben, so kann man die Zahl der Deltropfen vermehren, auch noch etwas Jasamin-, Rosmarin- oder Lavendelöl hinzutun. Ist die Pomade nicht steif genug, so vermehrt man die Dosis des Schweinefettes.

— **Angelaufene, schmutzige Gold- oder Silberwaren wieder wie neu herzurichten.** Man reibe mittels einer weichen Zahnbürste von einer Mandelseife etwas Schaum, rüste den zu reinigenden Gegenstand gut durch und schwenke ihn erst in warmem Wasser, dann in reinem Brunnenwasser ab; hierauf lege man die Waren in die vorerst etwas erwärmten Sägepläne und lasse sie darin trocknen.

— **Glasgeräte zu feilen.** Ein einfaches Mittel besteht darin, daß man eine Feile in starke Natronlauge und dann noch naß in groben Sand steckt. Mit dieser mit Sand und Natronlauge bedeckten Feile kann man Glasgeräte in ganz rücksichtsloser Weise bearbeiten, ohne ein Springen des Glases befürchten zu müssen.

— **Gummischuhe anzubessern.** Entsteht in einem Gummischuh durch irgend eine Veranlassung, z. B. einen scharfen Stein, ein Einschnitt oder sonst eine Verletzung, so nehme man ein nicht zu dickes Stückchen Kautschuk, schraube dessen Ränder durch ein scharfes und naß gemachtes Messer ab, betupfe dann sowohl die durchlöchernde Stelle als auch das zugehörige Kautschukstückchen mit Terpentinöl, lege sie betupften Stellen aufeinander und setze sie 24 Stunden lang einer mäßig starken Druck aus, wodurch die Vereinerung des Pflses erfolgt. Die so ausgebesserten Stellen sind ebenso wasserdicht, wie die unversehrten. Es muß bemerkt werden, daß die zu vereinernden Flächen vor dem Betupfen mit Terpentinöl ganz trocken gemacht werden müssen.

— **Glasugeln für Gärten.** Sollen dieselben in schwarzes Aussehen erhalten, so nehme man Leinöl, koche es mit Kienruß zu einer dicken Flüssigkeit ein, gieße dieselbe alsdann nach dem Erkalten in die Kugel und schwenke sie damit aus. Zum Versilbern der Glasugeln dient eine Legierung von gleichen Teilen Blei, Zinn und Wismuth, das man mit zwei Dritteln des Gewichtes Quecksilbers zusammenarbeitet und in die etwas erwärmte, vollkommen trockene Glasugel schütet und durch Umschwenken verteilt. Bringt man vorstehende Masse in gelbe Gläser, so scheinen sie vergoldet zu sein.



Unsere Bilder.



— Zur Eröffnung des englischen Parlaments. Ein Gottesdienst in der Westminsterabtei leitet gewöhnlich die Eröffnung des englischen Parlamentes ein. Nach Beendigung des Gottesdienstes ziehen die hohen Richter in ihrer eigenartigen historischen Amtstracht mit den hohen Allongeperücken in feierlicher Prozession (Siehe Bild Seite 161) nach dem Parlament, wobei der Lord Loreburn, der das höchste Richteramt bekleidet, die Führung hat.

— Feierlichkeiten in Sofia. Anlässlich der Selbsterhebung des Fürsten Ferdinand zum „Bar aller Bulgaren“ fanden in der Hauptstadt Sofia und vor allem in der Kathedrale imposante Festfeiern statt. Vor der Kathedrale wurde der neue Bar von der Geistlichkeit (Siehe Bild Seite 163) empfangen und ins Innere geleitet.

— Fürst Bismarck in der Walhalla bei Regensburg. Die Walhalla, 1842 von König Ludwig I. von Bayern als Denkmal deutschen Ruhmes und deutscher Größe erbaut, erhebt sich 98 Meter über der Donau unweit Regensburg. Die Innenwände der dem Parthenon nachgebildeten wuchtigen Marmorbaues sind mit Marmorbüsten der bedeutendsten Männer des germanischen Volkstammes geziert. Vor kurzem wurde nun auch in imposanter Feier die Büste Bismarcks (Siehe Bilder Seite 164) neben dem Kaiser Wilhelm I. aufgestellt.



Zur Unterhaltung.



— **Bernüht.** Dichter Trauerloß: Ach, Amalie, endlich weiß ich, wo meine Brille geblieben ist, die liegt in dem Manuskript des Theaterstückes, das ich gestern an den Theaterdirektor Wimmer gesandt habe. — Seine Frau: Na, da bekommst du sie bald zurück!

— **Aus der Schule.** Lehrer: Karl, was hat wohl das Wort „Durchschnitt“ zu bedeuten? — Karl: Eine Kneipe. — Lehrer: Wie kommst du darauf? — Karl: Papa sagte gestern, er tränke täglich vier Glas Bier im Durchschnitt.

— **Kindliche Auffassung.** Der kleine Friß: Onkel, mach mir doch mal einen recht schönen Matrosenanzug! — Onkel: Wie soll ich denn dazu kommen, Junge, ich bin doch kein Kleidermacher? — Der kleine Friß: Aber Du jagtest doch vorhin, als Du Stat spieltest, Du seist Schneider geworden!

— **Ewig jung.** ... Haben Sie denn, Fräulein, die Kinderkrankheiten schon gehabt? — „Bis jetzt noch nicht, Herr Doktor.“

— **Hinter den Kulissen.** Der stark mit Schere und Meißel arbeitende Autor Schriftberg geht vor der ersten Ausführung seiner neuen Posse in großer Aufregung auf und ab. Dies bemerkt der Regisseur und sagt zum Direktor: „Sehen Sie doch, der Schriftberg hat eine wirkliche Angst wie ein Autor.“

— **Gut gemeint.** Alter Landwirt (zum jungen): „Müssen auf alles ein Auge haben. Und den — Müßt lege ich Ihnen ganz besonders warm ans Herz!“

— **Unsere Kinder.** Die kleine Ella: „Olga, ich weiß es, die Tante Maria wird dich zu deinem Namenstag mit einem schönen, großen Photographiealbum überreichen.“ — Olga: „Das finde ich sehr passend. Die ausreichenden Herrenbekanntschaften hab' ich ja!“

— **Ein dauerhafter Anzug.** Kimmel: „Sag mal, wo läßt du mir deine Anzüge machen, die sind ja wirklich fabelhaft dauerhaft!“ — Bumpfer: „Beim Schneidermeister Kluge.“ — Kimmel: „Merkwürdig! Den bezahlst du doch nie?“ — Bumpfer: „Eben deswegen macht er auch meine Anzüge so dauerhaft, damit ich ihm nicht nicht so oft was schuldig bleibe.“

— **Gefühlvoll.** Herr: „Donnerwetter, Ihre Sporen, wach' eig'ner Klang!“ — Deutnant: „Ach, seit verliert, in A-Moll stimmen lassen!“

— **„Schlagender“ Beweis.** Chemann: „An eine Seelenwanderung glaub' ich jetzt unbedingt, denn damals, als ich meine Frau heiratete, war ich ein Kameel!“

— **Die wahre Ursache.** Weßhalb schug denn das Boot eigentlich um, es war wohl zu voll? — „Das Boot nicht, aber die Insassen!“



Rätzelecke.



Begierbild.



Wo ist der Gase?

Zahlen-Rätsel.

Das 2, 1, 4, das ich belleide,
Trägt Brot und Ebre reich mir ein;
Gar mancher sieht's mit stillem Reide
Und möcht an meiner Stelle sein.

Auch sonst bin ich, ich darf es sagen,
Nicht 6, 3, 1 an Geld und Gut,
Und dennoch muß ich Schweres tragen
Durch meines Mädchens Uebermut.

Es foltert mich mit tausend Grillen,
Und so ist keine 2, 3, 4,
Dah' häufig ich um heiseren Willen
Die Lust am Leben fast verlier'.

Der Wangen Rot seh' ich verblaffen,
5, 6, 3, 1 quält meinen Geist;
Und doch kann ich von ihm nicht lassen!
Nun ratet, wie mein Mädchen heißt!

Scherz-Rätsel.

Ein Ei im — Schrupp, ei fehlt doch nur,
Wird mathematische Figur.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rappelrätsel: November.

Zweifelbige Charade: Straßburg.

Rebus: Wichtelmännchen.



In treuer Hut.

Novelle von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die jungen Damen rückten ihre Feldstühle dicht an die Seite der Freundin, denn nach der Beschreibung der neuesten Pariser Moden gab es wohl kein interessanteres Thema, als eine Liebesgeschichte. Und Asta konnte so reizend erzählen, und wußte jede Kleinigkeit ganz interessant auszuschnüden.

Die Freundinnen lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit der Episode aus Thilo von Warnes Liebe zu der Italienerin und Asta wurde nicht müde, die glühende Leidenschaft ihres Vormunds und die Treulosigkeit Carola's zu schildern.

Ganz plötzlich mußte das Fräulein den Erlenshof verlassen, schloß die Erzählerin die interessante Begebenheit, „und lehrte nach Florenz zurück, um dort Signor Mizuno zu heiraten; und das Beste ist, daß mein Vormund noch bis zum heutigen Tage glaubt, diese plötzliche Abreise sei meine Schuld gewesen.“

„War es denn deine Schuld?“ sprachen die Zuhörerinnen im Chor.

„Wie könnt ihr das nur denken, Kinder? Ich war ja ein Kind von neun, zehn Jahren. Ich freute mich über Carola's Abreise, hätte aber meinen Vormund nicht hindern können, sie zu heiraten. Doch horch! der Professor kommt, ich höre seine Schritte. Nun schnell an die Arbeit.“

Die jungen Damen eilten auf ihre Plätze zurück, nahmen ihre Skizzenbücher und beugten sich über ihre Arbeit, als der Professor stöhnend den ziemlich steilen Hügel hinauf kletterte.

„Ah, es ist warm heute,“ waren seine ersten Worte, als er seine Schülerinnen begrüßt hatte. „die Arbeitszeit ist jetzt vorüber, lassen Sie mich sehen, was Sie fertig gebracht haben.“

Die jungen Damen boten dem scharfen Auge des Lehrers

schüchtern ihre Arbeiten dar, der prüfend, bald lobend, bald tadelnd, bald lobend oder mit einigen festen Strichen Verbesserungen machend, von einem Blatte zum andern ging. Asta Burckhardt kam zuletzt an die Reihe.

„Verzichten Sie doch nicht Ihre kostbare Zeit, um mich zu schelten, Herr Professor,“ bat sie mit tomischem Ernst. „Ich weiß ganz gut, was Sie sagen wollen

denn ich höre es ja so oft. Die ganze Arbeit ist wieder miserabel, alle Mühe ist umsonst und meine Leistungen so unbefriedigend, und den Bemühungen meines Lehrers mache ich erbärmlich wenig Ehre.“

„Fräulein Burckhardt!“ rief der Professor im strengen Tone, „wie dürfen Sie so mit mir sprechen, ich muß wirklich Fräulein Norden benachrichtigen oder ich kann Ihnen fernhin keinen Unterricht mehr erteilen.“

„Lieber Herr Professor, zürnen Sie nicht, ich meinte es wirklich nicht böse,“ schmeichelte die verwöhnte junge Dame. Sie wissen doch, daß ich kein Talent habe und weder malen noch zeichnen kann, es auch niemals lernen werde. Ich wußte ja ganz gut, was Sie sagen würden und, um Ihnen die Mühe zu sparen, kam ich Ihnen zuvor und sagte es selbst. Wenn ich aber eine Arbeit machen soll, die ich mit dem besten Willen nicht gut fertig bringen kann, so werde ich gerade so, wie mein Vormund mich gern zu nennen pflegte, „ein garstiges Geschöpf.“

„Oh, oh,“ ein garstiges Geschöpf,“ lachte belustigt der Professor, denn seiner Lieblingschülerin konnte er, trotz ihres wenigen Talentes, nicht lange zürnen. Sie schloß leicht mit triumphierendem Lächeln ihr Skizzenbuch. Dann trat die kleine Gesellschaft den Heimweg an.

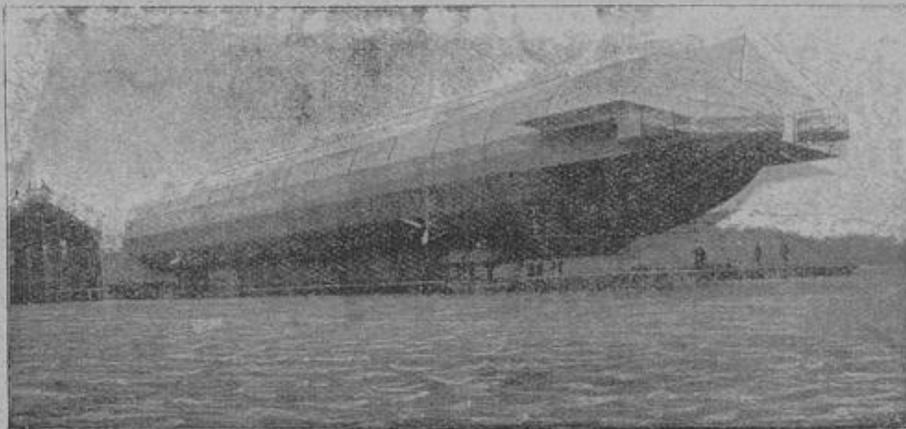
„Fräulein Norden kommt uns mit den anderen Böglingen entgegen, wir werden dann in Herdern zu Abend essen,“ begann Asta, den Arm ihrer Freundin Gelba Niedmann nehmend, als die jungen Damen den Hügel hinabstiegen. „Hoffentlich kommen wir gegen sieben Uhr an, ich bin so hungrig, und im Mondschein gehen wir nach Freiburg zurück.“

„Ja, meine Tante wird wahrscheinlich auch in Herdern sein, vielleicht auch Otto.“

„Ah, der Herr Leutnant, der junge Freund deiner Tante? Gelba, mein Lieb, ich hoffe, er wird noch dein Bräutigam und du verlobst dich mit ihm vor meiner Abreise.“

Gelba errötete und senkte das Köpfchen. „Vielleicht,“ gestand sie, „doch sieh, dort unten erwartet uns schon Fräulein Norden; laß uns eilen.“

Es war vielleicht noch eine halbe Stunde wegs, ehe das kleine Dörfchen Herdern erreicht war, das wegen seiner romantischen Lage ein Lieblingsausflug der ganzen Umgebung war. Eine Restauration sorgte für Er-



Das neue Flugschiff „Zeppelin I“ in Friedrichshafen, unmittelbar nach dem Verlassen der Ballonhalle.

quidungen und der kühle schattige Garten mit seinen versteckten Plätzen wurde von Gästen und Touristen gern aufgesucht.

Fräulein Nordens kleine Gesellschaft lag gerade im heiteren Gepolander beim Abendbrot, als Aita sich plötzlich von einer Hand leise berührt fühlte, und sich erschreckt umwendend, blickte sie in die tiefblauen Augen einer elegant gekleideten Dame, die mit weicher, melodischer Stimme sagte:

„So habe ich mich also doch nicht geirrt, obgleich wir uns seit acht Jahren nicht gesehen haben; Aita, wie geht es dir?“

Das junge Mädchen war von seinem Sitze aufgesprungen und stand Carola Barnelli gegenüber. Die Erzieherin war zwar etwas forpulerter, aber noch stattlicher und schöner geworden wie vor Jahren, und ihre ganze Erscheinung befundete, daß es ihr in der Welt gut gehen mußte.

„Wie erschrocken du aussiehst, mein Kind,“ rief Carola fort, als Aita keine Worte der Begrüßung finden konnte, „aber du hast dich entschieden zu deinem Vorteil verbessert. Wirklich, du bist sehr hübsch geworden. Wenn ich nicht ein so ausgezeichnetes Gedächtnis hätte, würde ich dich kaum wiedererkannt haben. Bist du schon lange hier im Schwarzwald?“

„Seit acht Jahren,“ versetzte Aita, die schnell ihre Verwirrung bei dieser unerwarteten Begegnung überwunden hatte. „Ich bin in Freiburg, hier bei dieser Dame, Fräulein Norden,“ fuhr sie dann vorstellend fort, als die Vorsteherin näher getreten war.

„Ich muß mich selbst vorstellen, denn Aita kennt mich nur unter meinem Mädchennamen,“ sagte lächelnd die Italienerin, „ich bin Madame Rizino, ich machte mit meinem Gatten, seinem Bruder und seinem Freunde eine Tour durch den Schwarzwald und es gefiel uns in Freiburg — wo wir gestern eintrafen, so gut, daß wir uns entschlossen haben, die Umgegend etwas zu durchstreifen.“

„Sie werden reichlich belohnt werden,“ gab Fräulein Norden zu, „wir bringen im Sommer oft 8—14 Tage in einem der herrlich gelegenen Dörfer der Umgegend zu, es macht meinen Böglingen immer große Freude.“

„Das kann ich mir denken,“ pflichtete Carola bei, du bist wohl nicht wieder auf dem Erlenhofe gewesen?“

„Nein, leider aber reise ich bald dorthin; meine Erziehung hier ist vollendet.“

„Bedauerst du es? Ich sollte meinen, du müßtest dich freuen, nach acht Jahren wieder heim zu kommen.“

„Hier ist meine Heimat, hier bin ich gern,“ beteuerte das junge Mädchen lebhaft. „Im Erlenhofe werde ich, nach dieser glücklichen Zeit, wie in einem Gefängnisse leben.“

„Aita, ich höre es nicht gern, wenn du von deiner zukünftigen Heimat in dieser Weise sprichst,“ ermahnte Fräulein Norden mit leisem Vorwurf. „Frau von Warned hat dich doch herzlich lieb; ihre Briefe —“

„Oh ja,“ unterbrach Aita erregt, „Frau von Warned ist gut, aber ich hasse meinen Vormund,“ doch als sie jetzt das erstaunte Gesicht Carolas sah, schwieg sie verlegen.

Die Italienerin nahm aber keine Notiz von dieser letzten Bemerkung, sie setzte sich neben Fräulein Norden und war so bezaubernd liebendwürdig, daß sie im Sturm das Herz der Vorsteherin eroberte. Auf einen Wink von ihr näherte sich auch Signor Rizino und sein Bruder Hugo, der schönste Mann, den Aita in ihrem ganzen Leben gesehen zu haben glaubte, und ein deutscher Freund, Herr von Altbaum, der aber so lange in Italien gelebt hatte, daß er seine Muttersprache fast vergessen, Italienisch und Französisch eher fließend sprach.

Es waren heitere Stunden in dem kleinen Kreise, und als der helle Vollmond längst am Himmel stand, rüstete man sich endlich gemeinsam zum Aufbruch. Aita schritt an der Seite des Herrn Hugo Rizino, dessen flammender Blick voll Bewunderung auf seiner schönen jungen Begleiterin ruhte. Dieser Spaziergang im hellen Mondschein am späten Sommerabend blieb dem jungen Mädchen unvergessen, und mit Entzücken lauschte es auf die süßen Schmeichelworte des Italieners.

Am Münsterplatz trennte man sich, nachdem eine Spazierfahrt nach den Ruinen eines alten Klosters, in dessen Nähe ein nicht unbedeutender Wasserfall von den Bergen rieselte, verabredet war. Fräulein Norden konnte die ganze Umgegend und verstand es, auf die schönsten Punkte aufmerksam zu machen.

„Ich hoffe, Aita,“ wandte sie sich plötzlich dem jungen Mädchen zu, als dieses ihr „Gute Nacht“ bot, Frau von Warned hat doch nichts dagegen, daß du die Bekanntschaft mit deiner früheren Erzieherin erneuerst?“

„Das glaube ich nicht,“ lautete zuversichtlich die Antwort,

„sie verließ den Erlenhof zwar ganz plötzlich, aber doch nur aus dem Grunde, um Signor Rizino zu heiraten.“

„Oh, ich schreibe morgen an Frau von Warned, da will ich diese Begegnung doch bemerken. Eine Freundin von mir, die Frau Baronin von Waiberg reist Ende September nach Berlin; unter ihrem Schutze kannst du bis dorthin mitreisen.“

„Oh, Fräulein Norden, muß ich denn wirklich fort,“ fragte Aita, in Tränen ausbrechend.

„Mein liebes Kind, die Gelegenheit ist so günstig; die Baronin will dir gern alles Sehenswerte der Großstadt zeigen und sich einige Tage mit dir dort aufhalten,“ beruhigte die mütterliche Freundin und küßte zärtlich das erregte Kind.

„Du weißt es, wie sehr ich mich freuen würde, dich noch länger hier zu behalten, aber daran ist doch nicht zu denken. Frau von Warned schrieb mir noch kürzlich, daß ihr Sohn selbst kommen würde, um dich zu holen, wenn sich keine passende Reisebegleitung findet.“

„Oh nein, er soll nicht kommen, nur das nicht,“ stieß Aita rauh hervor und trocknete ihre Tränen.

Mittlerweile fand im Hotel bei den Italienern eine lebhaftere Unterredung statt.

„Na, Hugo hat seine Sache nicht allzu schlecht gemacht,“ lachte Carola, in ihrem bequemen Sessel lehrend und sich mit ihrem Spitzenfächer stühlend zuwehrend. „Das Kind ist schon halb verliebt, und wenn Hugo seine Karten gut spielt, ist unser Glück gemacht. Bedenke nur, Aita hat ein Vermögen von über acht Millionen.“

„Und nebenbei ist sie entzückend, das hätte ich mir gar nicht gegah,“ versetzte Hugo, gedankenvoll den Ringeln seiner Zigarette nachschauend.

„Das wußte ich selbst nicht; vor acht Jahren war sie ein höchst einfaches, fast ein häßliches Kind. Dabei fällt mir ein: Sorge dafür, daß du ihr festes Versprechen hast, dich zu heiraten, ehe sie nach dem Erlenhofe zurückkehrt; denn wenn der Vormund sie sieht, wird er das Täubchen für sich haben wollen.“

„Das darf nicht sein, er soll sie nicht haben,“ rief Hugo erschreckt. „Sie ist mein. Diese kleine, reizende Fee mit den dunkeln Gazellenaugen, den feinen Lippen.“

„Na, genug von diesen Liebes-Khaphsodien,“ unterbrach lachend Carola. „Es war doch von mir ein kluger Gedanke, die Spur dieses Goldstückleins aufzusuchen. Noch klüger aber war es, den Aufenthalt in Freiburg in Erfahrung zu bringen und am allerklügsten, die Gesuchte sofort nach unserer Ankunft zu entdecken. Ich erwarte einen bedeutenden Anteil am Gewinn, Hugo, vergiß das nicht.“

Signora Rizino sprach in ihrer gewöhnlichen sanften Weise, doch der Blick ihrer Augen befundete deutlich, daß es ihr mit der Geschäftssache ernst sei.

„Gewiß,“ gab Hugo zu, sobald ich Aita heirate, gebe ich dir fünfzigtausend Mark.

Ein höhnendes, silberhelles Lachen war die Antwort. „Fünfzigtausend,“ kam es dann heiter von Carolas Lippen, und du bekommst über acht Millionen! Lieber Hugo, hast du denn deinen Verstand verloren, oder glaubst du, ich sei nicht mehr zurechnungsfähig? Bedenke doch, meinen Anteil in dieser Sache; ich habe doch die Hauptrollen zu spielen. Ich muß erzählen, du seiest reich, während du doch bettelarm bist; muß dich als edel und hochherzig bezeichnen, und das bist du durchaus nicht. Schließlich bin ich es, die das Kind gegen seinen Vormund aufheben muß, damit es sich in seiner Unerfahrenheit keine Vorschriften in betreff ihrer Heirat machen läßt. Du mußt schon andere Saiten aufziehen, Hugo, oder ich lehre mit Titus nach Florenz zurück und kümmerge mich nicht mehr um deine Angelegenheit, nicht wahr mein Titus?“

„Du befehlst und ich gehorche; folge meinem Beispiel, Hugo, es ist so besser für uns alle,“ erwiderte der Gatte.

„Ja aber —“

„Nein aber,“ entgegnete Carola schneidend, ich ver helfe dir zu einer reichen Gattin, und du bezahlst mich dafür gebührend. Ich stelle natürlich die Bedingungen, denn das steht mir zu. Diese lauten: Fünfzigtausend Mark zahlst du mir am Tage deiner Hochzeit und zwei Millionen ein Jahr später.“

Hugo sprang auf, seine Augen blickten zornig. „Das ist unerhört,“ rief er entrüstet, „das gebe ich nicht. Ich kann das Mädchen schon ohne deine Hilfe heiraten, wenigstens will ich es versuchen.“

„Sieh zu, wie weit du kommst, mon ami,“ war die spöttische Antwort. „Ein Wort zur rechten Zeit an Thilo von Warned vernichtet mit einem Schlag deine schönsten Hoffnungen. Es ist besser, du nimmst meine Bedingungen an.“

„Sei vernünftig, folge ihrem Rat,“ mahnte auch Titus.

„Ich will nicht,“ rief Hugo ungeduldig und stampfte mit dem Fuße. „Aber was soll ich tun, ihr seid beide gegen mich. Ich muß schon gehorchen, wenn auch gegen meinen Willen.“
 „Wir wollen die Bedingungen gleich schriftlich aufsetzen,“
 fuhr Carola geschäftsmäßig fort, „das ist besser, als späterhin Vergeßlichkeit oder Gedächtnisschwäche vorzuschieben. Dort liegt Papier, Feder und Tinte, Hugo. Gib mir das gewünschte Schriftstück und ich verspreche dir, daß Afta Burdhardt, die reiche Erbin, nach Verlauf von sechs Monaten deine Gattin ist. Bedenke doch deinen Vorteil! ein Leben in Florenz mit acht Millionen!“

„Sage doch sechs Millionen, denn soweit ist die Summe zusammengeschmolzen, wenn du deinen Anteil hast.“ brummte Hugo dann und setzte sich an den Schreibtisch.

„Na, sind denn nicht sechs Millionen genug, da du doch jetzt nicht einen Pfennig hast? Es bleibt dir auch Monte Carlo, dort kannst du dein Vermögen verdoppeln, wie wir es getan haben.“

„Oder alles verlieren,“ brummte Hugo und überreichte seiner Schwägerin das Papier.

8. Kapitel.

„Ist es denn wirklich wahr, daß Frau von Warned diese Worte gesagt hat?“

„Gewiß, Afta. Sie sagte mir wörtlich: mein Sohn soll eine reiche Gattin nehmen, und ich bin fest entschlossen, daß das Vermögen seines Mündels sein Eigentum wird.“

Carola Rizino und Afta saßen Hand in Hand am Fuß eines Berges, von dessen Höhe das Wasser herabrieselte. Dunkle Tannen rumsirten ein lauschiges Plätzchen und zwischen dem Grün blickten Streifen des tiefblauen Himmels.

Es war ein herrlicher Tag für die geplante Spazierfahrt. Ein leichter, erfrischender Wind milberte die Hitze des Tages und wehte angenehme Kühlung auf die rosig gefärbten Wangen der frischen, jungen Mädchen. Die Ruinen des alten Klosters waren längst besichtigt, und jetzt hatte Madame Rizino es — nach Verabredung mit ihrem Schwager Hugo — möglich gemacht, ein ungestörtes tête-à-tête mit ihrer früheren Schülerin zu haben.

Ganz diplomatisch begann sie, Afta zu bedauern, daß ihr schönes, freies Leben, welches sie jetzt bei Fräulein Norden führe, bald ein Ende erreicht habe, daß sie sich von den Freundinnen ihres Alters, bei denen sie so glücklich sei, trennen müsse, um ein trostloses Dasein auf dem Erlenhofe zu führen. Nach und nach drängte sie dann dem unschuldigen Kinde die Ueberzeugung auf, daß ihr verhaßter Vormund sie heiraten wolle, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen.

„Wäre ich nicht ein armes Mädchen gewesen, so würde ich Herrin auf dem Erlenhofe geworden sein,“ fuhr die Heuchlerin fort. „Aber Frau von Warned zwang mich abzureisen, und ich mußte gehorchen. Ob Thilo mich wohl vergessen hat? Er liebt mich so sehr.“

„Lieben Sie ihn auch?“ fragte Afta und richtete ihre großen Augen gespannt auf das Ansehen der Italienerin.

Diese lächelte. „Ich will offen die Wahrheit bekennen, ich liebe ihn nicht,“ gestand sie. „Ich war ehrgeizig und strebte nach Glanz und Reichtum. Hätte ich Thilo geliebt, so würde mich keine Macht der Erde von ihm getrennt haben; aber ich liebte Titus und bin jetzt namenlos glücklich. Thilo würde mir nie meinen freien Willen lassen, o, Afta, wie wird es dir erst ergehen, wenn du heim kommst!“

Afta erhob stolz ihr schönes Haupt. „Der Erlenhof wird nie meine Heimat werden, das ist mir Freiburg geworden, hier bin ich glücklich.“

„Afta, sei nicht vornehm; glaube mir, du bist schön, du wirst bald eine neue Heimat haben. A propos, wie gefällt dir mein Schwager Hugo? er ist ein sehr schöner Mann, nicht wahr?“

„Ja,“ gestand das Mädchen kaum hörbar.

„Und dabei ist er gut und edel,“ fuhr Carola begeistert fort. „O, Afta, das wäre ein Gatte, wie ich ihn für dich nur wünschen könnte, so hochherzig, tugendhaft und reich. Ich möchte so gern eine Gattin für ihn wählen, aber Hugo ist etwas mißtrauisch und fürchtet, die jungen Damen streben nur nach seinem Reichtum. Mit dir ist's natürlich etwas anderes, denn du bist selbst reich; du weißt wohl gar nicht, wie groß dein Vermögen ist?“ fragte sie dann lauernd.

„Ja, Frau von Warned sprach mit mir darüber. Es müßten etwa acht Millionen sein.“

„O, Hugo wird nur sechs Millionen haben. Doch er würde mir zürnen, wüßte er, daß ich dieses Thema berührte, und daher will ich nicht weiter darüber reden. Aber er bewundert dich so sehr, und es liegt mir so viel daran, daß er eine Gat-

tin wählt, die er aufrichtig liebt. Jedoch Frau von Warned sagte mir, daß sie Thilo verhindern würde, ehe er heiraten, bis du erwachsen seiest, damit du dann seine Gattin werden könntest.“

„Hat Frau von Warned das wirklich gesagt?“

„Ja, so lauteten ihre eigenen Worte,“ log die Italienerin. Afta erhob sich von ihrem Sitze und redete ihre zierliche Gestalt hoch empor. „Dann soll es fortan das Ziel meines Lebens sein, ihre Wünsche zu bereiten.“ Lam es last feierlich von ihren Lippen, „ich werde niemals meinen Vormund heiraten. Viel lieber will ich als alte Jungfer sterben oder unseren alten Professor Müller heiraten, wenn er mir nur Herz und Hand anbieten möchte.“

Carola lachte herzlich. „Rege dich nicht auf, Kleine,“ beruhigte sie, es gibt noch andere Mittel und Wege, um von deinem Vormund befreit zu werden. An Anerbietungen fehlte es dir doch gewiß nicht. Wer weiß, vielleicht verlobst du dich noch vor deiner Rückkehr nach dem Erlenhofe. Ich habe einen scharfen Blick und war selbst verlobt. Sieh, dort kommt Hugo, er denkt gewiß, wir wären verschwunden, ah! Titus ist auch da, ich habe gerade eine Sache von Wichtigkeit mit ihm zu besprechen.“

So kam es, daß Carola mit ihrem Gatten im dichten Gebüsch verschwand, und als zum Abendbrot die kleine Gesellschaft sich in Herdern wieder zusammensand, war Aftas Köpfchen vollständig verwirrt; sie hatte nur Auge und Ohr für den schönen Italiener und glaubte, ein Leben ohne ihn sei fernerhin unerträglich.

Diesem herrlichen Tage im Walde folgten noch schönere, denn Frau von Warned war mit der Abreise Aftas unter dem Schutze der Baronin völlig einverstanden und hatte über die Begegnung mit der früheren Erzieherin geschwiegen. Fräulein Norden glaubte daher jede Einladung der Italienerin für Afta ruhig und sorglos annehmen zu können, gab sogar die Erlaubnis, acht Tage mit nach der Schweiz zu reisen.

Afta erlebte herrliche Tage. Das ganze Glück der ersten Liebe erfüllte ihr junges, unerfahrenes Herz und machte ihr die Welt zu einem Paradiese. Sie war Hugo Rizino's heimliche Braut, des Mannes, den sie fast gar nicht kannte und von dessen Vergangenheit sie nichts wußte.

Die Trennung rückte immer näher; nur wenige Tage noch sollte Afta in Freiburg bleiben, und um ihren Abschied zu feiern, veranstaltete Fräulein Norden eine große Festlichkeit die mit einem Ball geschlossen wurde.

„Jetzt müssen wir uns trennen, mein Viedling,“ raunte Hugo seiner schönen Tänzerin in's Ohr, als er leicht mit ihr durch den Saal schwebte. „Wirst du mir auch treu bleiben, oder mich vergessen, sobald du von mir fort bist?“

Afta schmiegte sich fester an ihrem Tänzer an. „Hugo,“ flüsterte sie leise, und in ihren großen Augen schimmerten Tränen, „Du wirst, ich könnte dich nie vergessen, du hast mir doch versprochen, bald nach dem Erlenhofe zu kommen, um mich für immer von dort fortzuholen.“

„Ja, aber wenn dein Vormund es nicht erlaubt?“

„Das muß, das soll er,“ Afta stampfte hastig mit dem Fuße, „wenn er nicht will, so entfliehe ich.“

Hugo lachte. „Bravo, bravissimo,“ flüsterte er, „du bist also fest entschlossen, mir treu zu bleiben?“

„Ganz fest. Du bist heute grausam, Hugo, du weißt doch, daß ich dich liebe.“

Wie lieblich sah sie aus in ihrem weißen Spitzenkleide, den lieblich geröteten Wangen und den glänzenden tränenfeuchten Augen. Das Glück hatte ihm doch gelächelt. Hugo fühlte für Carola eine gewisse Dankbarkeit und grollte nicht mehr über die zwei Millionen, die er abgeben mußte, da ihm doch so viel geblieben war.

Er zog die Geliebte in eine Fensternische. „Ich scherzte nur, mein Liebling,“ flüsterte er ihr zu, „vergib mir. Ich weiß, daß du mich liebst und das Versprechen halten wirst, meine Gattin zu werden. Sieh' her, ich habe dir auch den Verlobungsring mitgebracht, den du stets als Erinnerung an diese Stunde tragen mußt.“

Er zog bei diesen Worten ein kleines Etui aus der Tasche und legte es in ihre Hand, Afta öffnete es und sah auf matt-blauen Atlas prächtige Diamanten funkeln.

„O, Hugo, wie herrlich,“ jubelte sie entzückt.

„Da unsere Verlobung noch so lange geheim bleiben muß, bis wir die Einwilligung deines Vormunds haben, muß du zur Erinnerung diesen Ring tragen,“ fuhr Hugo fort, und streifte den zierlichen Goldreif über ihre Finger. „Sobald wir öffentlich verlobt sind, tritt ein breiter, schlichter Ring an seine Stelle. Dies ist nur ein kleines Zeichen meiner



Gräfin Magdalene zu Stolberg-Bernigerode.



Großfürstin Elisabeth Feodorowna.

Fürstliche Frauen im Kloster.

Trene, ein Siegel unserer Verlobung, hast du mich verstanden?"

"Ja, Hugo."

Er führte die kleinen Finger an seine Lippen und küßte sie ehrfurchtsvoll. "Ich will geduldig warten, bis du vier Wochen auf dem Erlenhofe anwesend bist, dann will ich Herrn von Warned schriftlich um deine Hand bitten. Lautet seine Antwort günstig, so will ich kommen, um Vorbereitungen für die Hochzeit zu treffen. O welch ein glückliches Leben werden wir im sonnigen Italien führen, dort ist ein ewig blauer Himmel, Blumen, die nie verblühen und immer heller Sonnenchein."

"Um," ertönte plötzlich eine Stimme "unter ihnen, "wie ist's denn im Winter, wenn Eis und Schnee die Erde bedeckt, wie es in diesem Jahre der Fall war? Dann hängen die zarten Blumen erstarrt, denn ein scharfer Ostwind hat sie vernichtet. Bah! bei kaltem, regnerischem Wetter ist es in Italien ebenso schlecht wie in irgend einem anderen Lande, vielleicht sogar schlimmer noch."

"Wer fragt denn nach Ihrer Meinung, Herr von Altbaum?" sagte Hugo hochmütig in italienischer Sprache, der Aita nicht folgen konnte. "Bitte, behalten Sie doch Ihre weisen Gedanken für sich, wenn Sie nicht darnach gefragt werden."

"Bah, Sie werden sich doch um meine Meinung nicht kümmern, sonst würde ich Ihnen sagen, daß Sie in meinen Augen ein Schurke sind. Wie dürfen Sie es nur wagen, die Hand nach einer reichen Erbin auszustrecken, da Sie doch selbst über keinen roten Heller verfügen können."

"Schweigen Sie! Es ist nicht Ihre Sache, wenn ich ein Mädchen liebe! Komm, Aita," wendete er sich der jungen Dame zu, "wir wollen uns wieder unter die Tänzer mischen!"

Herr von Altbaum sah dem jungen Paare mit finster gerunzelter Stirn nach, dann mischte auch er sich unter die Menge.

Die kurzen Stunden pflogen pfeilschnell dahin. Wie schnell wird das Liebesglück vorüber sein, so schnell, wie der flüchtige Sommer und der goldene Herbst entflieht, um den rauhen, kalten Winterstürmen Platz zu machen. Schon zeigte sich fern am Horizont ein kleines, unscheinbares Wölkchen, wie leicht kann es der Vorbote eines Unwetters sein.

"Darf ich auch noch um einen Tanz bitten?" Herr von Altbaum hatte sich

leise Aita genähert und richtete jetzt flüsternd diese einfache Frage an sie.

Aita zeigte ihre Tanzkarte, kein Plätzchen war frei, sogar die Extratouren waren schon vergeben.

"O, es ist also nicht möglich," seufzte Herr von Altbaum, als er Hugos Namen am häufigsten erblickte, "früher war es anders; eine andere Dame konnte sich seiner Gunst nicht erfreuen; nun, sie hatte auch keine acht Millionen, aber immerhin ein nettes Vermögen, groß genug für Hugo, der gar nichts sein eigen nennt."

"Ich verstehe Sie nicht," stöhnte Aita. "Meinen Sie, daß Hugo eine andere Dame liebte, ehe er mich sah?"

"Ob er sie geliebt hat, weiß ich nicht, man erzählt ja viel, seit Jahren jahndet er nach einer reichen Erbin."

"Aita, Aita," ertönte eine helle Stimme, "Herr Rizino schaut sich seine Augen aus nach dir."

"Hier bin ich," entgegnete schnell die Gesuchte und ließ sich von ihrem Geliebten in ein kleines Seitengewach führen.

Aber die frühere Fröhlichkeit war dahin. Auf alle Fragen antwortete Aita nur einfüßig, endlich fragte sie schüchtern: "Hast du schon früher eine Dame geliebt, he 'u mich gesehen hast, Hugo?"

Ein flüchtiger Schatten zog momentan über das schöne Antlitz, dann erwiderte er ruhig: "Ja, Aita."

"Du hast mir nie davon gesagt. Du liehest mich glauben, ich sei deine erste, deine einzige Liebe," hauchte sie mit leisem Vorwurf.

"Das ist die volle Wahrheit. Du bist meine erste, meine einzige Liebe, die erste Dame, die Macht hatte, Eindruck auf mein Herz zu machen. Als ganz kleines Kind in der Wiege entschieden meine Eltern bereits über mein Schicksal, aber je mehr ich heranwuchs, merkte ich, daß die junge Dame, an die ich mein ganzes Leben fetten sollte, nicht für mich paßte, und eine Trennung für beide Teile wünschenswert war. Ob das Mädchen später geheiratet hat, blieb mir unbekannt, aber mein Herz blieb unberührt, bis ich dich sah und lieben lernte, du meine einzige heiß geliebte Aita."

Hugo Rizino konnte reden und handeln, wie ein geborener Schauspieler. Niemand verstand es, mit so viel Pathos verwundeten Stolz oder sanften Vorwurf zur Schau zu tragen, wie er, und das ahnungslose Mädchen an seiner Seite hielt jedes Wort für unerschütterliche Wahrheit und hätte jetzt gern alle Schätze dieser ir-



Das Jubiläumsgeschenk des Kaisers Franz Josef für den Papst Pius X.

dichen Welt gegeben, um dieses gefährliche Thema unberührt gelassen zu haben.

„Meine ganze Familie zürnte mir anfangs, daß ich die Dame, die man mir erwählt, nicht als Gattin heimzuführen wollte,“ fuhr Hugo nach einer kurzen Pause fort, „ganz besonders weil sie Geld — sogar viel Geld besaß; aber ich strebe nicht nach Gold und Reichtum, mein Herz sehnt sich nach Liebe. Was liegt mir auch an einem großen Vermögen, ich habe selbst ja mehr als ich brauche.“

Diese letzten Worte besiegten jeden Zweifel in dem Herzen des jungen Mädchens. „Vergiß mir,“ flüsterte es leise, „ich mußte Gewißheit haben, denn ich liebe dich zu sehr, Hugo. Es wäre mir ein unerträglicher Gedanke, wenn du mich allein wegen meines Vermögens heiraten wolltest.“

Der Italiener erschraf heftig, sein Antlitz erbleichte bis an die Lippen. Wie war Asta nur auf diesen Gedanken gekommen? „Asta,“ rief er dann in einem Tone unterdrückten

Namen des Schurken zu erfahren, wenn du mir nur treu bleibst.“

„Das will ich, niemals will ich ein böses Wort glauben, das gegen dich gesagt wird,“ gelobte sie feierlich und schmiegte sich fest an seine Schulter.

Er beugte sich zärtlich zu ihr herab und küßte sie. „Ich danke dir, mein Liebling,“ flüsterte er ihr zu. „Diese Worte sollen mir in unserer Trennung ein Trost und ein Hoffnungstrahl sein, daß wir bald für immer vereint werden. Du mußt mir immer vertrauen, Asta, du meine erste, meine einzige Liebe.“

So war diese kleine Wolke am Horizont noch einmal verschwunden, ohne sich zu einem heftigen Sturm zu erheben. Als Asta bald darauf allein in ihrem Schlafgemach war, lächelte sie sich so glücklich, jede Furcht war aus ihrem Herzen verschwunden und die Zukunft lag vor ihr wie heller goldener Sonnenschein.

Kontinuation folgt.



Zu den Einzugsfeierlichkeiten der Prinzessin Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg in Berlin. Kaiser Wilhelm erwartet mit seinen Söhnen die Ankunft der Braut seines viertältesten Sohnes, des Prinzen August Wilhelm von Preußen, vor dem Schloß Bellevue. Von links nach rechts: Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha, der Gemahl der ältesten Schwester der Prinzessin-Braut (1), Kronprinz Wilhelm (2), Prinz Eitel Friedrich (3), Kaiser Wilhelm (4), Prinz August Wilhelm (5), Prinz Oskar (6), Prinz Joachim (7).

Bornes, den sie aber irrtümlich für verwundeten Stolz hielt. „Wer hat es gewagt, mich zu verleumden und dein unschuldig-geß Herz zu vergiften? Ich, ich sollte dich wegen deines Goldes erwählt haben?“ Dann fügte er bitter hinzu, „wenn du mich einer solchen Niedrigkeit fähig hältst, dann ist es besser, wir trennen uns, je eher desto besser. Ich bin kein Glücksreiter.“

„O nein, nein, so darfst du nicht mit mir reden; ich wollte dich nicht beleidigen; es war nicht böse gemeint.“

Asta schaute bittend und mit tränenfeuchten Augen zu ihm empor und freute sich, daß Hugo ihr wieder freundlich zulächelte; wie sehr liebte und vertraute sie ihm.

„Ich weiß es, du wolltest mich nicht kränken,“ sagte er dann leise, aber anscheinend noch verlezt. „Es hat mich jemand bei dir verleumdet, aber es liegt mir wenig daran, den

Der Spindautomat.

Militärhumoreske von Johann Tenge, Düsseldorf.
(Nachdruck verboten).

Der lange „Bize“ war wütend. „Nun muß man wegen solch' einem Klümmel am Sonntag zu Hause bleiben. Na, wartet nur!“ mrumelte er drohend und drehte ärgerlich seinen langen, blonden Schnurrbart. „So 'ne Bande!“ Inurte er nochmal ingrimmig zwischen den Zähnen und ging in den langen Stall hinein, um hier nach dem Rechten zu sehen.

Bizewachtmeister Knattermann, den die Leute wegen seines leidenschaftlichen Kartenspielens „Kreuzbauer“ nannten, war wegen seiner Strenge im Dienst sehr gefürchtet. „Dienst ist Dienst,“ pflegte er zu sagen, „dann gibts keine Bum-

melei. Das könnt Ihr wegen meiner machen, wenn ich Euch nichts mehr zu sagen habe. Vorläufig jedoch habe ich den Auftrag, Euch zu tüchtigen Soldaten auszubilden, was ich auch nach besten Kräften erstreben werde." Wenns nicht klappte, fuhr Knaueremann mit einem „Kreuzmillionen-donnerwetter“ dazwischen. Außer Dienst war der Gefürchtete nicht so ungemächlich und nicht so stolz, mit einem Untergebenen zu reden. Seine Leute kannten ihn ganz genau und richteten sich danach ein. Aber während der letzten Tage hatte ihm keiner nahen dürfen. Ein alter Sünder war über Urlaub geblieben. Nun sollte die ganze Schwadron, Unteroffiziere eingeschlossen, am Sonntag keinen Urlaub bekommen. Kein Wunder, wenn der „Bize“ umherging, wie ein brüllender Löwe. Seine Braut mußte jetzt vergeblich auf ihn warten. In der Reitbahn machte er in diesen Tagen ein so finstres Gesicht, daß ihn die Ulanen kaum anfehen mochten. Mit seiner langen Peitsche erreichte er das entfernteste Pferd, und es kam nicht selten vor, daß auch mal aus Versehen einer der Reiter zusammensackte und Miene machte, nach einem gewissen Körperteil zu fassen.

Am Sonntagnachmittag saßen die Ulanen auf einer großen Stube zusammen und machten verdrießliche Gesichter. Es war ihnen auch nicht recht, daß die Urlaubsüberschreitung vorgekommen war. Aber, es ließ sich nicht mehr ändern. Allmählich kam der jugendliche Uebermut wieder zum Durchbruch. Einer schlug vor, zu einer Tüte Bier zusammenzulegen. Flugs wurde der Vorschlag in die Tat umgesetzt. Ein fröhliches Lied ertönte und bald war auch der letzte bittere Gedanke aus ihrer Brust verschwunden. Von anderen Stuben kamen noch einige „alte Stöde“ herüber. Das laute Lachen hatte sie herbeigelockt. Aber, o Graus, bald versiegte die Quelle ihrer Fröhlichkeit; das Bier ging zur Reize, und um Erfrischung herbeizuschaffen, fehlte es an dem nötigen Mammon. Da war allerdings guter Rat teuer. Hin und her wurde überlegt, aber keiner der „alten Stöde“ wußte einen Ausweg. Schade! Es wäre so schön gewesen. Wie angenehm hätten sie sich über die Misere des Sonntagnachmittags hinwegtäuschen können. Betrübte ließen sie die Köpfe hängen. Da wurde die Tür geöffnet. Aller Blicke richteten sich auf den Eintretenden. Wie famos! — Großartig! — schwirrte es durcheinander. Der dreijährige Spund kam mit einer Ziehharmonika herein. Sein blattternarbiges Gesicht mit dem schiefen Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen, als er die erstaunten Gesichter seiner Erntekameraden sah. Mit überlegener Miene sah er sich im Kreise um und sagte langgedehnt: „Ja, Kinder, wenn der Spund nicht wäre!“ Dann setzte er sich auf einen Schemel und spielte einen flotten Ländler. Jetzt wurde es wieder still. Bei dem Liede: „Das ist ein Geschäft“ sangen alle mit. Wenn es auch nicht gerade sehr nett klang, so schallte es um so lauter durch die Kaserne. Jeder riß den Mund soweit wie möglich auf, um sein Organ zur Geltung zu bringen. Wenn sie nur Bier gehabt hätten! Zu dumm! Durch das Singen wurden die Kehlen immer trockener. Allmählich verstummte die Fröhlichkeit wieder. Es wurde nochmals gründlich überlegt. Spund hatte den Kopf aufs Knie gestützt, weil er so besser nachdenken konnte. Plötzlich verzog sich sein Gesicht. Erregt sprang er vom Schemel hoch und schwenkte die alte Ziehharmonika dreimal in der Luft herum, sodas dieselbe allerlei quietzende Töne hören ließ. „Kinder, hört mal zu!“ rief er. „Mir ist ein famosor Gedanke in den Schädel gekommen. Ihr werdet staunen!“

„Nun halte doch mal den Schnabel!“ herrschte er den langen Hagermann an, der mit dem dicken Klein in eine Wortfechterei über ihre Reitkünste geraten war. Alle scharten sich jetzt um Spund und horchten gespannt auf. „Paßt mal auf,“ fing dieser an zu reden. „Wir nehmen ein Spind und machen daraus einen Musikautomaten.“

„Du bist verrückt!“ pläzte der lange Hagermann los. „Wie kann man denn aus einem Kommißspind einen Musikautomaten machen. Hier!“ Dabei tippte er mit dem Zeigefinger an seine Stirn. Er widersprach, weil Spund ihn so angeschaut hatte. Die beiden konnten sich nie gut verstehen und doch waren sie fast stets zusammen. Manchen Streich hatten die beiden schon ausgeheckt.

Spund verzog das Gesicht und grinste. Er öffnete den Mund ein wenig. Anscheinend wollte er auf die beleidigenden Worte etwas erwidern. Doch er unterließ es. Mitleidig lächelnd tippte er nur stumm an seine Stirn und zeigte dabei auf Hagermann. Die anderen legten sich ins Mittel und Spund mußte seinen Plan weiter entwickeln.

„Also, wir nehmen ein einfaches Spind. In Reichhöhe

schneiden wir einen schmalen Streifen aus der Tür, wie ein Einwurf bei einem Automaten. Ich lege mich mit der Harmonika in das Spind hinein. Dann holt ihr die Rekruten heran. Ein „Hammel“ nach dem anderen muß 10 Pfennig hineinwerfen. Wenn ich merke, daß das Geldstück herunterfällt, fange ich an zu spielen.“ Alle sahen Spund verblüfft an. Dann fanden sie die Sprache wieder. Erregt wurde hin und her debattiert, bis schließlich der Vorschlag Spund's allseitige Annahme fand. Selbst Hagermann ließ sich überzeugen und war schließlich, wie gewöhnlich, Feuer und Flamme dafür. Es war nur zu dumm, auf der Stube befindlich sein einfaches Spind, es waren alle Doppelschränke. Aber auch hierzu wußte Spund Bescheid. „Auf der Bude des „Kreuzbauer“ steht eins, das holen wir uns,“ meinte er leicht hin. Die anderen erschrafen.

„Du, d. s. mache ich nicht mit!“ rief Hagermann jetzt und kratzte sich hinter den Ohren. Das war ihm denn doch zu ungeheuerlich. Das Spind von der Stube des „Bize“ holen, wo der so schon so — „Ne, das mache ich nicht mit,“ protestierte er nochmals. Der dicke Klein sagte unwillkürlich nach einem gewissen Körperteil hin, der in der Regel zum Sitzen dient. Im Geiste sah er die lange Peitsche. „Huh — ne!“ Er schüttelte sich. Die übrigen bekamen jetzt auch Angst, als sie sahen, daß die Hauptmatadore nicht mit tun wollten. Spund lachte sie aus. „Ihr Angstmeier!“ rief er ihnen verächtlich zu. Der „Bize“ ist ja nicht da. Wartet mal, ich will mal spekulieren!“ Hagermann begleitete ihn. Nach kurzer Zeit kamen sie mit dem Buzer des „Bize“ zurück. „Ich hab's ja gesagt,“ meinte Spund triumphierend, „der „Kreuzbauer“ ist nicht da. Fragt nur den Toni!“ Dabei zeigte er auf den Buzer. Toni nickte. „Vor heute abend kommt er nicht zurück. Er ist zum Kartenspielen gegangen und dann wird's immer sehr spät. Er hat mir auch gesagt, ich sollte ihm alles für morgen früh fertig legen, dann kommt er sicher nicht früh wieder.“

„Ist das auch sicher?“ fragte der dicke Klein. Ihm schmerzte der rote Streifen am Oberschenkel wieder.

„Wenn ich das sage, kannst es glauben,“ meinte Toni wichtig. „Ach muß es doch wissen!“

„Natürlich, er muß es doch wissen!“ riefen mehrere aus dem Hintergrunde. Noch eine kleine Weile wurde hin und her geredet, bis daß schließlich die Bedenken des dicken Klein besiegt waren. Spund, Hagermann und Toni gingen nach der Stube Knattermanns hin. Schnell packten sie das Spind aus. Die Sachen wurden aufs Bett geworfen. „Laß nur,“ sagte Toni, als er sah, daß Hagermann die einzelnen Teile zusammenlegen wollte, „ich packe nachher wieder ein!“ Auf dem Bett türmte sich ein Haufen Bekleidungsstücke auf. Obendrauf setzte Spund die Kaffeekanne, worüber Hagermann den Tischapfel stülpte. Letzterer mußte lachen. Er stieß Toni an. „Wenn er jetzt käme, was?“

„Ach, Unsinn,“ erwiderte Toni. Daran mochte er gar nicht denken.

Mit lautem Hallo wurden die drei empfangen, als sie mit dem Spind angeschleppt kamen. „Wer hat ein scharfes Messer?“ fragte Spund sofort.

„Hier!“ Der dicke Klein hatte eines. Solche Sachen hatte er immer in der Tasche.

„Na — Du — was machst Du denn da?“ protestierte Toni, als er sah, daß Spund einen tiefen Einschnitt oben in die Tür machte.

„Laß nur, die schmale Ritze kleben wir wieder zu.“ Toni ließ sich auch beruhigen. Spund und Hagermann handhabten abwechselnd das Messer. Spund schnitt sich dabei in die Finger. Aber das war alles egal. In dem Eifer spürte er nichts davon. Das hervorquellende Blut schüttelte er schnell zur Seite ab.

„Schweinigel!“ rief der dicke Klein, der rittlings auf einem Schemel saß und beobachtete. Er hatte Angst, daß ihm die beiden sein Messer abbrechen würden. Die anderen lachten, als sie die Blutstropfen auf Klein's Nase erblickten.

„So,“ sagte Spund, „jetzt wird's genug sein.“ Toni besah die Holzschneidklinge von Spund und Hagermann. Ihm wurde es doch etwas ängstlich zu Mute, als er das sauftgroße Loch erblickte. „Wenn ich das gewußt hätte,“ meinte er kleinlaut, „hätte ich es nicht zugegeben.“

„Bring' dich nur nicht um,“ lachte Hagermann, „das Loch ist jetzt einmal drin.“

Mit diesem Argument mußte sich auch Toni zufrieden geben.

Der Schwadronschreiber war mittlerweile hinzugekommen. Er mußte das Schild malen. Bald prangte ein Zettel

mit der Aufschrift: „Der Automat hielt nach Einwurf von 10 Pfg. das Lied: „Seht, seht, das ist ein Geschäft!“ unter dem Einwurf. Spund füllte im Spind einen Kal-faktereimer um und nahm darauf mit seiner Ziehharmonika Platz. Nun konnte es losgehen. Für das Malen des Schil-des durfte der Schwadronschreiber als erster einen Nickel opfern. Kaum war das Geldstück innen heruntergepoltert, gleich ertönte es in langgezogenen Tönen dumpf heraus: „Seht, seht, das ist ein Geschäft!“ — Das gab einen Späß. „Nun geht und holt die „Hammels“ her,“ gebot Hagermann. Sofort eilten einige los. Die Rekruten berraten zaghaft die Stube. Bald jedoch hatten sie begriffen und der Automat blieb fast unausgesetzt in Tätigkeit. Im Nu war Geld genug für eine Tüte Bier zusammen. Aber man beschloß, den Automaten noch nicht zu öffnen. Zur Vorsicht hatte Hagermann das Spind abgeschlossen. Er traute dem Spund nicht. Letzterer hatte schon ein paarmal geklopft. Aber es nützte ihm nichts; er mußte noch drinnen bleiben, denn es lauden sich im Revier immer noch „Hammels“, die über einige Nickel verfügten. Doch endlich versiegte die Geldquelle; sie hielten Rat, ob sie nicht jetzt den Automaten öffnen sollten. Alle klagten über großen Durst. Da kam Hagermann mit Kaspar Gottschling herein. „Aha!“ lachten alle los, als sie das dumme Gesicht Gottschling's erblickten, wie er vor dem Automaten stand und die geheimnisvolle Aufschrift las: Allmählig verzog sich sein Gesicht zu einem unsicheren Lachen. Langsam begriff er.

„Na, los, Kaspar!“ rief der dicke Klein. Gottschling holte einen Nickel aus der Tasche. Zögernd trat er etwas näher. Dann blieb er wieder stehen und sah die anderen unruhig an. Kaspar war eine furchtsame Natur, weshalb er der Sache nicht traute. Seine Kameraden trieben stets allerlei Matrias mit ihm. Jetzt war er auch noch sehr im Zweifel. „Wer weiß, was in dem Spind steckt?“ sagte er sich bang. Keulich hatte ihm einer ein Kästchen zum Beheben in die Hand gegeben. Als er ahnungslos den Deckel hatte aufklappen wollen, war ihm ein langhaariger schwarzer Teufel ins Gesicht gesprungen. Vor Schreck hatte er beinahe jubelnd herum. Verlegen drehte er den Groschen in der Hand herum.

„Na, vorwärts, Kaspar!“ ermunterten ihn die anderen lachend. Mit einem Ruck ermannte sich Gottschling und warf den Nickel durch die Oeffnung. Sofort sprang er wieder zurück. Es sollte ihm nicht noch einmal ein schwarzer Teufel ins Gesicht springen. Er schreckte starrte er drein, als auf einmal die Musik ertönte. Die alten Stöße wollten sich über das dumme Gesicht schier totlaufen. Das war der Hauptspäß gewesen.

(Schluß folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— Ernährung des Kanarienvogels. Die dem Kanarienvogel am meisten zuträgliche Nahrung sind Salatblätter, Brunnenkresse, etwas Obst- und Sommerrübsamen, der jedoch acht Monate alt sein muß, ebenso darf das Grünfutter weder gefroren noch betaut sein. Es ist nicht ratsam, häufig Kanariensamen zu füttern, und geschieht dies dann und wann, so streue man die Körner einzeln in das Bauer, denn mischt man sie oder andere Samen, welche den Vögeln besonders angenehm sind, unter den Rübsamen, so verstreuen sie diesen, um sich die Körner herauszufinden, welche ihnen besondere Lederbissen sind. Zur Abwechslung kann man den Kanarienvögeln zuweilen Leinöcker, Hafergrüne, Kelken- und Wegerichsamen geben, aber keine Hirse und keinen Buchweizen, erstere macht sie zu fett, letztere erhitze sie. Auch mit Lederbissen tut man den Kanarienvögeln durchaus keinen Gefallen, indem Zucker, Zwieback und andere harte Dinge den Schnabel verletzen, Biskuit und dergleichen Backwerk den Magen verderben und leicht Auszehrung bewirken. Das Futter muß reichlich, unverdorben und in nicht zu großen Quantitäten gegeben werden, weil nach einem, sogar auf die Menschen anwendbaren Erfahrungssatz, die Säger bei zu reichlicher Nahrung das Singen vergessen. Die gehörige Portion Futter ist zwei Teelöffel voll trockener Samen täglich, das grüne Futter muß hiermit in entsprechendem Verhältnis verabreicht werden. Nur während der Mauser gibt man etwas zu und streut alsdann etwas Hafer, Mohn, Kanariensamen oder Sonnenblumensamen in das Bauer. In dieser Zeit ist es auch dem Vogel sehr zuträglich, wenn er täglich ein- bis zweimal frisches Wasser zum Baden erhält, wie man

auch sehr matte Vögel an jedem zweiten Tage mit etwas Weißwein bespritzen und ihnen täglich ein wenig hartgekochtes Eidotter zu fressen geben muß.

— Um Gupetten vor Rost zu schützen, reibt man ein Teil Graphit mit vier Teilen schwefelsaurem Blei und einem Teil Zinkbitriol fest zusammen und kocht diese Mischung mit 16 Teilen Leinölfirnis. Wird dieser Firnis auf Gupetten aufgetragen, so widersteht letzteres allen Witterungseinflüssen, da der Firnis von keinem Wetter abgewaschen wird.

— Klebemittel für Etiketten auf Glasflächen. Man löse 100 Gramm guten französischen Weim in 180 Gramm Wasser, gieße hierzu eine Auflösung von ein Gramm Schellack und sechs Gramm Weingeist und rühre, solange die Lösung noch warm ist, gut um. Weiterhin löse man unter Umrühren 35 Gramm Dextrin in 50 Gramm Weingeist, 25 Gramm Wasser in einem Glase, indem man letzteres in warmes Wasser stellt; sobald das Gemisch eine braune Farbe zeigt, in die Lösung vollendet, man menge sie alsdann mit der Schellack-Lösung, worauf man das Ganze in eine Schale oder Form gießt und dort erstarren läßt. Zum Veranche wird von der erstarrten Masse ein Stück abgetrennt, durch Erwärmen flüssig gemacht und damit die Rückseite der Etikette bestrichen.

— Obstflecken aus Atlas und anderen Zeugen zu bringen. Man brennt die Knochen von Hammelsfüßen zu Asche, pulverisiert sie und streut von diesem Pulver auf beide Seiten des Zeuges, wo sich der Fleck befindet. Man läßt dieses Pulver zwölf Stunden auf dem Fleck liegen. Ist der Fleck nach dieser Zeit noch nicht verschwunden, so wiederholt man das Verfahren zum zweiten Male und der Fleck wird sicher verschwinden.

— Konservieren von Schweinefleisch. Vorerst wird eine Lade bereitet; zur Konservierung von 30 Kilogramm Fleisch verwendet man 125 Liter Wasser, 2 Kilogramm Kochsalz, 30 Gramm Salpeter und 300 Gramm Zucker, kocht dies bis zur Siedehitze und schäumt es ab. Die nun fertige Lade wird kaltgestellt und dann über das Fleisch gegossen, das, in die üblichen Teile geschnitten, schichtenweise in ein Holzgefäß gebracht worden ist. Dann sorgt man noch dafür, daß zwischen den einzelnen Fleischstücken keine hohle Räume entstehen und daß die Lade über dem Ganzen zusammenfließt, und die Operation ist fertig. Nach zehn bis zwölf Tagen erzielt man ein Fleisch von schöner, frischroter angenehmer Farbe und seltener Güte, Schmackhaftigkeit und Nährhaftigkeit, welches das nach gewöhnlicher Art behandelte in jeder Beziehung weit übertrifft.

— Mehlspeise. Man kocht 125 Gramm Mehl mit Milch zu einem steifen Brei, rührt 125 Gr. Butter, die aber nicht salzig ist, zu Sahne, gibt 125 Gr. Zucker und abwechselnd 2 ganze Eier, sechs Eigelb, den Brei und abgeriebene Zitronenschale, zuletzt den Schnee der Eier dazu. Diese Masse bäckt man in einer geschmierten Form eineinviertel bis eineinhalb Stunde. Sie gerät immer, nur muß man nicht allzu viel rühren, wenn der Schnee eingetan ist, sie auch bald in den Ofen bringen. Dazu kann man Fruchtstift geben.

— Kardinalsuppe. Man kocht von Ochsen- und Kalbsfleisch, Suppentraut usw. eine gute, kräftige Hausbrühe. Eine Stunde vor dem Anrichten blanchiert man Kalbsmilch, enthäutet sie, schneidet sie in ziemlich große Würfel und dämpft sie in Butter und Fleischbrühe gar; verrührt Mehl mit Krebsbutter, läßt dies mit der Suppe durchkochen und richtet sie über der Kalbsmilch an. Je nach der Menge der Suppe muß man so viel Mehl und Krebsbutter nehmen, daß die Suppe seimlich und hübsch rötlich ist. Auch Spargel und Krebschwanzchen, sowie Garneelen kann man der Suppe zugeben.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit welchem sofigem Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Fadenboul. 4 Stück 50 Pf. überall zu haben

Unsere Bilder.

— **Flugschiff Zeppelin I.** Das neue Flugschiff Zeppelin I. ist vollendet und hat bereits die ersten Proben glänzend bestanden. Es ist nach dem Modell von Zeppelin III. umgebaut und hat lediglich eine neue Steuerkränze erhalten. (Siehe Bild Seite 369.) Die neue Steueranlage gibt nach Art einer Salontie durch einfaches Öffnen oder Schließen dem Schiffe die gewünschte Richtung.

— **Fürstliche Frauen im Kloster.** Zwei Frauen aus hervorragenden Familien haben wieder den Schleier genommen und sich in die klösterliche Einsamkeit zurückgezogen: Gräfin Magdalene zu Stolberg-Wernigerode (Siehe Bild Seite 372) ist am 5. Mai 1875 zu Rohrlach in Schlesien als Tochter des Grafen Konstantin, früheren Oberpräsidenten der Provinz Hannover geboren. Sie ist nunmehr Äbtissin des alten Benediktinerinnenklosters Drübed (am Harz), wo sie in Gegenwart Kaiser Wilhelms II. eingeführt wurde. Die russische Großfürstin Elisabeth Feodorowna (Siehe Bild Seite 372), ist die Witwe des am 5. Februar 1905 in Moskau bei einem Anschläge der Nihilisten getöteten Großfürsten Sergius. Die Fürstin steht im 45. Lebensjahre und ist die Schwester der Kaiserin von Rußland und der Prinzessin Heinrich von Preußen.

— **Jubiläumsgeschenk des Kaisers von Oesterreich für den Papst.** Kaiser Franz Josef von Oesterreich hat dem Heiligen Vater Pius X. zum 50jährigen Jubiläum ein kostbares Kreuz mit 60 Diamanten und 50 Rubinen (Siehe Bild Seite 372) überreichen lassen.

Zur Unterhaltung.

— **Ein Ungläubiger.** Wirtin: „Herr Pumpmeier — es war ein Mann hier, namens Schwertfeger.“ — Pumpmeier: „Schwertfeger — Schwertfeger? Kann mich gar nicht erinnern, von einem Menschen dieses Namens etwas gepumpt zu haben!“

— **Eheliches Zwiegespräch.** Sie: Daß ich auch nur so dumm sein konnte, Dich armen Teufel zu heiraten! — Er: Du bist allerdings ein reicher.

— **Gelungene Anrede.** Schutzmann (seinen Dieb ertappend, der gerade einbrechen will): Was suchen Sie denn hier? — Einbrecher: Arbeit.

— **Macht der Schönheit.** Sie: Mit Ihnen habe ich ein Hüdnchen zu pflücken; Sie sind gestern auf der Straße an mir vorübergegangen, ohne mich anzusehen. — Er: Sie meinen also, daß ich Sie hätte ansehen müssen? — Sie: Selbstverständlich. — Er: Dann hätte ich ja nicht vorbeigehen können.

— **Malitiös.** Violinvirtuos: Ich komme soeben von einer Tournee durch Amerika. — Kritiker: Da haben Sie sich wohl ein schönes Vermögen zusammengetraht.

— **Erster Gedanke.** Vater: Sieh mal, Junge, da geht der bedeutendste Maler der Gegenwart. — Sohn: Der malt wohl die Hundertmarkscheine?

— **Aufmunterung.** Bettler: Bitte um 'ne kleine Gabe. — Herr: Ich gebe nichts. — Bettler: Na, machen Sie wenigstens 'ne kleine Anzahlung.

— **Schwere Arbeit.** Gatte (nach Hause kommend): Wo ist denn meine Frau? — Jose: Gnädige Frau ist ermüdet. — Gatte: So — wovon denn? — Jose: Gnädige Frau haben den ganzen Morgen Reisepläne geschmiedet.

— **Kurz erlebigt.** Schriftsteller: Da Sie mir bis jetzt meine Manuskripte noch nicht zurückgeschickt haben, nehme ich an — — Redakteur: Bitte, wir aber nicht!

— **Wenn!** Otto: Sieh' mal Max, unsere Page ist ganz weiß, bloß schwarze Schnurrbarthaare hat sie. Wenn die nun auch noch weiß wären und die Nase wär' 'n Vierß; dann hätten wir den schönsten Schimmel, den wir uns so gern wünschen.

— **Triftiger Grund.** A.: Weshalb möchtest Du denn so gern Kassierer werden? — B.: Nun, man will sich doch auch einmal die Welt ansehen!

— **Auch ein Beruf.** Herr, was sind Sie? — Bettler: In der Woche merktendbeels nicht, Sonntags der Blinden uff der Landstraße.

Rätselreife.

Begrüßung.



Wo ist denn der Reiter geblieben?

Charade.

Den Leuten, die die ersten führen
In saurer Arbeit, ohne Ruh,
Wird sicherlich zum Lohn gebühren
Die frühe dritte ab und zu.
Das Ganze liegt, wie jeder weiß,
Begraben meist in Nacht und Eis.

Wort-Rätsel.

Ein schlimmes Ding ist's im Gefecht
Und für Belagerte erst recht;
Was soll Verteidigung noch frommen,
Wenn ihr die beste Wehr genommen?
Willst du am Karbenglanz dich freuen,
Mußt du das Wort nicht minder scheuen.
Denn bitter ist's, sich zu versöhnen,
Mit der Vergänglichkeit des Schönen.
Was sind die Deutungen Eins, Zwei,
Verglichen nun mit Rumro Drei!
Nicht brennt gar tief im Herzensgrunde
Nelleicht unheilbar schwere Wunde.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer:

Auflösungen aus voriger Nummer:

Zahlen-Rätsel: Martha. Amt — arm — Ari — Harm.

Scherz-Rätsel: Ei, Dred, Dr — ed, Dried.

Rebus: Munterm Wandersmann wird der Weg nicht lang.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfener Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf



In treuer Hut.

Novelle von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

9. Kapitel.

„Ihr Mündel kommt also schon heute zurück?“
 „Ja, Fräulein Maritta, leider; die schöne Zeit auf dem Erlenhofe ist nun für mich vorüber.“

„Ist sie schön?“

„Nein, durchaus nicht; wenigstens vor acht Jahren, als ich sie zuletzt sah, war sie äußerst einfach — häßlich sogar.“

„Ist sie dunkel oder hell?“

„Ganz dunkel, fast wie eine Zigeunerin.“
 „Ah, ich glaube, jetzt entsinne ich mich ihrer. Ich sah sie stets in Begleitung einer sehr schönen jungen Dame. Wer war sie?“

„Die Erzieherin meines Mündels, Fräulein Barnelli.“

„Ah.“

Es lag etwas im Tone des jungen Gutsheeren, das seine Gefährtin merken ließ, dieses Thema sei ihm peinlich, und deshalb ließ sie es fallen.

Es war ein schönes, stattliches Paar, Maritta von Hochfeld und der junge Gutsherr Thilo von Warned, wie sie jetzt beide auf der Terrasse des Herrenhauses standen, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne golden beleuchtet.

Maritta, in ihrem enganliegenden Reitkleide, die lange Schleppe nachlässig über dem Arm, spielte sie mit dem goldenen Griff ihrer Reitgerte, schaute jetzt unbefangen, fast kindlich lächelnd zu dem jungen Herrn empor, in Wirklichkeit aber neugierig zu wissen, ob die Ankunft der neuen Hausgenossin erwünscht sei oder nicht.

Maritta wußte genau, daß Thilo sie bewunderte, ganz besonders als perfekte Reiterin, und niemals verläumte sie eine Gelegenheit, nach dem Erlenhofe herüber zu reiten. Die Besichtigung ihres Vaters lag nicht so weit entfernt, und da sie ein Lieblingssohn von Warneds war, hätte diese sie zu gern als Tochter in ihre Arme geschlossen und ebenso gern hätte Herr von Hochfeld sein eigenes Kind dem reichen Gutsnachbarn anvertraut.

Was Thilo aber selbst über diese Verbindung dachte, wußte niemand, selbst seine Mutter nicht, die doch sonst seine Vertraute war. Aber in der ganzen Umgegend dachte man sich die schöne Maritta einst als künftige Herrin auf dem Erlenhofe zu sehen, und die junge Dame glaubte und hoffte es selbst.

Gutsbesitzer Thilo von Warned hatte bereits sein dreißigstes Lebens-

jahr überschritten, und Freunde und Nachbarn, seine Mutter, an der Spitze, redeten stürmisch auf ihn ein, dem Erlenhofe eine neue Herrin zu geben. Aber Thilo war schwer zu be-zriedigen. Vielleicht war es auch die Erinnerung an die herbe Enttäuschung, die ihn vor acht Jahren so schwer getroffen, daß er jetzt den Glauben an das schöne Geschlecht gänzlich verloren hatte.

Doch kaum hatte Fräulein Maritta der früheren Erzieherin Erwähnung getan, als sie gern diese Worte zurückgenommen hätte. Es lag ein Ausdruck in dem Antlitz des jungen Gutsheeren, den Maritta noch niemals darin gesehen, und der sie jetzt mit wilder Eifersucht gegen die fast unbefannte Nebenbuhlerin erfüllte. Wo war jetzt diese schöne, blonde Dame, deren Name allein heiße Röte in seine Wangen trieb? Gleichsam, als hätte er die unausgesprochene Frage erraten, sagte Thilo plötzlich:

„Fräulein Barnelli ist seit Jahren mit einem Italiener in Florenz verheiratet. Uffa sah sie mit ihrem Gatten kürzlich in Freiburg.“

„Ah,“ Maritta von Hochfeld atmete erleichtert auf. „Wann erwarten Sie Ihr Mündel?“ fragte sie dann weiter.

„Der Zug wird wieder Verspätung haben, sonst müßte der Wagen schon hier sein,“ versetzte er, seine Uhr hervorziehend, „meine Mutter fuhr nach der Station, um die Kleine in Empfang zu nehmen.“

Dann ist's gewiß besser, ich mache mich auf den Heimweg; es dunkelt ohnehin so früh, und dann wird Papa leicht nervös, wenn ich unterwegs bin. Bitte, wollen Sie meinen groom rufen lassen? O, dort auf der Landstraße kommt schon der Wagen; nun kann ich auch warten, um Frau von Warned persönlich die Einladung für nächsten Mittwoch zu übermitteln.

„Ja, bleiben Sie,“ bat auch Thilo, dann stellte er sich an ihre Seite, um den Wagen zu beobachten; gegen seine Ueberzeugung hoffend, Uffas Abreise von Freiburg sei im letzten Augenblick noch verhindert.

Maritta jedoch hoffte zuversichtlich auf die Ankunft der jungen Dame. Sie war sehr gespannt: Uffa Burckhardt, die reiche Erbin, zu sehen, und sich selbst zu überzeugen, ob sie ihr jemals gefährlich werden könne. Das blassere, magere, häßliche Kind, vor acht Jahren stand noch vor ihren Augen, und wenn sich die Züge nicht verändert, so wollte sie, Maritta, glücklich und zufrieden den Heimweg antreten.

„Ich muß die Ankommenden begrüßen, entschuldigen Sie mich,“ sagte Thilo, als der Wagen vor dem Portale hielt, und verließ eiligst die Terrasse.



William Taft.

Präsident der Ver. Staaten von Nordamerika.

„Hier bringe ich unsere liebe Asta heim.“ Die Mutter mit glücklichem Lächeln, als sie ihren Sohn erlöste.

Er sah Asta. Das war aber nicht mehr das bleiche, gere Kinn, mit dem tief traurigen Antlitz und den roten, dunkeln Augen, die ihn so vorwurfsvoll angesehen, daß dieser Blick ihn noch beständig verfolgte. Diese junge Dame, die jetzt neben seiner Mutter saß, mit den rosig angehauchten Wangen und dem freudigen Lächeln in den schelmisch blinkenden dunkeln Augen, war eine so vollendete Schönheit, daß Thilo's Lippen fast ein Ruf der Verwunderung ent schlüpfte wäre.

„Willkommen in der Heimat, willkommen auf dem Erlenshofe; hattest du eine angenehme Reise, Asta?“ waren seine ersten Worte.

„Ja, wir hielten uns einige Tage in der Hauptstadt auf, die Frau Baronin wollte mir alle Sehenswürdigkeiten zeigen und selbst allerlei Einkäufe besorgen.“ gab Asta fröhlich zurück.

„Und du, wolltest du nicht selbst kaufen?“ fragte scherzend der Vormund, und half ihr dienstfertig, aus dem Wagen zu steigen.

Asta lachte hell auf. „O, ich hätte nur allzu gern gekauft“, aber ich hatte schon in Freiburg mein ganzes Taschengeld ausgegeben, um Abschiedsgeschenke zu machen. Daher mußte ich mich in Berlin begnügen, die schönen Sachen anzusehen, mehr konnte ich mir nicht leisten.“

„Ich will bald mit dir hinreisen, dann kannst du kaufen, was dein Herz wünscht.“ beeilte er sich zu sagen und wunderte sich selbst, wieviel ihm in diesem Augenblicke daran gelegen war, die Wünsche seines Mündels zu erfüllen, um den schlechten Eindruck von früher her zu verwischen.

Asta blickte ihren Vormund überrascht an: ein sonniges Lächeln umspielte ihre Lippen, doch sie antwortete nichts, raffte ihre Sachen zusammen und übergab sie dem harrenden Diener. „Seien Sie vorsichtig mit dieser Schachtel, Jakob“, bat sie, „es sind Blumen aus Freiburg darin, und sie sind noch ganz frisch.“

„Ich trage sie sofort in Ihr Zimmer, Fräulein Asta,“ erwiderte der alte, treue Diener, mit einem Blick der deutlich zeigte, daß er ihr wie ein Sklave ergeben war.

„Fräulein Maritta ist hier,“ wandte sich Thilo seiner Mutter zu. „Sie hat eine Bestellung, die sie dir selbst geben will; sie erwartet dich auf der Terrasse.“

„Gut, ich will gleich zu ihr gehen,“ mit diesen Worten gingen sie der Freundin entgegen, gefolgt von Asta.

Ach! die schönsten Hoffnungen und kühnsten Erwartungen waren mit einem Schlage für Maritta vernichtet, als jetzt ihr Auge auf die junge Dame fiel, die fortan ein Mitglied der Familie Warneck sein sollte — auf Thilo's Mündel. Nicht ein einziger Reiz in dem jugendlich, frischen Gesichtchen entging dem scharfen Auge der Beobachterin, die jetzt den Ankommenden zur Begrüßung ihre Hand entgegen streckte, hier stand eine Nebenbuhlerin, so gefährlich in ihrer lieblichen Schönheit, wie Maritta noch nie eine zu befürchten gehabt hatte.

Jedoch gewohnt, ihre wahren Gefühle zu verbergen, lächelte Maritta von Hochsieb der jungen Dame freundlich zu, und die kleine Hand fest in der ihrigen haltend, sagte sie laut:

„O, wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, Fräulein Burchardt. Ich hörte so oft von Ihnen reden und hoffentlich darf ich Ihre Freundin werden. Thilo wird Ihnen sagen, wie einsam und verlassen ich mich oft fühle, denn ich komme wenig mit anderen jungen Damen der Umgegend überein. Denn Tennis und andere Spiele, mit denen heutzutage die jungen Damen Sport treiben, sind nicht nach meinem Geschmack; viel lieber reite ich durch Feld und Wald, und dieses Vergnügen findet bei Damen so wenig Anklang.“

Asta lachte belustigt. „Nun, ich spiele auch gern Tennis, aber ich reite viel lieber.“ gab sie heiter zu.

„Wirklich? o, dann werden wir gut miteinander auskommen. Jetzt ist's aber Zeit für mich, an den Heimweg zu denken; habe schon Thilo einen sehr langen Besuch gemacht.“ dabei blickte sie verständnisvoll zu dem jungen Gutsherrn herüber. „Aber ich kam heute, um Ihnen zu saen, daß am nächsten Mittwoch einige Gäste zum Mittagessen zu uns kommen, und daß wir Sie, liebe Frau von Warneck, Thilo und natürlich Fräulein Burchardt auch gewiß ebenfalls erwarten dürfen.“

„Aber wir kommen doch ohnehin schon jeden Donnerstag.“ wehrte die ältere Dame freundlich ab.

„O, das ist etwas anderes, Donnerstag ist unser „jour fixe“, wir möchten Sie so gern auch am Mittwoch bei uns sehen.“

„Gewiß, meine Liebe, wenn wir nicht zu spät kommen?“

„Als ob das möglich wäre,“ erwiderte Maritta mit leisem Vorwurf. Dann wandte sie sich noch einmal Asta zu, drückte ihre Freude über die erneute Bekanntschaft aus und verließ, von Thilo begleitet, die Terrasse.

Bei seiner Rückkehr waren seine Mutter und Asta verschwunden. „Um, man macht wahrscheinlich Toilette,“ flüsterte er leise, dann zündete er eine Zigarre an und schlenderte durch die geschmackvollen Anlagen vor dem Herrenhause. „Das Kind hat sich aber wunderbar verändert! Diese dunkeln Sammetaugen, und mit welchem Blick konnte mich die Kleine ansehen! Dunkle Schönheiten sind nicht gerade mein Geschmack, aber Asta ist dennoch die reizendste Erscheinung, die ich je gesehen. Soll mich doch wundern, wie Maritta sich zu ihr stellt!“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „ich fürchte, es wird mir eine schwere Aufgabe, fast eine Last sein, von jetzt an die vielen Bewunderer von meinem Hause fern zu halten, denn sobald das hübsche Kind in der Öffentlichkeit erscheint, wird es an Bewerbern nicht fehlen.“

Mittlerweile stand Asta am Fenster im Turmgemach und schaute sinnend aus ihrer Höhe auf ihren Vormund herab. „Wie stattlich ist er, ganz anders wie Hugo, und ich ver-schwinde an seiner Seite,“ flüsterte sie halblaut. „Große, starke Männer sind eigentlich mehr nach meinem Geschmack, man fühlt sich so sicher unter ihrem Schutz. Thilo sieht besser und vortheilhafter aus, als vor acht Jahren, aber Hugo —“ liebevoll blickte sie auf den Ring an ihrem Finger und presste die feinen Lippen darauf, „ob er wohl in diesem Augenblicke an mich denkt? Er glaubt gewiß, ich sei unglücklich — getrennt von ihm kann ich auch nicht glücklich sein.“ Thränen füllten die großen, dunkeln Augen, „aber ich darf nicht mit meinem Schicksal hadern, ich will mich des Lebens freuen, so gut ich es vermag. Was für ein Kleid soll ich wohl anlegen? Ich will hübsch aussehen den ersten Abend.“ Herein, rief sie dann, als leise an die Tür gepocht wurde.

Ein schüchternes junges Mädchen stand auf der Schwelle. „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ begann es verlegen, „ich bin Helene, Ihre neue Kammerjungfer. Darf ich Ihnen beim Ankleiden behilflich sein? Hoffentlich gelingt es mir, Sie zufrieden zu stellen.“

„Daran zweifle ich nicht, Helene,“ ermunterte Asta mit verbindlichem Lächeln. In Freiburg stand mir keine Jungfer zur Verfügung; ich mußte daher mir selbst helfen und bin nun garnicht verwöhnt. Bitte, packen Sie meine Kleider aus, ich möchte heute Abend gern sehr hübsch aussehen, es liegt mir sehr viel daran, zu gefallen.“

Nach Verlauf von kaum einer halben Stunde stellte sich Asta vor den Spiegel und befriedigt lächelte sie ihrem eigenen Bilde entgegen. Das rosa Kauchmirkleid mit weißen Spitzen und Schleifen paßte so gut zu dem dunkeln Haar, das mit weißen Rosaknospen leicht zusammengehalten war, und die dunkeln, schelmischen Augen verliehen dem frischen Antlitz einen eigenartigen Reiz.

„Früher haßte ich diesen Ton,“ flüsterte sie neckend, als jetzt der laute Ton der Glocke sie in den Speisesaal rief, „ich wollte nicht essen und mußte doch. Doch jetzt bin ich erwachsen, und tue alles, was ich will.“

„Und was willst du denn tun?“ ertönte herzlich eine Stimme an ihrer Seite.

Asta schaute sich erschreckt um und schaute in das lächelnde Antlitz ihres Vormunds. „Ich sah Sie gar nicht. Herr von Warneck, Sie haben mich erschreckt.“ rief sie aus und lachte gezwungen.

„Bin ich denn so klein, daß eine junge Dame mich nicht sehen kann?“ gab er in seiner heiteren Weise zurück.

Ein Blick in seine lächelnden Augen überzeugten Asta, daß ihr Vormund sich über sie belustigte und jede Gewisheit reizte ihren Unwillen.

„Ich bin kein Kind mehr,“ gab sie daher schmolgend zurück, „wenigstens behandelte man mich nicht so in Freiburg. Sie lachen über mich; das bin ich bei den Herren in Freiburg auch nicht gewohnt gewesen.“

Thilo lachte herzlich. „So, wirklich, hattest du denn so häufig Umgang mit jungen Herren?“

Asta's Augen bligten zornig. „Sie behandeln mich noch gerade so wie vor acht Jahren,“ rief sie unwillig, mit dem Fuße stampfend, „aber damals mußte ich mir diese Behandlung gefallen lassen. Das hat sich jetzt geändert, Herr von Warneck, das bedenken Sie wohl,“ mit diesen Worten ging sie an ihm vorüber, dem Speisesaal zu. Doch Thilo stand gleich wieder an ihrer Seite. „Mein liebes Kind, ich wollte dich gewiß nicht erzürnen,“ schmeichelte er. „Komm, gib mir die Hand, wir wollen Freundschaft schließen.“

Asta blickte mit flammenden Augen zu ihm empor. „Es ist mir lieber, Sie zürnen mir, denn Ihren Spott erdulde ich nicht. Ich bin jetzt kein Kind mehr.“ gab sie finster zurück.

„Wirklich nicht? In meinen Augen bist du immer noch ein Kind, ein liebes herziges Kind, recht geschaffen, um verhätschelt und verwöhnt zu werden. Wir wollen Freunde sein, Asta, treue Freunde auf „Du und Du“, willst du?“

„Nun komm, das Essen ist serviert und ich bin hungrig.“ Seine Worte klangen so melodisch und einschmeichelnd, daß Asta glücklich lächelte, ihre Hand leise auf seinen Arm legte und zustimmend nickte.

„Das ist recht,“ rief Thilo heiter, und führte sie an einem Arm in den Speisesaal, wo Frau von Warned schon an der Tafel wartete. Ihr Antlitz erhellte sich sichtlich, als sie die beiden in so gutem Einvernehmen sah, vielleicht erfüllte sich dennoch ihr längst vergessener Traum, und Asta wurde später Herrin auf dem Erlenhof.

Es waren in Asta's Herzen die widerstreitendsten Gefühle, als sie jetzt in der alten Heimat war, die sie vor acht Jahren verlassen mit der Hoffnung, sie nie wieder zu sehen. Sie lachte, plauderte und scherzte wie ein alldäliches Kind, sogar in Gegenwart des verhassten Vormunds, dessen Name allein hingereicht hatte, das Blut in ihren Adern erstarren zu machen. Er war doch eigentlich ein sehr angenehmer Gesellschafter, gestand sie sich, als man sich von der Tafel erhob, und sie Frau von Warned in den nebenan grenzenden Salon folgte. So heiter wie heute war sie stets bei Fräulein Norden gewesen, und doch hatte sie gefürchtet, auf dem Erlenhofe nie wieder fröhlich sein zu können.

„Und jetzt erzähle mir über dein Leben in Freiburg und was du gelernt hast,“ begann die ältere Dame, als sie ihr Lieblingsplätzchen in einer Fensterische eingenommen und für Asta einen Sessel an ihre Seite gerückt hatte. „Kannst du spielen und singen?“ Asta bestätigte. „Auch zeichnen und malen?“ forschte Frau von Warned weiter.

„Nein, ich hatte Unterricht genug and der Professor Müller gab sich viele Mühe mit mir, aber meine Talente waren doch zu gering,“ entgegnete Asta ruhig.

„O, das ist schade, aber die Musik wird dich entschädigen. Bist du von der Reise zu ermüdet, um uns etwas vorzu-



Zu den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel. Kiewa.

Deine Kleidung zeugt von feinem Geschmack, und das ist sehr viel wert. Dieses rosa Kleid ist vorzüglich; als ich jung war, kleidete ich mich mit Vorliebe in rosa. Das ist ja ein wunderhübscher und kostbarer Ring dort an deinem Finger; wohl ein Abschiedsgeschenk?“

„Ja.“ Asta's Wangen färbten sich purpurn und sie freute sich des Dämmerlichts, das ihre Verlegenheit vor dem Auge der Tante verbarg.

„Es sind hier sehr viele Juwelen, die früher deiner Mutter gehörten, und jetzt dir zukommen,“ fuhr die ältere Dame nach einer kurzen Pause fort. „Thilo wird sie dir zeigen; es sind Diamantsterne, Armbänder, Halsgeschmeide und viele Ringe. Die Ringe kannst du ja jetzt schon tragen und die anderen Schmuckfachen bei festlichen Gelegenheiten ebenfalls.“

Asta antwortete nicht; sie dachte an Hugo's Versprechen, der bald kommen würde, um sie als sein Eigen mit sich zu nehmen. Es konnte nicht mehr lange dauern, so machte sie mit ihm die Hochzeitsreise und weilte dann für immer im sonnigen Italien.

Frau von Warned ahnte nicht die Gedanken ihres Liebings und plauderte heiter von den bevorstehenden Festlichkeiten, in denen Asta glänzen und gefeiert werden würde.

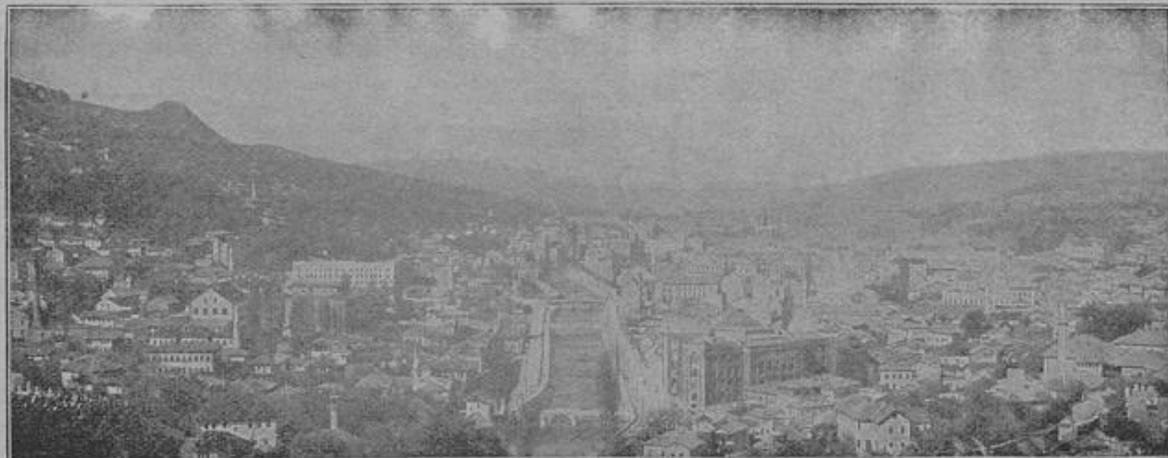
„So, jetzt spiele oder singe etwas,“ bat sie, als Thilo eintrat und führte Asta an das Piano.

Es war Asta's Wunsch gewesen, daß Fräulein Norden niemals über die musikalischen Fortschritte ihres Rögling nach dem Erlenhof berichtete, sondern einfach den Fortgang des Unterrichts bestätigte. „Man soll später nicht enttäuscht sein,“ pflegte Asta oft zu sagen, und wenn ich jetzt gelobt werde, erwartet man von mir zweifellos zu viel. Hingegen, wenn meine Tante in Unwissenheit über meine Fortschritte bleibt, wird sie desto eher mit meinen Leistungen zufrieden sein.“

tragen, sobald Thilo hier ist?“

„Nein, es wird mir ein Vergnügen sein. Ich hoffe, ich kann dich zufrieden stellen, Tante, denn unser Musikdirektor hat sich sehr mit uns geplagt. Ich habe Fräulein Norden versprochen müssen, ihr zu schreiben, ob du mit meiner Stimme zufrieden bist.“

„Sobald ich dich gehört habe, sage ich dir meine Meinung. Ich freue mich, denn du hast dich sehr gut verändert.“



Zu den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel. Ansicht von Sarajewo.



Prinzessin Eudoxie Augusta von Bulgarien, geboren 1898,
und Prinzessin Nadeschda von Bulgarien, geboren 1899,
die beiden Töchter des Fürsten von Bulgarien.



Kronprinz Boris von Bulgarien, geboren 1894,
und Prinz Kyrill von Bulgarien, geboren 1895,
die beiden Söhne des Fürsten von Bulgarien.

Und wirklich waren die beiden Zuhörer nicht auf den Genuß vorbereitet, der ihnen jetzt geboten wurde. Die Finger des jungen Mädchens glitten so leicht und träumerisch über die Tasten, entzückende Melodien hervorzaubernd, daß Thilo bewundernd und atemlos lauschte. Zuerst die einschmeichelnden Mendelssohn'schen „Lieder“, dann die schwierigen Sachen von Liszt und Wagner, und dies alles schien den gelübten Zuhörern ein Kinderpiel zu sein.

„Soll ich jetzt singen?“ fragte Asta, als die letzten Töne sanft verklungen waren, und sie ihre Hände langsam von den Tasten gleiten ließ.

„Ja, ich bitte,“ rief Thilo bewundernd.

Asta's helle, wohlgeschulte Stimme erfüllte bald den Raum und entzückte das Ohr ihrer Zuhörer. Sie hatte für den

Anfang nur ein einfaches Volkslied gewählt, ihr eigenartig schöner Vortrag ging aber mehr zu Herzen, als die schwierigste Arie es vermocht hätte. Dann folgten italienische Lieder, deren weiche einschmeichelnde Melodien so sehr ergriffen, daß Frau von Warneck wie traumverloren der Stimme ihres Lieblings lauschte.

„Mein liebes Kind,“ rief sie tief bewegt aus, „Asta stürmisch in ihre Arme

schließend, „du hast eine herrliche Stimme und unsere besten Erwartungen übertroffen, nicht wahr, Thilo? Ich will selbst ein Fräulein Norden schreiben, und ihr sagen, wie sehr ich mit deiner Erziehung zufrieden bin.“

„Ja, sie hat Zeit und Gelegenheit gut benutzt; bravo, Asta, hast du aber vergessen, Galma zu spielen?“ sagte Thilo.

„Ja, das habe ich. Im Winter spielte ich mit Fräulein Norden Schach; im Sommer fehlte es uns an Zeit.“

„Sollen wir denn jetzt eine Partie Schach spielen?“

„Wenn du es willst, gern.“

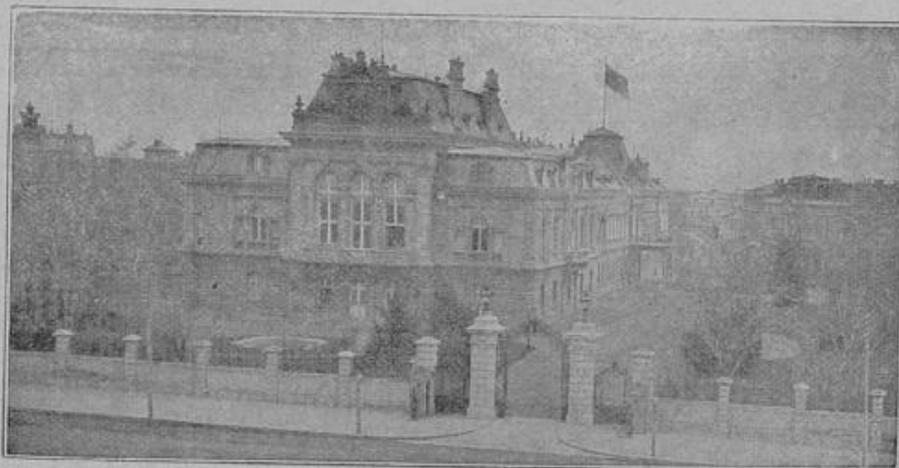
„Ich habe mit Asta von den Juwelen ihrer Mutter gesprochen, vielleicht möchte sie sie gern sehen,“ bemerkte Frau von Warneck, als Thilo die Schachfiguren ordnete.

„Ich will sie ihr morgen zeigen. Das ist aber ein Ring

von sehr seltener Schönheit, Asta, ist es von deinem Vormund nicht zu unbescheiden, zu fragen, von wem du ihn bekommen hast?“

„Es ist ein Abschiedsgeschenk von Freiburg,“ lautete ausweichend die Antwort. „Die Nägeln steht doch nicht auf dem richtigen Felde, Thilo.“

„Ach ja, ich danke. Bekamst du den Ring von einem Freund oder einer guten Freundin?“ frag er weiter.



In den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel:
Das fürstliche Palais in Sofia.

„Mein lieber Thilo, ärgere doch das Kind nicht,“ warf die Mutter unwillig dazwischen, zur großen Beruhigung Astas, daß das gefährliche Thema so schnell abgebrochen wurde.

Sie hatte in Freiburg nie daran gedacht, nach dem Geber des Ringes ausgeforscht zu werden, und wagte doch jetzt nicht, Hugo's Namen zu nennen, bis der versprochene Brief in die Hände des Vormunds gelangt sei.

„Wir werden immer die besten Freunde sein,“ sagte Thilo, als er dem jungen Mädchen „Gute Nacht“ bot und sie galant ans dem Saal geleitete.

„Davon bin ich nicht so fest überzeugt,“ dachte Asta, als sie allein in ihrem Zimmer war. „Ich will warten, bis Hugo's Brief kommt, verweigert Thilo dann seine Einwilligung, so ist es mit der Freundschaft zu Ende. Als ich vor acht Jahren hierhin kam, war er in seiner Art freundlich gegen mich, bis Fräulein Barnelli sich zwischen uns drängte, und er mich haßte. Dieselbe Szene wird sich wiederholen, sobald Hugo kommt, nur mit dem Unterschied, daß ich jetzt meinen eigenen Weg gehen werde, und dann „Ade“ an meine Freundschaft, mein lieber Thilo.“

Lone, „daß du sehr reich bist, und nach vollendetem 21. Jahre frei über dein Vermögen verfügen kannst?“

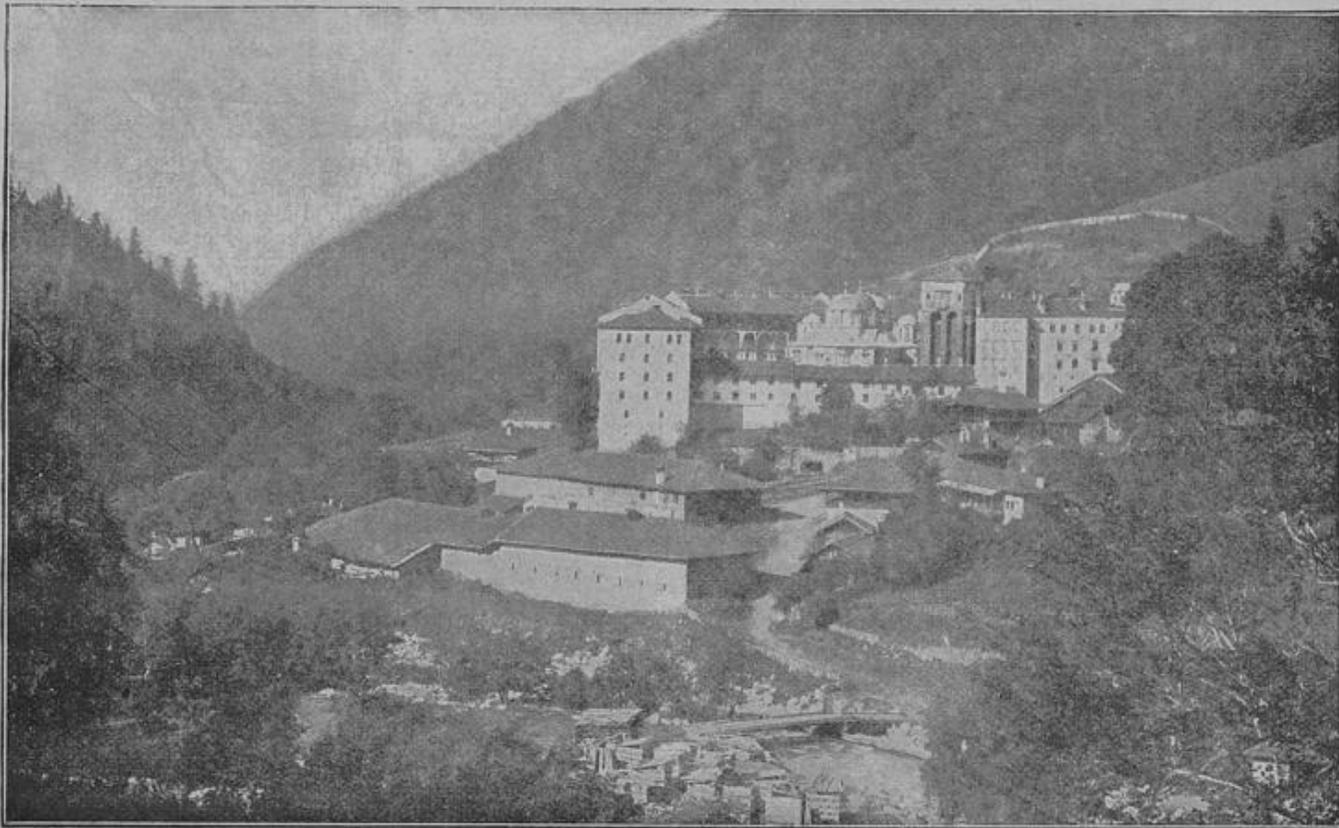
Asta stand vor dem Spiegel und prüfte den Effekt eines Diamantsterns, den sie in ihren dunkeln Locken befestigt. Der Schmuck schien sie zu befriedigen, denn sie wandte sich ihrem Vormund zu und fragte schelmisch: „Wie gefalle ich dir, Thilo, funkelt der Stern nicht prächtig?“

Er biß die Lippen fest aufeinander, harte Worte schwebten auf seinen Lippen, doch er hielt sie zurück und erwiderte ruhig: „Warum hörst du nicht zu, was ich sage, Asta?“

„Ich höre alles,“ gab sie schnell zurück. „Ja, von meinem Vermögen hörte ich schon früher. Tante sprach mit mir darüber.“

„Nun gut, jetzt, da du herangewachsen bist, wirst du natürlich mehr für Toilette und Taschengeld gebrauchen. Ich will von jetzt an die frühere Summe verdreifachen; hat Fräulein Norden dich angehalten, Buch und Rechnung über deine Ausgaben zu führen?“

„Ja, aber ich tue es nicht gern. Die Rechnung stimmte



Zu den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel. Das Basilosloster, das größte Kloster Ungarns.

10. Kapitel.

Tage und Wochen eilten pfeilschnell für Asta dahin; sie lebte in ihrer neuen Heimat so heiter und sorglos, wie in einem Feenlande. Frau von Warneck liebte sie wie eine Tochter, Thilo betrachtete sie wie eine jüngere Schwester, mit der er scherzte, lachte und die er verwöhnte, um sie bald darauf mit ausgefuchter Höflichkeit zu behandeln.

Frau von Warneck freute sich über die ungetrübte Harmonie, die mit der Zeit engere Bande schließen und ihre Hoffnungen erfüllen würden. Thilo hatte seine herbe Enttäuschung überwunden, er war ein Mann, auf den jede junge Dame stolz sein konnte und da Asta's Herz noch frei war, schien es doch natürlich, daß beim täglichen Zusammensein die Herzen sich bald finden würden.

Eines Tages hatte Thilo sein Mündel mit in sein Arbeitszimmer genommen, die Juwelen der Mutter gezeigt und dem jungen Mädchen eingehändig mit der ernstesten Mahnung, dieselben stets unter Schloß und Riegel zu verwahren und niemals den Schlüssel außeracht zu lassen. Bei dieser Gelegenheit sprach er auch mit ihr von ihrem Vermögen.

„Weißt du auch, Asta,“ begann er im gewöhnlichen

Stil, „und ich entschloß mich, sobald ich Freiburg sehe, meine Ausgaben nicht mehr zu berechnen.“

„Aber, mein liebes Kind, das gehört zur Ordnung.“

„Mag sein, aber daran liegt mir nichts. Du sagst, ich sei reich, warum soll ich denn jede Mark anschreiben, die ich ausgabe? Ich habe gemerkt, daß ich dadurch nie mehr bekommen habe,“ beteuerte Asta und spielte mit den Ringen, die vor ihr ausgebreitet lagen.

Thilo runzelte die Stirn, als er Asta beobachtete. „Wenn du Millionen jedes Jahr auszugeben hättest, so müßtest du doch sorgsam mit dem Gelde umgehen,“ bemerkte er ernst. „Man verliert sein Geld leicht, wenn man nicht Rechnung darüber führt.“

„Ich habe aber nicht Millionen, nur ein paar tausend M. auszugeben, das ist ein Unterschied,“ versetzte die übermütige Kleine.

„Du irrst, Asta, sei vorsichtig, mir zu Liebe,“ schmeichelte er und zog sie neben sich auf's Sopha. „Jetzt bin ich noch für alle deine Ausgaben verantwortlich; sobald du großjährig bist, lege ich meine Vormundschaft nieder, und du kannst dann mit deinem Gelde machen, was du willst und heiraten, wen du willst.“

Fortsetzung folgt.



Prälat Dr. Fr. Heiner, Freiburg,
wurde in den neugebildeten vatikanischen Gerichtshof
nach Rom berufen.

Der Spindautomat.

Militärhumoreste von Johann Tenge, Düsseldorf.
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

In dem allgemeinen Jubel hatte keiner das Öffnen der Tür gehört. Zufällig sah einer hin. „Achtung!“ schrie er laut. Alle fuhren erschreckt zusammen und standen still. Dann und wann schielte einer nach dem Automaten h.n. Wenn nur Spund sich ruhig verhielt. Hoffentlich hatte er das Achtungsrufen gehört.

Der gefürchtete „Bize“ stand an der Tür und blickte von einem zum andern. „Das geht ja hier recht fidel“, meinte er ironisch. „Was ist denn hier eigentlich los?“

Keiner gab Antwort. Alle standen wie die Biblensäulen. Knattermann sprach bei solchen Gelegenheiten immer ziemlich leise und unheimlich ruhig. Das fürchteten die Leute am meisten.

„Hm!“ Der „Bize“ trat näher. Prüfend blickte er in der Stube rund. Er merkte wohl, daß die Blicke seiner Zöglinge immer nach einer bestimmten Stelle wanderten. „Aha!“ sagte er auf einmal und pfiß leise durch die Zähne. Halb-laut ließ er: „Der Automat spielt nach Einwurf — das übrige verlor sich in einem leisen Murmeln. Rasch entnahm er seinem Portemonnaie einen Groschen und warf ihn durch den Spalt. Kaum war das Geldstück hineingefallen, gleich erküßte es prompt zurück: „Seht, seht, das ist ein Beschäft, das bringt noch was ein. Ein jeder aber kann das nicht, das muß verstanden sein.“ Die Mannschaften studierten das Gesicht ihres Gefreiten. Als sie sahen, daß ein zufriedenes Lächeln seine Mundwinkel umspielte und er bedächtig den langen Schnurrbart drehte, erschrafen sie noch mehr. Sie wußten ganz genau, was das zu bedeuten hatte. Knattermann wußte jetzt des Rätsels Lösung. Der Unteroffizier vom Dienst hatte ihm vorhin beim Kartenspielen mitgeteilt, daß die Mannschaften sich alle auf einer Stube versammelt hätten. Daß die nichts Gutes vorhätten, konnte er sich denken. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Die Mannschaften blickten sich verstohlen an. Der lange Hagermann, der dicke Klein und Toni hatten sich ganz in den Hintergrund zurückgezogen. Ganz vorn stand Kaspar Gottschling. Er hatte es nicht gewagt, sich von der Stelle zu rühren. Daben machte er ein so verlegenes, dummes Gesicht, daß man ihn unwillkürlich für den Hauptbeteiligter halten mußte. Ähnliche Gedanken durchzogen auch die Brust Gottschlings. Der „Bize“ runzelte die Stirn. Als sein gefürchteter Blick den zitternden Gottschling traf, zuckte dieser erschreckt zusammen und platzte gleich los: „Ich hab's nicht getan, Herr Wachtmeister!“ Kaspar Gottschling war sehr abergläubisch. Er hatte sich 'mal für 'n paar Glas Bier von einem „alten Stod“ die Worten legen lassen. Dieser hatte ihm gesagt, er müsse sehr vorsichtig sein, es könne ihm leicht etwas passieren. Jetzt war die Prophezeiung schon in Erfüllung gegangen. Sicher würde er in Arrest kommen.

„Was, Sie wollen noch lügen!“ sagte Knattermann streng. Gottschling wurde immer verwirrter. „Hagermann hat mir gesagt, daß ich — daß ich — 'mal mitkommen sollte.“

„Hagermann! Das lange Laster! — Allerdings, wenn der dabei ist, dann gibts Unfug. Da fehlt nur noch sein Freund, der krumme Spund, sowie der andere, der Klein. — Wo ist der Kerl denn?“

Hagermann, Klein und Toni waren bei den Worten des „Bize“ ganz unsichtbar geworden.

„Auf einmal schallte es dumpf aus dem Automaten heraus: „He, Hagermann, mach' doch die Tür auf, ich bin es jetzt leid hier drinnen! Ich glaube, wir haben genug!“

Der „Bize“ hatte stets so leise in ironischem Tone gesprochen, daß Spund wohl Gemurmel gehört, jedoch nichts verstanden hatte. Als er keine Antwort bekam, schrie er, in der Annahme, nicht verstanden worden zu sein, noch lauter: „Hagermann! — Klein! — To-o-o-nie! — Aufma-a-a-chen! Verfluchte Salunken! — Nehmt Euch in acht wenn Ihr nicht sofort aufmacht!“

Knattermann nickte mit dem Kopfe. „Jetzt weiß ich ja schon die Hauptmatadore“, sagte er. Natürlich! Hagermann und Klein sind dabei, wie ich es schon gesagt habe. Wer ist aber der Toni?“

Keiner gab Antwort. Daß es sein eigener Butler war, ahnte Knattermann nicht. Die langen Kerls standen da und keiner wagte, sich zu bewegen. Selbst Spund schien das Vergebliche seiner Klopferei eingesehen zu haben. Eine unheimliche Stille trat ein. Die heißen Sonnenstrahlen häupten sich unaufhaltsam ihren Weg durch die Scheiben der geschlossenen Fenster, tanzten einen Augenblick auf den Gesichtern der ängstlich umherstehenden Soldaten und verloren sich dann an den weiß getünchten Wänden der Stube. Ein besonders hellleuchtender Strahl schien jedoch absolut keine Lust zu verspüren, zu verschwinden. Wie ein roter Kobold umtanzte er erst einigemal das Gesicht des sinnenden „Bize“, vergoldete für einen Moment die eine Seite seiner etwas langen, gebogenen Nase, glitt schnell an der eben Ebene hinunter, bis er sich plötzlich in den krausen Haaren der linken Schnurrbarthälfte gefangen sah. Hin und her sprang er, um zu entkommen. Die blonden, wohlgepflegten Barthaare leuchteten plötzlich, als wenn eine lobende, rote Flamme sie verschoren wollte. Ein langgezogener Seufzer aus aufscheinend tiefbedrücktem Herzen durchzitterte auf einmal die schüle Luft. Er kam von Toni her, denn es bei dem Gedanken an die Beschädigung des Spindes ganz ängstlich zu Mute geworden war. Wie oft hatte er schon in der kurzen Spanne Zeit gewünscht, daß er sich von den anderen hatte begeben lassen.

Ein eigentümliches Lächeln umspielte wieder die Mundwinkel Knattermanns, als er den Anglisten hörte. Für einen Augenblick zuckten die Schnurrbartspitzen. Doch gewaltig unterdrückte er das Gefühl, das plötzlich in ihm hochsteigen wollte.

„Komm nur her, Hagermann“, sagte er mit derselben ruhigen Stimme, wie zuvor. „Komm nur hinten den Betten zum Vorschein.“

Es nickte nichts, der „Lange“ mußte vor. Die anderen beiden, Toni und Klein, drückten ihn aus ihrem gemeinsamen Versteck hinaus, damit sie nicht entdeckt wurden. Kleinlaut kam Hagermann näher. Von seinem großen Mute war nichts mehr zu sehen. „Komm, komm, sagte der Bizewachtmeister wieder, komm, mein guter Sohn, an dem ich einen Wolf gefangen habe und schließe den famosen Automaten auf, daß wir das Musikwerk 'mal von Innen betrachten können!“

„Verfluchte Bunde!“ tobte Spund plötzlich wieder. Hagermann sackte in die Tasche. Da fiel ihm ein, den Schlüssel hatte ja der Toni am Schlüsselbund. „Was nun?“ „Wirbs halb!“ Die Stimme des „Bize“ klang schon rohen-der.

„Ich kann nicht, Herr Wachtmeister, der Toni hat den Schlüssel in der Tasche“, platzte plötzlich Hagermann los.

Im gleichen Moment hörte man in der Ecke einen dumpfen Fall. Toni war vor Schreck von der Bettlante abgerutscht.

Bumm, bumm, klopfte Spund gegen die Tür. Er war in dem Glauben, man wolle ihm einen Streich spielen. „Wenn Ihr nicht aufmacht, trete ich die Tür ein!“ Bums, trat er auch schon gegen die Tür, daß diese in allen Fugen krachte. „Es ist mir ganz egal, rief Spund noch lauter, und wenn es der „Kreuzbauer“ erfährt.“

Die Leute fuhren erschreckt zusammen, als sie merkten, daß der „Bize“ beim Rennen seines ihm wohlbekannten Spottnamens die Stirne kraus zog.

„Wenn jetzt nicht in Zeit von Nullkommanichts der Schlüssel hier ist, hole ich die Reitpeitsche her!“ sagte er grollend.

Hagermann drängte sich durch die Umstehenden hindurch und ging in den Hintergrund zurück. „Toni gib den Schlüssel her“, sagte er leise.

Da kam auf einmal der dicke Klein mit dem Schlüssel an. „Aha, da ist ja der Toni, sagte Knattermann. Ich hab'

mir's ja gedacht, daß der Kerl auch dabei ist. Er und Hagermann und der Toni Klein, ein nettes Kleeblatt."

Alle blickten erstaunt auf, daß Klein den Irrtum nicht aufklärte, denn er hieß ja Christian.

Als die Tür aufging, wollte Spund gleich wütend auf den ersten besten losfahren, um seine Drohungen in die Tat umzusetzen. Beinahe hatte er sich den „Bize“ gepackt. Der hatte ihn jedoch im Nu so kräftig bei den Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. „Du Bummel“, sagte Knattermann, für einen Augenblick seine Ruhe verlierend, ich will dir zeigen, daß der „Kreuzbauer“ auch bei dir immer noch der höchste Krumpf ist!“ Dann trat er an das Spind heran und las sorgsam das Geld auf. Alle Ecken suchte er gewissenhaft ab, damit auch nicht ein Nidel verloren ging. Darauf mußte Spund seine Taschen umkehren. Zum Erstaunen aller, kamen da auch noch 80 Pfennig zum Vorschein. „Sieh'ste wohl, alter Spund, das hätte dir so passen können. Aber ich will dir und den andern Sündern schon helfen.“ Nochmal sah er in das Spind hinein. Eine im Hintergrunde hängende Halsbinde kam ihm so bekannt vor. Prüfend nahm er sie zur Hand. Sofort erkannte er sein Eigentum. „Das ist doch wohl nicht — sagte er auf einmal und betrachtete das Spind genauer. Wahrhaftig! Solche Hallunken! Machen diese in-samigten Bengels von meinem Spind einen Musikautomaten. Na, wartet nur!“

Der dicke Klein saß bei diesen Worten unwillkürlich nach seiner Rehrseite. Es brannte ihm dort wieder etwas.

„Ihr könnt Euch freuen, daß mein Puzer nicht da ist. Wenn der Euch auf meiner Stube angegriffen hätte, dann wäre es Euch nicht gut ergangen.“

Was für Gefühle Toni hinter den Betten in diesem Momente hatte, läßt sich nicht beschreiben. Wenn ihn nur keiner verriet.

„Gehen Sie doch mal schnell über die Stufen der Rekruten“, befahl Knattermann einem Zweijährigen, der gerade eintrat, „dieselben sollen sofort hierherkommen.“ Alle rertren gleich, daß der „Bize“ etwas Besonderes im Schilde führte. Er lächelte wieder so eigentümlich. „In der Zeit will ich doch mal sehen, ob nicht noch einige hinter den Betten stecken“, sagte er auf einmal.

Dem armen Toni raubte der Schreck jede Bewegungsfreiheit. Ihm erging es, wie der Maus, die plötzlich die Rahe erblickt, er war starr vor Schrecken. Wenn sich ihm auch noch ein Ausweg gezeigt hätte, es wäre ihm unmöglich gewesen, ihn zu benutzen.

„Komm nur heraus, mein Sohn“, sagte Knattermann in seinem ironischen Tone. Er hatte Toni noch nicht erkannt. Verblüfft schaute er seinem langsam zum Vorschein kommenden Puzer in das verlegene Gesicht. „Das wird ja immer toller! Also, du gehörst auch zu der sauberen Gesellschaft? Das sind ja nette Geschichten. Dann stelle dich nur dabei. Für solchen Puzer danke ich. Da will ich mir lieber den dummmsten Kerl der Schwadron nehmen. „Gottschling!“ Der Gerufene kam schleunigst näher gesprungen. Vor morgen ab sind Sie mein Puzer, verstanden!“

Kajpar Gottschling war zuerst sprachlos. „Sawohl, Herr Wachtmeister!“ antwortete er zaghaft.

Mittlerweile hatten sich die Rekruten eingefunden. „Die alten Leute nach links hinübertreten! Kommandierte Knattermann. Spund, nehmen Sie Ihre Harmonika mit, Gebot der „Bize“ weiter. Schleunigst eilte der Angerufene hin und holte das Instrument aus dem schönen Musikautomaten. „So, nun links um, marsch!“

„Paß auf, Dicker“, flüsterte Hagermann seinem Freunde Klein zu, der „Kreuzbauer“ geht mit uns in den Stall.“

„Es soll mich nur verlangen, was er mit uns vorhat.“ gab Klein zur Antwort.

Aber nicht nach dem Stalle, nach der Kantine ließ Knattermann die Kolonne marschieren. Am Ziele angekommen, mußten sich die Rekruten an der Theke und die alten Leute an der Wand aufstellen. Der „Bize“ zählte das Geld nach. „30, 32, 35, 40. Gibst 40 Glas Bier.“ Der Kantinenpächter mußte anfahren lassen. Die „alten Stöcke“ schmunzelten heimlich. Der Rekruten waren es so viele nicht. Da blieb noch der größte Teil Bier für sie übrig. „Gottschling heran!“ kommandierte auf einmal Knattermann. Der Genannte nahm das erste Glas Bier von der langen Reihe zur Hand. Kehrt! Platz da die andern! So! Während die Rekruten trinken, singt Ihr unter Begleitung des Spund das schöne Lied: Seht, das ist ein Geschäft.“

Spund spielte wütend darauf los, als wenn er die Bieharmonika in Stücke reißen wollte, während der lange Hager-

mann, der dicke Klein, Toni und die anderen die grimmigsten Gesichter beim Singen schnitten, als sie sahen, daß das Bier immer mehr auf die Reize ging. Selbst die alte Harmonika schien den Anblick nicht ertragen zu können. Beim letzten Glase Bier schrie sie plötzlich in allen Tönen auf und zerplagte vor Unmut.



Für die Kinderwelt.



Allerhand Spiele und Beschäftigungen.
Von Eva Marie Stöck (Tante Eva).

(Nachdruck verboten.)

Stechvogel.

Stechvogel ist für Euch Knaben, aber auch für manches Mädchen eine amüsante Beschäftigung; eine Art Scheibenschießen ist es. Ihr könnt Euch das Gerät dazu leicht selbst herichten. An einem ziemlich hohen Pfahl, einem aufgerichteten langen Brett oder einem an einer Hausmauer befestigten kleineren Brett wird in Brusthöhe eine Scheibe gemalt, und zwar in der bekannten Weise mit schwarzem Mittelpunkt und Ringen. Etwa 1½ bis 2 Meter darüber wird ein langer Nagel oder Haken eingetrieben, der ein gutes Stück hervorsteht muß. Vom Kopfe des Nagels oder Hakens hängt eine Schnur herab, etwa bis zur Scheibenmitte, und an dieser Schnur hängt das Wurfgeschloß, der „Stechvogel“. Mit einigem Geschick könnt Ihr Euch auch den Vogel selbst schnitzen, und zwar aus hartem Holz, daß der stehende Schnabel nicht so schnell abgestoßen wird, oder Ihr könnt auch den letztern in Gestalt eines länlichen, dünnen Eisenstückes in den Kopf des Vogels einbohren; in diesem Falle könnt Ihr das bequemere weiche Holz zum Schnitzen verwenden. Beine hat der Vogel nicht, wohl aber einen Schwanz zum anfassen. Wie das Stechvogelspiel betrieben wird, werdet Ihr Euch nun leicht vorstellen können: Ihr packt den Vogel beim Schwanz und schleudert ihn mit dem spitzen dünnen Schnabel auf die Scheibe zu, bemüht, den schwarzen Mittelpunkt mit dem Vogelschnabel zu treffen. Beim Spiele werden sogenannte „Points“ angeschrieben; wer in den Mittelpunkt trifft, bekommt 5 Points gutgeschrieben, wer in den Ring nächst dem Mittelpunkt, 4 Points, dann in die weiteren Ringe 3, 2 und 1 Point; wer den Vogel noch weiter abfliegen läßt, bekommt nichts. Nun, und wer nach Ablauf einer Stunde die meisten Points hat, der ist natürlich Sieger. Versucht das Spiel einmal, es wird Euch gewiß Freude machen.

Der Zauberkünstler.

(Nachdruck verboten.)

Die Zauberkugel im Munde.

Eine kleine Bleikugel in den Mund stecken und dann meterweise Band aus dem Munde ziehen, das ist doch ein Kunststück, gel? Ihr braucht ganz schmales, feines Band, am hübschesten ist es wenn es verschiedene Farben hat. Aus dem Bunde wickelt Ihr kleine Kugeln, jede Kugel kann aus einhalb bis ein Meter, auch aus noch mehr Band bestehen. Ihr verbergt diese Bandkugeln gut, doch so, daß Ihr sie leicht erreichen könnt, wenn möglich, behaltet Ihr gleich einige in der hohlen Hand. Nun zeigt Ihr die Bleikugel vor, steckt dann anscheinend diese, in Wirklichkeit aber ein Bandkugeln oder auch mehrere in den Mund. Dann kommt das Kunststück: Ihr zieht langsam, so daß alle es sehen können, lange Bandstücke aus dem Munde. Habt Ihr keine Bandkugeln mehr, so könnt Ihr mit einiger Geschicklichkeit beim Hinausgreifen zum Munde, um Band hervorzuwickeln, gleich wieder Kugeln hineinschieben. Also versucht das Kunststück, und wenn Ihr klug seid, wird sobald keiner hinter Euer Geheimnis kommen. — Natürlich müßt Ihr Euch vor der Benutzung des Bandes überzeugen, daß dieses nicht etwa mit giftigen Farben gefärbt ist; seid Ihr nicht sicher, so nehmt lieber weißes Band.

Scherzfragen.

1. Was ist schon lange fertig und wird doch täglich wieder gemacht?
2. Was für ein Musiker ist der Ochse?



Zur Unterhaltung.



— **Nette Zoologie.** Lehrer: In welche Familie gehört der Hund? — Schüler: In unsere.

— **Gewissenhafte Diebe.** Ede: Du, Lude, sei still, es kommt wer. Nach' auch die Laterne aus — wir müssen sogar den Schein zu vermeiden haben.

— **Vergebliches Duellenstudium.** Hauptmann a. D. (der beim Nachhausekommen die Köchin in der Rang- und Quartierliste lesend findet): Was suchst Du, Kiste? — Kiste: Ich wollte bloß mal nachsehen, ob's wahr ist, daß mein Schatz Gefreiter geworden ist.

— **Zu viel verlangt.** Onkel: Was, Du willst zehn Mark haben? Nein, lieber Nefse, Du bist mir zu undankbar. — Nefse: Aber, Onkel, wie so denn? — Onkel: Hast Du Dich etwa das letzte Mal bedankt? — Nefse: Du hast mir ja auch nichts gegeben. — Onkel: Aber doch beinahe!

— **Unsere Kinder.** Die kleine Pepi: Ich heirate nur einen Konditor! — Die kleine Kosi: Und ich nur den Sohn einer Putzmacherin.

— **Ausrede.** Richter: Sie wurden dabei ertappt, als Sie die Hand in der Tasche des Zeugen hatten. — Angeklagter: Ja, es war aber auch 'ne drolle Kälte den Tag.

— **Ja dann!** „Weshalb hast Du denn noch nicht um Eufriedes Hand Angehalten — ihr Deine Liebe erklärt? — „Sie hat mich ja noch nie zu Worte kommen lassen!“

— **Die Studienreise.** „Run, Märchen, fährst du mit deinen Eltern wieder nach Ostende?“ — „Nein, nach dem Nordpol!“ — „Nach dem Nordpol? Aber das gehi ja garnicht!“ — „Wir sollen doch einen Aufsatz darüber schreiben!“

— **Der erste Erfolg.** „Der Schulmann hat mit seinem ersten Bild „Meeresstille“ ein Heibengelb verdient!“ — „Was, mit der Sudelei? Wie ist das möglich?“ — „Ja, weist du, er hat das Bild seinem Onkel geschenkt, der ihn hat ausbilden lassen. Der alte Mann ist vor Gram über die Talentlosigkeit seines Nefsen gestorben und hat ihm bare 100 000 Mark hinterlassen.“

— **Ehrensache.** „Du, Sepp, wegen was ist denn die letzte Kauferei wieder angang'n? Da habi's ja fürchterlich b'rein-g'haut!“ — „Weg'n was? Siben wir da beim Oberwirt 'i'am' und biscklerieren allerhand. Auf einmal fällt's den Eckbauernhub'n ein, zu behaupten, sie hätten die dideren Schädel, weil ihnen noch bei keiner Kauferei was passiert ist. Sollten wir Moosbauernhub'n uns böß gefallen lassen? Noo, jehz wissen sie's! Wir haben die dideren!“

— **Eingegangen.** Friseur (seinen neuen, patent aussehenden Herrn bedienend): „Sagen Sie mir nur Ihre Wünsche und Sie sollen in jeder Weise bedient werden.“ — Herr: So? Na, da pumpen Sie mir schnell mol zwanzig Mark.“

— **Bessere Sorte.** „Hier hast du eine Zigarre, die habe ich extra für dich reserviert!“ — „Weißt du, gib mir lieber eine, die du extra für dich reserviert hast!“

— **Sein Pech.** Chef: „Sie kommen ja heute so spät ins Büro? Haben wohl Pech gehabt unterwegs?“ — Buchhalter: „Bitte um Entschuldigung, meine Frau begleitete mich.“

— **Tolle Sache.** Erster Leutnant: „Ach, Kam'rad, haben ja eine vollständig tolle Platte!“ — Zweiter Leutnant: „Ach, will nur junge Damen ärgern, daß keine Locke von mir zu haben ist.“

— **Aus der Stadt der Intelligenz.** Fremder: „Sagen Sie bloß mal, weshalb haben Sie Ihre Häuser so eigentümlich gebaut, daß immer das obere Stockwerk das untere über-rogt?“ — Einheimischer: „Ja, wissen Sie, das ist darum, weil, wenn mal so'n Haus umfällt, es auf die breite Fläche zu liegen kommt.“

— **Gefoppt.** Schuster: „Herr Meier, meine Gehuld ist erschöpft. Bezahlen Sie endlich die Rechnungen oder ich verklage Sie!“ — Meier: „Das können Sie ja gar nicht!“ — Schuster: „Wieso kann ich das nicht?“ — Meier: „Weil ich Ihr Vertreter bin!“ — Schuster: „Was denn für'n Vertreter?“ — Meier: „Na, wenn ich Ihre Schuh' und Stiefel ansiehe und vertrete?“

— **Am Stammtisch.** „Glauben Sie nicht auch, daß jeden Tag ein Krieg ausbrechen kann?“ — „Na, bloß nach 'n Sonn-abend, da haben wir ja Stühnng'sch!“



Rätsellecke.



Begierbild.



Wo mag nun meine Frau geblieben sein?

Rätsel.

Mich trägt der Kopf, doch läßt du mich Den Kopf von andern tragen, Dann siehst du mich in grünem Schmutz Empor zum Himmel ragen.

Charade.

Am schäumenden Bier, am kochenden Wasser Die ersten beiden Silben ihr kennt; In vielen Fabriken sind sie zu sehen, Verächtlich spricht sie auch der Student.

Es ist die dritte nicht jedem beschieden, Doch wer sie hat, der macht sie auch gern; Die Unterhaltung versteht sie zu würzen, Die Langeweile hält sie ihr fern.

Das Ganze ist eine kleine Ortschaft, Bescheiden liegt sie am Elbestrand; Doch ward durch Schillers unsterbliche Dichtung Ihr Name in aller Welt bekannt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Charade: Hammerfest

Worträtsel: Verschossen.

Rebus: Feuerlärm.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle. Druck und Verlag des Düsseldorfener Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



In treuer Hut.

Novelle von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Und bis zu diesem Zeitpunkt hast du die Macht, mich in meinen Entschlüssen zu hindern?“ fragte Asta lauernd.
 „Ja, wiewohl in Geldangelegenheiten der Rechtsanwalt Heese auch noch ein Wort mitzusprechen hat.“

„Oh, aber jetzt bekomme ich schon jährlich eine große Summe. Ich fühle mich unermesslich reich, Thilo. Darf mir nun ein neues Pony kaufen? Der Keffen unjeres Kutshers hat ein reizendes Tierchen; gestern glaubte ich, es nicht kaufen zu können, aber heute bin ich ja reich.“ Dabei sah sie ihren Vormund mit schelmisch lachenden Augen an, daß dieser sie in seine Arme schloß.

„Du bist noch ein Kind,“ scherzte er, „willst du nicht etwa eine Puppe und einen Puppenwagen kaufen? Besterer wäre gewiß nützlich, denn als wir gestern nach Waldheim gingen, wurdest du bald müde; in den Wagen könntest du dich setzen und nach Hause fahren.“

Asta raffte ihre Juwelen zusammen, doch ehe sie das Gemach verließ, wendete sie sich an der Schwelle um und sagte neckend: „Wenn es dir paßt, den Wagen zu schieben, so paßt es mir auch, mich hineinzusetzen. Aber du willst gewiß den Pony selbst kaufen, oder darfst du ihn haben?“

„Ja, natürlich, kaufe so viel du willst,“ scherzte er, „doch heute nachmittag wollen wir eine weite Spazierfahrt zusammen machen.“

„O, wie schön,“ rief sie entzückt und klatschte vor Freude in die Hände, „manchmal bist du doch so herzensgut, Thilo, und dann könnte ich dich sogar lieb haben. Weißt du,“ fügte sie dann plötzlich ernst werdend hinzu, „ich fürchtete sogar hierher zurückzukommen — doch jetzt bist du nicht mehr so garrstig wie früher. Ich hoffe nur —“

Asta hielt plötzlich inne und errötete heftig. Thilo stand an ihrer Seite, legte die Hand auf ihre Schulter und

fragte zärtlich: „Nun, was hoffst du? Sage es mir, wir sind ja Freunde geworden!“

„Auch dann, wenn ich über meine Ausgaben nicht Rechnung führe?“ fragte sie schelmisch. „Jetzt runzelst du wieder finster die Stirn, als ob du wieder schelten wolltest.“

Thilo zuckte die Achseln. „Vielleicht stehst du nicht mehr allzulange unter meiner Vormundschaft,“ beruhigte er, „und ich kann diese Pflichten einem anderen Herrn übertragen, der als dein Gatte für dich sorgt.“

Asta antwortete nicht, doch als Thilo wieder zu ihr hinüber schauen wollte, hatte sie das Zimmer verlassen.

„Das Kind hat mich gänzlich umgewandelt,“ flüsterte er bei sich selbst, als er seine Briefschaften ordnete, „wachend und träumend stehen die dunklen Augen vor meiner Seele. Könnte ich doch nur erfahren, wer ihr den kostbaren Diamantring gegeben hat!“

Asta wurde bald ein Liebling in der Gesellschaft. Junge Herren bewarben sich um ihre Gunst, sogar die älteren, die noch frei waren, verschmähten nicht das enorme Vermögen und schickten nach einem freundlichen Blick aus den dunklen Gazellenaugen.

Maritta von Hochfeld schloß innige Freundschaft mit dem jungen Mädchen und stellte sich fast täglich als Gast auf dem Erlenhofe ein. Ihrem scharfen Auge war es nicht entgangen, daß der junge Gutsherr seine so offen und oft ausgesprochene Meinung über sein Bündel vollständig geändert, und er als Kind jetzt ebenso bewunderte und liebte, wie er es früher vernachlässigt und verabscheut hatte. Maritta haßte und

fürchtete ihre gefährliche Nebenbuhlerin, und unter der gleichnerischen Maske der Freundschaft bemühte sie sich, die Gedanken der jungen Freundin zu erforschen. Jedoch Asta war oft sehr schweigsam, sie gestand nur, daß es ihr auf dem Erlenhofe recht gut gefalle und Thilo nicht mehr so garrstig sei, wie vor acht Jahren, so daß Maritta fast daran verzweifelte, ihre schönsten Hoffnungen erfüllt zu sehen. Endlich schien das Glück sie zu begünstigen, denn als die



Das Jagdschloß Edartsau, in welchem Kaiser Wilhelm II. und Erzherzog Franz Ferdinand zusammenkamen.

beiden jungen Damen in einer schattigen Laube auf dem Erlenhose beisammen sahen, begann Maritta anscheinend gedankenvoll: „Es ist doch sonderbar, es gibt hier so viele hübsche und reiche Mädchen in der Umgegend, und dennoch bleibt Thilo unvermählt. Hat er vielleicht früher schon einmal geliebt?“

„Das kann unmöglich sein,“ versetzte die Angeredete leicht hin, denn sie hatte wenig Lust, von der Liebe ihres Vormundes zu ihrer Erzieherin zu sprechen. „Er liebte vielleicht, als er noch jung war.“

„Jung?“ wiederholte Maritta verwundert, „er ist ja erst dreißig Jahre alt, das nennst du doch noch nicht alt, Asta?“

„Mir erscheint er sehr alt,“ lautete gelassen die Antwort, „das kommt vielleicht daher, weil er schon erwachsen war, als ich ihn als kleines Kind zuerst sah.“

„Ah, das lasse ich gelten. In meinen Augen sind 30 Jahre das passende Alter für einen Mann, um zu heiraten,“ flüsterte Maritta träumerisch, „30 Jahre der Mann, 25 Jahre die Frau.“

„Was?!“ fast entsetzt kam dieser Ausruf über Asta's Lippen, ich sollte noch so lange warten, bis ich mich verheiratete?“

„Dann beabsichtigst du wohl nicht, eine alte Jungfer zu werden?“ forschte Maritta lauernd.

„O, nein, nein, hoffentlich nicht. Aber wenn ich nicht einen Mann heiraten dürfte, den ich liebe, wollte ich lieber eine alte Jungfer werden,“ versetzte sie fast feierlich.

„Du hast nichts zu befürchten, du bist reich.“

„Ja, aber des Geldes wegen würde ich keinem Manne meine Hand reichen, ganz gewiß nicht.“

„Oho, sei nicht so vorschnell,“ warf Maritta schnell ein, „du weißt es nicht, wie schlau und berechnend oft die Männer sind. Sie machen reiche Mädchen oft glauben, daß Geld in ihren Augen nichts sei, während der Reichtum in Wirklichkeit der einzige Magnet ist. Nun, ich bin ja auch eine reiche Erbin, aber ich würde lieber ledig bleiben, als des Geldes wegen geheiratet zu werden. Sogar Thilo von Warned muß sein Augenmerk auf ein reiches Mädchen richten, das hat mir seine Mutter selbst gesagt. Natürlich wirst du seine Gattin werden —“

„Was? Ich?“ unterbrach Asta entsetzt die Worte der Freundin, „denkst du denn nur einen Augenblick daran, Maritta, daß ich Thilo heiraten würde. Es ist ganz unmöglich, ich bin ja schon —“ Asta hatte in ihrer Erregung mehr gesagt, als sie beabsichtigte, und das jähe Erröten sprach noch deutlicher. Maritta hatte erreicht, was sie zu wissen wünschte, und ihr Antlitz strahlte triumphierend.

„Du bist verlobt, Asta,“ rief sie begeistert.

„O bitte, bitte, verrate nichts,“ flehte Asta. „Niemand ahnt es, weder Thilo noch meine Tante. Ich darf jetzt nichts davon sagen, bis er geschrieben hat. Mißbrauch mein Vertrauen nicht, Maritta, es war ja nicht meine Absicht, mein Geheimnis auszulplaudern.“

„Liebste Asta, ich bin verschwiegen, wie das Grab. Aber willst du mir nicht mehr sagen? Wer ist dein Bräutigam, ist er ein Fremder?“

„Ja, er ist ein Italiener. Aber still, bitte, ich sage kein Wort darüber. Dort kommt auch Thilo.“



Ein Vornehmer aus der Herzegovina.

Während des ganzen Abends war Asta ungewöhnlich schweigsam, oft sogar zerstreut, während Marittas Uebermut und Witz sprudelten. Zum ersten Male seit Asta's Ankunft auf dem Erlenhose fühlte sie sich wieder heiter und glücklich.

Es war ein heiterer Oktobermorgen. Asta hüpfte leichten Fußes, ein Liedchen trillernd, die Treppe hinab in den Speisesaal, wo das Frühstück serviert lag. „Ich bin die erste,“ jubelte sie, als sie das Zimmer noch leer fand. Dann warf sie einen flüchtigen Blick über die angekommenen Briefe. Für Thilo waren wie gewöhnlich die meisten, und unter diesen einer mit einer italienischen Marke. Aus den steifen Schriftzügen erkannte sie Hugo Rizinos Hand, obgleich sie diese Züge nur einmal in Freiburg gesehen hatte.

Sie nahm den Brief in die Hand und betrachtete ihn mit liebevollen Blicken, doch als sie Frau von Warned und Thilos Stimmen draußen im Korridor erkannte, legte sie ihn schnell nieder und schaute zum Fenster hinaus.

„Halloh, Asta, die erste heute morgen?“ begrüßte sie lachend der Vormund, während Frau von Warned ihren Liebling zärtlich küßte. Dann warf er einen lächtigen Blick auf seine Briefe. „Wer schreibt mir denn aus Palermo?“ rief er überrascht und nahm den italienischen Brief zur Hand. „Es ist doch ein Rätsel, woher die Leute die Adressen nehmen.“ Damit warf er den Brief auf den Tisch, dann überblickte er die andere Korrespondenz und vertiefte sich bald in ein langes Schreiben seines Architekten, das von neuen Bauten im nächsten Frühjahr auf dem Erlenhof handelte.

Asta saß in banger Erwartung, ihr Herz klopfte laut und hörbar. Was sollte sie tun, wenn Thilo den Brief ungelesen in den Papierkorb werfen würde?

Mechanisch ob sie ihr Frühstück, sie achtete kaum auf Frau von Warneds Stimme, die ihr den Brief einer Freundin vorlas, nur verstohlen richtete sie ihre Blicke auf den Vormund, der einen Brief nach dem anderen öffnete und dann sein Frühstück verzehrte, gerade als ob Quasos Brief gar nicht existierte.

Endlich war das Frühstück beendet. Thilo raffte seine Korrespondenz zusammen und verließ den Speisesaal. Asta fühlte sich sehr bedrückt und keineswegs so hoffnungsfreudig, wie noch vor wenigen Wochen in Freiburg.

„Ich will die Vasen mit frischen Blumen füllen,“ sagte Asta auf eine Frage ihrer Tante, wie sie ihre Zeit verbringen wolle. „Der Gärtner hat einen Korb voll schöner Rosen und Nelken in die Halle gebracht. Später helfe ich dir dann mit dem Menu für unsere Festlichkeit am nächsten Montag.“



Rosina.

„Das ist gut, mein Liebling. Um elf Uhr habe ich den Wagen zur Spazierfahrt bestellt, wenn du nicht vorziehst, mit Thilo nach den Vorwerken hinauszufahren.“

„Das weiß ich noch nicht, vielleicht will er mich gar nicht mitnehmen,“ erwiderte Asta verlegen, denn sie gedachte des Briefes, den der Vormund vielleicht in diesem Augenblick las. Dann schritt sie über den Korridor der Halle zu, um die Blumen zu holen.

Blötzlich öffnete Thilo die Tür seines Arbeitszimmers und rief laut: „Asta, bist du hier? Komm doch einen Augenblick zu mir.“

Neugierlich ruhig und gefaßt, aber innerlich bebend, folgte Asta gehorsam dem Rufe und sah ihren Vormund vor seinem Arbeitstische stehend, den offenen Brief des Italieners in seiner Hand haltend.

Er blickte sie einen Augenblick fest und durchbohrend an, dann fragte er langsam, Asta den Brief zeigend: „Wenst du diese Handschrift?“

„Ja, gestand das junge Mädchen kaum hörbar.“

„Ist dir auch der Inhalt dieses Briefes bekannt?“

„Ja, kam es noch leiser über die lebenden Lippen.“

„Seit wie langer Zeit, wenn ich fragen darf, bist du mit diesem Herrn — er warf schnell einen Blick auf die Unterschrift, „Rizino verlobt?“

„Er hat in Freiburg um meine Hand.“

„Und du hast seine Bewerbung angenommen? Natürlich hast du es getan, denn sonst würde er nicht in dieser Weise schreiben. Wußte Fräulein Norden von dieser Bekanntschaft? Wer ist er? Wo lernst du ihn kennen?“

Thilo von Warned sprach rasch, laut, fast heftig, so daß Asta in allen Gliedern erbebte. „Er ist der Bruder von Herrn Rizino, der vor acht Jahren Fräulein Barnelli heiratete,“ erklärte sie endlich. „Er kam mit Carola nach Freiburg; ich wollte nicht eher von unserer Verlobung reden, bis Hugo seine Einwilligung erbeten hatte.“

„Um, gab er dir den Ring?“

„Ja.“

„Warum jagtest du mir das nicht gleich, das war unrecht von dir. Ich hätte dieses Verhalten nicht von dir erwartet, Asta.“ Die Stimme des Vormunds klang nicht mehr erzürnt, aber vorwurfsvoll und traurig, und es lag ein tief bewegter Ausdruck in seinen Blicken, den Asta nicht zu deuten vermochte.

„Es war doch nicht meine Schuld,“ sagte sie endlich zögernd, „ich hat Hugo um Erlaubnis, es dir gleich zu sagen, aber er meinte, es sei besser, die Mitteilung käme zuerst von ihm. Wirklich, Thilo, ich wollte nicht unrecht tun.“

„Und dennoch handeltest du unrecht. Wie durftest du es wagen, in der Gesellschaft als frei und ledig aufzutreten, jedem Herrn ein Recht zu geben, dich zu lieben und um dich zu werben, während dein Herz einem anderen gehörte. Wenn du das nicht für ein Unrecht hältst, so weiß ich nicht, wie ich es benennen soll. Frage doch meine Mutter, ob sie ein solches Benehmen für gerechtfertigt hält.“

Asta brach in einen heftigen Tränenstrom aus. „Du bist wieder hart und ungerecht gegen mich,“ schluchzte sie, „und es kümmert dich wenig, ob mein ganzes Lebensglück vernichtet wird oder nicht. Hugo hat dir geschrieben und um meine Hand gebeten — was konnte er mehr tun?“ Ihre Tränen ersticken fast ihre Stimme. „Wenn ich — es dir bei — meiner Rückkehr gesagt hätte, — dann würdest du — von Hugo verlangt haben — um deine Einwilligung — zu bitten. O, es ist so hart von dir,“ und immer reichlicher flossen die Tränen.

Thilo murmelte einige unverständliche Worte, dann ergriff er den Brief und zerknitterte ihn in seiner Hand.

Asta's Schluchzen war der einzige Laut im Gemach, dann sagte der Gutsherr milde: „Das Weinen nützt nichts, Asta, trockne lieber deine Tränen und laß uns überlegen, wie wir am besten in dieser Sache handeln sollen. Ich will meine Mutter rufen, sie wird uns gut raten können.“

Ehe er die Türe erreichte, ergriff Asta seine Hand. „Du wirst uns doch nicht trennen?“ flehte sie angstvoll, „ich liebe ihn, und —“ Thilo befreite sich von ihrer Hand und stieß sie fast unsanft zur Seite. „Wenn ich mich überzeugt habe, daß dieser Mann deiner Liebe würdig ist, so will ich dir kein Hindernis in den Weg legen, ihn zu heiraten; warum sollte ich dich auch hindern?“ Dann verließ er das Zimmer.

Asta trocknete ihre Tränen. „Er ist meiner Liebe würdig,“ flüsterte sie überzeugt, „vielleicht habe ich auch keinen Grund, mich zu ängstigen, und Thilo gibt seine Einwilligung. Wenn

er Hugo sehen könnte, er würde ihm schon gefallen, obgleich er in jeder Beziehung so ganz anders ist. Jetzt fürchte ich Thilo weniger, als seine Mutter.“

Als Frau von Warned einen Augenblick später mit ihrem Sohne das Arbeitszimmer betrat, merkte Asta aus den strengen Mienen, daß ihre Sache hoffnungslos sei.

„Was ist das für eine Nachricht, von der Thilo mir 'rgt?“ rief sie erzürnt, wie darfst du es wagen, Asta, dich mit einem Fremden, einem Glenden zweifellos, heimlich zu verloben, der sicherlich nur nach deinem Vermögen trachtet.“

„Ruhig, ruhig, Mutter,“ ermahnte der Sohn, „wir dürfen jetzt nicht anklagen, ehe wir ein Recht dazu haben. Hier ist der Brief, lies ihn und sage aus, was wir am besten tun sollen,“ er glättete das zerknitterte Schreiben und reichte es seiner Mutter.

„Asta ist viel zu jung, um schon jetzt an Heirat zu denken,“ rief unwillig die ältere Dame, und nahm den verhängnisvollen Brief, der wie ein greller Lichtstrahl den Frieden auf dem Erlenhose vernichtet hatte.

„Dies laut, liebe Mutter,“ bat Thilo, „es ist notwendig, daß Asta den Inhalt des Schreibens auch hört.“

Es kostete Frau von Warned Ueberwindung, dann las sie: „Geehrter Herr! Zuerst muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich, als Fremder, diese Zeilen an Sie richte. Aber, da Sie der Vormund Fräulein Asta Burckhardt's sind, wende ich mich an Sie mit der Bitte, Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung zu geben. Ich lerne Asta in Freiburg kennen und liebe und glaube mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß Ihr Mündel meine Liebe erwidert. —“

Frau von Warned schaute Asta finsternen Blickes an, doch als diese heftig erröthend die Augen nicht aufzuschlagen wagte, fuhr sie zu lesen fort: „Bedenken Sie also, es betrifft das Lebensglück zweier Menschen. Ich bin 28 Jahre alt und habe in Florenz in Gemeinschaft mit meinem Bruder (der früher Fräulein Barnelli ehelichte) vielen Grundbesitz und Weinberge.“

„Was?“ schrie Frau von Warned, außer sich vor Zorn, „ist es wahr, Asta, daß dieser Mann zu ihrer Familie gehört? O! dieses heuchlerische Mädchen, dem ich damals eine große Summe gab, um dieses Haus zu verlassen, weil ich entdeckte —“

„Was sagst du da, Mutter,“ fragte Thilo erschrocken. Der heftige Ton seiner Stimme rief Frau von Warned in die Wirklichkeit zurück. „Es ist nichts,“ versetzte sie ruhig; dann nahm sie den Brief wieder zur Hand.

„Wenn ich so glücklich bin, Ihre Einwilligung zu erlangen,“ las sie mit gedämpfter Stimme weiter, „will ich sofort nach dem Erlenhof kommen, um über meine Stellung und meine Person die gewünschte Auskunft zu geben. Meine Familie gehört der ältesten in Florenz an, Sie dürfen also unbesorgt Asta's Zukunft mir anvertrauen. Ihre Antwort erwartend habe ich die Ehre zu zeichnen: Ihr gehorsamster Diener Hugo Rizino.“

„Um, er schreibt ein gutes Deutsch, fast zu gut für einen Ausländer,“ lautete Frau von Warned's Urteil, als sie den Brief gelesen, es sollte mich nicht wundern, wenn Carola Barnelli ihn selbst geschrieben hätte.“

„Das hat sie nicht getan,“ rief Asta dazwischen. „Hugo liest und schreibt Deutsch so gut wie ich, er war zehn Jahre in Deutschland.“



Hosnijer Bauer.



Reichstagsabgeordneter Stöcker, Hosprediger a. D.

„Wirklich? was tat er dort?“
 „Das weiß ich nicht,“ entgegnete das junge Mädchen stolz.
 „Du hast mich bitter getäuscht, Asta,“ wandte sich Frau von Warned dem jungen Mädchen zu. „Du kannst jetzt deine eigenen Wege gehen, denn ich habe nicht mehr Lust, dich in die Gesellschaften einzuführen, damit du später diesen mir verhaßten Italiener heiratest und dann aus dieser Gegend spurlos verschwindest.“ Asta richtete sich hoch empor: „Hugo ist ein Ehrenmann, und die Gesellschaft in Italien ist dort ebenso fein und gewählt, wie hier,“ dann verließ sie das Zimmer.

Frau von Warned stand regungslos. „Was willst du nun tun?“ hauchte sie dann tonlos.

„Zuerst will ich Nachforschungen anstellen. Der Rechtsanwalt Heese hat viele Verbindungen in Florenz; wenn seine Antwort günstig ausfällt, so will ich Herrn Rizino hierher als Asta's zukünftigen Gatten einladen. Ich habe dann keinen Grund, diese Verbindung zu hindern, wenn Asta ihn liebt.“

„Dann habe ich nichts weiter zu sagen — es war überhaupt unnütz, um meinen Rat zu bitten,“ versetzte die erregte Mutter. „Aber ich hoffe, die Erziehung eines Kindes wird uns niemals wieder aufgedrängt; ich wenigstens würde eine Vormundschaft niemals wieder übernehmen.“

Als Thilo allein war, stützte er sein Haupt in die Hand, und sah lange in dumpfer Verzweiflung. „Es geschieht mir schon recht, ich habe es nicht anders verdient,“ stöhnte er endlich. „Ich war hart und ungerecht gegen das Kind, ehe wir es fortgeschickten, und jetzt würde ich mit Freuden mein Herzblut

dahin geben, um Asta's Liebe zu gewinnen. Aber jetzt hat sie ein anderes Herz gefunden, und die Fremde wird ihr eine Heimat werden. Ich muß sie aufgeben, meine liebe, kleine Asta, die mir jetzt so sehr an's Herz gewachsen ist. Aber wehe dir, Hugo Rizino, wenn ich entdecke, daß du es meinem Liebling an Liebe fehlen läßt.“

11. Kapitel.

Für Asta begann eine traurige Zeit. Aus jedem Wort, aus jedem Blick fühlte sie deutlich, daß sie Frau von Warned's Vertrauen verscherzt habe. Thilo behandelte sie mit übler Höflichkeit; er neckte sie nicht mehr, nannte sie nicht mehr mein Kind, oder mein Liebling, machte mit ihr weder Spazierfahrten, noch ritt er in ihrer Begleitung nach den entfernten Vorwerken hinüber, machte aber einsame, weite Spaziergänge, und niemand wußte, wohin er seine Schritte lenkte.

In früheren Tagen hatte Asta jeden Morgen eine frische Rose auf die Briefe ihres Vormunds gelegt, ein dankbarer Blick lohnte sie reichlich und sie freute sich, wenn den ganzen Tag hindurch diese kleine Liebesgabe das Knopfloch seines Rockes zierte.

Jetzt blieb die kleine Blume achlos liegen und welkte dahin, ohne berührt zu werden.

„Du gehörst nicht mehr zu uns,“ jagte Thilo traurig, als Asta eines Tages den Mut faßte und nach der kleinen Blume fragte, „daher darfst du dich auch nicht mehr bemühen, mir Rosen zu schenken. Dein Verlobter würde diese Aufmerksamkeit nicht gerne sehen, und es ist nicht mein Wunsch, ihn eifersüchtig zu machen.“

Seit diesem Tage fehlte die Blume auf Thilo's Tisch und er fühlte mit Schmerz seinen schönen Hoffnungsraum mehr und mehr vernichtet.

Hugo Rizino hatte auch einmal an Asta geschrieben und sie in den zärtlichsten Ausdrücken gebeten, den Vormund zur Einwilligung der Verbindung zu überreden.

„Ich fürchtete mich, dir eher zu schreiben,“ hieß es am Schluß seines Briefes, „aber du bist nie aus meinen Gedanken gekommen, und ich verzehre mich vor Sehnsucht, dich wieder in meine Arme zu schließen. Wenn ich nicht bald die Erlaubnis deines Vormunds bekomme, dich zu besuchen, so warte ich nicht länger und reise nach Deutschland; die Ungewißheit tötet mich.“

Asta hatte diese Zeilen so oft gelesen daß sie dieselben längst auswendig wußte, als aber Tage und Wochen verschwanden, und sie mit niemand von ihrer Verlobung reden konnte, welkte sie sichtlich dahin, und ihre früheren frischen Wangen wurden geisterbleich.

Schon seit Wochen hatte Thilo von Warned den Rechts-



Der deutsche Kronprinz (1) und Graf Zeppelin (2) begeben sich an Bord des Luftschiffs.

Der Burnus.

Von F. Velten-Heermann.

(Nachdruck verboten.)



Frau Taft,

die Gattin des neuen Präsidenten von Amerika.

anwalt Heese um die gewünschte Auskunft gebeten, und da die Antwort immer noch ausblieb, wußte Thilo selbst nicht, wie er sich dem Italiener gegenüber verhalten sollte. Er schrieb daher seinem glücklicheren Nebenbuhler, daß in dieser wichtigen Angelegenheit die Zustimmung des zweiten Vormunds ebenfalls erforderlich sei; würde diese nicht verweigert, so stände seiner Verbindung mit Fräulein Asta Burchardt kein Hindernis entgegen und Vorbereitungen zur Hochzeit könnten demnächst getroffen werden.

So wurde das Leben für die Bewohner des Erlenhofes immer unerträglicher, doch Maritta von Hochfeld wußte die Gelegenheit günstig für sich zu benutzen und einen hellen Lichtstrahl im Herrenhause zu verbreiten.

Niemals war ihre Gegenwart erwünschter gewesen, wie in diesen traurigen Wochen, und ihr Glückstern leuchtete wieder hell in die Dunkelheit. Frau von Warned klagte über die herbe Enttäuschung, daß die Verbindung ihres Sohnes mit Asta vereitelt und somit ihre schönsten Hoffnungen zu Grabe getragen seien. Auch Asta machte Marietta zu ihrer Vertrauten, erzählte von ihrer Verlobung mit Hugo Mizino, und flehte die Freundin an, ein gutes Wort für sie bei dem Vormund einzulegen, eine Bitte, die Marietta nur zu gern erfüllte, während Thilo selbst sich täglich mehr überzeugte, daß die Freundin des Hauses so viel Teilnahme und Sympathie an den Tag legte, daß ihre Worte wie Balsam seinem verwundeten Herzen waren.

Marietta selbst war voller Hoffnung und fest entschlossen, die Wünsche ihrer Freundin zu fördern und deren Abreise nach dem fernen Italien nach Kräften zu beschleunigen.

Fortsetzung folgt.

Der alte Bon-Grain war ein berühmter tunesischer Wajenschmied. In seinem kleinen Laden, zu dem man einige Stufen hinabsteigen mußte, junkelten kostbare Klingen, fein ausgelegte Dolche und Säbel. Der Schnee des Alters hatte sich längst auf sein Bart- und Haupthaar gelegt, das Feuer der Jugend war erloschen, aber noch trug er seine stolze Gestalt aufrecht und aus seinen dunklen Augen leuchtete Tatkraft und Entschlossenheit. In seiner Jugend war es seine Ehre und sein Stolz gewesen, köstliche Damascenerklingen anzufertigen, welche sich die reichen Scheichs reinigt machten. Aber nach und nach aus praktischer Klugheit hatte er sich auch herabgelassen, wohlfeilere Waffen, gewöhnliche Messer und Kasseremesser zu fabrizieren. Er litt zwar darunter in seiner Künstlerseele, aber er sagte sich, die Würde des Menschen hänge weniger von der Art seiner Arbeit, als von der Unabhängigkeit seines Lebens ab, die er sich durch die Anwendung seiner natürlichen Gaben und Fähigkeiten sichere.

Er verschmähte es also nicht, auch Marktware anzufertigen, aber er setzte seinen Stolz darein, sie für diesen Preis ausgezeichnet herzustellen. Er verkaufte sehr viel, nicht nur in seinem kleinen Laden, den man von weither auffuchte, sondern auch auf den Jahrmärkten der Provinz, wohin er sich regelmäßig begab.

So rüstete er sich eines Morgens beim Tagesgrauen, um den Markt einer etwas weitergelegenen Stadt zu besuchen. Er belad seinen Esel mit den flachen Kästen, worin er seine Waren gepackt hatte und setzte sich selbst auf das Grautier.

Auf dem Markte angekommen, packte er seine Sachen aus und war bald von Kauflustigen umringt. Den ganzen Tag, bis zum sinkenden Abend setzte er seinen einträglichen Handel fort, wobei er sich nur von Brot, Datteln und Feigen nährte und seinen Durst aus einem nahen Brunnen stillte. Er verkaufte fast seinen ganzen Vorrat und mit gefülltem Beutel machte er sich mit seinem Esel auf den Heimweg. Jedoch war die Entfernung zu groß, als daß er anders, als mitten in der Nacht zu Hause angelangt wäre. Nun wußte er aber, welchen Gefahren er sich aussetzte, wenn er, den man den ganzen Tag gute Geschäfte hatte machen sehen, im Dun-



Der serbische Thronfolger in St. Petersburg.

lein allein reizen würde. Die Sparsamkeit verbot ihm, in einem der Gasthöfe zu übernachten und er beschloß, in einem am Wege liegenden Meierhof, etwas entfernt von der Stadt, die Gastfreundschaft seiner Glaubensgenossen zu erbitten. Mohammeds Gesetz schreibt vor, jedem seiner Brüder die Tür zu öffnen und ihm Obdach unter seinem Dach zu geben. „Sei willkommen,“ sagte das Oberhaupt des Hauses zu dem Waffenschmied. „Allah sei gelobt, der einen Bruder zum andern geführt.“

Und die drei Söhne des Hauses, starke, robuste Burschen wiederholten: „Sei willkommen!“

Sie brachten den Esel in einem Berdichlag unter und führten den Greis in ein langes, schmales Gemach des Erdgeschosses, das nur mit einer auf die Erde gebreiteten Matte, einigen alten Kissen und einem Gefäß für die durch die Religion gebotenen Abwaschungen ausgestattet war.

Bon-Grain hüllte sich in seinen Burnus, streckte sich auf die Matte und schloß ohne jedes Mißtrauen ein.

Hinter der geschlossenen Tür des Zimmers horchte der jüngste Sohn des Hauses und als die regelmäßigen Atemzüge und das sonore Schnarchen ihm keinen Zweifel mehr darüber ließen, daß der Gast schlafe, schlich er sich zu seinen Brüdern und sprach:

„Wißt Ihr, was unter seinem Burnus am Gürtel hängt? Ein Lederbeutel voll mit Gold- und Silberstücken. Ja war auf dem Markte und habe seinen Verkaufsstand den ganzen Tag beobachtet — er muß eine große Summe bei sich führen.“

„Und — was denkst du?“ fragten die Brüder.

„Wir müssen sie haben!“

„Das ist auch unsere Meinung! Aber wie?“

„Hat er Waffen?“ fragte der Ältere.

„Am sich zu verteidigen? Nein, die nichtverkauften befinden sich in den Kästen, die längs der Mauer im Zimmer stehen. Er soll nicht die Zeit finden, sie zu öffnen.“

„Wir brauchen ihn aber nicht zu töten,“ sagte der Ältere.

„Gewiß nicht, wenn er nicht etwa zu unrechter Zeit erwacht und Widerstand leistet.“

„In diesem Falle,“ schloß der Jüngste, „werde ich ihm mit einem seiner Rasiermesser die Kehle durchschneiden und es so einrichten, daß man auf einen Selbstmord schließen könnte.“

Sie kamen nun überein, daß sie das Lederbeutelchen dem schlafenden Waffenschmied abnehmen, und, nachdem sie es ausgeleert und mit wertlosen Kupfermünzen gefüllt, wieder anhängen würden, damit er beim Erwachen den Verlust nicht sofort bemerke.

„Wirßt du aber auch geschickt genug dazu sein?“

„Ich verbürge mich dafür, daß er nichts merkt, ich übe mein Handwerk nicht erst seit heute aus!“ Damit beschwichtigte der Jüngste alle Zweifel der Brüder an dem Geschick ihres Vorhabens und sie schlichen sich lautlos in das Gemach des Gastes. Sei es nun, daß der gewandte Dieb doch nicht eine so leichte Hand hatte, wie er sich rühmte, oder sei es, daß Bon-Grain nicht so fest schlief, als sie gedacht — jedenfalls fühlte derselbe sofort den Raub, aber zugleich war es ihm klar, daß die geringste Bewegung sein Tod wäre, und so heuchelte er den festesten Schlaf, indem er fortfuhr, in demselben Rhythmus zu atmen.

Die Uebeltäter und falschen Gastfreunde entfernten sich zufrieden.

Der alte Waffenschmied begann aber nachzudenken, wie es ihm gelingen würde, die Spitzbuben zu überführen, zur Bestrafung zu bringen und wenn möglich, in den Besitz seines Geldes wieder zu gelangen. Nicht ohne Bitterkeit im Herzen wog er seinen Geldbeutel in der Hand, der jetzt mit schmutzigen, wertlosen Münzen an Stelle seiner glänzenden Silber- und Goldstücke gefüllt war. Aber nach längerem Nachdenken hellten sich seine Züge auf. Bei Anbruch des Tages erhob er sich, verhängte mit seinen Kleidungsstücken das kleine Fenster und die Spalten der Tür, und als er sicher war, nicht beobachtet werden zu können, zog er einen Dolch aus seinen Kisten, hob die Matte, welche ihm als Lager gedient hatte, auf und ganz sachte, ohne das geringste Geräusch, höhle er in der festgestampften Erde ein kleines, etwa 10 Zentimeter tiefes Loch. Hierauf schnitt er aus dem untersten Ripfel seines Burnus ein rundes Stück Stoff heraus, stopfte dasselbe in das kleine Loch, das er sorgfältig mit Erde schloß und wieder, wie zuvor, mit der Matte bedeckte. Dann trat er mit ruhigem, freundlichem Antlitz seinen Wirten gegenüber, zäumte seinen Esel, ohne die geringste Eile zu zeigen und nach den üblichen Abschieds- und Dankesworten erbot

er sich, sein Nachtlager zu bezahlen. Aber da sie nicht wollten, daß er so früh den Diebstahl entdeckte, was doch unfehlbar geschehen mußte, wenn er jetzt seine Börse öffnen würde, spielten sie die Grobmütigen — so wie es Bon-Grain erwartet hatte — und lehnten jede Bezahlung ab.

Und jeder seinerseits freute sich des Streiches, den er dem andern gespielt. Sie haben sich im ungestörten Besitz des gestohlenen Geldes, während Bon-Grain jetzt sicher war, sie zu überführen.

Die gemachte Erfahrung hatte den Greis die größte Vorsicht gelehrt. Er fürchtete, ihren Argwohn zu erregen, wenn sie ihn den Weg nach der Stadt, die er am Abend zuvor verlassen, einschlagen sehen würden. Er fürchtete, sie würden erraten, was sich hinter seiner ruhigen, scheinbaren Freundlichkeit verbarg, und er dann sicherlich nicht lebend vor den Richter gelangen. Er ritt daher in der Richtung nach seiner Heimat, bis er, an einer Biegung angekommen, unbemerkt auf einem Seitenpfade wieder in die Stadt zurückkehren konnte.

Nach einer Stunde stand er vor dem Richter und brachte seine Klage vor.

Sogleich wurden die Angeklagten herbeigeholt.

„Hast du ihnen dein Geld abgefordert?“ fragte der Richter.

„Allah verbüte es. Es wäre nutzlos und gefährlich gewesen.“

„Was habt Ihr darauf zu erwidern?“ wandte sich der Richter an die Diebe.

„Dieser Mann hat niemals bei uns gewohnt, wir kennen ihn garnicht!“

„Und du, welchen Beweis kannst du mir für das bringen, was du behauptest?“

„Ich habe ihr Zeugnen vorausgesehen. Siehe her, höre und urteile, o Richter!“

Hierauf entfaltete Bon-Grain seinen Burnus und zeigte das runde Loch in demselben. „Wenn man bei ihnen das Stück entdecken wird, welches an diesem Burnus fehlt, und so, daß es genau hineinpaßt, wirst du glauben, daß ich wahrgesprochen?“

„Sicherlich, das wäre ein Beweis!“

„Schick also deine Vertrauenspersonen in das Zimmer zu ebener Erde, wo ich geschlafen habe; laß sie die Matte aufheben, und unter derselben wird ein kleiner, frisch ausgewählter Fleck ihnen das Loch zeigen, das ich gegraben, und in welches ich das Stück von meinem Burnus gesteckt habe.“

Der Richter willigte ein.

Nach zwei Stunden waren die Abgesandten zur Stelle.

„Bon-Grain hat die Wahrheit gesprochen, hier ist das Stück des Burnus.“

Mehr brauchte es nicht; die drei Gallunken waren überführt und wurden ins Gefängnis gebracht.

„Das ist noch nicht alles,“ bemerkte der Richter, dem einer der Boten ein sorgfältig eingewickeltes Paket übergeben hatte.

„Welche Summe hattest du in deiner Börse und in welcher Münze?“

In genauester Weise vermochte der Waffenschmied die Auskunft zu erteilen.

„Nimm dein Eigentum, Bon-Grain,“ erklärte der Richter. „Gelobt sei Allah, zieh' hin in Frieden und verlaß nicht die Armen.“

Sankt Nikolaus.

Skizze von Ketha Merzenich.

(Nachdruck verboten.)

Es dämmt, leise fallen große, weiße Klößen zur Erde, hier und da fährt mit lustigem Schellengeläute ein Schlitten durch die stille, vornehme Villenstraße.

Am dem großen Erkerfenster einer ganz im Garten zurückliegenden Villa drücken zwei kleine Burschen ihre Näschen platt und freuen sich über den immer wilder werdenden Klößenregen. Eine ältere Dame, die Großmutter der Kinder, sitzt mit den jungen Eltern behaglich plaudernd in der Ramindecke des traulichen Zimmers. Ein junges Mädchen nähert sich leise dem Pärchen am Fenster und muß alsbald eine Flut von Fragen über sich ergehen lassen.

„Ach, Tante Ruth, wird denn dein Schlitten auch sicher,

sicher bei uns anhalten? Und bringt er sehr viele Bekluchen und Marzipan und ein Automobil?" So ereifern sich die beiden Blondköpfe, und erwartungsvoll sind die großen, blauen Kinderaugen auf die Tante gerichtet. „Na, ich denke schon, ihr Selben; aber wie steht's denn in punkto Bravsein?"

„Kannst du bloß fragen, Tante Ruth! Immer ja!“ erwidert würdevoll der siebenjährige Hans, während der kleinere Erni besächtig meint: „Was hat eigentlich der heilige Nikolaus davon, wenn wir brav sind?“ „Das wird er dir schon sagen, kleiner Philosoph, kannst dich drauf verlassen,“ versetzt lachend die Tante.

„Ja, jetzt lachst du, Tante Ruth!“ läßt sich Hansel vernehmen. „Aber so viel Mut wie „wir Männer“ scheinst du doch nicht zu haben; denn noch nie warst du zu Hause, wenn der heilige Nikolaus kam.“

Das Eintreten eines alten Dieners, der zwei hohe Ständerlampen anzündet, erhebt die leicht lächelnde junge Dame einer Antwort. Die verschleierte Lampen erhellen das große Zimmer nur mäßig, aber St. Nikolaus, das weiß man noch vom vorigen Jahre, liebt die elektrische Beleuchtung — aus rein persönlichen Gründen — gar nicht.

„Liebe Großmama, eine Geschichte, damit die Zeit bis zu seinem Kommen rascher vergeht“, bitten die Kinder. Während die alte Dame diesem Wünsche nachkommt und ein altes, immer wieder gern gehörtes Märchen erzählt, verschwindet, unbemerkt von den zwei aufmerksam lauschenden Buben, die Tante.

Kurze Zeit darauf betrachtet sich der heilige Nikolaus wohlgefällig im Spiegel. Den umgedrehten Pelz, dessen seidenes Verrückter sehr spähig gegen den Blauschmuck abstricht, erkennt keiner als das Eigentum des Schwagers wieder. Der lange, weiße Wattebart, die dicken Watte-Brauen wirken überaus drollig in dem rosigem Gesicht. Nun noch die Kapuze übergestülpt, und St. Nikolaus kann auftreten.

In der einen Hand die obligate Kute, in der anderen einen ziemlich großen Sack, in dem es geheimnisvoll raschelt; so langt er vor der Wohnzimmertür an. Ein heftiges Klopfen, worauf von drinnen durch ängstliches Schreien der „furchtlosen Männer“ geantwortet wird, und — er tritt ein.

„Sind die Kinder brav?“ läßt sich's im tiefsten Bass vernehmen, und dabei haften sich St. Nikolaus' Augen forschend auf die verschühterten Kindergesichter. Erni, ohne jeden Gedanken an die frühere philosophische Betrachtung, kniet nieder, faltet die Hände und betet: „Ich bin noch klein.“ Hansel sagt fromm — und sehr passend — sein Tischgebet. Dann fragt Nikolaus zum zweiten Male, sich an Eltern und Großmama wendend: „Sind die Kinder immer brav gewesen?“ Diese Frage wird von der guten Großmama eifrig, von den Eltern etwas zurückhaltend bejaht. „Am, so, so: Sag mir, Erni, hast du gar nichts auf deinem Gewissen?“

Erni entsetzt sich plötzlich aller seiner Unarten, und zögernd kommt die letzte, die noch am frischesten im Gedächtnisse haftet, heraus. „Ach ja, heiliger Nikolaus, ich habe das silberne Messer heute abgebrochen, als ich Holz für die armen, frierenden Vögelchen hacken wollte, damit sie sich auch ein Feuerchen machen könnten. „Aber“ — meint er diplomatisch — „ich hab' meine Wäsche schon getrieget.“ Hansel bekennt sich zu einer seltsamen Antipathie gegen die Schulaufgaben, verspricht aber, in Zukunft fleißiger sein zu wollen. Das Nikolausgesicht wird immer milder. Sichtbar gerührt von allen guten Vorsätzen öffnet er endlich den großen Sack, aus dem sich eine Flut von Bekluchen, Äpfeln, Nüssen, und was ein Kinderherz sonst noch mit Wonne erfüllt, ergießt.

Während die jubelnden Buben eifrig beschäftigt sind, ihre Schätze einzubeheimen, nähert sich St. Nikolaus leise dem Ausgang. Doch da tritt aus dem Dunkel ein unerwarteter, später Gast hervor. Er öffnet dem heiligen Manne zuvorkommend die Tür und begleitet ihn hinaus. Draußen macht er sich in sehr ungebührlicher Weise mit dessen Händen zu schaffen, und Hans, der des heiligen Nikolaus Verschwinden plötzlich bemerkt hat und ihm in überquellender Dankbarkeit nachgeeilt ist, um noch Adieu zu sagen, sieht mit Entsetzen, wie Dunkel Kurt den heiligen Nikolaus sogar küßt.

Als bald darauf Tante Ruth in das Zimmer tritt, spielte sie mit gutem Geschick die Ueberraschende. „Was, schon wieder war er hier, und ich konnte nicht dabei sein!“ ruft sie empört. „Ja,“ meint Hans, „du hast sicher Angst, aber hier, der Dunkel Kurt, der ist mutig! Ich hab's gesehen, wie er draußen auf dem Korridor den heiligen Nikolaus geküßt hat.“



Nützliches fürs Haus.



— **Seifenbereitung für den Haushalt.** Man nimmt 15 Kilo Hammelfett oder Talg, 5 Kilo ungelöschten Kalk, 10 Kilo calcinierte Soda und eineinviertel Kilo gewöhnliches Kochsalz. Der Kalk wird in einem für die ganze Masse hinreichend großen Gefäße gelöscht, dann die Soda hinzugegeben und sodann unter beständigem Umrühren ca. 72 Liter siedendes Wasser hinzugegossen. Das Gefäß wird hierauf zugedeckt und bis zum anderen Tag stehen gelassen. Darauf klärt man die dünne Lauge ab, gießt auf das Zurückbleibende ca. 27 bis 28 Liter Wasser zur Bildung einer Nachlauge, tut das Fett oder den Talg mit der abgerissenen Lauge in einen Kessel und kocht es sechs Stunden. Wenn die Masse anfängt, einzukochen, gießt man von der Nachlauge allmählich hinzu. Nach sechsstündigem Kochen gibt man eineinviertel Kilo Kochsalz hinzu, läßt noch eine halbe Stunde kochen und die Seife ist fertig.

— **Kole Tinte zum Wäschezeichnen.** Dieselbe läßt sich in folgender Weise darstellen: Man verdünnt Gühneweiß mit etwa dem gleichen Volumen Wasser und rührt diese Mischung mit einem Glasstab so lange lebhaft um, bis sie gehörig Schaum bildet. Dana filtriert man durch feine Leinwand und mischt fein zerriebenen Zinnober auf das innigste mit den Filtrat, wodurch man bei genügendem Zusatz des Zinnobers eine dickliche Flüssigkeit erhält. Diese trägt man auf die zu zeichnende Wäsche mit einem Federblei auf und überfährt nach dem Trocknen die Rückseite der beschriebenen Stelle mit einem heißen Plättchen, wodurch das Gewebe coaguliert und die Schriftzüge auf dem Gewebe dauerhaft fixiert werden, so daß sie von Seife, Alkalien und Säuren nicht angegriffen werden. Obige Tinte läßt sich in gut verschlossenem Glase lange aufbewahren, ohne den suspendierten Zinnober abzuschleiden.

— **Reischarmren.** Man blanchiert 100 Gramm Reis, quillt ihn mit einer Prise Salz verfehter Milch, läßt ihn verfliegen, rührt Zucker, drei Eidotter und 100 Gramm Kofunen hinein, wället die Masse zwei Zentimeter hoch in eine lache Pfanne mit heißer Butter und bäckt. Der fertige Schmarren wird in Stücke zerissen, die man mit Zucker und Zimmet bestreut und zu geschmortem Obst gibt.

— **Wasser- und feuerfester Kitt für Metall, Porzellan und irdenes Geschirr** wird folgendermaßen bereitet: Man läßt ein Kilo süße Milch durch Weinessig dünne gerinnen. Sobald die Milch abgeseigt ist, nimmt man die Molke davon und quirlt das Weiße von vier Eiern hinein; hierauf rührt man fein pulverisierten ungelöschten Kalk hinzu und arbeitet die Mischung mit einem Spatel recht innig durch. Statt des Eiweißes kann auch frisches Kinderblut dienen. An der Luft und dann in starker Wärme getrocknet, hält dieser Kitt Feuer und Wasser aus.

— **Schinkenstrudel.** Man macht einen weichen Teig aus einhalb Liter Mehl, eine halbe Tasse lauem Wasser, ein Ei und etwas Salz, arbeitet ihn durch, bis er Blasen wirft, läßt ihn einhalb Stunde in einer erwärmten Schüssel ruhen, treibt ihn dann aus, bestreicht ihn mit einer Mischung von einviertel Liter lauem Rahm und drei Eidottern, streut 250 Gramm gekochten, feingehackten Schinken darauf, rollt ihn zusammen, legt ihn in ein mit Butter ausgestrichenes Kaffeeblech, bestreicht ihn mit zerlassener Butter und bäckt bei mittlerer Hitze. Während des Backens begießt man mit wenig kochendem Rahm.

Siebreizend

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, samtetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd - Lilienmilch - Seife** von Bergmann & Co., Radbeul, à Stück 50 Pf. Überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Jagdschloß Eckartsau. Die Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, die auf dem Jagdschloß Eckartsau (Siehe Bild 385) stattfand, hatte durch die von Oesterreich kürzlich vollzogene Annexion Bosniens und der Herzegowina einen erakten politischen Hintergrund. In Deutschland erweckte die Unterredung vielfach Beunruhigung, weil sie ohne Zuziehung eines für die deutsche Politik verantwortlichen Ministers stattfand.

— Hovprediger a. D. Reichstagsabg. Stöcker. Der im 73. Lebensjahre stehende bekannte Parlamentarier Hovprediger a. D. Stöcker (Siehe Bild S. 388) hat aus Gesundheitsrücksichten sein Mandat als Reichstagsabgeordneter von Wittgenstein-Siegen niedergelegt. Er gehörte dem Reichstag von 1881—93 und von 1898 bis jetzt an und war einer der bekanntesten Parlamentarier.

— Der Kronprinz im Lustschiff. Der Kronprinz unternahm vor kurzem mit dem Grafen Zeppelin (Siehe Bild Seite 388) einen Aufstieg in die Lüfte. Die Fahrt dauerte 6½ Stunden und ging dem Kaiser entgegen, der im Hofzug nach Donaueschingen fuhr. Der Kronprinz begrüßte seinen Vater, indem er ihm aus den Lüften einen Brief zuwarf.

— Die Gattin des amerikanischen Präsidenten. Dank der nachdrücklichen Unterstützung durch den früheren Präsidenten Roosevelt ist William Howard Taft (Gemahlin: Bild siehe Seite 389) mit großer Mehrheit zum Präsidenten von Nordamerika gewählt worden. William Taft wird die Politik seines Vorgängers beibehalten und teilt auch dessen Ansichten über das Deutschtum und besonders die Deutschen in Amerika. In seiner inneren Politik wird er den Kampf gegen die Monopolgeliuste der Trusts weiterführen.

— Der serbische Thronfolger. Die Annexion von Bosnien und der Herzegowina durch Oesterreich hat durch die Rechnung der serbischen Stürmer einen Strich gemacht. Diese hofften, unter Einbeziehung der beiden Gebiete mit 12 Millionen Einwohnern ein größeres slavisches Staatsgebilde zu schaffen, was durch die Okkupation vereitelt wurde. Die serbische Kriegspartei hoffte, an Rußland eine Stütze zu finden in ihrer Agitation gegen die Annexion und handte von serbischen Kronprinzen (Siehe Bild S. 389) nach Petersburg. Das Resultat war ein Mißerfolg; denn der Kronprinz erreichte bloß, daß die russische Regierung ihre moralische Unterstützung in Aussicht stellte, jedoch unter der Einschränkung, daß Serbien gewillt sei, den Frieden zu wahren.



Zur Unterhaltung.



— Auch eine Reklame. Hausfrau: „Wie? Den fettigen Brief schicken Sie an Ihren Bräutigam?“ — Köchin: „Oben drum! Er soll gleich sehen, det bei uns hier nich zeknappit wird.“

— Schwieriges Handwerk. Richter: Was sind Sie? — Angeklagter: Kunststopfer. — Richter: Kunststopfer? Was heißt das? — Angeklagter: Ich habe täglich sechs hungrige Mäuler zu stopfen!

— „Aus dem Stegreif“. Ein Volksdichter, der sich seit dreißig Jahren sein Brot mit Gelegenheitsdichtungen und mit Improvisationen verdient, komponiert eines Abends in wenigen Minuten mit fünf ihm aufgegebenen Reimwörtern ein regelrechtes Sonett, wird aber nicht dafür belästicht. Zornig über dieses Mißgeschick, das ihm hier zum ersten Male widerfährt, stampft er mit dem Fuße und läßt sich den Ausruf entfahren: „Seltsam, im Arbeiterverein in X. gefiel es im vorigen Monat ganz außerordentlich.“

— Schlagfertig. Herr (auf der Promenade beim Anblick einer hübschen Dame): „Oh, welch' ein reizendes Gesicht!“ — Die Dame (schnippisch): „Bedaure lebhaft, dasselbe von Ihnen nicht behaupten zu können, mein Herr!“ — Der Herr: „So? Dann lügen Sie ebenso wie ich!“

— Im Plauderwinkel. Sie: „Erzählen Sie mir doch von Ihrer Kindheit, lieber Freund! Sie sind Sache von Geburt, nicht wahr?“ — Er: „Nein, Sechse, gnädige Frau, leider sind die anderen fünf gestorben.“



Rätselecke.



Bezierbild



Paß auf, Kosi, der Bauer belauscht euch.

Zahlen-Rätzel.

1	2	3	2	4	5	2	6	...	Teil des Jahres.
2	5	2	6	...	...	...	...	...	... jagdbares Tier.
3	2	1	2	6	...	...	...	...	... Baum.
2	6	1	2	...	...	...	...	...	... Planet.
4	2	2	6	...	...	...	...	...	... geographische Bezeichnung.
5	2	2	6	2	...	...	...	...	... Fruchtform.
2	1	2	6	...	...	...	...	...	... kleiner deutscher Fluß.
6	2	1	2	...	...	...	...	...	... Gedankenaustrich.

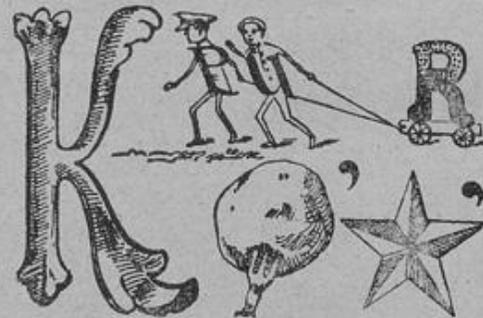
Anagramm.

Tajo — Sogen — Tonue — Saunen — Balme — Erich.
Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter bezeichnen im Zusammenhang einen Zeitalterschnitt.

Charade.

Ein-zwei hinwandert zur Weser.
Die drei ein jeder hat.
Das ganze findet der Leser
In seinem Zeitungsblatt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriacr Nummer.

Rätzel: Horn — Ahorn.

Charade: Blafwitz.

Rebus: Stereoskop.



In treuer Hut.

Novelle von G. Forges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es war ein kalter, regnerischer Novembertag. Asta saß allein am Fenster und schaute in die trübe Landschaft hinaus. Die ganze Natur erschien dem Auge wie ein grau in Grau gemaltes, trübes Bild. Der Regen klatschte heftig gegen die Fensterscheiben, und wenn ein Windstoß durch die dürren Wipfel der Bäume im nahen Park fuhr, so flogen wohl ein paar der letzten welken Blätter hernieder, um, ein Spiel des rauhen Windes, weiter getrieben zu werden.

Frau von Warden und Thilo waren in der benachbarten Stadt und würden erst gegen Abend zurückkehren, selbst Maritta von Hochfeld durfte in diesem Unwetter kaum erwartet werden und leuzend ließ Asta die feine Stiderei aus den Händen fallen, unfähig, ihre trüben Gedanken in der Einsamkeit zu verschäuchen.

„Am besten wird ein langer Spaziergang sein,“ dachte sie bei sich selbst, als sie zum Entsetzen ihrer Kammerjungfer Helene sich in einen langen, warmen Mantel hüllen ließ, um allein Sturm und Regentwetter Trotz zu bieten.

Sie war noch in geringer Entfernung des Hauses, als bei einer Biegung die Gestalt eines Mannes sichtbar wurde, der, ebenfalls zum Schutz gegen die raube Witterung in einen langen Mantel

gehüllt, an den Stamm einer knorrigen Eiche lehnte und dem Mädchen den Rücken zugekehrt hatte. Asta zweifelte keinen Augenblick, dieser Mann war ihr Hugo, Hugo Mizino.

Bei dem leisen Geräusch ihrer Schritte wandte er sich um, dann schloß er die bebende Gestalt stürmisch in seine Arme.

„Asta, mein Liebling, endlich!“ jubelte er.

„Hugo! Wie bist du denn hierhin gekommen?“ rief sie.

Er lachte laut. „Das ist doch leicht denkbar, mit der Eisenbahn,“ scherzte er. „Ich konnte die Trennung nicht länger ertragen, ich mußte kommen, Asta. Ich sehnte mich nach einem Blick deiner sanften Augen, und wagte doch kaum, schon heute meine Hoffnungen erfüllt zu sehen. Jedoch das Glück war mir hold. Laß mich dich ansehen, mein Liebling. Du bist bleicher und schmäler geworden, dieses raube Klima sagt dir nicht zu, ich muß dich wieder nach dem sonnigen Italien bringen.“

„O, ja, Hugo, ich ertrage das Leben hier nicht länger. Mein Vormund und seine Mutter zürnen mir, und heute schrieb mir auch Fräulein Norden einen sehr bösen, strengen Brief.“

„Laß nur gut sein, mia bella, bald soll dir niemand mehr zürnen. Hat dein Vormund schon Nachricht von dem Anwalt Heese gehabt?“

„Nein, er hat nicht davon gesprochen.“

„Desto besser, denn unglücklicherweise sind wir gerade nicht die besten Freunde,“ fuhr Hugo fort, „und daher wird er seine Einwilligung zu unserer Verbindung verweigern. Er wird sagen, dein Reichtum wäre der Magnet — er sagte es mir schon. Daher eilte ich sofort zu dir, Geliebte, um dir zu sagen, daß, wenn du nicht einwilligst, mit mir zu fliehen, damit wir uns im sonnigen Italien trauen lassen, man uns für immer trennen wird — ich fühle es, man wird uns trennen.“

Asta's Augen füllten sich wieder mit Tränen. „Aber, Hugo, Thilo wird dir vertrauen, bitte ihn um meine Hand.“

„Nein, Asta, dein Vormund wird mir doch kein Vertrauen schenken, wenn Heese mich verleumdete. Du siehst jetzt am Scheidewege, du mußt wählen: entweder fliehe mit mir nach Italien, oder gib mich gänzlich auf. Wenn ich allein von hier wieder abreisen muß, so siehst du mich in diesem Leben nicht mehr wieder.“

„O, Hugo, ist das dein Ernst, mußt ich wirklich entfliehen? Was wird Thilo von mir denken? Er würde mir nie ver-



In dem furchtbaren Gruben-Unglück auf der Zeche Kabbod.

sehen, und ich habe ihn schon so sehr betrübt, ich darf es gewiß nicht tun."

Hugo's Augen schossen Blitze. Doch Asta's Blick war von Tränen getrübt, denn hätte sie den diabolischen Ausdruck in seinem Antlitz gesehen, so würde sie sich mit Furcht und Entsetzen abgewandt haben. Er besetzte sich von Asta's Hand, trat einen Schritt zurück und entgegnete eifrig: „Wohlan, wenn du dich so viel um deinen Vormund kümmerst, so wäre es ja schade, ihn zu verlassen. Carola ist eine kluge Frau; sie hatte also doch recht, als sie mir beim Abschied sagte: „Du wirst einen schweren Stand haben, Hugo, denn der Vormund will Asta's Vermögen an sich reißen, selbst, wenn er das Kind mit in den Kauf nehmen muß. Vielleicht triumphiert er schon jetzt über dich, denn Thilo ist natürlich und groß, gerade ein Mann, den ein unerfahrenes Kind liebt —“

„Hugo, wie darfst du so sprechen,“ unterbrach Asta schluchzend, „du weißt, es ist nicht wahr. Seitdem er weiß, daß ich mit dir verlobt bin, ist er fast wie ein Fremder gegen mich. Es ist gar nicht denkbar, daß er dich aus meinem Herzen zu verdrängen sucht.“

„Mein Liebling, vergib mir, die Eiferucht aberwältigte mich einen Augenblick, daher bedachte ich nicht meine Worte. Ich habe das Gefühl, daß ein jeder dich so innig lieben muß, wie ich es tue.“

Mit süßen Worten und berückenden Schmeicheleien verstand es der Italiener, das aufgeregte Mädchen zu beruhigen und seinen Plänen für die Zukunft geneigt zu machen. Es gelang ihm, ihr das Versprechen zu entlocken, morgen zur selbigen Zeit hierher zu kommen, um eine entscheidende Antwort zu geben.

„Wenn du nicht selbst kommen kannst, mußt du schreiben, ich wohne in Waldheim, im Gasthof zum Weißen Hirsch,“ waren seine letzten Worte.

Als Asta heimkehrte, war die Dämmerung bereits angebrochen. Sie war aufgereggt, die Augen glänzten und ihre Wangen waren dunkel gefärbt; sie schien ein ganz anderes Wesen zu sein, als vor zwei Stunden, da sie traurig und mutlos das Haus verlassen, um einen einsamen Spaziergang anzutreten. Thilo und seine Mutter waren eine Stunde früher angekommen, als sie erwartet wurden, und standen noch in der Halle. Bei dem Anblick des jungen Mädchens konnte Frau von Warneck ihre Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Bist du in diesem Wetter ausgewiesen, Asta?“

„Ja. Ich konnte nicht allein bleiben, ich fühlte mich so einsam und verlassen.“

„Du bist ja ganz durchnäßt, du wirst dich erkälten.“

„O nein, ich nahm meinen Regenmantel.“ Mit diesen Worten huschte Asta die Treppe hinan nach ihrem Zimmer, um weitere Fragen zu vermeiden, die peinlich werden mußten.

Am nächsten Morgen, nach beendetem Frühstück, rief Thilo sein Mündel wieder in sein Arbeitszimmer.

„Ich erhielt endlich den langersehnten Brief vom Anwalt Heese,“ begann er, Asta erblickte bis an die Lippen und konnte einen leisen Schreckensruf nicht unterdrücken, den der Vormund aber gar nicht zu bemerken schien und ruhig fortfuhr: „Nach seinen Berichten über Signor Hugo Rizino habe ich mich entschlossen, deinen Verlobten nach dem Erlenhofe einzuladen.“ Asta's Wangen färbten sich, ihre Augen glänzten freudig. „Wenn ich mich überzeuge, daß sein Charakter ehrenhaft ist, so lege ich, wie ich dir schon früher sagte, deiner Vermählung mit ihm kein Hindernis in den Weg. Der Anwalt Heese jedoch benachrichtigt mich, daß Signor Rizino bereits auf dem Wege nach Deutschland ist und beabsichtigt, ungebeten hierhin zu kommen.“

Herr von Warneck blickte bei diesen Worten das junge Mädchen durchbohrend an. „Hast du von dieser Absicht schon gehört?“ fragte er dann forschend.

Einen kurzen Augenblick zögerte Asta, doch die Liebe zur Wahrheit siegte in ihrem Herzen, und dem Blick des Vormunds offen beugend, antwortete sie: „Ja, ich sah ihn gestern zufällig, als ich allein spazieren ging.“

„Um, wollte er hierher kommen?“

„Nein, ich glaube es wenigstens nicht. Nicht eher als bis Nachricht vom Rechtsanwalt Heese eingetroffen sei.“

„Gehst du heute wieder zu ihm?“

„Ja.“

„Gut, so will ich dir einen Brief für ihn mitgeben. Die lang erwartete Nachricht ist angekommen, daher ist kein Grund vorhanden, ihn nicht hier in meinem Hause zu empfangen; das ist doch besser, als heimlich wie ein Dieb herumzuschleichen. Oder ist es vielleicht italienische Sitte, daß



Der Zeppelin-Gedenkstein bei Echterdingen.

Herren Ihre Damen in dieser Weise besuchen?“ lächelte er fast lässlich hin.

„Das weiß ich nicht,“ gestand Asta kleinlaut.

Hugo Rizino's Erstaunen war groß, als zur festgesetzten Stunde Asta auf dem Platz des rendez-vous sich einfand und ihm den Brief des Vormundes einhändigte mit den jubelnden Worten, alles sei jetzt gut, und sie sei so namenlos glücklich.

Unglücklicherweise teilte der Italiener nicht die Freude des jungen Mädchens. Sein Argwohn sah in diesem Briefe nur eine Falle, die der Gutsherr und der Anwalt Heese ihm gestellt. Jedoch, wena seine Feinde auch schlau waren, so war er fest entschlossen, sie mit List zu besiegen. War Asta erst seine Gattin, so war ihm das enorme Vermögen sicher; daher nahm er die Einladung an.

Jetzt las Thilo noch einmal den Brief seines Freundes, der ihn veranlaßt hatte, den Italiener nach dem Erlenhofe einzuladen, er lautete:

„Mein lieber Freund. Gern hätte ich Ihren Brief eher beantwortet, aber ein hitziges Nervenfieber hielt mich aufs Krankenlager gefesselt, und erst nach meiner Genesung konnte ich die gewünschten Erkundigungen einziehen, die nur meine Befürchtungen bestätigten. Der Mann, mit dem Ihr Mündel töricht genug war, sich zu verloben, stammt von einer sehr achtbaren Familie ab, aber das ist auch alles, was zu seinen gunsten gesagt werden kann. Jetzt besteht diese Familie noch aus den beiden Brüdern Rizino. Beide sind gefährliche Subjekte, Spieler, Trinker, sogar Räuber, von diesen beiden ist der jüngere, Hugo, der schlimmste. Herr von Altbaum, der zweifellos auch in dieser Angelegenheit zu Ihnen kommt, wird Ihnen noch ganz andere Tatsachen mitteilen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Schurke das Vermögen der reichen Erbin an sich bringen will; eine Verbindung muß daher vermieden werden. Ich bringe ebenfalls in Erfahrung, daß Rizino nach Deutschland reisen will, vielleicht schon dorthin auf dem Wege ist, um die junge Dame zu überreden, mit ihm zu fliehen. Jetzt hören Sie meinen Rat. Sobald Sie von der Ankunft des Italieners hören, laden Sie ihn nach dem Erlenhofe ein, behandeln Sie ihn wie den Verlobten Ihrer Asta. Ich folge diesem Briefe auf dem Fuße nach, und will nach meiner Ankunft die Sache

selbst in die Hand nehmen. Verlassen Sie sich auf mich. Ihr treuer Freund Heese."

Mit diesem Brief in der Tasche und ein triumphierendes Lächeln auf den Lippen, empfing der junge Gutsherr am Abend desselben Tages seinen Gast. Die äußere Erscheinung des Italieners verfehlte nicht ihren Eindruck, denn die funkelnden Diamantringe und die schwere goldene Uhrkette zeugten von Glanz und Reichtum, dabei wirkte er so fesselnd zu unterhalten, daß Frau von Warned sich nicht länger wundern konnte, wie leicht es geworden war, Asta in ihrer Unerfahrenheit zu betören.

Als Mizino am Abend dieses Tages in seinem Gasthof zurückkehrte, fand er einen Brief in seinem Zimmer.

"Von Carola." flüsterte er, als er die Handschrift erkannte.

"Bleibe nicht mehr in Deutschland," schrieb sie, "überrede das Mädchen zur Flucht und heirate sie später hier; du mußt ohne Verzug nach Florenz zurück. Der Anwalt Heese ist dir auf der Spur; er wird unsere schönen Pläne vernichten."

"Zum Teufel," knirschte der Italiener und zerriß das Briefchen in kleine Fetzen, ich ahnte Unglück und dieses einfältige Mädchen wird nicht einwilligen, mit mir zu ziehen. Warum konnte auch Carola nicht besser ein Telegramm senden, anstatt diese wichtige Nachricht den Schneefengang auf der Eisenbahn gehen zu lassen? Der Anwalt ist vielleicht schon hier, oder er kann jeden Augenblick ankommen — und dann bin ich verloren."

Mizino hatte sich so weit beruhigt, daß er am nächsten Abend wieder einer Einladung auf dem Orlenhofe Folge leistete. Nachdem die Tafel aufgehoben, zog er Asta zu sich in eine Fensternische und flüsterte ihr leise zu, er habe wichtige Nachrichten von Florenz erhalten, die für sein Lebensglück entscheidend seien.

"Ich muß noch in der Nacht abreisen," beteuerte er, "und du mußt dich entschließen, ob du mit mir reisen, oder mich aufgeben willst. Läßest du mich allein ziehen, so siehst du mich in diesem Leben nicht mehr wieder, denn wie ich höre, ist dein Vormund fest entschlossen, dein Vermögen an sich zu reißen, selbst wenn er dich auch heiraten muß; daher wird er auch kein Mittel unversucht lassen, uns zu trennen."

"Das wird nie geschehen; wenn du nicht mein Gatte wirst, so bleibe ich ledig," versicherte Asta erregt.

Eine rege Unterhaltung in dem kleinen Kreise schien an diesem Abend nicht recht zu Stande kommen zu wollen. Der Italiener war schweigsam. Asta hatte wieder Tränen in den Augen, der junge Gutsherr beobachtete die beiden hart und Frau von Warned hatte sich müde in eine Sophaecke gelegt und war nahe daran, einzuschlummern.

"Singe ein Liedchen, Asta," bat sie endlich, sich gewaltiam emporraffend, "wenn ich jetzt einschlafe, wird meine Nachtruhe gestört, und ich —"

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Tür öffnete sich leise, und auf der Schwelle erschien der Diener mit den Worten: "Herr Rechtsanwalt Heese."

12. Kapitel.

Hugo Mizino war leichenbläß geworden; er unterdrückte einen Schrei, mit einer schnellen Bewegung näherte er sich der Tür und hätte wahrscheinlich das Zimmer verlassen, wenn der Anwalt seine Absicht nicht vereitelt hätte.

"Ich kam ja hauptsächlich in Ihrer Angelegenheit, Signor Mizino, daher bleiben Sie ruhig, wo Sie sind," bat der Anwalt höflich. "Ich muß wegen dieser Störung Ihre Verzeihung erbitten," wandte er sich dann an Frau von Warned, "aber als zweiter Vormund dieser jungen Dame und als Freund ihres verstorbenen Vaters muß ich gegen eine Verbindung mit diesem Italiener Protest einlegen. Still, still, mein Herr," wandte er sich an Hugo, der sich ihm drohend gegenüber stellte und unverständliche Worte murmelte, "ich habe triftige Gründe, die ich jetzt klar legen will."

"Bitte, setzen Sie sich," begann Thilo, seinem Gast einen Sessel bietend. "Asta," wandte er sich dann dem jungen Mädchen zu, "sieh doch nicht so ängstlich drein, es ist nur zu deinem Besten."

"Man will uns trennen, der Anwalt und Hugo sind Feinde, und ich glaube nicht ein Wort, was gegen ihn gesagt wird," schluchzte Asta mit bebender Stimme.

Der greise Anwalt lächelte. "Ich habe noch nie in meinem

Leben mit Signor Mizino gesprochen, und sehe ihn heute zum erstenmal; warum sollte er also mein Feind sein," beruhigte er das erregte Mädchen. "Der Zweck meiner Reise ist nur der, das Kind meines Freundes vor Schmach und Schande zu retten."

"Schmach?! Schande?! wie dürfen Sie es wagen, diese Worte in Verbindung mit meiner zukünftigen Gattin zu bringen?" brauste Hugo auf.

"Warten Sie doch, bis Sie alles gehört haben, was ich zu sagen habe," versetzte ruhig der Anwalt; dann fuhr er fort: "Wenn ich recht unterrichtet bin, hat sich dieser Herr als ein reicher Grundbesitzer in Florenz ausgegeben, der einer alten, achtbaren Familie entstamme. Diese letzte Aussage beruht auf Wahrheit. Nach genauen Erkundigungen brachte ich in Erfahrung, daß dieser Herr als geschickter Fälschmünzer, sogar als Räuber oft schwere Strafen verbüßt hat, und später als gefährlicher Spieler und Wucherer gefürchtet wurde. Augenblicklich ist er in Florenz so arg ver schuldet; daß er seine vielen Gläubiger nur mit der Aussicht beschwichtigen kann, mit dem Gelde seiner Braut sie zu befriedigen. Ferner mußte er seiner Schwägerin, geborene Carola Varnelli eine Summe von fünfzigtausend Mark versprechen, als Lohn für die Bemühungen, die Spur der reichen Erbin in Freiburg aufzuspüren, und zwei Millionen Mark nach der Hochzeit. Nun, Fräulein Asta, sind Sie jetzt noch Willens, diesen Hugo Mizino zu ehelichen?"

Asta war leichenbläß geworden, doch keine Miene ihres Antlitzes zuckte; sie richtete ihre zierliche Gestalt hoch empor und versetzte entschieden: "Wenn Hugo mich überzeugt, daß er mich liebt, so kümmert es mich wenig, ob er arm oder reich ist, da ich doch genug habe. Ich will lieber ihn, als irgend einen anderen Mann heiraten."

Sie wandte sich mit diesen Worten Hugo zu, dessen Antlitz sich sichtlich erhellte und der jetzt das geliebte Mädchen in seine Arme geschlossen hätte, wenn der Anwalt nicht hindernd dazwischen getreten wäre.

"Dieser Mann hat Sie getäuscht, Ihnen Liebe geheuchelt und eine glückliche Zukunft vorgepiegelt, und Sie schenken ihm ihr ganzes liebevolles Herz," jagte er freundlich. "Heutzutage kann auch der beste Vormund ein junges Mädchen nicht hinter Schloß und Riegel halten, um Szenen wie diese zu vermeiden. Aber die Absicht des Schurken, mit Ihnen zu entfliehen, muß vereitelt werden. Ja, Signor Mizino," rief er drohend, "Heuchler, Lügner, gewissenloser Schurke, diese Ausdrücke sind für einen Glenden nicht zu stark, der ein unerfahrenes, junges Mädchen aus einem glücklichen Heim locken und in's Verderben stürzen will. Ist es denn nicht genug, daß Sie Ihre erste Gattin namenlos elend gemacht haben?"

"Das ist eine Lüge," rief Hugo wild, "ich war nicht verheiratet, Asta ist meine erste, meine einzige Liebe."

"Ihre arme Gattin starb vor zwei Jahren in einer Irrenanstalt, wohin Sie die Unglückliche gegen ihren Willen brachten," erklärte der Anwalt gelassen. "Glücklicher Weise bin ich in der angenehmen Lage, Fräulein Asta von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen. Der Bruder der armen betrogenen Frau mag hier alles erklären. Wollen Sie Ihren



Der erste weibliche Bürgermeister in England.

Diener beauftragen," wandte er sich dem jungen Gutsherrn zu, „Herrn von Altbaum hierher zu führen? Er reiste mit mir, um meine Aussagen zu bestätigen und jetzt ist es an der Zeit, hervorzutreten.“

„Von Altbaum!“ Der Italiener erbeute, er knirschte mit den Zähnen und näherte sich dem Fenster, doch der Gutsherr merkte seine Absicht und stellte sich vor dasselbe. Jetzt war alles verloren.

Herr von Altbaum trat ein, er warf einen verächtlichen Blick dem vor Furcht zitternden Italiener zu, verneigte sich höflich gegen die Damen des Hauses und Herrn von Warned, denen er von seinem Freund Heese vorgestellt wurde, dann wartete er ruhe.

„Bitte, erzählen Sie von Ihrer Schwester, Herr von Altbaum," bat freundlich der Anwalt.

„Gewiß, wenn auch die Erinnerung mir schmerzlich ist," entgegnete der Angeredete, mitleidig die junge Dame ansehend, die mit weit geöffneten Augen, wie geistesabwesend den Sprecher anschaute. „Meine Schwester war sehr jung und von außerordentlicher Schönheit. Der Glende — Hugo Rizino — wählte sie zu beehren und heiratete sie nach kurzer Bekanntschaft. In einem Zeitraum von kaum 14 Tagen nach der

von kaum 19 Jahren, und das war vor ungefähr zwei Jahren.“

Herr von Altbaum hielt inne; die schmerzlichen Erinnerungen hatten ihn überwältigt. Bleich, wie eine Marmorsäule stand Asta da, dann stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, und mit dem Ruf: „Thilo, Thilo, rette mich, hilf mir!" fiel sie hoffnungslos in die Arme ihres Vormunds.

Einen Augenblick herrschte Totenstille. Der junge Gutsherr hielt die Ohnmächtige wie eine leichte Last fest umschlungen, dann wandte er sich mit funkelnden Blicken dem bebenden Italiener zu.

„Fort von hier, du erbärmlicher Schurke!" rief er drohend, „und wage es nicht, dich je wieder hier blicken zu lassen; oder ich züchtige dich wie einen Hund, daß du bis an das Ende deiner Tage an diese Stunde gedenken sollst. Mutter," wandte er sich dann Frau von Warned zu, die ebenso bleich wie Asta und zitternd am Fenster stand, „der Anwalt und sein Freund sind unsere lieben Gäste, Sorge doch für eine Erquickung." Dann trug er Asta in ihr Zimmer und übergab sie der treuen Obhut ihrer Kammerjungfer Helene.



Puppenheim-Burleske („Abgelehrt!")

Hochzeit war das bedeutende Vermögen meiner Schwester an Spieltisch in Monte Carlo verschwunden. Die arme junge Frau war untröstlich, da sie mit ihrem Gatten dem absoluten „Nichts" gegenüber stand. Doch ihren Tränen und Bitten, einen ehrlichen Erwerb zu ergreifen, setzte der Unmenschen Spott und Hohn, sogar schändliche Mißhandlungen entgegen. Am Abend ging Rizino mit leeren Taschen wieder an den Spieltisch, um am nächsten Morgen mit Schätzen reich beladen in das Hotel zurück zu kehren. Als aber plötzlich die Nachricht von der Verabung eines reichen Amerikaners sich verbreitete und der Böfewicht so schnell wie möglich entflo, gingen meiner armen Schwester die Augen auf, und sie eckte, welche unerträglich schweren Ketten sie sich auferlegt hatte. Sie floh mit ihm nach Paris, nach Wien, nach Breslau, dort, wohin er sich auch wendete, überall hörte man bald von großen Diebstählen. Um die unglückliche Frau zu verhindern, ihren eigenen Gatten dem Gericht zu überliefern, wußte Rizino einen Arzt zu bestechen, mit dessen Hilfe er die Unglückliche in eine Irrenanstalt sperrte. Meine arme Schwester blieb dort nur kurze Zeit; das unendliche Leid und der Aufenthalt in der Irrenanstalt unnachtete ihren Geist — sie wurde wahnsinnig. Nach wenigen Monaten erlöste sie der Tod von einem unerträglichem Dalem im Alter

Asta Bruchardt lag in heftigem Fieber auf dem Krankenlager, und Wochen hindurch schwebte das junge Mädchen zwischen Tod und Leben.

Frau von Warned pflegte ihren Liebling mit aufopfernder, mütterlicher Liebe und Bärtlichkeit. Jedes Gefühl von Bitterkeit war aus ihrem Herzen geschwunden und sie fühlte nur inniges Mitleid mit dem armen Kinde, das in den letzten Wochen so schwer gelitten hatte.

Doch die sorgsame Pflege und die Jugend der Kranken besiegten endlich die schwere Krankheit und Asta befand sich wieder außer Gefahr und auf dem Wege der Besserung.

Aber die frühere Fröhlichkeit war gänzlich verschwunden. Die großen dunkeln Augen blickten noch trauriger wie in den Tagen ihrer Kindheit, die eingefallenen, bleichen Wangen und ein schmerzlicher Zug um die feinen Lippen waren stumme Zeugen von dem tiefen Seelenschmerz des jungen Mädchens.

Vergebens bemühte sich Thilo, Asta aufzuheitern und das frühere freundschaftliche Verhältnis wieder herzustellen. Aber das bleiche Mädchen ging auf keinen Scherz ein, antwortete einsilbig oder schloß die müden Lider wie zum Schlummer.

Vielleicht war Helene, die treu ergebene Dienerin, die

ernzige, die mit ihrer jungen Herrin die Schwere des Vertrags fühlte, den der Italiener dem jungen Herzen angetan. „Ich werde jetzt niemals heiraten,“ hauchte Asta eines Tages, als sie müde auf dem Sofa lag, und den fleißigen Neben ihrer Botschaft zuschaute, die gerade ein neues Gesellschafts Kleid anfertigte; „denn ich kann den Gedanken nicht los werden, daß man nur mein Geld und nicht meine Person begehrt. O, ich hasse den Reichtum, viel lieber möchte ich keinen einzigen Pfennig haben.“

„O, Fräulein Asta, sagen Sie das nicht, Sie können Ihr Geld leicht genug verlieren,“ ermahnte die Dienerin. „Leute, die kein Geld haben, würden glücklich sein, ein Teilchen Ihres Reichtums zu besitzen. Da will ich Ihnen doch von meiner jüngsten Schwester erzählen. Sie ist mit einem jungen Gärtner verlobt und im nächsten Monat sollte die Hochzeit sein. Beide haben lange Zeit gespart, besonders Johann der Gärtner, der außerdem noch ein kleines Vermögen von seinem Vater erbte. Da hatten beide zusammen dreitausend Mark, davon sollte die Einrichtung

Manieren, daß man sie für eine Dame halten könnte. Sie wird mich heute abend besuchen, denn sie ist bei meiner Großmutter in Waldheim und will zwei Tage bei ihr bleiben, ehe sie nach Königsberg abreist.“

„Ich möchte sie gern sehen,“ bemerkte Asta. Dann schloß sie ihre Augen, wie sie oft zu tun pflegte und versank in dumpfe Träumereien, während Helene, die ihre junge Herrin eingeschlafen wähnte, über die verschiedenen Schicksalswege der Menschen grübelte, und daß manche vom Glück begünstigt, mit irdischen Gütern reich gesegnet sind und den Reichtum hassen, während anderen das Wenige geraubt wurde, was sie mit Mühe und Entbehrung gesammelt hatten.

Plötzlich öffnete Asta die Augen. „Ich möchte auch arbeiten,“ sagte sie träumerisch. „Wenn ich Arbeit hätte, so würde ich meinen Schmerz leichter vergessen.“

„Sie wollten arbeiten, Fräulein Asta? Was würde Frau von Barneck und der junge Herr wohl dazu sagen?“ rief Helene überrascht. „Der Herr ist so gut und so freundlich,



Kuppenheim-Burleske („Dingelreithn“).

und ein kleines Anwesen in Waldheim gekauft werden. Johann nahm alles Geld aus der Bank, reiste damit hierher, um zu kaufen, aber als er ankam, waren seine Taschen leer — die ganzen 3000 Mark — es war kein Erbe, keine Ersparnisse von sieben Jahren und die Ersparnisse meiner Schwester — sind ihm geraubt worden. Anstatt nun in vier Wochen zu heiraten, hat meine Schwester einen neuen Dienst als Hausmädchen bei Frau Kommerzienrat Bolener in Königsberg annehmen müssen, und Johann muß auch wieder bei einem Gärtner als Gehilfe arbeiten, anstatt selbstständig zu werden. Ist das nicht traurig?“ fragte sie dann und trodnete ihre Tränen.

„Ja, sehr traurig,“ sagte Asta teilnehmend; „ist ihre Schwester jung?“

„Sie ist 20 Jahr, aber sie sieht älter. Sie ist sogar hübsch, hat dunkles Haar und dunkle Augen; wenn ich es sagen darf, Fräulein Asta, sie könnte fast Ihre ältere Schwester sein, denn sie hat mit Ihnen Ähnlichkeit. Dabei hat sie auch keine

die ganze Dienerschaft, alle Knechte und Mägde auf dem Felde, vom ersten Inspektor bis zum untersten Stallknecht würden für Herrn Thilo durch Feuer und Wasser gehen. Dann ist er den armen Pächtern auf den Vorwerken ein so milder Gutsherr. Dem tranken Müller, der die Pacht nicht zahlen konnte, hat er Wein und Fleisch geschickt, und auf seine Kosten einen Arzt rufen lassen. Was würde er wohl sagen, wenn er hörte, daß Sie arbeiten wollten.“

„Oh ja, mein Vormund ist sehr freundlich, aber ich fühle mich hier nicht glücklich — und werde mich nie mehr meines Lebens freuen können. Ich will fort von hier, weit fort, wo mich niemand kennt und niemand sagt: dort geht Fräulein Burdhardt, die reiche Erbin, acht Millionen, das ist eine Partie usw. usw. — Helene“, rief sie dann sich plötzlich hoch aufrichtend, „ich habe einen Plan, den ich ausführen will, und Sie müssen mir helfen. Ich gebe Ihrer Schwester die verlorenen 3000 Mark, und eine gleiche Summe als Hochzeitsgabe, dann kann sie in vier Wochen heiraten, wenn sie

mir dafür ihre Stellung als Hansmädchen in Königsberg überläßt."

"Fräulein Asta!" Helene schlug entsetzt die Hände zusammen; sie fürchtete, ihre junge Herrin habe den Verstand verloren.

"Ihre Schwester hat Ähnlichkeit mit mir?" fragte Asta. "Ja; sie hat auch dieselbe Größe. Aber geben Sie den Plan auf, Fräulein Asta, bedenken Sie doch, was würden Frau von Warned und Herr Thilo dazu sagen!"

"Das darf niemand erfahren, es bleibt unser Geheimnis," lachte Asta in ihrer früheren, übermütigen Weise. "Ich verschwinde plötzlich, und du hast natürlich keine Ahnung von meinem Aufenthalt. Was liegt auch daran, daß ich einmal die Arbeit kennen lerne? Sollte mir das neue Leben nicht gefallen, so kehre ich hierhin zurück."

Helene rang in Verzweiflung die Hände, aber sie kannte ihre junge Herrin zu gut und wußte, daß es unmöglich war, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Unglücklicherweise war auch Anna Braun, Helenes Schwester, so entzündet über diesen Plan, und strahlte vor Freude, ihren Johann dennoch in vier Wochen heiraten zu können, daß Helene jede Einwendung aufgab und mit Tränen in den Augen versprach, für die neue Garderobe und Schürzen, wie sie einem feinen Hausmädchen zukommen, zu sorgen, während Asta Papier und Tinte herbei holte, um die Liste ihrer neuen Pflichten als Dienerin bei Frau Kommerzienrat Posener in Königsberg aufzuschreiben.

"Jetzt wird man mich nicht mehr meines Geldes wegen lieben," dachte sie mit Bitterkeit, "und Thilo muß in einem anderen Hause anklopfen, um eine reiche Erbin zu finden."

18. Kapitel.

"Ich mache dir mein Kompliment, Mutter; mit der Wahl deines neuen Hausmädchens hast du Glück gehabt; sie ist ja ein wahrer Schatz! Ich muß gestehen, ich glaubte eine junge Dame vor mir zu sehen, als sie mir heute abend die Tür öffnete, so graziös und anmutig waren ihre Bewegungen. Wo hast du denn diesen seltenen Edelstein entdeckt?"

"Sie diente drei Jahre bei Frau von Wildt, und sie hat gute Zeugnisse; sie ist zwar nicht so groß und kräftig, wie ich gewünscht hätte, auch bemerkte ich, daß sie heute beim Mittagessen die Schlüssel an der falschen Seite abnahm, aber mit der Zeit wird sie das schon lernen."

"Sie ist sehr hübsch — wirklich eine Schönheit."

"Nun, Franz, ich bitte dich, vertreibe mir nicht meine Mägdle aus dem Hause, wie du es schon einmal getan hast, als du das junge Ding beständig anstarrtest; ich werde ja schließlich gar kein Mädchen mehr halten können," rief unwillig Frau Kommerzienrat Posener, und warf ihrem Sohne, dem Referendar Franz Posener, einen bedeutungslosen Blick zu.

Sie war eine starke, fast robuste Frau, mit markanten Zügen, hochroten Wangen, auffallender Toilette, und der ganzen Erscheinung, sowie dem überladenen Luxus im Salon sah man deutlich an, daß diese Familie zu den Emporkömmlingen gehörte. Neben ihr auf dem Sopha saß ihre älteste Tochter und am Piano stümperte die kleine 12jährige Mitto, der Liebling der Mutter, sonst aber die Plage des ganzen Hauses.

"A propos, Irma," rief Frau Posener gereizt, sich zu ihrer ältesten Tochter wendend, "hast du vergessen, der Frau Generalin von Arnheim die Antwort zu senden? Oh, wie fatal, ich versprach, sie frühzeitig zu schicken, jetzt ist es die allerhöchste Zeit. Warum erinnerst du mich nicht?"

"Ich dachte gar nicht daran," entgegnete Irma leichtthin. "Es ist aber noch immer früh genug. Anna kann ja sofort gehen."

"Nun gut, ich will schnell ein Briefchen schreiben und jagen, daß wir die Einladung für morgen annehmen." Dabei drückte sie auf den Knopf der elektrischen Schelle.

Ein schüchternes Mädchen erschien auf der Schwelle. Anna war sehr einfach und sauber gekleidet, und das helle Kattunkleid mit der schneeigen Schürze ließen sie noch bleicher erscheinen, als sie in Wirklichkeit war.

"Haben Sie gefehlt, gnädige Frau?" fragte sie leise.

"Ja Anna, Sie müssen sofort der Generalin von Arnheim ein Briefchen bringen. Sie wohnt in der Vorstadt, Oststraße 6, eine Antwort ist nicht abzuwarten, beeilen Sie sich also mit der Rückkehr. Doch warten Sie, erst bringen Sie noch den Tee herein."

"Noch heute abend — und so weit — bis zur Vorstadt?" stammelte verwirrt das neue Mädchen und blickte erschreckt und hilfesuchend ihre Herrin an. "Muß ich denn allein gehen, gnädige Frau?"

"Allein? Um's Himmels willen, was fällt dem Mädchen ein? Warum denn nicht allein," höhnte die Gestränge.

"Aber — gnädige Frau — ich bin nicht daran gewöhnt, in der Dunkelheit allein zu gehen," stammelte Anna, und bange Verzweiflung malte sich in ihren angst erfüllten Zügen.

Der junge Referendar bemerkte diesen Blick und flüsterete seiner Mutter zu: "Laß doch die Köchin oder den Hausknecht gehen."

"Torheit, die Köchin hat zu solchen Ausgängen keine Zeit, und der Knecht ist bei seiner Mutter, die gestern erkrankte. Nein, Anna, es hilft nichts. Sie müssen gehen. Es ist ja geradezu eine lächerliche Idee, in der Dunkelheit nicht ausgehen zu wollen, und die Straßen sind doch wahrlich hell genug. Die Oststraße ist zwar etwas entlegen, aber je eher Sie sich überwinden und Ihre Torheit beherrschen, desto besser ist es für Sie. Ich gestehe offen, Ihre Annahmen sind entsetzlich, man sollte fast glauben, Sie wären eine feine Dame, so spielen Sie sich auf. So, jetzt bringen Sie den Tee und dann machen Sie sich auf den Weg."

"Ich verstehe das Mädchen nicht," bemerkte Frau Posener, als die Tür sich wieder geschlossen hatte, "sie hat die Manieren einer fein gebildeten Dame und scheint empfindlich zu sein."

Mittlerweile rüstete sich das neue Mädchen, den unbequemen Auftrag auszuführen. Asta Burkhart war in eine ganz neue Welt eingetreten, eine Welt voller Klippen und Gefahren und seufzend trat sie den weiten Weg nach der Oststraße an.

In traurigen Gedanken versunken erreichte Asta endlich das Haus in der Oststraße. Alle Fenster waren festlich erleuchtet, Damen in hellen Toiletten, Offiziere in glänzenden Uniformen schwirrten im fröhlichen Tanz am Fenster vorüber. Es wurde drinnen gelacht, geachtet, überall herrschte Freude und Wonne, nur Asta stand draußen in der Kälte und schaute trüben Blickes der fröhlichen Gesellschaft zu.

Endlich erinnerte sie sich ihres Auftrages, rasch näherte sie sich dem Portal und zog die Glocke. Ein Diener in reicher Livree öffnete. Als er das Mädchen erblickte, brummte er verstimmt:

"Hier ist der Eingang für die Herrschaften, warum gehen Sie nicht um das Haus herum in die Küche? Ich habe doch heute etwas anderes zu tun, als die Tür für das Gefinde zu öffnen. Doch als er die großen, traurigen Augen auf sich gerichtet sah, wurde er freundlicher und sagte, das Briefchen in Empfang nehmend: "Also keine Antwort, mein Schätzchen?"

"N — nei — n" stammelte das arme Mädchen und wollte entfliehen.

Doch in diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Gesellschaftszimmers. Ein Herr eilte auf den Diener zu und fragte mit heftiger Stimme: "Wer brachte dieses Telegramm?" — "Ein Bote, gnädiger Herr."

"Gut, holen Sie mir schnell einen Wagen."

Der Diener verschwand, im selben Augenblick wandte Asta sich um, die Augen des Herrn in dem feinen, schwarzen Gesellschaftsanzug zogen sie magnetisch an. Sie sah Diamanten an seiner Brust und an seinen Fingern blitzen und die Blicke der beiden begegneten sich.

"Asta! um Gottes willen, Asta, bist du es?"

Bei dem Klang dieser Stimme gewann das erschrockene Mädchen seine Fassung wieder, sie stoh wie ein aufgeschrecktes Reh aus dem Hause, denselben Weg einschlagend, den sie gekommen war.

"Lassen Sie den Wagen, ich gehe zu Fuß," rief der Herr dem Diener nach, dann eilte er dem Mädchen nach.

Schon nach wenigen Schritten stand Hugo Rizino an Asta's Seite, die jetzt finster zu ihm empor blickte.

"Warum folgen Sie mir," stöhnte sie atemlos. "Ihr Anblick erschreckte mich, sonst hätte ich mich nicht verraten. Verlassen Sie mich, ich will Sie nie wieder sehen."

"Aber Asta, ich muß mit dir reden; ich erlitt Folterqualen seit jener Stunde, da ich dich ohnmächtig in den Armen deines Vormundes sah, als jeder mich verleumdete und ich der Mehrheit nicht Trost bieten konnte. Gib mir nur fünf Minuten, daß ich mich verteidigen und deine Verzeihung erflehen kann. Man hat dir gesagt, ich liebte dich nicht, aber glaube mir —"

"Still," unterbrach Asta gebieterisch, "ich will kein Wort hören, was Sie mir sagen. Ich habe den Erlenhof verlassen, niemand weiß wo ich bin, und ich will auch nie mehr zurückkehren. Doch jetzt muß ich eilen, ich habe keine Zeit."

"Geliebte, laß mich, daß du mir verzeihst, ehe wir uns trennen."

"Ja — ich verzeihe." Dann eilte das arme Mädchen davon, ohne dem Italiener noch einen Blick zuzuwenden.

„Folgen Sie der Person und merken Sie das Haus, wohin sie geht“, rief Hugo einem vorüberfahrenden Kutscher zu und sprang in den Wagen.

Bei der Gräfin K. war eingebrochen: Juwelen und Diamanten von unschätzbarem Werte waren entwendet. Ganz Königsberg sprach von diesem ungeheueren Diebstahl und eine große Belohnung wurde für die Ergreifung des Diebes festgesetzt.

Die Polizei war in voller Tätigkeit, verdoppelte die Geheimpolizei und Aufseher, forschte unermüdet nach dem Verbrecher, dessen Spur aber ebenso wenig aufzufinden war, wie bei früheren Einbrüchen, die in letzter Zeit in erschreckender Weise überhand genommen hatten.

In der Gefindestube bei Frau Kommerzienrat Posener bildete der Diebstahl den einzigen Gesprächsstoff. Die Schwester der Köchin hatte bei der Gräfin K. zehn Jahre als Kammerjungfer gedient, und diese war selbst gekommen, um von der Verwegenheit des Diebes zu erzählen, der feste Schlösser mit einer Geschicklichkeit erbrochen, die deutlich zeige, daß er in seinem Fach Meister sei. Asta vermochte die Unterredung nicht mehr mit anzuhören und dachte schon ernstlich daran, Frau Posener zu bitten, ihre Mahlzeiten nicht mehr mit der übrigen Dienerschaft in der Küche, sondern oben in ihrer kalten Mansarde einnehmen zu dürfen.

Das neue Hausmädchen erfüllte nicht die Erwartungen, die ihre Herrin anfänglich in sie gesetzt hatte. Anna Braun blieb allen Hausbewohnern ein Rätsel. Sie erfüllte gewissenhaft ihre Pflichten, war aber sonst still, zurückhaltend und verschlossen und schien besonders von einer schweren Sorge niedergedrückt zu werden.

Und nie in ihrem Leben hatte die arme Asta wohl so viel Leid erfahren, wie gerade in diesen letzten Wochen. Hugo Rizino verfolgte sie wie ein Schatten. Wohin sie ging, sei es einen Auftrag auszuführen, oder des Sonntags früh zur Kirche, so war es sicher, daß der Gefürchtete bald an ihrer Seite stand und nicht eher von ihr wich, bis sie wieder ihr Haus betrat. Er hat nicht mehr wie in früherer Zeit um ihre Liebe, nur um Freundschaft, die Asta ihm aber nicht geben konnte.

Schon reifte in ihrem Herzen der Entschluß, ihrem Vormund alles zu sagen, ihn zu bitten, sie nach dem Erlenhof zurück zu holen, als ein neues Unglück über sie hereinbrach.

Fräulein Irma Posener sollte aus einer Abendgesellschaft abgeholt werden, und Anna Braun wurde wie gewöhnlich mit diesem Auftrag betraut.

Raum einige Schritte vom Hause entfernt, sah Asta Hugo Rizino aus dem Schatten eines Hauses auf sie zueilen. Er schien ungewöhnlich erregt, seine Stimme bebte, bei jedem sich nähernden Schritt erschraf er heftig und ängstlich schaute er sich nach allen Richtungen um.

„Ich sehe dich heute zum letztenmale“, flüsterte er tonlos, „denn ich muß noch in der Nacht die Stadt verlassen. Aber ich mußte dich noch einmal sehen und noch einmal hören, daß du mir vergeben hast. Asta, mein Liebling, du bist ebenso wenig glücklich, wie ich, laß uns doch unsere Wege zusammen gehen. Ich bin reich — unermesslich reich — und ich verlange gar nicht dein Vermögen. Komm, fliehe mit mir, ich würde dich wieder lebensfroh und glücklich machen.“

Asta antwortete nicht, aber der vernichtende Blick ihrer großen, dunkeln Augen, überzeugte ihn, daß seine Sache hoffnungslos sei.

„Willst du mir nicht zum Abschied deine Hand reichen?“ bat er traurig.

Einen Augenblick zögerte Asta, dann reichte sie ihm ihre zitternde Hand, die er schnell an seine Lippen führte, dann verschwand er in der Dunkelheit.

Asta schaut dem Davoneilenden nach, dann atmete sie erleichtert auf; schon wollte sie weitergehen, als leise eine Hand ihre Schulter berührte. Erschreckt wandte sie sich um und sah einen Polizei-Beamten vor sich stehen.

„Sie sprachen soeben mit einem Manne namens Hugo Rizino?“

„Ja.“
„Wollen Sie mir Ihren Namen und ihre Adresse geben?“ bat der Beamte der öffentlichen Sicherheit, sein Notizbuch aus der Tasche ziehend.

„Weshalb das?“ fragte Asta erblickend.
„Damit ich weiß, wer Sie sind und wo Sie wohnen, im Falle man Ihrer bedarf,“ lautete die ruhige Antwort.

„Wenn ich mich aber weigere, diese Auskunft zu geben?“

„Dann wäre ich gezwungen, Sie jetzt gleich mit mir zu nehmen,“ erklärte der Beamte mit der größten Gelassenheit.

„D nein, ich will alles sagen. Ich heiße — — Anna Braun und bin Hausmädchen bei Frau Kommerzienrat Posener.“

„Um, das dachte ich mir. Guten Abend, mein Kind.“
Asta hielt den Beamten schnell zurück. „Sagen Sie mir wenigstens, was mein Name mit Signor Rizino zu tun hat?“ bat sie angsterfüllt.

„Nun, das ist einfach genug. Wir haben endlich den jauberen Vogel in der Gestalt des Italieners erwischt, der hier die vielen Diebstähle ausgeführt hat. Sie haben doch zweifellos von dem großartigen Diamanten-Diebstahl gehört? Die Juwelen sind zum größten Teil in der Wohnung Rizino's gefunden, und endlich haben wir den Vogel selbst. In diesem Augenblick wird er schon in Sicherheit sein.“ fuhr er fort und lachte herzlich.

Asta stand wie angewurzelt. „Es kann nicht wahr sein,“ stöhnte sie dann und ging bebenden Schrittes dem Hause zu, um Fräulein Irma abzuholen.

Die junge Dame konnte nicht begreifen, daß die Dienerin gar kein Interesse für die stattgehabte Festlichkeit an den Tag legte und nur einsilbig antwortete, bei direkten Fragen.

Die ganze Nacht verbrachte Asta schlaf- und ruhelos auf ihrem Lager; sie schaute sich fort aus dieser Umgebung, zurück nach dem Erlenhof, nach Menschen, die sie lieb hatten. Sie fühlte sich nicht mehr stark genug, den Kampf mit dem Leben noch länger auszuhalten. Gleich am nächsten Tage wollte sie ihren Vormund um Verzeihung bitten und er würde gewiß kommen, um sie fortzuholen. (Schluß folgt.)

 **Für die Kinderwelt.** 

Wie fliegen die Vögelin?

Ihr hört jetzt viel von Luftschiffahrt und Luftschiffern; vielleicht hat einer von Euch gar den großen Ballon des Grafen Zeppelin gesehen, der wie ein Vogel durch die Lüfte segelte. Die Nachdenklichen unter Euch haben auch wohl schon einmal darüber nachgedacht oder Papa gefragt, „ie es zugeht, daß die Vögelin so lange Strecken fliegen können, ohne müde zu werden, sogar übers weite Meer hinüber. Ja, wie geht das zu, und wie bringen sie das fertig? Das haben die Menschen erst selbsterausgefunden bei den Erfahrungen, die sie bei dem Bau der Luftschiffe gemacht haben. Wenn die Vögelin stets die Flügel bewegen sollten, würden sie auf lange Strecken bald müde werden und herunterfallen. Aber die Luft ist voll von Strömungen und Wirbeln, auf und nieder, und die Vögelin lernen sich diesen Strömungen anpassen und sie für ihr Vorwärtkommen benutzen, gerade so, wie der Wind ein Schiff mit aufgespannten Segeln mühelos vor sich hertreibt. Die Vögelin schwimmen förmlich auf der Luftströmung, und diese trägt sie vorwärts. Ist das nicht weise und freundlich vom Schöpfer eingerichtet?“

Spiralhüpfen.

Auf dem Boden des Spielplatzes wird aus zwei Doppellinien, die etwa 40 bis 50 Zentimeter Abstand voneinander haben müssen, eine große Spirale gezeichnet. Der Mittelpunkt dieser Spirale bildet einen Kreis. Nun lautet die Aufgabe, einen flachen Stein in diesen Kreis zu befördern; aber er darf nicht etwa von außen einfach hingeworfen werden, sondern der Spieler muß die Beförderung des Steinchens besorgen, indem er auf einem Bein quer über die vielen Linien der Spirale hinweghüpft und ein Stein mit einem kleinen Stab immer vorwärtsstößt. Dabei darf aber weder sein Fuß noch der Stein eine der Linien berühren; der Spieler selbst muß über diese hinweghüpfen und auch den Stein so zu stoßen verstehen, daß er die Linien überspringt. Hierzu muß der Stein recht flach sein, scheibenartig, möglichst in der Mitte etwas dicker, so daß der runde Rand hohl liegt. Wird ein solcher Stein (es kann auch eine passend zurecht geschnitzte kleine Holzscheibe sein) mit dem Stab auf den hohl liegenden Rand geschlagen, so springt er hoch und kann, richtig dirigiert, die Linien der Spirale überspringen, ohne sie zu berühren. Mit der Hand der Scheibe irgendwie nachhelfen, ist natürlich verboten; es darf nur der Stab benutzt werden. Es wird nicht jedem gleich gelingen, betart mit dem Stein den Mittelpunkt fehlerlos zu erreichen und auch noch den Rückweg zu machen, wer es aber vollbringt, ist Sieger. Wer einen Fehler macht, z. B. mit Fuß oder Stein eine Linie berührt, muß den Weg unterbrechen und hat das Spiel verloren.



Unsere Bilder.



— Zur Katastrophe auf See bei Madbod. Das schwerste Grubenunglück, das der deutsche Bergbau zu verzeichnen hat und das in den letzten 50 Jahren bloß von dem großen Unglück auf Courrières am 10. März 1906 übertroffen wurde, ereignete sich am 12. November auf See bei Madbod in Westfalen. Nicht weniger als 360 Personen erlitten ein graufiges Schicksal; allein 23 Frauen wurden ihrer Männer beraubt. Angehörige und Bekannte der Verunglückten umringten die Grubenanlagen (Siehe Bild Seite 393) und vor dem Anblick mit den Leisten der Verunglückten spielten sich herzzerreißende Szenen ab.

— Zeppelin-Gedenkstein. Graf Zeppelin, dem genialen Beherrscher der Lüfte, hat die Mitwelt am Orte seines Unfalles einen Gedenkstein (Siehe Bild Seite 394) gesetzt. Die Stirne des Denkmals trägt eine Platte des Grafen. In Rückseite eine allegorische Darstellung der Erfolge des Grafen und der Opferwilligkeit und Begeisterung des deutschen Volkes.

— Der erste weibliche Bürgermeister. Die Frauenbewegung, die ja in England schon manche Erfolge errungen, verzeichnet nunmehr einen neuen in der Wahl einer Dame zum Bürgermeister. Miss G. S. Dove (Siehe Bild Seite 395) wurde vor wenigen Monaten in den Gemeinderat des Städtchens High Wycombe (Grafschaft Southampton) gewählt. Nunmehr hat ihr die Gemeinde, in der sie sehr beliebt ist, auch die Stelle des Bürgermeisters übertragen.

— Puppenheim-Burleske. Paul Linke hat den Berlinern mal wieder einen Schloßer geschaffen in der Musik zur Burleske „Eine lustige Spreewaldfahrt“. Die Natur des Spreewaldes mit den originellen Spielen, Tänzen und vor allem Kostümen feiert dabei ihre Triumphe. Selbstverständlich fehlen dabei auch die Kinderwärtnerinnen nicht in ihrer materiellen Gewandung und manche amnütige Szene („Kringelreihe“ Seite 397, „Abgelehrt“ Seite 396) gestaltet sich auf der Bühne.



Zur Unterhaltung.



— In der Prüfung. In einer der unteren Klasse einer Volksschule ist Prüfung, und zwar im Rechnen. Die Prüfung sollte darin bestehen, daß der Schüler die Zahlen, die er dem Prüfungskommissar diktieren und die dieser an die Tafel schreiben werde, für richtig oder unrichtig geschrieben erklären sollte. Schüler diktiert: „548“. — Prüfungskommissar schreibt: „684“. — Der Schüler bemerkt den Fehler sofort, schent sich aber, den hohen Herrn zu korrigieren, diktiert vielmehr „684“. — Prüfungskommissar schreibt: „548“. — Dem Schüler wird angst und bange, und mit weinlicher Stimme diktiert er zum dritten Male: „333, das können Sie jetzt schreiben, wie Sie wollen.“

— Gute „Wendung“. Frau: „Sag, Advokat, was ist eigentlich: „Logik“?“ — Mann: „Das, was allen Frauen mangelt, besonders dir!“ — Frau: „Ach, dann ist „Logik“ wohl der neue Sommerhut, den wir gestern im Schaufenster sahen!“

— Sein Standpunkt. Advokat: „Lieber Mann, aus Ihrer eigenen Darlegung des Falles, den ich vertreten soll, ersehe ich daß Sie ganz im Unrecht sind.“ — Klient (zornig): „Ja, wissen S', wenn i im Recht wär', brauchat i loan Advokaten j'nehmen!“

— Unglücklicher Schluß. Freund: „Na, haben Sie die Novelle schon beendet, an der Sie neulich arbeiteten?“ — Schriftsteller: „Jawohl!“ — Freund: „Sie waren neulich noch im Zweifel wegen des Ausgangs. Hat sie denn nun einen glücklichen oder einen unglücklichen Schluß?“ — Schriftsteller: „Einen unglücklichen; der Redakteur hat mir das Manuskript wieder zurückgeschickt.“

— Schade. Metzgermeister: „Ja, einmal war ich schon nahe daran, Dichter zu werden, wenn ich jemals nur einen Reim auf „Rötelfleisch“ gefunden hätte!“

— Berstrent. Barbier: Rasiren oder Haarscheeren?

— Professor: Haarscheeren. — Barbier: Wöchten Sie gefälligst Platz nehmen — — Professor (nach einer Weile): Aber das zieht ja hier bedenklich — da möchte ich doch lieber meinen Hut aufsetzen.



Rätsellecke.



Exzerpt.



Wo ist die Gänseleier?

Ergänzungs-Rätsel.

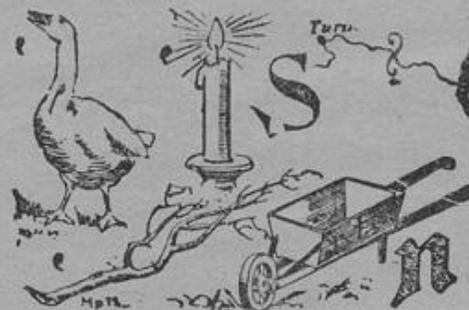
Ede, Eder, Eid, Erle, Heia, Laube, Ilse, Rebel, Ruhe, Uim.

Aus jedem der obigen zehn Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein anderes Wort bilden. Hat man die richtigen Wörter gefunden, so kann man aus ihren Anfangsbuchstaben und aus den Anfangsbuchstaben der gegebenen Wörter den Vor- und Zunamen eines beliebigen Komponisten erhalten.

Buchstabenrätsel.

In Afrika liegt eine Stadt,
Die einen guten Hafen hat:
Ihr Name hat sechs Zeichen.
Streichet ihr das erste, nennt das Wort:
Esch einen freien, grünen Ort,
Auf dem die Frauen bleichen.
Wenn ihr den Fuß zum Kopf nun macht,
Ein Junge euch entgegen lacht!
Geneigt zu wilden Streichen.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zahlenrätsel: Dezember, Eber, Eder, Erde, Meer, Boere, Eder, Rede.

Anagramm: Nota, Agnes, Roten, Manen, Amdel, Reich, Januar.

Charade: Allerhand.

Rebus: Kapuzinerkloster.



In treuer Hut.

Novelle von C. Borges.

Schluß.

Nachdruck verboten.

Die bleichen Wangen und die rot geweinten Augen des Hausmädchens wurden von den Hausgenossen wohl bemerkt, aber die Nachricht über die Festnahme des gefährlichen Einbrechers verwichte jeden anderen Gedanken und im ganzen Hause sprach man nur von dem Räuber Hugo Mizino.

Alta wollte gerade einen freien Augenblick benutzen, um endlich den Brief an Herrn von Warned zu schreiben, besonders da die Sehnsucht nach dem Erlenhofe immer größer wurde. Nur einmal hatte sie vor einigen Wochen einen Brief von Helene erhalten, der ihr mitteilte, daß Frau von Warned und Herr Thilo über das plötzliche Verschwinden der jungen Dame ganz trostlos seien, und sie selbst, Helene, werde von heftigen Gewissensbissen gefoltert, ihre Hand mit im Spiele zu haben. Seit dieser Zeit hatte sie nichts mehr gehört.

Plötzlich riß Fräulein Irma ungestüm die Tür der kleinen Mansarde auf und rief erregt: O Anna, zwei Polizeibeamte sind unten im Wohnzimmer; man verlangt nach Ihnen."

Alta wurde leichenblau, sie konnte sich kaum aufrecht halten. "Was will man von mir?" hauchte sie atemlos.

Mit zitternden Gliedern und laut pochendem Herzen folgte Alta der voranschreitenden jungen Dame in's Wohnzimmer, wo die ganze Familie versammelt war. Zwei Polizeibeamte standen in der Mitte.

"Ja, dies ist die Person, die gestern Abend mit dem Gefangenen Mizino gesprochen hat," wendete sich der eine Beamte an den Polizeiinspektor. "Anna Braun, ich muß Sie verhaften im Namen des Gesetzes, denn ich vermute, es befindet sich ein Teil der gestohlenen Diamanten in Ihrem Besitze."

Alta sah verständnislos bald den Beamten, bald ihre Herrin an, aber kein Laut kam über ihre Lippen.

"Hier ist ein Stückchen eines Briefes, der in der Küche gefunden wurde; es ist Ihr Eigentum?" fragte der Beamte weiter.

"Ja," kam es heiser von den bleichen Lippen des gefolterten Mädchens. Es war der Brief von Helene, den sie vor einigen Wochen erhalten hatte.

"Es heißt hier," fuhr der Inspektor fort, die Worte auf dem Papier lesend: "Es ist entdeckt, daß Sie die Diamanten mitgenommen haben, und jetzt wird man keine Zeit verlieren, Ihrer Spur zu folgen. Ich wage nicht daran zu denken, wie es mir ergehen wird, sobald —" weiter war nichts zu lesen, dann folgte die Unterschrift "Helene Braun."

"Ihre Schwester vermutlich?" forschte der Inspektor, und steckte das Papier wieder in seine Tasche, haben Sie die Diamanten hier?"

Wieder schien das junge Mädchen den Sinn dieser Worte nicht verstehen zu können, doch der Kommerzienrat rief ärgerlich:

"Schnell, schnell, Anna, geben Sie die Diamanten heraus, damit diese unerquickliche Sache zu Ende kommt. So etwas darf in meinem Hause nicht vorkommen, schnell, beeilen Sie sich."

"Aber — aber die Diamanten gehören mir. Ich brachte sie mit hierher, — o, was soll ich nun tun?" rief sie, hilflos die Hände ringend.

"Holen Sie die Diamanten, wo sind die Schlüssel?" herrschte rauh der Beamte. Dann wandte er sich an die Herrin des Hauses: "Vielleicht holen Sie die Juwelen," bat er freundlicher.

"Ja, ja, hier sind die Schlüssel; man wird sich überzeugen, daß die Juwelen mein Eigentum sind," lächelte Alta.

Schon nach kurzer Zeit kehrte Frau Bozener zurück, mehrere Schatullen auf den Tisch setzend.

"So, das genügt. Wenn Sie ruhig mit mir gehen, Anna Braun, so ersparen Sie Mühe und Aufsehen," sagte der Beamte in geschäftsmäßigem Tone.

"Wo hin?" kam es bebend über Alta's Lippen.

"Na, nach dem Untersuchungsgefängnis natürlich. Sie sind jetzt meine Gefangene."

"O, nicht dorthin, nicht dorthin," flehte Alta, "ich habe wirklich kein Unrecht getan. Die Diamanten sind mein Eigentum, sie gehörten meiner Mutter. O, will denn niemand sagen, daß ich unschuldig bin?" Sie sah mit trostlosen Blicken im Kreise umher, dann schwannte sie und stützte sich an eine Stuhllehne.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür; ein Fremder, häßlicher Herr erschien auf der Schwelle. Verwundert blickte er die Szene an. Doch ehe er ein Wort hervorbringen, oder Herr Bozener nach seinem Begehre fragen konnte, ertönte unerwartet der schrille Ruf: "Thilo — Thilo, hilf mir — rette mich," und das Hausmädchen lag in den Armen des Fremden, abwechselnd lachend und weinend. "O Thilo, lieber Thilo, Gott sei Dank, du bist endlich gekommen! Sage doch, wer ich bin, und nicht eine Diebin. Ich habe nicht gestohlen — habe nicht meine eigenen Diamanten gestohlen," schluchzte sie dann hysterisch.

"Still, mein Liebling, meine nicht mehr, ich will alles erklären," beruhigte Herr von Warned, dann drückte er das Mädchen sanft in einen Sessel und sagte: "Darf ich nach der Bedeutung dieser Szene fragen?"



Großfürst Alexis von Rußland

Der Polizei-Inspektor trat vor. „Es bedeutet, daß diese Person, die sich Anna Braun nennt, oft mit dem Räuber Rizino gesehen wurde, und daß diese Diamanten in ihrem Besitze gefunden wurden. Eine Magd hat doch gewöhnlich nicht kostbare Juwelen, es sei denn gestohlenes Gut, daher ist es meine Pflicht, Anna Braun als Hehlerin des Einbrechers zu verhaften.“

„Dann, Herr Inspektor, muß ich Ihnen sagen, daß Sie sich geirrt haben.“ lautete die überzeugende Entgegnung. „Diese junge Dame, die unüberlegt ihre Heimat verließ, ist Fräulein Asta Burckhardt, eine reiche Erbin, und diese Diamanten sind ihr Eigentum.“

„Guter Gott! Unmöglich! Wer hätte das geahnt!“ Solche Ausrufe erklangen von allen Seiten.

„Ja,“ fuhr der junge Gutsherr fort, „sie hat schwer gebüßt für diesen unüberlegten Schritt, aber ihre Prüfungszeit ist jetzt vorüber. Sie gab der Schwester ihrer Kammerjungfer, Helene Braun, eine beträchtliche Summe, und nahm dafür die Stelle als Hausmädchen an, die die richtige Anna Braun antreten wollte. Es kostete nicht geringe Mühe, von Helene die Wahrheit zu erfahren, und ich glaubte, es könne meinem Mündel nicht schaden, sie eine kurze Zeit den selbst gewählten Weg gehen zu lassen. Ich reiste aber sofort nach Königsberg, mietete mich in dem Hotel hier gegenüber ein, und beobachtete Asta scharf, um in Zeiten der Gefahr sie schützen zu können. Sie trug Hugo Rizino in Freiburg, ahnte aber nicht, daß er ein gefährlicher Mensch sei. Wenn Sie es wünschen, Herr Inspektor, so kommen Sie mit mir nach meinem Hotel, dort wird mein Anwalt, der ebenfalls hier ist, die Wahrheit meiner Worte bestätigen.“

„Ja — mein Herr — ich danke Ihnen,“ erwiderte verlegen der Inspektor, „ich glaube Ihren Worten, und bedauere, die junge Dame verkannt zu haben. Aber Sie müssen doch selbst zugeben, der Schein war gegen sie.“

„Hier ist meine Karte, ebenso die Karte meines Anwalts. Bist du fertig, jetzt mit mir zu kommen, Asta?“ fragte er, sich liebevoll über das junge Mädchen beugend.

Asta erhob ihr tränenfeuchtes Antlitz. „Ich weiß nicht, ob meine Hilfe hier im Hause entbehrt werden kann,“ sagte sie leise.

„O, darüber machen Sie sich keine Sorge, meine Liebe, wir werden schon Ersatz finden,“ beruhigte Frau Bosener freundlich.

„Sie sind alle sehr gütig gegen mich gewesen,“ sagte Asta, einem jeden die Hand zum Abschied reichend, „und ich hoffe, Sie werden meine Freunde bleiben und mich später auf dem Erlenhofe besuchen.“

„Ja, wir werden uns freuen, Sie zu sehen, Frau Bosener, meine Mutter und ich, wir sind Ihnen zu Dank verpflichtet,“ sagte der Gutsherr freundlich.

„Wer hätte das je gedacht,“ grübelte die alte Dame, als alle Fremden das Haus verlassen hatten, „vielleicht heiratet mein Sohn dennoch eine reiche Erbin, er hatte gleich ein Auge auf das allerliebste Hausmädchen geworfen.“

14. Kapitel

Monate waren vergangen. In den großen Gärten und parkähnlichen Anlagen des Erlenhofes schwirrte bunt durcheinander eine Menge Damen und Herren, die sich hier zu einem Gartensfest versammelt hatten.

Asta Burckhardt flog wie ein munterer Schmetterling von einer Gruppe zur anderen, plaudernd, lachend und scherzend war sie die Königin des Festes und die schelmisch lachenden Augen strahlten in übermütigem Glanze wie ehedem.

Die Vergangenheit lag wie ein böser Traum hinter ihr; sie wollte die schweren Wochen und ihre herbe Enttäuschung vergessen, ein neues Leben beginnen und überall Sonnenschein verbreiten und hoffte, daß auch Frau von Warden und ihr Vormund vergessen würden, wie man ihr vergeben hatte.

Nur einmal noch erwähnte Thilo den Namen des Betrügers. Es war nach der Gerichtsverhandlung, Hugo Rizino wurde, mehrfach des Diebstahls überführt, zu einer zehnjährigen Zuchthausstrafe verurteilt, und bei dieser Mitteilung überzeugte sich der Vormund, daß Asta für immer von ihrer Zuneigung zu dem Italiener geheilt war. Seitdem wurde sein Name nicht mehr genannt und allem Anscheine nach hatte das junge Mädchen seine Existenz vergessen.

Sedoch es fehlte nicht an eifrigen Bewerbern. Ein Letter Maritto von Hochfelds, der junge strebame Assessor von Bergshaupt, war ein häufiger und gern gesehener Gast auf

dem Erlenhofe und hin und wieder flüsterte man schon von einer baldigen Verlobung.

Er verfolgte Asta wie ein Schatten und war fest entschlossen, noch heute Gewißheit über sein Schicksal zu haben. Aber Asta war überall und nirgends, hier und dort, bei einzelnen Gästen oder im fröhlichen Kreise, und es wollte dem Assessor nicht gelingen, ein trauliches tête à tête mit dem geliebten Mädchen zu gewinnen.

Endlich schien das Glück ihn zu begünstigen. Versteckt im dichten Gebüsch sah der Assessor ein helles Sommerleid schimmern und erkannte Asta, die auf einer Moosbank ausrubte.

„Sind Sie müde, Fräulein Burckhardt?“

Asta blinnte unwillig auf; ihre Augen verjüngerten sich. „Ja,“ sagte sie halblaut, „ich waage mich hierhin zurück, um einige Minuten Ruhe zu haben.“

„Störe ich denn?“

„O nein. Unsere Gäste haben das Recht, überall hinzugehen, wo es ihnen beliebt,“ lautete die wenig bössliche Antwort.

„Dann will ich hier bleiben,“ versetzte Herr von Bergshaupt und setzte sich ebenfalls auf die Rasenbank, „Sie haben doch nichts dagegen?“

„O nein, wie sollte ich das?“

„Das ist recht, denn ich habe Ihnen etwas zu sagen und hatte heute noch gar keine Gelegenheit, Sie allein zu sprechen.“

„Es tut mir leid — ich muß zu den Gästen zurück — können Sie nicht warten, morgen oder —“

„Nein, ich muß es heute sagen,“ unterbrach er schnell.

„Asta, ich liebe Sie, wollen Sie meine Gattin werden?“ sagte er dann ganz unvorbereitet.

Diese Erklärung kam so unerwartet, daß Asta vor Erstaunen keine Antwort finden konnte.

„Ich will Sie glücklich machen,“ fuhr daher der junge Mann ernst fort, „Wenn Sie nur sagen, daß Sie mich lieben, nur ein wenig Hoffnung geben —“

„Aber ich kann es nicht, ich dachte nie daran,“ kam es endlich von Astas zuckenden Lippen.

„Dann denken Sie jetzt daran, wollen Sie, mein Liebling? Lassen Sie mich nicht ohne Hoffnung gehen.“ Er wollte seinen Arm um die Taille des jungen Mädchens legen, doch Asta sprang schnell von ihrem Sitze auf.

„Ich kann es nicht,“ hauchte sie tonlos, „ich kann Sie nicht lieben. Ich werde niemals heiraten.“

Der Assessor lachte belustigt trotz seiner Enttäuschung.

„Niemals heiraten?“ wiederholte er. Alle jungen Damen pflegten so zu sprechen, und mit einem Mal sind sie verlobt. Die Herren machen es oft nicht besser. Da ist z. B. ihr Vormund. Er hat so oft gesagt, niemals zu heiraten, und jetzt



Zum Regierungswechsel in China:
Prinz Tschun, der Vizekönig von China



Zum Gruben-Unglück auf der Zeche Radob. Kameraden der Verunglückten und Beamte in ihrer charakteristischen Bergmannstracht auf dem Wege zum Friedhofe.

wird er doch in kurzer Zeit eine Gattin heimführen, Maritta von Hochfeld — —

„Wird mein Vormund Maritta heiraten?“ stammelte Asta erbleichend.

„Ich glaube es. Gestern fragte ich ihn, ob ich ihm schon Glück wünschen dürfte. Da lachte er und sagte: „Ja, Glück kann ich immer gebrauchen.“ Ich denke, wir hören noch heute von seiner Verlobung.“

Asta schwieg; sie mußte die Hand auf das Herz pressen, denn sie fühlte dort einen stechenden Schmerz.

„Frau von Warned wünscht, daß ihr Sohn heiratet,“ fuhr der Assessor fort, „beide passen auch so gut zu einander, beide sind reich, und je mehr die Leute haben, desto mehr wünschen sie.“

„Ist Fräulein von Hochfeld sehr reich?“ flüsterte Asta.

„Sehr reich. Ihr Vater ist der reichste Großgrundbesitzer hier in der ganzen Umgegend, und Maritta ist seine Erbin. Asta, mein Lieb, wie lautet Ihre Antwort? darf ich hoffen, wollen Sie mich ein wenig lieb haben?“

Asta war noch um einen Schatten bleicher geworden, und das süße Lächeln war aus ihrem Antlitz entschwunden. „Ich kann Ihnen keine Liebe geben, bitte, glauben Sie mir, ich würde unglücklich an Ihrer Seite sein,“ hauchte sie mühsam hervor.

Asta war hinter den Bäumen verschwunden. Der Assessor sah noch das helle Gewand schimmern und wußte, daß das geliebte Mädchen sich unter die Gäste auf dem Spielplatz mischte.

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf,“ murmelte er, „und will Thilo bitten, ein gutes Wort für mich einzulegen. Da er sich selbst verloben will, wird er am besten meine Gefühle verstehen.“

Asta mischte sich unter die fröhlichen Gäste. Die erste Dame, die ihr entgegentrat, war Maritta von Hochfeld: ihr Antlitz strahlte vor Freude und ihre Augen glänzten vor Glück und Seligkeit.

„Hast du Thilo gesehen?“ begrüßte sie die Freundin, „er versprach, mich in den Wintergarten zu führen, um mir dort neue, seltene Gewächse zu zeigen.“

„Nein, ich sah ihn nicht,“ entgegnete Asta kurz.

Maritta legte ihre weißen Finger unter das Kinn der Freundin und zwang sie anzusehen, dann fragte sie schallhaft: „Hat unser Freund, der Assessor, sich noch nicht erklärt, weil du so ernst ausiehst?“

Asta stieß unwillig die Hand zurück. „Ich möchte dir dieselbe Frage vorlegen,“ sagte sie eifrig: „Hat unser Wirt, der edle Gutsherr dir ein Gleiches getan, und ist es angenom-

men, weil du so freudestahlend und glücklich ausiehst? Man sollte es wirklich glauben.“

Maritta errötete und lachte silberhell. „Meinst du unsern guten Thilo?“ scherzte sie. „Nein, er hat sich noch nicht erklärt, aber ich hoffe heute — —“

„Er wird es tun, ich verstehe schon. Wirst du keine Hand annehmen?“

„Oh, — ja — natürlich. Aber du hast meine Frage noch nicht beantwortet, Asta. Hat der Assessor dir einen Antrag gemacht?“

„Ja.“

„Hast du ihn angenommen?“ forschte die Freundin eifrig.

„Nein, ich tat es nicht.“

„O, Asta, das ist schade, Herr von Berghaupt ist so gut. Ah, dort kommt auch Thilo!“ mit diesen Worten hüpfte Maritta dem Gutsherrn entgegen, und sie lachte so glücklich und selbstbewußt, daß Astas Blut in den Adern kochte.

„Willst du nicht mit uns kommen, um die neuen Gewächse in Angenehm zu nehmen?“ fragte Thilo, als er mit seiner Begleiterin Maritta dem Gewächshause zuschritt.

„Nein, ich danke, die Gäste werden mich bereits vermissen,“ versetzte Asta und wandte sich dem Hause zu.

Aber anstatt zu ihren Gästen zu gehen, suchte sie die Einsamkeit ihres eigenen Zimmers auf, ließ dort ihren Tränen freien Lauf und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Endlich erreichte das Fest sein Ende und die letzten Gäste hatten den Erlenhof verlassen, selbst Maritta von Hochfeld fuhr mit ihrem Vater zu Astas großer Erleichterung davon. Zum Abendessen versammelte sich das Trio wieder im Speisesaal.

Doch eine Unterhaltung wollte nicht zustande kommen, schweigsam wurde die Mahlzeit eingenommen.

Frau von Warned war müde und augenscheinlich verstimmt. Thilo sah nur auf seinen Teller, gerade als gebe es kein anderes Interesse für ihn, als die gebratenen Tauben in der Schüssel und der Wein in der Flasche, und Asta fühlte sich niedergedrückt in dem gewissen Gefühl, daß dieser festliche Tag ihre Erwartungen nicht erfüllt habe.

„Wir werden ein Gewitter bekommen,“ nahm endlich Thilo das Wort, als er nach dem Essen Asta zu der Terrasse folgte, und Frau von Warned sich in ihr Boudoir zurückgezogen hatte. „Sieh nur, Asta, wie schwarz und drohend sich die Wolken zusammenziehen.“

„O, hoffentlich nicht, ich fürchte mich bei einem Gewitter,“ sagte Asta angstvoll. „Glaubst du, daß es ein heftiges Gewitter wird, Thilo?“ fügte sie dann hinzu, als in der Ferne grollender Donner vernehmbar wurde.

„Das weiß ich nicht. Die Hitze war heute ja drückend, und die ganze Luft ist noch recht schwül, aber wir haben hier selten schwere Gewitter. Wie hat dir denn heute das Fest gefallen?“

„Oh, ziemlich gut.“

„Nur ziemlich gut? Du hattest dich vorher doch so sehr darauf gefreut.“

Asta zerpflückte eine Rose in ihren Fingern und ließ die Blätter im Winde spielen. „Ich finde meine Erwartungen selten erfüllt,“ gestand sie offen. „Aber wie bist du denn mit dem Tag zufrieden?“

„Meine Gefühle stimmen mit den deinigen überein, die Wirklichkeit hat mich enttäuscht.“

Asta sah überrascht ihren Vormund an. „Ich glaube, du und Maritta hättet euch beide außerordentlich gut unterhalten,“ hauchte sie dann kaum hörbar.

„Dasselbe glaubte ich von dir und dem Assessor von Berghaupt. A propos, Asta, er hat mich, ein gutes Wort für ihn bei dir einzulegen. Er erklärt, dich innig zu lieben, er ist aus guter, achtbarer Familie, ist reich und hat eine brillante

Carriere vor sich — er ist eine gute Partie für jede junge Dame."

Thilo blickte bei diesen Worten die schweren Gewitterwolken am Himmel an und bemerkte daher nicht den Ausdruck bangen Entsetzens in Asta's Zügen.

"Jede andere junge Dame mag ihn annehmen, ich aber will ihn nicht," rief sie endlich zornig. "Ich sagte es ihm heute schon selbst, oder glaubst du, als mein Vormund mich zu einer Heirat gegen meinen Willen zwingen zu können?"

"Ich werde dich nie zwingen. Aber bedenke wohl deine Antwort. Ich muß offen gestehen, Berghaupt ist eine gute Partie."

"Hörst du denn gar nicht auf, mich zu quälen? Wenn du mich fort haben willst so kann ich ja gehen, wie ich es schon einmal versuchte, vielleicht gelingt es mir jetzt besser," dabei brach sie nach alter Gewohnheit wieder in Tränen aus.

Thilo stand sofort an ihrer Seite. "Sei nicht so törricht," tröstete er sie, "du weißt, wie gern ich dich für immer hier halten würde, wenn ich es nur könnte. Es würde für mich kein größeres Glück auf Erden geben, als dir den Erlenshof zur Heimat zu machen; aber es kann ja nicht sein."

"Nein — es geht nicht — wirst heiraten," schluchzte Asta. "Nur wenn ich die Gattin bekomme, die ich liebe," lautete leise die traurige Antwort.

"Wirst du sie denn nicht heiraten?"

"Sie hält mich für einen Glücksritter, der nach ihrem Vermögen strebt. Hätte sie keinen roten Pfennig, so würde ich mein Glück versuchen."

"Du brauchst doch kein Geld, bist doch reich genug."

Thilo wandte sich hastig um. "Du sagst das?" rief er.

"Ja, warum nicht?" Asta war geisterbleich geworden, ihre Glieder zitterten. Vielleicht war nur der grelle zuckende Blitz und der laut rollende Donner die Veranlassung ihrer Furcht. Thilo glaubte es, da er ihre Angst bei jedem Gewitter kannte, und sagte beruhigend:

"Das Gewitter kommt näher, laß uns ins Haus gehen. Kannst du erraten, Asta, wer die Dame ist, die ich so herzlich liebe?"

Asta zitterte. "Ja," Maritta von Hochfeld," flüsterte sie.

Er hatte sie in sein Arbeitszimmer geführt; der Diener brachte die Lampe herein und schloß die Fensterladen. Nachdem der Mann sich entfernt, sagte Thilo beruhigend: "Hier erschreckt dich der Blitz nicht."

Dann legte er seine Hand auf ihre Schulter und bat: "Wünsche mir Glück in meiner Liebe, Asta."

Sie erhob ihre dunkeln Augen mit dem Ausdruck tiefen, unausgesprochenen Glucks und erwiderte tonlos:

"Ich wünsche dir Glück in deiner Liebe, Thilo."

"Dein Wunsch soll erfüllt werden," jubelte er, "denn wenn ich nicht irre, bin ich heute der Glückliche aller Sterblichen. Mein Liebling — —" er konnte nicht weiter sprechen: Asta

wankte und wäre zu Boden gefallen, wenn seine starken Arme sie nicht gehalten hätten.

"Es war das Gewitter — jetzt fühle ich mich besser," hauchte sie matt.

Dann versuchte sie sich aus seinen Armen zu befreien, doch er hielt sie innig umschlungen.

"Du hast mir Glück in meiner Liebe gewünscht," flüsterte er ihr ins Ohr, "darf ich dir jetzt sagen, wen ich liebe? Du irrst dich, wenn du an Maritta von Hochfeld denkst, denn die Dame, die ich mehr liebe, als Worte es ausdrücken können, ist mein Mündel, Asta Burckhardt, der Liebling unseres ganzen Hauses. Was sagst du jetzt? laß doch sehen," er hob sanft ihr Köpfchen empor und schaute in die anänzenden Augen, die ihm schon Antwort gaben, "wird mein Liebling auch Herz und Hand des alten bösen Vormundes annehmen?" Dann drückte er einen Kuß auf ihre Lippen und ließ es ruhig geschehen, daß Asta an seinem Halse herzlich lachte und weinte.

"Du liebst mich also wirklich?" fragte er nach einer Pause, "sage es mir doch einmal."

"Ja, ich liebe dich, Thilo," flüsterte sie, "aber ich wünschte es nicht eher, als Berghaupt mich glauben machte, du wolltest Maritta von Hochfeld heiraten. Und ich zürnte Maritta, als sie mir anvertraute, sie wolle sich mit dir verloben."

"Sie hat dich täuschen wollen, kleiner Liebling. Aber jetzt komm, laß uns zu unserer Mutter gehen, wir haben in dieser Stunde den größten Wunsch ihres Herzens erfüllt."



Das deutsche Kronprinzenpaar im Wildbad Kreuth in Bayern, wo der Kronprinz als Gast des Herzogs Karl Theodor, des bekannten Augenarztes, alljährlich weilte.



Kriegerische Vorbereitungen in Serbien.
Einsegnung serbischer Männer und Frauen zum Waffendienst.

Der graue Hut.

Skizze von Dr. C. Ventlage (Walter West).

(Nachdruck verboten.)

Se. Majestät Louis Quatorze hielt großes Prachtlager bei Compiègne, der Stadt der weiland Reichstage etc., die er neu aufgebaut; sechzigtausend Waffenträger waren dort versammelt, auch der ganze prunkende Hof war zugegen. Se. Majestät selbst im majestätischen Kostüm: mit einer Allonge-Perücke „von Millionen Voden“, der exquisitesten Art vermutlich, nur von höchstadeligen Häuptern, jede Locke, jedes Büschchen ein Meisterstück der Haarkunst — das Ensemble eine stannenswerte Leistung der Kriologie des Jahrhunderts! Geführt das Ganze von einem wunderzierlichen Heinen Dreispitz, an dessen Kampfbefehle die Hof-Chapeliere ihren ganzen Witz erschöpft zu haben scheinen. Dazu der prachtvolle Treppenrod, mit Gold und Silber, weißen, roten und blauen Arabesken und Schnörkeln überladen und mit stolzen Armelaufschlägen; sodann ein mit den kostbarsten Diamantnadeln in der Mitte zusammengehaltenes Kranzenhemd, Knieflohen von feinstem roten Sammet, lange weiße Strümpfe, das Beste aus der Lyoner Seiden-Crème und Schnallenschuhe, wie sie sonst keiner in Frankreich, in Europa trägt. Einen mit den seltensten Edelsteinen ausgelegten Marschallstab umschleicht die rechte Hand. Das ist der „große Monarch“, Le Roi Soleil“, die Personifikation des „L'Etat c'est moi“, dessen Streben dahingeht, dies Wort in ein „L'Europe c'est



Kriegerische Vorbereitungen in Serbien.
Ausbildung serbischer Frauen zum Kriegsdienst.

moi“ umzuwandeln. — Dort vor sich sah er in unabsehbaren Kolonnen die Truppen, mit denen er seinem Ideal nachjagt, Waffen und Rüstzeug hell in den Strahlen der Augustsonne glänzend und blitzend. Auch die Offiziere haben sich gleich ihren königlichen Kriegsherrn in der Pracht der Uniformen überboten: so schmückt man sich zum Feste, nicht zum grausen Spiel der blutigen Bellona. Die obersten, ja die simpelsten Leutnants, schwelgen im Ueberfluß.

Sechs Generalleutnants und vierzehn Feldmarschälle ließen ein Mahl anrichten, das feinesgleichen sucht. Das waren Tische ohne Zahl, an denen immer neu serviert wurde, wenn neue Gäste kamen, mochten dies Offiziere, Höflinge oder einfache Zuschauer sein, selbst die obstrunkenen Gaffer wurden eingeladen und gefesselt durch die Aufmerksamkeit, Urbanität und Promptitude der zahllosen Offiziere. Da gab's im Ueberfluß französische und fremde Weine, Liköre der feinsten und seltensten Sorten. Hoch- und Kleinwild jeglicher Art war in Unmassen von allen Seiten herbeigebracht, und die Meere der Normandie, Hollands, Englands, bis zum Mitteländischen hatten das Kräftigste und Delikateste der Schätze ihrer Tiefen geschickt.

Zur Bequemlichkeit der vielen Gäste fuhren zahlreiche Wagen und Cabriolets hin und her. Neu errichtete leichte Holzhäuser zeigten denselben Komfort, wie die besten in Paris; sie waren durch das ganze Lager zerstreut. Dazu eine Menge von Küchen etc. Ein reicher Damenstolz belebte die Szene; wie bunte Schmetterlingschwärme schwebten sie durch die Reihen galanter Schmeichler und Anbeter, überspannter Bewunderer, frivoler Pikanterienchwäher. Saufenweise umdrängten sie die Karossen der „ersten Prinzessinnen“, wie man vertuschend die Bastarde des Königs

nannte, um in deren, stets außerst zahlreiches Gefolge aufgenommen zu werden, und dann womöglich die Courtisanen-Carrière zu machen, welche damals am französischen Hofe an der Tagesordnung war. An Prinzen, Herzogen und Grafen war kein Mangel; auch ein König Wilhelm III. von England war zu Gaste erschienen. Sehr unruhig und geschäftig war der Graf de Tessé, Generaloberst der Dragoner, der an der Spitze seiner Truppe zum ersten Male die hohe Ehre haben sollte, die beiden Majestäten zu begrüßen. Er erkundigte sich bei dem dienstgewandten Herzog de Lauzun zwei Tage vor dem großen Aufzug nach den Einzelheiten dessen, was ihm bei dieser Gelegenheit oblag. Herr de Lauzun zeigte sich außerordentlich zuvorkommend, wie immer; mit dem ihm angeborenen Mitz und Güte, Liebenswürdigkeit und Einfachheit hörte er seine Auseinandersetzungen an und billigte oder ergänzte sie. „Nun aber noch der Hut,“ sagte er, als jener mit seinem Register zu Ende war, „welche Art gedenken Sie da zu tragen?“

„Ich dachte, eine Mütze,“ versetzte der Graf de Tessé etwas verdutzt. „Eine Mütze?“ erwiderte Lauzun höflich erstaunt. „Daran denken Sie doch wohl nicht im Ernst! Eine Mütze ist für alle anderen gut genug — aber ein Generaloberst eine Mütze?“ „Herr Graf, Sie belieben zu scherzen!“ „Wieso denn?“ „Ah, tun Sie doch nur nicht so!“ lachte Lauzun. „An der Tat — ein Hut . . .“

„Hahaha! Wie Sie sich stellen können, Herr Graf!“

„Aber ich bitte Sie, lieber Herzog, geben Sie mir Aufschluß; ich kenne, als Reuling für diese Charge, das Ceremoniell wahrhaftig nicht, und ich kann, wie ich jetzt sehe, von Glück sagen, daß ich mich an Sie gewandt; ich hätte, straf mich Gott, die Mütze aufgesetzt und mich dem allgemeinen Gelächter preisgegeben. Sprechen Sie, welcher Art muß der Hut sein, damit ich ihn sofort aus Paris kommen lasse: Sie unterrichten mich eben noch zeitig und ich bin Ihnen sehr dankbar.“

„Eine der Hauptauszeichnungen dieser vom König eigens für mich geschaffenen Charge,“ antwortete nun endlich Herr de Lauzun mit dem biedersten Gesicht von der Welt, „besteht darin, daß der Kommandierende der Dragoner beim Defilé vor dem Könige einen grauen Hut trägt, damit Se. Majestät ihn nicht aus den Augen verliert und ermessen kann, ob eine Beförderung eintreten darf oder nicht. In der Tat, Herr Graf, ich fasse mich noch nicht von meinem Staunen, daß Sie dies, wie Sie sehen, äußerst wichtige Detail nicht kennen.“

„O, ich wiederhole,“ stotterte verwirrt der Generaloberst, „ich danke Ihnen sehr für Ihre Aufklärung, lieber Herr de Lauzun! Ja, ich werde Ihnen meine Erkenntlichkeit tatsächlich beweisen, sobald sich Gelegenheit dazu bietet.“ Er drückte ihm warm die Hand.

„Na, na, lassen wir's gut sein für heute, lieber Graf! Sorgen Sie jetzt nur, daß Sie die Sache rasch arrangieren.“

„Ich schicke sofort nach Paris und lasse mir den grauen Hut holen.“

Damit verabschiedeten sich beide. Der Herzog de Lauzun hatte wohl acht darauf gehabt, den Grafen geschickt beiseite zu ziehen, wo sie nicht belauscht werden konnten; er kannte die Eitelkeit des Grafen, welche sichere Gewähr dafür bot, daß er mit niemandem von der Sache sprechen würde, um sich keine Blöße durch Unkenntnis des Ceremoniells zu geben, und daß der Herzog seinen Schabernack geheimhielt, versteht sich von selbst.

Beim Morgenempfang des Königs pflegte der Herzog sich regelmäßig zu entfernen, wenn die Höflinge eintraten. Gegen diese seine Gewohnheit blieb er am Morgen der Revue. Er saß nahe dem Grafen de Tessé, etwas hinter ihm. Der Graf saß im ganzen Vollaesühl seiner Würde da, auf dem Kopf einen breitkrämpigen grauen Hut mit großer schwarzer Feder



Zahlkarte für den Postschekverkehr.

und einer riesigen Cocarde, mit welchem er nach seiner großtuerischen Art ganz ungemessen prahlte und sich brüstete, so daß niemand sonst sich Gehör verschaffen konnte. Das Staunen über des Grafen seltenen Kopfschmuck war allgemein, zumal man wußte, daß der König gegen nichts fast mehr Abneigung hatte, als gegen den grauen Hut, den schon seit einer Reihe von Jahren niemand mehr trug.

Als der König mit dem Anziehen fertig war und mit einigen gesprochen hatte, fiel sein Auge plötzlich auf den unseligen Hut. Der „vierzehnte“ Ludwig war im ersten Moment außer sich vor Staunen. „Wie kommen Sie zu dem Hut, Herr General?“ fragte er dann.

Der Prahlhans faste die Erkundigung als Schmeichelei auf. „Von Paris habe ich ihn bezogen, Majestät,“ antwortete er mit einer tiefen Verbeugung, seine Selbstzufriedenheit nach Möglichkeit verbergend.

„Und wozu?“ stuzte gereizt der König.

„Sire,“ versetzte wieder unter demüthigster Verbeugung der Generaloberst der Dragoner, „dieweil Ew. Majestät uns heute die unschätzbare Ehre einer Revue an der Seite E. Majestät von England schenken.“

„Nun wohl, aber was hat damit der graue Hut zu tun?“ rief Ludwig noch gereizter. Der Graf wurde ein wenig verwirrt. „Sire,“ brachte er mühsam hervor, „es ist ja doch ein Privileg des Generalobersten, an solchem Tage einen grauen Hut zu tragen?“

„Himmel und Teufel! Einen grauen Hut! Mein königlicher Vetter vom britischen Inselreich wird schöne Augen machen! Wer hat Ihnen denn das gesagt?“

„Herr de Lauzun, Sire, für welchen Ew. Majestät eigens diese Charge geschaffen haben, hat es mir gesagt!“

Der Herzog drohte vor Lachen zu ersticken und entwischte unbemerkt, so rasch er konnte.

„Lauzun hat Sie zum Narren gehabt!“ versetzte der König sehr lebhaft. „Und jetzt hören Sie: Schicken Sie den Hut da auf der Stelle zum Prämonstratenser-General!“

Der Generaloberst der Dragoner war wie niedergeschmettert: mit gesenkten Augen stand er da und betachtete den fatalen Hut mit einem Grimm und einer Scham, welche das Komische der Situation vollendeten.

Alles lachte und des Königs Vertraute drängten sich um diesen, um noch jeder seinen Senf extra dazuzugeben.

Nach langer Pause gewann Tessé so viel Selbstbewußtsein wieder, um von dannen zu gehen — das Klügste, was er tun konnte.

Unterwegs mußte er freilich durch die Reihen der Höflinge und Courtisanen Spiekruten laufen, von denen keiner mit höhnischen Bemerkungen zurückhielt. Auch später kam der graue Hut am Hofe noch immer aufs Tapet — der Herzog de Lauzun lächelte verächtlich, wenn man ihm davon sprach.

Ende.



Für die Kinderwelt.



(Nachdruck verboten.)

Hirt und Herde.

Einer der Mitspieler ist der Hirt, ihm werden die Augen verbunden, und so muß er an dem als „Stall“ bezeichneten Orte verweilen. Die anderen Spieler, die „Schafe“, fragen ihn einer nach dem anderen: „Wieviel Schritte darfst du gehen?“ Der Hirt nennt eine Zahl, und das Schaf geht die erlaubte Schrittzahl in beliebiger Richtung. Haben sich alle Schafe in dieser Weise von ihrem Hirten und aus dem Stall entfernt und überall hin zerstreut — nachdem sie die erlaubte Schrittzahl gegangen sind, müssen sie übrigens auf der so erreichten Stelle ruhig stehen bleiben — so fangen sie an, „bäh, bäh“ zu blöken, um den Hirten zu benachrichtigen, daß sie fort sind. Nun macht sich der Hirt mit seinen verbundenen Augen auf, die Schafe zu suchen. Letztere sind wieder verstummt, um dem Hirten das Suchen nicht dadurch zu erleichtern, daß er den Stimmen folgt. Blindlings muß er herumtappen, und wenn er eines der Schafe mit den suchend vorgestreckten Händen erfährt, so fragt er dasselbe: „Wer bist du?“ — Der Mitspieler nennt nun aber nicht etwa seinen Namen, sondern mit möglichst verstellter Stimme antwortet er nur: „Bäh, bäh.“ Der Hirt muß nun trotz der Verstellung der Stimme zu erraten suchen, wen er vor sich hat, und das Schaf muß, so oft es der Hirt wünscht, sein Bäh wiederholen. Hat der Hirt erraten, wen er vor sich hat, so bringt er das gefundene Schaf in den Stall und macht sich auf die Suche nach den anderen. Das Spiel währt so lange, bis er alle seine Schafe gefunden und ihre Namen erraten hat; es kann aber auch schon nach dem Aufhören und Erraten des ersten Schafes abgebrochen und ein neuer Hirt gewählt werden, je nach vorheriger Festlegung der Spielordnung.

Vogelhändler.

An diesem Spiele kann jede beliebige Anzahl Spieler teilnehmen. Ein Spieler ist der Vogelhändler, ein anderer der Käufer, alle übrigen sind Vögel im Laden des Händlers. Während der Käufer sich außer Hörweite befindet, gibt der Händler seinen Vögeln Namen, z. B. Fink, Aaraarienvogel, Amsel u. s. f. Nun kommt der Käufer und nennt eine Vogelart, die er zu kaufen wünscht. Ist dieselbe zufällig nicht vorhanden, so erwidert ihm der Händler, er möge doch einen anderen wählen. Der Käufer willfahrt ihm, und nennt er nun einen vorhandenen Vogel, so wird der Preis vereinbart, und der Käufer zählt dem Händler anscheinend das Geld in die Hand; sagen wir, es sind 10 Mark vereinbart, so muß er hierbei bis 10 zählen. Der Händler ruft währenddessen: „Vöglein flieg aus, komm wieder in mein Haus.“ Das Kind, welches nun den betreffenden, gerade verkauften Vogel darstellt, läuft nun nach einem vorher bestimmten Mal, und von dort zu seinem alten Platz im Vogelladen zurück. Der Käufer aber läuft, sobald er mit Zählen fertig ist, dem Vogel nach und sucht ihn zu fangen, d. h. einfach anzuschlagen, bevor er den Vogelladen wieder erreicht hat. Hat er den Vogel gefangen, so kommt dieser, statt in den Laden, in das Vogelhaus des Käufers, und hat der Käufer auf diese Art: alle Vögel an sich gebracht, so ist das Spiel zu Ende.

Häfel.

Setz einmal in einen Fluß
Der zur Donau geht,
Ein Geschlechtswort Du hinein
Und ein Land entsteht.
Nimm das letzte Zeichen mal
Einem großen Mann,
Den Du aus der Bibel kennst
Und ersetze dann
Durch ein andres Zeichen ihm
Den geraubten Fuß;
Hast Du dies, so fliehet sogleich
In den Rhein ein Fluß.
Wer kennt in China eine Stadt
Die ohne Kopf ein Name ist.
Den aber nie ein Mädchen hat:
Nun sagt einmal, ob Ihr es wißt!



Nützliches fürs Haus.



— **Kartoffelsalat für Feinschmecker.** Zwei Liter recht feste, nicht mehlig Kartoffeln kocht man in der Schale weich und schält sie darnach ab. Sind sie erkaltet, so schneidet man sie in feine Scheiben und übergießt sie mit einviertel Liter kalter, kräftiger Fleischbrühe. Nun bereitet man die Sauce: Für 25 Pfg. Sardellen, welche gewässert und entgrätet sind, und eine mittelgroße Zwiebel werden fein gewiegt und mit fünf Löffel scharfem Weinessig und drei Löffel feinstem Olivenöl, reichlich Salz und Pfeffer nach Belieben vermennt. Hierauf schüttet man die Kartoffeln mit der Fleischbrühe in die Sauce und schwenkt alles gut durch.

— **Mehlspeise.** Soviel Personen, soviel Eigelb werden mit feinem Zucker so lange gerührt, bis die Masse weiß ist. Das Weiße der Eier wird zu Schnee geschlagen und hinein gerührt. Von dieser Masse werden einige starke Löffel voll in einer Pfannuchen-Pfanne mit Butter gebaden. Dann legt man diesen Pfannuchen in eine Mehlspeisenform, drückt Zitronensaft darüber und belegt ihn mit Eingemachtem; dann kommt wieder ein Pfannuchen und so fort, bis drei oder vier Schichten sind. Die Form setzt man in einen Ofen, läßt sie von oben baden und bestreut die Speise nachher mit Zucker.

— **Sandtorie.** 500 Gramm Butter werden zur Sahne gerührt, 500 Gramm Zucker darunter gegeben, das Gelbe von acht Eiern eine Zeitlang gut gerührt, 500 Gramm Zucker, worunter die Schale einer Zitrone, vier Gramm Kardamomen mit etwas von dem acht Eiweißschnee untergerührt, dann den übrigen Schnee dazu geben, langsam gebaden und schließlich verziert.

— **Mandelschnitte zum Tee.** Ein halbes Kilo feingesiebter Zucker, sechs ganze Eier, die abgeriebene Schale einer Zitrone werden eine Zeitlang gerührt, dann werden einhalb Kilo Mehl und 375 Gramm ganze, ungeschälte Mandeln, die vorher mit einem Tuch abgerieben sind, darunter gemengt. Dann formt man den Teig in zwei lange, ungerührte handbreite Streifen und läßt dieselben bis zum anderen Tage stehen, schneidet sie dann in fingerdicke Streifen und bäckt sie in mäßig heißem Ofen hellbraun.

— **Blumpudding.** 375 Grm. frischen festen Rierentalg schabt und kocht man mit etwas übergestreutem Mehl ganz fein. Dann rührt man 375 Gr. Mehl mit fünf ganzen Eiern, einen kleinen Löffel voll Milch und dem geschabten Fett tüchtig durch, gibt 125 Gr. gestoßenen Zucker, fein gewiegte Zitronenschale, in Würfel geschnittene Succade — Zitronat —, vier Löffel Arrak, 375 Gr. Sultanrosinen, 125 Gr. gut gereinigte Korinthen, etwas Salz und, wenn die Masse so fest bleiben sollte, noch ein wenig Milch dazu. Sind alle Ingredienzien recht gleichmäßig verarbeitet, knetet man den Teig in eine Serviette und kocht den Pudding vier Stunden. — Es ist empfehlenswert, die Masse tags vorher zu bereiten. Ist der Pudding angerichtet, bestreut man ihn reichlich mit Zucker, schneidet oben eine Rundung in der Größe eines Hühnereies heraus, füllt die entstandene Höhlung mit Arrak, kühlt diesen mit einem Fildibus an und bringt ihn brennend zur Tafel.

— **Rehkeule auf französische Art.** Man häutet und wäscht eine schöne Rehkeule und legt sie zwei bis drei Tage in eine Marinade aus einer Flasche Portwein, einigen Löffeln Kräutereffig, Del und Salz, Gewürz und Zwiebel-scheiben. Dann trocknet man sie ab, brät sie in Butter in einem Ofen, indem man allmählich etwa ein Viertel der Marinade angießt, in einer Stunde gar.

**Steckpferd-
Lilienmilch-
Seife**

BERGMANN & CO.
RADEBEUL-DRESDEN

Erzeugt reines, jugendfrisches Aussehen, reine weißes, sammetweiches Haut u. saften, blendenschönen Teint. A St. 50 Pfg. überall zu haben.

Unsere Bilder.

— Großfürst Alexis †. Großfürst Alexis von Rußland (vgl. das Bild Seite 401) starb im Alter von 58 Jahren in Paris, wo er in der Verbannung lebte, um nicht ein Opfer der russischen Volkswut zu werden. Sein ausschweifendes, niemals der Pflicht gewidmetes Leben hat ungeheures Unglück über sein russisches Vaterland gebracht. Schon im jungen Jahren, als Bruder des Zaren Alexander III., an die Spitze der russischen Flotte gestellt, vergendete er sogar die ihm anvertrauten Staatsgelder, so daß der Zusammenbruch der russischen Flotte im Kriege Rußlands gegen Japan die notwendige Folge seiner Pflichtvergessenheit war.

— Prinz Tschun, der Regent von China (vgl. das Bild Seite 402). Da der Kaiser Kwang-Sü im 38. Lebensjahre ohne Hinterlassung von Leibeserben gestorben ist und durch testamentarische Bestimmung zu seinem Nachfolger den ältesten, jetzt vier Jahre alten Sohn seines Bruders, des Prinzen Tschun, ernannt hat, so hat dieser für seinen unmündigen Sohn die Regentschaft übernommen. Prinz Tschun ist der „Sühneprinz“, der seinerzeit in Berlin Abbitte leisten mußte für die Ermordung des deutschen Gesandten in China, Freiherr v. Ketteler. Der nunmehrige Regent von China hat die Absicht angekündigt, dem künftigen Kaiser von China eine moderne Erziehung zuteil werden zu lassen. Die Reformbewegung in China, die nach dem Beispiel Japans einen Anschluß an die europäische Kultur anstrebt, würde dadurch eine starke Förderung erfahren.

— Kriegerische Vorbereitungen in Serbien (siehe Bilder Seite 405). Das unverantwortet provokatorische Auftreten des serbischen Kronprinzen ist nicht ohne Folgen geblieben. Selbst Frauen melden sich zum Kriegsdienst. Das eine Bild zeigt die Einsegnung serbischer Männer und Frauen zum Waffendienst. Die Kriegsgefahr ist dadurch etwas gemildert, daß die europäischen Großmächte die serbische Regierung darüber nicht im Zweifel gelassen haben, daß Serbien im Kriegsfall auf keine Unterstützung zu rechnen habe. Auch die Türkei hat sich von Serbien zurückgezogen, so daß nur noch das kleine Montenegro zu Serbien hält.

Zur Unterhaltung.

— Zweideutiges Lob. M a l e r: Madame, wie gefällt Ihnen mein Seesurm, ist er nicht natürlich? — D a m e: Zum Seesurmer werden.

— Der dumme Bauer. F o c h e n: 3 Jahr nimmer mehr in die Stadt — da ist's weiter niz wie Schwindel! Da hab' i nu scho fünf Schachteln Insektenpulver g'fress, aber 's Wunderzeigs von Flöh' beißt mi allerweil noch!!

— Doppeltunig. „Nun, was machst deine Frau?“ — „O, sie läßt nichts zu wünschen übrig.“

— Begründung. „Sagten Sie nicht, diese Dichtung schlugte verwandte Seiten in Ihnen an? Inwiefern?“ — „Weil der Dichter ein Seiten-Verwandter von mir ist.“

— Unter Freundinnen. „Was hat dein neuer Hut gekostet?“ — „Noch keine hundert.“ — „Was —? Markt?“ — „Tränen!“

— Dichterstolz. „Der Wursthändler nebenan benutz deine Gedichte ja jetzt als Einwickelpapier.“ — „Ja, er darf aber nach unserer Abmachung nur bessere Wurst darin einwickeln.“

— Druckfehler. (Aus einem Lokalbericht.) „Wie schon durch Extrablätter bekannt gemacht, ereignete sich gestern in der Friedrichstraße ein schrecklicher Moppel-Selbstmord.“

— Zwingender Grund. A.: Ich bin nie im Stande, über einen Schwiegermutterwitz zu lachen. — B.: Ach, wenn Sie, wie ich, eine Schwiegermutter hätten, die 100 000 Mark im Vermögen hat, dann würden Sie auch über jeden Wis lachen, den sie macht!

— Treffender Ausdruck. Töchterreiche Mutter: Sag' mal, Onkel Erich, kannst du mir aus deinem großen Bekanntenkreise nicht ein paar Schwiegeröhne zutreiben?

— Auch ein Andenken. A.: Also ein teures Andenken war die Gelbbörse, die du verloren hast? An wen denn? — B.: An einen Hundertmarkschein, der 'mal darin war.

Rätselecke.

Begrüßung.



Wo ist der dritte Schütze?

Zweifelhafte Charade.

Das Erste ist fast überall
Auf der Straße, im Haus, unter'm Wasserfall;
Das zweite ist im deutschen Land
Als schwer errungene Feste bekannt.
Das Ganze ein Meister, der's Erste verziert,
Und einer, der im Kriege zum Siege geführt.

Rätsel.

Du hast ihn gern und bietest ihm
Die allerbesten Speisen an,
Und meldet er sich ungestüm,
Suchst du ihn zu vertreiben ban.

Doch kommt er nie zu dir als Gast.
Dann fühlst du dich gelangweilt, krank.
Und wenn den besten Koch du hast,
Er macht dir sicher nichts zu Dank.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Ergänzungsrätsel: Glaube, Trube, Rhein, Knebel, Perle, Reib, Bilde, Culm, Weber, Decke. — Engelbert Gumperdind.

Buchstabenrätsel: Tanager, Anger, Range.

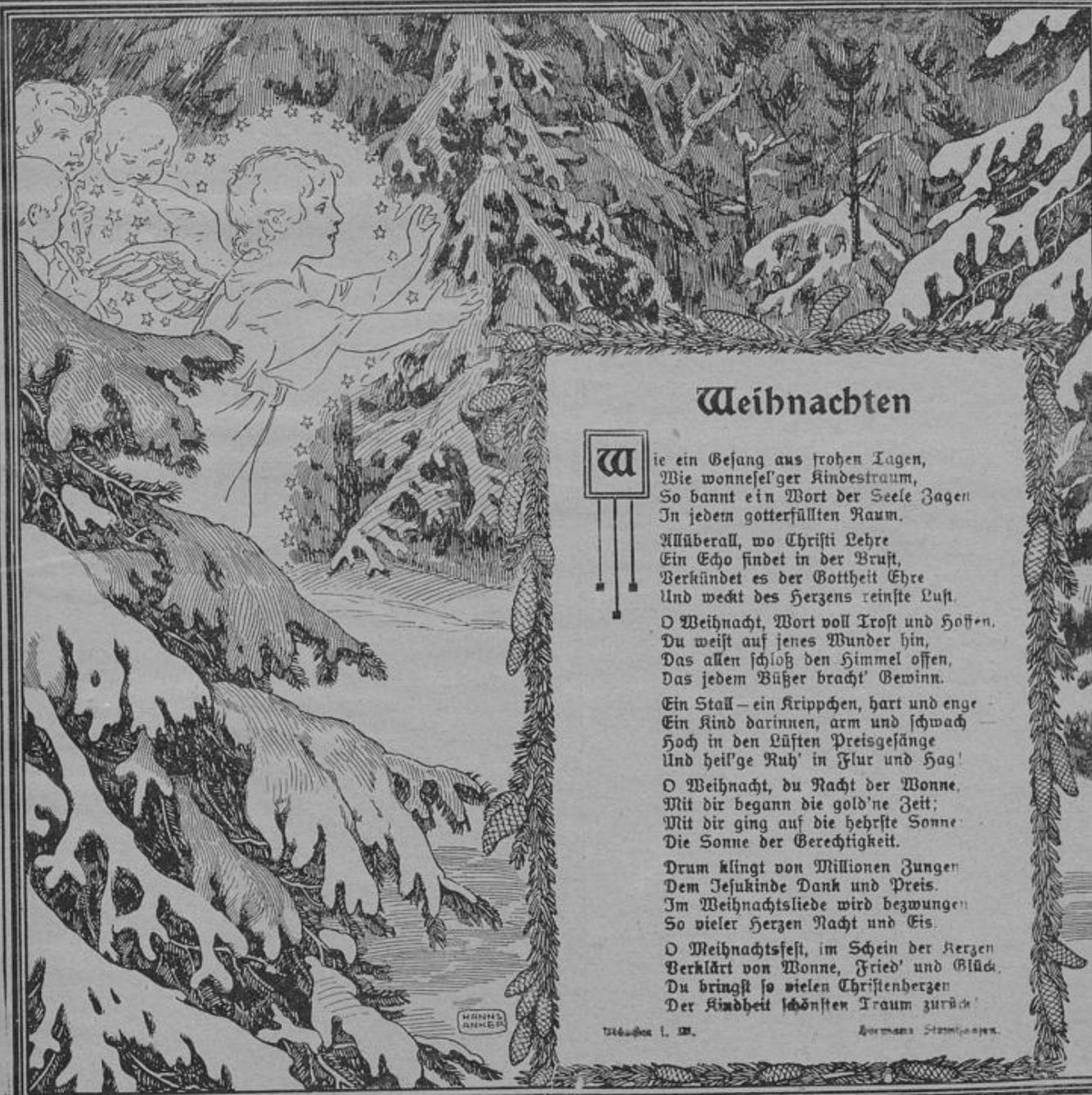
Rebus: Ansichtspostkarten.



Nr. 52.

Sonntag, 27. Dezember.

Jahrgang 1908.



Weihnachten

Wie ein Gesang aus frohen Tagen,
Wie wonnesel'ger Kindestraum,
So bannt ein Wort der Seele Zagen
In jedem gotterfüllten Raum.

Allüberall, wo Christi Lehre
Ein Echo findet in der Brust,
Verkündet es der Gottheit Ehre
Und weckt des Herzens reinste Lust.

O Weihnacht, Wort voll Trost und Hoffen,
Du weist auf jenes Wunder hin,
Das allen schloß den Himmel offen,
Das jedem Büsser bracht' Gewinn.

Ein Stall — ein Krippchen, hart und eng —
Ein Kind darinnen, arm und schwach —
Hoch in den Lüften Preisgesänge
Und heil'ge Ruh' in Flur und Hag!

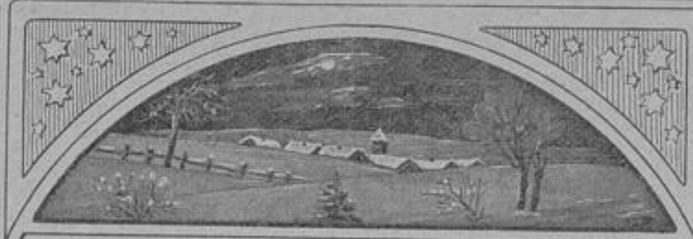
O Weihnacht, du Nacht der Monne,
Mit dir begann die gold'ne Zeit;
Mit dir ging auf die hehrste Sonne:
Die Sonne der Gerechtigkeit.

Drum klingt von Millionen Zungen
Dem Jesukinde Dank und Preis.
Im Weihnachtsliede wird bezwungen
So vieler Herzen Nacht und Eis.

O Weihnachtsfest, im Schein der Kerzen
Berklärt von Monne, Fried' und Glück,
Du bringst so vielen Christenherzen
Der Kindheit schönsten Traum zurück!

Verlag von I. W.

Verlag von I. W.



Die Brüder.

Eine Weihnachtsgeschichte von C. K. ...

Nachdruck verboten.

Einst am Waldestand stand die Hütte des Köhler-Franz. Im Sommer, wenn der wilde Wein sich mit Blättern bedeckte, verhüllte er mitteilidig die schiefen Wände, die zerbrochenen und mit Papier verklebten Fenster Scheiben, die Löcher in dem alten morschen Dach. Im Winter bot sie einen desto trostloseren Anblick. Der Köhler-Franz und sein Weib lebten in stetem Pant und Haber und ihre Ehe gleich dem Neßlern ihres unwirtlichen Heims. Mit huter Streiten versäumten sie die Zeit, die sie zum Erwerb so nötig gebraucht hätten und daher kam es, daß es ihnen oft an Brot fehlte, ihren Hunger zu stillen. Wie sollten sie Geld übrig haben, um die Schäden ihres Hauses auszubessern. Die Wände wurden von Jahr zu Jahr schiefer, immer mehr Glas wurde durch Papier ersetzt und durch das Dach fanden Regen und Schnee stets ungehinderten Eingang. Kinder hatten sie zum Glück keine.

Ein Bruder von ihm lebte im selben Dorfe, der Steinhauer-Karl. Auch er besaß ein kleines Häuschen, in dem er mit seiner Frau und seinem Kinde, dem 12jährigen Wilhelm, wohnte. Aber wech' andern Anblick bot diese Behausung. Dach und Fenster waren in gutem Zustande, die Wände waren sauber getüncht, der edle Wein an der Sübseite sorgfältig gepflegt. Und gerade so friedlich und erfreulich war das Zusammenleben der drei Menschen. Der fleißige Karl brachte an jedem Sonnabend einen schönen Verdienst aus dem Steinbruche heim. Er ließ sich aber auch den zweistündigen Weg am Morgen und am Abend nicht verdrießen und ebenso unermüdetlich war sein Weib, die Näh-Anna. Sie arbeitete für die Bäuerinnen Kleider und Wäsche und war wegen ihres freundlichen Wesens, ihrer Sauberkeit und Ehrlichkeit, sehr gesucht.

Es war an einem Dezembertag. Draußen stürmte und schneite es. Anna sah in der warmen Stube und nähte. Seit drei Uhr brannte schon die Lampe und aus dem Ofen brodelte die Suppe, angenehme Düste verbreitend. Wilhelm saß am Tisch und rechnete.

„Wenn Vater doch erst hier wäre, bei dem Wetter!“ sagte Anna.

„Ja, mich hungert auch schon so. Es ist aber erst 5 Uhr. Vor einer halben Stunde kann Vater gar nicht hier sein.“

Beide arbeiteten emsig weiter. Die Frau schürte nur hin und wieder das Feuer und sah nach dem Ofen.

Jetzt sprang Wilhelm auf und öffnete die Tür, er hatte den Vater kommen hören. Mit schweren Schritten trat dieser ins Haus, klopfte den Schnee aus Mantel und Hut und kam in die Stube.

„Ist das ein schenkliches Wetter heim' abend, wenn das so bleibt mit Schneien, bekommen wir doch noch weiche Weihnächten.“

Er zog den Mantel aus, nahm den Hut ab und hing beides zum Trocknen an den Ofen, die schweren Stiefel mit den Holzsohlen vertauschte er mit warmen Filzschuhen, trocknete sein Gesicht, machte die Eisstückchen aus seinem Bart und setzte sich dann an den Tisch.

„Heut' soll mir die warme Suppe schmecken, Mutter, nach der Wanderung. Göllich kalt bläst der Wind.“

Sie aßen alle drei mit gutem Appetit die Vohnensuppe mit Suet. Dann steckte der Vater seine Pfeife an und rückte nahe an den warmen Ofen. Wilhelm arbeitete mit der Laubsäge

an einem Vogelbauer. Und der Vater besprach mit seinen Lieben, was sich den Tag über ereignet hatte.

„Ich bin nur froh, daß ich mir schon einen Weihnachtsbaum vom Förster geholt habe. Bei dem Schnee kann man schlecht in den Wald gehen. Wo hast du den Baum, Anna?“

„Er steht hinterm Haus an der Wand, gleich neben der Tür, Aepfel und Weihnachtslichter habe ich ja auch vorige Woche aus der Stadt mitgebracht; Mehl, Zucker und alles zum Kuchen auch schon, den backe ich dann übermorgen, damit er zum Fest schön frisch ist.“

Früh am Abend legten sich alle zur Ruhe, draußen wütete der Sturm fort und trieb den Schnee an die Fenster, wo er in Klümpchen hängen blieb.

Am andern Morgen schneite es noch, so daß der Steinhauer-Karl nicht auf die Arbeit gehen konnte, denn im Druck draußen war bei solchem Wetter nichts anzufangen.

Wilhelm war zur Schule gegangen. Anna sah mit ihrer Näherer am Fenster.

„Weißt du was, Anna, ich gehe heute zur Stadt, denn verloren ist der Tag so wie so und ich hätte noch Kleinigkeiten für dich und Willi einzukaufen. Der Junge wünscht sich so sehr einen Kasten mit Handwerkszeug. Ich nehme dann gleich das Gewehr mit, du weißt ja, ich habe es dem Krämer-Heinrich leihhin verkauft und versprochen, es bei Gelegenheit mitzunehmen. Ich will froh sein, wenn das Ding erst aus dem Hause ist. Der Junge, der Wilhelm, ist schon so alt, daß er es leicht regieren kann und wie oft liest man im Blatt, daß einer verkehrt ist durch unvorsichtiges Hartieren mit Schußwaffen.“

Er ging in die Schlafkammer und holte das Gewehr. Vorsichtig sah er nach, ob es geladen sei.

„Donnerwetter, Mutter, hier steckt noch ein Schuß drin, wie lange steht die Büchse nun schon unbenutzt, wenn ich denke, was da hätte passieren können. Weißt du was, ich schieße das Ding auf dem Hof ab.“

Er ging hinaus und tat es. Dann nahm er das Gewehr in die Stube und wuschte es ab. Anna brachte seine Mütze und seinen Mantel und Karl barg das Gewehr darunter, damit der Schnee ihm nichts anhaben könnte.

„Zum Abendessen bin ich wieder daheim“, rief er seiner Frau zu und nach wenigen Augenblicken war seine Gestalt in den wirbelnden Schneeflocken verschwunden.

Anna ging wieder an ihre Näharbeit und bei der gewohnten Beschäftigung eilten ihre Gedanken der Zeit voraus. Sie malte sie den Heiligen Abend aus, den Lichterbaum, Wilhelms strahlendes Gesicht und das gemüthliche Beisammensein mit ihren Lieben.

Es wurde Abend, der Vater kam nicht. Um 9 Uhr schickte Anna den Knaben ins Bett. Sie hatte keine Ruhe. War ihrem Karl etwas zugestoßen, daß er noch nicht daheim war? Geschneit hatte es schon seit Mittag nicht mehr. Vielleicht hatte Karl sich überreden lassen, die Nacht in der Stadt zu bleiben. So sprach Anna sich selbst zu, um ihre Angst zu betäuben. Hinlegen mochte sie sich nicht, er konnte ja vielleicht doch noch in der Nacht heimkommen. Sie legte Holz auf das heruntergebrannte Feuer im Ofen und blieb die Nacht auf, mit ihrer Näharbeit beschäftigt.

Der Morgen kam. Als Wilhelm erwachte, war seine erste

Frage nach dem Vater. Anna, überwacht und voller Sorgen, brach in Tränen aus.

„Vielleicht,“ rief Wilhelm aus, „ist Vater ein Unfall passiert. Ich gehe zum Lehrer, entschuldige mich für heute, und dann laufe ich zur Stadt, um Vater zu suchen.“

„Ja, mein Junge, das tue nur. Morgen ist der Heilige Abend. Ach, wäre der Vater nur erst wieder hier, mir ist so bekommen zu Mut.“

„Ich bringe ihn dir, liebe Mutter, wer weiß, wodurch Vater in der Stadt noch aufgehalten worden ist. Jetzt weine nicht mehr, ich laufe so schnell ich kann. Leb' wohl, mein Mütterchen.“

Als der Knabe gegangen war, brach Anna von neuem in Tränen aus. Nun war sie ganz allein.

Wie lange sie so gesehnen und ihrem Kummer nachgegeben hatte, wußte sie nicht. Da trat plötzlich der Gemeinbediener in die Stube und forderte Anna auf, zum Schützen zu kommen.

„Weiß er was von meinem Karl?“ fragte sie ängstlich.

„Wahrscheinlich.“

„Ich komme gleich.“ Anna schlug ein dickes Tuch um, schloß das Haus ab und eilte dem Gemeinbediener nach. Beim Schützen fand sie einen fremden Mann im Zimmer.

„Tag, Näh-Anna, seß dich mal her. Sag mal, ist dein Mann gestern auf Arbeit gegangen?“

„Nein, er ist zur Stadt.“

„Wann denn ungefähr?“ — „Um halb neun Uhr rum.“

„Was hat er denn angehabt?“

„Seinen großen Mantel und die dicke Wintermütze.“

Der fremde Mann nickte und sagte: „Stimmt.“

„Haben Sie ihn gesehen? Ich habe solche Angst, und Wilhelm ist zur Stadt gegangen, um ihn zu suchen.“

„Der, den ich gesehen habe, der kommt wohl so bald nicht nach Hause. Wenn das Ihr Mann ist, werden Sie Weihnachten wohl ohne ihn feiern müssen.“

„Warum? Wo ist er denn?“

„Beim Wildern ist er abgefaßt und eingesperrt.“

„Das ist eine Lüge! Mein Karl wildert nicht, verzeihen Sie mich, Schulze, das kann mein Mann nicht gewesen sein, den der da gesehen hat!“

„Aber die Beschreibung paßt ganz genau auf den Steinhauer-Karl. Erzählen Sie doch noch mal, was Sie gestern vormittag erlebt haben.“

„Also, ich bin früh von der Stadt fortgegangen, ich bin ja doch auf der Waise, und als ich so um 9 Uhr da oben im Wald bin, höre ich zwei Männer zanken. Ich gehe näher und sehe einen Jäger und einen mit großem Bart. Der Jäger packt den Mann und reißt an einem Gewehr, das der unter dem Mantel versteckt trug.“

„Mein Karl wollte seine Büchse dem Krämer-Heinrich in der Stadt mitnehmen, weil er sie ihm verkauft hatte.“

„So sagte der Mann auch zu dem Jäger. Der aber lachte ihn aus, sagte, er habe schießen hören, und ganz vorn im Wald läge auch der Bod, wahrscheinlich hätte er das Tier aus Angst liegen lassen und die Geschichte mit dem Verkauf sich ausgedacht. Was der Mann war, der schrie, er sei kein Wilderer, der Jäger solle ihn in Ruhe lassen. Wie mich der Jäger sieht, fragt er, ob ich ihm nicht helfen wolle, den Wilderer zur Stadt zu bringen. Ich sagte: Meinemwegen. Da mußte ich den Bod holen und tragen. Gegen 11 Uhr waren wir in der Stadt. Der Mann wurde ins Gefängnis gesperrt. Bis nachmittag mußte ich noch bleiben, um auszusagen, was ich gesehen hatte. Der Mann hat alles bestritten und der Richter meinte, die Untersuchung werde schon alles rausbringen. Nun hat mich Ihr Mann, ich sollte dem Schulzen hier alles erzählen. Er sei der Steinhauer-Karl. Mehr weiß ich nicht.“

Anna war in Tränen ausgebrochen. „Mein armer Karl!“ jammerte sie.

„Ja,“ meinte der Schulze, „ich habe deinem Mann das Wildern nicht zugetraut, aber der Richter hat doch gesagt, daß die Kugel, womit der Bod geschossen sei, gerade in seine Büchse passe und daß ein Lauf frisch abgeschossen war.“

„Ach Gott, das Unglück! Mein Karl hatte gemerkt, daß noch ein Schuß in der Büchse steckte. Damit nichts passierte, ist er nach dem Hof gegangen und hat das Gewehr abgeschossen. Ich gehe zur Stadt und sage dem Richter.“

„Das nützt dir nichts, Anna, du mußt Beweise bringen.“ Anna schlich heim. Wie sollte sie herausbringen, wer gemildert hatte. Sie setzte sich hin und konnte keinen vernünftigen Gedanken fassen. Wenn doch Wilhelm erst wieder zurück wäre. Zu ihrem Karl mußte sie, das stand fest. Wie

hatte er sich auf den Heiligen Abend gefreut. Und nun sah er im Geängnis. Ein Schluchzen erschütterte ihren Körper. Plötzlich fiel ihr ein, daß Wilhelm doch etwas Warmes essen müsse, wenn er aus der Stadt käme. Sie ging hinaus, um Holz zum Feueranmachen aus dem Schuppen heranzuholen. Da ging der Köhler-Franz vorbei.

„Na, Schwägerin, wo bleibt jetzt dein Stolz? Was macht der Steinhauer-Karl für Sachen? Wer hätte das dem Mann zugetraut? Wildern tut er, schau an. Jetzt hat er Zeit, darüber nachzudenken, ob er gegen seinen armen Bruder recht gehandelt hat. So etwas mache ich doch nicht, und hinter den eisernen Gardinen habe ich auch noch nicht gegessen. Aber der gute, fleißige Karl mußte ja zu Weihnachten einen Braten haben. Wir sind zufrieden mit Kartoffeln.“ So redete er höhnisch weiter. Anna beachtete ihn nicht und ließ ihn schwagen, obgleich jedes Wort sie bitter kränkte. Als der Köhler-Franz sah, daß er keinen Eindruck machte, rief er ihr noch mehrere derbe Schimpfwörter zu und trollte sich heim.

Mittags kam Wilhelm ganz abgehebt und aufgeregt. Er hatte in der Stadt alles erfahren und eilte sofort zurück, um seiner Mutter diese Nachricht zu bringen. Auf der Polizeistation hatten sie auch ihm gesagt, er solle nach Beweisen suchen, daß ein anderer den Rehbod erlegt hätte. Anna erzählte Wilhelm von dem Handwerksburschen. Dann saßen sie still beisammen und hingen ihren trüben Gedanken nach.

Plötzlich sprang Wilhelm auf und sagte entschlossen: „Mutter, ich gehe noch ein wenig in den Wald, so wie dich nicht, vielleicht gelingt es mir, Vater zu helfen.“

Dort angekommen, suchte er, bis er die Stelle fand, wo der Rehbod geschossen war. Der blutige Schnee war zerireten und direkt ins Dorf und nach dem Weg zur Stadt führten Fußspuren. Jetzt begann Wilhelm eifrig im Schnee umherzuwühlen. Vielleicht hatte der Wilderer einen Gegenstand verloren. Er sollte ja beim Ausweiden gestört sein.

Aber sein Suchen war vergebens. Traurig wollte Wilhelm heimgehen, als er auf etwas Hartes trat. Er bückte sich und hob ein Taschenmesser auf. Es war geöffnet und an der Klinge klebten Blut und Rehbare. Wilhelm stieß einen Freudenschrei aus. Schnell versteckte er das Messer unter seiner Jacke und lief in Sprüngen nach Hause.

„Mutter, Mutter!“ rief er, „ich habe was gemunden. Da sieh!“

„Ein Messer, Wilhelm, wo ist das her?“

„Da, wo das Reh gelegen hat. Das heißt, nicht gerade auf demselben Fleck, sondern einige Schritte weiterhin. Gewiß hat der Wilderer es weggeworfen.“

„Zeig' einmal.“ Sie besah es, stutzte und rief: „Wilhelm, das gehört deinem Onkel, dem Köhler-Franz. Und der wagte es heut, mich so zu verhöhnen und zu beschimpfen. Na warte, gleich gehe ich zu ihm und sag' ihm ins Gesicht. Der soll mir noch einmal kommen, der Lump!“

„Mutter, so sei doch vernünftig. Sprich zu niemanden von dem Messer. Woher weißt du übrigens so bestimmt, daß es dem Onkel gehört?“

„Siehst du, als der Großvater starb, teilten sich der Köhler-Franz und dein Vater in seine Sachen. Und dies Messer hatte beiden immer so gut gefallen. Der Großvater brachte es aus dem Krieg mit, wo er es von einem sterbenden Offizier als Andenken gekriegt hatte. So ein schönes hat hier im Dorf sonst niemand. Und weil dein Vater ein so guter Mensch ist, gab er es dem Franz, um allen Rank zu vermeiden, obgleich er es selbst gern behalten hätte.“

„Wenn du das ganz gewiß weißt, gehe ich damit zum Schulzen, der sagt dann schon, was weiter werden soll.“ Wilhelm ging.

Am andern Morgen wurde der Köhler-Franz festgenommen. Nachdem er erst alles frech gelugnet hatte, gestand er endlich ein, daß er das Reh geschossen habe. Das Messer und das daneben im Bettstroh versteckte Gewehr waren zu sichere Beweise gegen ihn. Sogleich wurde er nach der Stadt ins Gefängnis gebracht. Später empfing er seine gebührende Strafe. Nachdem er sie verbüßt, verschwand er mit seiner Frau aus dem Dorfe, niemand wußte, wo sie geblieben waren. Das Hüttchen verfiel vollständig und gleicht jetzt einer Ruine.

Den Steinhauer-Karl aber entließ man an demselben Tage aus der Haft, wo der Köhler-Franz gefangen genommen und überführt wurde.

Wilhelm ließ es sich nicht nehmen, den Vater selbst abzuholen. Wer beschreibt die Freude der beiden glücklichen Menschen, als sie sich nach so schmerzlicher Trennung wieder hatten.

„Jetzt müssen wir aber einen Kuchen kaufen, denn Mutter hat keinen gebacken, lieber Vater,“ sagte Wilhelma. Dies geschah und, so schnell sie konnten, eilten sie heim, um die Mutter nicht zu lange warten zu lassen.

Diese hatte den Tag nicht müßig zugebracht. Sie hatte im Haus alles für das Fest hergerichtet. Eine kräftige Suppe brodelte auf dem Ofen, auch einige Flaschen Bier waren für den armen Karl bereitgestellt. Jetzt holte sie den Baum in die Stube, befestigte Äpfel und die Lichter daran. Unter den Bann legte sie die warme Weste und die Bezmütze für ihren Mann und den neuen Anzug für Wilhelm. So verging die Zeit und, als sie mit ihren Vorbereitungen fertig war und zur Feier des Tages ihr Sonntagskleid angezogen hatte, stürzte Wilhelm mit Jubel in die Stube, den geliebten Vater hinter sich her ziehend.

Stumm sanken sich die Gatten in die Arme und Tränen liefen über Annas Wangen, aber es waren Freudentränen, unter denen sie lächelnd zu ihrem Karl aufsaß.

Weihnachtslieder.

Von M. Weigl.

Nachdruck verboten.

Heiligabend!

Seit dem Dunkelwerden schüttete der Himmel unablässig Wolken von Schnee auf die Stadt hernieder und verfenkte die Welt in heiliges Schweigen. Lautlos verhallten die Tritte in der weichen, weißen Decke, und dicke Schleier lagerten vor den Augen der wenigen Menschen, die noch die Straßen durchheilten.

Still und einsam lag die vornehme Billenstraße im Dunkel, nur hier und da durchdrang ein schwacher Weihnachtschimmer vom Fenster her die wirbelnden Schneemassen. Denn die vornehmen Leute ziehen die Vorhänge und Jalousien vor, damit auch ja keiner von außen her ihre Weihnachtsfreuden beobachte.



Ohne Weihnacht. Gemälde von Aug. Dieffenbacher.

Jetzt aßen sie die Suppe und dann wurden die Lichter angezündet und, als die kleine glückliche Familie im Kerzenschimmer des Weihnachtsbaumes beisammen saß, meinten sie, noch keinen so schönen Heiligen-Abend erlebt zu haben. „Wie traurig hätte das Weihnachtsfest für uns werden können,“ sagte Anna, „wie danke ich Gott für deine glückliche Befreiung aus dem schrecklichen Gefängnis.“

„Nächst ihm danke ich es dir, mein lieber Junge, daß ich so bald erlöst wurde; hättest du nicht so eifrig im Walde nach Spuren des Wilberers gesucht und dadurch das Messer gefunden, wir wären heut' noch unglücklich.“ Er strich Wilhelm liebevoll über seine blonden Locken. „Jetzt singe mir noch die lieben, alten Weihnachtslieder, mein Kind, magst du?“

„Gewiß, Vater!“ antwortete Wilhelm mit strahlenden Augen, und hell erklang sein „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Anna und Karl saßen Hand in Hand und saßen mit verzückten Gesichtern in den hellen Lichterbaum.

In einem der Vorgärten knisterte es hinter den Sträuchern, eine kleine, schwächliche, zerlumpte Mannesgestalt löste sich aus dem Dunkel und schlich vorsichtig tastend die Häuserwand entlang bis zum letzten Fenster. Der Kleine redete sich in die Höhe und tippte leise daran. Wahrhaftig, der „rote Bartels“ hatte scharfe Augen gehabt, das Fenster war nur angelehnt.

Mit affenartiger Leichtigkeit schwang er sich hinein und kroch vorsichtig in einem kleinen, eleganten Zimmerchen herum. Die Tür gegenüber dem Fenster sollte er öffnen, hatte der Rote gesagt, in dem Zimmer müßte ein „Feuerfester“ stehen, wenn er sich nicht ganz ertlich täuschte. Und der Rote hatte bei dem Wort „Feuerfester“ verächtlich gegrinst und ihm allerhand Mirrendes in die Tasche gestopft, das Werkzeug, und etwas Festes, Glänzendes in die rechte Tasche, da hielt er nun fortwährend die Hand drauf. Aber es kam keiner, denn über ihm im ersten Stock wurde Weihnachten gefeiert, darauf hatten sie ja beide spekuliert.

Der Kleine lauschte und brühte geräuschlos die Klinke, dann



Nach dem Gemälde von M. Blochhorst. Ehre sei Gott in der Höhe.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

stand er in einem größeren, dunklen Raum, und als er das elektrische Zeichenlämpchen knipfte, sah er, daß es ein feines Schlafzimmer war, an der großen Wand zwei elegante Betten, mit Spitzen und Seidendecken und längs der Fußenden ein Kinderhimmelbettchen.

Eben wollte er Umschau halten nach dem „Feuer- und Diebesfächeren“, da kamen draußen Schritte die Treppe hinunter geradezu auf das Zimmer, und langsam wurde die Türe geöffnet. Der Kerl verschwand lautlos unter den Betten. Weiße Frauentritte gingen über den Teppich, eine Schleppe rauschte und eine sanfte Frauenstimme sprach zu einem Kinde:

„So, Bübchen, nun ist's Zeit, nun geh'n wir ins Cio-Deia-bettchen, gelt?“

Aber klein Bübchen wollte wohl nicht, er sträubte sich und wurde weinerlich. Die Mutter wiegte und beruhigte und sagte:

„Gleich kommt auch Christkindchen mit allen Engelnchen aus Bettchen, mach nur schnell die Neuglein zu.“

Es nutzte alles nichts, klein Bübchen konnte nicht einschlafen, sondern begann zu schreien; die Weihnachtsfreude hatte ihn gewiß zu sehr angeregt.

Da fing die Mutter an zu singen mit unendlich weicher, melodischer Stimme, alle Weihnachtslieder, die's nur gab, eines nach dem andern: „Zur Kinderlein kommt“ zuerst, dann die weisevolle Klänge von „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Der Kerl unter dem Bett machte eine Bewegung, er zog die eine Hand leer aus der rechten Tasche. — Und weiter sang die junge Mutter: „Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben.“ — und der Mensch unter dem Bett machte seine stieren Augen zu und ließ die Gedanken über sich fluten und konnte ihnen nicht wehren — wie er noch klein war, und der Vater noch lebte und gesund war, und die Mutter am Heiligabend das Waschbrett beiseite stellte und das Bäumchen putzte. Und dann mußten sie sich alle um den Baum stellen, er und die Brüder, und mußten singen: „Alle Jahre wieder“ und dann kriegte jeder vom Vater einen Kiefferluchen und von der Mutter irgend was, was gute Leute ihr geschenkt hatten. — —

„Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen,“ sang die junge Frau weiter, und er dachte, daß es sein Lieblingslied in der Schule war, und wieviel Ewigkeiten das nun schon vergessen war. „Es ist ein Ros“ entsprungen, aus einer Wurzel zart.“

— — Und wie er später den „roten Bartels“ kennen lernte, diesen verkommenen, rothaarigen Menschen, mit den grünen, faszinierenden Luchsaugen, der ihn so gut gebrauchen konnte, weil er selbst zu plump und schwerfällig war. — Wieviel Anstalten und Gefängnisse er schon durchwandert hatte,

und wie er nun auf die niedrigste Stufe gesunken war, wo ihm selbst ein Menschenleben nichts mehr galt.

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute, neue Mär.“

— Vor Jahren sah er mal am Weihnachten in einer großen Stadt im Gefängnis, da hatten sie in der Kirche vor den Gefangenen ein Kirchenkonzert unter brennendem Weihnachtsbaum veranstaltet, und eine Sängerin hatte da gesungen, gerade so weich und schön wie jetzt die Frau am Kinderbettchen. Fast wäre er damals umgekehrt und ein anständiger Mensch geworden, aber der Rote ließ nicht locker, der hatte mehr Willen wie er, und so ging er zugrunde.

„Du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit,“ sang jetzt die Mutter, aber nur noch ganz leise, denn ihr Bübchen war längst sanft und selig eingeschlafen und träumte nun von Christkind und Weihnachtsengelchen. Auf den Behenippen schlief die junge Frau aus dem Zimmer. „Welt ging verloren, Christ ward geboren,“ summt sie, als der Saum ihrer Schleppe das Versteck des Verbrechers streifte, und „freue, freue dich, o Christenheit“ jubelte es draußen in frohen Trillern durch's Treppenhaus. Einige Augenblicke war es mäuschenstill im Zimmer, vom Bettchen her ertönten leichte, regelmäßige Atemzüge.

Dann kroch der Mann langsam und schwerfällig aus seinem Versteck hervor und wankte der Türe zu. Er tastete unsicher vorwärts, denn es war ihm was in die Augen gekommen, das mußte er mit dem schmutzigen Ärmel wegwischen.

Er hob noch einmal das Licht, und da erblickte er ein winziges Stumpfnäschen, rosenrote Kinderbäckchen und ein paar mollige Ärmchen, die einen nagelneuen Hampeimann liebevoll umschlungen hielten.

Da trieb es ihn plötzlich fort, wie gehebt, — fort aus diesem Hause, fort von dem Roten, fort in die weite Welt, egal wohin! — Der rote Bartels wollte ihm behilflich sein, als er über das Gitter stieg, aber er schüttelte, ihn ab wie ein lästiges Insekt. „Laß mich,“ fleuchte er, „ich hab nichts gefunden. Geh deiner Wege, ich geh meine.“ „Bist wohl verrückt,“ knurrte der andere, „gib her, wieviel ist's? Hast lang genug gearbeitet.“ „Nichts hab' ich — will nicht mehr — laß mich —!“ Und der Kleine riß sich los und verschwand im Dunkel und Schneegestöber.

„Holla, — das ist's, willst mich bestehlen! — na warte —“ Und in langen Säben verfolgte der Rote seinen Komplizen. Der aber war viel gewandter und ließ seinen Verfolger bald weit, weit hinter sich. Allmählich wurden seine Schritte langsamer, seine Füße bleiern — er konnte nicht mehr. Auf einem großen Plaze winkten weiße Stufen, die stolperte er hinauf, bis er oben in einer Steinische liegen blieb. Vor seinen Augen flackerten Lichter, in seiner Ohren brauste es wie



Orgel und Glocken: „freue, freue dich o Christenheit“ und von oben her rieselte eine weiße Decke auf ihn herab.

Die Christglocken ertönten in der Nacht zur Mette und Scharen von Betern strömten eifrig durch das hohe Dompfortal. Eine vornehme Dame mit kostbarem Pelz und Goldschnittgeberk schritt fromm die Stufen hinauf.

„Pfui,“ machte sie plötzlich und rüchastig die Schleppe an sich, sogar in der heiligen Christnacht ein Betckntener auf den Kirchenstufen. „Wie schauerhaft!“ Doch ihre Stimme hatte trotz ihrer Entrüstung einen weichen, melodischen Klang. — Und drinnen stimmte ein Chor das „Te Deum“ an, und lauter und froher verkündeten die Glocken die Geburt des Erzföfers.

Ende.



Der Nürnberger Trichter.

Wie war das Lernen doch vor dem
Für unsere Kinder so bequem,
Als man zu Nürnberg in der Stadt
Noch den bekannten Trichter hatt!

Es wohnte da in diesem Städtchen,
Wo's Spielzeug gibt für Bub' und Mädchen.
Ein kluger, hochgelehrter Mann,
Er nennt' sich Doktor Hexenzahn.

Mit einem Wundertrichterlein,
Da brachte er den Kinderlein, —
Ganz gleich, ob's Knab', ob's Mägdlein, —
Das Lesen, Schreiben, Rechnen bei!

Dem Max, dem fällt das Lernen schwer,
Mariechen seufzt: „Ich strick' nicht mehr.“
Lateinisch gar den Moriz plagt,
Und Trudchen gleich in Tränen lagt!

Sie stürmen auf die Mutter ein
Und schrei'n: „Wir lernen nichts meh: 'Rein!“
Doch diese sie zur Ruhe wies:
„Des Doktors Trichter hilft gewiß!“

Geht mit zum Meister Hexenzahn,
Der jedem Weisheit trichtern kann!“
So kamen nun zu diesem Herrn
Aus jeder Stadt die Kinder gern.

Bald überall aus deutschem Land
Die Kinderlein wurden ihm gesandt,
Voll Freude war die kleine Schar,
Als in des Doktors Stüb' sie war!

An güld'nem Ring, dem Tische nah,
Man einen Trichter hängen sah,
Der an der Decke festgemacht,
An Wänden aber, o wie fein,

Da standen Kannen, Krügelein,
Dran stand mit roter Tint' geschriebeu,
Was alle Kinderlein wohl lieben;
Und jedes konnt' es selbst gleich lesen.

Was drin zum Trinken war und Essen!
Da standen Beselererei'n“,
Hier für das Schreiben süßer Wein;
Max las auch „Rechenlimonade“.

Mariechen sah „Strickschokolade“,
Für das Latein gab's Himbeerfaß,
Ein Honig wirkt Lern-Wunderkraft!
Run rief Herr Hexenzahn „Herbei!“

Die Kinder sprangen in eine Reib'!
Die Krüge von der Wand er-nahm
Und setz den Trichter bei allen an;
Von jedem Trank ein Löffelein

Boß er in jedes Mäulchen hinein!
Si, wie die Kinderchen da leckten!
Wie da die kleinen Jungen schleckten!
Und als sie alle waren dran,

ging Hexenzahn zu reden an,
„Daß keiner etwa bleib' ein Stöffel,
Geb' Dummen ich noch einen Löffel!“ —
Da stürmten alle auf ihn ein,

Sie wollten alle die Dümmlsten sein!
Drum gab der Doktor ihnen allen
Soviel sie wollten, nach Gefallen! —
Als sie dann mußten geh'n nach Haus,

Schaut schon die Weisheit aus ihnen heraus,
Sie wurden ohne Bücher weise
Durch Doktors Trichter süße Speise!
Doch leider brach ein Krieg nun aus:

Soldaten stürmten Doktors Haus,
Fast dreißig Jahr der Kampf entbrannte,
Ein fremdes Heer durchzog die Lande,
Als Friede dann geschlossen worden,

Sucht man den Trichter aller Orten;
Doch konnt' den Fundort niemand sagen,
Die Kinder mußten sich wieder plagen.
Es fingen wieder manche Kleinen

Bei ihrem Lernen an zu weinen!
Und glaubt mir, bis auf diesen Tag
Seufzt manches noch dem Trichter nach.

H. Schlegel.



Zur Unterhaltung.

— Das Opfer seines Berufs. Bei nreisender (liest an einem Eisenbahnkuppe): „Es ist streng verboten, während der Fahrt etwas hinauszuerwerfen!“ Gott sei Dank, endlich ein Ort, wo ich mich ausruhen kann!

— Verfehlt. „Nun, hast Du Deinem Manne den Standpunkt klar gemacht und ihm gesagt, er soll Dir laufen, was recht und billig ist?“ — „Ja, aber wie habe ich nicht ausgerichtet; jetzt läuft er mir, — was recht billig ist!“

— Eingegangen. 1. Student: Je länger ich darüber nachdenke, komme ich zu der Ansicht, daß die Hoffnung allein glücklich macht. — 2. Student: Dann pumpe mir schnell zehn Mark! — 1. Student: Weshalb? — 2. Student: Dann wirst Du ewig glücklich sein in der Hoffnung, das Geld wiederzubekommen.

— Das Schreckliche. Herr: Wissen Sie schon, Frau v. X. ist wegen Beleidigung verklagt worden. — Dame: Ach, das ist ja schrecklich. — Herr: Ja, die Anklagebank ist kein Vergnügungsort! — Dame: Ach nein, ich meine, daß Frau v. X. nun ihr Alter angeben muß.

— Fataler Name. Schuhmann: Wie heißen Sie? — Arrestant: Meyer. — Schuhmann (wütend): Machen Sie keine faulen Wipe!

— Aus der Schule. Lehrer: Ein Reptil ist ein Tierchen, das an der Erde entlang kriecht. Wer kann mir wohl eins nennen? — Der kleine Adolf: Mein Schwesterchen!

— Passend. Der kleine Moriz: Late, sag' mir, was ich soll schreiben meinem Freund ins Stammbuch! — Vater: Nu, schreib' ihm hinein: Memento Moriz.

— Naheliegend. „Weshalb geht denn dieser Mensch da immer so lezengrade?“ — „Der hält sich jedenfalls für ein Biht.“

— Kindliche Anschauung. Mutter: Trudi, diese Nacht habe ich aber etwas Schönes geträumt! Von lauter Kuchen und Köhnen! — Trudi: Ach Mama, wenn Du wieder so etwas Schönes träumst, läßt Du mich bei Dir schlafen.“

— Was ist der Gipfel der Unverschämtheit? Wenn man bei heftigem Regen in einem Schirmloben Unterkunft sucht, ohne etwas zu kaufen.

— Erkennt. Sonntagsjäger: Gestern habe ich in kürzester Zeit mehr als ein Duzend Wachteln geschossen. — Klaus' ich nicht, denn wissen Sie, ich bin auch Jäger! — Sonntagsjäger: Aber was für einer! — Anekdotenjäger!

— Angehende Hausfrauen. Anna: Kannst Du schon Kaffee kochen, Lilli? — Lilli: Ach, hältst Du mich noch für so dumme? Kaffee kocht man nicht, den — mahlt man!

— Anzüglich. A.: Ich verfühere Sie, ich hatte einen Hund, der ging auf jeden Gallunden los. — B.: Deshalb haben Sie ihn wohl nicht mehr!

— Dunkle Antwort. Richter: Angeklagter, seien Sie mal aufrichtig. Hat das Fenster, durch das Sie einstiegen, offen gestanden oder war's geschlossen. — Angeklagter: Offengestanden — geschlossen.

— Vorschlag zur Güte. Chef: Was fällt Ihnen denn ein, hier mitten im Geschäft am hellen Tage zu schlafen? — Kommiss: Entschuldigen Sie, Herr Prinzipal, aber mein Baby hat mich die ganze Nacht wach gehalten, und ich bin hundemüde! — Chef: Na, bringen Sie das Kind morgen mit ins Geschäft, damit Sie wach bleiben!

— Versängliche Zumutung. Richter: Privatkläger, wodurch hat Sie der Angeklagte beleidigt? — Privatkläger: Er sagte, ich sei ein Heuchler, ein Schurke und ein gewöhnliches Subjekt, was ich hiermit der Wahrheit gemäß beklunde.

— Kollegiales. Erster Journalist: Da lese ich eben, das „Fremden-Journal“ soll in andere Hände übergehen? — Zweiter Journalist: Das war ein Segen! Bis jetzt hab' ich's immer nur in den Händen des Herausgebers gesehen!

— Falsch verstanden. „Mein Herr, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.“ — „Was betreiben Sie, wenn ich fragen darf?“ — „Ich bin Zigarrenreisender.“ — „So. Haben Sie denn auch Mittel?“ — (Geschäftsartig): „O gewiß! Leicht, mittel, kräftig — was Sie wünschen!“

— Raib. Mutter: Liebes Kind, das darfst Du nicht essen, sonst mußt Du sterben. — Die kleine Anna: Aber, Mama, das schadet nicht; dann bringt mich der Klapperstorch wieder!

Rätsecke.

Bezierbild.



Weich ein Weib! Dort kommt meine Frau!

Dreifilbige Charade.

„Ewig“ bedeuten die ersten Beiden,
In die Dritte die Bäume sich lieben,
Bei der Frühlingslüfte Wehen. —
Aber die Blumen und Blätter vergehen,
Wenn der Sommer dem Herbst muß weichen,
Eins nur bleibt, wenn die Farben bleichen,
Eins unterm Schnee noch: Im frischen Kraus,
Krüht dich freundlich das treue Gausel!

Buchstabenrätsel.

Im tiefen Meer bin ich zu Haus
Und werde diesem oft entrückt,
Weil gern das Weib mit mir sich schmückt:
Nimm rasch ein Zeichen jetzt heraus,
Dann wirst du mich am stolzen Thor
Und auch am Tiger stets gewahrt.

Verkräftel.

Tunis, Verdacht, Bondstij, Rätsel, Prognose, Festung, Sorte.
Von jedem Wort ist die gleiche Anzahl nebeneinanderstehender Buchstaben zu nehmen, die dann im Zusammenhang einen gelehrten Beruf bezeichnen.

Rebus



Auflösungen aus voriger Nummer.

Zweifilbige Charade: Steinwech.

Rätsel: Der Hunger.

Rebus: Walweinamteil.

Inhalts-Verzeichnis für das Jahr 1908.

	Seite
I. Größere Erzählungen	
Lotte, Novelle von Clarissa Borges	12
Die Christblume, Von Cl. Borges	193
Um der Ehre willen, Von Cl. Borges	244
In treuer Gut, Novelle von Cl. Borges	322
II. Kurze Geschichten, Skizzen und Charakterzeichnungen.	
Im Dämmerlicht, Frei nach dem Englischen von G. äfin L. K. S.	1
Ein holländisches Riesenprojekt	4
Eine Automobilsfahrt, Von Hans Giesbert	6
Die Tierfreundin, Von Hanna Tschlaff	19
Im Richttraucherabteil, Von A. Heydeck-Crone	29
Miß Jana, Frei nach dem Englischen von Gräfin L. K. S.	36
Die feindlichen Bundesbrüder, Novelle von Heydeck-Crone	51
Richard Wagner, Von Dr. Amb.	60
Die Geschichte eines Traumes, Frei nach dem Englischen von Gräfin L. K. S.	66
Mauerblümchen, Von F. Dachinger	70
Ein Redaktionsbesuch, Novelle von Alexander von Ley	76
Sommerfäden, Von Hanna Tschlaff	81
Eine Würstchaft, Skizze von H. Brungs	86
Am Carbola, Von B. vom See	91
Das Geheimnis des Fensters, Von A. Zerkall	97
Fräulein Sonnenschein, Uebersetzung aus „Tit Bits“ von Tenit Obach	101
Papa weiß doch am meisten, Skizze von Flora Dachinger	109
Osterurlaub, Von Johann Tenge	114
Halleluja, Osterfestsitzung v. Ferd. Strund	122
Seine Lorelei, Novelle von Joh. Rhein	129
Die Partie Billard, Nach dem Französischen von S. Cunla	134
Didy, Frei n. d. Engl. v. Gräfin L. K. S.	138
Wo der Gullinan Diamant herkam, Mit Originalphotographien, von Dr. Schmittmann	140
Sweet seventeen, Skizze von H. Fula	142
Drei Tage, Von A. Sch.	150
Maisblumen, Frei nach dem Französischen von Gräfin L. K. S.	153
Unter falscher Flagge, Frei nach dem Englischen von Gräfin L. K. S.	161
Swanahilde und Mephisto, Von Franziska Brodmann	178
Sommerfrische Daheim	182
Pfälzer Frühlingstage, Von L. Robby	187
Der Bettler auf den Stufen von St. Roch	188
Ein Feigling, Frei übers. v. Gräfin L. K. S.	198
Weißer Lili, Frei nach dem Englischen von Gräfin L. K. S.	212
Licht in Nacht, Von Henriette Brey	235
Heimaterde, Skizze von Hent. Brey	238
Von Auswärts, Von O. Doering	241
Daisu, Von M. Breger	243
Ein Schatten, Skizze von Hent. Brey	254
Durchgefallen, Novelle von J. Fichtner	278
Sie strickt, Von W. Willach	283
Der Zweikampf, Von A. Zerkall	297
Ihr erstes Wirtschaftsgeld, Ein wahres Geschickchen von J. Fichtner	300
Unter der Erde, Von Johann Tenge	307
Hilfsmittel der Polizei i. Kampfe gegen d. Verbrechertum, Von S. P. Hartmann	318
Der sonderbare Briefkasten, Von E. Ring	323
Schlaflos, Von O. Paul	326
Luftschiffe und Flugapparate im Pflanzenreich, Von Dr. F. V.	334
Fürs Leben gezeichnet, Eine Skizze von S. Hartmann	340
Weißer Rosen, Skizze von A. Linde	346
Der wilde Peter, Von Chr. Cremer	357
Der Burnus, V. Velten-Hermann	389
St. Nikolaus, Skizze v. Käthe Merzenich	390
Der graue Gut, Skizze v. Dr. Ventlage	405
Die Brüder, Weihnachtsgeschichte v. Ring	410
Weihnachtslieder, V. M. Weigl	412
III. Humoristische Erzählungen.	
Hauptmann Kurt, Feldwebel Wichtig und Gefreiter Fink, Von Joh. Tenge	22

	Seite
Aus den Memoiren eines Esels, Von S. Brungs	62
Drei Wünsche, Eine lustige Geschichte von Käthe v. Breler	105
Fährlich Uebermut, Militärhumoreske von Johann Tenge	158
Ein Lied von den Sommervögeln, Eine heitere Jugenderinnerung von Theo	253
Ein Gezeichnet, Von W. W. Falohs	262
Sein Landsmann, Militärhumoreske von Johann Tenge	313
Pfite u. Pfole, Humoreske v. J. Fichtner	316
Die böse Blutwurst, Militärhumoreske von Johann Tenge	332
Die billigen Hunde, Eine lustige Geschichte von Stefan Stumpf	342
Der Spindautomat, Militärhumoreske von Johann Tenge	373

IV. Gedichte.

Osterfreude	121
Pfingstmorgen, Von Herm. Steinhausen	177
Am Allerheiligentage, Von Hermann Steinhausen	345
Weihnachten, Von Herm. Steinhausen	409
Der Nürnberger Trichter, V. Schlegel	415

V. Illustrationen.

A. Genrebilder aus dem Leben.	
Im Bade	46
Pierrot	71
Belohnung	149
Pfingsten	181
In der Sommerfrische	193
Erster Besuch	197
Erst das Küchlein	213
Gegenseitige Ueberraschung	225
Allerheiligen am Grabe	345
Der alte Kurmacher	365
Puppenheim-Burleske	390
Ohne Weihnacht	412
B. Bilder aus dem Reiche der Natur.	
Frühlingsanfang auf Bergeshöhe	115
C. Bilder aus dem Kulturleben der Völker.	
Das Automobil in der Landwirtschaft: Ein Rotorpflug	18
Eine eigenartige Ruhmeshalle in China	20
Wintersport im Schwarzwald	36
Ein Gemeindevorstand i. Deutsch-O. A.	61
Jugendliche Angeklagte vor einem Gerichtshof in England	61
Deutsche Kunst im fernen Osten	105
Osterspeisung russischer Schüler	133
Illustrationen zu der Skizze: Wo der Gullinan-Diamant herkam	140
Großstadtkinder in der Ferienkolonie	277
Vandensführer aus der Türkei	292
Bozmafia	386
Ein Vornehmer aus der Herzegowina	386
Bosnischer Bauer	387
D. Ansichten von Städten, Bau- und Kunstdenkmälern.	
Die Moselbrücke in Driedenhofen	1
Ein Andreas Hofer-Denkmal	7
Automobil-Omnibus am Rolle Bah auf der Fahrt nach San Martino di Castrozza	13
Das neue Hoftheater in Weimar	25
Geburtshaus von Wilhelm Busch	44
Das „Palais ideal“ in Hauterivas	45
Lissis	49
St. Moritz	53
Der Schauplatz des Königsmordes in Portugal	69
Schloß Pena bei Cintra	77
Blick auf das isl. Schloß Bussaco in Portugal	84
Blick auf Lissabon	84
Der neue Leipziger Hauptbahnhof nach seiner Fertigstellung	81
Strassenbild a. d. modernen Tsingtau	93
Der lebhafteste Punkt von Konstantinopel	101
Grabmonument des Herzogs Wilhelm V. in Düsseldorf	116

	Seite
Die Villa Bonaparte in Rom	153
Eine merkwürdige Verdienstmedaille	158
Die Hofkönigsburg	180
Das eiserne Kreuz	182
Bilder vom Heidelberg Schloß	185
Denkmal für Oberleutnant Hellmann v. d. Altis	196
Die Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Potsdam	204
Das Denkmal für den Pionier Klink	212
Die neue Bergbahn in Wildbad	220
Ziel in Tirol	233
Der neue Thron für Pius X.	237
Das Wichmann-Denkmal	237
Festhalle zur Katholikerversammlung in Düsseldorf	241
Das Hänschen bei Sedan, in dem Fürst Bismarck und Napoleon III. am Morgen v. d. Kapitulation v. Sedan ihre denkwürdige Unterredung h. ten	245
Festhalle der 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands	257
Die Lambertuskirche in Düsseldorf	258
Kunstpalaß in Düsseldorf	259
Düsseldorfer Rheinbrücke	259
Städt. Tonhalle in Düsseldorf	260
Klosterkirche in Düsseldorf	261
Jan-Bellm-Denkmal in Düsseldorf	262
Ständehaus in Düsseldorf	262
Bilder von dem Postdampfer Kronprinzessin Cecilie	265
Gymnasium in Brilon	270
Siegel der Stadt Brilon	271
Reval	276
Der Schlitten, den Napoleon I. auf seiner Flucht aus Rußland benutzte	293
Der Kirchenjaal der amerikanischen Gesundbeter in Berlin	293
Ein Sanitätswagen zu Kriegszwecken	305
Der Berliner Eispalast	309
Denkmal d. Landgräfin Elisabeth v. Hessen	316
Der neue Gordon-Bennet-Preis	317
Die Brandkatastrophe in Konstantinopel	332
Der Pariseval-Ballon	332
Das neue Halbboot zum Uebersetzen der Kavallerie	332
Ein Wunder der Technik	341
Tirnowo, die bulgarische Krönungsstadt	348
Die Schatzgalerie in München	350
Ein franz. Kriegerdenkmal auf deutschem Boden	353
Die Walhalla in Regensburg	364
Zeppelin I.	369
Das Jubiläumsgeschenk Kaisers Franz Josef an Papst Pius X.	372
Das Jagdschloß Edarissau	385
Der Zeppelin-Gedenkstein b. Echterdingen	394
E. Bilder aus der Zeitgeschichte.	
Eine neue Errungenschaft der Technik: Fernbewegung durch Elektrizität	12
Ein neues englisches Maschinengewehr mit seinem Erfinder, Major Pigerald	19
Von der Puppen-Ausstellung des Vereins Frauenfürsorge in Düsseldorf	20
Die Aufbahrung der verstorbenen Königin-Wittve Carola von Sachsen	21
Eine praktische Neuerung im Strassenbahnwesen in Schweden	33
Kaiser Wilhelm nimmt im Lustgarten zu Berlin die Wittschrift einer Dame entgegen	37
Die Wah.rechtsdemonstration gegen das Landtagswahlrecht in Berlin	41
Die erste russ. Duma a. d. Anklagebank	52
Wie amerikanische Frauen gegen das Glückspiel kämpfen	93
Der Unberühmbare	95
Ein lautsprechendes Telephon im Deutschen Reichstag	103
Der Brand des Hoftheaters in Reiningen	108
Das Begräbnis der Fürstin Schijn, der Mutter von Japan	109
Von der Leipziger Ostermesse	109
Amerikanische Kirchen als Wärmehallen für Obdachlose	118
Zum Besuch des deutschen Kaiserpaars in Venedig	182

	Seite
Ein schwerer Anfall der englischen Marine	145
Zur Fahrt des deutschen Kaiserpaars nach Korfu	148
Zum Brand der Garnisonkirche in Berlin	155
Bilder zur Kaiserfahrt nach Korfu	157
Prinz Eitel Friedrichs Einzug in Potsdam	164
Zum Besuch frz. Studenten in Berlin	165
Süddeutsche Bürgermeister in London	196
Zum Besuch Gallieres in London	204
Das Kronprinzenpaar in Düsseldorf	205
Von der Damenhutkonkurrenz in Berlin	200
Monarchenzusammenkunft in Neval	217
Vom Start der Prinz-Heinrich-Tourenfahrt in Berlin	220
Künstlerlag der Allg. deutschen Künstlergenossenschaft in München	221
Zu den blutigen Vorgängen in Teheran	236
Zu dem Brüdeneinsturz in Ädn	249
Von der Europareise des Arion	252
Der Brand der Naphtharube in Galizien	252
Vertreter der Studentenschaft vor dem Monaseum des großen Kanzlers	273
Guldigungsfeier deutscher Turner am Niederwalddenkmal	275
Straßenbild aus Donaueschingen nach dem Brande	282
Bilder v. Zeppelinischen Ballon vor und nach der Katastrophe bei Scherdingen	284
Bilder von der Düsseldorfer Katholiken-Versammlung	297
Zu den Koisertagen im Elsch	313
Die Katastrophe auf dem Kantonfluß im Hafen von Hong-kong	333
Das Eisenbahnunglück auf der Hochbahn in Berlin	337
Der Stapellauf des „Saint Vincent“	340
Der Brand der Telephonzentrale in Paris	341
Das dies-jährige internationale Ballonwettfliegen	356
Dr. Robert Koch in Japan	357
Aufzug vor der Eröffnung des engl. Parlaments	361
Die Feierlichkeiten in Sofia	363
Zu den Einzugsfeierlichkeiten der Prinzessin Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein in Berlin	373
Bilder zu den Ereignissen a. d. Balkan	379
Der Kronprinz an Bord des „Zeppelin I.“	383
Der serbische Thronfolger in Petersburg	389
Zu dem Grabenunglück auf Radbad	393
Das deutsche Kronprinzenpaar im Wildbad Kreuth	404
Kriegerische Vorbereitung in Serbien	405
F. Porträts.	
Königin Sophie von Schweden	4
König Oskar II. von Schweden	4
König Gustav V. von Schweden und Königin Viktoria von Schweden	4
Präsident Theodor Roosevelt mit seiner Familie	5
Königin-Witwe Carola von Sachsen	9
Die erste chinesische Studentin an einer deutschen Universität	11
Ein Briefträger, der mit 80 Jahren noch seine Pflicht tut	14
Die erste Reichstags-Stenographin Frau Zahle (Kopenhagen)	28
Max Bruch, Komponist	28
Geheimrat Dr. Hinzpeter	28
Großfürst-Thronfolger Alexej	29
Kronprinz Humbert (Italien)	29
Der österreichische „Hauptmann von Nöpenid“ (Leopold Goldschmidt)	31
Maler Jakob Meiners	35
Oberstaatsanwalt Hsenbiel	39
Wilhelm Busch	44
Großherzog Ferdinand IV. von Toskana	55
Kaiserin Auguste Viktoria	57
Herzogin Maria von Anhalt	57
Großherzogin Hilba von Baden	57
Königin Luise von Dänemark	57
Königin Olga von Griechenland	57
Richard Wagner	60
Siegfried Wagner	60
Kardinal Richard	65
König Carlos I. von Portugal	68
Königin Amalie von Portugal	68
Kronprinz Louis Philipp	68
General Reich	73

	Seite
General Stössel	73
General Fod	73
Herzog Ernst von Sachsen-Mlenburg	75
Maria Pia von Portugal	76
König Manuel von Portugal	76
Königin Alexandra von England	81
Großherzogin Eleonore von Hessen	81
Königin Helene von Italien	81
König Wilhelm II. von Württemberg	83
Die Führer der republikanischen Parteien in Portugal	85
Professor Peter Janssen	92
Professor Friedrich von Esmard	92
Reinhold Sydow	92
Fürstin Berta von Lippe	97
Großherzogin Maria Anna von Luxemburg	97
Großherzogin Elisabeth von Medlenburg-Strelitz	97
Großherzogin Alexandra von Medlenburg-Schwerin	97
Fürstin Milena von Montenegro	97
Königin Maud von Norwegen	105
Herzogin Elisabeth von Oldenburg	105
Königin Amalie von Portugal	105
Prinzessin Elise von Neuch	105
Königin Elisabeth von Rumänien	105
Lord Tweedmouth	113
Dr. Wöndenberg, der präsidierende Bürgermeister von Hamburg	129
Großherzogin Maria Anna von Luxemburg	134
Benjamin Franklin	139
Dr. Beck	142
Der Vizepräsident des chinesischen Lehrministeriums Ju Schi Mu	161
General Imewitsch	165
Campbell-Bannerman	165
Kaiser Franz Josef I.	169
Luitpold von Bayern	172
König August von Sachsen	172
Kaiser Wilhelm	172
König Wilhelm von Württemberg	172
Großherzog Friedrich von Baden	172
Herzog Karl von Sachsen-Koburg	173
Großherzog Ernst von Sachsen-Weimar	173
Herzog Friedrich von Anhalt	173
Großherzog August von Oldenburg	173
Fürst Leopold zu Lippe	173
Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe	173
Großherzog Franz von Medlenburg-Schwerin	173
Dr. Burchard, Bürgermstr. v. Gomburg	173
Marieken Zimmermann	179
Prinzessin Anna Monika Pia mit ihren Schwestern	180
Papst Pius X.	201
Adolf L'Arronge	203
Bildnis der Kaiserin v. China, Hsu-Hi	211
Opernsänger Julius Lieber	212
Prof. Dr. Richard Schroeder	219
Ulrich v. Winterfeld-Mentlin	228
Mahmoud Chan	228
Paul Naujer	228
Prof. Joh Schilling	242
Brooker Cleveland	243
Prof. Friß Koerber	244
Die Enkelin Kaiser Franz Josef's, Fürstin Windischgrätz, mit ihren 3 Söhnen	244
William Taft	245
Anna Gallieres, Präsident Gallieres mit seinem Schwiegersohn Jean Lanes	253
Minister Iswolski	276
Minister Pichon	276
Ferid Pascha	282
Hans Castan	283
Königin Ena von Spanien mit ihren beiden Kindern	289
General von Wittwih und Gaffron	292
General Sentschel v. Gilgenheimb	292
Hauptmann Otto Süß	308
Abg. v. Bollmar	308
Prof. Dr. Diether	308
Mulay Pasch	317
Königin Wilhelmine	321
Staatssekretär Jörn v. Bulach	324
Dr. Richard Strauß	324
Der türk. Kriegsminister Ali Nisa-Pascha	325
Regenthäuptling Jaha in Kamerun	325
Kaiser Franz Josef und Thronfolger Franz Ferdinand	329

	Seite
Osman Rigani-Pascha	331
Pablo de Sarajate	332
Die Jatin von Bulgarien	348
Peter I. von Serbien	349
Isiwolski und Titoni	349
Gräfin zu Stolberg-Bernigerode	372
Großfürstin Elisabeth Fedorowna	372
William Taft	377
Präsident Dr. Freiburg	382
Abg. Stöder	388
Frau Taft	389
Der erste weibl. Bürgermeister i. England	395
Großfürst Alexis von Rußland	401
Prinz Tschun, Regent von China	402

G. Bilder religiösen Charakters.

Die Kreuztragung Christi.	117
Und sie kamen am ersten Tage der Woche zum Grabe	122
Und als sie hineinklickten, sahen sie den Stein weggerollt	123
Christus	124
Ostermorgen	125
Ehre sei Gott in der Höhe	413

VI. Für die Frauenwelt.

Das Decken des Tisches	15
Das Vorlesen im Familienkreise	15
Haustyrannen	55
Gesellschaftliche Lügen	71
Die rechte Hausfrau	87
Trauer.	96
Die Behändigkeit der Frauen	103
Das Vertischen	110
Die Frau im Mißgeschick	118
Sprüche für Oftereier	119
Vorbereitung zum ersten Schulgang	128
Jungbleiben	128
Aus der Kinderstube	134
Parfüms von Königinnen	159
Das Spielzeug der Kinder	167
Wie die Menschen schreiben	294
Die Pflege der Gesichtshaut	295
Die richtige Behandlung des Klaviers	302

VII. Für die Kinderwelt.

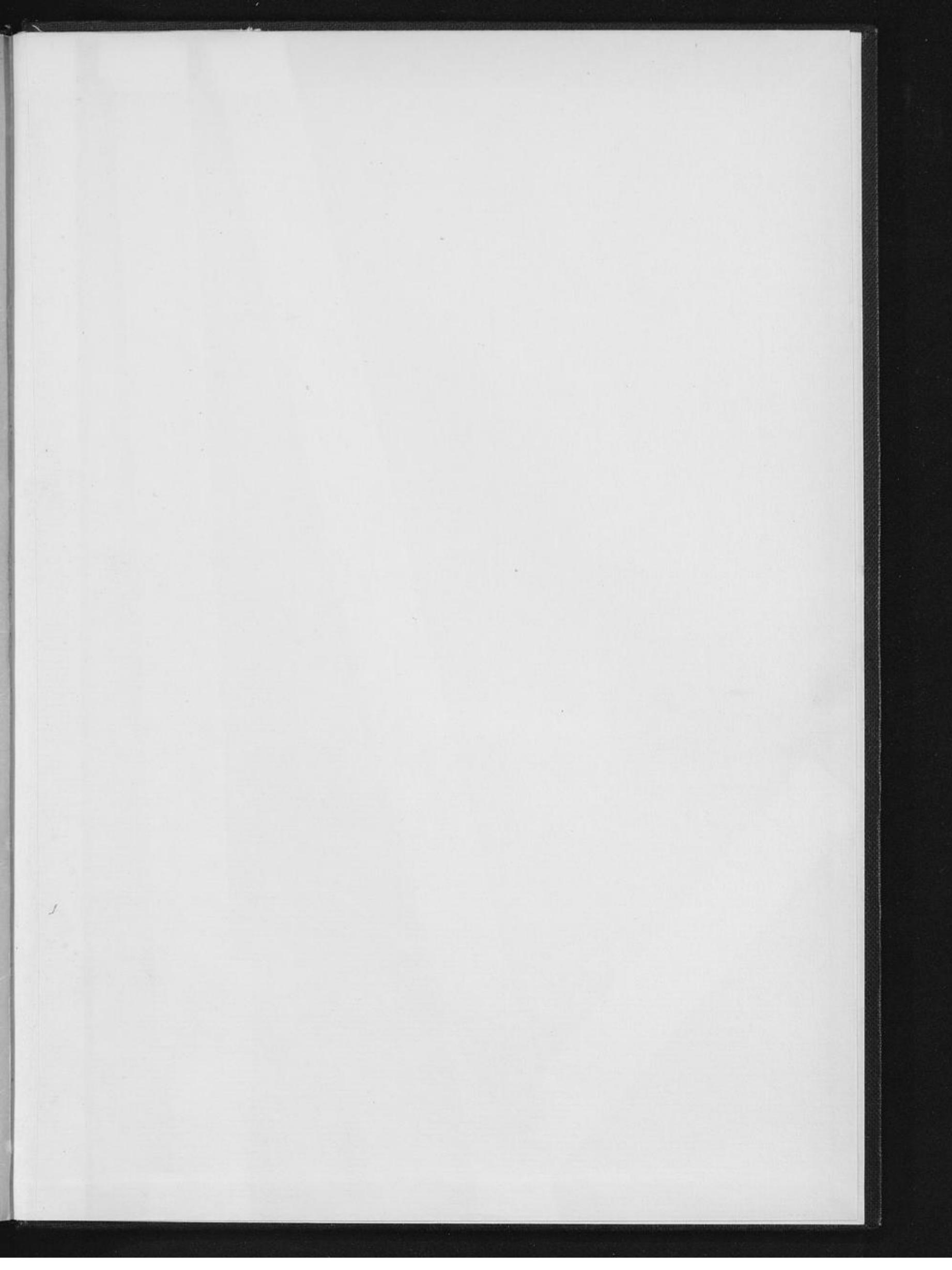
Die grüne Ballsdame	15
Beim Honigbrotessen	15
Das Zwergmädchen	23
Kessel, Kätz, Maus	23
Die schwarze Kunst	23
Zum Schnellsprechen	23
Unmögliches	23
Luftig im Kreise	47
Zahlen extra en	47
Ein Sonnenstrahl	47
Stehaufstehen aus hohlen Eiern	87
Zungenübungen	87
Ein Gesellschaftsspiel	103
Bei Tische	118
Eine merkwürdige Kraftprobe	118
Der Farbkreis	118
Saufwind	127
Rätsel	127
Ein Gesellschaftsspiel	127
Lora	127
Kindleins blaue Augen	135
Ein Schelmenstreich	143
Rätsel	143
Der Holzstoß als Rästchen	175
Lottospiel	175
Rügentraub	191
Der Hüpfen	191
Das Wortbildungs spiel	199
Der Kleine Hans und der Riese	215
Wie eine Gans entsteht	223
Hansl und der Raubvogel	223
Allerhand Spiele und Beschäftigungen	303
Wie fliegen die Vögel?	399
Spiral hüpfen	399
Hirt und Herde	407
Vogelhändler	407

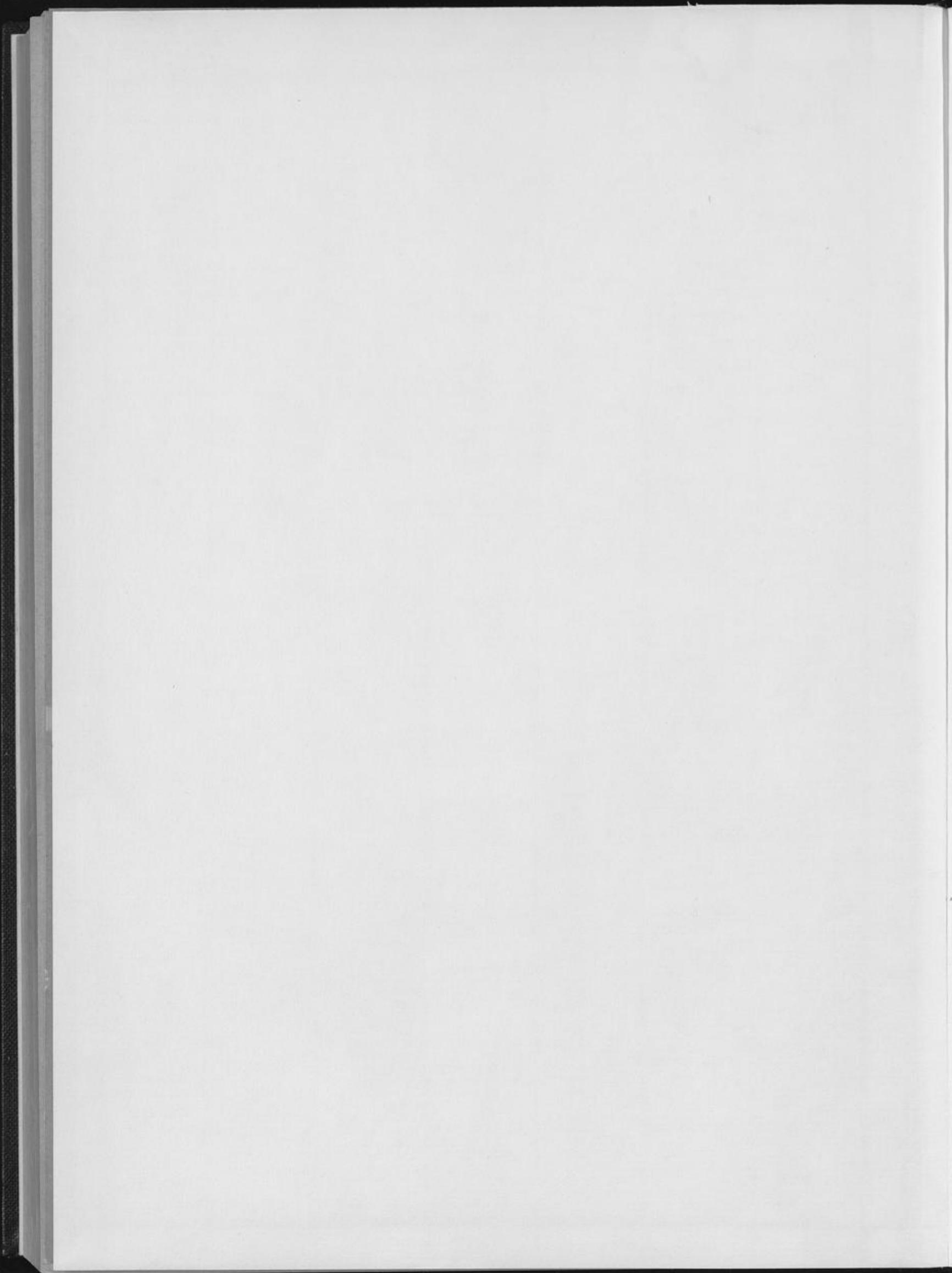
VIII. Nütliches fürs Haus.

Diese Rubrik enthält nützliche Ratssätze für das Haus, Kochrezepte u. s. w.

IX. Zur Unterhaltung.

Sammeltitel für kleine, historische, kulturgeschichtliche und geographische Notizen, Anekdoten, Scherze u. s. w.





TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

R	G	B	W	G	K	C	Y	M
								

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19





